Staatl. Bibliothek
Regensburg

4° Hist. pol III, 79 c 3

3008

1663

3008

Bibliothek=Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs

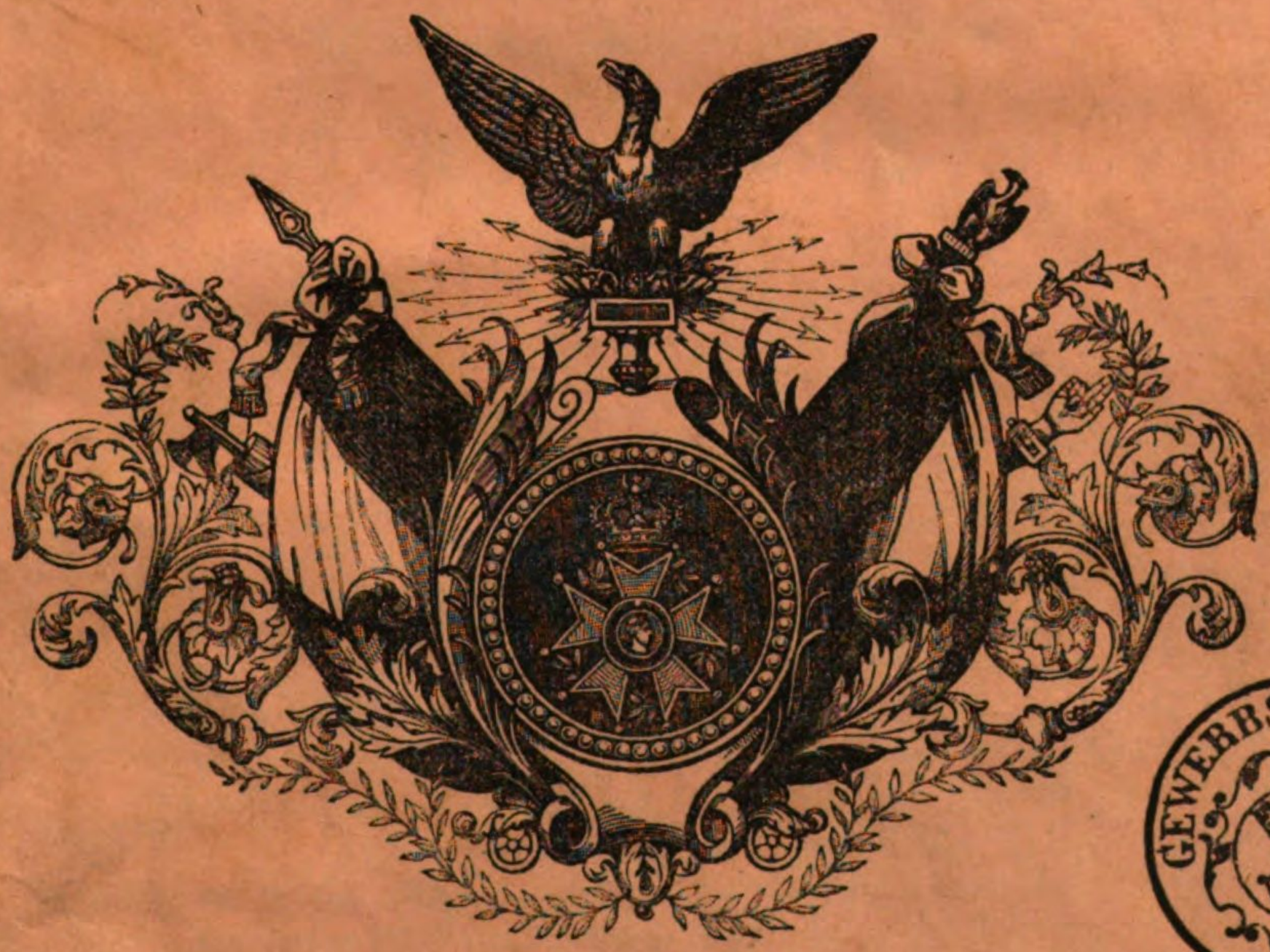
von

Adolf Thiers.

Aus dem Französischen

von

Dr. Eduard Burckhardt.



GEWERBS-VEREIN.

Dritter Band.

Dreiundsiebenzigste bis siebenundsiebenzigste Lieferung.

Bogen 1—10. Illustrationen: Karte von Europa. Karte der Insel St. Domingo. Plan des Schlachtfeldes von Eylau. Plan des Schlachtfeldes von Friedland.

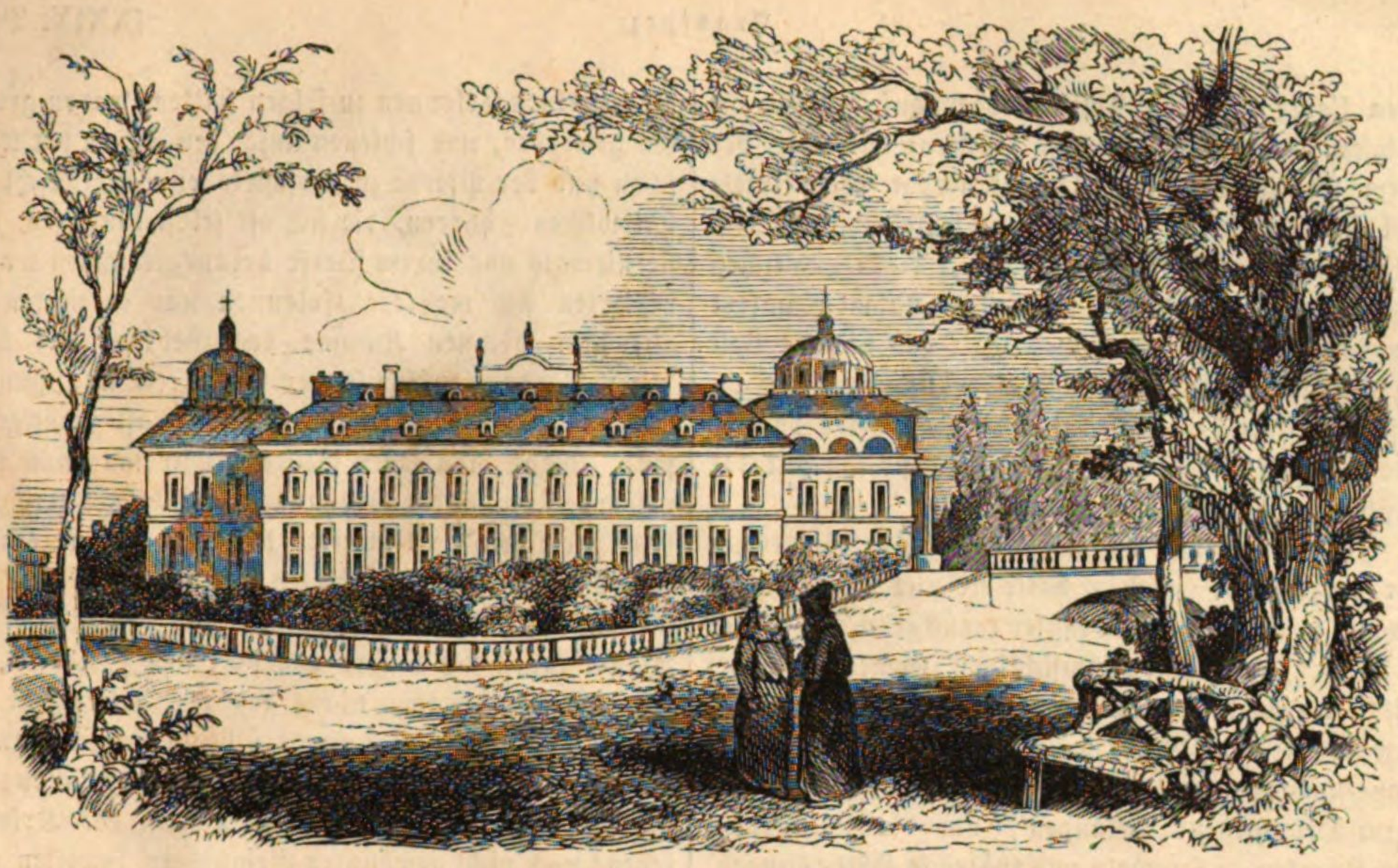
Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1849.

G 76/2319

Staatl. Bibliothek
Regensburg



Neun und zwanzigstes Buch.

Aranjuez.

Während Napoleon, entschlossen über das in Spanien zu verfolgende Ziel, aber ungewiß über die zu ergreifenden Mittel, sich, erfüllt vom Vertrauen auf die Unermeßlichkeit seiner Macht, nach Italien begab, rückten die französischen Armeen in der Halbinsel vor und sollten hier eine erste Erfahrung der Schwierigkeiten machen, die ihrer in diesem unwirthlichen Lande warteten.

Die zuerst einrückende Armee war das Corps Junot. Wir wissen, daß er beauftragt war sich Portugals zu bemächtigen. Es war aus ungefähr 26,000 Mann zusammengesetzt, wovon 23,000 Mann unter den Waffen waren. 3 bis 4000 aus den Depots gezogene Verstärkungen folgten ihm. Es bestand aus drei Divisionen unter den Generälen Laborde, Loison, Travot. Dem Generalstab stand General Thibault vor und den Oberbefehl führte der tapfere Junot, der ergebene Adjutant Napoleon's, kurze Zeit Gesandter in Portugal, ein einsichtsvoller Offizier, der muthvoll bis zur Verwegenheit war und der keinen andern Fehler, als eine angeborene Lebhaftigkeit des Charakters hatte, die später zu einer Geisteskrankheit ausarten sollte. Die Armee bestand aus jungen Soldaten der Conscription von 1807, war aber in alte Cadres eingereiht und hinreichend exercirt. Diese Recruten waren ganz geeignet gut im Feuer zu stehen, aber leider wenig an Anstrengungen gewöhnt und diese sollten sie gerade am meisten auszustehen haben. Napoleon, der ein rasches Einrücken in Lissabon wünschte, nicht, um sich der königlichen Familie, um die er sich wenig kümmerte, sondern um sich der portugiesischen Flotte und der ungeheuern Reichthümer der englischen Kaufleute zu bemächtigen, hatte General Junot Befehl ertheilt, seinen Marsch zu beschleunigen, seinen Soldaten weder Anstrengung noch Erschöpfung zu ersparen, damit er noch zur rechten Zeit ankam. Junot war in seinem Eifer nicht der Mann, der, weiser Beurtheilung nachgebend, von diesem Befehl das unausgeführt hätte lassen können, was seine Befolgung in diesem Lande gefährlich machte.

Am 17. October rückte die spanische Armee in Spanien, der leichtern Verpflegung wegen, in mehreren Colonnen ein. Sie marschirten auf Valladolid über Tolosa, Vittoria und Burgos. Trotz der Versprechung des Friedensfürsten waren auf der Straße keine Vorbereitungen getroffen und Abends mußte man in der Eile einige Lebensmittel zusammenraffen, um die von den Anstrengungen des Tags erschöpften Truppen zu ernähren. Die Quartiere waren abscheulich, voller Ungeziefer und so unreinlich, daß unsere Sol-

daten lieber auf den Feldern oder auf der Straße schliefen. Die Bevölkerung empfing sie mit der einem lebhaften Volke, das glänzende Schauspiele liebt und dem eine träge Regierung dieselben seit einem Jahrhundert nicht verschafft hat, eigenthümlichen Neugier. Die gebildeten Classen nahmen unsere Truppen gut auf, aber schon legte das niedere Volk gegen sie seinen fanatischen Fremdenhaß an den Tag. Auf dem Marsche nach Salamanca erhielten vereinzelte Soldaten Messerstiche, obgleich sie sich mit der größten Zurückhaltung benahmen.

In Salamanca angekommen, hatte die Armee eine kurze Rast. Schon hatte sie viel von Anstrengungen gelitten und Nachzügler zurückgelassen. General Junot, der einen umsichtigen Generalstabschef hatte, errichtete in Valladolid, in Salamanca und vorwärts Ciudad-Rodrigo Depots, die aus einem Platzcommandanten, einigen Bureauangestellten und einem Detachement bestanden, um die Ermüdeten oder Kranken zu sammeln und später in Abtheilungen, die stark genug waren, um sich zu vertheidigen, der Armee nachzuschicken. Der Befehl, ohne Verzug weiter zu marschiren, hatte die Armee in Salamanca getroffen, und sie verließ diese Stadt am 12. Novbr. in drei Divisionen. Um von Ciudad-Rodrigo nach Alcantara zu gelangen, hatte sie das Gebirge zu überschreiten, welche das Duro- von dem Tajothal trennt und eine Verlängerung der Guadarrama ist. Von Salamanca bis Alcantara hatte man 50 Meilen durch ein armes gebirgiges und bewaldetes Land zu marschiren, das nur bewohnt war von Schäfern, welche es zweimal des Jahres mit ihren Heerden besuchten, das eine Mal im Herbst, wo sie aus Alt-Castilien nach Estremadura zogen, das andere Mal im Frühjahr, wo sie aus Estremadura nach Alt-Castilien zurückkehrten. Obgleich die spanischen Behörden versprochen hatten, für Lebensmittel zu sorgen, so fand man doch fast nichts in San Munos, das halbwegs zwischen Ciudad-Rodrigo und Salamanca liegt. Die Truppen marschirten also 19 Meilen in zwei Tagen, ohne eine andere Nahrung als etwas Ziegenfleisch, zu dessen Erlangung sie sich der Heerden, denen sie begegneten, bemächtigten. In Ciudad-Rodrigo, einer ziemlich bedeutenden Stadt und einer Festung von großer Wichtigkeit, fand man einen sehr übel gestimmten Gouverneur, der sich mit seiner Unkenntniß von der nahen Ankunft der französischen Armee entschuldigte und sich keine Mühe gab, die versäumten Vorbereitungen durch nachträgliche Anstrengungen zu ersetzen. Doch sammelte man noch so viel Lebensmittel, um den Truppen eine halbe Ration zu geben; ein neues Depot, um die Nachzügler, die mit jedem Schritt zahlreicher wurden, aufzunehmen, wurde errichtet und der Marsch nach dem Gebirge angetreten. Das Wetter war plötzlich abscheulich geworden, wie das oft in südlichen Gegenden geschieht, wo die Natur so extrem wie die Bewohner mit eigenthümlicher Schroffheit von der mildesten zur rauhesten Temperatur übergeht. Regen und Schnee wechselten ohne Aufhören mit einander ab. Die Fußpfade, auf welchen die einzelnen Colonnen zu folgen hatten, waren grundlos geworden, und schienen unter den Füßen der Menschen und der Pferde zu verschwinden. Getäuscht von halbwilden Führern, die sich oft selbst täuschten, weil sie niemals aus ihrem Dorfe herausgekommen waren, verirrten sich mehrere Colonnen und erreichten fast auf dem höchsten Kamme des Gebirgs das Dorf Peña Parda, erschöpft vor Müdigkeit und Hunger, und hatten einen Theil ihrer Mannschaft zurückgelassen. Wenn man leben wollte, mußte man noch Moraleja auf dem andern Abhange des Gebirges erreichen. Ein fürchterliches Unwetter kam jetzt zum Ausbruch. In einem Augenblick strömten alle Rinnsale über und mitten im Geheul der Winde und dem Tosen der Wässer sahen sich unsere unerfahrenen Soldaten, die seit mehreren Tagen nichts gegessen hatten und für die nächste Zeit kein besseres Obdach hoffen konnten, von einer plötzlichen Demoralisation überfallen, die bei jungen, an die Widerwärtigkeiten des Kriegerlebens noch nicht gewöhnten Gemüthern zuweilen vorkommt. Seitdem die Nacht angebrochen war und die vom Regen schlaff gewordenen Trommeln keinen Ton mehr hören ließen, schlich sich Unordnung in die Reihen ein; die Soldaten konnten die Umgebung nicht mehr unterscheiden und sich selbst nur mit Mühe erkennen. Sie suchten sich durch Zurufe mit einander in Verbindung zu setzen, und ließen das Gebirg von wildem Geheul wiederhallen. Die Offiziere wurden weder erkannt noch gehört; die Zuchtlosigkeit kam zur Verzweiflung und die Verwirrung stieg aufs Aeußerste. Doch erreichte eine erste Colonne glücklich gegen 11 Uhr Nachts Moraleja, fand dort bereits ein Detachement vor und brachte dorthin Kunde, in welchem Zustande die übrige Armee war. Jetzt schickte man die am wenigsten Ermüdeten hinaus, um ihren Kameraden zu Hülfe zu kommen. Man zündete große Feuer an, steckte ein Nachtsignal auf der Spitze des Kirchthurms aus, ließ die Glocken läuten, um den Verirrten die Richtung anzugeben. Um das Unglück voll zu machen, waren in Moraleja nicht mehr Vorbereitungen getroffen, als anderswo. An Lebensmitteln war gänzlicher Mangel. In der Verzweiflung des Hungers achteten die Soldaten auf nichts mehr, fingen an zu plündern und verwüsteten den unglücklichen Flecken, der so das Opfer der Ungenauigkeit wurde, mit der die spanische Regierung ihre Versprechungen erfüllte. Im Augenblick der Ankunft war nicht ein Viertel der Mannschaft um die Fahne versammelt. Im Verlaufe der Nacht erreichte allmälig Alles, was nicht den Anstrengungen des Marsches erlegen, in den angeschwollenen Gebirgswässern ertrunken oder unter den Messern der Hirten von Estremadura gefallen war, den verwüsteten Rastort Moraleja. Einige Ziegen reichten gerade noch hin, sie vor dem Tode durch Entkräftung zu retten. Aber an einem solchen Orte längere Rast zu halten, war unmöglich und am nächsten Morgen brach man nach Alcantara auf, wo man endlich die Ufer des Tajo und die portugiesische Grenze erreichte.

Der Oberbefehlshaber Junot war hierher seiner

Armee vorausgeeilt, um die Versäumnisse der spanischen Regierung wieder gut zu machen. Die Stadt bot einige Hülfsmittel mehr dar, als das unwirthliche Gebirge von Estremadura. Dennoch waren diese Hülfsmittel nicht sehr beträchtlich und waren zum Theil schon in Anspruch genommen von den spanischen Truppen des Generals Caraffa, der mit einer Division von 9 bis 10,000 Mann die Bewegung der französischen Truppen unterstützen und am linken Ufer des Tajo hinabmarschiren sollte, während General Junot am Rechten operirte. Man fand hier einige Ochsen und einige Schafe und vertheilte sie unter die Regimenter; man verschaffte sich Brod, so daß der Mann eine halbe Ration erhielt und hielt einen Rasttag, um die Zerstreuten zu sammeln und die Müden zu stärken. Das Corps hatte ein Fünftel seines Bestandes, 4 bis 5000 Mann, zurückgelassen oder in den Wäldern und in Gebirgsströmen verloren. Die Hälfte der Cavallerie war nicht mehr beritten, viele Pferde waren verhungert, andere hatten wegen Verlust des Beschlags nicht folgen können. Die Artillerie hatte man durch Ochsen fortschaffen müssen und da diese bald gefehlt hatten, waren in Alcantara nur sechs Geschütze angelangt. Die Munition hatte man mit dem Reste des Materials unterwegs zurücklassen müssen.

Die Verlegenheit des Generals Junot war groß. Einerseits fühlte er sich angetrieben durch die Befehle Napoleon's und die Gewißheit, daß er, wenn er nicht bald in Lissabon ankam, die Flotte mit den Reichthümern Portugals schon abgesegelt finden und auf einen schwer zu besiegenden Widerstand stoßen würde; andererseits hatte er den gegen den Tajo geneigten Abhang des Gebirges von Beyra vor sich, das aus steilen Vorbergen, von einander getrennt durch tiefe Schluchten, die man wegen ihrer Schroffheit Talladas nennt, besteht, und das ganz unbewohnt und ohne Hülfsmittel ist, und durch die Regengüsse des Herbstes noch schrecklicher wurde. Dazu kam noch, daß unsere in aller Eile aus Frankreich in Marsch gesetzten Soldaten kein Material bei sich hatten und meistens ohne Schuhe und ohne Patronen waren, und außer Stand einen langen Marsch auszuhalten oder einen ernstlichen Widerstand zu überwinden; und auf Widerstand konnten sie leicht stoßen, denn die Portugiesen hatten noch 25,000 Mann sehr gute und schlagfertige Truppen, und die Aussicht spanisch zu werden, machte sie nicht sehr geneigt, die Eindringlinge in ihrem Land gut zu empfangen. Auf die Mitwirkung der Spanier war nicht zu rechnen, denn anstatt 20 Bataillone hatten sie nur 8 gestellt und diese waren von einem so schlechten Geist gegen die Franzosen erfüllt, daß man sie in ihe Cantonnements hatte zurückschicken müssen.

General Junot hatte zwischen zwei Wegen zu wählen, entweder mußte er in Lissabon unangenehme Ereignisse ruhig vorübergehen lassen, oder mit schon erschöpften Truppen sich neuen Anstrengungen in einem noch unwirthlichern Lande, als das eben durchzogene gewesen, aussetzen. Er zögerte nicht und zog den Weg des Gehorsams dem Weg der Klugheit vor.

Er beschloß daher seinen Eilmarsch über die Vorberge von Beyra, welche sich von Alcantara bis Abrantes am Tajo hinziehen, fortzusetzen. Er brachte einige Schuhe und einige Ochsen zusammen, benutzte ein vorhandenes Pulvermagazin und die voluminösen Archive der Ritter von Alcantara zur Verfertigung von Patronen und theilte seine Armee in zwei Theile, deren einer aus der Infanterie der beiden ersten Divisionen, der andere aus der Infanterie der dritten Division der Cavallerie, der Artillerie und den Nachzüglern bestand. Mit der ersten Abtheilung marschirte er weiter und die zweite ließ er in Alcantara zurück, damit sie nachkomme, sobald sie sich ein wenig gesammelt, erholt und mit Transportmitteln versehen hatte. Er nahm einige Gebirgsgeschütze mit sich, die wegen ihres geringen Calibers leichter fortzuschaffen waren.

Er beschloß am 20. November von Alcantara aufzubrechen und die portugiesische Grenze auf dem rechten Ufer des Tajo wieder zu überschreiten, während General Caraffa auf dem linken Ufer dasselbe that. Allerdings wäre es besser gewesen über den Tajo zu gehen, tiefer in Estremadura einzudringen, Badajoz zu gewinnen und die große Straße von Badajoz nach Elvas einzuschlagen, der gewöhnlich die Spanier folgen. Aber alsdann mußte man erst abwärts bis Badajoz marschiren und dann sich rechts wenden und einen langen Umweg machen, um Lissabon zu gewinnen. Napoleon hatte sich blos nach der Karte gerichtet und den kürzesten Weg nach Lissabon am rechten Ufer des Tajo von Alcantara über Abrantes vorgeschrieben, während die Spanier am linken Ufer folgen sollten. Außer dem Vortheile der Schnelligkeit, ersparte man sich noch einen Uebergang über den Tajo in der Nähe von Lissabon. Wenn aber Napoleon hätte wissen können, daß die Armee in Portugal von fluthartigen Regengüssen behindert und durch die Nachlässigkeit ihrer Verbündeten ganz erschöpft von Hunger und Anstrengung in Alcantara ankommen würde, so hätte er wahrscheinlich den Verlust einiger Tage einem Eilmarsche vorgezogen, der bald einer wilden Flucht ähnlich werden sollte. Aber hier fingen sich die verhängnißvollen Uebelstände einer extremen Politik zu zeigen an, die überall, an der Weichsel und am Tajo, in Danzig und in Lissabon, zu gleicher Zeit handelnd auftreten wollte, und deshalb aus weiter Ferne Befehle ertheilen und sich schwächlicher Soldaten und unerfahrener Generäle bedienen mußte, wenn die ältern Soldaten und geschicktern Generäle anderswo beschäftigt waren. Es giebt Generäle, die durch Schlaffheit, und andere, welche durch Uebermaß von Eifer fehlen. Letztere sind seltner und im Allgemeinen nützlicher, aber oft gefährlicher. Junot war von dieser letztern Art. Er stand daher nicht an am 20. November von Alcantara abzumarschiren, nachdem er vorher, wie wir schon früher erwähnten, einen Theil der spanischen Truppen, die nicht ganz zuverlässig zu sein schienen, zurückgeschickt und dem andern

befohlen hatte, dem linken Ufer des Tajo zu folgen. Von einer Armee, die in Bayonne 23,000 Mann gezählt hatte, folgten ihm jetzt höchstens 15,000. Der Rest war zwar nicht todt oder verloren, aber außer Stand einen solchen Eilmarsch mitzumachen. Er marschirte den Tajo entlang, auf Fußpfaden am Abhange des Gebirgs, die bald bergauf bald bergab gingen und bald auf dem Rücken der Ausläufer des Beira-Gebirgs hinliefen, bald sich in die tiefe Abgründe, welche sie von einander trennten, hinabsenkten. Seine beiden Infanterie-Divisionen ließ er auf zwei verschiedenen Wegen nach Castel-Branco abgehen. Die erste schlug die Straße von Idanha-Nova ein, die zweite die von Rosmaninal. Beiden folgten einige leichte spanische Truppen. Das Wetter war immer noch entsetzlich, der Regen dauerte unausgesetzt fort, die Wege waren fast ungangbar. Die erste Division unter dem Oberbefehl des Generals Laborde, hatte einen ungewöhnlich tiefen und breiten und ausgetretenen Gebirgsbach zu überschreiten. Der tapfere General stieg vom Pferde, trat bis an die Brust ins Wasser und blieb in dieser Stellung, bis alle seine Mannschaft hinüber war. Das Abendessen bestand nur aus Ziegenfleisch, Eicheln und einer Unze Brod auf den Mann. Am nächsten Tage kam man nach Castel-Branco, wo die beiden Divisionen sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande vereinigt fanden. Die zuerst Angekommenen, die weniger Schwierigkeiten zu übersteigen gehabt hatten, bivouakirten vor der Stadt und überließen den Nachkommenden, die mehr ermüdet waren, die Quartiere im Innern von Castel-Branco. An die Backöfen waren Schildwachen gestellt, um die Plünderung zu verhüten. Dadurch sah man sich in den Stand gesetzt, jedem Einzelnen zwei Pfund Brod zu geben. Es fehlte an Fleisch, aber man hatte Reis, Gemüse und Wein. Die Soldaten waren bleich, entstellt und fast alle barfuß. Hierbleiben war mit Verhungern fast gleichbedeutend, ohne noch den kostbaren Zeitverlust zu rechnen. Man marschirte daher weiter in der Hoffnung Abrantes zu erreichen, eine reiche und bevölkerte Stadt, die vor dem Gebirge in einer offenen und fruchtbaren Gegend liegt. Der Marsch wurde in zwei Colonnen angetreten, von denen die eine, die erste Division, über Sobreira-Formosa, die andere, die zweite, über Perdigao ging; die erste hatte 14 Meilen vor sich und vier oder fünf Gebirgsbäche zu überschreiten. Der Regen hatte sie so sehr angeschwellt, daß der Uebergang sehr gefahrvoll war. Die Soldaten bildeten mit ihren Flinten eine Kette, um sich gegen den Andrang der Wogen zu schützen. Dennoch wurden einige von den schwächern fortgerissen. Voller Hingebung nahmen die Offiziere, um den Starken ein gutes Beispiel zu geben, mehrere von den Soldaten, die zu schwach waren durch den Strom zu waten, auf die Schultern und trugen sie hinüber. Unterwegs traf man nur auf ein einziges Dorf Sarcedas und die halbverhungerten Soldaten plünderten es trotz der abwehrenden Bemühungen des commandirenden Generals. Erst Nachts um 11 Uhr und in einem wahrhaft verzweifelten Zustande kam man in Sobreira-Formosa an. Während der ersten Stunde kam nur ein Sechstheil der Mannschaft zusammen. Man fand hier Kastanien und einiges Schlachtvieh. Die zweite Division hatte auf dem Marsche nach Perdigao ebenfalls schrecklich zu leiden gehabt.

Der übrige Weg bis Abrantes war weniger schrecklich durch die Hindernisse des Bodens, aber ebenso sehr durch Unfruchtbarkeit und durch Entbehrungen. Endlich nach unerhörten Anstrengungen und Leiden kamen die Franzosen ungefähr 4 bis 5000 Mann stark am 24. in Abrantes an. Die Soldaten waren im höchsten Grade erschöpft, ihre Füße bluteten, ihre Kleider waren zerrissen und ihre Gewehre dienstuntüchtig, denn die Soldaten hatten sie als Stöcke gebraucht, um sich damit durch die Bergwässer zu helfen oder die Berge hinauf zu klettern. Die Ankunft der Franzosen in einem solchen Zustande in einer zahlreich bevölkerten Stadt konnte für die Bewohner derselben eine Reizung sein, solchen Feinden die Thore zu verschließen. Aber glücklicherweise beschützte der Ruf der unsterblichen Sieger, welche die alten französischen Soldaten in allen Theilen der Welt erfochten hatten, unsere jungen Krieger überall, wohin sie kamen. Der Ruhm der französischen Armee war so groß, daß sie überall die Bevölkerung nur mit der einen Empfindung empfingen, sie durch die schleunigste Lieferung aller Bedürfnisse zufrieden zu stellen. Wenn man Zeit hatte sie kennen zu lernen, hörte man bald auf sie zu fürchten, aber nicht sie zu verabscheuen, und gab ihnen aus gutem Willen, was man ihnen anfangs nur unter dem Eindruck des Schreckens überlassen hatte.

Der Oberbefehlshaber war der Armee nach Abrantes vorausgeeilt, um im Voraus für alle Unterstützungen zu sorgen, welche ihr trauriger Zustand nothwendig machte. Die Bewohner leisteten Alles, was man von ihnen verlangte. Man brachte Schlachtvieh und Brod im Ueberfluß zusammen und zum ersten Mal seit dem Abmarsch von Salamanca, das heißt seit zwölf Tagen, erhielten die Soldaten eine vollständige Ration. Man schaffte ihnen vortreffliche Wein, Schuhwerk, Kleider, Transportmittel. Man sah sich sogar in den Stand gesetzt, Fuhrwerke zurückzuschicken, um die Maroden und Kranken nachzuholen. Das Wetter war noch nicht heiter und trocken geworden; aber man befand sich in einem schönen, ebenen und warmen Lande, das mit Orangenbäumen bedeckt und von den süßen Düften des Südens erfüllt und den Augen ein Schauspiel des Wohlseins und des Reichthums darbot. Der Eindruck dieser Umgebung auf die jungen, für alle Gefühle empfänglichen Soldaten war rasch und sie gingen in zwei Tagen von der düstersten Verzweiflung zu einer Art Freude und Vertrauen über. Viele von ihnen befanden sich noch im Gebirge von Beira, aber sie trafen allmälig in einzelnen Abtheilungen ein, und gaben sich nun auch dem sanften Eindruck eines schönen und reichen Landes hin.

Junot ließ die Waffen ausbessern, vereinigte die

besten Compagnien zu einer Colonne von 4000 Mann, die im Stande war den Marsch nach Lissabon fortzusetzen. Indem er durch seine Schnelligkeit einem Widerstand zuvorgekommen war, der in dem Gebirge von Beira unüberwindlich hätte werden können, erlangte er die erste Frucht seiner Anstrengungen. Aber er wollte in Lissabon zu einer Zeit ankommen, wo er Alles, was aus der Stadt flüchten wollte, aufhalten konnte. Die Verwirklichung dieses zweiten Wunsches war fast unmöglich.

In Lissabon selbst herrschte um diese Zeit eine unglaubliche Verwirrung. Der Prinzregent, der für seine wahnsinnige Mutter regierte, schwankte zwischen tausend Widersprüchen hin und her. Im Einverständniß mit dem Londoner Cabinet, hatte er versucht Napoleon zur Annahme eines Mittelwegs zu bringen, der darin bestand, den Engländern die Häfen zu verschließen, ohne ihr Eigenthum mit Beschlag zu belegen. Napoleon hatte seine Beistimmung verweigert und der Prinz sah sich wieder in die schrecklichste Verlegenheit versetzt. Seine in ihren Rathschlägen uneinigen Minister riethen ihm theils, die alte Politik fortzusetzen, sich an die Engländer anzuschließen und von ihnen unterstützt den Franzosen zu widerstehen; theils den frühern falschen Weg zu verlassen, auf die Ansichten Frankreichs einzugehen, die Engländer auszuweisen und sich dadurch vor dem Einmarsch fremder Truppen zu schützen. Noch andere schlugen einen dritten Weg vor, den wir schon erwähnt haben, nämlich sich nach Brasilien zu flüchten und das unglückliche Vaterland der Braganzas den Engländern und den Franzosen zu überlassen. Inmitten dieser heimlichen Zögerungen hatte der Prinzregent, sobald er den Marsch der französischen Armee nach Valladolid vernommen, allen Forderungen Napoleon's nachgegeben, England den Krieg erklärt und die Beschlagnahme alles brittischen Eigenthums angeordnet, aber doch den englischen Kaufleuten Zeit gelassen, ihre werthvollsten Sachen fortzuschaffen oder zu verkaufen. Endlich hatte er dem General Junot Boten entgegen geschickt, welche leider die französische Armee auf falschen Wegen suchten. Lord Strangford, der englische Gesandte, hatte seine Päße genommen und sich an Bord der englischen Flotte zurückgezogen, die sofort den Tajo zu blokiren angefangen hatte.

Das unerwartete Erscheinen der französischen Armee auf der Straße von Alcantara nach Abrantes, ohne daß einer der abgeschickten Boten ihren Marsch hätte aufhalten können, erzeugte in der Seele des Regenten ein unsägliches Entsetzen, das von allen seinen Verwandten und Räthen getheilt wurde. Der Gedanke der Flucht erhielt jetzt über alle andern die Oberhand. Von dem Geschehenen unterrichtet, beeilte sich Lord Strangford wieder in Lissabon zu erscheinen und Nachrichten aus Paris mitzubringen, die über London eingetroffen waren und Napoleon's Entschluß meldeten, das Haus Braganza zu entthronen. Diese Nachrichten und seine Anwesenheit brachten den Entschluß der königlichen Familie nach Brasilien abzureisen zur Ausführung. In der Voraussetzung, daß man vielleicht den Tajo gegen die Engländer werde vertheidigen müssen, war Alles, was von der portugiesischen Flotte übrig war, so gut es ging ausgerüstet. Dadurch hatte man über ein Linienschiff von 84, 7 Linienschiffe von 74 Kanonen, 3 Fregatten und 3 Briggs zu verfügen. Als die Nachricht von dem Eintreffen Junot's in Abrantes, der nun in drei Märschen nach Lissabon gelangen konnte, in der Hauptstadt am 27. November ankam, begab sich die königliche Familie und ein Theil der Aristokratie mit allen Kostbarkeiten, die sie fortschaffen konnten, am Bord. In einem abscheulichen Wetter, in niederströmenden Regen, sah man die Prinzessinnen, die Königin Mutter mit ihren von Wahnsinn glühenden Augen, fast den ganzen Hof, viele angesehene Familien, Männer, Frauen, Kinder und Dienerschaft, zusammen 7 bis 8000 Personen, sich in Verwirrung auf die Flotte und auf ungefähr 20 große Brasilienfahrer einschiffen. Der Hausrath der königlichen Paläste und der reichsten Häuser Lissabons, die Vorräthe der königlichen Cassen, das Geld, das der Regent seit längerer Zeit gesammelt und die Summen, welche die flüchtigen Familien sich hatten verschaffen können, Alles lag an den Ufern des Tajo, halb im Kothe und den Blicken eines bestürzten Volkes ausgesetzt, das sich bald von dem schmerzlichen Schauspiele erweicht fühlte, bald entrüstet war über eine so feige Flucht, welche es ohne Regierung und ohne Vertheidigungsmittel zurückließ. Man übereilte die Flucht so sehr, daß man einige der Fahrzeuge mit den nothwendigsten Lebensmitteln auszustatten vergaß. Im Verlauf des 27. hatte sich Alles eingeschifft und 36 Kriegs- und Handelsschiffe, in der Mitte des Tajo, der vor Lissabon so breit wie ein Meersaum ist, um das Admiralschiff versammelt, warteten nur auf einen günstigen Wind, während eine Bevölkerung von 300,000 Seelen sie bekämmert und getheilt zwischen Schmerz, Zorn, Neugier und Schrecken betrachtete. Vor der Mündung des Tajo kreuzte die englische Flotte, um die Flüchtlinge aufzunehmen und sie nöthigenfalls mit ihrer Artillerie zu unterstützen.

So verging der ganze Tag des 27., denn der widrige Wind ließ die Ausfahrt aus dem Tajo nicht zu und auf der portugiesischen Flotte herrschte die größte Besorgniß; denn wenn ein französisches Detachement zur rechten Zeit in Lissabon eintraf und den Thurm von Belem besetzte, so war der Tajo gesperrt.

Während dieser Zeit führte General Junot seine Soldaten in forcirten Märschen vor die Mauern Lissabons. Die beiden Tage des 26. und 27. hatte ihn der Zezere aufgehalten, der bei Punhette in den Tajo fällt und der in wenigen Stunden um mehrere Fuß gestiegen war. Er überschritt den Fluß mit einigen tausend Mann in Fahrzeugen, welche gut bezahlte Schiffer herbeischafften und inmitten der größten Gefahren, denn die Strömung riß mehrere dieser Schiffe fort in den Tajo, von wo sie nur mit Mühe wieder den Einschiffungspunkt erreichen konnten. Am 28. marschirte Junot bis Santarem durch eine weit über-

schwemmte Gegend, die Ufer des Tajo entlang, wo die Soldaten oft meilenweit bis an die Knie im Wasser waten mußten. Am 29. erreichte er Saccavem und erhielt hier Nachrichten aus Lissabon. Er erfuhr, daß die königliche Familie sich mit dem ganzen Hofe eingeschifft hatte und die mit Reichthümern beladene portugiesische Marine mit sich nehme. Ein rechtzeitiges Eintreffen war nicht mehr zu hoffen, aber es mußte noch ein Aufstand verhindert werden, der mit ein paar tausend erschöpften Soldaten, die kein einziges Geschütz hatten, nicht niedergehalten werden konnte. General Junot war rasch entschlossen und verließ am 30. früh Saccavem mit einer Colonne, die nur aus 1500 Grenadieren bestand und einer Escorte einiger portugiesischer Reiter, die er unterwegs getroffen und gezwungen hatte ihm zu folgen. Um 8 Uhr früh rückte er in Lissabon ein, wurde von einer Regierungscommission, die der Prinzregent ernannt hatte und einem französischen Emigrirten Herrn de Novion, dem die Polizei übertragen war und der dieses Amt mit ebenso viel Einsicht als Energie versah, empfangen. General Junot fand die Hauptstadt ruhig, untröstlich über die Anwesenheit der Fremden, aber unterwürfig und außerdem so entrüstet über die Flucht des Hofs, daß er demjenigen, welcher ihn vom Thron treiben wollte, etwas weniger grollte. Von einem Wechsel des Windes begünstigt, hatte am Abend des 28. die portugiesische Flotte den Tajo verlassen und war von den Salven der englischen Geschütze zu Ehren der königlichen Flüchtlinge empfangen worden. Der Admiral Sidney Smith schickte eine starke Abtheilung seiner Flotte zur Begleitung nach Amerika mit, wo das flüchtige Königthum in Brasilien die Befreiung aller portugiesischen und spanischen Colonien beginnen sollte; denn die französische Revolution war bestimmt, sowohl der neuen als der alten Welt ein neues Ansehen zu geben und diese Throne der Halbinsel, die sie in den Ocean stürzte, waren bestimmt durch ihren Fall eine Erschütterung hervorzubringen, welche am andern Ufer des atlantischen Meeres gefühlt werden sollte.

So schlüpften dem General Junot ein Theil der Erfolge, nach denen er mit so großem Eifer gestrebt hatte, aus den Händen. Aber einige halbverfaulte Schiffe, in welchen die Flüchtlinge selbst kaum Brasilien zu erreichen hofften, einige Edelsteine, etwas Geld und endlich eine Familie, deren Gefangennahme eine große Verlegenheit gewesen wäre, wogen nicht den Vortheil auf sich ohne Schwertstreich der wichtigsten Positionen des wichtigsten europäischen Küstenlandes bemächtigt und einen Widerstand verhindert zu haben, der bei einiger Energie unüberwindlich hätte werden können. General Junot und seine Armee sahen sich also für ihre Ausdauer belohnt. Aber jetzt mußte man sich in Lissabon festsetzen, die Armee sammeln, sie ausruhen lassen, für ihre Bedürfnisse sorgen und ihr das imponirende Aussehen wieder verschaffen, das sie auf diesem denkwürdigen Marsche verloren hatte.

Am Abend des 30. traf ein Theil der ersten Division in Lissabon ein. Junot ließ durch sie die Forts und die Lissabon beherrschenden Punkte besetzen. Die Regierungscommission und hauptsächlich der Commandant der Polizeilegion, Herr de Novion, unterstützten ihn in der Aufrechthaltung der Ordnung und handelten darin als gute Bürger, denn eine Störung der Ordnung hätte nur zu unnützem Blutvergießen und vielleicht zur Plünderung Lissabons geführt. Junot vertheilte die Truppen so, daß für ihr Wohlbefinden und ihre Sicherheit mitten unter einer feindlichen Bevölkerung von 300,000 Seelen gesorgt war. Nachdem die zuerst eingetroffenen Abtheilungen sicher untergebracht waren, dachte er an die Sammlung der Andern. Viele Soldaten waren ertrunken oder ermordet worden; einige waren aus Erschöpfung gestorben. Dennoch waren diese, obgleich traurigen Verluste, nicht so groß als die kleine Anzahl, welche sich am Tage des Einzuges in Lissabon unter der Fahne befand, fürchten ließ.

Die später aufgenommenen Bestandlisten zeigten, daß die Zahl der Todten und Verirrten nicht 1700 Personen überschritt. Es blieben also 21 bis 22,000 Mann übrig, die durch diesen Feldzug schon ziemlich abgehärtet waren und außerdem noch 3 bis 4000, die später auf einem gut angelegten Etapenweg sicher und gesund an dem Ziele eintreffen sollten, das ihre Vorgänger nur nach vielen Mühen und Anstrengungen erreicht hatten. Die meisten der zurückgebliebenen Soldaten hatten sich in Trupps vereinigt, die langsamer marschirten als die Spitze der Colonne, aber sich gegen die Bauern vertheidigten und sich von dem ernährten, was sie in den Wäldern fanden. Die Schaf- und Ziegenheerden, denen sie auf der Straße begegneten, versahen sie mit Lebensmitteln. In Abrantes angekommen, schifften sie sich auf dem Tajo nach Lissabon ein. Die sehr verspätete Artillerie wurde ebenfalls auf Boote gebracht und durch dieses rasche Transportmittel nach dem gemeinsamen Sammelplatz geschafft. Die Cavallerie kam ohne Pferde an. Aber Portugal konnte der Armee Alles liefern, was ihr fehlte. In Lissabon befand sich ein prächtiges Arsenal für die Landarmee und die Marine, bewohnt von 3000 sehr geschickten Arbeitern, die sich gern ihren Lebensunterhalt erwarben, selbst wenn sie für die Franzosen arbeiten müßten. Junot benutzte sie zur Ausbesserung des ganzen Armeematerials und ließ von ihnen Lafetten für die zahlreiche Artillerie anfertigen, die sich in Lissabon vorfand und die zu Batterien gegen die Engländer verwendet werden sollte. Unweit der Hauptstadt stand die 25,000 Mann starke portugiesische Armee, welche eine Entscheidung über ihr Schicksal erwartete. Im Allgemeinen hielten sich die portugiesischen Soldaten lieber in ihren Dörfern, als unter ihrer Fahne auf. Junot ertheilte ihnen Urlaub, so daß nur 6000 in den Cadres blieben. Er nahm alle Pferde der Cavallerie und machte damit die französische beritten. Ebenso machte er es mit der Artillerie und in wenigen Tagen bot seine Armee, ralliirt, bewaffnet, neu gekleidet und durch Ruhe von ihren Anstrengungen gestärkt, den

schönsten Anblick dar. Zur Deckung dieser Ausgaben fand er kein Geld in den Cassen vor. Aber der Handelsstand, beruhigt durch die Sprache und die Maßregeln des Generals Junot, schoß ihm fünf Millionen auf die Steuern zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse vor und so konnte man Alles, was die Armee verzehrte, bezahlen. Die erste Division der französischen Armee blieb in Lissabon; die zweite halb in Lissabon und halb vor Abrantes; die dritte war von Peniche bis Coimbra auf dem Abhange vertheilt, auf dessen Fuße Lissabon liegt. Seine Reiterei schickte er unter General Kellermann nach den Ebenen von Alentejo, um überall die französische Autorität zur Anerkennung zu bringen. Setuval besetzte er mit den Spaniern unter General Caraffa, die ihn begleitet hatten. Er legte eine gut bewachte und mit Magazinen versehene Etapenstraße über Leiria, Coimbra, Almeida, Salamanca und Bayonne an. Im ersten Augenblick schien Alles ruhig und fast befriedigend zu sein. Nur eine sehr unangenehme Schwierigkeit blieb, nämlich die Verproviantirung einer großen Stadt von 300,000 Einwohnern, die ihre Zufuhren von Getreide und Vieh über das Meer empfing und jetzt von den Engländern blokirt war. General Junot trat mit mehreren Kaufleuten in Unterhandlung und ertheilte nach allen Seiten Aufträge zur Herbeischaffung von Lebensmitteln aus dem Innern. Mit großer Gewandtheit unterstützte ihn in diesen Maßregeln sein Generalstabschef Thibault und Herr Herrmann, den Napoleon ihm zur Verwaltung der portugiesischen Finanzen beigegeben hatte. Letzterer war vollkommen rechtlich und im Lande sehr bekannt, denn er hatte längere Zeit diplomatische Functionen in Lissabon und in Madrid versehen. Durch Hülfe der eigenen Bemühungen dieser Agenten fehlte es wenigstens in der ersten Zeit an nichts und man fing sogar an die Ueberreste der portugiesischen Flotte wieder auszurüsten. Um dieselbe Zeit hatte der spanische General Taranco mit 6 bis 7000 Mann die Provinz Oporto und General Solano mit 3 oder 4000 die Algarvien besetzt.

Während eine französische Armee in Portugal eindrang, hatte Napoleon, der zwei andere zum Einrücken in die Halbinsel bereit hielt, dem General Dupont, dem Befehlshaber des zweiten Corps der Gironde, Befehl ertheilt, mit einer Division nach Vittoria zu rücken, unter dem Vorwand, General Junot gegen die Engländer zu unterstützen. Kurze Zeit vor dem Abmarsch dieser Division hatten schon 3 bis 4000 Mann, die zur Verstärkung der 3 Divisionen in Portugal bestimmt waren, den Weg nach Salamanca eingeschlagen. Man gewöhnte sich daran, die spanische Grenze wie eine nicht mehr vorhandene Schranke und Spanien selbst wie eine offene Straße zu betrachten, der man sich bedienen konnte ohne den Fürsten des Landes davon zu benachrichtigen. Die erste Division des Generals Dupont hatte wirklich Vittoria erreicht, bevor Herr de Beauharnais das Madrider Cabinet von dieser Bewegung in Kenntniß gesetzt hatte. Der Friedensfürst hatte diese Sache zuerst gegen Herrn von Beauharnais mit sichtbarer Besorgniß erwähnt. Er hatte sich sehr entschuldigt über den Mangel an Vorbereitungen, die General Junot auf seinem Wege vorgefunden und hatte dieses Versäumniß den Sorgen zugeschrieben, welche ihm der Proceß des Escurial machte.

Seit diesem Proceß und trotz der dem Prinzen von Asturien gewährten Verzeihung, war die Aufregung in Spanien sowohl am Hofe, wie im Lande beständig im Wachsen gewesen. Der Prinz von Asturien, den seine demüthige Unterwürfigkeit und der an seinen Freunden verübte feige Verrath hätte mit Schande bedecken sollen, war im Gegentheil von einem Volke verehrt, das in dieser entarteten Familie keinen andern Gegenstand für seine Liebe fand und sich darin gefiel, Alles bei ihm zu entschuldigen und die Zweideutigkeit seines Benehmens den Drohungen und der Tyrannei seiner Feinde zuzuschreiben. Die von Ferdinand an Napoleon gerichtete Bitte um die Hand einer französischen Prinzessin war jetzt allgemein bekannt geworden und hatte die Augen der Nation, wie die des Prinzen, auf den hohen Beschützer gelenkt, der in diesem Augenblicke die Geschicke der Welt regelte. Da die schon in Spanien eingerückten Truppen und die, welche sich zwischen Oporto und Bayonne sammelten, viel zahlreicher waren als zur Besetzung Portugals nothwendig war, so wurde dadurch die Meinung begünstigt, daß der mächtige Beschützer mit dem Gedanken umgehe, sich in die spanischen Angelegenheiten zu mischen und die ganze Nation gefiel sich in dem Glauben, daß dies im Sinne ihrer Wünsche geschehen werde. Sie hoffte daher auf nichts Geringeres als den Günstling gestürzt, die Königin in ein Kloster, Carl IV. in ein Jagdschloß verwiesen und Ferdinand VII. als Gemahl einer französischen Prinzessin auf dem Throne zu sehen. Die Haltung des Herrn de Beauharnais konnte diese Täuschungen nur begünstigen. Erfüllt von Abneigung gegen den Günstling durch seine geheimen Verbindungen mit dem Prinzen von Asturien, geneigt ihn mit Theilnahme zu betrachten, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, daß der Prinz sich bald mit einer seiner Verwandten, Fräulein von Tascher, vermählen werde, ging der Gesandte auf alle Gefühle der Spanier ein und diese, in der Meinung, der Vertreter Frankreichs habe Befehl diese Haltung anzunehmen, fühlten sich von einer täglich wachsenden Begeisterung für Napoleon und die Franzosen erfüllt, so daß unsere Truppen, anstatt für das mißtrauischeste Volk der Erde ein Gegenstand der Besorgniß zu sein, von ihm mit Hoffnung empfangen wurden.

Vergebens sagten einige Umsichtigere, daß man zum Sturz eines von der ganzen Nation verabscheuten Günstlings nicht so viel Soldaten bedürfe, daß dazu ein Wink des allmächtigen Kaisers der Franzosen genüge; daß diese sich sammelnden Truppen, vielleicht die längst vorbereiteten Instrumente eines viel ernstern Entschlusses, gerichtet auf die Ausschließung der Bourbonen von allen europäischen Thronen, seien; vergeblich machten einige klar blickende Geister diese Bemerkungen. Sie fanden keine Verbreitung, weil sie mit

der Leidenschaft, die sich aller Herzen bemächtigt hatte, im Widerspruch standen.

Die Furcht war eine bessere Beratherin der Königin und des Günstlings und öffnete ihnen die Augen über ihre wahre Gefahr. Sie fühlten alle Beide und die Königin noch lebhafter als ihr Geliebter, mit welcher Verachtung sie der große Mann, der Europa beherrschte, betrachten mußte. Sie ahnte, in welchem Punkte ihre feige Unfähigkeit seinen großen Plänen hinderlich war, und der Schleier, der seine Absichten bedeckte, vermehrte ihre Ahnungen noch mit dem Grauen, das eine Folge der Dunkelheit ist. Obgleich Napoleon den Vertrag von Fontainebleau unterzeichnet hatte und dadurch Emanuel Godoy als souverainer Fürst von Algarvien anerkannt war, so fühlten Beide sich doch nur mittelmäßig beruhigt. Erstlich hatte sich Junot der ganzen Verwaltung von Portugal bemächtigt, ohne die von den spanischen Truppen besetzten Provinzen davon auszunehmen. Dann hatte Napoleon befohlen, daß der Vertrag von Fontainebleau ein Geheimniß bleibe. Wozu dieses Geheimhalten jetzt, wo Portugal sich im Besitz der verbündeten Truppen befand, wo das Haus Braganza abgereist war und durch seine Flucht den Thron gewissermaßen erledigt gelassen hatte? Zu diesen beunruhigenden Fragen kamen noch die Briefe des Agenten Yzquierdo, der seinem Herrn die Befürchtungen, die in ihm aufzusteigen begannen, nicht verhehlen konnte. Diese Befürchtungen waren zwar auf keine bestimmten Thatsachen gegründet, denn Napoleon hatte Niemandem seine Pläne hinsichtlich Spaniens mitgetheilt und hatte es nicht thun können, weil er selbst noch nicht darüber gewiß war. Aber die unselige Neigung, überall das bourbonische Haus durch seine Familie zu verdrängen, eine Neigung, welche seine Seele in der Maße beherrschte, daß er darüber jede Rücksicht der Klugheit vergaß, ahnten einige scharfblickende Geister, und Napoleon, ohne davon gesprochen zu haben, wurde von mehr als einem Beobachter errathen. Sein Schweigen, während er sehr offene Vorkehrungen traf, war vor Allen dem Agenten Yzquierdo aufgefallen, und dieser hörte nicht auf an den Friedensfürsten zu schreiben, daß, obgleich Napoleon nach Italien abgereist war und von seinen Ministern und seinen Vertrauten nichts erwähnt wurde, dennoch in Allem, was sich vor seinen Augen zutrug, ein ihn mit Besorgniß erfüllendes Geheimniß sei.

Auch befanden sich der Friedensfürst und die Königin in großer Aufregung. Die häufig unpäßliche Königin, die ihre Sorgen unter einer angenommenen Ruhe, ihr Alter unter dem ausgesuchtesten Putz verbarg, ließ sich dennoch wider ihren Willen zu häufigen Zornausbrüchen hinreißen. Sie verlangte die Aufopferung Aller, welche sie für ihre Feinde hielt, sprach laut auf die Hinrichtung des Canonicus Escoiquiz und des Herzogs von Infantado und schüttete ihren Zorn aus über den gefälligen Justizminister Caballero, der ihren Wünschen zitternd das Hinderniß der unverletzlichen und unverletzten alten Gesetze des Reichs entgegen hielt. Sie ging sogar so weit, den Minister einen an Ferdinand verkauften Verräther zu nennen. Letzterer wieder nannte denselben Minister einen niederträchtigen Vollstrecker der Willkür seiner Mutter und drohte später glänzende Rache an ihm zu nehmen. In seinem eigenen Interesse hielt es der Friedensfürst für klug, die Königin zu beruhigen, war äußerst zuvorkommend gegen sie und hatte seine frühere beleidigende Gleichgültigkeit in die größte Aufmerksamkeit verwandelt. Obgleich er Abends zu Fräulein Tudo ging, um von den Anstrengungen der Intrigue und der Furcht auszuruhen, verschwendete er doch des Morgens an die erzürnte Königin alle Gefälligkeiten eines treuen Liebhabers; und man sah das Paar, das zahlreiche gegenseitige Treulosigkeiten eher hätten erkalten sollen, in Folge gemeinsamer Besorgniß und Haß zu einer Vertrautheit zurückkehren, die allen Anschein der Liebe annahm. Vor dem Publicum legte die Königin gegen den Friedensfürsten eine verdoppelte Zuneigung an den Tag und fand einen Gefallen daran, durch ihr Benehmen der Scham ihrer Umgebung und der Abneigung ihrer Feinde Trotz zu bieten. Der Hof war verlassen. Alles, was Anstand hatte, mied ihn. Wenn die königliche Familie außerhalb der Gärten des Escurial erschien, blieb das Volk stumm. Den Prinz von Asturien dagegen begrüßte es stets so laut, daß sich die Königin veranlaßt fand durch eine Polizeiordonnanz laute Zurufe zu untersagen. Sie war so weit gegangen ein Tedeum anzuordnen, um dem Himmel für den wunderbaren Schutz zu danken, welchen er dem König durch Vereitelung des Complotts des Prinzen gewährt. Von den eingeladenen Granden waren nur vier erschienen, zwei Spanier und zwei Fremde und alle vier bestürzt über ihre eigene Niedrigkeit. Beim Herausgehen aus der Kirche hatte die Königin gegen Emanuel Godoy eine Zärtlichkeit an den Tag gelegt, welche die Zuschauer empörte, und der unglückliche Carl IV., der seine Schmach nicht bemerkte, aber dunkel die Gefahr seiner Lage fühlte, hatte ohne es zu wollen dem Aergerniß die Krone aufgesetzt, indem er sich auf den Arm des Günstlings, wie auf einen mächtigen Arm, von dem er seine Rettung erwartete, gestützt. Beklagenswerthes Schauspiel! nicht nur schmachvoll für den Thron, sondern auch für die Menschheit, deren Erniedrigung durch die hohe Stellung der Betheiligten nur noch auffälliger wurde!

Jeden Abend ging der Friedensfürst zu den beiden Fräulein Tudo, um dort sein Herz auszuschütten. Bei ihnen, wo die Neugierigen nach Neuigkeiten forschten, war der Vertrag von Fontainebleau mit großer Freude aufgenommen worden, nur daß diese Freude bald durch den von Paris erhaltenen Befehl, den Vertrag geheim zu halten, durch den fortdauernden Einmarsch französischer Truppen und die Briefe des Agenten Yzquierdo verbittert wurde. Da das Publicum Alles, was dem Friedensfürsten ungünstig war, begierig aufgriff, so suchten seine Getreuen der Fluth der schlechten Nachrichten gute entgegenzustellen und erzählten mit Uebertreibung alle Freundschaftsbeweise des Hofs der Tuilerien. So hatte man trotz des Befehls, den

Vertrag von Fontainebleau geheim zu halten, bei den beiden Fräulein Tudo alle Einzelheiten desselben mit der größten Ausführlichkeit erzählt. Man hatte berichtet, daß der Norden Portugals der Königin von Etrurien bestimmt sei, der Süden dem zum souverainen Fürsten von Algarvien erhobenen Friedensfürsten, während die Mitte zu späterer Verfügung bleibe. Dadurch erklärte man die Anwesenheit der französischen Armee; und ihre Zahl, die viel stärker war als eine einfache Besetzung Portugals erforderte, schrieb man großen Plänen Napoleon's auf Gibraltar zu. Endlich um dem bösen Eindruck zuvorzukommen, den der Einmarsch der nächstens zu erwartenden Corps verursachen mußte, sagte man, die französische Armee werde auf mindestens 80,000 Mann gebracht, welche der Friedensfürst selbst befehligen werde, weshalb nichts zu befürchten sei. Hinsichtlich des Processes gegen die Mitschuldigen des Prinzen von Asturien, der alle Welt empörte, und den, wie das Gerücht sagte, Napoleon nicht vollenden lassen würde, behaupteten die Freunde des Friedensfürsten, der Hof besitze Nachrichten aus Paris, wonach Napoleon erklärt hätte, die Angelegenheit des Escurial ginge Frankreich nichts an und er billige die Bestrafung von Intriguanten, welche den spanischen Thron zu unterwühlen versuchten.

Weder der Friedensfürst noch die Frauen von so verschiedenem Range, welchen sein Schicksal am Herzen lag, schenkten diesen Nachrichten besondern Glauben. Furcht erfüllte sie und gab ihnen Vorsichtsmaßregeln von derselben Art ein, wie man sie im Orient gegen die Launen des Glücks oder der Tyrannei ergreift. So häufte der Friedensfürst bei sich Gold und Edelsteine auf. Die prächtigsten Schmucksachen wurden auseinandergenommen, um die Diamanten herauszunehmen und mit bedeutenden Baarsummen aufzubewahren. Jeder konnte während des Nachts schwerbeladene Maulthiere den Palast des Friedensfürsten verlassen sehen, die ihre Richtung theils nach Cadix, theils nach Ferrol nahmen. Seiner Gewohnheit nach übertrieb das Volk diese Thatsachen bis ins Fabelhafte. Das Gerücht sprach von 500 Millionen in baarem Gelde, welche der Friedensfürst aufgehäuft und in verschiedenen Sendungen nach unbekannten Bestimmungsorten geschickt haben sollte. Solche Erzählungen, mit denen man die Flucht des Hauses Braganza zusammen hielt, hatten Viele zu dem Glauben veranlaßt, der Friedensfürst wolle die königliche Familie zur Flucht nach Mexico bewegen, um dort der Herrschaft, welche in Europa ihrem Ende nahte, ein längeres Dasein zu fristen. Dieser mit unglaublicher Schnelligkeit sich ausbreitende Argwohn hatte alle Spanier mit Entrüstung erfüllt. Der Gedanke, die königliche Familie von Spanien, wie die königliche Familie von Portugal feig fliehen und einen heißgeliebten Prinzen als Gefangenen zu sehen und Napoleon einen erledigten Thron zu hinterlassen, empörte sie und diese Befürchtungen vermehrten noch die Wuth des Volks gegen den Günstling. Jede Woche verbreitete sich von Neuem das Gerücht, daß die Schätze der Krone eingepackt wären, um heimlich nach Cadix geschafft zu werden, und daß der Friedensfürst die königliche Familie nach Sevilla geleiten wollte, erfüllte die Geister mit Aufregung, entfesselte die Zungen und verschwand wieder für einen Augenblick, wenn die Thatsachen es nicht bestätigten und entstand wieder von Neuem, wie das dumpfe Brausen, das dem Ungewitter vorhergeht.

Und so falsch meistens die bei einem aufgeregten Volke umlaufenden Gerüchte sind, so waren diese doch nicht ohne Begründung. Lange vor der Entfernung des Hauses Braganza war der Plan zu dieser Flucht dem Madrider Hofe mitgetheilt und zur Beurtheilung vorgelegt worden, und selbst bei dem französischen Gesandten war davon die Rede gewesen. Mit diesem Beispiele vor Augen liebte es der Friedensfürst, wenn er an seiner Lage verzweifelte, sich Amerika als ein Asyl zu denken, wo er Ruhe, Sicherheit und die Fortdauer seiner Macht finden konnte. Er hatte seine Ansichten der Königin mitgetheilt, welcher der Plan sehr gefiel, und hatte, um den König dafür zu stimmen, angefangen, diesen mit den Plänen Napoleon's einzuschüchtern. Nachdem er ihm von diesen Plänen mehr als er wußte, aber nicht mehr als wirklich wahr war, mitgetheilt hatte, hatte er sich mit ihm lange über einen Plan der Flucht nach Amerika unterhalten, den er als das Sicherste und das Vortheilhafteste für Spanien darstellte. Den Waffen Napoleon's Widerstand zu leisten, war nach dem Friedensfürsten unmöglich. Man konnte kämpfen, aber nur um zuletzt dem zu unterliegen, gegen den ganz Europa sich vergebens erhoben hatte und durch diesen Kampf verlor man nicht blos Spanien, sondern auch die schönen Länder jenseits des Meeres, die hundertmal den europäischen Besitzungen der spanischen Dynastie vorzuziehen waren. Diese überseeischen Provinzen, die schon durch den Aufstand der englischen Colonien in große Aufregung versetzt waren, die weiter nichts im Auge hatten als die Erwerbung ihrer Unabhängigkeit, und in diesem Sinne von englischen Agenten bearbeitet wurden, würden den Krieg, der die Kräfte des Mutterlandes erschöpfte, benutzen, um das Joch desselben abzuschütteln, und so würde man außer Spanien auch Mexico, Peru, Columbien, die Laplataprovinzen und die Philippinen verlieren. Wenn man sich dagegen in die Colonien flüchtete, würde man sich dieselben erhalten durch die Anwesenheit der regierenden Familie, die sie gern an ihrer Spitze sehen würden, um ein unabhängiges Reich zu gründen; und wenn endlich Napoleon, der in dem Maße, wie seine Macht wuchs, in Europa auch verhaßter wurde, endlich zum Sturze kam, so konnte man wieder nach Europa zurückkehren, nachdem man sich die Treue der amerikanischen Provinzen durch die Anknüpfung neuer Bande gesichert hatte, und in der Zwischenzeit durch eine bloße Seereise dem allgemeinen großen Umsturz aller Staaten entgangen war. Wenn dagegen der Tyrann der alten Welt auf seinem usurpirten Throne starb und eine in ihrer Herrschaft befestigte Dynastie hinterließ, so fand man in der neuen Welt ein ver-

jüngtes Reich, welches Vorzüge genug besaß, um das, was man in Europa verlassen hatte, in Vergessenheit bringen zu können.

Solche Gedanken, die einzig kräftigen und vernünftigen, welche dem Günstling je eingefallen waren, — denn wenn man den Plan aufgab, den Besitz von Spanien durch einen heldenmüthigen Widerstand streitig zu machen, so war es gewiß das Beste, der Nation die beiden Indien und der regierenden Familie einen, wenn auch nur entfernten Thron zu erhalten, — waren ganz geeignet Carl's IV. schwachen Geist in Verwirrung zu bringen. An eine Vertheidigung durch Waffengewalt dachte er gar nicht. Der Gedanke vom Escurial nach Cadix zu reisen, sich einzuschiffen, über das Meer zu fahren und die Jagden im Pardo für immer zu verlieren, erfüllte ihn fast mit demselben Entsetzen, wie die Aussicht auf eine Schlacht. Lieber wollte er solche traurige Ahnungen von sich weisen, um sich seinem großmüthigen Freunde Napoleon in die Arme zu werfen. Zur Ehre des unglücklichen Fürsten muß man hinzusetzen, daß er trotz einem mittelmäßigen Geiste recht wohl fühlte, wie groß Napoleon war, daß er seine Thaten bewunderte und daß er, wenn er noch einiger Anstrengungen fähig gewesen wäre, sie gemacht hätte, um England im Interesse beider Länder, das er wohl verstand, wenn er daran zu denken Zeit erhielt, zu besiegen. Auch antwortete er Allen, die ihm von einer Flucht nach Amerika sprachen, daß man die Absichten Napoleon's zu errathen suchen und sich nach ihnen richten müsse, denn im Grunde könnten sie nicht schlimm sein; daß am Ende der Prinz von Asturien keinen so schlechten Einfall gehabt, als er die Hand einer Prinzessin aus dem Hause Buonaparte verlangt; daß dies ein Mittel sei, das Bündniß zwischen Frankreich und Spanien enger zu knüpfen und dem Haß zwischen beiden Völkern ein Ende zu machen; daß es endlich für Napoleon unmöglich sei, Ferdinand zu entthronen, nachdem er ihm eine seiner Adoptivtöchter gegeben; daß er ein viel zu großer und edelmüthiger Held sei, um einen solchen Wortbruch zu begehen. Es war dies vielleicht das erste Mal in seinem Leben, wo der unglückliche König, dessen Geist im Drange der Verhältnisse lebendiger wurde, einen eigenen Gedanken faßte und darauf beharrte. Er hatte schon an die Heirath des Kronprinzen mit einer Nichte Napoleon's gedacht und ging daher um so leichter jetzt auf einen solchen Plan ein. Er verlangte, den von Ferdinand auf unregelmäßige Weise ausgedrückten Wunsch in aller Form im Namen der spanischen Krone mit der gehörigen Feierlichkeit und den nöthigen Vollmachten zur weiteren Unterhandlung zu erneuern. Wenn Napoleon annahm, so war er gegen das Haus Bourbon verpflichtet; wenn er abschläglich antwortete, wußte man, was man von ihm zu erwarten hatte und konnte alsdann immer noch an die Flucht denken.

Nichts konnte der Königin und dem Günstling unangenehmer sein, als der Gedanke an eine solche Heirath; denn als Gemahl einer französischen Prinzessin mußte Ferdinand, der Schützling Napoleon's und seinerseits wieder der Beschützer des spanischen Hauses, allmächtig werden. Der Sturz des Günstlings und die Vernichtung des Einflusses der Königin mußten die Folge davon sein. Aber wenn man den Antrag Ferdinand's nicht im Namen der Krone wiederholte, so erklärte man offen, daß er nicht blos der Form, sondern auch dem Inhalte nach unrecht gehandelt habe; so ließ man Napoleon errathen, daß man nach einem Bündniß mit ihm nicht verlangte; so beraubte man sich eines sichern Mittels, seine Pläne zu entdecken und ging vor Allem unentbehrlicher Vorwände verlustig, durch die man Carl IV. die Flucht nach Amerika annehmbar machen konnte. Diese Gründe bewogen die Königin und den Günstling, sich dem Gedanken, die Hand einer französischen Prinzessin zu verlangen, anzuschließen und sich für die Erneuerung des heimlichen Antrags Ferdinand's im Namen der Krone auszusprechen. Dies war wahrscheinlich das einzige Mal, wo man mit Carl IV. über einen Beschluß zu Rathe zu gehen hatte, sicherlich aber das erste Mal in seiner ganzen Regierung, wo sein Wille zu dem der Regierung wurde.

Dem zu Folge veranlaßte man Carl IV. einen sehr herzlichen Brief zu schreiben, um Napoleon zu bitten, den Erben der spanischen Krone mit einer Prinzessin des Hauses Buonaparte zu vermählen. Man blieb bei diesem Verlangen nicht stehen. In einem zweiten, dem ersten beigegebenen Briefe forderte man von Napoleon die sofortige Ausführung des Vertrags von Fontainebleau, die Veröffentlichung desselben und Erlaubniß für die Theilnehmer, von den ihnen zugetheilten portugiesischen Provinzen Besitz ergreifen zu können. Diese vom Friedensfürsten veranlaßte Forderung lag ihm sehr am Herzen, denn er wünschte vor Allem seine Anerkennung als souverainer Fürst ausgesprochen zu sehen; sie entsprach außerdem den wohlverstandenen Interessen des spanischen Hauses, denn durch diesen Vertrag garantirte Napoleon Carl IV. seine Staaten und den Titel eines Königs von Spanien und Kaiser beider Amerikas. Die Veröffentlichung des Vertrags von Fontainebleau im gegenwärtigen Augenblicke wäre ein mächtiger Schutz gegen die wirklichen oder vermeintlichen Invasions-Pläne des Kaisers gewesen.

Bevor noch der Vertrag zur Veröffentlichung kam, hatte man, wie wir schon früher erzählten, nicht angestanden sich Indiscretionen aller Art zu erlauben und den ganzen Vertrag bekannt zu machen. Man erzählte öffentlich in den Straßen Madrids, ja man übertrieb sogar noch, was man bei den Tudos berichtete, daß der Friedensfürst zum König von Portugal, Carl IV. als Kaiser beider Indien ausgerufen werden sollte; mit einem Worte, daß die Gunst Napoleon's für Emanuel Godoy sich in auffälliger Weise an den Tag legen werde. In den sehr kurzen Augenblicken, wo man diesen Gerüchten Glauben beimaß, öffnete man halb die Augen; man sagte sich, daß Napoleon ohne Zweifel damit umgehe, die letzten Bourbonen, wie früher alle Andern zu entthronen, daß er sich darin mit Godoy verständigt habe und ihm zum Lohn

dafür Portugal geben werde. So verleumdete man eine Person, die so schwer zu verleumden war, denn wenn er das fürstliche Paar auch in Demüthigung, Schmach und Verderben gestürzt, so hatte er es doch nicht an Napoleon verrathen. Zum Glück für die Popularität Napoleon's in Spanien fanden diese Gerüchte nicht lange Glauben. Herr de Beauharnais, den der französische Hof über Alles im Dunkeln ließ, bestätigte, daß er nichts von diesem Vertrag wisse und zwar mit solcher Treuherzigkeit, daß Jedermann seinen Worten glaubte. Man betrachtete daher die Behauptungen der Freunde des Friedensfürsten als eine ihrer gewöhnlichen Prahlereien und fing an das zu glauben, was man wünschte, daß nämlich Ferdinand sich mit einer Adoptivtochter Napoleon's vermählen und alsdann König werden, und daß so die verhaßte Partei, welche den Escurial tyrannisirte und entehrte, verschwinden werde. Und es ist ein eigenthümlicher Zug in der traurigen Geschichte des Falles der spanischen Bourbonen, daß zu gleicher Zeit der Friedensfürst Ermächtigungen zur Veröffentlichung und Herr de Beauharnais zur Verläugnung des Vertrags von Fontainebleau verlangte.

Die Briefe Carl's IV. und die Depeschen des Herrn de Beauharnais hatten einen langen Weg zurückzulegen, um den damals in Italien mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit reisenden Napoleon zu erreichen. Bei dem damaligen Zustand der Straßen brauchte man sieben Tage von Madrid nach Paris, nicht weniger als fünf von Paris nach Mailand; und wenn Napoleon sich gerade auf Reisen, vielleicht in Venedig oder Palma-Nova befand, so erhielt er die spanischen Depeschen manchmal vierzehn oder fünfzehn Tage nach ihrer Absendung. Ebenso viel Zeit war zur Zurücksendung der Antworten erforderlich, und dieser Aufenthalt war Napoleon ganz recht, denn er hätte am liebsten den Fortschritt der Zeit aufgehalten, so schwer wurde es ihm, getheilt zwischen dem Wunsche, die Bourbonen überall zu entthronen, und der Furcht vor den immer gewaltsamern und verhaßtern Mitteln, die er anwenden mußte, einen Entschluß über Spanien zu fassen.

Napoleon war am 21. November in Mailand angekommen, nachdem er seit seiner Abreise von Paris am 16. November verschiedene interessante Punkte besucht. Er hatte sogar seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais überrascht, der nicht Zeit gehabt hatte, ihm entgegen zu eilen. Am Morgen seiner Ankunft zeigte er sich in dem Mailänder Dom, um dort einem Tedeum beizuwohnen, Nachmittags in dem Palast Monza, um die Vicekönigin zu besuchen, Abends im Scala-Theater, um sich den Italienern zu zeigen, und hatte in der Zwischenzeit sich mit den Beamten der wichtigsten Verwaltungszweige unterhalten. Den 23., 24. und 25. verwendete er zur Abmachung einer Anzahl der wichtigsten Geschäfte, und der Ertheilung einer Unzahl von Befehlen. Auf der Reise auf der neuen Straße des Mont-Cenis, die sein Werk war, war ihm der Mangel an Hülfe, dem die Reisenden bei der dünnen Bevölkerung dieser schneebedeckten Höhen ausgesetzt waren, aufgefallen und er befahl daher die Errichtung einer Gemeinde aus drei Weilern bestehend, eine auf dem Gipfel und eine auf jedem Abhang. Der auf dem Gipfel gelegene Weiler sollte der Hauptort der Gemeinde werden. Er befahl, eine Kirche, ein Gemeindehaus, ein Hospital und eine Kaserne zu erbauen. Er bewilligte allen Landleuten, welche sich in der neuen Commun niederließen, einen Steuernachlaß und bildete den Kern der Bevölkerung aus einer Anzahl Wegearbeiter, welche in gewöhnlichen Zeiten die Straße zu unterhalten und bei Unfällen den Verunglückten Hülfe zu leisten hatten. Nachdem er das Budget des Königreichs Italien festgestellt, der italienischen Armee ernste Aufmerksamkeit gewidmet, und die drei Collegien der Possidenti, der Dotti und der Commercianti für den 10. December nach Mailand zusammenberufen hatte, begab er sich über Brescia, Verona und Padua nach Venedig, und wurde überall von dem jubelnden Zurufe eines begeisterten Volks empfangen. Selbst inmitten von Festlichkeiten beständig nützlich beschäftigt, hatte er unterwegs die Trace der Befestigung Peschiera besichtigt und wollte auf der Rückreise seinen Entschluß über die Befestigung von Mantua fassen. Alsdann hatte er nacheinander mehrere seiner Verwandten empfangen, den König und die Königin von Baiern, deren Tochter Prinz Eugen geheirathet hatte, seine Schwester Elisa, Fürstin von Lucca und bald Regentin von Toscana; endlich seinen Bruder Joseph, den er seit seiner Erhebung zum König von Neapel nicht gesehen und den er, trotz der zahlreichen Vorwürfe, die er ihm über seine schlaffe Regierungsweise zu machen hatte, zärtlich liebte. In Fusino, einem kleinen Hafen an den Lagunen, wo man sich nach Venedig einschifft, erwarteten ihn die Behörden und die Bevölkerung in reich beflaggten Gondeln, um ihn nach der alten Königin der Meere hinüberzuführen. Das venetianische Volk, das sich für den Verlust seiner republikanischen Unabhängigkeit mit dem befriedigenden Gefühl tröstete, von tyrannischen Gesetzen befreit zu sein und mit der Hoffnung, bald einem großen, ganz Italien umfassenden Königreich anzugehören, hatte zu dem Empfang Napoleon's allen Pomp entwickelt, mit dem es früher die Vermählung seiner Dogen mit dem Meere feierte. Zahllose Gondeln, die von tausend Farben glänzten und von dem Tone der Musikinstrumente wiederhallten, geleiteten die Fahrzeuge, welche mit dem Herrn der Welt, den Vicekönig und die Vicekönigin von Italien, den König und die Königin von Baiern, die Fürstin von Lucca, den König von Neapel, den Großherzog von Berg, den Fürsten von Neufchatel und die meisten Generäle der alten italienischen Armee trugen. Nachdem Napoleon den Audienzen die nothwendige Zeit gewidmet hatte, besuchte er während der folgenden Tage die öffentlichen Anstalten, die Werfte, das Arsenal, die Canäle, überall begleitet von den Herren Decrés, Proni und Sganzin. Nach Vollendung der Besichtigung der Oertlichkeiten erließ er ein Decret in zwölf Abschnitten, welches

alle Bedürfnisse des wiedergebornen Venedigs umfaßte. Durch dieses Decret stellte er zuerst verschiedene seit dem Sturz der Republik abgeschaffte Abgaben wieder her, die von langer Erfahrung gerechtfertigt, an sich wenig lästig und zur Deckung der Kosten eines ganz künstlichen Daseins — denn Venedig ist so gut wie Holland mehr ein Werk der Kunst als der Natur — unumgänglich nothwendig waren. Nachdem er so die Mittel geschaffen hatte, dachte er an ihre Verwendung. Er organisirte zuerst eine Verwaltungsbehörde für die Unterhaltung der Canäle und die Austiefung der Lagunen, ordnete einen großen Canal an, um die Schiffe vom Arsenal nach der Durchfahrt von Malamocco zu bringen, ein Bassin für Linienschiffe von 74 Kanonen, Wasserbauten in der Brenta, welche sich in die Lagunen ergießt und in den verschiedenen Ausflüssen der Lagunen ins Meer. Er richtete ferner einen Freihafen ein, verbesserte die Gesundheit der Stadt durch Verlegung der Begräbnisse aus den Kirchen auf eine Insel in den Lagunen; sorgte für die Vergnügungen des Volks durch Ausbesserung und Erleuchtung des Marcus-Platzes, der ein ewiger Gegenstand des Stolzes und der Erinnerung der Venetianer ist; und sorgte für den Unterhalt der Seeleute durch die Wiedereinrichtung aller alten Wohlthätigkeiten seiner Staaten. Nachdem Napoleon alle diese Wohlthaten gespendet und begeisterten Beifall dafür geerntet hatte, reiste er nach Friaul, um die Befestigungen von Palma-Nova und Osoppo, die er stets aus der Ferne leitete und die er mit Mantua und Alessandria als Pfänder des Besitzes von Italien betrachtete, zu besichtigen. Osoppo und Palma-Nova am Isonzo, Peschiera und Mantua am Mincio, Alessandria am Tanaro, waren in seinen Augen die Abschnitte eines fast unbesiegbaren Widerstands gegen die Deutschen, wenn die Italiener sich nur mit einiger Energie vertheidigten. Er war über Porto-Legnago nach Mantua gekommen, wo er seinen Bruder Lucian wiedersehen sollte, um eine Aussöhnung zu versuchen, die er sehr wünschte, an die er aber gewisse Bedingungen knüpfte. Herr Meneval suchte Lucian noch in der Nacht in einem Gasthaus auf und brachte ihn nach dem Palast, den Napoleon bewohnte. Anstatt sich seinem Bruder in die Arme zu werfen, kam Lucian ihm mit einem Stolz entgegen, der, weil Lucian von den beiden Brüdern derjenige war, welcher keine Macht besaß, zu entschuldigen, aber vielleicht zu weit getrieben war über das, was wohlverstandene Würde verlangte. Die Zusammenkunft war daher peinlich und stürmisch, blieb jedoch nicht ohne nützliche Früchte. Unter die in Spanien noch möglichen Combinationen zählte Napoleon immer noch die Vermählung einer französischen Prinzessin mit Ferdinand. So eben erst hatte er den Brief vom König Carl IV. empfangen, in welchem dieser an den Vorschlag einer solchen Heirath erinnerte; und obgleich er sich zu einer entschiedenern Handlungsweise neigte, blieb doch von seinen Plänen dieser Mittelweg nicht ganz ausgeschlossen. Er forderte jetzt Lucian Buonaparte auf, ihm eine seiner Töchter aus erster Ehe zu überlassen, um sie in der Umgebung der Kaiserin Mutter zu erziehen, ihr seine Ansichten einzuprägen und sie alsdann nach Spanien zu senden, um den Stamm der Bourbonen zu regeneriren. Wenn es nicht dazu kam diese Rolle zu übernehmen, so fehlte es nicht an andern Thronen, auf welche sie vermittelst einer Heirath gelangen konnte. Was Lucian selbst betrifft, so sollte er französischer Prinz und vielleicht selbst König von Portugal werden, unter der Bedingung, sich von seiner zweiten Frau scheiden zu lassen. Die Geschiedene sollte durch einen Titel und eine reiche Dotation entschädigt werden. Alle diese Arrangements waren möglich, wurden aber mit Autorität verlangt und mit Gereiztheit verweigert und die beiden Brüder trennten sich aufgeregt, gereizt, aber ohne mit einander zu brechen, denn ein Theil von Napoleon's Wünschen verwirklichte sich einige Tage später, indem die Tochter Lucian Buonaparte's in Paris anlangte. Napoleon reiste am nächsten Morgen wieder nach Mailand zurück, wo er am 15. December eintraf.

Depeschen aus Spanien und allen Theilen des Reichs erwarteten ihn hier und er hatte mehr als einen Entschluß zu fassen. Die Briefe seiner Agenten über die Angelegenheiten der Halbinsel, die Briefe Carl's IV., in denen dieser die Hand einer französischen Prinzessin und die Veröffentlichung des Vertrags von Fontainebleau verlangte, hatte er unterwegs erhalten. Die Lösung so schwieriger Fragen war ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung unmöglich. Er wollte sich vor der Hand hinsichtlich keines Punktes binden, denn er hatte noch keinen festen Entschluß gefaßt, obgleich er sich zu dem Wunsche die Bourbonen zu entthronen hinneigte. Dennoch ließ er durch Herrn de Champagny nach Madrid schreiben, daß er die Briefe König Carl's IV. empfangen habe und ihre Wichtigkeit anerkenne, daß er aber jetzt, wo ihn die Angelegenheiten Italiens ausschließlich beschäftigten, die spanische Frage nicht mit der ihr zu widmenden Aufmerksamkeit in Betracht ziehen könne. Dagegen versprach er die Briefe des Königs unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris zu beantworten. Er bestand von Neuem auf der Nothwendigkeit, den Vertrag von Fontainebleau noch einige Zeit geheim zu halten, während er Herrn de Beauharnais, ohne auf dessen Rathschläge ein Gewicht zu legen, unbedeutende Antworten gab, die sich nur über einen Punkt mit Bestimmtheit ausdrückten. Dieser Punkt war das Verhalten des Gesandten, dem er vorschrieb, für keine der Parteien am spanischen Hofe eine Vorliebe zu zeigen, oder errathen zu lassen, auf welche Seite sich das französische Cabinet neige.

Es war jedoch nicht wahr, daß Napoleon, ganz mit der italienischen Angelegenheit beschäftigt, gar nicht an die spanischen Wirren dachte. Er hatte im Gegentheil neue militairische Befehle gegeben, die auf eine allmälige Vermehrung seiner Streitkräfte diesseits und jenseits der Pyrenäen hinzielte, so daß er, mochte er einen Entschluß fassen, welchen er wollte, nur seinen Willen auszusprechen brauchte, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen war. Alles, was er über den

Zustand Spaniens vernahm, bestärkte ihn in dem Glauben, daß eine Krisis nicht fern war; denn es schien nicht mehr möglich, den Günstling herrschen zu lassen, Ferdinand Geduld einzuflößen und die Erbitterung der spanischen Nation in Schranken zu halten. Er wollte daher für vorkommende Fälle gerüstet sein und zu diesem Zwecke die Halbinsel mit beträchtlichen Streitkräften besetzt halten, ohne die große oder die italienische Armee zu vermindern, denn Beide dienten dazu, Europa verbündet oder unterwürfig zu erhalten. Abgesehen von der in Portugal nothwendigen Armee des Generals Junot, hatte er, wie wir schon früher sahen, zwei andere Corps unter dem Befehl des Generals Dupont und des Marschalls Moncey organisirt und hielt diese noch nicht für hinreichend. Diese auf den Straßen von Burgos und Valladolid marschirenden beiden Corps konnten durch eine Linksschwenkung sich gegen Madrid wenden und die Hauptstadt und die beiden Castilien in Ehrfurcht halten. Aber Navarra, Aragonien und Catalonien, Provinzen, die an sich und durch ihren Geist, durch ihre Lage und durch ihre Festungen höchst wichtig waren, schienen ihm ebenfalls der Besetzung zu bedürfen, wenn auch nicht für den Augenblick. Er mußte jedoch immer Kräfte zur Hand haben, die in diese Provinzen einrücken konnten und wollte daher zwei Divisionen bei Saint-Jean-Pied-de Port und Perpignan aufstellen, von denen die erste sich unter irgend einem Vorwand auf Pampelona und die andere auf Barcelona werfen und sich dieser Stadt und der sie beherrschenden Forts bemächtigen konnte. Im Besitz von Pampelona und der Forts von Barcelona hatte Napoleon zwei sichere Operationsbasen für seine Armee, wenn sie gegen Madrid vorrücken mußte. Aber obwohl er die Krisis des Krieges im Escurial für sehr nahe hielt, wollte er sie doch nicht beschleunigen oder zu offen die Rolle des Angreifenden spielen und wünschte deshalb auch seine Truppen auf der Straße von Burgos, Valladolid und Salamanca, die nach Portugal führte, vorrücken zu lassen. Die wahrscheinliche Vereinigung englischer Truppen auf den Küsten der Halbinsel konnte nicht verfehlen, ihm später einen genügenden Vorwand für die Sendungen neuer Truppen nach dem Innern Spaniens zu geben. Unterdessen begnügte er sich damit, sie an der Grenze zu vereinigen. Die Armee des Generals Junot aus den alten Lagern aus der Bretagne zusammengesetzt, hatte einige Depotsbataillone zurückgelassen, aus denen sich eine Division von 3 bis 4000 Mann bilden ließ und diese genügten vollkommen, um Pampelona zu besetzen und Navarra in Respect zu erhalten. Diese Bataillone, fünf an der Zahl, gehörten zum 15., 47., 70. und 86. Linienregiment. Mit Hülfe eines in der Nachbarschaft cantonnirenden Schweizerbataillons konnte man ihre Zahl auf sechs bringen. Napoleon befahl, sie unverzüglich in Saint-Jean Pied-de-Port unter dem Befehl des Generals Mouton zu vereinigen, und ihnen eine Compagnie Fußartillerie beizugeben. Für die Division in Perpignan suchte er die Elemente in Italien. Er hatte dort lombardische und neapolitanische Regimenter, die unter dem Klima Spaniens gut zu verwenden waren, aber erst noch den Krieg in der Schule der Franzosen lernen mußten. Die Rückkehr der Hülfstruppen in ihre Heimath erlaubte ihm jetzt gleich über einige italienische Regimenter zu verfügen, welche in unmittelbarer Nähe der französischen Grenze garnisonirten. Napoleon gab demnach vier italienischen Bataillonen, von denen drei in Turin und eines in Genua sich befanden, Befehl, sich nach Avignon in Marsch zu setzen. Ein schönes neapolitanisches Regiment, das ihm sein Bruder Joseph geschickt hatte, um es an den Krieg zu gewöhnen, stand in der Nähe von Grenoble. Auch dieses erhielt Befehl sich nach Avignon zu begeben. Vier lombardische und neapolitanische Schwadronen, zusammen 6 bis 700 Pferde, mit mehrern Compagnien Artillerie, wurden nach demselben Punkte dirigirt. Das französische Regiment, welches die an die Oesterreicher zurückgegebene Festung Braunau geräumt hatte, hatte eben seinen Rückmarsch nach Italien über die Alpen angetreten. Es erhielt eine andere Marschroute nach dem südlichen Frankreich. Endlich hatten die fünf Regimenter Chasseurs und die vier Regimenter Kürassiere, die im vorigen Winter von Italien nach Polen gegangen waren, ihre Depots in Piemont, und waren wie alle Depots der Armee gut mit Menschen und Pferden versehen. Napoleon zog aus ihnen zwei schöne Brigaden Cavallerie, die unter dem General Bessières eine Division von 1200 Pferden bildeten. Wenn er diesen Truppen einige französische oder schweizer Bataillone aus der Provence zugab, so konnte er in Perpignan ein Corps von 10 bis 12,000 Mann für Catalonien vereinigen.

Nachdem Napoleon diese Aenderung für die Truppen, welche die Pyrenäen noch nicht überschritten hatten, getroffen, ordnete Napoleon neue Bewegungen für diejenigen an, die sich bereits in Spanien befanden. Er befahl dem General Dupont, dessen eine Division sich bereits in Vittoria befand, mit den beiden andern vorzurücken und sie bis Anfang Januar zwischen Burgos und Valladolid zu vereinigen. Anscheinend sollten sie über Salamanca und Ciudad-Rodrigo nach Lissabon gehen, der General aber hatte Befehl stets die Duero-Brücke auf der Straße nach Madrid im Auge zu behalten, um sich derselben vorkommenden Falls sofort bemächtigen zu können. Er schrieb dem Marschall Moncey vor, mit seinem Corps die vom General Dupont geräumten Stellungen an der Küste des Oceans zu besetzen, und mit einer seiner Divisionen sich gegen Vittoria zu wenden. Diese Bewegungen konnten das Mißtrauen des spanischen Hofs nicht sehr vermehren, denn sie fanden auf der Straße nach Lissabon statt. Um sie noch natürlicher zu machen, ließ Napoleon durch Herrn de Beauharnais dem spanischen Ministerium die beunruhigendsten Mittheilungen über eine Anhäufung englischer Streitkräfte in Gibraltar machen. Diese fand in der That statt und war keineswegs erdichtet. Denn man hatte eben in Erfahrung gebracht, daß die englische Regierung Sicilien fast ganz räumen ließ und die aus Kopenhagen

zurückgekehrten Truppen nach Portugal zu schicken gedachte. Er drang lebhaft in das spanische Cabinet, für die Sicherung Ceuta's, Cadiz, des Lagers von Saint-Roch und der Balearen zu sorgen, und während er ihm diese nützlichen Rathschläge gab, machte er die Vorwände, womit er die Sendung neuer Truppen nach Spanien entschuldigte, noch wahrscheinlicher.

Napoleon wünschte die italienischen Angelegenheiten bald zu ordnen, um nach Paris zurückzukehren, von wo er den Gegenstand, der ihn fortwährend beschäftigte, mehr aus der Nähe beobachten konnte. Dennoch konnte eine der wichtigen schwebenden Fragen leichter in Mailand als in Paris gelöst werden und er wünschte ihre Entscheidung nicht um einen Tag zu verschieben. Diese Frage bezog sich auf den am 11. November von der brittischen Regierung erlassenen Geheimenrathsbefehl über die Schifffahrt der Neutralen. Durch diese Befehle ging England noch weiter in seinem Systeme der Gewalt und Napoleon wollte, wie sich leicht denken läßt, ihm darin nicht nachstehen, einen sehr harten Schlag wollte er sofort durch einen noch härtern beantworten. Der Leser kennt bereits die Schritte, die schon in dieser verhängnißvollen Richtung gethan waren. Auf die Anmaßung feindliches Eigenthum selbst unter neutraler Flagge wegzunehmen und das Blokaderecht auf große Küstenstrecken anzuwenden, deren Blokade eine materielle Unmöglichkeit war, hatte Napoleon zuerst mit dem Verbot des englischen Handels an allen Küsten des Reichs und der seinem Einfluß unterworfenen Länder geantwortet; später, als sein Zorn in gleichem Maße mit dem der Admiralität wuchs, hatte er durch die bekannten Decrete von Berlin die brittischen Inseln in Blokadezustand erklärt, den Handel mit englischen Waaren an allen Orten, wo er herrschte, verboten, überall ihre Beschlagnahme angeordnet und erklärt, daß jedes Fahrzeug, welches die Küsten der drei Königreiche oder der englischen Colonien berührte, in den Häfen Frankreichs und der von ihm abhängigen Länder werde zurückgewiesen werden. Verschiedene Verordnungen legten den mit Colonialwaaren beladenen Schiffen die Verpflichtung auf, sich von den vereinigten Staaten Ursprungszeugnisse ausstellen zu lassen. Alle Waaren, denen diese Ursprungszeugnisse fehlten, waren der Beschlagnahme ausgesetzt. Das mit Rußland und Dänemark abgeschlossene Bündniß, der versprochene Beitritt Oesterreichs und der gesicherte Gehorsam der beiden Regierungen der Halbinsel dehnten diese auf den Untergang des brittischen Handels zielenden Bestimmungen über das ganze Festland aus.

England hatte endlich bemerkt, daß sein bis auf das Aeußerste getriebene Prohibitivsystem ihm schädlicher war als Frankreich, denn ihm mußte am Verkaufe noch mehr liegen als dem Continent am Kaufen; daß die Colonialwaaren, worin es fast ein Monopol besaß, denn seine Schiffe hielten unter verschiedenen Vorwänden selbst amerikanische Fahrzeuge an, unverkauft in seinen Magazinen liegen blieben; daß seine Fabrikate dasselbe Schicksal theilten; daß es hinsichtlich der Einfuhr ebenso sehr litt, wie hinsichtlich der Ausfuhr, denn es konnte verschiedene ihm unentbehrliche Rohstoffe, wie spanische Wolle und die Schiffsbaumaterialien aus dem Norden nicht einführen; daß in diesem Zustande des Handels Frankreich viel weniger zu klagen habe, denn es lieferte dem Continente die Gegenstände, welche nicht mehr aus den englischen Fabriken zu beziehen waren; daß das Festland theils durch die Kaperei, theils durch die den Kreuzern entschlüpfte Fahrzeuge Colonialwaaren erhielt, die es zwar sehr theuer bezahlen mußte, die aber doch für seine Bedürfnisse genügten; und daß am Ende der hohe Preis des Zuckers und des Kaffees für Frankreich kein so großer Nachtheil war, als für England die Unterdrückung des ganzen auswärtigen Handels. Das brittische Cabinet gab daher sein Ausschließungssystem auf und gestattete dem Welthandel einige Erleichterungen, aber unter der Bedingung, daß er ausschließlich über England betrieben werde. Demnach verfügte ein Geheimerrathsbefehl vom 11. November 1807, daß Schiffe von Staaten, die nicht im offenen Krieg mit England begriffen waren, mochten sie von Frankreich mehr oder minder abhängig sein, freien Zutritt in den Häfen des vereinigten Königreichs und seinen Colonien haben und dann ungehindert ihre Reise fortsetzen sollten, wenn sie nur England berührten, um dort Waaren zu löschen oder zu laden und mindestens 25 Procent Zölle bezahlt hatten. Alle Fahrzeuge dagegen, die keinen englischen Hafen berührt und mit Ursprungszeugnissen von französischen Agenten versehen waren, wurden mit Beschlag belegt und für gute Prise erklärt. Auf diese Weise sahen sich die Handelsfahrzeuge (wenigstens insofern sich diese harten Gesetze auf dem weiten Meere ausführen ließen) gezwungen, aus welchem Lande sie immer kommen mochten, entweder in England anzuhalten und dort Zölle zu bezahlen, oder sich daselbst mit englischen Colonialwaaren zu versehen. So mußte der ganze Handel durch die englischen Häfen gehen und alle Waaren dorthin kommen und Zoll bezahlen. Durch diese Decrete besaßen die Engländer ein sicheres Mittel, uns ihre Colonialwaaren, die nicht wie die Kattune in sich den Stempel ihres Ursprungs trugen, durch zweite Hand zuzuschicken. Wirklich beorderten sie die neutralen Schiffe in die Themse, beluden sie mit Zucker und Kaffee, escortirten sie bis in die unmittelbare Nähe unserer Küste und brachten sie auf diese Weise mit falschen Papieren versehen, welche sie als neutrale Fahrzeuge, die direct aus Amerika kamen, darstellten, in unsere und die holländischen Häfen.

Als Napoleon in Mailand die Decrete vom 11. November erhielt, schrieb er sofort nach Paris und forderte den Finanzminister und den Director der Zölle zur Berichterstattung über diese Decrete auf. Aber er hatte nicht Geduld genug ihre Antwort abzuwarten und erließ am 17. September das bekannte Decret von Mailand, das strenger war, als alle früheren. In dem Decret von Berlin hatte er sich darauf beschränkt die Häfen des Kaiserreichs allen Schiffen zu verschließen, welche England berührt hatten; dies Mal ging er weiter und erklärte, jedes Schiff, das

England oder seine Colonien berührt und dort Zoll bezahlt hatte, für entnationalisirt und demnach für gute Prise. Er ordnete strenge Strafen für die Capitaine und Matrosen an, welche sich falscher Erklärungen schuldig machten. Während Napoleon dieses Decret erließ, traf die Antwort der Herren Gaudin, Cretet, Defermon, Collin de Sussy auf seine Anfragen ein, und diese schlugen ihm eine Maßregel vor, welche bald dasselbe bezweckte, aber fast noch strenger war, indem sie nämlich den Staaten, welche nicht von selbst allen Verkehr mit England abgebrochen hatten, jede Handelsverbindung mit dem französischen Reiche verboten wissen wollten. So wie es war, genügte das Decret von Mailand, die Verbindungen, welche England zu seinem Vortheil hatte anknüpfen wollen, noch unbedingter zu vernichten. Aber man erkaufte diesen Vortheil mit einer Verdoppelung der Zwangsmaßregeln, die bald Frankreich und seine Verbündeten ebenso sehr ermüden mußten, wie England.

Mit Ausnahme dieser kurzen Diversion widmete Napoleon alle seine freie Zeit der Verwaltung des Königreichs Italien. In Folge seiner Aufforderung versammelten sich gegen Ende December in Mailand die drei Collegien der Possidenti, der Commercianti und der Dotti, um die Mittheilung mehrerer wichtigen Actenstücke zu vernehmen. Durch das erste dieser Actenstücke adoptirte Napoleon den Prinzen Eugen de Beauharnais officiell als seinen Sohn. Durch das zweite stellte er die Folgen dieser Adoption fest, indem er dem Prinzen Eugen das Erbrecht auf die italienische Krone garantirte und es ausschließlich auf diese beschränkte, so daß eine Vereinigung der beiden Kronen Italiens und Frankreichs in Zukunft unmöglich wurde. Es war natürlich, daß Napoleon, nachdem er seine Brüder und Schwestern versorgt hatte, etwas für die Befriedigung der lebhaften Zuneigung that, die ihm die Kinder der Kaiserin Josephine und hauptsächlich Eugen de Beauharnais, der ihm in Italien mit Bescheidenheit, Umsicht und Hingebung diente, einflößten. Dieser Prinz war sehr geachtet von den Italienern, die noch niemals unter einer so milden und aufgeklärten Regierung gelebt hatten und seit zwei Jahren von den Schrecken des Kriegs im stillen Frieden ausruhten.

Da die Krone Italiens vor der Hand mit der französischen vereinigt blieb und Eugen de Beauharnais blos Präsumtiv-Erbe mit dem Titel Vice-König war, so wollte Napoleon ihm den Titel eines Fürsten von Venedig beilegen, den in Zukunft stets der Präsumtiv-Erbe des Königreichs Italien führen sollte. Er creirte den Titel Fürstin von Bologna für die Tochter Eugen's aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Baiern. Um dem Herzog von Melzi, dem ehemaligen Vicepräsidenten der italienischen Republik, einen neuen Beweis seiner Gunst zu geben, ernannte er ihn zum Herzog von Lodi, welcher Titel von einer der glänzendsten Waffenthaten unserer ersten Feldzüge hergenommen war. Er beschäftigte sich alsdann mit der Abänderung einiger Punkte der Reichsverfassung, die an und für sich von geringer Wichtigkeit war, da in Italien der Wille Napoleon's Alles war und dies war für den Augenblick nicht zu beklagen, denn außer den durch den allgemeinen Krieg verursachten Forderungen erstrebte und verwirklichte dieser Wille nur Gutes. Das Collegium der Possidenti, die reichste der drei Körperschaften, beschloß auf ihre Kosten ein Denkmal zur Erinnerung an die Wohlthaten, mit denen Napoleon Italien überschüttet hatte, zu errichten.

Nachdem Napoleon alles dies geordnet hatte, reiste er nach Piemont, besuchte den großen Waffenplatz Alessandria, belobte an Ort und Stelle den General Chasseloup, dem der Bau dieser Festung übertragen war, und begab sich alsdann nach Turin, wo er den jetzt französisch gewordenen Provinzen neue Vortheile zu gewähren wünschte. Um Ligurien mit Piemont zu verbinden ordnete er den Bau eines Canals an, der bei Savona im Meere ausmünden und die Apenninen in ihrem niedrigsten Theile durchschneiden sollte, um die Bormida bei Carcare zu erreichen und den Po mit dem mittelländischen Meere zu verbinden. Er sorgte für die Verbesserung der Schifffahrt auf dem Po bei Alessandria, so daß die Fahrzeuge in jeder Jahreszeit ihn passiren konnten. Er ließ die große Straße von Alessandria nach Savona an einigen Punkten berichtigen und beabsichtigte sie mit der Straße von Turin durch eine Abzweigung von Carcare nach Ceva zu verbinden. Er beschloß die Eröffnung der großen Straße des Mont-Genevre über Briançon, Fenestrella und Pignerol, welche nebst der Straße über den Mont-Cenis die Verbindung Frankreichs mit Piemont über die cottischen Alpen vervollständigen sollte. Noch befahl er verschiedene Brücken zu bauen, zwei steinerne, die eine über den Po in Turin, die andere über die Doria, zwei hölzerne über die Sesia bei Vercelli und über die Bormida zwischen Alessandria und Tortona; außerdem drei kleinere Holzbrücken über drei Gebirgsbäche zwischen Turin und Vercelli. Er sorgte zu gleicher Zeit für Finanzmittel zu diesen großen Arbeiten, denn er gehörte nie zu denen, welche neue Schöpfungen anordnen, ohne an die damit verbundenen Kosten zu denken. Eine von den Käufern der National-Domainen noch restirende Schuld, die Einkünfte verpfändeter Domainen und eine Vorausbezahlung auf das Salzmonopol sollte diese nützlichen Ausgaben decken.

Napoleon verließ Turin unter dem Beifallruf der dankbaren Völker und erreichte Paris am 1. Januar 1808 schon etwas spät, aber noch zeitig genug, um die Huldigungen des Hofs, der Behörden und der Pariser entgegen zu nehmen. Seine Rückkehr in die Hauptstadt des Reichs sollte von den ernstesten Beschlüssen seiner Regierung bezeichnet werden. Es mußte in der That ein Entschluß über Spanien gefaßt werden, denn eine Antwort auf Carl's IV. Brief ließ sich nicht länger aufschieben. Ein anderer Beschluß war wegen des römischen Hofs zu fassen, zu dem man täglich in schwierigere Verhältnisse gerieth. Napoleon sollte daher jetzt mit den beiden ältesten und am meisten zu fürchtenden Ueberresten des Ancien Regime,

den Bourbonen von Spanien und dem Papstthum, in Berührung kommen.

Seit der Herstellung des Friedens auf dem Continent unaufhörlich von dem Princip beherrscht, überall Buonaparte's auf die Throne der Bourbonen zu setzen, und durch Familieninteresse, sowie durch sein reformatorisches Genie, das um sich keine entarteten und der gemeinsamen Sache unnützen oder schädlichen Königshäuser dulden wollte, auf dieses Ziel hingedrängt, war Napoleon, wie wir schon früher berichteten, hinsichtlich Spaniens von den verschiedenartigsten Gedanken bewegt. Dreierlei Pläne zeigten sich seinem Geiste. Zuerst konnte man Spanien durch die Vermählung einer französischen Prinzessin an den Prinzen von Asturien und den Sturz des Günstlings an sich fesseln, ohne von den Spaniern etwas zu fordern, was ihren Stolz oder ihren Ehrgeiz verletzen konnte; zweitens konnte man ihm das eben Erwähnte gewähren, aber sich dafür durch Gebietsabtretungen entschädigen, die uns die Ufer des Ebro, die Küsten von Catalonien und die Mitbenutzung der spanischen Colonien verschafften; drittens konnte man zu dem Aeußersten schreiten, die Bourbonen entthronen, den Spaniern eine neue Dynastie aufzwingen, ohne von ihnen eine Gebietsabtretung oder Handelsvortheile zu verlangen, indem man sich mit der engen Verbindung der Geschicke Spaniens mit denen Frankreichs begnügte.

Von diesen drei Verfahrungsarten war keine gut und wir werden gleich sagen warum; aber sie waren noch lange nicht alle gleich schlecht.

Wenn man Ferdinand die Hand einer französischen Prinzessin gab und dazu noch den Sturz des Günstlings fügte, aber keine Opfer dafür verlangte, so erfüllte man die spanische Nation mit begeisterter Freude, bewog sie für einige Zeit zu einer unbedingten Hingebung und erhielt in ihr eine energische Stütze gegen jedes Ministerium, das nicht offen im Sinne der französischen Politik handelte. Aber die Dankbarkeit ist bei den Völkern von ebenso geringer Dauer, als bei den Einzelnen; das Mißtrauen der Spanier wäre bald wieder erschienen, sowie sich die Erinnerung an die Wohlthaten Napoleon's verwischte und Ferdinand, der alle Fehler, aber keinen der Vorzüge des spanischen Charakters hatte, wäre in kurzer Zeit Frankreich ebenso feindlich gesinnt geworden, als Emanuel Godoy. In seiner Unfähigkeit und seiner Trägheit wären ihm die Rathschläge Napoleon's nicht weniger unbequem geworden, als dem Günstling.

Nachdem die Dankbarkeit einige Tage gedauert, wären die Dinge wieder ihren alten Weg gegangen, und Unwissenheit, Sorglosigkeit und Haß gegen jede Verbesserung, und Eifersucht über die Ueberlegenheit des Auslandes, wären wie früher auch die Charakterzüge der neuen Regierung geworden. Allerdings wollte man eine französische Prinzessin neben den Thron stellen, damit sie die guten, von Paris ausgegangenen Rathschläge beständig in Erinnerung bringe; aber es gehörte eine sehr seltene Ueberlegenheit dazu, um so entgegengesetzten Tendenzen widerstehen zu können, und diese Ueberlegenheit hätte sie vielleicht verhaßt gemacht. Einer französischen Prinzessin, die mit edeln und anziehenden Ansichten nach Spanien kam, winkte keine sehr beruhigende Zukunft. Auch kann man nicht nach Belieben Prinzessinnen schaffen, die mit allen Gaben der Natur ausgestattet sind und diejenigen, welche Napoleon zu seinen Plänen benutzen konnte, besaßen nicht die glänzenden Eigenschaften, welche die Lage für ihre Rolle nothwendig und für sie selbst gefährlich machte.

Der zweite Plan, für die Heirath, den Sturz des Günstlings und die Abtretung Portugals beträchtliche Opfer, wie die Ueberlassung der Provinzen am Ebro und die Aufhebung der Handelssperre der Colonien, zu verlangen, war der erste Plan mit noch viel schlimmern Bedingungen. Die Ebroprovinzen boten einen mehr scheinbaren als wirklichen Vortheil, denn diese Provinzen sind wegen ihrer Nachbarschaft diejenigen, wo die Franzosen am wenigsten beliebt sind. Ebensowenig wie die Mailänder Oesterreich geneigt geworden sind, würden sie mit der Zeit Frankreich lieben lernen. Die Pyrenäen mußten sie immer daran erinnern, daß sie spanisch und nicht französisch sind und anstatt uns einen einzigen Soldaten oder einen einzigen Thaler zu liefern, würde uns ihre Bewachung ein ganzes Heer und Unsummen Geldes kosten. Die angebliche Herrschaft über Spanien, welche sie uns sichern sollten, war unter Napoleon wenigstens sehr illusorisch. Anstatt von Bayonne, von Pampelona oder Saragossa abzumarschiren, um nach Madrid zu gelangen, war kein so großer Unterschied, um glauben zu machen, daß Spanien dadurch aus einem unabhängigen ein von uns abhängiger Staat werden würde; im Gegentheil erbitterte man die Spanier durch die Zerstückelung ihres Landes und gab ihrer Freude über Ferdinand's Vermählung mit einer französischen Prinzessin und den Sturz des Günstlings ein Gegengewicht, das die Undankbarkeit vom ersten Tage an fördern mußte. Selbst Lissabon hatte für ihre Augen keinen Reiz, wenn es mit Saragossa und Barcelona bezahlt werden mußte. Die Aufhebung der Handelssperre der spanischen Colonien war für Frankreich ein großer und wünschenswerther Vortheil, aber leicht und ohne Erbitterung zu erregen zu erlangen, wenn man sie als den einzigen Preis für Portugal, die Heirath und den Sturz des Günstlings verlangte. Dieser zweite Plan hatte daher nicht einmal das Verdienst, Spanien einen einzigen Tag an uns zu fesseln, und erwarb uns mit einigen Gebietsabtretungen, die wir unmöglich lange behalten konnten, den ewigen Haß des spanischen Volks.

Der dritte Plan, zu dem sich Napoleon unwiderstehlich hingezogen zu fühlen schien, wollte die Bourbonen entthronen, Spanien durch die Einsetzung derselben Dynastie Frankreich nähern und es regeneriren, um es sich selbst und der gemeinsamen Sache nützlich zu machen; er wollte ihm nichts nehmen, sondern ihm im Gegentheil Alles geben, Portugal, den Sturz des Günstlings, innere Reformen; er wollte mit einem Worte die Politik Ludwigs XIV. erneuern, die nicht zu großartig war für einen Mann, der alle bisher

bekannte Größe übertroffen hatte. Man muß zugeben, daß diese Politik Ludwig's XIV., die außerdem nicht zu groß war für Napoleon, die natürliche Politik Frankreichs war. Den ganzen Westen Europas, nämlich Frankreich und die italienische Halbinsel in einen Geist und in ein Interesse zu verschmelzen und ihre Continentalmacht der Coalition der nordischen Höfe, ihre Seemacht den Anmaßungen Englands entgegen zu stellen, war gewiß der wahre und berechtigte Ehrgeiz, den man Napoleon wünschen mußte und den alle Regeln der gesunden Politik rechtfertigten, selbst wenn er nicht mit Erfolg gekrönt war. Aber die Strafe des Verschwenders, der thörichte Ausgaben gemacht hat, ist die Unmöglichkeit, nothwendige zu decken. Weil Napoleon im Norden ein unermeßliches und den wahren Interessen Frankreichs widersprechendes Werk unternommen hatte, nämlich die Herstellung eines französischen Deutschlands zu großer Unzufriedenheit der Deutschen und die Wiederherstellung Polens, wider Oesterreichs und Preußens Willen, fehlten ihm die Kräfte zur Ausführung von Plänen von der tiefsten Politik. Gegenwärtig war er gezwungen 300,000 Mann zwischen Oder und Weichsel zu lassen, um sich die Unterwürfigkeit Deutschlands und die Treue Rußlands zu sichern und 120,000 Mann in Italien, um Oesterreich jede Möglichkeit wieder die Alpen zu überschreiten, zu nehmen. Wenn er nun noch 100 oder 200,000 Mann brauchte, um Spanien in Gehorsam zu erhalten und die Engländer daraus zu vertreiben, so machte dies zusammen eine Streitmacht von 8 oder 900,000 Mann nothwendig, und eine Ausdehnung der Obliegenheiten, der Anstrengungen und der militairischen Anordnungen, für welche selbst Frankreich und sein Genie zuletzt nicht mehr ausreichten.

Napoleon hatte jetzt schon einen auffälligen Beweis von diesem Mangel, denn um sich Truppen zu verschaffen, ohne die große Armee zu schwächen und ohne Deutschland und Italien zu entblößen, mußte er auf tausenderlei Auskunftsmittel sinnen und sah sich zuletzt doch auf Conscribirte beschränkt, welche pensionirte oder aus den Depots entnommene Offiziere befehligten. Darin zeigte sich zuerst und deutlich, daß Napoleon seine Unternehmungen übermäßig ausgedehnt hatte. Diese Erschöpfung der Hülfsquellen wurde durch einen andern Umstand sehr erschwert. Der Gehorsam des spanischen Hofs war zwar mit vielen geheimen Verräthereien untermischt und unfruchtbar durch die Unfähigkeit der spanischen Verwaltung; hatte aber den äußern Schein der unbedingtesten Hingebung. Napoleon konnte daher keine Beschwerde gegen den Hof des Escurial geltend machen und die dictatorische Maßregel aus sehr politischen, aber der einfachen Billigkeit widersprechenden Gründen, die sich außerdem den Massen schwer begreiflich machen ließen und nur durch den Erfolg gerechtfertigt werden konnten, konnte eine stolze, mißtrauische und von Fremdenhaß erfüllte Nation zum Aufstand bewegen. Man beabsichtigte ihr moralisches Gefühl zu verletzen und, um sie in Gehorsam zu erhalten, erforderte es ganz andere Streitkräfte als Napoleon jetzt zur Verfügung hatte. Hier brauchte er nicht junge Conscribirte, die zwar tapfer, aber von wenig imponirendem Aeußern waren, sondern alte Soldaten, die fähig waren durch ihre Zahl und ihr Aussehen Schrecken einzuflößen, und die, indem sie sich auf allen Punkten zugleich der Halbinsel bemächtigten, einen Ausbruch des Volksgefühls verhinderten, das halbwilde niedere Volk Spaniens in Gehorsam erhielten und den mittlern Ständen, die neue Zustände herbeisehnten und geneigt waren sie von Frankreich zu hoffen, Zeit ließen sich in ihren Gefühlen zu bestärken und sie weiter zu verbreiten. Unter diesen Bedingungen hatte die außerordentliche Maßregel, welche Napoleon ergriff, Aussicht auf Gelingen, und wenn gegen die erste aufständische Bewegung auf diese Weise Vorkehrung getroffen war, so hätte die spanische Nation allmälig gelernt die Wohlthaten, welche Frankreich ihr brachte, zu schätzen. Aber mit geringeren Hülfsquellen versucht, konnte der von Napoleon entworfene Plan der Anfang einer Reihe von Unglücksfällen werden.

Noch eine andere Bedingung war zum Gelingen dieses Unternehmens nothwendig, nämlich das unbedingte Fortbestehen des Bündnisses, das Napoleon vor Kurzem in Tilsit abgeschlossen hatte; denn wenn er, während er in Spanien beschäftigt war, den Feldzug von Austerlitz oder den von Friedland wieder beginnen mußte, so legte er sich außer der Schwierigkeit an den beiden äußersten Enden der europäischen Welt zu siegen, nicht blos eine doppelte Arbeit auf, sondern machte auch die zweite hundert Mal schwerer, indem die Spanier aus jedem Krieg im Norden eine außerordentliche Ermuthigung schöpfen mußten. Man mußte daher, so unangenehm die Nachgiebigkeit gegen den Ehrgeiz Alexander's war, einen Entschluß fassen, und die Zerstreuung der französischen Streitkräfte dadurch vermeiden, daß man sich um jeden Preis die Mitwirkung des großen nordischen Reichs sicherte. Man mußte mit einem Worte mit der Moldau und Walachei die Möglichkeit bezahlen, die spanischen Bourbonen ungestraft zu entthronen.

Aber selbst wenn alle diese Bedingungen vorhanden waren blieb noch eine sehr ernste Gefahr für Spanien und Frankreich übrig, nämlich der mögliche und selbst wahrscheinliche Verlust der reichen spanischen Colonien. Schon waren diese Colonien von dem Geiste der Empörung heimlich durchwühlt. Das Beispiel der vereinigten Staaten hatte ihre Neigung, sich unabhängig zu erklären, sehr entwickelt und die schmähliche Sorglosigkeit des Mutterlandes, welches sie ohne Vertheidigung ließ, bestärkte sie noch mehr darin. Es war daher zu befürchten, daß eine neue, der Nation aufgezwungene Dynastie ihnen den längst gesuchten Vorwand und der englische Schutz die Mittel zum Aufstand geben werde. In diesem leicht vorauszusehenden Falle richtete sich Spanien, ehe es sich andere Quellen des Wohlstandes eröffnen konnte, zu Grunde, und Frankreich bereicherte den englischen Handel mit allen Vortheilen, welche er sich

durch die Ausbeutung der ausgedehnten spanischen Colonien verschaffen konnte.

Zwischen diesen drei Plänen hatte Napoleon zu wählen. Jeder hatte seine unangenehme Seite; denn der erste, der alle Wünsche der Spanier auf einmal erfüllt hätte, indem er sie von dem Günstling befreite, ihnen den Schutz Napoleon's durch die Vermählung einer französischen Prinzessin sicherte und ihnen Lissabon ohne Territorialentschädigung überließ, war vielleicht weiter nichts als eine Täuschung. Der zweite, der für alle diese Vortheile eine schmerzliche Gebietsabtretung verlangte, hätte sie erbittert. Der dritte endlich, der die Frage auf eine endgültige Weise abmachte, Spanien und Frankreich ganz aneinander schloß und ersteres regenerirte und dafür als einziges Opfer den Sturz einer entarteten Dynastie verlangte, konnte dennoch einen Aufstand des spanischen Volks veranlassen, forderte das Vorhandensein von Streitkräften, über die Napoleon jetzt nicht verfügen konnte und brachte endlich die spanischen Colonien in große Gefahr.

Nach reiflicher Ueberlegung hätte sich Napoleon für den ersten Plan entscheiden, Spanien von dem Günstling befreien, dem Prinzen die Hand einer französischen Prinzessin geben, ihm Portugal ohne Entschädigung abtreten, und dafür höchstens den freien Handel in den Colonien und vielleicht die Ueberlassung der Balearen und der Philippinen, die Spanien keinen Nutzen brachten, verlangen sollen. Dies waren wirkliche und wünschenswerthe Vortheile, die man uns gern und ohne daß wir Erbitterung erregten, zugestanden hätte. Die Dankbarkeit hätte vielleicht nicht lange gedauert, aber doch lange genug, um das Ende des Seekriegs zu erreichen und in der letzten Periode desselben die aufrichtige Mitwirkung der Spanier gegen die Engländer zu erlangen, um sich wenigstens in ihren Augen das Recht zu erwerben, sie zu fordern, und wenn man sie nicht erlangte, das Recht die Undankbaren zu bestrafen.

Aber dieser Plan, der einzige gute, weil er allein die Unternehmungen, welche bereits die Kräfte des Reichs im Uebermaß in Anspruch nahmen, nicht mit neuen vermehrte, fand weder Beifall bei Napoleon, dessen geheimen Wünschen er widersprach, noch bei Talleyrand, der nicht den Muth hatte ihn zu unterstützen, obgleich er schon die Folgen vorauszusehen anfing, welche die Politik, die er schmeichelnd gepriesen, haben konnte. Wir haben gesehen, wie er wieder, um sich die Gunst des Kaisers zu erwerben, auf alle Gedanken Napoleon's gefällig einging, sein geheimer Vertrauter, sein geduldiger Zuhörer wurde; und jetzt, denn die Vorsicht hielt bei ihm dem Wunsche zu gefallen das Gegengewicht, zögerte er, und suchte in dem zweiten Plan einen Mittelweg, welcher den Hofmann und den Politiker zugleich befriedigte. Er stellte die Ansicht auf, daß man sich nicht zu tief in die spanische Angelegenheit einlassen dürfe, daß man Spanien so weit nur möglich ausbeuten und alsdann sich selbst überlassen müsse. Deshalb sollte man ihm, ohne nach der Ehre zu streben es zu regeneriren, eine französische Prinzessin geben, weil das sein Wunsch war, es von dem Günstling befreien, weil es denselben haßte und ihm den reservirten Theil Portugals, der für Frankreich zu entlegen war, überlassen; zur Belohnung dafür sollte man Aragonien, Catalonien und die Balearen und die Eröffnung der spanischen Colonien fordern und nach erhaltener Entschädigung Spanien sich selbst überlassen, indem man es in den Wällen von Barcelona, Saragossa und Pampelona, beobachtete. Auf diese Weise versuchte Herr von Talleyrand Napoleon zur Umkehr auf dem verhängnißvollen Wege, auf den er ihn selbst gelenkt, zu bewegen. Aber der Kaiser, der diesen Plan richtig beurtheilte, weil er ihm nicht gefiel, fand ihn mit ebenso viel Gefahr verbunden, als den letzten; denn den Spaniern Barcelona, Saragossa und Pampelona zu entreißen, erschien ihm ebenso schwer als eine entartete Dynastie zu stürzen. Er kam daher immer wieder auf den Gedanken zurück, die Bourbonen von dem letzten Thron zu vertreiben, den sie noch in Europa im Besitz hatten, und glaubte den Augenblick benutzen zu müssen, wo er allmächtig auf dem Continent war, wo England durch sein Benehmen in Kopenhagen Alles gerechtfertigt hatte, wo er noch jung, siegreich und glücklich war und Alles ihm gehorchte, um sein System durch eine große Maßregel gegen die spanische Dynastie zu vollenden. Alsdann sollte die Armee Frankreichs in dem Occident ausruhen, geblendet von seinem Ruhme und zufrieden mit der Ordnung, die er hergestellt und mit den weisen Reformen, die er durchgeführt hatte. Er tröstete sich mit der Aussicht, daß das Durchführen seines Planes nicht viel schwerer werden könne, als in Neapel; denn wenn er bei den Spaniern eine gleiche Energie voraussetzte, wie bei den calabrischen Räubern, so brauchte er die Ausdehnung Calabriens nur zu verdreifachen oder zu vervierfachen und anstatt der 25,000 Franzosen sich 100,000 zu denken, um sich eine Vorstellung von den zu besiegenden Hindernissen zu machen. Er war überzeugt, daß seine jungen Soldaten, die es überall mit den besten europäischen Truppen aufgenommen hatten, die entnervten Spanier besiegen würden und daß eine Conscription mehr, die zu dem neuen Unternehmen erforderlichen 100,000 Mann ohne Mühe liefern werde; daß die große Armee ungetheilt zwischen Oder und Weichsel bleiben könnte, um Europa in Gehorsam zu erhalten; daß ihm außerdem das Rußland versprochene Finnland und der versprochene Besitz der Moldau und der Walachei die Mitwirkung des Kaisers Rußland bei der Durchführung seiner Pläne sichere; daß mit einem Worte seine Pläne in Spanien die letzte Frucht seiner Siege, die endgültige Feststellung seiner Dynastie und die Vollendung ihres Geschicks sei.

Dennoch war im Januar 1808 nach der Rückkehr aus Italien und selbst nach dem Proceß des Escurial der Entschluß Napoleon's nicht unwiderruflich gefaßt, und er kam manchmal auf den Gedanken zurück, sich mit einer Heirath zu begnügen, welche die beiden Dynastien einander näherte, als ein Familienereigniß diese Combination unmöglich machte. Napoleon hatte,

wie schon früher erzählt, eine Tochter Lucian's aus dessen erster Ehe nach Paris berufen. Aber leider brachte diese junge Dame, die in der Verbannung erzogen war, und dort oft bittere Klagen über die allmächtige Familie vernahm, welche die Throne Europas unter sich austheilte, ohne eines entfernten und verkannten Bruders zu gedenken, nach Paris nicht die Empfindungen mit, die man bei ihr voraussetzte. Unter die Obhut der Kaiserin Mutter gestellt, glaubte sie sich von dieser mit einer Strenge und von ihrer Tante mit einer Nachlässigkeit behandelt zu sehen, die nicht geeignet waren, sie denen geneigt zu machen, die sie von Jugend auf gewohnt war eher mit Furcht als mit Liebe zu betrachten. Auch machte sie in ihrem Briefwechsel mit ihren Eltern in Italien ihrem Verdruß ungescheut Luft. Napoleon, der in der Voraussetzung sie zur Königin von Spanien zu machen, wissen wollte, ob ihre Empfindungen mit seiner Politik übereinstimmten, ließ sie mit Sorgfalt beobachten und ihre Briefe auf der Post aufbrechen. Kaum war sie in Paris angekommen, als sie auch schon Briefe auf die Post schickte, in welchen sie über ihre Großmutter, ihre Tanten, ihren Onkel Napoleon Gerüchte mittheilte, die der kaiserlichen Familie wenig günstig waren. Als Napoleon diese Briefe erhielt, lächelte er boshaft, berief sogleich seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwestern nach den Tuilerien und ließ die aufgefangenen Briefe in vollem Familienrathe vorlesen. Er ergötzte sich sehr an dem Aerger, den die Anwesenden, die alle in dem Briefwechsel ziemlich mitgenommen waren, an den Tag legten, verwandelte aber bald seine ironische Heiterkeit in kalte Strenge und verlangte, daß seine junge Nichte binnen 24 Stunden Paris verlasse. Sie reiste auch wirklich am nächsten Tage nach Italien zurück. Es war demnach keine Prinzessin des Hauses Buonaparte mehr für Spanien übrig, denn an die vor Kurzem in die Familie aufgenommene Mademoiselle de Tascher war nicht zu denken. Napoleon hatte diese junge Dame, die Nichte der Kaiserin Josephine adoptirt und nach Deutschland geschickt, wo sie den Erben des fürstlichen Hauses Ahremberg heirathen sollte. So große Hinneigung er auch zu seiner Gemahlin fühlte, wollte er doch nicht ein Mitglied ihrer Familie, sondern blos seine Blutsverwandten auf den spanischen Thron setzen.

Selbst ohne diesen Zwischenfall hätte sich Napoleon wahrscheinlich zuletzt für die entschiedenste Maßregel, für die Entthronung der Bourbonen entschieden. Jedenfalls hatte er jetzt keine andere Wahl. Sie ihres Thrones zu entsetzen und diesen einem Mitglied seiner Familie zu geben, war die allein noch mögliche Lösung der Frage. Aber am meisten setzte ihn noch der Vorwand in Verlegenheit, mit dem er diese Maßregel entschuldigen mußte, wenn er nicht die öffentliche Meinung in Spanien, Frankreich und Europa aufs Tiefste verletzen wollte. Da ihm die feige Unterwürfigkeit der spanischen Regierung unter seinen Willen keinen hergab, so mußte er die Ereignisse abwarten. Die Zwietracht am Hofe, die ärgerlichen Ausschweifungen der Königin und des Günstlings, der gegenseitige Haß, den sie und der Thronerbe einander einflößten, die einem Ausbruch nahende Ungeduld der Nation, kurz alle diese von Stunde zu Stunde wachsenden Leidenschaften konnten eine plötzliche Katastrophe herbeiführen und zu dem gewünschten Vorwand Anlaß geben. Uebrigens ließ sich leicht voraussehen, daß das allmälige Einrücken französischer Truppen in Spanien die Aufregung der Geister sehr vermehren mußte, indem es bei den Einen Hoffnung, bei Andern Furcht, bei Allen aber die größte Spannung hervorrief und vielleicht eine Entwickelung herbeiführen konnte. Außerdem konnten alle diese Ursachen eine Folge haben, die Napoleon sehr angenehm gewesen wäre, nämlich die Flucht der königlichen Familie nach Amerika, nach dem Beispiel des portugiesischen Hofs. Einen solchen Schritt hätte Napoleon sehr gern gesehen, denn er erledigte den Thron, welchen vielleicht das spanische Volk in seiner Entrüstung über die Flüchtlinge ihm selbst angeboten hätte. Diese neue Auswanderung einer europäischen Dynastie nach Amerika wurde von diesem Augenblick an die Lösung, bei der er stehen blieb, weil sie die öffentliche Meinung am wenigsten verletzte. Ein sicheres Mittel sie herbeizuführen, war die Vermehrung der französischen Truppen in Spanien, während er seine Absichten mit einem immer tiefern Geheimniß umgab; dies that er auch. Da er nicht umhin konnte, auf die beiden Briefe Carl's IV., welche die Hand einer französischen Prinzessin für Ferdinand und die Veröffentlichung des Vertrags von Fontainebleau verlangten, eine Antwort zu geben, so erwiderte er auf den ersten, daß sich zwar sein Haus durch den von der königlichen Familie geäußerten Wunsch sehr geehrt fühle, daß er sich aber erst aussprechen könne, wenn der vor Kurzem als Staatsverbrecher angeschuldigte Prinz von Asturien wiederum von seinen erhabenen Eltern zu Gnaden angenommen sei; denn Niemand, sagte er, werde sich mit einem entehrten Sohne verbinden wollen. Auf den zweiten Brief antwortete er, daß die portugiesische Angelegenheit noch nicht weit genug vorgeschritten sei, um eine Zerstückelung der Verwaltung und noch weniger eine Theilung des Armeebefehls zu erlauben, während die Engländer mit einer Landung drohten; daß man sich auch hüten müsse, die Gemüther der Bevölkerung durch eine vorzeitige Enthüllung des Schicksals, das ihrer warte, aufzuregen; und daß aus allen diesen Gründen die Veröffentlichung des Vertrags von Fontainebleau noch einige Zeit aufzuschieben sei. Herr de Vandeul, bei der französischen Gesandtschaft angestellt, war beauftragt, diese beiden vieldeutigen Briefe zu übergeben ohne etwas, was ihre Dunkelheit aufklären konnte, hinzuzusetzen. Während Napoleon seine Schritte mit neuen Geheimnissen umgab, beschloß er zugleich eine neue Vermehrung seiner Streitkräfte.

Wir haben schon gezeigt, mit welcher Sorgfalt er die nach Spanien bestimmten Corps organisirte ohne seine Armee in Italien und Deutschland zu schwächen. Die Armee von Portugal war aus den

alten Lagern der Küste der Bretagne und der Normandie formirt; die Armee des Generals Dupont oder das Gironde-Corps aus den drei ersten Bataillonen der fünf Reservelegionen und einigen Schweizer und Pariser Bataillonen; die Armee des Marschalls Moncey oder das Observationscorps der Küsten des Oceans aus zwölf provisorischen Regimentern aus den Depots der großen Armee; die nach Pampelona bestimmte Division der West-Pyrenäen aus einigen in den Lagern der Bretagne und der Normandie zurückgebliebenen Bataillonen; endlich die Division der Ost-Pyrenäen, aus den italienischen und neapolitanischen Regimentern, welche nicht in Deutschland gedient hatten, und welche die Rückkehr der italienischen Armee verfügbar machte. Er wollte die letztern beiden Divisionen verstärken und außerdem eine allgemeine Reserve für alle diese Corps schaffen.

Er vermehrte die Division der West-Pyrenäen mit dem vierten Bataillon der fünf Reservelegionen, deren Organisation so eben ihrer Beendigung entgegen ging. Das waren **3000** Mann, die mit den **3** oder **4000**, die schon von Saint-Pied de Port nach Pampelona unterwegs waren, eine Division von **6** bis **7000** Mann bildeten und in dieser Stärke zur Besetzung dieses Platzes und zur Ueberwachung Aragoniens genügten. Sie wurde dem Befehl des Generals Merle untergeben und General Mouton, der sie zuerst anführte, erhielt den Auftrag, die übrigen Armeecorps zu inspiciren. Die aus Italienern bestehende Division der Ost-Pyrenäen vermehrte Napoleon durch provisorische Bataillone aus den französischen Depots zwischen Alessandria und Turin, die überreich an schon ausgebildeten Conscribirten waren. Diese neue französische Division von **5000** Mann war mit der italienischen Division unter General Lechi, das **6** oder **7000** Mann stark war, bestimmt unter General Duchesne ein für Catalonien vollkommen ausreichendes Corps zu bilden.

Für die allgemeine Reserve organisirte Napoleon in Orleans die Infanterie und in Poitiers die Reiterei. Er wendete dasselbe Verfahren an, wie bei der Formirung des Corps des Marschalls Moncey, und vereinigte in Orleans neue provisorische Bataillone aus den Depots, die noch keine Detaschements nach Spanien gesendet hatten. General Verdier sollte die sechs neuen provisorischen Infanterieregimenter, welche die Nummern **13** bis **18** erhielten, befehligen. Napoleon vereinigte in Poitiers vier neue provisorische Cavallerieregimenter, zusammen **3000** Reiter von allen Waffen, Kürassiere, Dragoner, Husaren und Jäger, unter General Lasalle, einem Reitergeneral von seltenen Verdiensten. Die dem Lager von Boulogne, der Garnison von Paris und dem Lager der Bretagne entnommenen Truppen ersetzte er durch die zehn alten Regimenter, die von der großen Armee zurückkehrten und schuf sich dadurch für erforderliche Fälle neue Hülfsquellen von ausgezeichneter Güte. Endlich ließ er heimlich einige Abtheilungen Infanterie, Reiterei und Artillerie von der Kaisergarde nach Bordeaux abgehen, denn er sah voraus, daß er wahrscheinlich bald selbst sich nach Spanien werde begeben müssen, um die ersehnte Entwickelung herbeizuführen. Setzt man das Corps des Generals Dupont auf **25,000** Mann, das Corps des Marschalls Moncey auf **32,000** Mann, die Division der West-Pyrenäen auf **6** bis **7000**, das Corps der Ost-Pyrenäen auf **11** bis **12,000**, die beiden Reservecorps von Orleans und Poitiers auf **10,000**, die Garden auf **2** bis **3000** an, so bringt dies die Zahl der nach Spanien entsendeten Truppen auf **80** und einige Tausend Mann, ungerechnet der Armee von Portugal, durch welche die Zahl der für die Halbinsel bestimmten neuen Streitkräfte auf mehr als **100,000** Mann stieg. Aber die Soldaten waren so jung und so wenig an Anstrengungen gewöhnt, daß man sich auf einen großen Unterschied zwischen der Anzahl der Mannschaft in den Bestandlisten und der wirklich unter den Waffen stehenden gefaßt machen mußte. Außerdem war ein Viertel dieses Effectivbestandes im Januar **1808** noch auf dem Marsche. Um die Entwickelung schneller herbeizuführen, befahl Napoleon seinen Truppen eine entscheidende Bewegung gegen Madrid auszuführen. Die große nach dieser Hauptstadt führende Straße spaltet sich bei Burgos. Der eine Zweig geht durch das Königreich Leon über Valladolid und Segovia, überschreitet den Guadarrama bei San Ildefonso und führt über den Escurial nach Madrid. Der andere geht über Aranda durch Alt-Castilien, überschreitet den Guadarrama bei Somosierra und erreicht Madrid über Buitrago und Chamartin. Die beiden Corps von Dupont und Moncey standen bei Valladolid und zwischen Vittoria und Burgos vor der Scheidung des Weges und hatten bis jetzt noch nichts gethan, was die Absicht nach Madrid zu marschiren verrathen hätte. Napoleon befahl dem General Dupont eine seiner Divisionen nach Segovia und dem Marschall Moncey eine Division nach Aranda zu senden, und als Vorwand die Nothwendigkeit einer ausgedehnteren Cantonnirung zur bessern Verpflegung zu benutzen. Von da an verrieth sich die Absicht auf Madrid deutlich. Aber das Einrücken französischer Truppen in Catalonien und Navarra, das zur Besatzung Barcelonas und Pampelonas nothwendig war, zeigte noch viel deutlicher, daß das wahre Ziel der Bewegung ein ganz anderes als Lissabon sei. Um eine Erklärung zu geben, die nur halb glaublich war, hatte Napoleon beim Einrücken des Generals Merle in Navarra und dem des Generals Duchesne in Catalonien, dem spanischen Hofe anzeigen lassen, daß er eine doppelte Bewegung gegen Cadiz, sowohl durch Catalonien als Estremadura und Andalusien mache. Die in Cadiz vor Anker liegende französische Flotte konnte das Motiv dieser Expedition sein. Wenn man übrigens bei Hofe oder im Lande einigermaßen an der Richtigkeit der Erklärung zweifelte, so konnte dadurch höchstens eine Steigerung der Aufregung herbeigeführt werden, was Napoleon nicht bedauerte, weil er, wenn auch nicht gleich, doch aber bald die Flucht der königlichen Familie veranlassen wollte.

Napoleon fand es zu vortheilhaft, seine Depots

durch im Voraus eingerufene Conscribirte, die vor ihrer Verwendung 12 oder 15 Monate exercirt wurden, gefüllt zu erhalten, um nicht bei diesem System zu verharren, zumal zu einer Zeit, wo er an dem ganzen Küstenlande des Continents in Verbindung mit seinen Flotten zahlreiche Lager errichten wollte. Daher wollte er im Winter 1808 die Conscription von 1809 ausschreiben, wie er im Frühjahr 1807 schon die Conscription von 1808 eingezogen hatte. Dieses Verlangen gab ihm außerdem noch Gelegenheit zu einer Mittheilung an den Senat und einer den Schein rettenden Erklärung über die drohende Truppenanhäufung am Fuße der Pyrenäen. Der Senat versammelte sich deshalb am 21. Januar, um einen Bericht über die Unterhandlungen mit Portugal und den schon ausgeführten Entschluß, das Erbe des Hauses Braganza zu besetzen, anzuhören. Dies wurde benutzt, um das System der Besetzung aller Küsten des Festlandes, um der Blokade des Meeres die Versperrung des Festlandes entgegenzusetzen, zu entwickeln. Die Conscription von 1808, sagte Herr Regnault de Saint-Jean d'Angely, der Verfasser der dem Senat vorgelegten Berichte, sei der Vorbote und das Herbeiführungsmittel des in Tilsit unterzeichneten Continentalfriedens gewesen; die Conscription von 1809 würde der Vorbote des Friedens auf dem Meere sein. Dieser war leider an einem Orte zu unterzeichnen, den Niemand kannte und den Niemand nennen konnte. Das Versprechen, die um ein Jahr früher einberufenen Conscribirten nur in den Depots zu verwenden, wurde erneuert, um die moralische Wirkung der vor dem Frieden Einberufenen zu schwächen. Ein anderer Bericht meldete die Einverleibung von Kehl, Castel, Wesel und Vliessingen; Kehl und Castel als unentbehrliches Zubehör zu den Festungen Straßburg und Mainz; Wesel als hochwichtiger Platz am Unterrhein; Vliessingen endlich als Hafen eines Marineetablissements, dem Antwerpen als Werft diente. Diese letzte Mittheilung gab Anlaß zu einem Glaubensbekenntniß des Kaisers über die Uneigennützigkeit Frankreichs, das Oesterreich, Deutschland, Preußen und Polen in der Hand gehabt und nichts für sich behalten hatte, sondern mit so unbedeutenden Erwerbungen, wie Kehl, Castel, Wesel und Vliessingen sich begnügte. Napoleon wollte zum Beispiel das neue Königreich Westphalen nicht als eine Gebietsvergrößerung betrachtet wissen, denn ein unabhängiger Fürst hatte es erhalten, sondern als eine einfache Ausdehnung des Föderativsystems des französischen Reichs.

Diese Erklärungen, abgefaßt in einer glänzenden und hochtönenden Sprache, zu der der Kaiser die Gedanken und Herr Regnault die Form hergegeben hatte, wurde wie gewöhnlich von den Senatoren mit ehrerbietiger Zustimmung empfangen und hatte die Bewilligung der Conscription von 1809 zur Folge.

Diese neue Aushebung von 80,000 Mann brachte die Zahl der französischen Truppen auf fast 900,000 Mann, die an der Weichsel, der Oder, der Ostsee, den Alpen, dem Po, der Etsch, dem Isonso, an den illyrischen und calabrischen Küsten, endlich am Ebro und am Tajo vertheilt waren. Rechnete man dazu noch mindestens 100,000 Verbündete, so hatte man eine Armee von mehr als einer Million Menschen zu dreiviertel aus alten Soldaten bestehend, die mindestens den Veteranen Cäsars gleich waren und unter der Leitung eines Mannes standen, der als militairisches Genie größer war als der römische Feldherr. Was wäre mit so riesenmäßigen Kräften, den größten, über die jemals ein Sterblicher verfügte, unmöglich gewesen, wenn die politische Vorsicht den Rausch des Sieges gemildert hätte? Napoleon fühlte bei der Betrachtung dieser Armee eine gefährliche Befriedigung und fühlte wenig Verlegenheit über die Herbeischaffung des Soldes, denn er rechnete entweder darauf die Armee bei der Fortdauer des Kriegs vom Auslande leben zu lassen oder beim Frieden den Effectivbestand zu vermindern, ohne die Cadres aufzulösen. Auf diese ungeheure Militairmacht stützte er sich, um Alles zu wagen und Alles zu wollen, indem er sich in dieser Höhe als frei von der gewöhnlichen Moral dachte und sich für berechtigt hielt, Throne zu geben oder zu nehmen, wie die Vorsehung, wie diese gerechtfertigt durch die Größe der Absichten und der Erfolge.

Von dieser Zeit her datirt der Ursprung eines Gedankens über die Organisation der Armee, der Napoleon seitdem unaufhörlich beschäftigte und der zwar nicht an sich unbedingt gut war, aber für ihn allein von Nutzen sein konnte. Dies war die Umwandlung der französischen Regimenter in Legionen ziemlich nach der Art der römischen. Das aus 7 oder 800 Mann bestehende Bataillon, dessen Maß die physische Kraft des Menschen ist, der einer größeren Anzahl nicht direct Befehle ertheilen kann; das aus drei oder vier Bataillonen bestehende Regiment, dessen Maß die Obhut des Obristen ist, der einer größern Vereinigung von Personen nicht väterlich vorstehen kann, ist bei den Modernen die Grundlage der Armeeorganisation. Aus mehreren Regimentern bildet man eine Brigade, aus mehreren Brigaden die Divisionen, aus mehreren Divisionen die Armee. Auf der Grenze ließ man meistens ein Depot zurück, in welchem man die Schwachen, Genesenden und noch nicht Einexercirten unter den Offizieren, die sich am wenigsten zum activen Dienst eigneten, vereinigte, um sowohl Gelegenheit zur Einübung zu haben als auch den Feldbataillonen beständig Ersatzmannschaft bereit zu erhalten. Durch seine tiefe Kunst in der Benutzung dieser Organisation hatte Napoleon jene Armee schaffen können, die vom Rheine und manchmal von der Etsch und dem Volturno abmarschirte, um an der Weichsel und am Niemen zu kämpfen und zu siegen. Die Sorgfalt, die er beständig diesen Depots widmete, war nicht weniger als sein Feldherrngenie die geheime Ursache seiner Siege. Jetzt wurde die Kunst complicirter, die Sorgfalt ausgedehnter in dem Maße, wie die Depots an der Etsch und am Rhein, die schon Abtheilungen an die Armeen in Preußen und Polen abgegeben, weitere Detachements an die Armee in Spanien und Illyrien schicken sollten. 116 fran-

zösische Infanterieregimenter, 80 Cavallerieregimenter, aus denen man eine beträchtliche Anzahl provisorische Corps entnommen, ferner die Kaisergarde, die Schweizer, die Polen, die Italiener, die Irländer, die deutschen und spanischen Verbündeten, mit dem Auge zu verfolgen; die Bildung und Einübung jedes Regiments zu leiten, so daß Alles aufs Beste verwendet und die Desorganisation vermieden wurde, welche leicht aus der weiten Entfernung der einzelnen Theile von einander entstehen konnte (denn ein Regiment, dessen Depots sich am Rheine befanden, hatte manchmal Bataillone in Polen, in Deutschland, in Spanien, in Portugal); alles dies verlangte eine sehr schwierige Aufmerksamkeit, die selbst für das unermüdlichste aller Genies eigenthümlich ermüdend war. Napoleon wollte daher anstatt 120 Regimenter 60 Legionen bilden, jede aus acht Feldbataillonen bestehend und von einem Generalmajor, mehreren Obristen und Obristlieutenants befehligt. Eine solche Legion konnte Feldbataillone nach Polen, Spanien und Italien detachiren und hatte für alle seine Abtheilungen ein einziges Depot. Dies war eine Entstellung des Regiments, eine viel richtigere Grundlage, weil sie die physische Kraft des Bataillonschefs und die moralische Kraft des Obristen zum Muster hat, und setzt an seine Stelle eine rein willkürliche Combination, die nur zu Gefallen einer außerordentlichen Lage geschaffen war, welche aber so einzig war als das Genie und das Glück Napoleon's; denn wer konnte außer ihm jemals Bataillone eines Regiments nach Polen, nach Italien und nach Spanien zu schicken haben? Diese Combination lag ihm so sehr am Herzen, daß er während seiner ganzen Regierung und selbst in der Verbannung nicht aufhörte daran zu denken. Dennoch bewogen ihn die Einwürfe der Herren Lacué und Clarke sich auf einen Mittelweg zu beschränken, der ohne das Regiment zu entstellen seiner Zusammensetzung eine größere Ausdehnung gab, so daß die Gesammtzahl der Corps vermindert werden konnte. Ein Decret vom 18. Februar verordnete, daß jedes Infanterieregiment aus vier Feld- und einem Depotbataillon, jedes Bataillon aus sechs Compagnien formirt werden sollte. Aber blos den Feldbataillonen waren zu den vier Füsilierbataillonen ein Grenadier- und ein Voltigeurbataillon beigegeben; das Depotbataillon bestand nur aus vier Füsiliercompagnien. Nach diesem Decret hatte jede Compagnie 140 Mann, das ganze Regiment acht Offiziere und 3862 Unteroffiziere und Soldaten. Der Obrist und vier Bataillonschefs befehligten die Feldbataillone, der Major blieb im Depot. Bei dieser Formation, die schon die natürliche Größe des Regiments überstieg und durch die Lage Napoleon's und Frankreichs veranlaßt war, konnte ein und dasselbe Regiment, das sein Depot am Rheine hatte, zwei Feldbataillone zu der großen Armee, eines an die Küste der Normandie und eines nach Spanien schicken. Ein Regiment, dessen Depot sich in Piemont befand, konnte zwei seiner Feldbataillone nach Dalmatien, eins nach der Lombardei, eins nach Catalonien abgehen lassen. Auf diese Weise nahm jedes Corps auf einmal an allen Arten des Kriegs Theil, und wenn die Feindseligkeiten im Norden aufhörten, trug man Sorge diejenigen ausruhen zu lassen, die eben in Polen gedient hatten und Alles nach Spanien zu schicken, was die letzten Feldzüge nicht mitgemacht hatte oder an mehreren hintereinander Theil nehmen wollte. Aber diese Zusammensetzung der Regimenter, die vielleicht Napoleon und dem Reiche in seinem jetzigen Zustande einige Vortheile bot, ist ein eigenthümlicher Beweis des Einflusses, den eine extreme Politik schon auf die Militairorganisation ausübte. Während die Ausdehnung seiner Unternehmungen die Armeen Napoleon's durch Zerstreuung schwächte, schwächte sie auch das Regiment selbst, indem es dasselbe übermäßig ausdehnte und die Energie des Familiengeistes durch eine zu weite Entfernung der Waffenbrüder von einander verminderte. Ein militairisches Corps ist ein Ganzes, das seine natürlichen Verhältnisse und wenn man so sagen darf, seine Architektur hat, deren Natur man leicht durch eine zu große Ausdehnung entstellt.

Uebrigens zeigten mehrere Bestimmungen dieses Decrets die edlen und männlichen Empfindungen des großen Mannes, der es erließ. Der Adler des Regiments, der Gegenstand der Verehrung, der Liebe, der Hingebung der Soldaten, denn er ist ihre Ehre, sollte da, wo die meisten Bataillone vereinigt waren, bleiben und einem Adlerträger anvertraut werden, der den Grad, den Rang und den Sold eines Lieutenants erhielt, zehn Dienstjahre zählen, oder den Feldzügen von Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland beigewohnt haben mußte. Ihm zur Seite standen mit dem Titel zweiter und dritter Adlerträger, mit Sergeantenrang und Sergeantmajorgehalt, zwei alte Soldaten, welche den großen Schlachten beigewohnt hatten, und wegen ihrer geringen Bildung nicht befördert werden konnten. Das war eine würdige Art, tapfere Soldaten zu belohnen, deren Intelligenz ihrem Muthe nicht gleich kam. Alles im Staate fühlte den Einfluß von Napoleon's unermeßlichem Genie und erhielt das Gepräge seines großen Geistes.

Gehoben von dem Gefühl seiner Macht, erfüllt von dem Glauben gegen England, das sich selbst Alles erlaubte, Alles thun zu können, überzeugt, daß der Krieg auf dem Festlande beendigt und die Verlängerung des Seekriegs für ihn eine nützliche Frist zur Durchführung seiner Pläne sei, war Napoleon entschlossen alle Hindernisse, welche sich seinem Willen entgegenstellten, zu vernichten. Während er die früher erwähnten Befehle ertheilte, um die spanische Halbinsel dem System seines Reichs einzuverleiben, erließ er ganz ähnliche in Bezug auf die italienische Halbinsel, um der Souverainetät des Papstes, die seinen Plänen in Mittelitalien im Wege stand und den Bourbonen von Neapel, die ihm von Sicilien aus trotzten, ein Ende zu machen.

Wir haben gesehen, wie die Weigerung die Legationen nach der Salbung wieder zurückzugeben und

dann die Eroberung des Königreichs Neapel, die aus dem Kirchenstaate eine bloße Enclave des französischen Reichs machte, bei Pius VII. lebhafte Unzufriedenheit erregt und seine gewöhnliche Milde in eine dauernde und zuweilen heftige Gereiztheit gegen Napoleon verwandelt hatte. Der Verlust der Fürstenthümer Benevent und Pontecorvo, die Talleyrand und Marschall Bernadotte erhielten, die Besetzung von Ancona und die fortwährenden Durchmärsche französischer Truppen hatten der Unzufriedenheit und der Erbitterung des Papstes die Krone aufgesetzt. Auch wollte er keiner der Forderungen Frankreichs nachgeben und verwarf sie alle, theils aus annehmbaren Gründen, theils aus solchen, die es nicht waren und die er sich nicht einmal die Mühe gab so erscheinen zu lassen. Zuerst hatte er sich geweigert, die ohne alle Formalitäten vollzogene erste Ehe des Prinzen Hieronymus zu cassiren und wollte sich höchstens dazu verstehen, die Augen über die von der französischen kirchlichen Behörde ausgesprochene Nichtigkeitserklärung derselben zuzudrücken. Er hatte sich geweigert, Joseph als König von Neapel anzuerkennen, hatte die ungehorsamen neapolitanischen Cardinäle in Rom empfangen und allen Banditen, welche die Franzosen ermordeten, eine Zufluchtsstätte in den Vorstädten eingeräumt. Er hatte den Consul des Königs von Neapel unter dem Vorwande bei sich behalten, daß dieser Fürst wenigstens noch Beherrscher von Sicilien sei und sich daher in Rom vertreten lassen könnte. In die Vertreibung der Engländer aus dem Kirchenstaat hatte er nicht gewilligt, weil er als unabhängiger Fürst allein über Krieg und Frieden zu entscheiden habe, und hatte hinzugefügt, daß er als Oberhaupt der Christenheit mit keiner der christlichen, wenn auch nicht katholischen Mächte, Krieg führen würde. Er ließ immer noch auf die canonische Einsetzung der Bischöfe warten, bestand auf dem Erscheinen der italienischen Bischöfe in Rom, bestritt die Ausdehnung des französischen Concordats auf die früher italienischen Provinzen Frankreichs, wie Ligurien und Piemont und die Ausdehnung des italienischen Concordats auf die venetianischen Provinzen, die seit Kurzem dem Königreich Italien einverleibt waren. Endlich wollte er sich in keiner Weise hinsichtlich der Vorschläge wegen der neuen deutschen Kirche verpflichten und stellte jeder Frage die aus derselben hervorgehende natürliche Schwierigkeit entgegen oder schuf neue noch nicht vorhandene. So sah sich Napoleon dafür belohnt, daß er versäumt hatte den römischen Hof zu befriedigen, den er durch einige Gebietsabtretungen, die ihn wenig gekostet hätten, leicht in der besten Stimmung hätte erhalten können; denn ohne von den Königreichen der Lombardei und Neapel etwas zu nehmen, konnte er dem Kirchenstaat Parma, Piacenza und Toscana einverleiben. Allerdings wäre sein gebieterischer Wille, Italien zum Beitritt zu seiner Kriegspolitik gegen England zu nöthigen in jedem Falle eine ernste Schwierigkeit gewesen. Aber es wäre ihm wahrscheinlich möglich gewesen den in seinen Forderungen befriedigten Papst zu bewegen, durch den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses die Forderungen, die man an Italien stellte, zu genehmigen.

Ohne auf die Gründe, die den Papst ihm entfremdet hatten, Rücksicht zu nehmen, hatte Napoleon ihm sagen lassen: Sie sind allerdings Beherrscher von Rom, aber im französischen Reiche einbegriffen; Sie sind Papst, ich bin Kaiser, Kaiser, wie die ehemaligen deutschen Kaiser und wie in einer noch frühern Zeit Carl der Große; und ich bin für Sie aus mehr als einem Grund, auf Grund der Macht und auf Grund der Wohlthaten, Carl der Große. Sie werden also den Gesetzen des Föderativsystems des Reichs gehorchen und Ihr Gebiet meinen Feinden verschließen. — Die Form dieser Forderung verletzte Pius VII. noch mehr als ihr Inhalt. Seine gewöhnlich sanften Augen leuchteten vor Zorn und er erklärte dem Cardinal Fesch, daß er über sich keinen Herrscher auf Erden anerkenne; und daß, wenn man die Tyrannei der deutschen Kaiser des Mittelalters erneuern wolle, er in seinem Widerstande dem Beispiele Gregor's VII. folgen, und wenn man auch behauptete, daß die kirchlichen Waffen ihre Macht verloren hätten, zeigen werde, daß sie noch mächtig seien gegen einen Souverain von neuem Ursprunge, den er mit eigner Hand gesalbt und der dieser Salbung einen Theil seines moralischen Ansehens verdanke. Darauf erwiderte Napoleon, daß er im 19. Jahrhundert die kirchlichen Waffen sehr wenig fürchte; daß er übrigens zu ihrer Anwendung keinen begründeten Vorwand geben werde, indem er nicht beabsichtige sich in religiöse Angelegenheiten zu mischen; daß er sich auf Maßregeln gegen den weltlichen Fürsten beschränken werde, daß er ihn als hochgeachteten Bischof von Rom und als Oberhaupt aller Bischöfe der Christenheit im Vatican lassen wolle und daß für den weltlichen Fürsten, dessen kirchliche Souverainetät unverletzt geblieben war, sich weder in Frankreich noch in Europa Jemand interessire.

Cardinal Fesch, dessen hochmüthiger Charakter und mittelmäßiger und zu Chikanen geneigter Geist den Erfolg der einfachsten Unterhandlung vereiteln konnte, war durch Herrn Alquier, der an den Höfen von Neapel und Madrid gelernt hatte mit den alten Dynastien zu unterhandeln und geneigt war sie zu schonen, ersetzt worden. Die Lage war aber trotzdem dieselbe und die Beziehungen zwischen den beiden Höfen hatten sich nicht verändert. Der päpstliche Hof kam jedoch auf den Einfall einen Cardinal nach Paris zu schicken, um durch eine Unterhandlung die zwischen Rom und dem Kaiserreich noch obschwebenden Differenzen auszugleichen und wählte dazu den Cardinal Litta. Napoleon wies ihn zurück als einen der Cardinäle, die vom schlechtesten Geiste belebt waren. Der Papst wählte jetzt den französischen Cardinal Bayanne, ein einsichtsvolles und aufgeklärtes Mitglied des heiligen Collegiums. Um zu beweisen, daß nicht wie Napoleon vermuthete, Cardinal Consalvi der Urheber seines Widerstandes war, enthob der Papst seinen Freund vom Staatssecretariat und übertrug es einem alten Prälaten ohne Geist und Kraft, dem Cardinal Casoni. —

Man soll sehen, rief er mit einem Stolze, der sich trotz seiner Sanftmuth manchmal plötzlich Luft machte, wenn er gereizt war, man soll sehen, daß man es blos mit mir, mit mir allein zu thun hat; daß man gegen mich Gewalt ausüben muß, daß über meinen Leib die französischen Soldaten gehen müssen, wenn man meiner Autorität Abbruch thun will.

Napoleon gab von nun alle Schonung auf und ließ die Provinzen Urbino, Ancona und Macerata, welche den Küstenstrich am adriatischen Meere bilden, durch General Lemarois militairisch besetzen; und jetzt dachte der Papst in der Befürchtung, daß diese Provinzen das Schicksal der Legationen theilen möchten, einen Augenblick an eine Ausgleichung und man schloß einen Vertrag unter folgenden Bedingungen:

Der Papst, unabhängiger Beherrscher seiner Staaten und in dieser Würde von Frankreich proclamirt und garantirt, schließt dennoch mit diesem Staate einen Vertrag ab und verbietet, wenn derselbe Krieg führt, seinen Feinden den Zutritt in die römischen Staaten;

Die französischen Truppen besetzen Ancona, Civita-Vecchia und Ostia, werden aber auf Kosten der französischen Regierung unterhalten;

Der Papst verpflichtet sich den versandeten Hafen von Ancona auszutiefen und in guten Zustand zu versetzen;

Er erkennt den König Joseph an, giebt den Consuln des Königs Ferdinand seine Pässe, entfernt die Mörder der Franzosen und die neapolitanischen Cardinäle, welche die Eidesleistung verweigerten und entsagt seinem alten Investiturrecht auf die Krone von Neapel;

Er willigt in die Ausdehnung des italienischen Concordats auf alle Provinzen des Königreichs Italien und des französischen Concordats auf alle Frankreich einverleibten italienischen Provinzen;

Er ernennt ohne Verzug die italienischen und französischen Bischöfe und erläßt Letztern die Reise nach Rom;

Er ernennt Bevollmächtigte, die mit dem Abschluß eines deutschen Concordats zu beauftragen sind;

Und endlich, um Napoleon über den Geist des heiligen Collegiums zu beruhigen und den Einfluß Frankreichs der Ausdehnung seines Gebiets gleichzustellen, vermehrt er die Zahl der französischen Cardinäle auf ein Drittel des ganzen Collegiums.

Der Vertrag war fast schon geschlossen, als der Papst den unglücklichen Einflüsterungen gehorchend und hauptsächlich über zwei Bedingungen, die Verpflichtung, den Feinden Frankreichs den Kaiserstaat zu verschließen und die Vermehrung der französischen Cardinäle verletzt, Bedingungen, von denen die erste bei der geographischen Lage des Kirchenstaats unvermeidlich war, während die zweite den Frieden für alle Zukunft versprach, auf das Entschiedenste seine Beistimmung verweigerte. Ohne einer einzigen Bemerkung Gehör zu schenken, ließ Napoleon dem Cardinal de Bayanne seine Pässe zustellen und ertheilte die nothwendigen Befehle zur Besetzung des Kirchenstaats. Innerlich war er hier wie in Spanien entschlossen, eine endgültige Lösung herbeizuführen, das heißt, er wollte den Papst mit einem reichen Einkommen und einer rein geistlichen Autorität im Vatican lassen und ihm die weltliche Herrschaft über Mittelitalien nehmen. Aber da er in ein oder zwei Monaten, also um Ostern mit den Spaniern zu thun zu haben hoffte, so wünschte er nicht, daß religiöse Fragen noch neben den politischen entständen, um ein fanatisches Volk in Aufregung zu versetzen. Er faßte daher den Entschluß für den Augenblick Rom und die Provinzen am mittelländischen Meere zu besetzen, wie er schon die Provinzen am adriatischen Meere besetzt hatte. Dennoch befahl er dem commandirenden General in Toscana 2500 Mann in Perugia zu versammeln, dem General Lemarois ebenso viel nach Foligno zu schicken und dem General Miollis mit zwei Brigaden gegen Rom vorzurücken, eine Colonne von 3000 Mann, die Joseph von Terracina abzusenden hatte, aufzunehmen und mit diesen 8000 Mann die Hauptstadt der Christenheit zu besetzen. Der General Miollis sollte durch Ueberredung oder Gewalt in die Engelsburg dringen, den Befehl über die päpstlichen Truppen übernehmen, den Papst mit einer Ehrengarde in dem Vatican lassen, sich in keiner Weise in die Regierung mischen, sagen, er gedenke Rom in rein militairischem Interesse für unbestimmte Zeit besetzt zu halten und endlich die Feinde Frankreichs aus dem Kirchenstaate entfernen. Er sollte blos die Polizei übernehmen und sie benutzen, um die Räuber zu vertreiben, die in Rom eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, um die neapolitanischen Cardinäle nach Neapel zurückzuschicken und aus den Staatscassen die zur Erhaltung der französischen Truppen nothwendigen Gelder zu entnehmen.

General Miollis, ein alter Soldat der Republik, der mit einem unbeugsamen Charakter einen sehr gebildeten Geist, die vollkommenste Rechtschaffenheit und eine große Geschicklichkeit mit den italienischen Fürsten zu unterhandeln verband, war mehr als jeder Andere zu einer Mission geeignet, wo bei allen Maßregeln der Strenge die dem Oberhaupte der Christenheit schuldige Achtung beobachtet bleiben sollte. Napoleon setzte ihm einen beträchtlichen Gehalt aus und gab ihm Befehl in Rom ein großes Haus zu machen, und die Römer daran zu gewöhnen, in dem in der Engelsburg residirenden französischen General viel eher als in dem im Vatican befindlichen Papste das wahre Oberhaupt der Regierung zu sehen.

Die Invasion Portugals hatte die frühern in Sicilien stationirten und die bei Alexandrien geschlagenen englischen Truppen um Gibraltar vereinigt. In Sicilien waren nur noch 7 bis 8000 Mann, um der Königin Caroline diesen letzten Rest ihrer Krone zu bewahren. Jetzt war die Zeit, eine Expedition gegen die Insel vorzubereiten und die Vereinigung der französischen Flotte im Mittelmeere zum Transport dieser Expedition zu benutzen. Napoleon hatte dem Admiral Rosily, dem Befehlshaber der französischen Flotte in Cadiz, dem Admiral Allemand, dem Führer der schönen Division von Rochefort befohlen, bei der ersten günstigen Gelegenheit die Anker zu lichten und sich mit der Division von Toulon zu vereinigen. Er hatte

veranlaßt, daß die spanische Division in Cartagena und der Admiral Valdes denselben Befehl erhielt, der von der spanischen Regierung mit ziemlicher Pünktlichkeit ausgeführt wurde und er erwartete in Toulon unter Admiral Ganteaume 20 und einige Linienschiffe zu vereinigen, wenn Alles gut von Statten ging. Eine einzige dieser Divisionen, die von Rochefort genügte, um eine Armee nach Sicilien zu bringen und Korfu zu verproviantiren, was der zweite und nicht der am mindesten wichtige Zweck der Expedition war. Er befahl daher dem Admiral Ganteaume eine beträchtliche Quantität Kriegsvorräthe aller Art, wie Getreide, Schiffszwieback, Pulver, Wurfgeschosse, Laffeten, Handwerkszeug, in Toulon zusammenzubringen und auf der bereits im Hafen befindlichen Flotte einzuschiffen, um sie, mochte der Erfolg der Operation gegen Sicilien sein wie er wolle, in Korfu zu landen. Er empfahl Joseph in Bajä 8 bis 9000 Mann und in Sciglio 7 bis 8000 Mann, mit vielen Feluken und Fahrzeugen zu Ueberschiffung des schmalen Meeresarms zwischen Sicilien und Calabrien zu vereinigen. Alles sollte in der Art bereit sein, daß Admiral Ganteaume bei seiner Ankunft vor Bajä die hier versammelten 8 bis 9000 Mann einschiffen und sie in 24 Stunden nördlich von Faro landen konnte, wo sie sich mit den von Sciglio übergesetzten 7 bis 8000 Mann vereinigen sollten. Mit diesen 15 bis 16,000 Mann konnte man den Faro nehmen, ihn mit Geschütz besetzen, das Fort Sciglio ebenfalls armiren und sich, da nun die beiden die Meerenge schließenden Punkte in den Händen der Franzosen waren, zum Herrn der Durchfahrt machen. War dieses Ergebniß errungen, so konnte kein englischer Soldat wagen in Sicilien zu bleiben.

Aber dieses kühne Unternehmen setzte voraus, daß die Befehle, die er hinsichtlich der beiden Punkte Sciglio und Reggio, welche die Engländer noch auf der calabrischen Küste besaßen, gehörig zur Ausführung kam. Napoleon hatte sich schon mehrere Male über Joseph erzürnt, daß er mit einer Armee von mehr als 40,000 Mann die Engländer noch auf dem Festlande Italiens duldete. — Es ist eine Schande, schrieb er ihm, daß uns die Engländer auf dem Lande Widerstand leisten können. Sie dürfen mir nicht eher wieder schreiben, als bis diese Schande gerächt ist, und wenn es nicht bald geschieht, so schicke ich Ihnen einen meiner Generäle, um an Ihrer Stelle den Oberbefehl über meine Armee in Neapel zu übernehmen. — Die Wahrheit dieser Vorwürfe fühlend, hatte Joseph den General Reynier mit dem Angriff auf die beiden befestigten Punkte Sciglio und Reggio, die Napoleon ein so großer Dorn im Auge waren, beauftragt. Ihre Uebergabe stand jeden Augenblick zu erwarten, aber sie waren noch nicht genommen. Napoleon war lebhaft darüber entrüstet. Da aber sein Aerger über die Energielosigkeit seines Bruders an der Sachlage nichts ändern konnte, so kam man überein, den Plan der Expedition abzuändern, denn man konnte sich nicht der Meerenge bemächtigen, so lange die calabrische Küste nicht in den Händen der Franzosen war. Demnach sollte sich der Admiral Ganteaume zuerst nach Korfu verfügen, um dort die auf seiner Flotte eingeschifften Kriegsvorräthe zu landen; dann wieder nach der Meerenge Messina zurückkehren, dann bei Reggio, das wahrscheinlich in den Händen der Franzosen war, anlegen, dort 12,000 Mann einschiffen und sie auf der innern Seite der Meerenge südlich von Faro ans Land setzen.

Die Jahreszeit war für den Admiral Ganteaume ein Grund mehr, auf diese Weise zu verfahren; denn wenn man auf der innern Seite und südlich von Faro operirte, war man vor den im Winter häufigen Nordwest-Stürmen geschützt, welche jede Annäherung an die Nordküsten Siciliens so gefährlich machen.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, hielt sich Admiral Ganteaume bereit, sich bei dem ersten Erscheinen einer der Divisionen, welche man jeden Augenblick von Cartagena, Cadiz oder Rochefort erwartete, einzuschiffen. Man wird sich wohl noch erinnern, daß auf die sehr einsichtsvollen Bemerkungen des Admiral Decrés die Divisionen von Brest und Lorient im atlantischen Meere bleiben und nur die von Rochefort und Cadiz im Mittelmeere verwendet werden sollten. Admiral Rosily wünschte sehr Cadiz zu verlassen, wo er seit mehr als zwei Jahren war. Aber wegen der Meerenge und wegen Gibraltar, war es ihm viel schwerer als jedem Andern herauszukommen. Der unermeßlichen Ausdehnung des Meeres verdankt man die Leichtigkeit, mit der man sich ausweichen kann; aber in dem engen Raum einer Straße und in der fast unmittelbaren Nähe eines Postens wie Gibraltar ist, war es fast unmöglich den Feind zu täuschen oder ihm zu entschlüpfen. Das Meer zu der spanischen und afrikanischen Küste war ganz bedeckt von kleinen Fahrzeugen, welche für die englische Flotte Wache hielten, während sie auf dem hohen Meere blieb, um den Admiral Rosily herauszulocken. Aber sobald dieser Miene machte abzusegeln, sah man stets die ganze Marine des Feindes erscheinen. Die Division Rosily war durch Hülfe der Vorräthe des Cadizer Hafens, die für die gut bezahlende französische Regierung überreichlich, für die nicht bezahlende spanische Regierung aber gar nicht vorhanden waren, vollständig ausgerüstet. Sie hatte außerdem eine vortreffliche Bemannung, die in der größten Seeschlacht des Jahrhunderts, bei Trafalgar, mitgefochten hatte. Admiral Rosily, ein alter, ebenso erfahrener als tapferer Seemann, hätte nicht angestanden, selbst eine ihm überlegene englische Flotte zu bekämpfen; jedoch mit sechs Linienschiffen und zwei oder drei Fregatten konnte er nicht 12 oder 15 Linienschiffen und einer Unzahl Fregatten Stand halten, ohne sich einem neuen Unfall auszusetzen. Auch hatte er zwar den Befehl, den Hafen zu verlassen, schon seit September 1807, hatte ihn aber im Februar 1808 noch nicht ausgeführt.

Contreadmiral Allemand, der kühnste Seeoffizier, den Frankreich damals besaß, war in Rochefort sehr eng blokirt, wie der Vorfall mit den Fregatten des Capitains Soleil gezeigt hatte. Aber wenn er durch einen kühnen Ausfall einmal den Hafen hinter sich hatte, so hatte er

das Weltmeer offen vor sich und mit vortrefflicher Mannschaft, guten Schiffen und seiner Keckheit als Seefahrer hatte er viele Aussichten den Engländern zu entschlüpfen. Mehrere Mal war er segelfertig und mehrere Mal sah er den Feind in einer solchen Anzahl herbeieilen, daß an ein Durchbrechen nicht zu denken war. Eines Tags jedoch, den 17. Januar 1808, ging er begünstigt von stürmischem Wetter unter Segel, gewann ohne bemerkt zu werden die offene See in dem Golf von Gascogne, doublirte das Cap Ortegal, fuhr an der spanischen Küste hin, erreichte die Meerenge von Gibraltar und wagte sich während einer finstern Nacht und eines schrecklichen Sturms aus Westen in diese Straße, die so gut bewacht war, daß Admiral Rosily sich nicht darin zeigen durfte, ohne daß sie sich mit englischen Segeln bedeckte. Es ist ein altes Sprichwort, daß das Glück die Kühnen begünstigt; diesmal wenigstens traf es ein und in wenig Stunden befand sich Admiral Allemand mit seiner Division im mittelländischen Meere, nachdem er bei Gibraltar und Ceuta unbemerkt vorbeigekommen war. Am 3. Februar erschien er vor Toulon, und signalisirte dem Admiral Ganteaume, um mit ihm dem vom Kaiser vorgesteckten Ziele entgegen zu eilen. Die Freude des wackern Seemanns über die glückliche Beendigung einer so gefährlichen Fahrt war auf ihrer höchsten Spitze.

Die spanische Division in Cartagena hatte, um den Hafen zu verlassen, weniger Schwierigkeiten zu überwinden als die Escadre des Admiral Rosily, denn sie war viel weniger beobachtet, weil sie mehr als 100 Seemeilen von der Meerenge entfernt war und weil man damals der spanischen Marine nicht die Ehre anthat, sie für unternehmend zu halten. Sie hatte daher, dem Befehl Napoleon's gehorsam, ungehindert die Anker lichten und nach Toulon absegeln können. Sie war von Admiral Valdes befehligt, und bestand aus einem sehr schönen Dreidecker, aus einem Linienschiff von 80 und vier Linienschiffen von 74 Kanonen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt im Hafen waren ihre Kiele mit Muscheln bedeckt und sie war nur mittelmäßig mit Mannschaft und nur auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen. Mochte sie nun geheimen Befehl haben ihren Auftrag nicht auszuführen, oder mochte die Furchtsamkeit der spanischen Seeleute ihren höchsten Grad erreicht haben, kurz, sie war um die Balearen herumgesegelt, um dort nöthigenfalls ein Asyl zu finden und hatte sich bei dem ersten Anblick eines englischen Segels dorthin geflüchtet und an ihre Regierung berichtet, sie sei blokirt und wisse noch nicht, wenn sie wieder in See stechen könne. Mochte dies nun Verrath oder Schwäche sein, der Einfluß des Ereignisses auf die Pläne Napoleon's blieb sich gleich; es zeigte sich aufs Klarste, in welcher Weise Spanien seine Pflichten als Verbündeter zu erfüllen gewohnt war.

Uebrigens hatte Admiral Ganteaume Befehl, bei der Ankunft der ersten Verstärkung, die er erhielt, den Hafen zu verlassen. Da jetzt zu den fünf Linienschiffen von Toulon die fünf aus Rochefort gestoßen waren, so hatte er in der That im Mittelmeere nichts mehr zu fürchten. Die in Toulon ausgerüsteten Fahrzeuge waren bei Weitem nicht so gut wie die aus Rochefort; und die im Hafen von Genua bemannten Fahrzeuge hatten als Matrosen Kinder, die man auf den Kais dieser großen Stadt aufgelesen hatte, denn die meisten genuesischen Seeleute hatten sich in die Apenninen geflüchtet. Da jedoch ein sehr guter Geist in der Touloner Marine herrschte, so ersetzte der gute Wille die Unerfahrenheit und die Touloner Division konnte sich ehrenvoll benehmen. Admiral Ganteaume mit zwei vortrefflichen Unterbefehlshabern, den Contreadmirälen Allemand und Cosmao, hatte zwei Dreidecker, ein Linienschiff von 84 und sieben von 74 Kanonen, zwei Fregatten, zwei Corvetten, zwei Flütschiffe, im Ganzen 16 Segel. Nachdem er auf die ganze Flotte die zahlreichen Vorräthe, die er nach Korfu bringen sollte, vertheilt hatte, lichtete er am 10. Februar die Anker und wendete sich nach den ionischen Inseln, von wo er nach der Meerenge von Messina zurückkehren sollte, um eine französische Armee von Reggio nach Catania überzusetzen, nachdem er den ersten Theil seiner Sendung ausgeführt hatte. Am 10. Februar ging er unter Segel und gelangte in die offene See, ohne daß ein feindliches Fahrzeug signalisirt wurde. Die Zusammensetzung der Flotte und der Zustand der feindlichen Streitkräfte im Mittelmeere, ließen ein glückliches Resultat voraussehen. Im Fall einer Trennung war als Rendezvous die Spitze von Italien, der Küste von Epirus gegenüber, verabredet, wo der Golf von Tarent, die Mündung von Cattaro und Korfu selbst Zufluchtsorte darboten.

Während des Anfangs dieser Expedition, welche zwei Monate in Anspruch nahm, nahmen die Ereignisse in Spanien ihren traurigen Verlauf. Die Antwortschreiben Napoleon's auf den Heirathsantrag und die Forderung, den Vertrag von Fontainebleau zu veröffentlichen, die am 10. Januar geschrieben und am 20. abgeschickt wurden, kamen erst am 27. oder 28. in Madrid an und wurden am 1. Februar übergeben. Ihr Ton war nicht geeignet, den spanischen Hof zu beruhigen. Um das Unglück vollständig zu machen, schloß der Proceß des Escurial gerade mit einem außerordentlichen Skandal und zur Verwirrung der Personen, die ihn unternommen hatten.

Trotz aller Bemühungen, die Freunde des Prinzen von Asturien zu Mitschuldigen eines nicht vorhandenen Verbrechens zu machen, hatte sie doch ihre Unschuld, unterstützt von der öffentlichen Meinung, gerettet. Der Marquis d'Ayerbe, der Graf d'Orgas, die Herzöge von San-Carlos und von Infantado und hauptsächlich der Letztere hatten sich sehr würdig benommen. Aber vornehmlich der Canonicus Escoiquiz hatte eine fast herausfordernde Festigkeit gezeigt, die sich durch die Gefahr seiner Lage, durch den Ehrgeiz seine Rolle durchzuführen, durch die Liebe zu seinem königlichen Zögling und durch die gerechte Entrüstung des Ehrenmannes erklärte. Trotz der höchst unangemessenen Drohungen des Leiters des

Processes, Simon de Viegas, eines der niederträchtigsten Werkzeuge des Hofs, hatte Escoiquiz, ohne die Schriften zu verläugnen, auf die sich vornehmlich die Anklage stützte, standhaft seine Unschuld nachgewiesen. Er erklärte, daß er in den fraglichen Schriften versucht habe, die Verbrechen des Günstlings zu enthüllen, und daß er damit dem König gedient und ihn nicht verrathen habe; daß der im Voraus unterzeichnete Befehl, wonach dem Herzog von Infantado der Oberbefehl über das Heer übertragen wurde, eine gerechtfertigte Vorsichtsmaßregel gegen einen allgemein bekannten Usurpationsplan sei, den er beweisen wollte, wenn man ihn mit Godoy confrontiren und gestatten wollte, Zeugen herbeizurufen, die bereitwillig die schrecklichsten Wahrheiten enthüllen würden. Der Muth dieses armen Priesters, der einem allmächtigen Hofe gegenüber keine andere Unterstützung als die öffentliche Meinung hatte, entmuthigte die Ankläger und belebte das allgemeine Interesse. Denn obgleich das Verfahren geheim war, so wurden doch die Einzelheiten alle Tage bekannt und liefen mit einer Schnelligkeit von Mund zu Mund, welche in einem Lande ohne Zeitungen und fast ohne Straßen nur die lebhafteste Leidenschaft erklären kann. Da die Richter zu wanken anfingen, hatte man ihnen, um die Verurtheilung sicherer zu machen, eine Verstärkung von Magistraten beigegeben, die man für ergeben hielt. Der Fiscal Don Simon de Viegas hatte, dem Befehl gemäß, auf die Todesstrafe gegen die Angeklagten angetragen. Der Hof, der die Richter, auf welche er glaubte rechnen zu dürfen, auf alle mögliche Weise hinterging, verlangte das Todesurtheil seiner Angabe nach nicht um es zu vollstrecken, sondern um dem König Gelegenheit zu geben Gnade zu üben. Man verfolge nur ein Ziel, behauptete man: man wollte nur der königlichen Autorität zu größerer Achtung verhelfen, indem man schon den bloßen Gedanken, sie zu verletzen, mit einem Todesurtheil belegt hatte und ihr zugleich eine erhöhte Gnade, die Liebe der Völker verschaffen, indem man von ihr einen großen Act der Gnade gegen die Verurtheilten ausgehen ließ. In der That wünschte der Hof ein Todesurtheil zu erlangen, um es nicht ausführen zu lassen. Aber kein Mensch wollte ihr die Häupter der geehrtesten Mitglieder der spanischen Grandezza anvertrauen und außerdem schüchterte die öffentliche Meinung bereit, meineidige Richter, welche die Unschuld opferten, zu verurtheilen, mehr ein als der Hof. Einer der Richter, ein Verwandter des Ministers der Gnaden und der Justiz, Don Eugenio Caballero, lag tödtlich krank darnieder, wollte aber nicht den letzten Seufzer aushauchen, ohne einen, eines großen Richters würdigen Rath zu ertheilen. Er bat seine Collegen, die Mitglieder des außerordentlichen Gerichtshofs, sich in seine Wohnung zu verfügen, um vor seinem Sterbebette zu berathen. Als sie vereinigt waren, entwickelte Don Eugenio, daß es unmöglich sei, die Mitschuldigen eines wahren oder falschen Verbrechens ohne den Haupturheber, also ohne den Prinzen von Asturien zu verurtheilen, und daß dieser Prinz nach den Reichsgesetzen nur vor den versammelten Cortes vernommen werden könne; daß außerdem das Verbrechen erdichtet sei; daß die beigebrachten Beweise nichtig oder rechtsunkräftig seien, indem man nur Abschriften und nicht Originale vor Augen habe; daß die unbekannte Person, die diese Thatsachen angezeigt, nach spanischen Gesetzen selbst vor Gericht erscheinen und ihre Aussagen beschwören müsse; daß bei dem gegenwärtigen Zustande des Processes, bei der Abwesenheit des Hauptangeklagten, der Beweise und der Zeugen und in Berücksichtigung dessen, was man sonst von dem angeblichen Attentat eines von der Nation geliebten Prinzen und allgemein geachteter hochgestellter Personen wisse, rechtschaffene Richter sich außer Stand erklären müßten, ein Urtheil zu sprechen und verpflichtet wären den König zu bitten, einen so skandalösen Proceß zu cassiren.

Kaum hatte dieser muthige Bürger einer absoluten Monarchie, die trotz ihres Absolutismus Gesetze und von ihrem Geiste erfüllte Richter besaß, seine Meinung ausgesprochen, so folgten seine Collegen seinem Beispiel und sprachen sich mit einer Art patriotischer Begeisterung in gleicher Weise aus. Nachdem sie dies gethan, umarmten sie sich wie Männer, die zum Tode bereit sind. Man traute zwar nicht Carl IV., aber wohl dem Hofe Alles zu gegen Richter, die seine Berechnungen getäuscht hatten, und man übertrieb seine Grausamkeit, da man nicht seine Niederträchtigkeit übertreiben konnte.

Das Bekanntwerden des Urtheils erfüllte das Publicum mit der lebhaftesten Freude und versetzte den Hof in Niedergeschlagenheit. Man überredete den armen Carl IV., daß er in Ermangelung der Richter jetzt selbst Gerechtigkeit üben müsse und zwang ihm ein königliches Decret ab, das die Herzöge von San-Carlos, und Infantado, und die Grafen d'Ayerbe und d'Orgas auf 60 Meilen von der Hauptstadt verbannte, und sie ihrer Würden, Aemter und Auszeichnungen beraubte. Der Canonicus Escoiquiz, der Gehaßteste von Allen, erfuhr die härteste Behandlung. Man nahm ihm seine geistlichen Pfründen und verurtheilte ihn, sein Leben in dem Kloster Tardon zu beschließen. Der Hof verlangte außerdem noch von dem Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Toledo und Bruder der Prinzessin von Geblüt, welche mit Emanuel Godoy vermählt war, daß das Capitel von Toledo sein Mitglied, den Canonicus Escoiquiz ausstoße. Der Cardinal weigerte sich hartnäckig. Er wagte Carl IV. die Aergernisse des Hofs und das traurige Loos seiner Schwester, der Gemahlin des Günstlings zu enthüllen, der seine vielen Verbrechen noch mit dem der Bigamie vermehrte. Er soll sogar die Trennung seiner Schwester vom Friedensfürsten verlangt haben, damit sie sich in ein Kloster zurückziehen könne, um dort die Verbindung, welche ihre Schmach und ihr Unglück war, zu beweinen. Als einzige Antwort erhielt der Cardinal den Befehl, sich in seine Diöcese zurückzuziehen.

Da der muthige Richter Don Eugenio Caballero, der so edel seine Pflicht erfüllt hatte, gestorben war,

wurde sein Leichenbegängniß zu einem wahren Triumphe. Alle religiösen Körperschaften stritten sich um die Ehre, ihn unentgeltlich zu bestatten und die geachtetsten Personen von Madrid geleiteten den Richter, der so würdig seine Laufbahn beschlossen hatte, zu Grabe. Was die Angeklagten betrifft, so frohlockte man um so mehr, daß sie ihren Kopf gerettet hatten, da vorher ihr Proceß übertriebene Besorgnisse eingeflößt hatte. Man fürchtete nicht die Folgen des Processes hinsichtlich ihrer Stellungen zu ihren Mitbürgern, denn die allgemeine Achtung umgab sie selbst mehr als sie es verdienten; und wegen ihrer Verbannung machte man sich keine Sorgen, denn Niemand glaubte, daß sie von langer Dauer sein könnte. In der That erwartete Jedermann eine nahe Katastrophe, entweder durch die aufs Höchste aufgeregte allgemeine Empörung oder durch die französischen Truppen, welche sich der Hauptstadt immermehr näherten, ohne errathen zu lassen, was sie dort wollten. Man schmeichelte sich immer mehr mit dem Glauben, sie würden die Wünsche des spanischen Volks erfüllen, nämlich den Günstling von dem Thron stürzen, den er halb usurpirte und bei dem Donner ihrer Kanonen dem Prinzen von Asturien die Hand einer französischen Prinzessin geben.

Während die Liebe einer exaltirten Nation auf Alle fiel, welche sich gegen den Hof aussprachen, war dieser Hof selbst von Entsetzen und Wuth erfüllt. Seit unvordenklichen Zeiten war es Brauch, daß der Hof im Monat Januar die kalte und düstere Residenz des Escurial verließ, um sich nach dem schönen Aranjuez am Tajo zu begeben, wo der Frühling schon im Monat März und manchmal schon Ende Februar beginnt, wie es in allen südlichen Ländern der Fall ist. Außerdem war es Brauch, daß der Hof in Madrid, das auf dem Wege lag, einige Tage verweilte, um die Huldigungen der Hauptstadt entgegen zu nehmen. Da er dieses Jahr nur auf Aeußerungen der Abneigung rechnen konnte, mußte der Hof an den Thoren Madrids vorbeifahren, ohne anzuhalten und verbarg in Aranjuez seine Schande, seinen Verdruß und seine Schrecken.

In der That konnte er auf keiner Seite mehr auf eine Stütze rechnen. Das spanische Volk verfolgte ihn mit einem unversöhnlichen Haß und machte kaum zu Gunsten des Königs, den es blos verachtete, eine Ausnahme. Der schreckliche Kaiser der Franzosen, dem der Hof abwechselnd geschmeichelt und verrathen hatte, dessen Gunst er seit Jena durch die Niederträchtigkeiten eines Jahres wiedergewonnen zu haben glaubte, bedeckte sich plötzlich mit einem undurchdringlichen Schleier und beobachtete ein Schrecken erregendes Schweigen über seine Pläne. Die französische Armee, die anfangs nach Portugal marschirte, führte jetzt unter dem Vorwand sich nach Cadiz oder Gibraltar zu begeben, eine Bewegung gegen Madrid aus. Aber es war unerhört, auf diese Weise und ohne weitere Erklärungen in das Gebiet einer Großmacht einzufallen. Die Antwort, welche Napoleon auf den Heirathsantrag gegeben hatte, konnte nicht ernst genommen werden; denn bevor er Ferdinand die Hand einer französischen Prinzessin gab, wollte er erst abwarten, wie er sagte, bis der Prinz wieder mit seinen Eltern ausgesöhnt war, und er forderte dazu Carl IV. auf, der ihm in in aller Form die Verhaftung des Prinzen und die später erfolgte Begnadigung desselben angezeigt hatte. Die Weigerung, den Vertrag von Fontainebleau, der Emanel Godoy ein unabhängiges Fürstenthum gab und die ausdrückliche Garantie der dem spanischen Hause gehörigen Staaten enthielt, konnte nur von drohender Bedeutung sein. Aus allen diesen Gründen herrschte in Aranjuez in den königlichen Gemächern und in Buen-Retiro bei der Gräfin von Castel-Fiel, der Favoritin des Günstlings, große Betrübniß. Hier und dort fing man endlich an klarer zu sehen und zu erkennen, daß man durch alle seine Niedrigkeiten Napoleon den kühnen Entschluß eingeflößt hatte, eine von allen Spaniern verachtete Dynastie zu stürzen. Mit jedem Tage drängte sich der Gedanke, dem Beispiele des Hauses Braganza zu folgen und nach Amerika zu flüchten, dem Geiste der Intriguanten am Hofe häufiger auf und gab Anlaß zu zahlreichen Gerüchten. Emanuel Godoy und die Königin waren fast so gut wie fest entschlossen und trafen im Geheimen ihre Vorbereitungen, denn die Sendungen kostbarer Gegenstände nach den Häfen waren noch zahlreicher und auffälliger als gewöhnlich. Aber man mußte zuerst den König, dessen Schwäche die Anstrengungen einer Reise fast ebenso sehr als die Schrecken eines Kriegs fürchtete, zu einem Entschluß bewegen; dann die Prinzen von Geblüt, Don Antonio, den Bruder Carl's IV., Ferdinand seinen Sohn und Erben und die jüngsten Infanten bestimmen. Eine einzige Unvorsichtigkeit hätte genügt, die ganze Nation zum Widerstand gegen einen solchen Plan zu bewegen. Um den Vorbereitungen in Ferrol und in Cadiz einen andern Anstrich zu geben, verbreitete der Friedensfürst das Gerücht, daß er selbst als Großadmiral die Häfen besichtigen und mit denen an der Südküste beginnen werde.

Aber ehe man sich zu dieser Flucht entschloß, die selbst für die Königin und Godoy ein extremer Schritt war, mußte man alle Mittel versuchen, um Napoleon das Geheimniß seiner Absichten zu entreißen und ihn wo möglich von seinen Vorsätzen abzubringen. Bevor man sich entschloß Spanien zu verlassen und Carl IV. dazu zu zwingen, durfte man nichts unversucht lassen. Man ließ daher als Antwort auf den letzten Brief Napoleon's, Carl IV. unter dem Datum des 5. Februar, acht oder sechszehn Tage nach der Beendigung des Escurialprocesses einen neuen Brief schreiben, um den Kaiser zu zwingen sich zu erklären, um wo möglich sein Herz zu rühren, und um sich selbst an seine Ehre zu wenden, der es daran liegen mußte, das gegebene Wort zu halten. In diesem Briefe gestand Carl IV. die Besorgnisse, die ihm die Annäherung der französischen Truppen eingab, erinnerte Napoleon an Alles, was er gethan, um ihm gefällig zu sein, an alle die zahlreichen Beweise seiner Hingebung, an die

Aufopferung seiner Flotten und die Entsendung seines Heeres in entlegene Länder, und verlangte als Dank für ein so getreues Bündniß die offene Erklärung seiner Absichten, die gewiß nur so sein könnten, wie sie Spanien verdiente. Der arme König wußte nicht, als er diesen Brief schrieb, daß dieses getreue Bündniß mit tausend Verräthereien durchwebt gewesen war, daß die Aufopferung seiner Flotte nur zur Vernichtung der beiden Marinen bei Trafalgar geführt hatte, daß die Absendung einer Division nach Hamburg nur den Dienst einer Demonstration geleistet hatte, und daß Spanien ein Bundesgenosse war, der sich und seinen Verbündeten keinen Nutzen, wohl aber letztern oft Gelegenheit zu Besorgnissen gab. In gänzlicher Ungewißheit in dieser, wie über alle andern Sachen gelassen, richtete er im besten Glauben an Napoleon diese Frage nach dem Dictat der Personen, die für ihn wußten, dachten und wollten. Der unglückliche Fürst konnte nicht glauben, daß er am Ende seiner Tage, nachdem er niemals zu schaden versucht hatte, genöthigt sein könnte, entweder einen Krieg zu beginnen, oder sich zu flüchten, denn er war überzeugt, daß es genüge, niemals etwas Unrechtes zu wollen, um ehrlich und sicher zu regieren; und daß er nichts Böses gewollt hatte, wußte er, denn er hatte sich nie um etwas Anderes bekümmert als um die Jagd, um die Pferde und um seine Flinten.

Diesen Brief an Napoleon begleiteten noch dringendere Depeschen an Herrn Yzquierdo. Man bat ihn, sich um jeden Preis genaue Kenntniß der Absichten Frankreichs zu verschaffen; im Fall sie feindlich wären, den Versuch zu machen, sie durch Opfer abzuändern; oder wenn sie nicht zu ändern wären, sie wenigstens mitzutheilen, damit man sie bekämpfen oder ihre Folgen vermeiden könnte. Man eröffnete ihm den ausgedehntesten Credit, im Fall seine Absicht durch Gold zu erreichen war.

Die Depeschen, von denen hier die Rede ist, kamen Mitte Februar in Paris an. Napoleon war dem Ansuchen um die Hand einer französischen Prinzessin für Ferdinand ausgewichen, indem er sich stellte als ob er nicht wisse, daß dieser Prinz sich wieder mit seinen Eltern ausgesöhnt hatte. Da er diesen Zweifel jetzt nicht mehr vorschützen konnte und sich offen über seine Absichten befragt sah, fühlte er, daß die Entwickelung nahe sei, und daß man sich jetzt, nachdem man sich für die Entthronung der Bourbonen entschlossen, endlich über die Mittel, dies zu erreichen, ohne die öffentliche Meinung in Spanien, Frankreich und Europa zu sehr zu verletzen, entschließen müsse. Dies war der einzige Punkt, wegen dessen er wirklich gezögert hatte; denn wenn er einen Augenblick den Plan, die beiden Dynastien durch eine Heirath sich einander zu nähern, für ausführbar, und den Plan, einen großen Theil des spanischen Gebiets für sich zu nehmen, für beachtenswerth gehalten hatte, so hatte er doch stets als das Sicherste, Entschiedenste und Ehrlichste vorgezogen, Spanien nur seine Dynastie und seine Barbarei zu nehmen, und ihm sein Gebiet, seine Colonien und seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber das Mittel, diese Eroberung selbst in einer Zeit, die nicht allein die Kronen, sondern auch das Haupt der Könige hatte fallen sehen, erträglich zu machen, war schwer zu finden. Das Haus Braganza hatte ihm durch seine Flucht ein Mittel gezeigt, für das er sich endlich auch entschieden hatte, wie wir bereits sahen. Er wollte den spanischen Hof bewegen, sich in Cadiz nach der neuen Welt einzuschiffen. Dann war nichts einfacher, als vor eine verlassene Nation zu treten, ihr anzuzeigen, daß man eine entartete Dynastie, die feig genug war, ihren Thron und ihr Volk zu verlassen, durch eine neue ruhmreiche, friedlich reformirende ersetzen wolle, durch eine Dynastie, welche Spanien an den Wohlthaten der französischen Revolution ohne ihre Leiden, an der Größe Frankreichs ohne die schrecklichen Kriege, welche dasselbe hatte führen müssen, Theil nehmen ließ. Diese Lösung war natürlich, weniger dem Tadel ausgesetzt als jede andere, und bot sich durch die Feigheit der entarteten Familien, welche im Süden Europas herrschten, von selbst dem Geist an. Sie wurde übrigens mit jedem Tage wahrscheinlicher, weil bei jedem neuen Schreckensanfall des spanischen Hofs das Gerücht einer Flucht nach Amerika wie Wiederhall der Pläne des Palastes in der Hauptstadt umlief. Um diesen Schrecken bis aufs Aeußerste zu treiben, brauchte man blos die französischen Truppen gegen Madrid vorrücken zu lassen, und über ihre Bestimmung ein drohendes Schweigen zu beobachten. Daher ordnete Napoleon Alles an, um die Katastrophe im März herbeizuführen; denn das Frühjahr war, wenn man in Spanien handeln wollte, die geeignetste Jahreszeit unsere jungen Soldaten in dieses dürre und brennendheiße Land zu führen, das in physischer und in moralischer Hinsicht der Anfang von Afrika ist. Es war jetzt Mitte Februar und Napoleon hatte noch einen Monat für die Vollendung seiner Vorbereitungen vor sich. Er begann sie auch sofort nach dem Empfang des letzten Briefs Carl's IV. (vom 5. Februar), in welchem dieser unglückliche Fürst ihn bat, sich über seine Absichten gegen Spanien zu erklären.

Aber bevor er in Madrid die gewünschte Lösung herbeiführte, mußte er einen Entschluß fassen über eine Frage, die nicht minder ernst war, als die spanische, nämlich über die orientalische; denn für jetzt ließen sie sich nicht von einander trennen. Wenn etwas die Unklugheit sich in neue Unternehmungen einzulassen, während man schon mit so zahlreichen beschäftigt war, vergrößern konnte, so war es der Entschluß, sich in die spanischen Angelegenheiten zu mischen, während Rußland unzufrieden war. So gewohnt auch Europa neuer Schauspiele war, so vorbereitet es war, das baldige Ende der spanischen Bourbonen zu sehen, so war doch die bloße Erwartung noch weit von der Wirklichkeit entfernt und der Umsturz einer der ältesten Throne der Welt mußte einen tiefen Eindruck machen, und den durch das Verbrechen von Kopenhagen erregten Haß von England auf Frankreich lenken. Obgleich Preußen vernichtet war und Oesterreich abwechselnd zürnte oder zitterte, so war es doch höchst

unklug, sich vor einer Handlung von der allerhöchsten Kühnheit nicht des gewissen Beistandes Rußlands zu versichern. Aber einer der ernstesten Uebelstände des Unternehmens gegen Spanien war es gerade, daß dadurch Opfer im Orient unvermeidlich wurden und wie man später sehen wird, beging der Kaiser einen der beklagenswerthesten Fehler, indem er diese Opfer nicht aufrichtig zu bringen verstand. Ganz anders wäre es geworden, wenn er im Norden weniger unternommen und Deutschland dem befriedigten Preußen überlassen hätte, so daß er an der Weichsel nicht 300,000 alte Soldaten, welche die wahre Kraft der französischen Armee ausmachten, zu lassen brauchte. Wenn er sich alsdann auf die Besetzung Italiens und Spaniens beschränkte, seine Armee hinter den Rhein concentrirte und jenseits dieser Grenze Niemand zu fürchten oder zu unterstützen hatte, so hatte er nicht nöthig sich durch Opfer den Beistand Rußlands zu erkaufen. Und wenn dieses die Gelegenheit hätte benutzen wollen, um sich auf den Orient zu werfen, so wäre Oesterreich selbst, obgleich über den Verlust Italiens untröstlich, der Verbündete Frankreichs geworden, um die untere Donau zu vertheidigen. Aber da Napoleon Preußen vernichtet, in Deutschland haltlose Throne geschaffen und vom Rhein bis zur Weichsel Haß und Undankbarkeit gesäet hatte, so mußte er im Norden einen Verbündeten haben, selbst wenn er ihn theuer erkaufen mußte. General Savary war in Petersburg von Herrn von Caulaincourt ersetzt worden und fast zu gleicher Zeit kam Herr von Tolstoy als russischer Gesandter in Paris an. Dieser Diplomat war, wie wir schon erzählten, Militair, Bruder des Großmarschalls des Palastes, erfüllt von den Meinungen der russischen Aristokratie über Frankreich, aber Mitglied einer Familie, die sich der kaiserlichen Gunst erfreute, die über diese Gunst ihre Vorurtheile vergaß und die durch die Eroberung Finnlands und der Donauprovinzen einen Uebergang von der englischen zur französischen Politik für entschuldigt hielt. — Mein Bruder hat sich aufgeopfert, sagte der Großmarschall Tolstoy zu Herrn von Caulaincourt; er hat die Gesandtschaft nach Paris angenommen; aber wenn er nicht etwas Großes für Rußland erlangt, so ist er verloren und wir Alle mit ihm. — Diese Worte beweisen, mit welchen Ansichten der neue Gesandte nach Frankreich kam. Alexander hatte ihm das in Tilsit Vorgefallene so erzählt, wie er es sich gern vorstellte und wie er es begriff, und nach dieser sehr stark gefärbten Darstellung der Unterhaltung mit Napoleon erwartete Herr von Tolstoy zu hören, daß Alles abgemacht, daß die Aufopferung der Türkei eine vollendete Thatsache sei, und daß er in Paris nur die Theilung der Türkei, wenn nicht die Einverleibung von Constantinopel und den Dardanellen, doch mindestens die der Donauebenen bis zum Balkan zu unterzeichnen brauche. Außerdem hatte er unterwegs den unglücklichen König von Preußen besucht, der sich der Hälfte seiner Staaten und durch die immer noch fortdauernde Besetzung seiner noch übrigen Provinzen, sich noch fast seines ganzen Einkommens beraubt sah. Herr von Tolstoy, der in der Erwerbung der türkischen Provinzen eine Frage des Ruhms, in der Räumung der preußischen Provinzen aber eine Ehrensache für Rußland sah, kam in der doppelten Erwartung, einen Theil des türkischen Reichs zu erwerben und die Räumung Preußens zu bewerkstelligen, nach Paris. Dazu kam noch, daß er empfindlich, reizbar, argwöhnisch und sehr stolz auf den Ruhm der russischen Waffen war.

Napoleon hatte sich vorgenommen ihn gut zu empfangen und ihm den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen, damit er durch seine Berichte zur Befestigung des Bündnisses beitrage. Aber er fand ihn so eifrig und unlenksam hinsichtlich der doppelten Angelegenheit, die Räumung Preußens und der Erwerbung der Donauprovinzen, daß er ihm sehr unbequem wurde. Er fühlte sich so stark, besaß selbst so wenig Geduld, daß er das lebhafte Drängen des Herrn von Tolstoy nicht lange ertragen konnte. Napoleon verhehlte nur halb, wie unangenehm ihm diese unaufhörlichen Vorstellungen waren, und sagte dem neuen Gesandten, wenn er nach der Räumung von Alt-Preußen und eines Theils von Pommern, Brandenburg und Schlesien noch besetzt halte, so sei dies durch die Weigerung, die Kriegssteuern zu bezahlen, gerechtfertigt; daß er nichts sehnlicher verlange, als die Rückkehr der Truppen, sobald die Kriegssteuer bezahlt sei; daß, wenn er übrigens über die verabredete Zeit in Preußen bleibe, die Russen ihrerseits ohne einen haltbaren Grund anzugeben, die Donauprovinzen besetzt hielten, und daß die Moldau und die Walachei gewiß nicht weniger werth seien, als Schlesien. Ohne es geradezu auszusprechen, schien Napoleon in den Augen eines so voreingenommenen Geistes, wie Herr von Tolstoy war, die Räumung Schlesiens von der Räumung der Moldau und Walachei abhängig zu machen, und als die Bedingungen der Erwerbung der letztern durch die Russen fast die Erwerbung der preußischen Provinz durch die Franzosen aufzustellen. Der Verdruß des Herrn von Tolstoy mußte dem Stolze Napoleon's nachgeben, aber der russische Minister fühlte sich tief verletzt, und da man immer die Gesellschaft Gleichgestimmter aufsucht, so bewegte er sich am liebsten in den Kreisen der sehr wenig zahlreichen Unzufriedenen des alten französischen Adels, die sich durch ihre Witzworte dafür rächten, daß ihnen der kaiserliche Hof noch verschlossen war. Er führte eine wenig freundschaftliche Sprache, hätte mit dem Marschall Ney, der nicht sehr nachsichtig war, fast einen Zank über die gegenseitigen Vorzüge der russischen und der französischen Armee gehabt, und schien viel eher einen halb feindlichen Hof zu vertreten, als einen Hof, der ein engerer Verbündeter sein wollte und es thatsächlich wenigstens für den Augenblick war. Herr von Talleyrand erhielt den Auftrag, mit seiner kalten Ruhe den unbequemen Eifer des Herrn von Tolstoy in Schranken zu halten, zu beruhigen und nöthigenfalls in seine Grenzen zurückzuweisen.

Ein besseres Verhältniß bestand in St. Petersburg zwischen Herrn von Caulaincourt und dem Kaiser

Alexander; aber Letzterer verhehlte ebensowenig, wie sein Gesandter, seinen Verdruß. Herr von Caulaincourt war ein ernster Mann, dessen Angesicht schon die Rechtlichkeit seines Charakters zeigte und der nur den einen Fehler hatte, daß er sich nicht über die Rolle trösten konnte, die er bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien gespielt hatte, was ihn veranlaßte auf die Achtung, die man gegen ihn zeigte, einen übermäßig hohen Werth zu legen. Dadurch erhielt der Kaiser Alexander ein Mittel, ihn zu beherrschen. Der Kaiser war gegen Herrn von Caulaincourt voller Huld und Höflichkeit, zeigte sich aber unangenehm berührt von dem Aufschub, den die sofortige Verwirklichung der ihm gemachten Versprechungen fand. In Tilsit hatte Napoleon dem Kaiser Alexander gesagt, wenn der Krieg fortdaure und Rußland daran Theil nehme, werde es an der Ostsee eine Vergrößerung zu seiner Sicherheit, an dem schwarzen Meere eine Vergrößerung zu seinem Ruhme erlangen und hatte von der möglichen Vertheilung der türkischen Provinzen gesprochen, ohne jedoch etwas Bestimmtes festzusetzen. Aber wenn er vielleicht seinerseits in der Wärme des Gesprächs mehr gesagt als er geben wollte, so hatte Alexander mehr herausgehört als ihm gesagt worden, und hatte sich in Petersburg zur Beruhigung seiner unzufriedenen Umgebung viele unvorsichtige und übertriebene Andeutungen erlaubt. Allmälig hatte sich in den Petersburger Salons die Meinung verbreitet, daß Rußland, obgleich in Friedland besiegt, aus Tilsit die Erwerbung Finnlands, der Moldau und der Walachei mitgebracht habe. Die, welche für den Kaiser Alexander waren, oder wenigstens nicht im Princip die neue Politik der Regierung mißbilligten, betrachteten diese Erwerbungen als einen sehr schönen Ersatz für einige unglückliche Feldzüge und meinten, wenn Rußland der Freundschaft Frankreichs so große Eroberungen verdanke, so sei es rathsam, diese Freundschaft zu cultiviren und zu erhalten. Die Partei dagegen, welche die durch den letzten Krieg hervorgerufenen Gefühle noch nicht vergessen konnte, oder welche die Unbeständigkeit des Kaisers tadelte, die Vertreter der aufgegebenen Politik, die Herren Czartoryski, Nowosiltzoff, Stroganoff, Kotschubey sagten, die Eroberung Finnlands sei ohne Werth, denn es sei ein Land voller Seen und Moräste und ohne alle Einwohner; die Eroberung sei ohnedem unmoralisch, weil sie auf Kosten eines Verwandten und Verbündeten des Königs von Schweden geschehe; dies sei ferner die einzige, welche Napoleon dem Kaiser Alexander zu machen gestatten werde, denn niemals werde er ihm die Moldau und die Walachei überlassen, wie sich bald zeigen werde; und das französische Bündniß sei eine Inconsequenz und eine Prellerei.

Diese Aeußerungen, die dem Kaiser Alexander zu Ohren kommen mußten, verletzten ihn aufs Lebhafteste, und als er es aus den Berichten des Herrn von Tolstoy sah, daß es sich später recht gut bewahrheiten könnte, verhehlte er dem Herrn von Caulaincourt nicht seinen Verdruß. Er empfing ihn mit den größten Rücksichten, legte gegen ihn eine Achtung an den Tag, die, wie er wohl bemerkte, der Gesandte sehr hoch schätzte und brach dann, wenn er von Rußland sprach, in bittere Klagen aus. Niemals sei man übereingekommen, sagte er, das Schicksal Schlesiens an das der Moldau und Walachei zu knüpfen. Er habe von der Freundschaft des Kaisers Alexander die Wiederherausgabe eines Theils der preußischen Staaten erbeten und erlangt, und diese Herausgabe sei unumgänglich nothwendig für die Ehre Rußlands. Er hätte sich mit dieser Herausgabe begnügt und sich in sein Reich zurückgezogen, zufrieden, seinen Verbündeten einige nachtheilige Folgen des Kriegs zu ersparen, wenn ihm der Kaiser Napoleon, um ihn in sein System mit hineinzuziehen, nicht Vergrößerungen im Norden oder im Süden des Reichs in Aussicht gestellt und zuerst von der Moldau und Walachei gesprochen hätte. Einmal auf diese Bahn gelenkt, habe er allen Wünschen Napoleon's nachgegeben, Oesterreich den Krieg erklärt, trotz der russischen Handelsinteressen; mit Schweden gebrochen trotz der Verwandtschaft; und wenn er und Jedermann im ganzen Reiche erwartete den Lohn für dieses aufopfernde Anschließen an eine fremde Politik zu erlangen, käme plötzlich von Paris die Nachricht, daß man den gerechtesten Hoffnungen entsagen müsse! Der Czar konnte nicht von seinem Erstaunen und seinem Verdruß zurückkommen. Wenn man das Schicksal Schlesiens an das Schicksal der Moldau und Walachei band und die eine Provinz den Preußen nahm, um die beiden andern Rußland zu geben, so wurde es für ihn zur Ehrenpflicht, alle zurückzuweisen. Er konnte nicht mit der Plünderung eines unglücklichen Freundes, den er vielleicht schon zu sehr aufgeopfert hatte, Erwerbungen bezahlen, die man ihm an der Donau zu machen gestatte. — Diese unglücklichen Preußen, sagte Alexander zu Herrn von Caulaincourt, haben kaum zu leben. Erlösen Sie mich von ihren Klagen und nichts stört mich mehr in meinen Beziehungen zu Frankreich. Was will übrigens Napoleon mit Schlesien machen? Will er es für sich behalten? Aber dann wird er mein Nachbar und Nachbarn, hat er mir selbst gesagt, sind nie Freunde. Was nützt ihm eine von Frankreich so weit entfernte Provinz? Ich finde es ganz natürlich und bin zufrieden damit, wenn er n seiner Nähe nimmt, was er Lust hat. Er hat Etrurien genommen; es heißt, er will den Kirchenstaat nehmen; er beabsichtigt, man weiß nicht was, mit Spanien. Gut! er mag im Süden thun was er will, aber dann soll er uns auch im Norden freie Hand lassen und sich unsern Grenzen nicht zu sehr nähern. Wenn er Schlesien nicht für sich will, kann er es dann Jemandem geben, der besser ist als ich? Gewiß nicht, und wenn er es den Preußen zurückgiebt, was die einfachste Lösung ist, so braucht er mir nicht zur Vergeltung dafür zu versagen, was er mir versprochen hat. Er täuscht damit nicht allein meine Erwartungen, sondern auch die Erwartungen des russischen Volks, welches Finnland nicht als einen genügenden Preis eines Kriegs mit England und Schweden betrachtet und sagen wird, daß ich mich von dem großen Mann,

Staatl. Bibliothek

mit dem ich in Tilsit verhandelt habe, habe täuschen lassen; daß man ihm weder auf dem Schlachtfelde, noch in einer Unterhandlung ohne Gefahr begegnen könne; und daß es viel besser sei, ohne einen unpolitischen und gefährlichen Krieg fortzusetzen sich in Frieden, aber mit der Gleichgültigkeit und der Kälte, welche durch weite Entfernung gerechtfertigt wird, zu trennen.

So äußerte sich Kaiser Alexander jeden Tag gegen Herrn von Caulaincourt. Er sagte aber nicht, daß man ihm die Donauprovinzen zwar in Aussicht gestellt, aber nicht versprochen hatte, und daß, wenn das russische Volk durch Hofgerüchte getäuscht, daraus eine fragliche Verpflichtung gemacht hatte, dies seine und die Schuld seiner Indiscretion und seiner Schwäche war, weil er seine Umgebung nur dadurch zu beherrschen gewußt hatte, daß er ihr Unmögliches versprach. Alexander fügte dies nicht hinzu, aber es war offenbar, wenn man ihm nicht zu Hülfe kam und ihm das gab, was er der Nation unvorsichtigerweise in Aussicht gestellt hatte, so mußte er sich aufs Tiefste verletzt fühlen und sein Minister Romanzoff nicht weniger, und wenn auch die in Tilsit vorgegangene rasche Wendung der Politik noch zu frisch in Erinnerung war, um eine neue ebenso rasche Wendung zuzulassen, so behielt man doch immer im innersten Herzen eine tiefe und immer offene Wunde, während neue Kriege immer eintreten konnten. Herr von Caulaincourt bedauerte mit seiner überzeugenden Ehrlichkeit die Aufrichtigkeit Napoleon's, versicherte, daß sich Alles aufklären werde, und schob die nachtheiligen Berichte aus Paris auf ein Mißverständniß oder auf die argwöhnische Empfindlichkeit des Herrn von Tolstoy und so gelang es ihm den Kaiser Alexander in etwas zu beruhigen, dieser wurde zuletzt sogar über den Herrn von Tolstoy, über seine Ungeschicklichkeit und seine schlechte Gesinnung unwillig und erklärte Herrn von Caulaincourt, wenn Herr von Tolstoy, wie früher Herr von Markoff, sich bemühen sollte, die beiden Höfe zu veruneinigen, werde er ein eclatantes Beispiel an Denen geben, welche anstatt ihm zu dienen, seinem Willen zuwider zu handeln versuchten. Der Kaiser Alexander schien sich über die Aufnahme der prachtvollen Sevres Porzellane, über die Ueberlassung von 50,000 Flinten, über die Aufnahme von russischen Cadetten in die französische Marine sehr zu freuen, aber nichts konnte dieses von einer einzigen Leidenschaft erfüllte Herz rühren, als diese Leidenschaft selbst. Diese Donauprovinzen oder nichts, das sagte sein Gesicht und sein Geist, der den Ehrgeiz und den Ruhm heiß liebte.

Um zu wissen, ob die Nation die Gefühle ihres Beherrschers theilte, schickte Herr von Caulaincourt einen Gesandtschaftssecretair nach Moskau, um dort die Stimmung zu sondiren. Der Attaché hörte dort mitten in den Kreisen der alten russischen Aristokratie, wo man sich ungeschminkter als in Petersburg äußerte, wiederholen, daß der junge Czar durch den in Tilsit erfolgten Anschluß an die Politik Frankreichs sehr rasch vom Haß zur Freundschaft übergegangen sei, und durch die Kriegserklärung gegen Großbritannien die russischen Handelsinteressen sehr unüberlegt verletzt habe; daß Finnland eine sehr ungenügende Entschädigung für solche Opfer sei; daß man dafür mindestens die Moldau und die Walachei haben müsse; daß man aber diese schönen Provinzen nie von Napoleon erlangen, und daß der junge Czar nur eine Inconsequenz und eine Unannehmlichkeit mehr davon haben werde.

Herr von Caulaincourt beeilte sich Napoleon über diese Stimmung Auskunft zu geben, und erklärte ihm, daß der russische Hof trotz seiner Mißstimmung zwar keinen Krieg anfangen werde, daß man aber nicht länger auf ihn rechnen dürfe, wenn man ihm nicht gebe, was er mit oder ohne Grund erwartet hatte.

General Savary bestätigte bei seiner Rückkehr von Petersburg die Berichte des Herrn von Caulaincourt, unterstützte sie durch eine Menge Einzelheiten, die er selbst gesammelt hatte und bestärkte Napoleon in dem Gedanken, daß es ganz von ihm abhinge, den Kaiser Alexander durch eine Concession im Orient ganz für sich zu gewinnen und an alle seine Pläne zu fesseln. Schon Mitte Februar entschlossen mit den spanischen Bourbonen ein Ende zu machen, zögerte Napoleon nicht länger und entschloß sich, die neue Macht, die er an den Ufern des Ebro und Tajo zu erwerben gedachte, an den Ufern der Donau zu bezahlen.

Jedenfalls war dies der beste Entschluß, den er fassen konnte; denn so unangenehm es war, die Russen mit eigner Hand nach Constantinopel zu führen, oder sie wenigstens diesem Ziele ihres ewigen Ehrgeizes näher zu bringen, muß man doch consequent sein und sich die Bedingungen dessen, was man unternehmen wollte, gefallen lassen. Man mußte ein oder zwei Provinzen an der Donau hingeben, um das Recht zu erlangen in Spanien eine der ältesten Dynastien Europas zu entthronen und jenseits der Pyrenäen die Politik Ludwig's XIV. zu erneuern. Wenn man sich übrigens darauf beschränkte den Russen die Moldau und Walachei ohne die Bulgarei zu geben, und sie bis an die Ufer der Donau führte, aber Sorge trug, daß sie nicht weiter kamen; wenn man zu gleicher Zeit den Oesterreichern Bosnien, Serbien und die Bulgarei überließ, um sie den Russen entgegenzustellen, indem man ihnen selbst den Weg nach Constantinopel zeigte, so war das Uebel noch bei Weitem nicht so groß. Albanien und Morea wären für Frankreich eine schöne Entschädigung gewesen und man hätte die Concession, die man zur Sicherung des russischen Bündnisses machen mußte, nicht zu theuer bezahlt. Die Sprache, welche der Kaiser und Herr von Romanzoff täglich führten, ließen an der Annahme dieser Bedingungen nicht zweifeln. Man mußte also das russische Bündniß bezahlen, weil man es unentbehrlich gemacht hatte, durfte aber die Theilung des alten Europas nicht weiter treiben und nicht noch mehr zur Vergrößerung des jungen Colosses beitragen, der aus den Eisfeldern des Pols hervorgegangen, sich seit einem Jahrhundert auf eine die Welt mit Besorgniß erfüllende Weise vergrößerte.

Mochte nun Napoleon die Phantasie Alexander's beschäftigen wollen oder mochte er bei der Nothwendigkeit ein Opfer zu bringen, ihn in eine Umgestaltung von ganz Europa hineinziehen, oder die Verhältnisse außer zu dem Umsturz der bourbonischen Dynastie auch noch zur vollständigen Erwerbung der Ufer des Mittelmeers benutzen wollen; jedenfalls glaubte er sich nicht auf die einfache Ueberlassung der Moldau und der Walachei, die Alles in Ordnung gebracht hätten, beschränken zu dürfen, sondern ließ auch noch die unermeßliche Frage der vollständigen Theilung des türkischen Reichs in Anregung bringen. Zu dieser Zeit gerade benahmen sich die Türken, heimlich durch Oesterreich und öffentlich durch England durch die Vorspiegelung aufgereizt, daß Frankreich sie dem russischen Ehrgeiz opfern wolle, auf die gehässigste Weise gegen die Franzosen, richteten, da sie an die Franzosen selbst nicht Hand zu legen wagten, mehrere ihrer Anhänger hin und benahmen sich mit einem Worte wie wüthende, von Blut und Plünderung trunkene Barbaren. Sehr erzürnt darüber, entschloß sich endlich Napoleon an den Kaiser Alexander einen Brief zu schreiben, in welchem er ihm die Absicht kund gab, die Frage der Theilung des türkischen Reichs zu besprechen, sie in allen ihren Beziehungen zu untersuchen und sie definitiv zu lösen; zugleich gab er den Wunsch zu erkennen Oesterreich bei der Theilung zuzulassen und als wesentliche Bedingung der Theilung, mochte sie vollständig oder theilweise, günstiger für den einen oder für den andern sein, eine riesenhafte Expedition nach Ostindien quer durch den asiatischen Continent und ausgeführt durch eine französische, österreichische und russische Armee aufzustellen. Herr von Caulaincourt übergab dem Kaiser Alexander diesen Brief Napoleon's. Der Czar war schon durch eine Depesche des Herrn von Tolstoy von der günstigen Wendung, die in Paris eingetreten war, unterrichtet und empfing den französischen Gesandten mit Aeußerungen der lebhaftesten Freude. Er wollte sogleich vor den Augen des Gesandten den Brief Napoleon's lesen. Er las ihn mit einer Bewegung, die er nicht verhehlen konnte. — „Ah, der große Mann!" rief er jeden Augenblick, „der große Mann! Endlich kommt er auf die Ideen von Tilsit wieder zurück! Sagen Sie ihm," wiederholte er mehrere Male, „Herr von Caulaincourt, daß ich für das Leben ihm gehöre, daß mein Reich, meine Armeen, Alles zu seiner Verfügung steht. Wenn ich ihn bat, etwas zur Befriedigung des Stolzes der russischen Nation zu thun, so geschah dies nicht aus Ehrgeiz, sondern um ihm die ganze Nation zuzuführen und sie seinen großen Plänen ebenso geneigt zu machen als ich es bin. Ihr Herr," setzte er hinzu, „will Oesterreich bei der Theilung des türkischen Reichs bedenken; er hat Recht. Es ist ein kluger Gedanke und ich schließe mich ihm gern an. Er will einen Zug nach Ostindien, ich stimme ebenfalls bei. Ich habe ihm bereits in unsern langen Unterhaltungen in Tilsit die Schwierigkeiten gezeigt. Er ist gewohnt die Hindernisse für nichts zu rechnen; dennoch bieten hier das Klima und die Entfernung Hindernisse dar, die Alles übersteigen, was man sich denken kann. Aber sie können ruhig sein, meine Vorbereitungen werden im Verhältniß mit den Schwierigkeiten stehen. Jetzt müssen wir uns aber über die Vertheilung der Provinzen verständigen, welche wir der türkischen Barbarei entreißen wollen. Besprechen Sie diese Frage gründlich mit Herrn von Romanzoff. Dennoch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese Sache nur ergiebig und endgültig zwischen Napoleon und mir persönlich verhandelt werden kann. Zuerst muß diese Frage von allen ihren Seiten beleuchtet werden. Sobald unsere Gedanken eine bestimmtere Gestalt angenommen haben, verlasse ich Petersburg und reise Ihrem Kaiser so weit entgegen als er es wünscht. Ich würde gern bis nach Paris kommen, aber das kann ich nicht und außerdem soll unsere Zeit von Geschäften und nicht von Glanz und Vergnügungen in Anspruch genommen werden. Wir könnten Weimar wählen, wo wir im Schooß meiner Familie sind. Doch auch dort werden wir zu sehr genirt sein. In Erfurt können wir mehr allein und freier sein. Schlagen Sie diesen Ort Ihrem Kaiser vor und so wie seine Antwort eintrifft, reise ich ab und reise wie ein Courier." — Indem er diese und tausend andere Sachen sagte, die wir nicht erst zu berichten brauchen, erkannte der Kaiser, erfüllt von einer Freude, die er nicht länger beherrschen konnte, an, daß Herr von Caulaincourt Recht gehabt, als er ihn vor einiger Zeit über die Absichten Napoleon's zu beruhigen versucht und reinen Mißverständnissen die Spannung, über die er sich beklagte, zugeschrieben hatte. Er wiederholte jetzt, er sehe recht wohl, daß Herr von Tolstoy die Ursache dieser Mißverständnisse sei, daß dieser Gesandte ungeschickt, voreingenommen und vielleicht der neuen Politik des russischen Cabinets abgeneigt sei; daß er ihn gern durch einen Andern ganz nach Napoleon's Geschmack ersetzen wolle, daß er aber nicht wisse woher er ihn nehmen solle; überall stoße er auf widerspenstige Geister; zuletzt werde er sie aber doch zum Gehorsam bringen, wenn er auch die größte Strenge anwenden müßte, um sie zu zwingen sich dem großen System von Tilsit anzuschließen. Der alte Herr von Romanzoff zeigte sich nicht weniger lebhaft in seiner Freude. — „Endlich sind wir wieder bei den großen Plänen von Tilsit," wiederholte er gegen den Herrn von Caulaincourt. „Diese begreifen wir und wir gehen gern auf sie ein; sie sind des großen Mannes, der dem Jahrhundert und der Menschheit Ehre macht, würdig." — Nach unglaublichen Aeußerungen der Befriedigung und der Hingebung für Frankreich, wollte Herr von Romanzoff die schwierige Frage der Theilung anregen. Jetzt begann die Verlegenheit und sogar die Verwirrung. Der Plan kühn die Hand an die unermeßlichen Gebiete zu legen, welche für das Gleichgewicht der Welt so wichtig sind und die nicht blos den verthierten Besitzern gehören, welche dort die Barbarei und die Unfruchtbarkeit verewigen, sondern noch vielmehr Europa selbst, das so mächtig bei ihrer Unabhängigkeit betheiligt ist; der Plan die Hand selbst im Gedanken blos an diese Gebiete zu legen, setzte den russischen Minister, der sie mit seinen

Wünschen verschlang, nicht weniger in Verlegenheit als den französischen Minister, der sie aus Nothwendigkeit dem Ungeheuer des moscowitischen Ehrgeizes überließ. Obgleich Beide mit Instructionen versehen waren und wußten, was sie über diese Angelegenheit zu denken und zu sagen hatten, so wollte doch Keiner das erste Wort sprechen. Der Gierigste mußte zuerst sprechen und er sprach. Er sprach in dieser Unterredung und in mehrern andern mit einer unerhörten Kühnheit des Ehrgeizes.

Zwei Pläne lagen vor: zuerst eine nicht vollständige Theilung, welche den Türken den zwischen dem Balkan und den Dardanellen liegenden Theil ihres europäischen Gebiets, also die beiden Meerengen und die Stadt Constantinopel, ferner ihre asiatischen Provinzen ließ; dann eine vollständige Theilung, welche den Türken in Europa gar nichts ließ und ihnen in Asien Alles nahm, was vom mittelländischen Meere bespült wurde.

Der erste Plan schien die beiden Kaiser in Tilsit beschäftigt zu haben. Er bot wenig Schwierigkeiten dar. Frankreich erhielt alle Seeprovinzen, Albanien als Fortsetzung der Küste von Dalmatien, Morea und Candia; den Russen war die Moldau und die Walachei auf dem linken und die Bulgarei auf dem rechten Donauufer bestimmt und sie gelangten dadurch bis an den Balkan. Oesterreich sollte zur Entschädigung dafür, daß die Russen die Donaumündungen in Besitz nahmen, Bosnien als volles Eigenthum und Serbien als Apanage für einen Erzherzog erhalten. Nach diesem Plan behielten die Türken von den wichtigsten ihrer europäischen Provinzen diejenigen, welche die Geographie und die Zusammensetzung der Bevölkerung ihnen bis jetzt ziemlich gesichert hat, nämlich das ganze Land vom Balkan an, die beiden Meerengen Constantinopel und die asiatische Türkei. Man nahm ihnen nur die Provinzen, welche sie nicht mehr regieren konnten, die Moldau und die Walachei, denen sie schon eine Art Unabhängigkeit hatten zugestehen müssen; Serbien, das sich in bewaffnetem Aufstand befand; Epirus, das dem Pascha Ali von Janina viel mehr gehörte als der Pforte; endlich Griechenland, das sich schon geneigt zeigte, lieber den Kampf mit seinen alten Eroberern zu wagen, als noch länger ihr Joch zu dulden. Die Vertheilung dieser Provinzen zwischen den verschiedenen Mächten war ganz der Geographie angemessen. Frankreich gewann dadurch allerdings vortreffliche Positionen für seine Marine; aber außer der Unannehmlichkeit die Russen Constantinopel zu sehr zu nähern, hatte der Plan noch eine viel ernstere Seite. Frankreich gab nämlich Rußland und Oesterreich Provinzen, die, weil sie an das bisherige Gebiet dieser Staaten grenzten, in ihrem Besitz bleiben mußten, während es selbst Länder nahm, die es nur in der Voraussetzung, daß seine unmögliche Größe fortdauern werde, behalten konnte. Selbst wenn uns der wesentlichste Theil dieser Größe, der Rhein und die Alpen und selbst der südliche Abhang der Alpen, Piemont, geblieben wäre, so war doch Griechenland zu weit entlegen, um es halten zu können. Der ganze Plan war daher in Wirklichkeit weiter nichts als eine nachtheilige Concession im Orient, um im Occident Absichten durchzusetzen, die allerdings groß, aber unzeitig und übertrieben waren und die zahlreichen Bürden des Reichs noch mit neuen vermehrten.

Der zweite Plan war eine Art Umsturz der civilisirten Welt. Das türkische Reich sollte sowohl in Europa wie in Asien ganz verschwinden. Die Russen sollten den Balkan überschreiten und dessen südlichen Abhang besetzen, also das ganze Thrazien bis zu dem Hellespont nehmen, wodurch es den Gegenstand seiner Wünsche, Constantinopel, erhielt; außerdem war ihm noch ein Theil des asiatischen Ufers bestimmt, um sich den Besitz der Meerenge zu sichern. Oesterreich sollte Rußland von Frankreich trennen und außer Bosnien und Serbien, Macedonien bis zum Meere ohne Saloniki erhalten. Frankreich nahm Albanien, Thessalien bis Saloniki, Morea, Candia und außerdem noch die griechischen Inseln, Cypern, Syrien und Aegypten. Die Türken in das Innere Kleinasiens und bis an den Euphrat zurückgedrängt, konnten dort ungestört sich dem Cultus des Korans widmen, der ihnen ihr europäisches Besitzthum ganz und ihr asiatisches zu drei Viertheilen kostete.

In dieser chimärischen Vertheilung der Welt, die vielleicht eines Tags mit Ausnahme dessen, was hier Frankreich bestimmt ist, eine Wirklichkeit wird, war jedoch ein Punkt, über den man nicht einig werden konnte und über den man sich stritt, als ob diese Pläne sofort zur Ausführung kommen sollten. Constantinopel reizte den Stolz und den Ehrgeiz der Russen und bei den Nationen sind beide Leidenschaften gleich heftig. Die Russen wollten die Stadt Constantinopel als Symbol der Herrschaft über den Orient; sie wollten den Bosporus und die Dardanellen als den Schlüssel der Meere. Herr von Caulaincourt, der hierin ganz wie Napoleon fühlte, welcher vor Stolz und Schrecken auffuhr, als die Beherrscher des Nordens Constantinopel verlangten, weigerte sich entschieden und schlug vor, aus Constantinopel und den beiden Meerengen einen Freistaat, eine Art Hansestadt zu machen, wie Hamburg oder Bremen. Als endlich der russische Minister auf den Besitz der Stadt Constantinopel drang, als ob es ihm blos an dem Sanct Sophien-Dom gelegen wäre, gab Herr von Caulaincourt vorbehältlich der Genehmigung seines Herrn nach, aber verlangte die Dardanellen für Frankreich, um einen Landweg nach Syrien und Aegypten zu haben. Die Russen, welche die Sanct Sophien-Kirche hatten, wollten den Franzosen die Dardanellenstraße nicht lassen, die sie nicht einmal gern im Besitz der Türken sahen, so schwach diese waren. Sie wiesen um diesen Preis sogar Constantinopel zurück und erklärten, was auch begründet war, daß sie die erste unvollständige Theilung, welche den Türken den südlichen Abhang des Balkans und Constantinopel ließ, vorziehen würden. Zufrieden mit dem Besitz der weiten Donauebenen bis zum Balkan, wollten sie gern den Rest ihrer Eroberungen weiter hinaus schieben und

die Schlüssel zum schwarzen Meere lieber in den Händen der Türken als der Franzosen sehen.

Man mochte noch so lange über diesen ernsten Gegenstand verhandeln, zu einer Verständigung kam man nicht und der endlose Streit darüber, der kühn und thöricht Jahrhunderten vorgriff, brachte das wahre Interesse an den Tag, welches Europa gegen Rußland in der orientalischen Frage vereinigt. Das französische Reich, jetzt so groß wie ganz Europa, empfand alle diese Interessen und wollte den Russen die Dardanellenstraße, von wo aus sie eines Tags die Unabhängigkeit des europäischen Continents bedrohen konnten, nicht überlassen. Es war schon genug, daß man ihm durch die Ueberlassung Finnlands ein Mittel gab, sich dem Sunde einen Schritt mehr zu nähern, eine andere Meerenge, wo sie in der Zukunft nicht weniger drohend sein werden. Wenn erst eines Tags der russische Koloß mit einem Fuße auf den Dardanellen, mit dem andern auf dem Sunde steht, dann ist die alte Welt eine Sclavin und die Freiheit nach Amerika geflohen. Diese traurigen Ahnungen, die jetzt noch eine Chimäre für beschränkte Geister sind, werden sich leider eines Tags verwirklichen, denn Europa, unklug getheilt wie die Städte Griechenlands den Königen Macedoniens gegenüber, wird wahrscheinlich das Schicksal der ersteren theilen.

Nach langen Verhandlungen fand sowohl der russische Minister wie der französische Gesandte, daß ihre Ideen noch nicht zur Reife gekommen waren, wie sie sich ausdrückten. Blos eine Verständigung der beiden Fürsten konnte diesen endlosen Zwist beilegen. Man kam daher überein, beide Pläne Napoleon zu überschicken, ihn zu bitten seine Meinung darüber zu sagen und ihm eine Zusammenkunft anzubieten, um seine Ansicht mit der des Kaisers Alexander auszusöhnen. Zu dieser Zusammenkunft wollte man einen von Frankreich nicht sehr weit entfernten Ort, zum Beispiel Erfurt, wählen. Aber solche Sachen niederschreiben kam selbst denen schwer an, welche gewagt hatten sie auszusprechen. Herr von Caulaincourt, den manchmal sein gesunder Verstand vor dem Chimärischen und Besorgnißerregenden dieser Pläne warnte, überließ gern die Sorge sie schriftlich aufzuzeichnen dem Herrn von Romanzoff. Dieser übernahm die Arbeit und übergab eine eigenhändig geschriebene Note, welche Caulaincourt unverzüglich an Napoleon schicken sollte. Aber wenn er auch wagte sie zu schreiben, so wagte er nicht sie zu unterzeichnen. Er übergab sie selbst in seiner eigenen Handschrift, aber nicht unterzeichnet und um ihr den Charakter vollständiger Authenticität zu geben, erklärte der Kaiser Alexander Herrn von Caulaincourt mündlich, daß die Note seine volle Beistimmung habe und obgleich ohne Unterschrift, doch als der authentische Ausdruck des Gedankens des russischen Cabinets angesehen werden müsse.

Man durfte sich jedoch nicht auf Verhandlungen über die mögliche Theilung des türkischen Reichs beschränken. Napoleon fühlte, daß man etwas Positiveres zur Befriedigung der Russen thun müsse, etwas das, indem es ihm nur ein geringes Opfer auferlegte, ihnen sehr angenehm sein mußte, wenn man von Worten zu Thaten überging, nämlich die Eroberung Finnlands. Er hatte Herrn von Caulaincourt empfohlen lebhaft auf die Expedition gegen Schweden zu dringen, theils aus dem angegebenen Grunde, theils weil er wünschte, Rußland unwiderruflich in sein System hineinzuziehen. Führte es erst Krieg mit Schweden, so mußte sich auch bald die einfache Kriegserklärung gegen die Engländer in wirkliche Feindseligkeiten verwandeln. Aber merkwürdiger Weise entschlossen sich die Russen sehr schwer die Eroberung Finnlands zu unternehmen, obgleich diese Provinz von allen ihren Erwerbungen die nützlichste war, und schienen sich fast begnügen zu wollen Vollmacht zu der Eroberung zu besitzen, ohne sich mit der Ausführung zu beeilen. Nur ungern zogen sie einen Theil ihrer Streitkräfte aus dem Orient oder aus den polnischen Provinzen, die damals sehr aufgeregt waren, zurück. Dennoch entschlossen sie sich endlich, beständig gedrängt von Herrn von Caulaincourt, im Laufe des Februar zu derselben Zeit, wo man den großen Theilungsplan besprach, in Finnland einzurücken.

Kaiser Alexander hatte trotz aller seiner Bemühungen nicht mehr als **25,000** Mann an der Grenze von Finnland vereinigen können. Sie standen unter dem Befehl des Generals Burhöwden, der seine Unfähigkeit schon bei Austerlitz gezeigt hatte und sie in noch höherem Grade in dem Kriege gegen Schweden zeigte. Er hatte vortreffliche Truppen und gute Unterbefehlshaber unter sich, namentlich den heldenmüthigen und unermüdlichen Bagration, der bei Beendigung des einen Kriegs sofort einen neuen beginnen wollte. Napoleon hatte sehr lebhaft empfohlen, den Feldzug während des Frostes anzufangen, damit man die zahlreichen Gewässer Finnlands, das mit Seen, Wäldern und Granitblöcken, die wie Meteorsteine auf dieses Land herabgefallen sind, besäet ist, passiren könne. Ein tapferer schwedischer Offizier, General Klingsporr, vertheidigte das Land mit **15,000** Mann regelmäßiger Truppen von der bekannten Tüchtigkeit der Schweden und **4** bis **5000** Mann Miliz. Wenn die schwedische Regierung den ihr ertheilten Rathschlägen besseres Gehör geschenkt und alle ihre Streitkräfte gegen diesen Punkt gerichtet hätte, anstatt gegen die Dänen lächerliche Demonstrationen zu machen, so hätte sie diese kostbare Provinz vertheidigen können. Aber die Truppen waren zu schwach an Zahl und auf einen nachdrücklichen Widerstand nicht genügend vorbereitet. Ihrerseits griffen die Russen nach einem sehr schlecht entworfenen Plan an, der die vollständige Unfähigkeit ihres Oberbefehlshabers zeigte. Finnland bildet von Viborg bis Abo und von Abo bis Uleaborg ein Dreieck, das auf zwei Seiten von dem finnischen und dem bothnischen Meerbusen bespült, an der dritten Seite von Rußland begrenzt wird. Die gesunde Vernunft schon zeigte, daß man gegen die Seite des Dreiecks, welche die russische Grenze bildete, gegen den Sawolar operiren mußte, weil dies die kürzeste und am wenigsten vertheidigte Linie war. Die Schweden hielten die beiden Seiten am finnischen und

am bothnischen Meerbusen besetzt und hatten sich in die Häfen vertheilt, die meistens von eingewanderten Schweden bewohnt sind. Wenn die Russen, anstatt die Einnahme der beiden Seeküsten zu versuchen, in einer Colonne von 15,000 Mann der Seite gefolgt wären, die an ihre Grenze von Viborg bis Uleaborg stößt und die Seeküste entlang nur eine Colonne von 10,000 Mann geschickt hätten, um sie allmälig zu besetzen, wie die Schweden zurückwichen, und die einzelnen Städte zu blokiren, so wären sie vor den Schweden in Uleaborg angekommen und hätten nicht nur Finnland, sondern auch den General Klingsporr mit seiner kleinen Armee in die Hand bekommen. Sie thaten das Gegentheil, rückten die Küste entlang in drei Colonnen unter den Generälen Gortschakoff, Tutschkoff und Bagration und trieben die Schweden vor sich her, die sich in einer Reihenfolge kleiner Gefechte ebenso kräftig vertheidigten als sie angegriffen wurden. Die Colonne links erreichte Sweaborg, während sich die beiden andern nach Tawastehus wendeten und diese große Meeresfestung, die aus mehrern befestigten Inseln besteht und von 7000 Mann unter dem alten Admiral Cronstedt vertheidigt wurde, blokirten. Die mittlere und die Colonne rechts rückte am finnischen Meerbusen von Tawastehus nach Abo vor. General Bagration blieb in Abo und General Tutschkoff marschirte die Küste des bothnischen Meerbusens entlang, bis er Uleaborg erreichte; nur eine schwache Colonne war nach der wichtigsten Linie, der von Viborg nach Uleaborg, entsendet worden. Auch trieben die Russen den Feind nur vor sich her, nahmen ihm kaum einige Gefangene ab, und führten selbst die Concentration der Schweden herbei, die, wenn sie sich in Masse auf die wahre Operationslinie zwischen Uleaborg und Viborg geworfen hätten, ihre Feinde für ihr falsches Manövriren hätten bestrafen können. Es fanden dennoch glänzende einzelne Gefechte statt, welche die Tapferkeit der Truppen beider Völker, die Erfahrungen, welche die russischen Offiziere in den Feldzügen gegen uns erlangt hatten, aber auch die Unwissenheit ihres Generalstabs in Allem bewiesen, was sich auf die allgemeine Leitung der Operation bezieht. So hätten die in Napoleon's Schule unterrichteten französischen Generäle auf einem solchen Kriegsschauplatz nicht gehandelt. Nachdem die Russen in das Land eingefallen waren, aber es nicht erobert hatten, unternahmen sie die Belagerung der Küstenplätze, unter andern die Sweaborgs, wobei sie durch den Frost nicht wenig unterstützt wurden.

Fast einen Monat hatte dieser Einmarsch, der nur der Anfang des finnländischen Kriegs war, gedauert, und das russische Cabinet hatte die Zwischenzeit zur Besprechung der Theilung des Orients benutzt. Als der König von Schweden den Einfall in seine Staaten erfuhr, erlaubte er sich zur Vergeltung eine Handlung, die selbst nicht mehr in der Türkei Brauch war: er ließ den russischen Gesandten Herrn von Alopeus, anstatt ihm seine Pässe zu geben, verhaften, was in dem ganzen diplomatischen Corps in Stockholm eine unbeschreibliche Entrüstung erregte. Alexander vergalt dieses seltsame Benehmen mit großer Würde; er ließ den schwedischen Gesandten in St. Petersburg, Herrn von Steding, einen von Jedermann geehrten Greis, mit allen Achtungsbezeugungen abreisen; aber er rächte sich auf andere Weise und geschickter. Er benutzte die Gelegenheit und sprach die Einverleibung Finnlands in das russische Reich aus. Diese Eroberung ist das einzige große Resultat von Tilsit, aber sie genügte zur Rechtfertigung der jetzt vom Kaiser Alexander befolgten Politik und ist ein Beweis, daß Rußland nur bei der Mitwirkung Frankreichs Eroberungen machen kann.

Trotz der Verachtung, mit der die Russen von der Eroberung von Finnland sprachen, berührte doch die Thatsache, die bereits vollendet zu sein schien, als noch viel Blut vergossen werden sollte, in Petersburg lebhaft alle Gemüther. Während wir nur Niederlagen im Dienst Englands gehabt haben, sagte man sich, erwerben wir mit einer Freundschaft nach wenigen Monaten mit Frankreich eine wichtige Provinz, die zwar schlecht bebaut und schlecht bevölkert ist, aber ausgezeichnete Vortheile als Land- und Meergrenze bietet. Schon fing man von der Politik des Bündnisses mit Frankreich alle Folgen zu hoffen an, die man sich versprochen hatte. Das Gesicht des Kaisers und seines Ministers strahlten vor Freude. Ihre gewöhnlichen Tadler, die Herren Czartoryski und Nowosilzoff, waren weniger bitter und höhnisch in ihren Bemerkungen. Auch die Petersburger hohe Gesellschaft legte gegen den Herrn von Caulaincourt ihre Befriedigung durch Achtungsbezeugungen an den Tag, die nicht nur seiner Person, sondern auch der Regierung galten, mit der man zufrieden zu werden begann.

Als der Kaiser und Herr von Romanzoff die Besetzung von Etrurien und Portugal, und die Truppenbewegungen gegen Rom und Madrid erfuhren, konnten sie nicht an den sehr ernstlichen Motiven dieser Bewegungen zweifeln; aber sie sprachen davon mit einer eigenthümlichen Leichtigkeit, ohne einen Anschein von Besorgniß und wie Leute, die den Schwachen hinopfern, um ihn später auch bedrücken zu dürfen. Aber obgleich sie eine wahre Befriedigung fühlten, drangen sie doch sehr lebhaft bei Herrn von Caulaincourt auf eine baldige Antwort auf ihre verschiedenen Theilungsvorschläge und auf die Festsetzung einer sehr nahen Zusammenkunft, um sich vollends zu verständigen. Der Frühling war nicht mehr fern, denn man befand sich in den letzten Tagen des Februar und es mußte, wie sie sagten, vor der Eröffnung der Schifffahrt etwas Glänzendes geschehen, was die Unfälle dieses Jahres vergessen machte. Die Eröffnung der Schifffahrt in den nordischen Meeren ist eine Zeit der Freude; denn das Licht erscheint wieder, die Wärme kehrt zurück, der Handel bringt seine Schätze herbei; die Waaren des Nordens werden gegen die Erzeugnisse des civilisirten Europas oder gegen Geld ausgetauscht. Aber dieses Jahr sollte die englische Flagge, die gewöhnliche Vermittlerin dieses Tauschhandels, nicht erscheinen, oder wenn sie erschien,

von dem Maste von Kriegsschiffen wehen. Anstatt Schätze zu bringen, sollte die englische Marine die Schlünde ihrer Kanonen zeigen. Diesem unangenehmen Schauspiel mußte man mit einer allgemeinen nationalen Freude begegnen, eingeflößt von Interessen anderer Art, von den Interessen des russischen Ehrgeizes.

Herr von Caulaincourt, der seinen Herrn von den Gedanken dieses ehrgeizigen Hofs genau Rechenschaft ablegte, hatte Napoleon Alles mit seiner gewöhnlichen Wahrhaftigkeit berichtet. Aber seine Darlegung der Wünsche Rußlands gab zugleich Gewißheit, daß es für jetzt vollständig befriedigt war, und daß man es wegen des Uebrigen eine Zeitlang von der Hoffnung leben lassen konnte.

Von dieser Stimmung zweimal, nämlich Ende Februar und Anfangs März unterrichtet, hatte Napoleon recht gut vorausgesehen, welche Empfindungen, welche mehr oder minder chimärische Pläne, welche mehr oder minder übertriebene Hoffnungen sein Brief in Petersburg hervorbringen mußte; aber er glaubte die sofortige Besetzung Finnlands und die Eröffnung einer Berathung über die Theilung des türkischen Reichs werde genügen, die Phantasie der russischen Nation und ihres Beherrschers mehrere Monate zu beschäftigen und ihm Zeit geben, seine Pläne im Westen Europas auszuführen. Es ist nicht wahr, wie man aus dem eben Erzählten schließen könnte, daß er Rußland ganz betrog, und daß er ihm eigentlich gar keine Concessionen im Orient machen wollte. Er wußte, daß er mit der Moldau und mit der Walachei und nöthigenfalls mit der Moldau allein den Czar befriedigen und dem russischen Ehrgeiz seine Schuld abtragen werde, mochte sich im Westen der französische Ehrgeiz erlauben was er wollte. Es blieb ihm daher dieses Mittel stets übrig, um die Hoffnungen, welche er dem Kaiser Alexander eingeflößt hatte, zu verwirklichen. Aber wenn er noch weiter ging und sich nicht scheute, die so lebhafte Phantasie seines neuen Verbündeten auf diese Weise zu beschäftigen, so geschah es nur, weil seine eigene Phantasie sich tiefer in die Zukunft versenkte als seine übrigen Zeitgenossen. Seit dem Sturze Selims schienen die Türken am Vorabend ihres Falles zu stehen und Napoleon frug sich, ob man nicht lieber diese immer drohende Katastrophe sogleich herbeiführen solle. Auch drängte ihm der Seekrieg mit England den Gedanken auf, ob jetzt nicht die rechte Zeit sei, sich aller Uferstaaten des mittelländischen Meeres zu bemächtigen und die augenblickliche Freundschaft Rußlands zur Absendung einer Armee nach Ostindien quer durch den getheilten Continent von Asien zu benutzen. Obgleich diese Pläne den Augen unsers sehr nüchternen Geschlechts chimärisch erscheinen, so darf man sie doch nicht nach unserm jetzigen Standpunkt beurtheilen. Man muß bedenken, daß der Mann, der diese Pläne schuf, nach Willkür Könige einsetzen und absetzen und mit einem Wort das Schicksal der großen Monarchien Europas entscheiden konnte; und obgleich er nach unserer Ansicht sich irrte, so darf man doch nicht glauben, daß man die Ausdehnung seines Irrthums genau ermißt, wenn wir ihn nach unsern gegenwärtigen Ansichten beurtheilen; denn alsdann würde sich unsere Kleinheit ebenso täuschen, wie sich damals seine Größe täuschte. Auf dem Gipfel der Allmacht angelangt, in einer beständigen Gährung der Ideen begriffen, glaubte er, alle diese Fragen der Prüfung unterwerfen zu müssen; und obgleich er die Lösung ebenso sehr scheute, als sein Verbündeter sie wünschte, täuschte er ihn nicht, wenn er sie zur Besprechung brachte, denn bei der Unermeßlichkeit seiner Pläne war er manchmal ganz geneigt, sie zu lösen.

Wie dem immer sei, Napoleon, der den Kaiser Alexander zur Besetzung von Finnland bewogen und ihm Aussichten auf die Theilung des türkischen Reichs gezeigt hatte, hatte sich jetzt mehrere Monate frei gemacht und war entschlossen endlich seine Pläne in Bezug auf Spanien auszuführen.

Wir kennen bereits diesen Plan. Er bezweckte die Befürchtungen des spanischen Hofs immer stufenweise zu vermehren, bis er dem Beispiele des Hauses Braganza folgte und sich zur Flucht entschloß. Zur Durchführung desselben bediente Napoleon sich der schlauesten Mittel und machte bei dieser Gelegenheit einen nicht genug zu beklagenden Gebrauch von seinem Genie. Alle Truppenabtheilungen waren bereit. General Dupont mit 25,000 Mann befand sich auf der Straße von Valladolid, eine Division nahm über Segovia die Richtung auf Madrid. Marschall Moncey mit 30,000 Mann stand zwischen Burgos und Aranda auf der geraden Straße nach Madrid. General Duhesme mit 7 oder 8000 Mann, fast lauter Italiener, marschirte auf Barcelona. 5000 Franzosen waren aus Piemont und der Provence unterwegs, um sich mit ihm zu vereinigen. Eine Division von 3000 Mann zog über Saint-Jean-Pied-de Port nach Pampelona. Eine zweite aus dem vierten Bataillon und der fünften Reservelegion sollte die erste verstärken, alle Infanteriereserven wurden in Orleans, eine Cavalleriereserve in Poitiers zusammengezogen. Es war ein Heer von ungefähr 80,000 Mann, lauter junge Soldaten, die noch nicht im Feuer gestanden hatten, aber gut angeführt und von dem militairischen Geist erfüllt waren, der damals unsere Armee auszeichnete.

Es galt jetzt einen Oberbefehlshaber für diese Armee zu ernennen. Napoleon wählte einen Mann, der für eine so politische Aufgabe sehr indiscret war, gab ihm aber eine Stellung, die ihm jede Indiscretion unmöglich machte. Dieser General war Murat, immer noch unzufrieden, weiter nichts als Großherzog zu sein, voller Sehnsucht irgendwo König zu werden, von dem Bewußtsein erfüllt, an den Kriegen in Italien, in Oesterreich, in Preußen und in Polen Theil genommen und bei der Errichtung der Throne von Neapel, Florenz, Mailand, im Haag, in Cassel und in Warschau geholfen zu haben, ohne einen dieser Throne für sich zu gewinnen, untröstlich, nicht die Krone von Portugal erlangt zu haben und begierig nach jedem Kriege, der ihm neue Aussichten zu herrschen eröffnete. Die spanische Halbinsel, wo in diesem Augenblick der portugiesische Thron erledigt war

und der spanische wankte, war für ihn das Reich der Träume, wie ehedem Mexico oder Peru für die spanischen Abenteurer. So gut und großmüthig sonst Murat war, so war er doch, wenn es sich darum handelte, den Sturz des unglücklichen Carl IV. durch wenig lobenswerthe Mittel zu beschleunigen, in seiner Sucht zu herrschen ganz der Mann sich dazu herzugeben. Es war sogar von ihm eher zu viel Eifer zu fürchten. Dennoch war er viel einsichtiger und geistreicher als man meistens glaubt (die jetzt darzustellenden Ereignisse werden es beweisen), und fähig, wo sein Ehrgeiz lebhaft betheiligt war, sogar vorsichtig und zurückhaltend zu sein. Wie wir schon erzählten, hatte er schon früher besondere Beziehungen mit Emanuel Godoy angeknüpft, Beziehungen, die Letzterer mit gleichem Eifer suchte, indem einer von dem andern Unterstützungen für seine Pläne hoffte, worin sich Beide täuschten, denn Godoy war ebensowenig im Stande den Spaniern einen König, als Murat Napoleon einen Gedanken zu geben. Die Sendung nach Spanien entsprach also ganz Murat's Wünschen. Aber Napoleon, der dem regierenden Hause durch die Absendung zahlreicher Truppen und durch ein unbedingtes Stillschweigen über seine Absichten Schrecken einjagen wollte, bediente sich seines Schwagers ganz nach dem entworfenen Plane. Er hatte ihn sowohl in Italien als in Paris beständig in seiner Nähe gehabt, ohne ihm ein Wort über seine Pläne hinsichtlich Spaniens zu sagen, selbst als er sich am angelegentlichsten damit beschäftigte. Am 20. Februar hatte er Murat am Tage gesehen, ohne ihm etwas von dem ihm bestimmten Auftrage zu sagen, und schon hatte der Kriegsminister Befehl ihn in der Nacht nach Bayonne zu beordern, wo er den Oberbefehl über die nach Spanien rückenden Truppen übernehmen sollte. Murat sollte dort am 26. eintreffen und seine Instructionen dort vorfinden. Diese Instructionen lauteten: „Sie übernehmen den Oberbefehl über die Corps der Gironde und des atlantischen Oceans, über die beiden Divisionen der Ost- und Westpyrenäen; sie treffen in den ersten Tagen des März in Burgos ein, wo die Abtheilungen der Kaisergarde vereinigt sein werden und schlagen ihr Hauptquartier in der Mitte des Corps des Marschalls Moncey in Burgos auf; Sie rücken mit diesem Corps auf der Straße von Madrid über Aranda und Somosierra vor, und entsenden das Corps des Generals Dupont gegen Segovia und gegen das Escurial; Sie bemächtigen sich gegen den 15. März der beiden Uebergänge über den Guadarrama; Sie bringen 600,000 schon fabricirte Rationen Zwieback in Bayonne zusammen, um die Truppen bei forcirten Märschen auf vierzehn Tage mit Lebensmitteln ausstatten zu können; Sie erwarten wegen Ihrer fernern Bewegungen Befehle von Paris; Sie besetzen sofort die Citadelle von Pampelona, die Forts von Barcelona und die Festung San Sebastian; Sie geben dem spanischen Commandanten als Entschuldigungsgrund für diese Besetzung die gewöhnliche Kriegsregel an, sich selbst in Freundes Land im Rücken zu decken, ehe man weiter vorrückt; Sie halten alle Ihre Truppen gut zusammen, wie man es bei der Annäherung eines Feindes zu thun pflegt; Sie sorgen dafür, daß die Löhnung stets bezahlt wird, damit die Soldaten ihre Bedürfnisse nicht ohne Entgeld entnehmen, und lassen, da den in Catalonien einrückenden Neapolitanern nicht zu trauen ist, den ersten Italiener, welcher plündert, erschießen; Sie suchen keine Verbindung mit dem spanischen Hof und nehmen keine an ohne ausdrücklichen Befehl; Sie beantworten keinen Brief des Friedensfürsten; Sie sagen, wenn man Sie auf eine Weise fragt, daß Sie nicht länger schweigen können, daß die französischen Truppen in Spanien nur zu einem Napoleon bekannten, aber der Sache Spaniens und Frankreichs jedenfalls vortheilhaften Zweck einrücken; Sie nennen im Allgemeinen Cadiz und Gibraltar, ohne etwas Bestimmtes zu sagen; Sie kündigen vornehmlich den baskischen Provinzen an, daß man jedenfalls ihre Privilegien schonen werde; Sie erlassen in Burgos einen Tagsbefehl, in dem Sie den Truppen die strengste Disciplin und das freundschaftlichste Benehmen gegen das edle spanische Volk, den Freund und den Verbündeten des französischen Volks empfehlen; Sie brauchen bei allen diesen Freundschaftsversicherungen keinen andern Namen als den des französischen Volks und sprechen nie von Carl IV. oder seiner Regierung, unter welcher Form es immer sei."

Dies war der Hauptinhalt der am 20. Februar an Murat gerichteten Instruction, die in spätern Befehlen bestätigt und weiter entwickelt wurde. General Belliard wurde zum Generalstabschef, General Grouchy zum Commandanten der Reiterei der spanischen Armee ernannt. General Lariboisière erhielt die Oberleitung der Artillerie. Er war beauftragt aus allen Artilleriedepots im Westen und im Süden Munition in beträchtlichen Quantitäten und hauptsächlich Werkzeuge und Vorrichtungen, mit denen sich das Thor einer Stadt oder eines befestigten Platzes sprengen läßt, in Bayonne zu vereinigen. Da der Transport in Spanien durch Maulthiere geschieht, so gelangte alsbald der Befehl nach Bayonne, 500 der schönsten und besten anzukaufen. Der Finanzminister Herr Mollien erhielt Auftrag, mehrere Millionen baares Geld und zwei davon in Gold nach Bayonne abgehen zu lassen, um alle Ausgaben der Armee baar bezahlen zu können. Er sollte außerdem einen richtigen Tarif über den gegenseitigen Werth des französischen und spanischen Geldes entwerfen, der in den spanischen Städten, die man berührte, bekannt gemacht werden sollte, um Streitigkeiten zwischen den Einwohnern und den französischen Soldaten zu vermeiden.

Zu diesen für die in Spanien einrückenden Corps bestimmten Instructionen kamen noch andere für die Armee in Portugal. Napoleon wollte Spanien mit weitern Lasten bei einer Unternehmung verschonen, die ihn seine Dynastie kosten sollte. Aber weniger ängstlich war er in Bezug auf Portugal, das er als erobertes Land und als Verbündeter Englands betrachten durfte. Den Reichthum dieses Staates mehr nach dem Reichthum seiner Colonien als nach dem des

Mutterlandes berechnend, befahl er Junot eine Kriegssteuer von 100 Millionen zu verlangen. Er empfahl ihm die größte Strenge bei jedem Versuche eines Aufstandes und erinnerte als Beispiel an die schreckliche Art, mit der er Kairo in Aegypten, Pavia und Verona in Italien bestraft hatte. Er befahl ihm die portugiesische Armee aufzulösen und alle Truppen, die nicht verabschiedet werden konnten, nach Frankreich zu schicken. Er prägte ihm besonders ein, ein Auge auf die spanischen Divisionen zu haben, die an der Invasion Portugals Theil nahmen, sie so weit als möglich von der spanischen Grenze zu entfernen, die Hauptmacht seiner Truppen in Lissabon zusammenzuhalten und eine kleine französische Division von 4 bis 5000 Mann in Almeida zur Beobachtung der spanischen Truppen unter General Taranco, die Oporto besetzt hielten, eine andere von gleicher Stärke in Badajoz zu lassen, um nöthigenfalls in Andalusien einzurücken; diesen Befehl aufs Strengste geheim zu halten, und wenn ein Zusammenstoß zwischen den Spaniern und den Franzosen stattfinden sollte, unter den Portugiesen den Glauben zu verbreiten, der Grund des Zusammenstoßes sei Portugal selbst, das die Spanier wider den Willen der Franzosen im Besitz nehmen wollten.

Endlich ertheilte Napoleon der Garde Befehl, denn er sah voraus, daß er selbst werde nach Spanien gehen müssen, entweder um einen dort ausbrechenden Krieg oder um die Politik zu leiten, wenn es ihm gelang die Ereignisse in Spanien wie die in Portugal durch die Flucht der königlichen Familie zum Abschluß zu bringen. Er hatte nacheinander die Mamelucken, die Polen, die Gardemarinesoldaten, mehrere Abtheilungen der Grenadiere und Jäger zu Pferde und ein Regiment Füsiliere, zusammen etwa 5000 Mann, nach Bayonne abgehen lassen. Den Befehl über dieses Corps erhielt der tapfere Lepic mit der Ordre, in den ersten Tagen des März die Infanterie in Burgos und die Reiterei auf der Straße von Bayonne nach Burgos zu vereinigen.

Diese militairischen Anordnungen genügten noch nicht vollständig zur Erreichung des Ziels, das Napoleon im Auge hatte. Während seine Truppen geheimnißvoll gegen Madrid vorrückten und nur für das spanische Volk, aber nicht für die regierende Familie beruhigende Worte hatten, ließ er seine Diplomatie in demselben Sinne handeln. Herr von Beauharnais verlangte unaufhörlich in Paris Instructionen für eine Katastrophe, die jeden Augenblick einzutreten drohte. Er bat hauptsächlich um Erlaubniß, Ferdinand einige Beweise der Theilnahme geben zu dürfen, denn er war immer noch überzeugt, daß man den Günstling zu Gunsten des Infanten stürzen und die Vereinigung der beiden Dynastien durch eine Heirath befestigen müsse. Napoleon, der jetzt an einen solchen Plan nicht mehr dachte und der oft über die Leichtgläubigkeit des Herrn von Beauharnais, über seine Unbeholfenheit, über seinen Geiz und über die Wichtigkeit, die er sich beizulegen beliebte, spottete, ihn aber auf seinem Posten ließ, weil ein ehrlicher Mann ohne Geist besser als ein Anderer für die lächerliche Rolle eines Gesandten paßte, den man von nichts unterrichtet, ließ ihn instruiren, die unbedingteste Neutralität zwischen den verschiedenen Parteien Spaniens zu beobachten, keiner Beweise der Theilnahme zu geben und bei Fragen über die Stimmung der Kaisers der Franzosen nur zu sagen, daß er sehr unzufrieden sei, aber nicht zu äußern worüber; im Fall man von dem Marsch der französischen Armeen sprach, hinzuzusetzen, daß wahrscheinlich Gibraltar oder Cadiz eine Zusammenziehung von Truppen erfordere, denn die Engländer vereinigten auf diesem Punkt viele Streitkräfte, daß aber das spanische Cabinet so indiscret sei, daß man ihm nicht das Geheimniß einer einzigen militairischen Operation anvertrauen könnte.

Diese Instructionen genügten für die Rolle, welche Herr von Beauharnais zu spielen hatte. Aber Napoleon wendete ein noch sichereres Mittel an, um dem unglücklichen Hof mit Schrecken zu erfüllen. Herr Yzquierdo befand sich immer noch in Paris und irrte in den Tuilerien herum, bald bei dem Großmarschall Duroc, mit dem er den Vertrag von Fontainebleau abgeschlossen hatte, bald bei Herrn von Talleyrand, dem Hauptvermittler der ganzen spanischen Angelegenheit. Da es ihm unmöglich war die Veröffentlichung des Vertrags von Fontainebleau zu erlangen, so schloß er daraus, daß man in Paris etwas Anderes wollte, daß diese Theilung Portugals nur ein provisorisches Arrangement sei, um den sofortigen Abtritt Toscanas zu erlangen, und daß man nichts weniger als den Umsturz der Dynastie beabsichtige. Mit seinem gewöhnlichen Scharfblick fühlte er nicht blos die Mittel, sondern auch das Ziel Napoleon's vollständig heraus. Er hatte versucht, Herrn von Talleyrand zu sondiren, ob ausgedehnte Gebietsabtretungen oder Handelsconcessionen, begleitet von einer Heirath nicht den angeblichen oder wirklichen Zorn des Eroberers versöhnen könnten. Herr von Talleyrand, der sich zu einem Vermittelungsplan hinneigte, hatte Herrn Yzquierdo angehört und die Gedanken, welcher dieser Agent Emanuel Godoy's in Anregung brachte, vielleicht ebenso sehr eingegeben als angehört. Diese Gedanken führten auf den zweiten Plan zurück, den wir schon auseinandergesetzt haben. Es handelte sich in der That darum, Ferdinand mit einer französischen Prinzessin zu vermählen, Frankreich gegen den verfügbar gewordenen Theil Portugals die Provinzen am Ebro zu überlassen, den Franzosen die spanischen Colonien zu eröffnen, die beiden Kronen nicht blos durch eine Heirath, sondern durch ein Schutz- und Trutzbündniß aneinander zu knüpfen, und endlich Carl IV. den Titel eines Kaisers der beiden Amerikas zu verleihen. Diese Gedanken entwickelte Herr Yzquierdo, sowohl um die Absichten Frankreichs zu sondiren, wie um zu einem Schluß zu kommen. Plötzlich befahl Napoleon ihn mit der größten Härte zu behandeln, ihn fortzuschicken als ob man seiner Winkelzüge müde sei, und als ob man nichts mehr mit einem so schwachen, so unfähigen und so wenig auf-

richtigen Hof zu thun haben wolle; mit einem Worte ihn zur Abreise nach Madrid zu zwingen, damit er dort den Schrecken, mit dem man ihn erfüllt hatte, weiter verbreite. Der Großmarschall Duroc erhielt den Auftrag, Herrn Yzquierdo die schleunigste Rückkehr nach Madrid zu empfehlen, um dort die Wolken zu zerstreuen, die sich zwischen beiden Höfen erhoben hatten. Man sagte nicht was für Wolken, aber Herr Yzquierdo wußte was er denken sollte, und seine Abreise genügte, um am spanischen Hof eine Aufregung hervorzurufen, nach der er nicht mehr bleiben konnte und zu einem letzten Entschluß kommen mußte. Herr Yzquierdo verließ Paris noch an demselben Tage.

Noch blieb der Brief vom 5. Februar zu beantworten übrig, in welchem der geängstigte Carl IV. Napoleon gebeten hatte, ihn über seine Absichten und den Marsch der französischen Truppen gegen Madrid zu beruhigen. In diesem Brief hatte Carl IV. die Vermählung seines Sohnes mit einer Nichte Napoleon's nicht mehr erwähnt, weil er sah, daß der Kaiser nicht mehr an diesen Vorschlag denken zu wollen schien. Wie Jemand, der einen Streit bei den Haaren herbeiziehen will, stellte sich Napoleon, anstatt in seiner Antwort die Besorgnisse Carl's IV. zu zerstreuen, sehr verletzt über das Stillschweigen, das man jetzt über das Heirathsproject beobachtete, während er doch selbst das Beispeil dazu gegeben hatte. Seine vom 25. Februar datirte Antwort war sehr kurz und trocken. Er brachte in Erinnerung, daß am 18. November Carl IV. für seinen Sohn die Hand einer französischen Prinzessin verlangt, und daß am 10. Januar der Kaiser bedingungsweise zugestimmt hatte; daß am 5. Februar Carl IV. in seinem neuen Briefe von dieser Heirath schweige; und er fügte hinzu, daß diese letzte Unterlassungssünde ihn in Zweifeln lasse, über die er Gewißheit haben müsse, um Gegenstände von großer Wichtigkeit in Ordnung zu bringen.

Diesen neuen Brief, der nichts war als eine Weigerung den unglücklichen Carl IV. zu beruhigen, und der mit den übrigen Tagesereignissen zusammen gehalten ihn mit Schrecken erfüllen mußte, überbrachte Herr von Tournon, Kammerherr des Kaisers, der schon einmal in einer ähnlichen Sendung in Madrid gewesen war und der mit vieler Hingebung sehr viel Verständigkeit und Wahrheitsliebe vereinigte. Er hatte Auftrag, den Marsch und das Benehmen der französischen Truppen, die Stimmung des spanischen Volks gegen selbige und die Vorgänge im Escurial sorgfältig zu beobachten und gegen den 15. Mai wieder nach Burgos zurückzukehren, um dort die Ankunft Napoleon's zu erwarten. Dieser hatte in der That berechnet, daß seine vom 20. bis 25. Februar ertheilten Befehle gegen Mitte März in Spanien ihre Früchte tragen würden, und daß er zu dieser Zeit selbst in Burgos sein müßte, um aus den stets an unvorhergesehenen Fällen fruchtbaren Ereignissen den gewünschten Nutzen zu ziehen.

Es war also aller Anlaß zu dem Glauben vorhanden, daß der spanische Hof, schon durch das Einrücken der französischen Armee, während Herr von Beauharnais nichts sagte, weil er nichts wußte und Herr Yzquierdo viel sagte, weil er viel fürchtete, sehr stark versucht, das Beispiel des Hauses Braganza nachzuahmen, nicht länger werde anstehen nach Cadiz zu flüchten. Wenn dennoch, trotz der Angelegentlichkeit, mit der man den französischen Truppen empfohlen hatte das spanische Volk zu schonen, ein unerwarteter Zusammenstoß sich ereignete, so kam man auch damit zu einer Lösung. Man konnte sich alsdann als verrathen von einem Verbündeten betrachten, zu dem man in aller Freundschaft in Ausführung einer zum Nutzen des Bündnisses vorgenommenen großen Expedition gekommen war und sich durch Absetzung der spanischen Bourbonen rächen, wie man die neapolitanischen wegen eines wahren oder vermeintlichen Verraths vom Thron gestoßen hatte. Wenn Napoleon auf diese Weise als Eroberer handelte, der sich wenig um die Mittel kümmert, wenn er nur sein Ziel erreicht und um die nächtigen Intriguen gegen einen befreundeten Hof in den Augen der Nachwelt zu entschuldigen, auf große Resultate, wie die Regeneration Spaniens und die Wiederherstellung der natürlichen Allianzen Frankreichs rechnete, glaubte er endlich das beste Mittel gefunden zu haben die Bourbonen zu stürzen, ohne die verabscheuten Gewaltthaten anzuwenden, vor welchen in weniger menschlichen Jahrhunderten die Eroberer nie zurückgeschreckt sind. Er glaubte, daß er durch einen leichten Stoß gegen den spanischen Thron, ohne Carl IV. gewaltsam zu stürzen, diesen schwachen Fürsten, seine verbrecherische Gemahlin und seinen niederträchtigen Günstling bewegen werde, ihn zu verlassen und eine andern in Amerika aufzusuchen. Aber dieser Plan, der ausgedacht war, um Europa und Frankreich nicht zu sehr zu empören, war einem Einwand unterworfen, welcher Napoleon in seinem Entschluß so lange hatte zögern lassen. Wenn man das regierende Haus zwang, sich wie die Braganzas nach Amerika zu flüchten, so war damit unvermeidlich für Spanien der Verlust seiner Colonien verbunden, wie dies auch bei Portugal geschehen war. Die Braganzas in Brasilien, die Bourbonen in Mexico, in Peru und am la Plata, mußten Reiche begründen, die Feinde ihres eroberten Mutterlandes und Freunde der Engländer wurden, welche sie für die Sperre des europäischen Continents entschädigten. In fernerer Zukunft konnte man allerdings in diesen befreiten Colonien neue Staaten sehen, die ihren ehemaligen Stammländern mehr Tauschmittel und mehr Gelegenheit zum Gewinn darboten, wie man dies schon zwischen England und den vereinigten Staaten bemerken konnte. Aber Spanien und Portugal war nicht das gewerbfleißige England und die Südamerikaner nicht die Nordamerikaner; und für eine lange Reihe von Jahren ließ sich weiter nichts voraussehen, als der Verlust der spanischen Colonien und ihre Benutzung zu Gunsten des englischen Handels. So bequem also auch die Flucht Carl's IV. nach Amerika die Besitznahme seines Throns machte, so große und ernste Schwierigkeiten entstanden daraus für die Zukunft der spanischen Colonien. Für die Spanier selbst

konnte dies eine Ursache zur Unzufriedenheit und zum Aufstand werden und für unsern Handel ein Schaden im genauen Verhältniß mit dem Nutzen, welchen der Handel des Feindes daraus zog.

Vollkommen eingeweiht in diese complicirten Interessen sann Napoleon eine neue und unendlich schlauere Combination als die frühere aus, welche der einzigen Unannehmlichkeit des angenommenen Planes abhelfen sollte. In Cadiz befand sich eine schöne französische Division, welche den Hafen und die Rhede beherrschen konnte. Er beschloß durch sie die Bourbonen in dem Augenblick, wo sie sich einschiffen wollten, anzuhalten, und nachdem er sie durch die Furcht von Aranjuez nach Cadiz getrieben, sie in Cadiz mit Gewalt zurückzuhalten, ehe sie unter dem Schutze der Engländer die Reise nach Vera-Cruz antreten konnten. Er schickte demnach am 21. Februar an den Admiral Rosily eine chiffrirte Depesche mit dem ausdrücklichen Befehl, auf der Rhede von Cadiz eine Stellung einzunehmen, welche die Abreise eines jeden Fahrzeugs zu hindern erlaubte und die königlichen Flüchtlinge anzuhalten, wenn sie die Thorheit begingen — so drückte sich die Depesche aus — dem Beispiel des Lissaboner Hofs zu folgen.

Wenn man diese Handlung nach der gewöhnlichen Moral beurtheilt, welche das fremde Eigenthum für heilig erklärt, so muß man sie ebenso sehr auf immer brandmarken, wie die Handlungen des Verbrechers, welcher anrührt was nicht ihm gehört; und selbst wenn man sie nach andern Principien beurtheilt, kann man über sie nur einen strengen Tadel aussprechen. Aber die Throne sind etwas ganz Anderes als Privateigenthum. Man verfügt über sie durch den Krieg oder durch die Politik und manchmal zum großen Vortheil der Nationen, über die man auf so willkürliche Weise verfügt. Nur muß man sich hüten, wenn man die Rolle der Vorsehung spielen will, sich, indem man groß sein will, verhaßt zu machen, oder unglücklich zu sein und das Ziel zu verfehlen, das uns zur Entschuldigung dienen sollte. Man muß sich endlich jeder Unternehmung enthalten, die so wenig einzugestehen ist, daß man seine Zuflucht zum Trug und zur Unwahrheit nehmen muß. Napoleon tröstete sich über sein Vorhaben in derselben Art wie es stets die ehrgeizige Politik thut. Diese stolze und edle spanische Nation, sagte er, verdient etwas Besseres als diese Knechtung durch einen unfähigen und lasterhaften Hof; sie verdient regenerirt zu werden und kann alsdann Frankreich und sich selbst große Dienste leisten, zum Sturz der Seetyrannei Englands und zur Befreiung des europäischen Handels beitragen und eine schöne und große Rolle in der Geschichte spielen. Es war nicht von einem ungestümen Willen, der sich auf sein Ziel stürzt wie der Adler auf seinen Raub, sobald er ihn von seiner Höhe herab bemerkt, zu erwarten, daß er der Ausführung solcher Pläne einem unfähigen König, einer zuchtlosen Königin und einem niederträchtigen Günstling zu Gefallen entsagen werde. Der Erfolg sollte zeigen, welcher Gefahr man sich aussetzt, wenn man eine übermenschliche Rolle spielen will, und wenn man sich für berechtigt hält, das Leben, das Wohl der Menschen nicht zu schonen, in Berücksichtigung des Ziels, das man erreichen will.

Murat hatte gehorsam die ihm durch den Kriegsminister zugekommenen Befehle Napoleon's ausgeführt. Er war auf der Stelle abgereist, und seinen Instructionen gemäß am 26. in Bayonne angekommen. So sehr hatte ihn hier der Befehl zur Abreise überrascht, daß er weder einen Generalstab, noch eine Feldequipage bei sich hatte. Er war nur von den Adjutanten begleitet, welche für gewöhnlich einen Offizier von seinem Range, der zu gleicher Zeit Marschall, Großherzog und kaiserlicher Prinz war, umgeben. Er hatte sie nach allen Richtungen hin ausgeschickt, um die Stellungen der verschiedenen Corps kennen zu lernen, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen und ihre Leitung in seiner Hand zu vereinigen. Das Geheimniß, mit dem Napoleon seine Instructionen umgab, verletzte seine Eitelkeit; aber er durchschaute so gut das Ziel und das Ziel gefiel ihm so sehr, daß er weiter nichts verlangte und eifrig ans Werk ging, um den Willen seines Herrn glücklich auszuführen.

In Bayonne herrschte große Verwirrung, denn es fehlte auf diesem Punkte die große militairische Maschinerie, welche 15 Kriegsjahre an dem Rhein und der Alpengrenze zu sammeln erlaubt hatten und es mußte Alles auf einmal geschaffen werden. Außerdem fehlte es den eintreffenden Truppen, die aus Conscribirten bestanden und neu organisirt waren, an dem Nothwendigsten und an der Erfahrung, welche diesen Mangel ersetzen kann. Man ließ Zwieback backen, Schuhe und Capots anfertigen und schuf Transportmittel, an denen es ganz fehlte; denn die 500 Maulthiere, deren Ankauf Napoleon angeordnet hatte, waren nicht zu bekommen, da diese Lastthiere nur in Poitou zu finden waren. Selbst das Geld war aus Mangel an Wagen in Rückstand. Die Artillerie der verschiedenen Corps kam langsam an und das verspätete Material der Armee Junot's, das sich mit dem eben ankommenden Material der spanischen Armee kreuzte, vermehrte noch die Verwirrung. Trotz der Klarheit, der Präcision und der Kraft, die Napoleon's Befehle immer auszeichnete, litt doch ihre Ausführung von der großen Entfernung, der Uebereilung und der Unerfahrenheit der Beamten, denn die besten waren in den andern Theilen Europas angestellt.

Murat, der Geist besaß und den Napoleon durch seine großen Lehren und durch seine beständigen Vorstellungen zum Befehlen herangebildet hatte, blieb mehrere Tage in Bayonne, um einige Ordnung zu schaffen, um sich über die Ausführung oder Nichtausführung der ertheilten Befehle zu erkundigen und davon Napoleon zu unterrichten, damit dieser helfend eingreifen konnte. Er reiste dann nach Vittoria weiter. Er überschritt die Grenze am 10. März und begab sich noch an demselben Tage nach Tolosa. Wenn ein Anführer durch sein vortheilhaftes Aeußere, sein kriegerisches Aussehen, seine offenen, ganz südlichen Manieren, den Spaniern gefallen konnte, so war es gewiß Murat. Er war geschaffen, ihnen

zu gefallen, weil er ihnen imponirte und unter allen französischen Prinzen war er unbestreitbar der geeignetste für den spanischen Thron. Wir werden später sehen, daß es ein erster Fehler war, einen Andern ihm vorzuziehen. Die Bewohner der baskischen Provinzen empfingen ihn mit lebhaften Freudenbezeugungen. Dieses vortreffliche Volk, der schönste, lebhafteste, tapferste und arbeitsamste der verschiedenen Stämme der Halbinsel, war nicht von denselben Leidenschaften belebt wie die übrigen Spanier. Bei ihm bemerkte man weder den Fremdenhaß, noch die Nationalvorurtheile, von welchen die andern erfüllt waren. Zwischen den Ebenen der Gascogne und denen Castiliens in einer Gebirgsgegend wohnhaft, im Besitz einer eigenen Sprache, beschäftigt mit dem Schmuggelhandel zwischen Frankreich und Spanien, im Genuß von ausgedehnten Privilegien, welche es dem Schutz seiner Berge und seinem Muthe verdankte, war das Baskenland ein neutrales Gebiet, eine Art Schweiz zwischen Frankreich und Spanien. Es hing nur mittelmäßig an der spanischen Herrschaft und hätte nicht ungern einem größeren Reiche angehört, das ihm ein weiteres Feld für seine industrielle Thätigkeit eröffnete. Die Bevölkerung empfing Murat mit lebhafter Begeisterung und ließ auf tausenderlei Weise den Wunsch durchblicken, Frankreich anzugehören. Die französischen Truppen fanden den besten Empfang; sie beobachteten eine strenge Disciplin, bezahlten Alles was sie brauchten, und waren deshalb eher eine Wohlthat als eine Last für das Land.

Murat fand in Vittoria, der Hauptstadt von Alava, der dritten der baskischen Provinzen, wo sich der spanische Geist schon deutlicher auszusprechen anfing, eine nicht weniger gute Aufnahme. Er hielt dort seinen Einzug am 5. in dem Wagen des Bischofs, der ihm mit allen Behörden des Landes entgegen gekommen war. Die Bevölkerung ließ dem zum Prinzen gewordenen General, der bald König werden sollte, den glänzendsten Empfang angedeihen. Die französischen Soldaten hatten noch keinen Anlaß zur Klage gegeben. Wenn man ihrer Ankunft einen politischen Zweck unterlegte, so galt er dem Hof, der ebenso verabscheut als verachtet war. Es war also kein Grund vorhanden der Neugier oder den Hoffnungen, die sie einflößten, nicht nachzugeben. Die Behörden, die aus Madrid Befehl erhalten hatten für Lebensmittel zu sorgen, hatten, um jeder Unzufriedenheit zuvorzukommen, ziemlich ansehnliche Vorräthe zusammen gebracht. Auf die Ankündigung Murat's, daß Frankreich die Bedürfnisse der Armee bezahlen werde, erwiderten die Behörden mit castilianischem Stolz, daß man die Franzosen als Verbündete und Freunde betrachte, und daß die spanische Gastfreundschaft keine Bezahlung dulde.

So ging im ersten Augenblick die Sache vortrefflich. Die Illusionen waren gegenseitig. Während diese Halbspanier unsere Soldaten und ihren berühmten Führer so gut empfingen, glaubte dieser, in Spanien werde Alles leicht sein, die Franzosen seien dort erwünschte Gäste, ein König ihrer Nation werde mit Freuden angenommen werden, und mit um so größerer Freude, wenn er dieser König werden sollte. Betroffen von dem tiefen und allgemeinen Haß gegen den Günstling, erkannte er bald, daß Emanuel Godoy in Spanien eine traurige Stütze war, und daß man, um die Volksgunst zu erlangen, im Gegentheil glauben machen mußte, daß man seinen Sturz bezwecke.

Von Vittoria begab sich Murat nach Burgos, wo er sein Hauptquartier aufschlagen sollte. Wenn man Vittoria verläßt und den Ebro bei Miranda, wo sich bis noch vor Kurzem das spanische Zollhaus befand, überschreitet, so verläßt man das wechselvolle, lachende, ewig frische Gebirgsland der pyrenäischen Schweiz, und betritt das eigentliche Spanien. Hat man den Ebro, der bei Miranda nur ein großer über Kiesel fließender Bach ist, überschritten, so gelangt man durch den Paß von Pancorbo, eine Art Spalte in einer Felsenreihe, welche den letzten Ausläufer der Pyrenäen bildet, nach Castilien. Jetzt beginnen die unermeßlichen Ebenen, die weiten Fernen, die Landschaften von traurigem und strengem Charakter. Auf der großen castilischen Hochebene ist die Luft im Sommer heiter und brennend heiß, im Winter neblig und eisig. Die Wohnungen sind selten, die Bebauung des Landes ist einförmig und bietet dem Auge, außer wenn die Ernte reift, nur unbegrenzte Stoppelfelder von Heerden bevölkert, die unumschränkt Herr des Bodens in Spanien sind, das sie zweimal des Jahres, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden, wie Wandervögel durchziehen. Zu dieser Veränderung in der Landschaft kommt bei dem Eintritt in Castilien noch eine Veränderung in dem Charakter der Bewohner. Der Castilianer ist schön, vorzüglich auf dem Lande, aber weniger lebhaft und gewandt als der Baske, groß, wohlgebaut, ernst, immer mit einer Flinte oder einem Dolche bewaffnet, die er bereitwillig gegen einen Landsmann und noch lieber gegen einen Fremden wendet und besitzt im übertriebenen Maße alle guten und schlechten Züge des spanischen Charakters. Er ist unwissender, ungezähmter, grausamer und tapferer als der Städtebewohner. Dieser gleicht in seiner Halbbildung den halbcivilisirten Türken und hat mit seiner Wildheit einen Theil seiner Energie verloren. Das Volk in Spanien, das durch seine Laster und durch seine Tugenden seine Unabhängigkeit gerettet hat, zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Zug vor den übrigen Völkern Europas aus. Man findet bei dem spanischen Bauer mit heißen Leidenschaften eine Art Gemeingeist vereinigt, die er seiner Lebensweise, seiner Zusammenhäufung in großen Dörfern verdankt, wo er beständig wohnt, so lange er sich nicht dem Ackerbau widmet, der nur einen geringen Theil seiner Zeit in Anspruch nimmt. Während der französische, der belgische, der englische und der lombardische Bauer, über das flache Land zerstreut, mit verschiedenen und beständigen Arbeiten beschäftigt, weder durch das Zusammenleben, noch durch die Muße angeregt wird, sich um etwas Anderes als um seine Arbeit zu kümmern, sieht man den spanischen Bauer in einen Mantel gehüllt und auf einen Stock

gestützt, mitten unter seines Gleichen auf dem Marktplatz des Dorfes, mit Staunen erregender Lebhaftigkeit von dem König, der Königin und den Zeitereignissen sprechen, oder sich mit Spielen, Gesängen, Tänzen beschäftigen, Stiergefechten, die allen Classen ein unentbehrliches Vergnügen sind, beiwohnen und kaum den vorübergehenden Fremden anblicken, oder ihn vielmehr mit einem verächtlichen Stolz betrachten, der sich bei der geringsten Zuvorkommenheit in eine liebenswürdige Unbefangenheit verwandelt. Zu jener Zeit war der Spanier mehr als je geneigt, sich mit verdoppeltem Eifer mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. In dem äußersten Ende des Continents wohnhaft, hatte er seit länger als einem Jahrhundert an der Geschichte Europas nicht ernstlich Theil genommen. Einige Seeschlachten, einige Operationen in Italien, ein kurzer Krieg in den Pyrenäen 1793, hatten seine energischen Leidenschaften nicht befriedigen, geschweige denn erschöpfen können. Ein ungeduldiger Zuschauer der großen Ereignisse des Jahrhunderts, in denen er selbst eine Rolle zu spielen wünschte, konnte er nicht besser vorbereitet sein, um an allen Sachen mit Uebermaß Theil zu nehmen.

Das war das Land und das Volk, in dessen Mitte wir traten, als wir im März 1808 den Ebro überschritten. Murat fand noch einen guten Empfang in Burgos, der Hauptstadt von Alt-Castilien, das heißt, er sah sich hier mit Neugier und Hoffnung begrüßt. Dennoch schienen die untern Classen, weniger als der Mittelstand mit dem beschäftigt, was die Franzosen in Spanien wollten, das Erscheinen von Fremden in ihrem Lande mit größerem Mißvergnügen zu sehen und hier und da kam es durch die launenhafte Lebhaftigkeit unserer jungen Soldaten und den stolzen Ernst des niedern Volks zu einigen Zwistigkeiten und einigen Messerstichen, die sofort durch Säbelhiebe geahndet wurden. Dieses erste Bekanntwerden der beiden Völker war von einem beklagenswerthen Umstand begleitet. Man hätte diesen stolzen Spaniern, die in ihrer Unwissenheit so sehr zur Verachtung alles Fremden geneigt sind, einige Soldaten der großen Armee zeigen sollen, die ihnen durch die Sicherheit ihres Alters, ihre Narben und ihre grauen Bärte imponirt hätten. Aber unsere Legionen, aus Conscribirten der Jahre 1807 und 1808 zusammengesetzt, die noch kein Feuer gesehen hatten und von Offizieren aus den Depots oder aus den Reihen der Pensionirten befehligt waren (dies war hauptsächlich bei der fünften Reservelegion der Fall), hatten nur den unermeßlichen Waffenruhm unserer Armee für sich. Da sie in Eile aus den Depots abmarschirt waren, ohne ihre Bekleidung oder ihre Bewaffnung vervollständigen zu können, so konnten sie nicht einmal durch den Glanz der Ausrüstung für die Jugendlichkeit ihres Aussehens entschädigen. Es entstand daraus der doppelte Uebelstand, daß sie nicht imposant genug aussahen und den Anblick bedürftigen Elends, welches das Land, in welches sie einrückten, auszusaugen drohte, darboten. Wir hatten viele Kranke in unsern Reihen, theils in Folge der ungewohnten Anstrengung, theils angesteckt von der Krätze der spanischen Bettler. Ein Fünftel der Armee war von dieser ekelhaften Krankheit befallen. Um die Truppen der Kaisergarde davor zu schützen, hatte man sie auf offenem Felde bivouakiren lassen müssen. In der Meinung, daß dies die Soldaten seien, welche Europa besiegt hatten, sagten sich die Spanier, daß es nicht schwer sein könne Siege davon zu tragen, weil solche Truppen dazu genügt hätten. Sie wußten noch nicht, wie sie leider zu ihrem und zu unserm Unglück erfahren sollten, daß diese jungen Soldaten durch den Geist, der sie erfüllte und durch die militairische Tüchtigkeit, an der alle Theile der französischen Armee überreich waren, im Stande waren, sie und Stärkere als sie zu besiegen. Blos die Kürassiere, deren hohe Gestalt und imponirende Rüstung die Jugend verdeckte und die unvergleichliche Garde flößte den Massen der spanischen Städte die Achtung ein, welche sie vom ersten Augenblick an hätten fühlen sollen. Außerdem dachte man jetzt noch an keinen Widerstand; man erwartete nur Gutes von den Franzosen und mit Ausnahme einiger zufälligen Zwistigkeiten zwischen Einzelnen aus dem niedern Volke und unsern Conscribirten, die der spanische Wein oder die schönen Frauen aufgeregt hatten, herrschte das herzlichste Einvernehmen. Einige einsichtsvollere Spanier erkannten recht gut, daß diese eigenthümliche Anhäufung von Truppen etwas Anderes verkündete als den Sturz des Friedensfürsten, denn bei der im Lande herrschenden Stimmung genügte dazu ein einziges Wort Napoleon's. Aber man wollte nichts Anderes glauben und hoffen als den Sturz des Günstlings; man dachte nur an dieses einzige Ziel. Uebrigens vollendete ein anderes geschickt verbreitetes Gerücht von einer Expedition nach Gibraltar die allgemeine Täuschung.

Kaum war Murat in Spanien eingerückt, als unmittelbar hinter einander zwei Briefe seines Freundes und des Friedensfürsten eintrafen. Sie wünschten ihm zu gleicher Zeit Glück und erkundigten sich nach seinen Absichten. Die Furcht, mit einer so unpopulairen Person sich noch weiter einzulassen und die noch größere Furcht, Napoleon zu mißfallen, überwand leicht den Wunsch zu antworten, den unter allen anderen Verhältnissen der ungestüme Murat lebhaft gefühlt hätte. Die beiden Briefe blieben ohne Antwort. Uebrigens waren die Fragen des Friedensfürsten nicht die einzigen, welche Murat vorgelegt wurden. Die bürgerlichen, militairischen und geistlichen Behörden, die herbeieilten, ihn zu sehen und ihn zu fetiren, reizten durch tausend versteckte Fragen seine angeborene Indiscretion. Aber er schwieg, erstlich weil er die Pläne Napoleon's nicht kannte und zweitens weil das allgemeine Ziel so wichtig war, daß selbst ein geringeres Bewußtsein seiner Stellung als er hatte, ihn zum Schweigen bewogen hätte. Bei alle dem war sein Verdruß inmitten dieser allgemeinen Aufregung blos militairische Instructionen zu haben, sehr groß. Auch verfehlte er nicht, kaum in Spanien angekommen, Napoleon ausführlich über die Lage der Truppen, über ihre Entblößung, über ihre Krank-

heiten, über den guten Empfang von Seiten der Spanier, über die Unpopularität des Friedensfürsten, über die Begeisterung der Spanier für Napoleon, über die Leichtigkeit in Spanien zu thun was man wollte, aber auch über die Nothwendigkeit einen festen Entschluß zu fassen und über die Verlegenheit Angesichts solcher Ereignisse ohne Instruction zu sein, zu schreiben. — Ich glaube, Sire, schrieb er an Napoleon, nach so vielen Jahren der Dienste und der Hingebung Ihr Vertrauen verdient zu haben und als Oberbefehlshaber Ihrer Truppen berechtigt zu sein, zu wissen, zu welchen Zwecken sie verwendet werden sollen. Ich bitte Sie daher, geben Sie mir Instructionen. Wie sie immer sein mögen, sie sollen ausgeführt werden. Wollen Sie Godoy stürzen und Ferdinand zur Regierung bringen, so ist nichts leichter. Ein Wort aus Ihrem Munde genügt. Wollen Sie die Dynastie der Bourbonen absetzen und Spanien regeneriren, indem Sie einen Prinzen Ihres Hauses auf seinen Thron setzen, so ist auch das leicht. Ihr Wille wird wie der der Vorsehung vernommen werden. — Murat wagte nicht eine letzte Behauptung hinzuzusetzen, die begründeter war als alle andern Behauptungen seiner Berichte: daß er vor allen fremden Prinzen, die man auf den spanischen Thron setzen konnte, am besten empfangen worden war.

Napoleon, dessen Absicht war, dem Hof durch sein Schweigen Schrecken einzujagen, während er im Gegentheil die Bevölkerung durch eine freundschaftliche Haltung beruhigte, um so ungehindert Madrid zu erreichen und ohne Widerstand sich des erledigten Throns zu bemächtigen, fühlte einige Ungeduld, als er die mit dringenden Fragen angefüllten Briefe Murat's las. — „Als ich Ihnen vorschrieb," sagte er ihm, „militairisch zu marschiren, Ihre Divisionen gut und schlagfertig zusammen zu halten, sie reichlich mit Allem zu versehen, damit sie keine Unordnung begehen, jeden Zusammenstoß zu vermeiden, sich nicht in die Parteiungen des spanischen Hofs zu mischen und mir die Fragen, welche er an Sie richtet, zu überschicken, habe ich Ihnen da keine Instructionen ertheilt? Das Uebrige geht Sie nichts an, und wenn ich Ihnen nichts sage, so geschieht es, weil Sie nichts wissen sollen."

Er fügte zu dieser Zurechtweisung die durch die Umstände nöthig gewordenen Befehle hinzu. Er verordnete durch ein Decret, den von ihren Regimentern detaschirten Bataillonen sofort Fonds zuzuweisen, die bei der Verwaltung der Corps verrechnet werden sollten; aus der Garde junge und genügende Unteroffiziere auszusuchen, welche die Feldzüge von **1806** und **1807** mitgemacht hatten, um sie zu Offizieren zu ernennen und damit die vorhandenen Lücken auszufüllen; alle mit der Krätze Befallenen unverzüglich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen; die Truppen im Lager unterzubringen, sowie die Kälte vorüber war; die aus den vier Bataillonen der Reservelegionen zusammengesetzte Brigade zur Verstärkung des Generals Darmagnac, der Pampelona besetzen sollte, abgehen zu lassen; sich der Citadelle von Pampelona zu bemächtigen, sie zu armiren, eine Besatzung von **1000** Mann dort zu lassen und dann die ganze Division der Ost-Pyrenäen zwischen Vittoria und Burgos zu vereinigen, um den Rücken der Armee zu decken; dahin auch alle Marschregimenter, die aus den Verstärkungen für die provisorischen Regimenter bestanden und außerdem noch die Division Verdier, die Reserve nach Orleans abgehen zu lassen und auf diese Weise ein beträchtliches Corps unter Marschall Bessières zu bilden, das mit der Garde mindestens **12** bis **15,000** Mann stark sein mußte, und das, wenn es zu einem Zusammenstoß kam, die Rückzugslinie der Armee gegen die mit der Besetzung des nördlichen Portugals beauftragten spanischen Truppen decken sollte. Napoleon ordnete alsdann das Vorrücken gegen Madrid an. Er befahl Murat das Corps des Marschalls Moncey auf der Straße von Somosierra und das des Generals Dupont auf der Straße von Segovia am **19.** oder **20.** März den Guadarrama überschreiten zu lassen, am **20.** oder am **23.** vor Madrid einzutreffen, dort vor der Fortsetzung des Marsches nach Cadiz einen Ruhetag für die französische Armee zu verlangen, im Weigerungsfall sich die Thore von Madrid mit Gewalt zu öffnen, aber vorher Alles zu thun, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Neben diesen Vorschriften wurde neuerdings die Empfehlung wiederholt ein strenges Stillschweigen über die politischen Angelegenheiten zu beobachten, die Truppen mit Allem zu versorgen, um Plünderungen zu verhüten, und sogar die Bewegung einen oder zwei Tage aufzuschieben, wenn die Subsistenz- und Transportmittel nicht ausreichten.

Murat mußte sich also begnügen, nicht mehr zu erfahren und trug Sorge, die Befehle des Kaisers getreu auszuführen. Zu seiner Beruhigung fühlte er, daß das Geheimniß doch nichts Anderes verbergen konnte als er wünschte, nämlich den Sturz der spanischen Bourbonen und die Erledigung eines der schönsten Throne der Welt.

Die zu wiederholten Malen vom Kaiser befohlene Besetzung der Festung wurde ausgeführt. Die Generäle Duhesme und Darmagnac hatten in Barcelona und Pampelona anfangs nur die Stadt besetzt, nicht aber die Citadelle, welche die Stadt beherrscht. Ein von Madrid aus anlangender geheimer Befehl schrieb den spanischen Generälen vor, die Franzosen gut aufzunehmen, ihnen die Thore der Städte zu öffnen, aber ihnen so weit als möglich den Eintritt in die Citadelle zu versagen. General Duhesme kam mit ungefähr **7000** Mann, großentheils Italienern, in Barcelona an, war von den Behörden mit verstellter Höflichkeit, von den Bürgern mit Wohlwollen und Neugier, von dem untern Volke mit Mißtrauen empfangen worden. Die Unenthaltsamkeit der Italiener hatte ihnen mehr als einen Messerstich eingetragen. In Folge der politischen Störungen waren die Fabriken geschlossen worden und es befanden sich in der Stadt viele unbeschäftigte Arbeiter, die zu jeder Art Unordnung bereit waren. General Duhesme, der sich mit **7000** Mann in einer Stadt von **150,000** Einwohnern

befand, war, obwohl ihm in nicht großer Entfernung 5000 Franzosen folgten, in einer kritischen Lage, zumal da er nicht im Besitz der Citadelle von Barcelona und des die Stadt vollständig beherrschenden Forts Mont-Jouy war. Er hatte auch schon mit General Lechi, der die Italiener befehligte, einen Plan zur Ueberrumpelung der Festungen verabredet, als der wiederholte Befehl Napoleon's allen Zögerungen ein Ende machte. Eines Morgens ließ er seine Truppen unter die Waffen treten und schickte einen Theil nach der Citadelle, eine andere nach Mont-Jouy. Am Hauptthore der Citadelle theilte ein französischer Posten mit dem spanischen die Wache. Das benutzte man, um ins Innere einzudringen. Die Hälfte der Garnison war in Folge der Nachlässigkeit der spanischen Offiziere in der ganzen Stadt zerstreut. Die Franzosen befanden sich daher mit sehr überlegener Macht in der Festung und bemächtigten sich derselben ohne Widerstand. Im Fort Mont-Jouy war es anders. Der dort befehligende Offizier, der später so tapfer Gerona vertheidigte, der Brigadier Alvarez, verweigerte den Franzosen den Eintritt. Obgleich ein Theil seiner Truppen ebenfalls wie in der Citadelle abwesend und zerstreut war, machte er doch Miene sich zu vertheidigen; auf der andern Seite erklärte General Duhesme, der hier seine Hauptmacht vereinigt hatte, den Angriff beginnen zu wollen. Der Generalcapitain von Catalonien, der Graf Espeleta, entschloß sich, aus Furcht vor einer Collision, die er nach den ihm ertheilten Befehlen vermeiden sollte, nachzugeben und Mont-Jouy den Franzosen zu überlassen. Sie besetzten dasselbe sogleich. Herr der beiden Barcelona beherrschenden Festungen geworden, hatten sie nun nichts mehr zu fürchten. Aber sie hatten ihren Zweck nur erreicht durch Schritte, welche auf die Bewohner von Catalonien einen sehr peinlichen und für die Verhältnisse einen sehr nachtheiligen Eindruck gemacht hatten.

In Pampelona wendete der General Darmagnac, ein tapferer Soldat voller Energie und Ehrenhaftigkeit, der lieber einen Platz, den er besetzen sollte, mit Gewalt erstürmt als mit List überrumpelt hätte, ein sehr geschicktes Mittel an, um in die Citadelle zu dringen. Er wohnte in einem von dem Hauptthore nicht weit entfernten Hause. Dort versteckte er 100 wohlbewaffnete Grenadiere. Seine Truppen pflegten früh ihre Lebensmittel in der Citadelle selbst zu holen. Er nahm 50 auserlesene Soldaten, schickte sie kurz vor Austheilung der Rationen nach dem Thor der Citadelle, wo sie über die Wache herfielen und sie entwaffneten, während die im Hause Darmagnac's versteckten 100 Grenadiere herbeieilten und die Wegnahme des Platzes vollendeten. Die heimlich zusammengezogenen französischen Truppen kamen dann herbei und die Citadelle war in der Hand der Franzosen, aber zum großen Mißvergnügen des Generals Darmagnac, der in seinem Bericht über diesen Vorfall dem Kriegsminister schrieb: Das sind schmuzige Aufträge. In Pampelona war die Aufregung so lebhaft und allgemein als in Barcelona.

In San Sebastian hatte man leichteres Spiel. Dort befehligte der Herzog von Crillon von französischer Herkunft. Murat forderte ihn auf, den Platz zu übergeben. Er weigerte sich entschieden zu gehorchen. Murat erwiderte ihm, er habe Befehl die Citadelle zu besetzen, nicht aus feindlicher Absicht, sondern aus sehr einfachen militairischen Rücksichten, um den Rücken der Armee zu decken, und daß er im Fall längern Widerstandes sofort das Feuer eröffnen werde. Der Herzog von Crillon, der wie die andern Festungscommandanten Befehl hatte, jede Collision zu vermeiden, übergab San Sebastian unter der Bedingung, daß Murat es wieder räume, wenn sein Benehmen in Madrid keine Billigung fand. Murat ging diesen lächerlichen Vorbehalt ein und ließ San Sebastian von einem Bataillon französischer Truppen besetzen.

Diese plötzliche Besetzung der festen Plätze, die in den letzten Tagen des Februar und in den ersten des März stattfand, brachte in ganz Spanien den traurigsten Eindruck hervor. Die Umsichtigen, welche immer gesagt hatten, daß man, um sich des ohnedies schon eroberten Portugals zu bemächtigen oder, um einen ohnedies schon von der ganzen Nation verabscheuten Günstling zu stürzen, nicht so viel Truppen brauche, fingen jetzt an ihre Bemerkungen gerechtfertigt zu sehen und fanden immermehr Beistimmung. In den Provinzen hauptsächlich, die als Zeugen diese Unternehmungen angesehen hatten, kam es fast zum Zusammenstoß mit unsern Truppen. Der Mittelstand, den Fremden weniger abgeneigt als das Volk, mehr zu Veränderungen geneigt und weniger unter dem Einfluß der Geistlichkeit stehend, hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, den Sturz des Günstlings und die Regeneration Spaniens zu sehen und war jetzt ganz bestürzt. Das Volk versuchte im ersten Augenblick seiner Wuth Luft zu machen, aber die feste Haltung unserer Soldaten und Offiziere unterdrückte rasch den Ausbruch. Zwei Umstände trugen noch mehr dazu bei, die Entmuthigung des Bürgerstandes und den Zorn des Volks zu vermehren. Der erste und ernsteste war die Kriegssteuer von 100 Millionen, die man den Portugiesen auferlegte; der zweite, aber dem Publicum weniger bekannte, die Vermählung des Fräuleins von Tascher mit dem Fürsten von Aremberg. Ueberall hörte man äußern, die Franzosen behandelten Diejenigen sehr schlecht, die sie mit Gastfreundschaft empfingen und man frug sich, wie viel Spanien werde bezahlen müssen, wenn man es im gleichen Verhältnisse mit Portugal besteuerte. Die Vermählung des Fräuleins von Tascher berührte vornehmlich die gebildete Classe, welcher dieser Plan bekannt war. Man hatte sich überredet, daß Napoleon diese junge Dame, eine vor Kurzem adoptirte Nichte der Kaiserin und eine Verwandte des Gesandten Beauharnais, dem Prinzen von Asturien bestimmte. Die Vermählung der Tochter Lucian's mit dem Fürsten Aremberg nahm Denjenigen alle Hoffnung, welche auf die nahe Verbindung einer französischen Prinzessin mit Ferdinand rechneten. Die Entthronung der Bourbonen blieb jetzt die einzige Absicht, die man dem Kaiser noch unter-

legen konnte. Der Bürgerstand und auch der Adel hätten sich vielleicht eine Veränderung der Dynastie gefallen lassen, die ihnen die Regeneration Spaniens in Aussicht stellte und sie mit den schrecklichen Prüfungen der französischen Revolution verschonte; aber die Geistlichkeit und vornehmlich die Mönche, die in den Franzosen die gefährlichsten Feinde ihres Bestehens sahen, wiesen einen solchen Gedanken mit Entrüstung zurück und konnten leicht auf ein fanatisches, nach Aufregung gieriges Volk wirken. Die Geistlichkeit, die über ganz Spanien durch die Diöcesen und Klöster miteinander in Verbindung stand, hatte ein mächtiges Mittel in der Hand, die Eindrücke, welche sie verbreiten wollte, mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Orten zu senden. Dennoch waren diese ersten Eindrücke ein Vorbote des Hasses, der bald gegen uns ausbrechen sollte. Für den Augenblick beschäftigte ein anderer Gegenstand die Spanier, nämlich der Hof, wo eine entartete Mutter und ein verabscheuter Günstling einen schwachen König beherrschten und einen jungen angebeteten Prinzen tyrannisirten. Nach Madrid, nach Aranjuez richteten sich alle Blicke und dorthin rief man auch die Franzosen, um eine allgemein gewünschte Revolution herbeizuführen. Einzelne Handlungen erregten allerdings einige Zweifel über ihre Absichten; aber diese Handlungen, die theils nichts als militairische Vorsichtsmaßregeln, theils als nur auf Portugal anwendbare Schritte ausgelegt wurden, verschwanden sehr rasch aus dem Gedächtniß einer Nation, die sich nur mit einem einzigen Gegenstand beschäftigte und man fing jetzt an, an den Hof zu denken, seinen Sturz zu wünschen und ihn von den Franzosen zu verlangen.

Uebrigens rückte der Augenblick der Katastrophe immer näher heran. Napoleon hatte gegen den 25. Februar Herrn Yzquierdo befohlen Paris zu verlassen, um die Herzen der Beherrscher von Spanien mit Schrecken zu erfüllen und Herr von Tournon überbrachte einen neuen Brief, der durch seine Bedeutungslosigkeit Besorgniß erweckte; denn als man von Napoleon eine Prinzessin für Ferdinand verlangt hatte, war er durch die Frage ausgewichen, ob der Prinz wieder zu Gnaden angenommen worden sei; und jetzt, wo man der Heirath nicht mehr erwähnte, verlangte er davon zu hören. Diese Widersprüche, welche durch die Berichte des Herrn Yzquierdo, den Marsch der französischen Truppen, durch das Schweigen Murat's, eine verhängnißvolle Deutung erhielten, sollten in Madrid die lang erwartete Krisis herbeiführen.

Herr Yzquierdo kam in Madrid am 3. oder 4. März an und wurde am 5. in Aranjuez der ganzen königlichen Familie vorgestellt. Seine Berichte waren von der beunruhigendsten Art und erfüllten die königliche Familie und die vertraute Umgebung des Friedensfürsten mit Schrecken. Nachdem Herr Yzquierdo den Stand der mit Talleyrand angeknüpften Unterhandlung, die mit der Abtretung der Ebroprovinzen an die Franzosen und der Eröffnung der spanischen Colonien enden sollte, mitgetheilt hatte, erklärte er, daß selbst diese Unterhandlung, so nachtheilig sie für Spanien war, nur ein Fallstrick gewesen sei, und daß Napoleon offenbar etwas ganz Anderes verlange, nämlich den spanischen Thron für einen seiner Brüder. Es wurde Herrn von Yzquierdo leicht den Hof von Aranjuez, der schon von Schrecken erfüllt war, zu überzeugen und ihn zu überreden, daß er verloren sei, wenn er keinen entschiedenen Entschluß fasse. Die Ankunft des Herrn von Tournon und der von ihm überbrachte Brief war nicht geeignet, die von Herrn Yzquierdo erregten Besorgnisse zu zerstreuen. Carl IV., der an der Armgicht litt, empfing Herrn von Tournon mit einer Höflichkeit, welche nicht ganz seinen tiefen Verdruß verdeckte; der König und der Günstling mit einem gezwungenen Lächeln, das ihren Schmerz nur schlecht verbarg. Carl IV. sagte mit einer von Schmerz durchdrungenen Stimme, daß er bald seinem Verbündeten, dem Kaiser Napoleon, antworten werde und beeilte sich, eine nutzlose und peinliche Audienz zu beendigen. Von diesem Augenblick an stand der Entschluß zu fliehen fest. Carl IV. brachte ein schweres Opfer, wenn er die drei oder vier Paläste in der Nähe von Madrid, zwischen denen er sein Leben theilte, indem er mit jeder Veränderung der Jahreszeit von dem einen zum andern zog, wie jene Thiere, welche mit dem Vorrücken der Sonne das Klima vertauschen, verließ. Den Jagden im Pardo entsagen zu müssen, anstatt Napoleon zu erwarten und seiner Allmacht das Schicksal der spanischen Dynastie anheim zu geben, war ihm eine bittere Entbehrung. Der gute König Carl IV. war zu ehrlich und zu beschränkt, um eine einzige Combination Napoleon's zu errathen und er neigte sich zu der Meinung, daß sich Alles aufs Beste ordnen werde, wenn man ihn erwartete und sich ihm anvertraute. Es ist gewiß, daß dieses naive Vertrauen, das sich selbst dem Feinde in die Arme wirft, Napoleon sehr in Verlegenheit gesetzt und vielleicht andere Resultate herbeigeführt hätte. Aber der Friedensfürst und die Königin, die recht gut wußten, daß für sie keine Gnade zu erwarten war; daß die Einmischung Napoleon's, welcher Art sie immer sein mochte, jedenfalls gegen sie gerichtet war, ließen Carl IV. keine Wahl übrig und drangen in ihn, sich nach Andalusien zurückzuziehen. Wahrscheinlich sprachen sie vor der Hand nur von der erstern Reise und hofften, daß zuletzt die Ereignisse ihn zur Flucht nach Amerika bewegen würden. Ihr Entschluß in dieser Hinsicht war so fest, daß der Friedensfürst, der wie gewöhnlich seine Zunge nicht zügeln konnte, ausrief, er werde lieber den König mit Gewalt entführen, als dulden, daß er in Aranjuez die Ankunft der Franzosen erwarte.

Jedoch, um sich nicht jede Rettung von Frankreich abzuschneiden, sollte Herr Yzquierdo nach Paris zurückkehren, bei Napoleon durch Bitten, bei seinen Agenten mit Gold den Versuch machen, den Spanien drohenden Schlag zu beschwören, und alle Verträge, die man ihm vorlegte, unterzeichnen, mochten sie noch so entehrend sein. Er reiste in größter Eile am 11. März früh ab, um Paris zu erreichen ehe ein ent-

scheidender Befehl gegeben war. Seine Unruhe war so groß, daß sie Denen, welche ihm begegneten, und die Landstraße war damals sehr lebhaft, nicht verborgen bleiben konnte.

Nachdem der Entschluß sich nach Andalusien zurückzuziehen gefaßt war, mußten sowohl in Aranjuez wie in Madrid viele Gemüther dafür gewonnen werden. Der Prinz von Asturien, der die Absichten Napoleon's nach den Theilnahmebeweisen des Herrn von Beauharnais beurtheilte, sah in den Franzosen nur Befreier und wollte sich nicht als Gefangener der Königin und des Friedensfürsten noch weiter von ihnen entfernen lassen. Das sagte er laut, seitdem man von der Reise nach Andalusien sprach, und man sprach jetzt in der That davon, wie von einem abgemachten Entschluß. Auf seiner Seite stand sein Onkel, Don Antonio, der seine Abneigung gegen die Königin und den Günstling mit allen Mitgliedern der königlichen Familie, mit Ausnahme der Königin von Etrurien, theilte. Diese Fürstin, die erst vor Kurzem von Toscana angelangt war, um von dem Norden Portugals Besitz zu nehmen, war sehr beliebt bei der Königin, und deshalb Ferdinand verhaßt, aber man kümmerte sich nicht viel um ihre Meinung. Alles, was in der königlichen Familie einige Geltung hatte, war gegen die Flucht und wollte die Franzosen erwarten. Ohne sich über diesen Widerstand zu beunruhigen, waren die Königin und der Günstling entschlossen, ihn zu überwinden und die ganze königliche Familie mit oder wider ihren Willen nach Sevilla zu führen. Aber es waren noch ernstere Hindernisse zu übersteigen. Der heimlich befragte Rath von Castilien hatte sich gegen den Gedanken einer schmachvollen Flucht ausgesprochen und geantwortet, daß man die Franzosen gar nicht hätte nach Spanien kommen lassen sollen, aber nachdem dies geschehen, müsse man entweder ihnen Widerstand leisten, indem man sich auf die ganze Nation stützte, oder ihnen mit offenen Armen entgegenkommen, indem man sich auf die Ehrlichkeit der Verbündeten, die in Spanien als Brüder und Freunde empfangen worden waren, verließ. Ein anderer Widerspruch zeigte sich plötzlich von einer Seite, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte. Der Justizminister Herr de Caballero schien dem Friedensfürsten mehr ergeben zu sein, als er es wirklich war. Als Justizminister hatte er mehr als einmal in dem Proceß des Escurial auftreten müssen, und sich dadurch verhaßt gemacht ohne es zu verdienen, denn er hatte mehr als einmal dem König und der Königin vorgestellt, daß in den vorgefundenen Actenstücken und den in Erfahrung gebrachten Thatsachen keine genügenden Beweise, um eine gerichtliche Verfolgung eintreten zu lassen, gefunden worden seien. Er hatte dadurch sogar den Zorn der Königin auf sich gezogen, die ihn einen an den Prinzen von Asturien verkauften Verräther genannt hatte. Das Publicum hielt ihn dessen ungeachtet für viel schuldiger als er wirklich war. Was die Reise nach Andalusien betrifft, so wollte er gar nicht davon reden hören, und sagte, es sei ein feiges Aufgeben der Nation, und man hätte die Franzosen gar nicht nach Spanien kommen lassen dürfen, müsse sie aber jetzt zu erwarten wissen; Diejenigen, welche ihnen mißtrauten, könnten fliehen, aber wahrscheinlich werde Carl IV., der immer ehrlich gegen sie verfahren sei, sich über sie nicht zu beklagen haben. Ein anderer Minister, Herr de Cevallos, der später als ein Gegner des Friedensfürsten gelten wollte, obgleich er sein serviler Diener gewesen und dessen Patriotismus blos in einem blinden Haß der Franzosen bestand, Herr de Cevallos, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, blieb bei diesem Streite ein friedlicher Zuschauer und ließ Herrn de Caballero in seinem Widerspruch gegen den Fluchtplan allein. Der Friedensfürst nahm auf die Gegenvorstellung keine Rücksicht und traf alle Anordnungen zu einer baldigen Reise nach Andalusien. Um den Zweck der Reise zu verbergen, sprach er im Allgemeinen von seinem Wunsche, die Häfen zu besuchen, deren Aufsicht ihm oblag, seitdem er Großadmiral war.

Die Fortschaffung von Geld und Mobiliar, die Vorbereitungen des Hofs und hauptsächlich der Familie Tudo, ließen bald keinen Zweifel mehr übrig. Man wird sich nur schwer eine Vorstellung von der Entrüstung der Spanier machen können, als sie hörten, daß sie von den Bourbonen in derselben Weise verlassen werden sollten, wie die Portugiesen von den Braganzas. Ohne sich sehr um den Vortheil zu kümmern, welchen dieser Entschluß später für die Erhaltung der Colonien haben konnte, sagten sie, wenn die Franzosen so schlechte Absichten haben, so muß man entweder sehr thöricht gewesen sein, daß man es nicht vorausgesehen, oder sehr verbrecherisch, daß man sie begünstigt hat; jetzt müsse man ihnen in jedem Falle aufs Aeußerste widerstehen; alle Spanier, der König und die Prinzen an ihrer Spitze, müßten die Hauptstadt mit ihrem Leibe decken, und sich eher tödten lassen als den Einzug der Franzosen dulden, aber feig zu fliehen, sei eine Schmach, ein Verrath; übrigens sei diese Flucht noch etwas Anderes als eine Vorsichtsmaßregel zu Gunsten der königlichen Familie, nämlich eine einfache Berechnung, um die usurpirte Herrschaft des Günstlings zu verlängern; denn der Grund dieser Flucht vor den Franzosen sei das Bewußtsein, daß sie Emanuel Godoy feindlich und dem Prinzen von Asturien günstig gesinnt seien. Dieser letzte Gedanke, der bald allgemein wurde, hatte den Franzosen ihre Popularität wieder verschafft, und man äußerte, anstatt vor ihnen zu fliehen oder gegen sie zu kämpfen, müsse man sie freundschaftlich empfangen, da der Friedensfürst so sehr ihren Absichten mißtraue. Die Aufregung aller Classen gegen den Hof hatte ihren höchsten Gipfel erreicht. Adel, Bürgerstand, Volk und Heer führte in Madrid eine Sprache und diese Sprache war so offen, so kühn und so ungemessen, wie sie nur am Vorabende großer Ereignisse in den freiesten Ländern sein kann. In der Armee zeigte sich hauptsächlich in der Leibgarde, welche der Friedensfürst durch eine vollständige Umwandlung ihrer Organisation sehr verletzt hatte, die lebhafteste Aufregung und sie wollte sich der Abreise des Königs mit Gewalt widersetzen.

Unter den Offizieren dieses Corps waren mehrere dem Prinzen von Asturien ganz ergeben, standen in häufiger Verbindung mit ihm, und erhielten sogar, wie man versichert, von ihm Verhaltungsbefehle.

Dieser laute Widerspruch hatte weder den Friedensfürsten noch die Königin wankend gemacht und flößten ihnen nur den Wunsch ein, sich sobald als möglich so vielem Haß und so großen Gefahren zu entziehen und erst nach Andalusien und dann nöthigenfalls nach Amerika zu flüchten. Der Friedensfürst hatte die nöthigen Anordnungen getroffen. Er hatte die zur Besetzung Portugals nöthigen Truppen zurückbeordert; denn jetzt, wo man auf dem Punkt stand Spanien zu verlieren, handelte es sich um andere Dinge als um Algarvien oder Nord-Lusitanien. General Taranco hatte Befehl erhalten, Oporto zu verlassen, in Galizien wieder einzurücken und von Galizien wieder nach dem Königreich Leon zu marschiren. General Caraffa sollte den Tajo aufwärts bis Talavera zurückgehen, der General Solano, Marquis de Socorro, sollte von Elvas nach Badajoz umkehren und sich auf Sevilla wenden. Der Friedensfürst konnte nicht im Sinne haben mit diesen drei Corps, von denen jedes 6 bis 7000 Mann stark war, der französischen Armee Widerstand zu leisten. Sie waren mehr zur Deckung der Flucht der königlichen Familie bestimmt als zur Organisirung eines verzweifelten Wiederstandes im südlichen Spanien. Mehrere Fregatten wurden in dem Hafen von Cadiz bereit gehalten.

Der Friedensfürst, der seiner Gewohnheit nach eine Woche seinen königlichen Gönnern widmete, nachdem er eine Woche in Madrid verlebt, war Dienstag den 13. März nach Aranjuez zurückgekehrt. Aranjuez besteht aus einem prachtvollen königlichen Palast am Ufer des Tajo, im italienischen Styl verziert und von herrlichen Gärten umgeben, die etwas an den arabischen Geschmack erinnern. Der Palast liegt, wenn man von Madrid kommt, rechts von einer großen Straße, die so breit ist wie die Allee der elysäischen Felder. Gegenüber dem Palast erweitert sich diese Straße zu einem großen freien Platz. Links stehen mehrere Häuser, welche den Ministern und den vornehmen Hofleuten gehörten und in einem derselben wohnte der Friedensfürst. Eine Menge kleine Häuser der Kaufleute und Lieferanten, welche der Hof und seine zahlreiche Dienerschaft herbeizog, bilden zusammen eine Gruppe von Wohnungen, welche man den Flecken Aranjuez nennen kann.

Kaum angelangt, gab der Friedensfürst definitiv Befehl zur Abreise, die auf Dienstag oder Mittwoch den 15. oder 16. März festgesetzt wurde. Der Major Domus des Palastes hielt schon die königlichen Wagen bereit. Relais waren auf der Straße von Occana, welche nach Sevilla führt, bestellt, die wallonischen und spanischen Garden und die nicht dienstthuende Leibgarde in Madrid hatten Befehl, sich zum Abmarsch nach Aranjuez bereit zu halten.

Aber wenn man auch kein Gewicht auf den Widerstand einiger Minister legte, so mußte man ihnen doch den letzten Entschluß des Hofs anzeigen und sie zum Unterzeichnen verschiedener Befehle auffordern. Der Friedensfürst hatte bald nach seiner Ankunft in Aranjuez mehrere derselben nach dem königlichen Palast berufen und hauptsächlich den Marquis de Caballero, der auf sich hatte warten lassen. Der Friedensfürst, der ungeduldig geworden war, empfing ihn ziemlich schlecht. Der Minister beharrte auf seinem Widerstand und weigerte sich durch seine Beistimmung oder seine Unterschrift bei der Abreise mitzuwirken, die nicht mehr ein Plan, sondern ein Entschluß war. Ich befehle Ihnen zu unterzeichnen, sagte der Fürst im Zorn. Ich empfange nur Befehle vom König, erwiderte Caballero. Ein solcher Widerspruch von Seiten eines Mannes, der sich nicht durch einen entschiedenen Charakter auszeichnete, zeigte, wie sehr das Ansehen des Günstlings schon erschüttert war. Die Minister kamen dazu und es entspann sich zwischen ihnen ein lebhafter Streit. Herr de Caballero, dessen Aufregung aufs Aeußerste stieg, warf dem Herrn de Cevallos seine feige Gefälligkeit gegen den Friedensfürsten vor und wurde nur von dem Marineminister unterstützt. Man trennte sich ohne zu einem Entschluß zu kommen und als die Räthe der Krone mit aufgeregten Gesichtern aus dem Palast gingen, ließen sie Worte fallen, welche dem Publicum die drohende Gefahr verriethen.

Seinerseits hatte der Prinz von Asturien und sein Onkel Don Antonio ihren Vertrauten mitgetheilt, was zu ihrer Kenntniß gekommen war und gewissermaßen Hülfe gegen die Gewaltthat, die man gegen sie vorbereitete, verlangt. Die dem Prinzen ergebenen Offiziere der Leibgarde hatten zu ihren Untergebenen gesprochen und diese zeigten sich geneigt, beim ersten Befehl alle Regeln der Subordination zu verletzen. Die Hofdienerschaft, welche durch die Vorbereitungen die Nähe der Reise erfuhr und nur ungern den Ort verließ, wo sie seit langer Zeit zu leben gewohnt war, hatte die Bewohner von Aranjuez benachrichtigt. Diese, denen an der Anwesenheit des Hofs sehr viel lag, waren entschlossen seine Abreise zu verhindern und hatten durch Verbreitung des Gerüchts von der beabsichtigten Flucht auf dem Lande die gefürchteten Bauern der Mancha nach der Stadt gezogen, die ebenfalls die Abreise des Hofs, der sie ernährte, ungern sahen. Ungewöhnlich viel Menschen strömten in Aranjuez zusammen und schon zeigten sich die verdächtigsten und seltsamsten Gesichter. Ein merkwürdiger Mann, der Graf Montijo, ein vom Hof verfolgter Adliger, der mit der Geburt und dem Vermögen eines Grandseigneurs, die Kunst und die Lust Volksmassen aufzuregen und zu leiten vereinigte, befand sich mitten unter der Menge, bereit ihnen das Zeichen zum Aufstand zu geben. Bewohner von Aranjuez, Bauern aus der Mancha, einzelne Leibgardisten, Alle durch Spannung, Interessen und Leidenschaft vereinigt, hielten um das Schloß eine beständige Wache.

Am 14., an dem Tage nach dem Streit zwischen Caballero und dem Friedensfürsten, herrschte außer-

ordentliche Aufregung. Dienstag den 15. brachten das Schauspiel der letzten Vorbereitungen des Hofs, die Aeußerungen der unzufriedenen Minister und einige dem Prinzen von Asturien zugeschriebene Worte, der angeblich Hülfe gegen Die verlangte, welche ihn nach Andalusien entführen wollten, eine Aufregung hervor, die sich jeden Augenblick in einem Volksaufstand Luft zu machen drohte. Die Drohungen und das Geschrei waren schon da; es fehlten nur noch die Handlungen und die Gewaltthaten.

Am 16., Mittwoch früh, kamen die Urheber des Reiseplans, da sie sahen, daß die Abreise unmöglich war, so lange die Aufregung nicht gestillt war, auf den Gedanken, eine Proclamation zu erlassen, in welcher Carl IV. versprach, Aranjuez nicht zu verlassen. Diese Proclamation wurde sofort abgefaßt, in den Hauptstraßen von Aranjuez angeschlagen und in aller Eile nach Madrid geschickt. „Meine geliebten Unterthanen," hieß es darin„ ‚beunruhigt Euch weder um die Ankunft der Truppen meines großmüthigen Verbündeten, des Kaisers der Franzosen, die nur nach Spanien kommen, um eine feindliche Landung zurückzuweisen, noch um meine angeblichen Reisepläne. Nein, es ist nicht wahr, daß ich mich von meinem vielgeliebten Volke entfernen will. Ich werde bei Euch bleiben, unter Euch leben und auf Eure Liebe rechnen, wenn ich sie gegen einen Feind brauchen sollte. Spanier, beruhigt Euch, Euer König verläßt Euch nicht."

Diese Proclamation beruhigte für einige Zeit die Gemüther. Die Menge zog vor den königlichen Palast, verlangte seine Beherrscher zu sehen, die auch an den Fenstern erschienen, begrüßte sie mit dem lautesten Beifall und rief: Es lebe der König! Tod dem Friedensfürsten! Tod dem Günstling, der seinen Herrn entehrt und verräth! — Der Tag des 16. verging auf diese Weise in einer Art von Befriedigung, die leider von kurzer Dauer sein sollte.

Am folgenden Tage, am 17. März, schien trotz der königlichen Versprechungen die Reise noch im Werke zu sein. Die Wagen standen noch gepackt in den Höfen des Palastes. Die Pferde warteten auf den Stationen. Die Garnison von Madrid, die aus der spanischen und wallonischen Garde und aus der nicht Dienst thuenden Compagnie Leibgarde bestand, war nach Aranjuez unterwegs. Ein Theil der Bevölkerung der Hauptstadt, eine Masse Neugieriger war ihr gefolgt und hatte sie auf dem Marsch, der nur sieben oder acht Stunden beträgt, begleitet. Unterwegs schrien die Begleiter gegen die Königin und gegen den Friedensfürsten und frugen die Offiziere und die Soldaten, ob sie ihren Beherrscher von einem unwürdigen Usurpator entführen lassen würden. In dieser Begleitung kamen die Truppen gegen Abend in Aranjuez an und wurden bei den Bürgern einquartiert, was kein gutes Mittel war die militairische Subordination wiederherzustellen. Noch ein Umstand hatte die Massen überzeugt, daß die königlichen Versprechungen nur ein Kunstgriff waren. Die Ankunft des Fräuleins Tudo in Aranjuez, die an demselben Abend noch nach Andalusien und weiter reisen sollte. Die Zusammenrottungen um den königlichen Palast, und um den auf der andern Seite der Allee liegenden des Friedensfürsten, waren beträchtlicher als an dem vorhergehenden Tage; denn zu den aufgeregten Bewohnern von Aranjuez, zu den Landleuten aus der Mancha, waren Soldaten ohne Waffen und Neugierige aus Madrid in großer Anzahl gekommen. Die Leibgardisten, die nicht im Dienst waren, hatten sich sichtlich angeregt von den Freunden des Friedensfürsten in Trupps vertheilt und patrouillirten auf eigne Faust bald nach den königlichen Marställen, bald nach der Wohnung des Friedensfürsten.

Gegen Mitternacht wurde ein eigenthümliches Ereigniß vor dem Palast des Friedensfürsten der Funke, welcher die Explosion hervorrief. Ein Trupp Leibgardisten und Neugierige sahen eine Dame am Arme eines Offiziers und geleitet von einigen Husaren, welche dem Fürsten gewöhnlich als Wache dienten, den Palast verlassen. Sie erkannten Fräulein Josephe Tudo oder glaubten es wenigstens und meinten, sie wollte sich in den Reisewagen setzen. Alles umdrängte die Dame. Die Husaren des Fürsten versuchten sich einen Weg zu bahnen und ein Flintenschuß fällt von unbekannter Hand. Augenblicklich entsteht ein fürchterlicher Tumult. Die Leibgardisten eilen in ihre Quartiere, satteln ihre Pferde und fallen mit dem Säbel über die Husaren des Fürsten her, denen sie begegnen. Die wallonischen und spanischen Garden treten ebenfalls unter die Waffen, mehr um sich mit den Massen zu vereinigen, als um das königliche Ansehen zu stützen. Das Volk begnügte sich nicht mehr mit dem stummen Dastehen, sondern rief laut nach dem König, wollte ihn sehen, um ihm selbst seine Wünsche zu erkennen zu geben, und schrie voller Wuth: Es lebe der König! Tod dem Friedensfürsten! Alsdann begab sich die Menge nach der andern Seite von Aranjuez, nach der Wohnung des Friedensfürsten, und umringte diese von allen Seiten. Die Thüren zu erbrechen schien diesem Volke, das in dem Revolutioniren noch ein Neuling war, ein allzukühnes Attentat zu sein. Es zögerte noch einen Augenblick, aber voll Ungeduld und verzehrte im Voraus seine Beute mit den Augen. Plötzlich erscheint eine Person, angeblich ein Bote aus dem Schlosse, vor der Pforte des Palasts und verlangt deren Oeffnung. Sie wird ihm verweigert. Er besteht auf seiner Forderung. Die Wache des Hauses, die einen Angriff fürchtet, macht sich zur Vertheidigung bereit. Plötzlich knallt ein Flintenschuß. Jetzt hört die Zögerung auf. Die wüthende Menge stürzt gegen die Thüren, zerschlägt sie, dringt in die prunkvolle Wohnung des Günstlings, verwüstet sie, wirft Gemälde, Kostbarkeiten und Tapeten zu den Fenstern hinaus, zerschmettert Alles, aber plündert nicht, wie man es stets bei Wuthausbrüchen einer leidenschaftlichen, aber nicht demoralisirten Menge findet. Die Menge eilt von Zimmer zu Zimmer, sucht den Gegenstand des allgemeinen Hasses, findet aber nur die unglückliche Gattin des Friedensfürsten. Selbst das niederste Volk kannte in Spanien das ganze Leben

Emanuel Godoy's. Es wußte, wie viel er Frauen hatte, welche er liebte, und welche nicht. Es kannte die Leiden dieser erhabenen Prinzessin von Bourbon, die mit einem gewöhnlichen Gardisten vermählt war, um diesem Menschen den königlichen Glanz, der ihm fehlte, zu verleihen. Als die Eingedrungenen die unglückliche Gemahlin erkannten, fielen sie ihr zu Füßen, geleiteten sie mit großer Ehrfurcht aus dem verwüsteten Palast, setzten sie in einen Wagen und zogen sie im Triumph und mit dem Rufe: Hier ist die Unschuldige! nach dem königlichen Palast. Alsdann strömte die Menge wieder nach der Wohnung des Friedensfürsten zurück, suchte ihn in allen Winkeln und rächte sich, da sie ihn nicht fand, für ihre Täuschung mit einer entsetzlichen Verheerung. Die ganze Nacht vergeht in dieser Weise und als man bei Tagesanbruch den Fürsten noch nicht gefunden hat, glaubt man, daß er anderswo Schutz gesucht habe.

Man kann sich leicht denken, wie groß während dieser Vorfälle die Angst Carl's IV. und die Verzweiflung der Königin war. Die Erinnerung an die französische Revolution hatte sie immer mit Entsetzen erfüllt. Diese von ihnen so gefürchtete Revolution sahen sie jetzt bei sich, begleitet von demselben Geschrei und denselben Handlungen, obgleich durch andere Empfindungen hervorgerufen. Sie waren von Angst und Schrecken erfüllt und erwarteten das Schlimmste. Dennoch hegte diese mit Recht verhaßte Königin ein wahres Gefühl, das wenigstens ihr schändliches Leben bis zu einem gewissen Punkte entschuldigen konnte. Sie dachte in ihrer Angst weder an ihre Familie noch an sich selbst, sondern an Den, der ihre Seele beherrschte, an den elenden Godoy. Sie fragte Jedermann, was aus ihm geworden sei und schickte nach allen Richtungen getreue Diener aus, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Wo ist Emanuel, rief sie, wo ist er? und sie verbarg nicht die Thränen, welche dieser Kummer ihr auspreßte. Auch der König, als seine Furcht etwas verschwunden war, frug, was aus dem armen Emanuel geworden sei, der ihn so sehr liebe, wie er sagte. Der Prinz von Asturien dagegen, der seinen Feind gestürzt und die Krone bald von dem Haupte seines Vaters auf sein Haupt fallen sah, ohne zu wissen, daß sie bald ganz in den Staub geschleudert werden sollte, um von dem Säbel eines siegreichen Soldaten aufgehoben zu werden, legte eine niedrige und täckische Freude an den Tag, welche ihm die heftigsten Vorwürfe seiner Mutter zuzog.

Die Minister und einige ergebene Edelleute waren herbeigeeilt und man rieth stürmisch dem König, als einziges Mittel die Ruhe wiederherzustellen und dem Friedensfürsten das Leben zu retten, ihn aller Würden und Aemter zu entheben. Der König und die Königin willigten sogleich ein, ersterer, weil er zu Allem bereit war, letztere, weil sie viel lieber das Leben als die Macht ihres Günstlings retten wollte; und schon am Morgen des 18. erschien ein Decret des Königs, das Don Emanuel Godoy seiner Würde als Großadmiral und Generalissimus enthob und ihm erlaubte, sich nach einem von ihm selbst zu erwählenden Orte zurückzuziehen.

So endete dieser beklagenswerthe Günstling, dessen seltsame Laufbahn inmitten unserer Zeit eine letzte Spur der Laster der alten Höfe war; denn selbst an absoluten Höfen fing man jetzt an die öffentliche Meinung zu achten — beklagenswerth noch aus andern Gründen, als weil er Aergerniß gegeben; denn er hatte außer dem Blutvergießen über Spanien alle Uebel auf einmal gebracht, die Schande, die Zerrüttung, den Ruin und zuletzt noch Volksaufstände. Als der Sturz Emanuel Godoy's ruchbar wurde, überließ sich die in Aranjuez versammelte Menge, die außer den Bewohnern der Stadt aus Ankömmlingen von Madrid, Toledo und der Mancha bestand, einer maßlosen Freude, als ob es von den nächsten Tagen an das glücklichste Volk auf Erden sein sollte. Ueberall feierte man den Sieg mit Gesängen, Tänzen und Freudenfeuern; man umarmte sich auf der Straße und beglückwünschte sich wegen eines Sturzes, der ein viel lebhafteres Gefühl als das Selbstinteresse befriedigte, nämlich den Haß gegen einen Emporkömmling, dessen Glück ganz Spanien empört hatte. Die Nachricht, die in zwei oder drei Stunden nach Madrid gelangte, veranlaßte dort einen wahren Freudenrausch.

Auf die Nachricht von dem Aufstand war der französische Gesandte, dem es an Geist, aber nicht an Muth fehlte, zu dem König geeilt, um ihn mit seiner Person zu schützen, wenn er gefährdet sein sollte. Da mit dem Sturz des Günstlings, dessen Feind er geworden, weil er sich für den Prinzen von Asturien interessirte, Alles geschlichtet war, so schien er fast mit dem Letztern zu triumphiren. Er sagte Carl IV., daß die französischen Truppen, deren Ankunft nahe bevorstand (sie überschritten so eben den Guadarrama, um auf Madrid zu marschiren), ihm gegen alle innern und äußern Feinde zu Befehl stehen würden, und daß er, indem er diese Versicherung gab, den Instructionen seines erhabenen Herrn zu gehorchen glaube, der seine Freundschaft nie vergeblich anrufen lasse. Carl IV. dankte Herrn de Beauharnais und sagte ihm, er werde sich glücklich schätzen, in Zukunft über Staatsangelegenheiten mit dem französischen Gesandten ohne Vermittler zu verhandeln. Unglücklicher König! Das Schicksal hatte eine so schwere Last nicht für ihn bestimmt.

Der 18. verging ruhig. Dennoch verlangte die aufgeregte Menge neuen Stoff für ihre Leidenschaften. Die Zerstörung eines Palastes genügte ihr noch nicht. Sie wollte das Leben Emanuel Godoy's haben. Man suchte ihn überall und die Königin erwartete zitternd jeden Augenblick die Entdeckung seines Zufluchtsorts und seinen Tod zu vernehmen. Alle Minister blieben die Nacht hindurch im Schlosse bei dem Herrscherpaar, das keinen Augenblick die Augen schließen konnte.

Am 19. früh war die Aufregung, welche zum ersten Mal die Proclamation vom 16., zum zweiten Mal der am 18. erfolgte Sturz des Günstlings beruhigte, wieder gestiegen wie eine Fluth, die abwechselnd

ab- und zunimmt. Im Palast erklärten die Gardeoffiziere, die fast keinen Gehorsam bei ihren Truppen mehr fanden, daß es ihnen unmöglich sei, im Fall eines Angriffs das königliche Ansehen zu schützen. In ihrer Bestürzung hatten der König und die Königin ihren Sohn rufen lassen, um ihn aufzufordern sie mit seiner Popularität zu schützen und er versprach ihnen seine Unterstützung mit der geheimen Freude eines Siegers und der Ruhe eines Verschwörers, welcher der Kräfte, die er in Bewegung gesetzt hat, sicher ist, als plötzlich ein neuer Vorfall zeigte, daß man alle Ursache hatte dem kaum begonnenen Tag mit Besorgniß entgegenzusehen.

Der Friedensfürst hatte trotz aller Nachforschungen seine Wohnung noch nicht verlassen. Als das Volk mit Gewalt in seinen Palast brach, hatte er eine Hand voll Goldstücke und ein paar Pistolen genommen und sich unter dem Dache versteckt, wo er sich in eine Rohrmatte eingewickelt hatte. Den ganzen 18. bis früh am 19. verharrte er in dieser jammervollen Lage, jetzt aber überwältigte ihn der Durst; er verließ seinen Versteck und stieß auf einen Soldaten der wallonischen Garde, der Schildwache stand. Er bot ihm Gold, da er aber zu diesem Anerbieten nicht die Drohung fügte, sich seiner Pistolen zu bedienen, so rettete ihn dies nicht von der Gefangenschaft. Zum Glück für ihn befand sich die Hauptmasse des Volks in diesem Augenblick nicht in der Umgebung des Palastes. Einige zufällig dazu gekommenen Leibgardisten nahmen ihn zwischen ihre Pferde und ritten so schnell als möglich nach ihrer Kaserne. Sie mußten von dem einen Ende der Stadt bis zu dem andern und in einem Nu war das von Allem unterrichtete Volk herbeigeeilt. Der Fürst ging zwischen zwei Gardisten zu Pferde, auf den Knopf ihres Sattels gestützt und von ihnen gegen die Angriffe der Menge vertheidigt. Einer der Gardisten vor und hinter dem Fürsten bemühten sich ihn zu schützen, sie konnten aber eine wüthende Masse nicht hindern, ihn mit Knüppeln, Heugabeln und andern in der Eile zusammengerafften Waffen gefährliche Wunden beizubringen. Die Füße von den Hufeisen der Pferde verletzt, den Schenkel von einer tiefen Wunde durchbohrt, ein Auge fast aus der Höhle gedrängt, kam er endlich in der Kaserne an, wo man ihn noch blutend auf eine Schütte Stroh warf. Trauriges Beispiel der Gunst der Fürsten, wenn die Volkswuth an einem Tage zwanzig Jahre unverdienter Allmacht rächt! Es giebt in der Geschichte kein jämmerlicheres Schauspiel als diesen Leibgardisten, der, nachdem er das königliche Bett und fast den Thron getheilt, wieder zu der Kaserne und dem Stroh, auf dem er einst in seiner Jugend geschlafen, zurückkehrte! Als der König und die Königin von diesem neuen Tumulte hörten, riefen sie wieder Ferdinand zu sich und baten ihn, seine gerechten Beschwerden zu vergessen, und dem unglücklichen Godoy zu Hülfe zu eilen. Er versprach ihn zu retten und eilte wirklich nach der Kaserne der Leibgarde, welche die wüthende Menge zu stürmen drohte. Durch die Versicherung, daß der Schuldige von dem Rath von Castilien gerichtet werden und alle seine Verbrechen die gerechte Strafe finden sollten, gelang es ihm die Menge zu zerstreuen. Ferdinand begab sich alsdann zu Godoy, den er mit Blut bedeckt fand und zu dem er mit verstellter Großmuth sagte: daß er ihm alles Unrecht, das er ihm angethan habe, verzeihe und ihn begnadige. Der Anblick eines gehaßten Feindes gab dem Friedensfürsten die Geistesgegenwart zurück, die er seit dem Anfang der Katastrophe keinen Augenblick gezeigt hatte. „Bist Du schon König, daß Du mich begnadigen willst?“ sagte er zu Ferdinand. „Nein,“ gab ihm dieser zur Antwort, „aber ich werde es bald sein.“

Der Prinz kehrte nach dem Palast zurück, um seine erhabenen Eltern zu beruhigen, die in einer schwer zu beschreibenden Unruhe sich befanden und bereit waren, um sich und ihren lieben Emanuel zu retten, Alles und selbst den Thron zu opfern. „Was verlangt man von uns zur Rettung unseres unglücklichen Freundes,“ riefen sie aus. „Seine Entsetzung? Wir haben sie ausgesprochen. Soll er vor Gericht gestellt werden? Wir haben unsere Einwilligung gegeben. Sollen wir die Krone niederlegen? Auch dazu sind wir bereit.“ Eine Art Geistesverwirrung hatte sich des Königs und der Königin bemächtigt; sie wußten nicht was sie sagten und wendeten sich an Jedermann um Hülfe oder Rath. Um dem Friedensfürsten das Leben zu retten, kam man auf den Gedanken, ihn unter starker Escorte nach Granada zu schicken und dazu die auf dem Wege bestellten Relais zu benutzen. Ein mit sechs Maulthieren bespannter Wagen fuhr alsbald vor der Kaserne vor, um den Fürsten aus dem gefährlichen Aufenthalt in Aranjuez zu entfernen. Aber kaum bemerkte das Volk diese Vorbereitungen, deren Zweck es sogleich errieth, so fiel es über den Wagen her, zertrümmerte ihn und zeigte sich entschlossen jede Abreise zu verhindern.

Dieser neue Vorfall vollendete die Geistesverwirrung des unglücklichen Carl IV. und seiner Gemahlin. Beide glaubten, die französische Revolution beginne jetzt in Spanien; man trachte nicht blos nach des Friedensfürsten, sondern auch nach ihrem Leben; und das einzige Mittel, den drohenden Sturm zu beschwören und ihr eigenes und des unglücklichen Günstlings Leben zu retten sei vielleicht, das Scepter in Ferdinand's Hände niederzulegen. Sie äußerten dies gegen ihre gesammte Umgebung, gegen die Herren Caballero, Cevallos, gegen den Herzog von Castel-Franco, der die Truppen in der königlichen Residenz befehligte, gegen verschiedene Personen des Hofs; und als sie den Vorschlag machten, zeigten Alle, die ihn vernahmen, durch ein bekümmertes und beistimmendes Schweigen, daß dies jedenfalls die einfachste, sicherste und populärste Lösung sei, ganz geeignet in ihrer Geburt eine Revolution zu ersticken, die in ihrem Beginn nicht weniger erschreckend war als die Katastrophe, in der das königliche Haupt Ludwig's XVI. fiel. Kaum hatte Carl IV. einige Augenblicke den Entschluß im Allgemeinen und mit einer bestürzten Umgebung besprochen, so erklärte er, daß er abdanken wollte; seine ehrgeizige Gemahlin erwiderte ihm, er habe Recht

und ohne eine einzige widersprechende Stimme erboten sich die Minister, die Abdankungsurkunde zu entwerfen.

Die Urkunde wurde auf der Stelle abgefaßt, veröffentlicht und mit beispiellosem Jubel aufgenommen. Carl IV. erklärte darin, daß er der Regierungssorgen müde und von Alter und Schwäche gebeugt, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand die Krone, die er zwanzig Jahre getragen, niederlege.

Die Nachricht von dieser Abdankung machte ganz Aranjuez freudetrunken. Das Volk strömte herbei, um den jungen König zu begrüßen, den es seit so langer Zeit und so heiß ersehnt, und überschüttete ihn mit tausend Segnungen. Der Hof war dem Volke noch vorausgeeilt und hatte das alte Herrscherpaar verlassen, wie man Leichen allein läßt. Die alten Herrscher blieben in ihrem vereinsamten Palaste ein wenig beruhigt, aber ganz niedergeschmettert von ihrem Sturz, und ihre Umgebung eilte zu Ferdinand, um dem neuen Herrn zu sagen, daß man ihn allein in den vielen Jahren der blinden Unterwürfigkeit gegen den König und den Günstling im Herzen gehegt habe. Ferdinand, den die Natur zum Heucheln geschaffen hatte und den die Bedrängnisse der Jugend in dieser abscheulichen Kunst noch vervollkommt hatten, schien mit Jedermann zufrieden zu sein. Er behielt vor der Hand die Minister seines Vaters bei, da er sie nicht sofort absetzen konnte und ertheilte ihnen als ersten Auftrag den Befehl, den Herzog von Infantado, der auf sechszig Meilen von Madrid verbannt war und den Canonicus Escoiquiz, der sich im Kloster Tardon in Haft befand, kommen zu lassen. Er ernannte auf der Stelle den Herzog von Infantado zum Capitain seiner Garde und zum Präsidenten des Raths von Castilien. So war kaum ein Günstling gestürzt, als schon ein neuer im Anzuge war, aber sein Reich sollte nur einige Tage dauern, denn der gefürchtete Napoleon näherte sich. Seine Truppen stiegen jetzt die Höhen von Somosierra nach Buitrago herab und waren nur noch einen starken Marsch von Madrid entfernt. Die Minister Ferdinand's riethen ihm, seine Regierung mit einem Schritt bei dem Kaiser der Franzosen zu beginnen. Der Herzog Del Parque wurde an Murat geschickt, um sich mit diesem über den Einzug der Franzosen in Madrid zu verständigen. Die Herzöge von Medina Celi und Frias und der Graf Fernand-Nuñez erhielten Auftrag sich zu Napoleon zu begeben, den man schon nach Spanien unterwegs glaubte, um ihm Freundschaft zu schwören und die Bitte um die Hand einer französischen Prinzessin zu erneuern. Nachdem dies am Ende des ersten Tags gethan war, schlief Ferdinand ein in dem Glauben König zu sein. Er sollte es werden, aber erst nach einer langen Gefangenschaft und einem blutigen Kriege.

So fielen die letzten Bourbonen, um gut oder schlecht, ruhmvoll oder kläglich einige Jahre später wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen; sie fielen in Aranjuez wie in Paris und in Neapel vor der französischen Revolution, die sie vor sich hertrieb wie rächende Furien Schuldige verfolgen. In Paris hatte diese Revolution einem Bourbon den Kopf gekostet. In Neapel hatte sie einen andern vertrieben und gezwungen sich nach Sicilien zu flüchten. In Aranjuez zwang sie blos den letzten abzudanken, um das Leben eines unwürdigen Günstlings zu retten und bediente sich nicht eines für die Freiheit, sondern für das Königthum begeisterten Volks; und zeigte sich so verschieden in ihren Mitteln nach den Orten, wo sie auftrat, aber immer schrecklich und neues Leben erweckend, obgleich zum Glück weniger grausam, denn sie entthronte die Könige ohne sie zu tödten.

Ferdinand VII.

Dreißigstes Buch.

Bayonne.

Der Sturz des Friedensfürsten hatte schon die Bewohner von Madrid mit einer Art wilden Frohlocken erfüllt. Die Nachricht von der Abdankung Carl's IV. und der Thronbesteigung Ferdinand's VII. brachte diese Freude aufs Aeußerste. Für die Masse giebt es keine vollständige Freude ohne Verwüstung. Man erfuhr, daß der Friedensfürst in Aranjuez verhaftet war und man fiel sogleich über seine Familie und seine Vertrauten her. Man verwüstete ihre Häuser, und suchte sich ihrer Personen zu bemächtigen, was durch den Muth des Herrn de Beauharnais zum Glück vereitelt wurde. Der französische Gesandte war unmittelbar nach der Abdankung Carl's IV. nach Madrid zurückgekehrt und hatte Zeit gefunden, der Familie Godoy eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. Die Mutter der Brüder Emanuel's und seine, an die vornehmsten Adeligen Spaniens vermählten Schwestern, hatten in ihren Palästen eine schreckliche Nacht zugebracht. Herr de Beauharnais bot ihnen den Schutz des Gesandtschaftshotels an, wo sie die Furcht vor den französischen Waffen sicherte, denn Murat war nur noch einen Marsch von Madrid entfernt. Den ganzen Tag des 20., ein Sonntag, wurden Paläste geplündert und in Brand gesteckt, ohne daß die Behörden es hinderten. Es befanden sich in Madrid zwei Schweizerregimenter Preur und Reding; aber diese ausländischen Truppen, die bei Volksaufregungen eine noch schlechtere Stellung hatten als andere, wagten sich nicht zu zeigen und thaten nichts, um dem Unwesen Einhalt zu thun. Endlich machten die Ermattung, das Zusammentreten einiger freiwilliger bewaffneter Bürger, und eine Proclamation Ferdinand's, der die ersten Tage seiner Regierung nicht durch Pöbelausschweifungen schänden wollte, der Unordnung ein Ende.

Uebrigens war Madrid ganz von Freude erfüllt über das Ende einer verabscheuten und den Beginn einer heißersehnten Regierung. Kaum blieb in den zufriedenen Gemüthern ein Plätzchen übrig für die Unruhe, welche die der Hauptstadt immer näher kommenden Franzosen erregen mußten. Erst hatte das spanische Volk gehofft, sie würden den Günstling stürzen, jetzt schmeichelte es sich mit dem Gedanken, sie würden Ferdinand VII. anerkennen; und in jedem Fall hatte es, vom Stolz erfüllt über das, was es eben vollbracht und über den Sieg, den es ganz allein über den gefürchteten Günstling davon getragen, ein uner-

meßliches Selbstvertrauen erlangt und schien Niemand mehr zu fürchten. Außerdem glaubte es in seiner naiven Freude nur was ihm gefiel, und die Franzosen waren in seinen Augen nur Bundesgenossen, welche Ferdinand VII. auf dem Thron befestigen sollten. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther waren unsere Truppen eines guten Empfangs sicher.

Der größte Theil derselben hatte schon den Guadarrama überschritten. Die beiden ersten Divisionen des Corps des Marschalls Moncey waren am 20. zwischen Cavanillas und Buitrago, die dritte in Somosierra. Die erste Division des Generals Dupont, befand sich an demselben Tage in Guadarrama, bereit sich gegen den Escurial zu wenden, die zweite in Segovia, die dritte in Valladolid. Murat konnte also in 24 Stunden mit zwei Divisionen des Marschalls Moncey, mit einer des Generals Dupont, mit seiner ganzen Reiterei, also mit 30,000 Mann in Madrid eintreffen. Dort befanden sich jetzt nur zwei Schweizerregimenter, welche nicht wußten, was sie thun sollten, und eine Bevölkerung ohne Waffen. Murat hatte also keinen Widerstand zu fürchten.

Die Unordnungen in der Hauptstadt hatten ihm viel Schmerz verursacht und er fürchtete, Europa werde die Franzosen beschuldigen Spanien revolutioniren zu wollen, um sich dessen leichter zu bemächtigen. Er wußte noch nicht, daß diese unerwartete Lösung diejenige war, welche Napoleon wünschte und hauptsächlich die, welche am sichersten zur Erledigung des spanischen Throns führte. So verursachte die Menschlichkeit, der Gehorsam und der Ehrgeiz in seiner Seele einen schmerzlichen Kampf. In diesem Gemüthszustand schrieb er an Napoleon von Neuem, theilte ihm das Geschehene mit, beklagte sich nicht im Besitz seines Geheimnisses zu sein, gab ihm seinen Schmerz über die Ereignisse in Madrid zu erkennen und zeigte ihm an, daß er sofort in die Hauptstadt einrücken werde, um um jeden Preis die Ausschweifungen einer rohen Masse niederzuhalten. Sogleich setzte er sich in Marsch und ließ die Truppen des Marschalls Moncey nach San-Agostino, das Corps des Generals Dupont nach dem Escurial marschiren.

Am nächsten Tag, am 21. befand er sich in El-Molar, als ein verkleideter Courier mit Briefen von der Königin von Etrurien an ihn ankam. Diese Fürstin, die er in Italien gekannt hatte und die mit ihm befreundet war, wendete sich an sein Herz im Namen einer erhabenen und tief unglücklichen Familie. Sie sagte ihm, daß ihre alten Eltern in der größten Gefahr seien und deshalb seinen großmüthigen Schutz in Anspruch zu nehmen wünschten. Sie lud ihn ein selbst heimlich nach Aranjuez zu kommen, um von ihrer beklagenswerthen Lage Zeuge zu sein, und die Mittel zu ihrer Rettung zu besprechen.

Die geängstigte junge Fürstin, wenig vertraut mit den Staatsgeschäften, obgleich sie mehr Geist besaß als ihr verstorbener Gemahl, bildete sich ein, ein Napoleon's Stelle vertretender Oberfeldherr, der eine französische Armee vor die Thore einer Hauptstadt Europas führte, könnte sich während ein oder zwei Tagen von seinem Hauptquartier entfernen, wie er es vielleicht in Florenz in tiefem Frieden gethan, wo er mehr mit Vergnügungen als mit Krieg oder Unterhandlungen beschäftigt war. Murat antwortete auf ihre Bitten mit vieler Höflichkeit, daß er die Leiden der spanischen Königsfamilie tief beklage, daß er aber sein Hauptquartier, wo ihn gebieterische Pflichten zurückhielten, nicht verlassen dürfe, und daß er an seiner Stelle einen seiner Offiziere, Herrn de Monthyon, einen zuverlässigen Mann, der volles Vertrauen verdiene, schicken werde.

Herr de Monthyon verließ El-Molar am 21., kam am 22. nach Aranjuez und fand die alte Königsfamilie in einem traurigen Zustand. In einem Anfall von Bestürzung hatten sich Carl IV. und seine Gemahlin zur Abdankung bewegen lassen. Die Königin, die als die vornehmste Urheberin aller Entschlüsse dieses Hofs zu betrachten war, hatte diesen Schritt gethan, um dem Friedensfürsten das Leben zu retten und sich selbst und ihren Gemahl vor den Gefahren, die sie sich sehr übertrieben vorstellten, zu schützen. Aber sowie der erste Augenblick vorüber und Stillschweigen und Einsamkeit an die Stelle des Volkstumults getreten war, und als neue Gefahren den Friedensfürsten, gegen den Ferdinand VII. einen Proceß hatte einleiten lassen, drohten, fühlte sie den doppelten Schmerz, sich gestürzt zu sehen und den Gegenstand ihrer verbrecherischen Liebe nicht in Sicherheit zu wissen, und da die Bewegungen ihres Gemüths bei ihrem schwachen Gemahl stets Widerhall fanden, hatte sie ihn mit demselben Kummer und Verdruß erfüllt. Um das Maß voll zu machen, hatte man dem hohen Paare im Namen Ferdinand's VII. angezeigt, daß sie sich nach Badajoz an der Grenze von Estremadura, fern von dem Schutz der Franzosen begeben müßten, um dort in Einsamkeit und vielleicht in Noth zu leben, während ein gehaßter Sohn herrschte und aus Rache den unglücklichen Godoy hinopferte! Mit einer solchen Aussicht vor sich war das Gefühl, die Macht verloren zu haben, noch bitterer. Die junge Königin von Etrurien, welche diese Verbannung im Verhältniß ihres Alters schmerzte, fügte zu den Klagen der königlichen Familie ihre eigene Verzweiflung hinzu. Als vertraute Freundin Murat's sollte sie, von diesem Verhältniß unterstützt, den Schutz der französischen Armee anrufen.

In dieser Lage fand Herr de Monthyon diese unglückliche Familie. Der alte König, die alte Königin, die junge Königin von Etrurien, bestürmten ihn mit den dringendsten Bitten. Sie erzählten ihm die Angst der letzten Tage, die Gewaltthaten, denen sie ausgesetzt gewesen und die sie vielleicht noch zu fürchten hätten, den Befehl nach Badajoz zu reisen und hauptsächlich die Gefahren, welche Emanuel Godoy drohten. Von diesem sprach man viel mehr als von der königlichen Familie selbst; man verlangte für ihn mit gefalteten Händen den Schutz Frankreichs, und erbot sich Alles der Entscheidung Murat's zu unterwerfen und ihn zum Schiedsrichter über die Geschicke Spaniens anzunehmen.

Herr de Monthyon reiste sogleich wieder ab, um sich wieder zu Murat zu begeben, der sich am 22. Ma-

drid genähert hatte, um am 23. seinen Einzug dort zu halten. Er theilte ihm Alles mit, was er in seiner Zusammenkunft mit dem alten Fürstenpaar gesehen und gehört hatte und erzählte ihm von ihren bittern Klagen und ihrem Wunsche, die Entscheidung über die letzten Ereignisse in Spanien Napoleon zu überlassen. Als Murat diese Erzählung hörte, ging ihm plötzlich ein neues Licht auf. Er war nicht in das Geheimniß der Politik, der er als Werkzeug diente, eingeweiht, aber er hatte einige Mal vermuthet, daß Napoleon Carl IV. in Schrecken versetzen wollte, um ihn zur Flucht zu verleiten und sich auf diese Weise die Krone Spaniens ganz wie die Portugals zu verschaffen. Da dieser Plan durch die Revolution von Aranjuez vereitelt wurde, glaubte Murat die Ereignisse selbst zu einem neuen Plan benutzen zu müssen. Demnach kam er auf den Gedanken, die Reue des alten Königs über seine Abdankung in einen förmlichen Protest gegen die Abdankung vom 19. zu verwandeln und nachdem er diesen Protest mit seiner Hand unterzeichnet hatte, Ferdinand VII. die Anerkennung zu verweigern; das ging sehr leicht, denn Ferdinand VII., nachdem er auf diese Weise auf den Thron gelangt war, konnte unmöglich anerkannt werden, bevor die Willensmeinung Napoleon's bekannt war. Die Folge dieser Combination war, daß Spanien keinen Beherrscher mehr hatte; denn der alte König, der thatsächlich der Krone beraubt war, erhielt durch das Protestiren den Thron nicht wieder und das Königthum Ferdinand's VII. blieb durch die Protestation suspendirt. Mit einem König, der nicht mehr König war und es nicht mehr sein konnte und einem König, der es noch nicht war und niemals werden sollte, hatte Spanien keinen andern Herrn, als den Oberbefehlshaber der spanischen Armee. So gab der Zufall das Mittel zurück, welches er durch Verhinderung der Abreise Carl's IV. entzogen hatte.

Der durch den Ehrgeiz geschärfte Geist Murat's hatte Alles gefunden, was das Genie Napoleon's in seiner tiefsten Verschlagenheit einige Tage später bei der Nachricht von dem letzten Ereignisse aussann. Ohne einen Augenblick zu verlieren und mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Wünsche, ließ Murat von Neuem Herrn de Monthyon nach Aranjuez abreisen und befahl ihm vorzuschlagen, da sie gezwungen worden, gegen die Abdankung der königlichen Familie vom 19. zu protestiren und zwar heimlich, wenn man es nicht öffentlich zu thun wagte, und diese Protestation an den Kaiser zu schicken, der in wenig Tagen in Spanien eintreffen müsse und auf diese Weise zum Schiedsrichter über die Usurpation des Prinzen von Asturien gemacht werde. Murat versprach die Sache des alten Herrscherpaares bei Napoleon zu gewinnen und unterdessen nicht nur sie, sondern auch den unglücklichen Godoy, der jetzt Gefangener Ferdinand's VII. war, zu beschützen.

Herr de Monthyon begab sich wieder nach Aranjuez und Murat beeilte sich, den Kaiser von dem Geschehenen zu benachrichtigen und ihm die Combination, die er ausgedacht hatte, mitzutheilen. Nachdem er am 22. Abends in Chamartin auf den Madrid beherrschenden Höhen angekommen, machte er sich bereit, am nächsten Tage seinen Einzug in der Hauptstadt zu halten. Er hatte den Abgesandten Ferdinand's VII., den Herzog Del Parque, empfangen, der ihn in dem Namen des neuen Königs begrüßen, ihm bei dem Einzug in Madrid Quartiere für die Armee anbieten und ihm die Versicherung der freundschaftlichen Absichten des neuen Fürsten gegen Frankreich geben sollte. Murat empfing den Herzog Del Parque sehr gnädig, ließ aber dabei in etwas die ihm eigene Anmaßung durchblicken. Er nahm die Freundschaftsversicherungen, die ihm der Herzog überbrachte, an, gab ihm aber ziemlich deutlich zu verstehen, daß blos der Kaiser Ferdinand VII. anerkennen und die Revolution von Aranjuez völkerrechtlich legalisiren könne. Er erklärte ihm, daß er selbst in Erwartung der kaiserlichen Entscheidung die neue Regierung nur als eine Regierung de facto betrachten und Ferdinand VII. nur den Titel eines Prinzen von Asturien geben könnte. Von der andern Seite wurde diese Auffassung angenommen, weil der Stellvertreter Napoleon's keine andere zuließ und Alles wurde auf den Einzug der Franzosen am 23. März 1808 vorbereitet.

Die am neuen Hof herrschenden Rathgeber, obgleich von geringer Einsicht, fühlten doch die Nothwendigkeit, einen Zusammenstoß mit den Franzosen zu vermeiden; denn ein aus einer Palastrevolution hervorgegangenes Königthum konnte von einem Regiment Cavallerie gestürzt werden. Sie legten daher den Bewohnern von Madrid ans Herz, die französischen Truppen gut zu empfangen und ließen an allen Straßen der Hauptstadt eine Proclamation anschlagen, in welcher Ferdinand VII. an das Wohlwollen erinnerte, welches zwischen zwei, seit alter Zeit befreundeten Nationen stattfinden müßte. Die Spanier begriffen diese Politik so gut wie ihr junger König und waren daher, zumal da sie von Neugier erfüllt waren, ganz geneigt, Murat entgegen zu eilen und ihn mit Beifall zu überschütten.

Am 23. früh vereinigte Murat auf den Höhen hinter Madrid, welche von den letzten Ausläufern der Guadarrama gebildet werden, einen Theil seiner Armee, die jetzt aus den zwei ersten Divisionen des Marschalls Moncey, der Reiterei von allen Corps und den zu Napoleon's Escorte bestimmten Abtheilungen der Kaisergarde bestand. Die Kaisergarde machte besonders Eindruck auf die Spanier; die Kürassiere, durch ihren hohen Wuchs, ihre Bewaffnung und ihre Disciplin, nicht minder. Aber die Infanterie des Marschalls Moncey, meistens aus schlecht gekleideten und erschöpften Kindern bestehend, flößten mehr Mitleid als Furcht ein; und das war schlimm bei einem Volke, bei dem man mehr Eindruck auf die Sinne als auf den Verstand machen muß. Dennoch brachte das ganze militairische Schauspiel auf die Phantasie der Spanier eine gewisse Wirkung hervor. Sie begrüßten vielfach die Franzosen und ihre Führer mit Beifall.

Durch eine unabsichtliche Nachlässigkeit hatte man vergessen, für den Obergeneral der französischen Armee

eine Wohnung einzurichten. Murat stieg vor den Thoren Madrids in dem verlassenen Palast Buen Retiro ab und bezog die Zimmer, welche die Fräulein Tudo vor ihrer Abreise bewohnt hatten. Dieser Mangel an Rücksicht verletzte ihn sehr. Aber man bot ihm sofort die alte Wohnung des Friedensfürsten neben dem prachtvollen königlichen Palast an. Die Civil- und Militairbehörden, die Geistlichkeit, das diplomatische Corps machten ihm ihre Aufwartung. Er empfing sie mit Huld und Stolz und fast als Souverain, obgleich er bis jetzt nur den Titel eines Obergenerals der französischen Armee führte.

Während seines Einzugs in Madrid erfuhr er, daß der unglückliche Godoy sich als Gefangener, mit Ketten beladen, der Hauptstadt nähere. Aus Großmuth und aus Berechnung war Murat, um den alten Hof, der zu neuen Combinationen dienen sollte, zu schonen, entschlossen gegen den gefallenen Günstling keine Maßregeln übertriebener Strenge zu dulden. Da er befürchtete, die Anwesenheit dieser von dem Volk so gehaßten Person könnte, zumal im Augenblick des Einrückens der Franzosen in Madrid, zu einer Ruhestörung Anlaß geben, schickte er einen seiner Offiziere mit dem einfachen Befehl ab, die Weiterreise des Gefangenen aufzuschieben und mit ihm in einem Dorfe nahe bei Madrid zu bleiben. Dieser Befehl traf den Friedensfürsten in dem Dorfe Pinto, wo er nun einige Tage blieb.

Murat sendete auf der Stelle eine Abtheilung Cavallerie nach Aranjuez, um dort das alte Herrscherpaar zu beschützen, sich seiner Abreise nach Badajoz zu widersetzen und ihnen Muth einzuflößen, seinen Rathschlägen zu folgen. Er erklärte zugleich, daß weder er noch sein Herr harte Maßregeln gegen Emanuel Godoy dulden würden.

Herr de Monthyon hatte Carl IV. und seine Gemahlin noch trostloser gefunden als bei seiner ersten Reise, noch geängstigter über das Loos des Friedensfürsten, noch betrübter über die Verlassenheit, in der sie sich befanden, noch gereizter über den Triumph Ferdinand's VII. und demnach viel geneigter sich Frankreich in die Arme zu werfen. Der Gedanke einer Protestation, die geeignet war, sie wieder in Besitz der Macht zu setzen oder sie zu rächen, konnte daher nur mit Entzücken von ihnen aufgenommen werden. Dies war auch der Fall und Carl IV. zeigte sich alsbald bereit, sie zu unterzeichnen. Aber die von Murat vorgeschlagene Redaction war nicht ganz so wie das alte Herrscherpaar wünschte, obgleich Beide in solchen Sachen schlechte Richter waren. Sie fürchteten, daß ein solcher Schritt, wenn er bekannt würde, ihr und des Günstlings Leben gefährde und sie verlangten einige Stunden Bedenkzeit, um sich die geeignetste Form zu überlegen, verpflichteten sich übrigens ganz dem Willen Murat's zu folgen und den Protest von einem Tage zu datiren, der über die Freiwilligkeit ihrer an Napoleon gerichteten Bitte keinen Zweifel lassen könnte. Herr de Monthyon brachte Murat alle diese Betheuerungen und eine neue Bitte um den Schutz der französischen Armee zurück.

Nach erlangter Gewißheit, über das alte Herrscherpaar nach Belieben verfügen zu können, beschloß Murat auf Ferdinand VII. einzuwirken, um ihn zu bewegen, noch nicht die Krone anzunehmen, seine Regierung so spät als möglich förmlich anzutreten und hauptsächlich seinen feierlichen Einzug in Madrid zu verschieben. Murat glaubte, je weniger Ferdinand VII. König sei während Carl IV. es nicht mehr war, desto besser würden die Ereignisse im Sinne seiner Hoffnungen sich ordnen. Er wünschte außerdem Ferdinand VII. noch zu einem andern Entschluß, der ihm dringender schien, zu bewegen. Als man noch mit dem Plan einer Reise nach Andalusien umging, hatte der Friedensfürst den aus Portugal zurückkehrenden spanischen Truppen befohlen, theils nach Alt-Castilien, theils nach Estremadura zu kommen. Sie hatten schon Talavera erreicht, näherten sich Madrid und konnten einen Murat's Plänen schädlichen Zusammenstoß verursachen. Aber um diese Truppen zum Umkehren zu bewegen, mußte man sich an Ferdinand selbst wenden.

Murat berief den Herrn de Beauharnais zu sich, dem er sehr mißtraute, weil er seine Anhänglichkeit an Ferdinand VII. kannte und bei dem er mehr Feinheit voraussetzte als dieser ehrliche und ungeschickte Gesandte besaß. Er überredete ihn, sich sogleich nach Aranjuez zu begeben und seinen Einfluß auf Ferdinand VII. zu benutzen, um ihm die von den Umständen gebotenen Entschlüsse abzudringen. Um Herrn de Beauharnais zu überreden, ängstigte ihn Murat zuerst über seine falsche Auffassungsweise der Absichten Napoleon's, als er die Reise nach Andalusien verhindert hatte, was man mit Recht oder Unrecht Herrn de Beauharnais schuld gab. Um ihn noch mehr zu beunruhigen, sagte ihm Murat, ohne etwas davon zu wissen, daß Napoleon eine Wiederholung der Auftritte in Lissabon gewünscht hätte; und dann empfahl er ihm als ein sicheres Mittel seinen Fehler wieder gut zu machen, sich unverzüglich nach Aranjuez zu begeben, um Ferdinand VII. zu bewegen, die spanischen Truppen umkehren zu lassen, seinen Einzug in Madrid aufzuschieben und die Krone erst nach der Entscheidung Napoleon's feierlich zu übernehmen. Herr de Beauharnais gab diesen Rathschlägen nach und begab sich sofort nach Aranjuez, um, wenn auch nicht Alles, doch einen Theil des von Murat Angerathenen zu thun.

Bei Ferdinand angelangt, verlangte er zuerst mit seiner gewöhnlichen Hartnäckigkeit die Rückkehr der spanischen Truppen in ihre frühern Stellungen. Ferdinand hatte noch nicht seine beiden Vertrauten, den Canonicus Escoiquiz und den Herzog von Infantado um sich, deren Verbannungsort zu weit von Madrid entfernt war, als daß sie schon hätten eintreffen können. Er hatte einige der Minister seines Vaters, namentlich die Herren de Cevallos und Caballero beibehalten und ließ, nachdem er sie zu Rathe gezogen, an den General Taranco und den Marquis von Solano den Befehl ergehen, wieder in Portugal einzurücken oder wenigstens bis zum Eintreffen

neuer Instructionen an der Grenze stehen zu bleiben. Insbesondere sollten die Truppen des Marquis de Solano über Toledo und Talavera nach Badajoz zurückkehren. Nachdem Herr de Beauharnais diesen ersten Theil seines Auftrags erfüllt hatte, bemühte er sich, entweder weil er die Absicht Murat's hinsichtlich des zweiten Theils nicht begriffen hatte, oder ihn nicht billigte, Ferdinand zu überreden, daß er sich um jeden Preis die Zustimmung und das Wohlwollen Napoleon's erwerben müsse. Zu diesem Zwecke sollte er ihm entgegen eilen, sich in seine Arme werfen und seine Freundschaft, seinen Schutz und eine Gattin von ihm verlangen. Je eher er diesen Schritt thue, desto früher werde er regieren; das Beste sei, sofort Aranjuez zu verlassen und diese Reise anzutreten; sie werde nicht lang sein, denn er werde Napoleon unterwegs treffen; und endlich dürfe er nach Madrid nur kommen, um sich nicht dort aufzuhalten und sich so schnell als möglich entweder nach Burgos oder nach Vittoria zu begeben.

Diesen Rath ertheilte Herr de Beauharnais im besten Glauben und ohne zu ahnen, daß er ebenso wie Murat zur Erfindung der Intrigue beitrug, die Ferdinand bald stürzen sollte. Ferdinand VII. wies sie nicht zurück, verschob aber seinen Entschluß bis zur Ankunft der beiden Vertrauten, ohne die er nichts Wichtiges thun wollte. Er folgte dem Rath des Herrn de Beauharnais, so weit es ihm gegenwärtig paßte, nämlich er verließ Aranjuez, um sich unverzüglich nach Madrid zu begeben, und kündigte seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt auf den folgenden Tag, den 24. März an.

Herr de Beauharnais erzählte bei seiner Rückkehr nach Madrid Murat ganz offenherzig, was er gethan und was er gesagt hatte. Murat glaubte darin eine perfide Berechnung zu sehen, um Ferdinand zu bewegen, sofort in Madrid einzuziehen und dann etwas früher die Krone in Besitz zu nehmen. Er schrieb ohne Zeitverlust an den Kaiser, und bezeichnete Herrn de Beauharnais als einen geheimen Mitschuldigen Ferdinand's VII., als ein thätiges Werkzeug der Revolution, welche den alten König vom Thron gestürzt hatte, als einen gefährlichen Gesandten, der den neuen König, der allein zu fürchten war, begünstigte. Diese von dem argwöhnischen Geiste Murat's eingegebenen Vorwürfe waren jedoch ungerecht oder wenigstens übertrieben. Herr de Beauharnais hatte vom Anfang an Ferdinand VII. aufrichtig angehangen, weil er in ihm die einzige Person des Hofs sah, die einige Theilnahme verdiente; vielleicht war diese Anhänglichkeit noch lebhafter geworden, seitdem es sich darum handelte, den Prinzen mit einem Fräulein de Beauharnais zu vermählen; aber er war fest überzeugt, daß ein enges Anschließen an Ferdinand VII. für Frankreich die beste Lösung sei; und als er dem Prinzen anrieth, die Straße nach Frankreich einzuschlagen, wollte er ihn nicht nach Madrid, sondern zu Napoleon führen, um den Ausgang, den er für den besten hielt, zu sichern. Uebrigens war er weder thätig, noch geschickt genug, um zu der letzten Revolution, wo er weiter nichts gethan hatte als dem alten König im Augenblick der Gefahr die Unterstützung seiner Ungeschicktheit und seines Muthes zu bringen, etwas beizutragen.

Die Minister des neuen Königs waren alle für den Einzug Ferdinand's VII. in Madrid. Obwohl sie die Pläne Napoleon's nicht kannten, sagten sie sich doch, daß das Königthum Ferdinand's als das jüngste und kräftigste den Franzosen am wenigsten angenehm sein müsse, wenn sie schlechte Absichten in Bezug auf die spanische Krone hätten. Auch hielten sie den Einzug in Madrid für dringend nothwendig, um von den Bewohnern der Hauptstadt Zeichen eines Beifalls zu erlangen, der eine Art nationale Weihe war. Da Murat am 23. seinen Einzug gehalten hatte, so war es nach ihrer Meinung schon fast ein zu großer Aufschub, wenn man einen Tag hinter ihm zurückblieb. Demnach ließ man die Uebersiedelung des jungen Hofs von Aranjuez nach Madrid auf den 24. ansetzen. Er sollte von keinem andern Prunk als einigen Garden und der Begeisterung des Volks begleitet sein.

Ferdinand reiste wirklich am 24. früh von Aranjuez ab, verließ am Thore von Atocha den Wagen, stieg zu Pferde, ritt, umgeben von seinem Hofe und seinem Stabe, die schöne Promenade des Prado entlang und gelangte durch die lange Alcala-Straße in das Innere von Madrid. Ueberall stand eine dicht gedrängte Volksmasse, welche, nachdem sie lange das Ende der vorigen Regierung und den Anfang der neuen herbeigewünscht, endlich ihre Hoffnung verwirklicht sah, und sich über die Spanien drohenden Gefahren durch Geschrei zu betäuben suchte. Die ganze Bevölkerung war freudetrunken an den Fenstern oder auf den Straßen. Die Frauen warfen Blumen von den Balkonen herab. Die Männer fielen vor dem jungen König nieder und breiteten ihre Mäntel vor den Hufen seines Pferdes aus. Andere schwangen Dolche und schwuren für ihn zu sterben, denn schon machte sich die Gefahr diesen leidenschaftlichen Seelen dunkel fühlbar. Der hinterlistige und rachgierige junge Fürst, der so wenig geliebt zu werden verdiente, sah sich in diesem Augenblick ebenso gefeiert, als Titus von den Römern und Heinrich IV. von den Franzosen. Er war die Freude Spaniens, welches von seiner Zukunft noch nichts ahnte!

Im Palast angekommen, empfing Ferdinand VII. dort die öffentlichen Behörden. Im Laufe des Tags huldigte ihm die Diplomatie als unbestrittenen, obgleich noch nicht anerkannten, König von ganz Spanien. Auf Murat's Vorstellungen erschien Herr de Beauharnais nicht; seine Abwesenheit beunruhigte den neuen Hof sehr und setzte auch die Mitglieder des diplomatischen Corps, die durch ihre rasche Erklärung für die Dynastie der Bourbonen ihren geheimen Wünschen nachgegeben hatte, in Verlegenheit. Die Minister der schwachen oder abhängigen Höfe entschuldigten sich; der russische Gesandte entschuldigte sich auch, aber weniger umständlich; er führte den diplomatischen Brauch an, der unabänderlich ist und in Folge dessen man jeden neuen König

begrüßt, ohne der Frage der endgültigen Anerkennung vorzugreifen.

Murat vernahm mit wenig verhehltem Mißvergnügen diese Erklärungen eines Benehmens, das ihm mißfiel, weil er bereits Ferdinand als seinen Nebenbuhler betrachtete; und als man ihm den Vorschlag machte, sich selbst zu ihm zu verfügen, weigerte er sich entschieden und erklärte, daß für ihn Carl IV. immer noch König von Spanien, und Ferdinand noch Prinz von Asturien sei, bis Napoleon sich über den traurigen Zwiespalt ausgesprochen. Am 21. Abends hatte er von El-Molar aus Napoleon über alles Geschehene Bericht erstattet; er hatte ihm seinen Plan mitgetheilt, Carl IV. protestiren zu lassen und Ferdinand VII. nicht anzuerkennen, damit Spanien sich zwischen einem König, der es nicht mehr und einem Prinzen, der noch nicht König war, befände. Am 22. und 23. hatte er, beschäftigt mit seinem Marsch und seinem Einzuge in Madrid, nicht schreiben können. Am 24. berichtete er über die Vorfälle während dieser beiden Tage und fügte seinem Plan eine neue Idee bei, die Herr de Beauharnais arglos bei ihm angeregt hatte und von der er jetzt einen perfiden Gebrauch machen wollte. Er wollte nämlich Ferdinand Napoleon entgegenschicken, damit dieser sich seiner Person bemächtigen und dann nach Belieben über ihn verfügen konnte. Alsdann hatte man es nur noch mit Carl IV. zu thun, dem man unschwer den Scepter entreißen konnte, da seine schwachen Hände unfähig waren ihn zu halten und Spanien selbst nicht geneigt war, ihm denselben zu lassen.

Während diese Ereignisse in Spanien vor sich gingen, hatte sie Napoleon nacheinander sechs oder sieben Tage später erfahren; denn so lange blieb damals eine Depesche von Madrid nach Paris unterwegs. Vom 23.—27. erfuhr er den Aufstand von Aranjuez, den Sturz des Günstlings und endlich die gezwungene Abdankung Carl's IV. Diese Lösung, von allen die am mindesten vorhergesehene, obgleich sie nicht die unnatürlichste war, überraschte ihn, ohne ihn außer Fassung zu bringen. Da die gewünschte Abreise der regierenden Familie, wodurch der spanische Thron erledigt worden wäre, nicht stattgefunden hatte, so war der erste Plan so gut wie fehlgeschlagen. Dennoch sah Napoleon in diesen Ereignissen ein neues Mittel zu seinem Ziele zu gelangen und dieses Mittel war dasselbe, welches die Verhältnisse Murat eingegeben hatten. Ehe noch die Briefe, in welchen Letzterer seine Pläne entwickelte, in Paris eintrafen, kam Napoleon auf den Gedanken, Ferdinand VII. nicht anzuerkennen, da dieser junge und von den Spaniern herbeigesehnte Fürst schwer zu verdrängen war, und Carl IV. immer noch als König zu betrachten, weil er, alt, abgenutzt und den Spaniern verhaßt, leicht gestürzt werden konnte. Auch konnte man unter der Form eines schiedsrichterlichen Spruchs zwischen Vater und Sohn für den Vater entscheiden, welcher geleitet von dem Friedensfürsten und der Königin, die immer noch nach Rache an Ferdinand VII. dürsteten, gewiß bald die spanische Krone an Napoleon abtreten würde. Wenn man außerdem unter dem Vorwand dieses Schiedsspruchs Ferdinand VII. zu Napoleon locken konnte, so wurde es leicht, sich seiner Person zu bemächtigen und die Verwickelung wurde sehr vereinfacht, denn man hatte es nur noch zu thun mit einem entthronten alten Königspaar, einem bequemen Werkzeuge in der Hand, welches ihnen die Ruhe, nach der sich ihre alten Tage sehnten und die Rache, nach welcher ihr verwundetes Herz dürstete, sicherte. Man konnte ihnen einige Zeit das Scepter lassen und sie dann für die Abtretung desselben durch ein Leben in stiller Zurückgezogenheit entschädigen, oder es ihnen sogleich entreißen, indem man die Furcht, die ihnen eine werdende Revolution verursachte und die Abneigung, welche ein über ihre Laster entrüstetes Volk gegen sie fühlte, benutzte.

Auf diese Weise verlockt zum Erobern eines fremden Throns ohne Krieg, das legitime Mittel, wenn man ihn nicht veranlaßt, wurde Napoleon von Arglist zu Arglist schreitend mit jedem Tage strafbarer. Die Einen schieben Alles auf seine angebliche natürliche Perfidie, die Andern auf die Unbesonnenheit Murat's, der ihn gegen seinen Willen mit fortgezogen haben soll. Die Wahrheit ist ganz so wie wir sie hier darstellen. Beide vom Ehrgeiz berathen und von den Verhältnissen geleitet, wirkten nach ihrer Stellung bei diesem dunkeln Werke mit. Der Plan, den Sohn nicht anzuerkennen und sich des erzürnten Vaters gegen den rebellischen Sohn zu bedienen, entstand zu gleicher Zeit in Madrid und in Paris in Murat's und in Napoleon's Kopf, erzeugt von den Ereignissen selbst. So mußte es auch sein; denn nachdem man sich einmal auf diese Sache eingelassen, ertrug die Lage keine andere Verfahrungsweise.

Napoleon ließ auf der Stelle General Savary rufen, der schon in den schwierigsten Sendungen verwendet worden war und eben von St. Petersburg zurückkehrte, wo er ebenso viel Geschmeidigkeit als Sicherheit gezeigt hatte. Napoleon eröffnete ihm alle seine Gedanken über Spanien, seinen Wunsch, es durch eine Veränderung der Dynastie an Frankreich zu ketten, die Verlegenheiten, die ihm aus diesem Unternehmen flossen, welches bald in den Ereignissen Behinderung, bald Unterstützung fand, die neue Wendung, die es seit der Revolution von Aranjuez genommen, endlich die Möglichkeit es zu dem gewünschten Ende zu führen, indem man sich Carl's IV. gegen Ferdinand VII. bediente. Napoleon theilte General Savary seine Absicht mit, den Sohn nicht anzuerkennen, für die Autorität des Vaters eine unverbrüchliche Hochachtung an den Tag zu legen, diese Autorität aufrecht zu erhalten, bis man sich früher oder später nach den Umständen der Krone bemächtigen konnte; Ferdinand VII. nach Burgos oder nach Bayonne zu locken, um sich seiner Person zu bemächtigen und sich von ihm alle seine Rechte gegen eine Entschädigung in Italien, zum Beispiel Etrurien, abtreten zu lassen. Napoleon empfahl Savary mit Schonung zu verfahren, Ferdinand durch die Hoffnung, den Streit zu seinen Gunsten geschlichtet zu sehen, nach Bayonne

zu locken; wenn er aber auf seinem Widerstand beharren sollte, sofort die Protestation Carl's IV. zu veröffentlichen, zu erklären, daß dieser allein in Spanien regiere und Ferdinand VII. als rebellischen Sohn und Unterthan zu behandeln. Die am wenigsten gewaltthätigen Mittel sollten vorzugsweise gewählt werden. Napoleon wollte, daß General Savary auf der Stelle nach Madrid abreise, um Murat endlich ein Geheimniß mitzutheilen, das er bis jetzt nur errathen hatte, das er aber durch einen sichern Mann kennen lernen mußte, der im Stande war, ihm auf diesem krummen Weg, wo der kleinste Fehltritt die schlimmsten Folgen haben konnte, zu leiten fähig war. General Savary reiste sofort ab, um den Willen Napoleon's ganz und ohne Vorbehalt zur Ausführung zu bringen.

Dennoch trat plötzlich in dem Geist Napoleon's eine der plötzlichen Umschwunge ein, welche Den, der die menschliche Natur nicht kennt, in Verwunderung setzen, und welche man gern bei Menschen von weniger anerkannter Ueberlegenheit, als der Mann ist, dessen Geschichte ich schreibe, Inconsequenzen nennt. Obgleich ihn eine Art Verhängniß zur Usurpation der spanischen Krone trieb, so verhehlte er sich doch keine der Unannehmlichkeiten, welche das beklagenswerthe Unternehmen haben mußte. Er ahnte im Voraus den Tadel der Welt, die Entrüstung der Spanier, ihren hartnäckigen Widerstand, den Vortheil, den England aus diesem Widerstand ziehen konnte; er sah alle diese Unannehmlichkeiten mit staunenswerthem Scharfblick voraus; und dennoch nicht über die Schwierigkeiten, aber über seine Fähigkeiten, sie zu überwinden, verblendet, fortgerissen von der Sehnsucht, eine neue Ordnung in Europa zu begründen, strebte er seinem Ziele entgegen, obgleich von Zeit zu Zeit beunruhigt von der plötzlichen und vorübergehenden Erscheinung der düstersten Bilder. Ein bis heute schlecht begriffener Zwischenfall war auch jetzt die Ursache zu einem dieser zufälligen Umschwunge, und veranlaßte ihn einen Augenblick Befehle zu geben, die den früher ertheilten ganz entgegengesetzt waren und die manche schlecht unterrichtete Geschichtsschreiber als einen Beweis darstellen, daß Napoleon in der spanischen Angelegenheit ursprünglich nicht das wollte, was geschah und daß ihn der unvorsichtige Ehrgeiz Murat's weiter getrieben habe, als er beabsichtigte.

Unter den in Spanien reisenden Agenten Napoleon's befand sich einer, dem er ein gerechtes Vertrauen schenkte: dies war sein Kammerherr de Tournon, ein kalter, wenig zu Illusionen geneigter Geist, der ihm ergeben genug war, um die Wahrheit zu sagen. Er war einer der Männer, denen Napoleon gern eine dem Anschein nach geringfügige Sendung, wie die Ueberreichung eines Beglückwünschungs- oder eines Beileidsschreibens übergab, weil er unterwegs viel und gut beobachtete und getreu über das Beobachtete berichtete. Herr de Tournon hatte während der letzten sechs Monate mehrere Reisen in Spanien gemacht, um Carl IV. Briefe Napoleon's zu überbringen; er beurtheilte die Halbinsel und was dort vorging mit einem Scharfblick, welchen die Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt haben. So hat er zum Beispiel ganz klar erkannt, daß die Herrschaft des alten Hofs zu Ende sei, und daß ein neuer, schon von den Spaniern angebeteter Hof sich vorbereite; daß man diesen durch sein Bedürfniß des Schutzes Frankreichs an sich knüpfen, sich aber wohl hüten müsse, durch Gewalt oder List sich der spanischen Krone zu bemächtigen, denn man würde bei einem freien Volke auf einen verzweiflungsvollen Widerstand stoßen und die Vortheile einer solchen Eroberung durch die zu ihrer Erreichung nöthigen Anstrengungen zu theuer erkaufen. Herr de Tournon hatte alles dies sehr richtig erkannt, und es auf seinen zahlreichen Reisen sowohl Murat wie seinen Offizieren, die in abenteuerliche Unternehmungen ganz verrannt waren, das spanische Volk aufs Tiefste verachteten und nicht an seine Widerstandsfähigkeit gegen die französische Armee glaubten, zu hören gegeben. Nachdem Herr de Tournon während seines letzten Aufenthalts in Madrid Augenzeuge des Vorspiels zu der Revolution in Aranjuez und der Begeisterung des spanischen Volks für seinen neuen König gewesen, war er der festen Ueberzeugung, daß es Thorheit sei, sich auf krummen oder geraden Wegen Spaniens zu bemächtigen; und daß es viel rathsamer sei, Ferdinand VII. als Verbündeten zu gewinnen, der noch viel mehr Unterwürfigkeit versprach, weil der Friedensfürst und die alte Königin mit ihren Launen und Intriguen nicht mehr an seiner Seite stehen würden. Napoleon hatte Herrn de Tournon befohlen am 15. März in Burgos zu sein, wo er selbst um diese Zeit eintreffen und aus dem Munde eines zuverlässigen Mannes die Einzelheiten des Geschehenen vernehmen wollte. Herr de Tournon reiste, um sich nach Burgos zu begeben, durch das Hauptquartier Murat's, verhehlte weder diesem noch seinen Offizieren die Besorgnisse, die ihm das so eben begonnene Unternehmen einflößte, was ihm reichlich ihren Spott einbrachte (vorzüglich Murat ließ es daran nicht fehlen) und begab sich Napoleon's Befehl gemäß am 15. nach Burgos. Von Burgos aus schrieb er an Napoleon und bat ihn ehrerbietig, aber mit der Angelegentlichkeit eines ehrlichen Mannes, keinen endgültigen Entschluß über Spanien zu fassen, bevor er es mit eigenen Augen gesehen, vorzüglich sich aber nicht von den Berichten der tapfern, aber unbesonnenen Militairs bestimmen zu lassen, die nur von Schlachten und Kronen träumten; und warnte ihn, daß er in Spanien grausamen Täuschungen und vielleicht schrecklichen Unfällen begegnen werde. Er wartete in Burgos bis zum 24. und da Napoleon nicht kam, begab er sich nach Paris, wo er wegen des schlechten Zustandes der Wege, die von den zahlreichen nach Spanien abgehenden Transporten ganz verdorben waren, nicht vor dem 29. eintreffen konnte.

Da Murat abgehalten durch den Einzug in Madrid am 22. und 23. nicht geschrieben hatte, so war der Kaiser am 28. und 29. ohne Nachrichten. Er war sehr unruhig über das, was möglicherweise in Spanien geschehen sein konnte und war in diesem

Gemüthszustand einen Augenblick geneigt die Sachen von ihrer ungünstigsten Seite anzusehen. Die unerwartete Ankunft eines wohlunterrichteten Augenzeugen, der mit Ueberzeugung und Uneigennützigkeit den eigennützigen Berichten der Generäle widersprach, brachte in Napoleon's Entschlüssen eine plötzliche, leider nur zu kurze Veränderung hervor, denn sie dauerte kaum nur 24 Stunden. Napoleon theilte alle Besorgnisse des Herrn de Tournon bei dem Gedanken des Einmarsches der Franzosen in Madrid während einer politischen Revolution, die leicht zu einem Zusammenstoß mit den Spaniern und vielleicht gar zu einem Vertilgungskrieg mit einem energischen, leidenschaftlich für seine Unabhängigkeit begeisterten Volke führen konnte. Auf der Stelle schrieb er an Murat, daß Herr de Tournon sofort abreisen und ihm neue Befehle überbringen werde, da er zu schnell marschire und sich zu sehr beeile, vor den Mauern Madrids zu erscheinen (jedoch war Murat eher hinter den von Napoleon festgesetzten Terminen zurückgeblieben); daß er nicht nur mit seinem Armeecops gegen Madrid zu schnell marschire, sondern auch den General Dupont zu früh habe über den Guadarrama gehen lassen; daß er auf die Nachricht von dem Rückmarsch der spanischen Truppen unter General Taranco gegen Altcastilien nicht Segovia und Valladolid hätte entblößen sollen; daß er sich hüten müsse, an den Parteiungen der Spanier Theil zu nehmen oder gar mit ihnen in Zusammenstoß zu kommen, denn jeder Krieg dieser Art sei unheilvoll; daß man sich täusche, wenn man die Spanier, weil sie keine Waffen haben, nicht fürchte; daß sie, abgesehen von ihrer natürlichen Wildheit, die ganze Energie eines noch frischen Volks, das die politischen Leidenschaften noch nicht abgenutzt haben, besäßen; daß die Armee, obgleich kaum 100,000 Mann stark und unfähig den schwächsten französischen Corps zu widerstehen, sich auflösen würde um in jeder einzelnen Provinz den Kern einer fortwährenden Insurrection zu bilden; daß die Priester, die Mönche und der Adel, wohl einsehend, daß die Franzosen nur eine Umgestaltung des alten socialen Zustands Spaniens beabsichtigten, allen ihren Einfluß anwenden würden, um ein fanatisches Volk gegen sie aufzureizen; daß England nicht versäumen werde diese Gelegenheit neue Verlegenheiten zu bereiten zu ergreifen; daß man demnach nichts übereilen dürfe und gegen den Vater und gegen den Sohn die größte Zurückhaltung beobachten müsse. Hinsichtlich des Vaters bemerkte er, daß man ihn unmöglich länger fortregieren lassen könnte, da die Regierung der Königin und des Günstlings den Spaniern unerträglich geworden war; hinsichtlich des Sohnes, daß er im Grunde ein Feind Frankreichs sei, denn er theile im höchsten Grade alle Vorurtheile des spanischen Charakters und seine angebliche Abneigung gegen die Politik seines Vaters, eine Politik der Concessionen gegen Frankreich, trage mit zu seiner Popularität bei; außerdem zeigte die Erfahrung, wie wenig man auf Heirathen rechnen könne, um die Politik der Dynastie zu verändern, so daß Ferdinand bald der erklärte Feind der Franzosen sein werde; dennoch dürfe man nicht mit ihm brechen, denn so mittelmäßig er sei, würde man aus ihm einen Helden machen, um ihn uns entgegen zu stellen; daß man zwischen der Unmöglichkeit den Vater fortregieren zu lassen und der Gefahr sich dem Sohne anzuvertrauen nicht mit der Wahl sich beeile, am wenigsten aber seine Pläne errathen lassen dürfe, was um so leichter sei, da Napoleon selbst noch keinen Entschluß gefaßt habe; daß man die Möglichkeit eines wohlwollenden und uneigennützigen Schiedsspruchs in Aussicht stellen müsse und sich zu einer Audienz bei Ferdinand VII. nur entschließen dürfe, wenn sich Frankreich für seine Anerkennung entschieden habe; daß mit einem Worte die Klugheit rathe, nichts zu übereilen; daß Murat insbesondere sich vor den Einflüsterungen seines persönlichen Interesses hüten müsse; daß Napoleon an ihn denken werde, wenn er selbst nicht an sich denken wolle; daß die Krone von Portugal immer zu seiner Verfügung sei, um die Dienste des getreuesten seiner Unterfeldherren, der mit seinen Verdiensten den Vortheil vereinigte, der Gemahl seiner Schwester zu sein, zu belohnen.

Napoleon stand im Begriff diese weisen Rathschläge Murat unter dem Einfluß und durch die Vermittelung des Herrn de Tournon zu ertheilen, als er, nachdem er zwei Tage ohne Nachrichten geblieben, die Briefe Murat's vom 24. empfing. Darin berichtete dieser über seinen friedlichen Einzug in Madrid, über den vortrefflichen Empfang, den er gefunden, über die Neigung des alten Herrscherpaars, sich Napoleon in die Arme zu werfen, über ihren Eifer, gegen die Abdankung vom 19. zu protestiren, über die Leichtigkeit die Erledigung des Throns durch verweigerte Anerkennung Ferdinand's VII. herbeizuführen und auf diese Weise in Spanien einen König, der abgedankt hatte, und einen König, der noch nicht anerkannt war, zu haben. Da jetzt Napoleon alle die Mittel, an deren Vorhandensein er einen Augenblick zu glauben aufgehört hatte, in seiner Hand sah, kam er wieder auf den Plan zurück, den die Revolution von Aranjuez Murat und ihm eingegeben und bestätigte die Befehle, welche General Savary kurze Zeit vor der Ankunft des Herrn de Tournon erhalten hatte. Demnach schrieb er in einem neuen Brief am 30. an Murat: daß er alle seine Schritte billige, daß er wohlgethan habe Madrid zu besetzen; daß er dennoch fortfahren müsse, jeden Zusammenstoß zu vermeiden, und sein Augenmerk darauf zu richten habe, daß dem Friedensfürsten nichts Böses geschehe; und ihn selbst nach Bayonne schicken könne, wenn es anginge. Er empfahl ihm besonders das alte Herrscherpaar zu schützen, es von Aranjuez nach dem Escurial, wo es von der französischen Armee umgeben war, kommen zu lassen, sich zu hüten Ferdinand VII. anzuerkennen; und endlich die nahe bevorstehende Ankunft des französischen Hofs in Bayonne abzuwarten. Napoleon ließ auf der Stelle Herrn de Tournon abreisen, ohne den vorhin im Auszug mitgetheilten Brief mitzugeben, hatte ihm aber auch weder die vorübergehende Mißbilligung, mit welcher er die Schritte Murat's betrachtet hatte, noch die Be-

fürchtungen verbergen können, welche ihm manchmal die möglichen Folgen der spanischen Angelegenheit einflößten. Er ließ ihn ohne Brief mit dem Auftrag abreisen, in seinen Beobachtungen fortzufahren und für ihn Appartements in Madrid einzurichten. Napoleon selbst reiste am 2. April nach Bordeaux ab, wo er einige Tage bleiben wollte, um neue Briefe von Murat abzuwarten und allen Personen, die man mit oder gegen ihren Willen nach Bayonne führte, Zeit zu geben, dort einzutreffen. Herr von Talleyrand blieb in Paris, um sich mit den Vertretern der europäischen Diplomatie zu beschäftigen, die wie leicht vorauszusehen war, bei dem Eintreffen jedes neuen Couriers aus Madrid beruhigt oder eingeschüchtert werden mußte. Herr von Tolstoy bedurfte mehr als jeder Andere einer solchen Behandlungsweise. Napoleon ließ sich von dem gelehrigen und getreuen Herrn de Champagny begleiten, von dem er nicht viel Einwendungen zu fürchten hatte und eilte sogar seinem Hofe voraus, so sehr drängte es ihn sich dem Schauplatz der Ereignisse zu nähern. In der Erwartung eines längern Aufenthalts an der spanischen Grenze und des Besuchs vieler fürstlichen Personen befahl er der Kaiserin, ihm in wenig Tagen nachzukommen. Er kam am 4. April in Bordeaux an, voller Ungeduld Nachrichten von Murat entgegensehend.

Aber die Ereignisse in Madrid, die einen Augenblick still gestanden hatten, weil Murat Befehle von Paris und Ferdinand VII. seine beiden vornehmsten Vertrauten, den Canonicus Escoiquiz und den Herzog von Infantado erwartete, hatten bald wieder ihren Verlauf genommen. Obgleich Murat mit seiner gewöhnlichen Kühnheit verfuhr, war er doch nicht ohne einige Besorgnisse über seine Maßnahmen und frug sich, ob er die Absichten des Kaisers gut oder schlecht begriffen habe. Er war daher hoch erfreut über den Brief am 13. und betrieb trotz der augenblicklichen Unzufriedenheit, die Herr de Tournon in Madrid nicht geheim gehalten hatte, den seiner Loyalität so wenig würdigen Plan, den er so schnell wie sein Herr entdeckt hatte, nur mit größerm Eifer und verdoppelter Schlauheit. General Savary, der Träger der geheimen Entschlüsse Napoleon's, die in so traurigem Einklang mit den Plänen Murat's standen, war eingetroffen und Letzterer brauchte über den zu verfolgenden Weg nicht mehr zu zögern. Ferdinand VII. nicht anzuerkennen, ihn zu bewegen, sich zu dem Kaiser zu begeben, sich im Fall seines Widerstandes der Protestation Carl's IV. zu bedienen, um diesen zu dem einzigen König von Spanien und Ferdinand VII. als einen rebellischen Sohn und Usurpator zu erklären; den Friedensfürsten seinen Henkern aus Menschlichkeit oder aus Berechnung zu entreißen, denn er konnte unter den obwaltenden Umständen ein nützliches Werkzeug werden: dieser Plan schien Murat von den Ereignissen geboten und von Napoleon vorgeschrieben zu sein. Murat und General Savary verständigten sich mit einander, um dieses schwierige Werk zum Ziel zu führen. Sie hatten ein bequemes Werkzeug bei der Hand, Herrn de Beauharnais, um so bequemer, weil er in seinem blinden Vertrauen überzeugt war, daß Ferdinand VII. nichts Besseres zu thun habe, als Napoleon entgegen zu eilen, sich ihm zu Füßen zu werfen und von ihm die Anerkennung seines neuen Titels, die Billigung alles in Aranjuez Vorgegangenen und die Hand einer französischen Prinzessin zu erlangen. Tag für Tag rieth Herr de Beauharnais Ferdinand diese Schritte an und dieser, der mit großer Ungeduld von Napoleon die Erlaubniß zu regieren erwartete, aber in Abwesenheit seiner Günstlinge nichts zu thun wagte, versprach allen Rathschlägen des französischen Gesandten zu folgen, sowie die Personen, denen er sein Vertrauen schenkte, in Madrid eingetroffen waren. Er hatte schon die Personen, welche für die ergebensten Freunde des Friedensfürsten galten, oder die ihm nicht gefielen, aus dem Ministerium entfernt. Ins Kriegsministerium hatte er den General O'Farrill berufen, einen ehrenwerthen Militair, der früher die spanischen Truppen in Toscana befehligte; die Finanzen übernahm Herr d'Azanza, ein sehr geachteter früherer Minister; die Justiz Don Sebastian Pinuela, ein Beamter von Ruf in diesem Fache. Herr de Caballero, der in den letzten Tagen allein dem Friedensfürsten opponirt hatte, dem man aber in dem Proceß des Escurial ein zu gehässiges Benehmen gegen die Angeklagten Schuld gab, mußte weichen, dagegen blieb in den auswärtigen Angelegenheiten Herr de Cevallos, stets der gehorsame Diener des Friedensfürsten, vornehmlich in der großen Frage der Reise nach Andalusien, aber jetzt den treuesten Anhänger des neuen Hofs spielend, und in den Augen desselben den kostbaren Vorzug besitzend, die Franzosen zu verabscheuen, denen er aber im Fall ihres Siegs zu dienen bereit war.

Der Herzog von Infantado war endlich eingetroffen und Ferdinand VII. ernannte ihn sogleich zum Gouverneur des Raths von Castilien und zum Befehlshaber seiner Leibgarde. Er hatte auch die Freude, seinen Lehrer, den er im Proceß des Escurial schmählich im Stich gelassen, den er aber aus Gewohnheit liebte und dem er sein nur sehr Wenigen zugängliches Herz zu eröffnen pflegte, wiederzusehen und zu umarmen. Er wollte ihn mit Würden überhäufen und ihn zum Großinquisitor machen, was der Canonicus Escoiquiz mit scheinbarer Uneigennützigkeit zurückwies und dem Cardinal Fleury folgend, nur der Lehrer seines königlichen Schülers bleiben, aber unter diesem Namen Spanien und die beiden Indien regieren wollte. Er nahm nur den Titel eines Staatsraths und den Orden Carl's III. an, um seinem König die Freude zu gewähren, ihm etwas zu geben. Mit diesen verschiedenen Personen und indem er sich aus dem Herzog von Infantado und dem Canonicus Escoiquiz einen vertrautern Rath bildete, wo die wichtigsten Entschlüsse gefaßt wurden, gedachte Ferdinand die großen Fragen zu lösen, von welchen sein und seines Reichs Schicksal abhing.

Die Fragen, über welche Ferdinand sich zu entscheiden hatte, ließen sich alle auf eine einzige Frage zurückführen: sollte man Napoleon entgegenreisen,

um sich seines Wohlwollens zu versichern, von ihm die Anerkennung des neuen Königstitels und die Hand einer französischen Prinzessin zu verlangen; oder sollte man stolz in Madrid, umgeben von einer treuen begeisterten Nation abwarten, was die Franzosen gegen die Dynastie zu unternehmen wagten? Selbst vor der Lösung dieser hochwichtigen Frage hatte man bei Napoleon die entgegenkommenden Schritte vervielfältigt. Nachdem ihm drei der vornehmsten Edelleute des Hofs, Graf Fernand Nuñez, der Herzog von Medina-Celi und der Herzog von Frias, entgegen gereist waren, hatte man noch den Infanten Don Carlos an ihn abgeschickt, der bis Burgos, Vittoria, Irun und nöthigenfalls selbst bis Bayonne gehen sollte. Nachdem man Napoleon diesen ersten Beweis der Verehrung gegeben, handelte es sich um die zur Gewinnung seiner Gunst zu machenden Concessionen; im Fall er sich zum Schiedsrichter zwischen Vater und Sohn machte. Man brauchte mehrere Tage zur Berathung über diesen schwierigen Gegenstand.

Vor allen Dingen handelte es sich darum, zu wissen, was Napoleon gegen Spanien beabsichtigte, als er den nach Lissabon bestimmten 30,000 Mann einer Armee von mindestens 80,000 Mann nachschickte, deren Marsch über Bayonne und Perpignan gegen Castilien und Catalonien ein ganz anderes Ziel als Portugal verrieth. Die Räthe Ferdinand's, die neu eingetretenen so gut wie die alten, wußten aber nicht das Mindeste von dem Geheimniß der diplomatischen Beziehungen zu Frankreich. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr de Cevallos, war in keine der von Herrn Yzquierdo in Paris geführten Unterhandlungen eingeweiht. Der Friedensfürst und die Königin wußten allein davon und der König Carl IV. kannte davon nur so viel, als man ihm mitzutheilen für gut fand. Außerdem waren diese Unterhandlungen, wie Herrn Yzquierdo's Scharfblick erkannte, nur ein Blendwerk, hinter das sich Napoleon's geheime Pläne versteckten.

So wußten die Räthe Ferdinand's nichts von dem, was der Friedensfürst wußte, und der Friedensfürst wußte nur das, was Yzquierdo mehr errathen, als auf zuverlässige Weise erfahren hatte. Während man noch berieth, traf in Madrid eine Depesche des Herrn Yzquierdo an den Friedensfürsten ein, die in Paris am 24. März, vor der Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez, geschrieben war. In dieser Depesche berichtete Herr Yzquierdo die Einzelheiten der Unterhandlungen, die zwischen den Cabineten von Paris und Madrid betrieben wurden. Darnach drang Napoleon auf ein ewiges Bündniß zwischen den beiden Staaten, auf die Eröffnung der spanischen Colonien für Frankreich und endlich auf den Austausch Portugals gegen die am Fuße der Pyrenäen liegenden Ebro-Provinzen, wie Navarra, Aragonien und Catalonien. Unter diesen Bedingungen, schrieb Herr Yzquierdo, erklärt sich der Kaiser Napoleon für bereit dem König von Spanien den Titel eines Kaisers der beiden Amerika beizulegen, Ferdinand VII. als Präsumtiv-Erben der spanischen Krone anzuerkennen und ihm die Hand einer französischen Prinzessin zu geben. Er habe, schrieb er, diese Bedingungen sehr bekämpft, vorzüglich so weit sie die Abtretung der Ebro-Provinzen beträfen, aber ohne Erfolg. Er sagte aber nicht, was er während seines kurzen Aufenthalts in Madrid mündlich mitgetheilt hatte, daß Napoleon etwas ganz Anderes wollte und nach der Krone selbst strebte. Uebrigens war der Inhalt der Depesche ganz der Wahrheit gemäß, denn Herr von Talleyrand hatte seinerseits einen gleichlautenden Bericht für den Kaiser verfaßt und ihm angeboten unter diesen Bedingungen mit dem spanischen Hof abzuschließen.

Als die Räthe Ferdinand's diese nicht für sie bestimmte Depesche des Herrn Yzquierdo empfingen, hielten sie sich in ihrer Unkenntniß der Menschen und der Dinge für vollständig eingeweiht in das Geheimniß der Politik Napoleon's. Sie setzten in allem Ernste voraus, es handele sich bei den beiden Regierungen Frankreichs und Spaniens blos um die Frage, welche Herr Yzquierdo in seiner Depesche erwähnte und Napoleon denke nicht daran sich der spanischen Krone zu bemächtigen. Sie argumentirten auf folgende Weise. Erstlich konnten sie als wahre Spanier gar nicht zugeben, daß Napoleon wagen würde, seine Herausforderung der Macht Spaniens so weit zu treiben, daß er nach der Krone strebte. Aber sie gaben nicht einmal zu, daß er diesen Wunsch hegte. Hatte er nicht nach Austerlitz und nach Jena die Beherrscher von Oesterreich und Preußen auf ihren Thronen gelassen? Er hatte bis jetzt nur die Bourbonen von Neapel entthront, die sich diese Behandlung durch einen unverzeihlichen Verrath zugezogen hatten. Ein solches Loos verdiente der spanische Hof in keiner Weise, denn er hatte alle seine Hülfsquellen im Dienste Frankreichs verwendet. Nach der Meinung der Räthe Ferdinand's handelte es sich blos darum, ob man einige Provinzen gegen Portugal austauschen, die spanischen Colonien den Franzosen öffnen und seine Zustimmung zu einem Bündniß geben sollte, das bereits rechtlich und thatsächlich bestand und den wahren Interessen beider Länder angemessen war. Der einzige zarte Punkt war die Aufopferung der Ebro-Provinzen, weil sie nur schwer der Nation annehmbar zu machen war und der Popularität des jungen Königs viel schaden konnte. Aber selbst über diesen Punkt schien nach Herrn Yzquierdo's Sprache zu urtheilen, noch nichts Endgültiges beschlossen zu sein. Das französische Cabinet schien die Ebro-Provinzen als Austausch gegen die Militairstraße nach Portugal zu wünschen. Aber wenn man lieber die Unbequemlichkeit der Militairstraße ertrug, so brauchte man nicht die geforderten Provinzen hinzugeben und hatte nur den vorübergehenden Nachtheil des Durchmarsches französischer Truppen zu dulden; denn sobald Napoleon, was nicht lange ausbleiben konnte, einen neuen Krieg im Norden zu führen hatte, mußte er Portugal räumen und Napoleon sah sich auf diese Weise von der Anwesenheit seiner Truppen befreit.

So legte man die Depesche des Herrn Yzquierdo

aus. Die Räthe Ferdinand's tröſteten ſich damit, daß ſie im ſchlimmſten Fall durch eine directe Unterhandlung mit Napoleon genöthigt ſein könnten, einige Opfer in den Colonien zu bringen, ein Bündniß zu erneuern, das nicht aufgehört hatte zu beſtehen, und eine Militairſtraße nach Portugal zu bewilligen, während man dafür gewiß die Anerkennung des Titels des neuen Königs erlangte. Dieſe letzte Rückſicht übte den meiſten Einfluß auf den Geiſt dieſer unwiſſenden Räthe und ihres unwiſſenden Herrn aus und brachte alle übrigen zum Schweigen. Obgleich es ihnen nicht in den Sinn kam, daß man die Anerkennung Ferdinand's VII. verweigern könnte, ſo hatten ihnen doch in dieſer Hinſicht gewiſſe Symptome einige Unruhe eingeflößt. Die Ehrerbietung, welche Murat gegen das alte Herrſcherpaar an den Tag legte, ſein Eifer ſie durch eine Abtheilung franzöſiſcher Cavallerie zu beſchützen, ſeine Erklärung, daß er keine ſtrenge Maßregel gegen den Friedensfürſten dulden werde, einige Aeußerungen, die aus Aranjuez verlauteten, wo der alte Hof ſich mit dem Schutze ſeines mächtigen Freundes Napoleon tröſtete — alle dieſe Zeichen ließen Ferdinand und ſeinen kleinen Hof einen plötzlichen Umſchwung der Politik zu Gunſten Carl's IV. und zwar durch die Einmiſchung Frankreichs fürchten. Obgleich ihnen Herr de Beauharnais das Wohlwollen Napoleon's hatte hoffen laſſen, ohne es ihnen zu verſprechen, ſo vernahmen ſie doch ſeit einigen Tagen von dieſem Geſandten nur leere Worte und den wiederholten Rath, ſich unter Napoleon's Schutz zu begeben, um ſich ſeine Gunſt zu erwerben, die alſo noch nicht erlangt ſein konnte, da man ſo weit darnach gehen ſollte. Die Aeußerungen Murat's, der zu dem Kaiſer der Franzoſen in noch unmittelbarerer Beziehung ſtand, klangen noch weniger beruhigend. Er zeigte nur Hinneigung zu dem alten Herrſcherpaar und geſtand dem jungen König nur den Titel „Prinz von Aſturien" zu. Nach andern von Aranjuez verlautenden Gerüchten, fürchtete man, daß Carl IV. und ſeine Gemahlin ſich ſelbſt zu Napoleon begeben würden, um ihm auf ihre Weiſe die Revolution von Aranjuez zu erzählen, ihn für ſich zu gewinnen und die Abhülfe ihrer Beſchwerden von ihm zu erlangen. Auf dieſe Weiſe konnte die Macht wieder in Carl's IV. und der Königin Hand gelangen, welche Ferdinand von Neuem in die traurige Stellung des tyranniſirten Sohnes zurückdrängen, den Herzog von Infantado und den Canonicus Escoiquiz aber auf die Feſtung ſchicken und ſo an Allen die kurze Demüthigung, welche ſie erlitten und vorzüglich den Sturz des Günſtlings, den ſie nie vergeſſen konnte, rächen würde.

Dieſer Grund brachte viel mehr als jeder andere, viel mehr als die Unkenntniß in den Staatsgeſchäften oder fremde Einflüſterungen, Ferdinand VII. und ſeine unfähigen Räthe auf den Gedanken, ſich insgeſammt zu Napoleon zu begeben. An die Gefahr, durch eine unbeſonnene Unterhandlung Provinzen, Colonialprivilegien oder ein anderes großes Intereſſe der ſpaniſchen Monarchie zu gefährden, dachten ſie gar nicht, ſo ausſchließlich beſchäftigte ſie die Furcht, Carl IV. könnte ſelbſt ſeine Sache bei Napoleon führen und ihn vielleicht dafür gewinnen. Viel lieber hätten ſie Napoleon regieren als die Zügel des Staats wieder in die Hände der Königin fallen ſehen; ganz dasſelbe Gefühl beherrſchte das alte Herrſcherpaar und ließ zum Unglück Spaniens und Frankreichs das Scepter Philipp's V. in die Hand der Familie Buonaparte fallen.

Sobald dieſe Beſorgniß ſich des neuen Hofs bemächtigt hatte, war die Frage: ob man Napoleon entgegenreiſen ſollte oder nicht, entſchieden, und die fernern Berathungen über das Stattfinden der Reiſe waren nur die Zögerungen ſchwacher Charaktere, die das, was ſie wünſchen, nicht einmal entſchieden zu wollen verſtehen. Uebrigens fehlte es weder von Seiten Murat's, noch von Seiten des Generals Savary, an Bemühungen dieſem Zaudern ein Ende zu machen. Murat benutzte Herrn de Beauharnais, um täglich Ferdinand den Rath abzureiſen ertheilen zu laſſen, indem er dieſem unglücklichen Geſandten immer und immer wieder einprägte, daß er damit allein den Fehler, den er durch Verhinderung der Reiſe nach Andaluſien begangen, wieder gut machen könne. Murat hatte es auch dem Canonicus Escoiquiz geſagt. Dieſer, der ſich für ſehr ſchlau hielt, für viel ſchlauer als ein Soldat, der ſein ganzes Leben auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, ſein konnte, hatte ſich geſchmeichelt, in einer Unterhaltung mit dem franzöſiſchen Feldherrn leicht die geheimen Pläne des franzöſiſchen Hofs durchſchauen zu können. Murat ſah ihn, hütete ſich wohl ihm im Voraus die Anerkennung Ferdinand's VII. zu verſprechen, aber erklärte wiederholt, daß Napoleon die aller freundſchaftlichſten Abſichten habe, daß er ſich in keiner Weiſe in die innern Angelegenheiten Spaniens miſchen wolle, daß es ein reiner Zufall ſei, daß ſeine Truppen beim Ausbruch der letzten Revolution vor den Thoren Madrids erſchienen ſeien; daß er aber, da ihn Europa für dieſe Revolution verantwortlich machen könnte, genöthigt ſei, ſich vor der Anerkennung des neuen Königs zu verſichern, ob Alles in Aranjuez legitim und natürlich zugegangen ſei; daß Niemand beſſer als Ferdinand VII. ihn vollſtändig darüber aufklären könnte, und daß der Beſuch deſſelben und ſeine mündlichen Erklärungen jedenfalls eine entſcheidende Wirkung auf den Geiſt Napoleon's hervorbringen würden. So düpirte Murat den armen Canonicus, der ſich geſchmeichelt hatte, ihn zu düpiren und der ihn mit der Ueberzeugung verließ, daß die Reiſe unfehlbar zur Anerkennung des Prinzen von Aſturien als König von Spanien führe.

Man hielt den in Madrid angekommenen General Savary, obgleich er eine untergeordnetere Stellung als Murat einnahm, für noch tiefer eingeweiht in die wahren Gedanken Napoleon's. Man wünſchte daher ſehnlichſt eine Unterredung mit ihm. Der Canonicus Escoiquiz und der Herzog von Infantado, wollten ſich mit ihm beſprechen und ihm alsdann Ferdinand VII. vorſtellen. Nachdem ſie von Savary noch ausführlichere Erklärungen als von Murat vernommen hatten, weil Erſterer weniger zurückhaltend zu ſein brauchte, ſtellten ſie ihm den Prinzen von Aſturien vor. Dieſer

befrug den General über den Nutzen der ihm vorgeschlagenen Reise und über die möglichen Folgen einer Zusammenkunft mit Napoleon. Es handelte sich noch nicht darum bis Bayonne zu reisen, sondern man sprach bis jetzt blos von Burgos oder Vittoria; denn der Kaiser, hieß es, müsse binnen Kurzem eintreffen, und es handle sich blos darum ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen, vor den alten Herrschern vor ihn zu treten und zuerst mit ihm zu sprechen, um ihn auf überzeugende Weise über die unerklärliche Revolution von Aranjuez aufzuklären. Ohne das Mindeste im Namen des Kaisers zu versprechen, dessen Ansichten über die bei seiner Abreise von Paris dort noch unbekannten Ereignisse ihm fremd waren, wurde es dem General Savary nicht schwer, Leute zu hintergehen, welche sich selbst betrogen hätten, wenn man sich mit ihnen nicht die Mühe gegeben hätte. Indem er in Allem nur seine eignen Ansichten auszusprechen behauptete, schien er doch die Meinung zu theilen, daß Napoleon den spanischen Infanten, nachdem er ihn gesehen, aus seinem Munde die letzten Ereignisse vernommen und vor Allem die Ueberzeugung erlangt habe, daß er ein getreuer Verbündeter Frankreichs sein werde, als König von Spanien anerkennen werde. Es geschah nun, was meistens bei derartigen Unterhaltungen zu geschehen pflegt: General Savary glaubte nichts versprochen zu haben, indem er viel hoffen ließ; und Ferdinand VII. glaubte Alles, was man ihn hoffen ließ, sei ihm versprochen worden. Kaum hatte der General den Prinzen verlassen, so entschied man sich für den definitiv beinahe schon gefaßten Entschluß, Napoleon entgegen zu reisen. Aber noch drohte ein Zwischenfall das so eben von Murat und Savary erlangte Resultat zu vereiteln.

Der Kaiser hatte vorgeschrieben, den Friedensfürsten der Wuth der nach seinem Tode lechzenden Feinde zu entreißen, theils um nicht unter den Augen und gewissermaßen unter der Verantwortlichkeit der französischen Armee ein Verbrechen begehen zu lassen, theils um ein Werkzeug in der Hand zu haben, durch das er einen beliebigen Einfluß auf das alte Herrscherpaar auszuüben hoffte. Andererseits verlangte die alte Königin, darin sehr unterstützt von der einfältigen Gutmüthigkeit Carl's IV., als eine Gnade, die ihr lieber als der Thron, und fast lieber als das Leben war, daß man ihren einzigen Freund Emanuel, wie sie ihn immer noch nannte, das Opfer seiner zu großen Freundschaft für die Franzosen, rette. Die Rettung des Günstlings war also nicht allein eine Handlung der Menschlichkeit, sondern auch das sicherste Mittel, den alten Hof mit Dankbarkeit und Freude zu erfüllen und ihn ganz für sich zu gewinnen. Murat verlangte mit aller Anmaßung der Macht die Auslieferung des Friedensfürsten, der anfangs im Dorfe Pinto in Haft, später nach Villa-Viciosa gebracht wurde, wo er mehr in Sicherheit war. Eine Abtheilung Garde du Corps, die ihn eher ermordet als ausgeliefert hätte, bewachte ihn. Nachdem man ihn mit Ketten belastet hatte, betrieb man seinen Proceß mit einer Art von Fanatismus, der zu gleicher Zeit eine Frucht des Hasses und des Verlangens war, durch den Tod des ehemaligen Günstlings den alten Hof zu beschimpfen und sich gegen einen Umschwung des Glücks zu sichern. Ferdinand VII. und seine Räthe gaben sich zu diesen Unwürdigkeiten her, theils um sich selbst Genüge zu thun, theils um der Menge zu schmeicheln.

Murat erklärte ihnen, wenn man die Auslieferung des Friedensfürsten verweigere, werde er die ihn bewachenden Gardes du Corps niedermachen lassen und so die Schwierigkeit mit Gewalt lösen. Zur Ehre des Tapfern muß man sagen, daß diesmal eine gerechte Entrüstung ebenso sehr wie Berechnung ihm diese Sprache eingab. Je mehr er auf sein Verlangen bestand, desto mehr glaubten die Vertrauten Ferdinand's, die wenig fähig waren ein edles Gefühl zu begreifen, darin einen Plan zu errathen, sich des Friedensfürsten gegen Ferdinand VII. zu bedienen, und man versichert, daß einige Exaltirte unter den einflußreichsten Personen des neuen Hofs einen Augenblick den Gedanken gehegt haben, den Gefangenen zu ermorden.

Behutsamer als Murat glaubte General Savary zu bemerken, daß der Eifer, mit dem man die Auslieferung des Friedensfürsten verlangte, ein Mißtrauen erzeuge, welches dem Hauptzweck der Reise Ferdinand's VII. schadete; und er entschloß sich daher auf eigne Verantwortlichkeit vor der Hand nicht länger auf die Auslieferung des Fürsten zu dringen. Diese Angelegenheit sollte wie alle andern später in der baldigst zu erwartenden Conferenz zwischen dem neuen König von Spanien und dem Kaiser der Franzosen abgemacht werden.

Sowie man sich über diese Concession verständigt hatte, wurde die Abreise Ferdinand's beschlossen. Zuerst wollte er sich nach Aranjuez zu seinem Vater begeben, den er seit dem 19. März (es war jetzt der 7. oder 8. April) ganz vernachlässigt hatte, ohne ihn ein einziges Mal zu sehen. Er wünschte von ihm einen Brief an Napoleon zu erlangen, um seinen alten Vater durch einen zu seinen Gunsten gegebenen Beweis des Wohlwollens gewissermaßen zu binden. Aber Carl IV. empfing diesen ungehorsamen Sohn sehr schlecht. Die Königin empfing ihn noch schlechter und man verweigerte ihm jedes Zeugniß, das zur Entschuldigung seines Benehmens während der Ereignisse von Aranjuez hätte dienen können.

Obgleich von dieser Weigerung etwas außer Fassung gebracht, traf er doch seine Vorbereitungen, um den 10. April abzureisen. Er ließ seine Regentschaft zurück, die aus seinem Onkel, dem Infanten Don Antonio, dem Kriegsminister O'Farrill, dem Finanzminister d'Azanza und dem Justizminister Don Sebastian de Pinuela zusammengesetzt war und ertheilte ihr Auftrag, in seiner Abwesenheit die dringendsten Befehle zu erlassen, alle, keiner sofortigen Entscheidung bedürftigen Angelegenheiten an ihn zu berichten und sich in allen Fällen mit dem Rath in Castilien zu verständigen. Seine beiden Vertrauten, den Herzog von Infantado und den Canonicus Escoiquiz, den Staatsminister Cevallos und zwei erfahrene Unterhändler,

die Herren de Musquiz und de Labrador, nahm Ferdinand mit sich. Außerdem begleiteten ihn noch der Herzog von San Carlos und die übrigen Granden, welche seinen neuen Hof bildeten. Herr de Cevallos sollte mit der Regentschaft in Madrid correspondiren.

Es war jedoch keine leichte Sache, diesen Entschluß dem Volke von Madrid annehmbar zu machen. Die Einen glaubten mit echt spanischem Stolze, daß es schon genüge, Napoleon einen Bruder des Königs, den Infanten Don Carlos, entgegengeschickt zu haben, und waren in aller Aufrichtigkeit der Meinung, daß der König des entarteten Spaniens mindestens ebenso viel gelte, als der Kaiser der Franzosen, der Besieger des Festlandes und der Beherrscher Europas. Andere und zwar die Mehrzahl, welche den Grund der Anwesenheit so vieler Franzosen auf der Halbinsel zu ahnen und die Weigerung, Ferdinand VII. anzuerkennen, auf eine schlimme Weise auszulegen anfingen, betrachteten diese Reise zu Napoleon als eine unwürdige Ueberlistung, denn der Prinz lieferte sich auf diese Weise selbst seinem mächtigen Feinde in die Hände. Sie vermutheten noch keineswegs, daß man die Thorheit so weit treiben könnte, sich bis nach Bayonne auf französisches Gebiet zu begeben, aber sie sahen ein, daß man mit jedem Schritt gegen die Pyrenäen mehr in den Bereich Napoleon's und seiner Armee kam. Bei der Nachricht von der beabsichtigten Reise entstand eine unbeschreibliche Bewegung in Madrid; und es wäre zu einem Tumult gekommen, wenn eine Proclamation Ferdinand's VII., daß Napoleon selbst nach Madrid kommen werde, um dort ein neues Bündniß zu schließen und das Glück der Spanier zu sichern, und daß man nicht umhin könne, einem so berühmten und großen Gaste entgegen zu reisen, nicht die Gemüther beruhigt hätte.

Diese Proclamation verhütete den Tumult, ohne ganz den Argwohn zu zerstreuen, der sich dem gesunden Sinn der Nation aufdrängte. Am 10. reiste Ferdinand ab, umgeben von einer zahllosen Volksmasse, die ihn mit bekümmerter Theilnahme und allen Zeichen unbegrenzter Hingebung begrüßte. Bei einem Theil des Volks machte sich jedoch schon eine Art geringschätziges Mitleid mit der einfältigen Leichtgläubigkeit des jungen Königs bemerklich.

In der Besorgniß, daß Ferdinand und seine Begleiter sich anders besinnen könnten, sollte General Savary nach einem Uebereinkommen mit Murat den Hof begleiten, um ihn von Burgos nach Vittoria und von Vittoria nach Bayonne zu locken, wo, wie sich voraussetzen ließ, der Kaiser Halt machen würde. Außerdem kam man überein die Forderung der Auslieferung des Friedensfürsten aufzuschieben, bis Ferdinand VII. die Grenze überschritten hatte und sich bis dahin dieses und jedes andern Schrittes, der Verdacht erwecken konnte, zu enthalten.

Durch die nach einander in Madrid eingetroffenen Generäle Savary und Reille hatte Napoleon seinem Unterfeldherrn Murat den Entschluß kund gegeben, Ferdinand VII. nach Bayonne zu locken und sich seiner zu bemächtigen, Carl IV. noch einige Zeit fortregieren zu lassen und diesen unglücklichen Fürsten alsdann zu benutzen, um sich die Krone abtreten zu lassen. Er hatte sogar Murat empfohlen, im Fall Ferdinand VII. sich nicht zur Abreise bewegen lassen sollte, die Protestation Carl's IV. zu veröffentlichen und zu erklären, daß dieser allein regiere, und daß Ferdinand VII. nichts als ein rebellischer Sohn sei. Aber die Bereitwilligkeit Ferdinand's VII., Napoleon entgegen zu reisen, überhob ihn der Nothwendigkeit zu diesem gewaltsamen Mittel seine Zuflucht zu nehmen und den Scepter Spaniens wieder in Carl's IV. Hände zu legen. So schwach auch diese Hände waren und so leicht ihnen auch das Scepter wieder zu entreißen war, schlug Murat doch nur ungern diesen verlängerten Weg ein, der ihn von dem so heiß ersehnten Ziele entfernte. Er sah also ein, daß man sich begnügen müsse, Ferdinand VII. zur Abreise zu bewegen, ohne Carl IV. das Scepter wieder anzuvertrauen. So wie Ferdinand VII., den die Spanier mit Leidenschaft zum König wünschten, einmal in der Macht Napoleon's war, blieb nur noch Carl IV. übrig, den die Spanier um keinen Preis haben wollten; und selbst dieser ließ sich vielleicht zur Reise nach Bayonne bewegen. Alsdann waren alle Bourbonen, die jungen und die alten, die populären und die unpopulären, zur Verfügung Napoleon's; und der spanische Thron war wirklich erledigt.

Was Murat vorausgesehen hatte traf wirklich ein. Kaum wurde die Abreise Ferdinand's VII. bekannt, so wollte das alte Herrscherpaar seinem Beispiele folgen. Seit dem 17. März hatten sie sich keinen Augenblick lang beruhigen können. Spanien war ihnen verhaßt geworden. Sie sprachen ohne Unterlaß davon es zu verlassen und lieber ein einfaches Bauerngut in Frankreich zu bewohnen, wo ihr mächtiger Freund Napoleon Ruhe und Sicherheit geschaffen hatte. Aber sie redeten ganz anders als sie erfuhren, daß Ferdinand VII. mit Napoleon in persönliche Berührung kommen würde. Obgleich sie den Wiederbesitz des Thrones weder sehr hofften, noch sehr ersehnten, so verdroß sie doch der Gedanke, daß Ferdinand bei dem Mann, in dessen Hand ihr Schicksal ruhte, einen günstigen Entscheid für sich gewinnen könnte; und daß er als anerkannter König und befestigt durch die Anerkennung Frankreichs ihr Herr und der Herr des unglücklichen Godoy werden und als solcher über ihr und ihrer Creaturen Loos entscheiden könnte. Diese Gedanken brachten natürlich in ihnen das Verlangen hervor, vor dem allmächtigen Herrscher, der sich den Pyrenäen näherte, selbst ihre Sache gegen ihren entarteten Sohn zu führen. Die Königin von Etrurien, die den Haß ihres Bruders Ferdinand mit dem gleichen Gefühle vergalt, hatte ebenfalls die Rechte ihres jungen Sohnes, der König von Nord-Lusitanien geworden war, zu vertheidigen. Sie fürchtete für diese Rechte inmitten des allgemeinen Umsturzes der Halbinsel und wollte ihren Vater und ihre Mutter begleiten, um von Napoleon Gerechtigkeit und Schutz zu erlangen. Sie trug das Ihrige bei, um die Reise nach Bayonne noch wünschenswerther zu machen. So waren diese unglücklichen Bourbonen

von einer Art Wetteifer ergriffen, sich selbst in die Hand des gefürchteten Eroberers zu geben, der sie an sich zog wie die Schlange mit einem unwiderstehlichen und geheimnißvollen Zauber die Vögel beherrscht.

Das alte Herrscherpaar säumte nicht seinen Wunsch Murat mitzutheilen, der ihn mit unbeschreiblicher Freude vernahm. Wenn er nur nach seinem ersten Eindrucke gehandelt hätte, so hätte er den alten Hof unmittelbar dem neuen nachgeschickt; aber er fürchtete Argwohn zu erregen, wenn er alle Mitglieder der königlichen Familie auf einmal abreisen ließ, und Ferdinand VII. und seine Räthe in ihrem Entschlusse vielleicht schwankend zu machen; vor Allem aber wollte er einen solchen Entschluß nicht ohne die Beistimmung des Kaisers fassen. Er beschränkte sich daher lediglich darauf ihm die wichtige Nachricht mitzutheilen und sah mit Befriedigung alle fürstliche Personen, welche ein Anrecht auf die spanische Krone hatten, dem in Bayonne sich eröffnenden Abgrund entgegen eilen. Er war von thörichten Hoffnungen erfüllt und überredete sich, daß mit Gewalt und ein wenig Gewandtheit in Spanien Alles zu erreichen sei.

Unterdessen setzten Ferdinand VII. und sein Hof ihre Reise nach Burgos mit der den trägen Fürsten des entarteten Spaniens gewohnten Langsamkeit fort. Zudem trugen die begeisterten Huldigungen des Volks nicht wenig zur Verzögerung der Reise bei. Aller Orten zertrümmerte man die Büsten Emanuel Godoy's und trug Ferdinand VII. mit Blumen gekrönt durch die Straßen. Die Städte, welche der Fürst berührte, verziehen ihm eine Reise, welche ihnen das Vergnügen verschaffte, ihn zu sehen, aber schworen, ganz durchdrungen von Besorgnissen über sein Schicksal, sich nöthigenfalls für ihn zu opfern. Diese Aeußerungen der Anhänglichkeit hoben sie nur noch mehr hervor, wenn die Franzosen sie bemerken konnten, als ob sie ihnen ihr Mißtrauen gegen die fremden Gäste und ihre Hingebung für ihren Beherrscher auf unzweifelhafte Weise zu erkennen geben wollten.

In Burgos angekommen, fühlten Ferdinand VII. und seine Reisegefährten einige Ueberraschung, die schon einige Reue in ihnen entstehen ließ. General Savary hatte ihnen immer gesagt, daß es sich blos darum handele Napoleon entgegen zu reisen und daß man ihn unterwegs in Alt-Castilien und vielleicht selbst in Burgos treffen werde. Der Wunsch ihn zuerst zu sehen, und Carl IV. und seiner Gemahlin zuvorzukommen, hatte den jungen Hof so sehr verblendet, daß er den plumpen Fallstrick gar nicht bemerkte. Aber als sie sich den Pyrenäen näherten und sich immermehr auf allen Seiten von französischen Truppen umgeben sahen, fühlten sie sich fast versucht ihre Reise zu unterbrechen, zumal da sie weder von Napoleon, noch von seiner nahen Ankunft etwas hörten. (Er befand sich damals in Bordeaux.) General Savary, der sie nicht verließ, stellte ihr wankend gewordenes Vertrauen wieder her, sagte ihnen, daß sie Napoleon bestimmt treffen, und ihn um so günstiger stimmen würden, je weiter sie ihm entgegen reisten; und daß es außerdem in ihrem Interesse läge, sobald als möglich Aufschluß über ihr Schicksal zu erlangen. Eine schnellere Aufklärung der Zweifel aufgeregten Gemüthern zu versprechen, ist das sicherste Mittel sie zu gewinnen. Ferdinand entschloß sich demnach sich nach Vittoria zu begeben. Er langte dort am 13. April Abends an.

In Vittoria verwandelte sich das Zaudern Ferdinand's VII. in entschiedenen Widerstand und er weigerte sich weiter zu reisen. Einerseits hatte er vernommen, daß Napoleon, anstatt schon in Spanien zu sein, sich noch in Bordeaux befand und es verletzte die spanische Empfindlichkeit, einem Gaste, der selbst so wenig Schritte zum Entgegenkommen that, so weit entgegen zu reisen. Andererseits kam die Wahrheit immermehr an den Tag, je näher sie der französischen Grenze kamen. In Madrid, umgeben von feindlichen Parteien, die sich bei Napoleon den Rang abzulaufen versuchten, und von einem auf sich selbst eingebildeten Volke, das sich nicht denken konnte, daß eine fremde Hand wagen könne die Krone Carl's V. anzutasten, hatte man glauben können, Napoleon habe seine Armeen nur im Interesse der königlichen Familie in Spanien in Bewegung gesetzt. Aber in der Nähe Frankreichs, wo Jedermann das Ziel Napoleon's errieth, wo die seit langer Zeit angehäuften französischen Truppen über ihre wahrscheinliche Bestimmung nicht schwiegen, war es schwer sich zu täuschen. In Bayonne und dessen Umgebung sagte sich Jedermann, daß Napoleon weiter nichts beabsichtige, als sein politisches System vollends in Ausführung zu bringen, und die bourbonische Dynastie auf dem spanischen Thron durch einen Bonaparte zu ersetzen. Man fand dieses Benehmen sehr natürlich bei einem Eroberer und dem Begründer einer Dynastie, wenn der Erfolg das Unternehmen krönte; und vornehmlich, wenn nicht in dem allgemeinen Umsturz die spanischen Colonien das brittische Reich jenseits des Meers vergrößerten. Diese Aeußerungen waren aus den baskischen Provinzen Frankreichs in das benachbarte spanische Baskenland verpflanzt worden, und brachten auf Ferdinand VII. und den Canonicus Escoiquiz einen solchen Eindruck hervor, daß sie sich sofort entschlossen, in Vittoria zu bleiben. Als Grund führte man die Etikette an, und nicht ganz mit Unrecht; denn es war nicht sehr würdevoll, Napoleon bis über die spanische Grenze hinaus entgegen zu reisen. Um die Spanier bis nach Vittoria zu bringen, hatte General Savary bei ihnen immer die Hoffnung fast zur Gewißheit gemacht, Napoleon auf der nächsten Station zu treffen. Aber die bestimmte Nachricht von der Anwesenheit Napoleon's in Bordeaux gestattete nicht länger die Anwendung dieses Mittels. Jetzt sagte er, da man die Reise angetreten habe, um Napoleon zu sehen, und von ihm die Anerkennung des neuen Königthums zu erbitten, so müsse man kleine Rücksichten bei Seite setzen und dem vorgenommenen Ziele entgegeneilen; übrigens müsse man auch bedenken, daß Die, welche Napoleon entgegen reisten, ihn brauchten, er aber ihrer nicht bedürfe, und daß es daher natürlich sei,

daß sie das nachholten, was die Beschäftigung mit hochwichtigen Angelegenheiten bis jetzt Napoleon zu thun verwehrt hatte; daß man daher aufhören müsse sich gleich Kindern gegen die Folgen eines Schrittes zu sträuben, den man aus Gründen von großer Wichtigkeit unternommen hatte. Als der General, bei dem eine gewisse Lebhaftigkeit oft über die Klugheit die Oberhand behielt, sah, daß man ihm kein Gehör schenkte, nahm er plötzlich ein anderes Benehmen an und vertauschte seinen frühern schmeichelnden und behutsamen Ton mit einem anmaßenden und strengen, setzte sich auf sein Pferd, sagte ihnen, sie könnten thun was sie wollten, er aber würde nach Bayonne zum Kaiser zurückkehren und sie würden wahrscheinlich die Veränderung ihres Entschlusses zu bereuen haben. Er verließ sie von Schrecken erfüllt, aber vor der Hand noch fest beharrend auf ihrem Widerstand.

General Savary reiste alsbald nach Bayonne ab, wo er am 14. April, wenige Stunden vor dem Kaiser eintraf. Dieser hatte sich einige Tage in Bordeaux aufgehalten, um dem spanischen Hof Zeit zu lassen sich der Grenze zu nähern, und selbst der Nothwendigkeit überhoben zu sein ihm entgegen zu kommen, was er in Bayonne nicht vermeiden konnte. In Bordeaux hatte er seine freie Zeit wie immer benutzt, um sich von Allem, was das Land anging, zu unterrichten und Erkundigungen über den Handel dieser großen Stadt und die Mittel, die Verbindungen Frankreichs mit den Colonien zu unterhalten, einzuziehen. Da er sich mit eignen Augen überzeugte, wie sehr Bordeaux durch den Krieg litt, so gewährte er der Stadt ein Darlehn von mehreren Millionen, und ließ sehr beträchtliche Weinvorräthe für Rechnung der Civilliste einkaufen. Am 14. in Bayonne angekommen, erfuhr er mit großer Befriedigung Alles, was seinen Plänen gemäß in Madrid geschehen war und ergriff die geeigneten Maßregeln, um ihre definitive Ausführung zu sichern.

Nachdem er sich mit General Savary besprochen hatte, schickte er ihn mit einer Antwort auf Ferdinand's frühern Brief, dessen Fassung ganz geeignet war, den Fürsten nach Bayonne zu locken, ohne daß man sich gegen ihn ausdrücklich verpflichtete, nach Vittoria zurück. In dieser Antwort sagte Napoleon: daß die Papiere Carl's IV. ihn von seinem kaiserlichen Wohlwollen hätten überzeugen müssen (er deutete damit auf seine Carl IV. gegebenen Rathschläge hin, bei dem Proceß des Escurial Nachsicht zu üben), daß demnach seine persönlichen Absichten nicht in Zweifel gezogen werden könnten; daß er bei der Gelegenheit der Bewegung der französischen Armeen nach den Punkten der europäischen Küsten, welche am geeignetsten waren seine Pläne gegen England zu unterstützen, den Plan gehabt habe im Vorbeigehen in Madrid seinen erhabenen Freund Carl IV. zu einigen nothwendigen Reformen, und hauptsächlich zur Entsetzung des Friedensfürsten zu bewegen; daß er diese Absetzung oft angerathen habe, aber nicht weiter darauf gedrungen sei, um Schwächen hoher Personen zu schonen, die an sich verzeihlich wären, denn die Könige wären nur wie andere Menschen aus Schwäche und Irrthum zusammengesetzt; daß ihn inmitten dieser Pläne die Ereignisse in Aranjuez überrascht hätten; daß er keineswegs beabsichtige sich zum Richter aufzuwerfen, daß er aber bei der zufälligen Anwesenheit seiner Armeen in den Augen Europas nicht als der Beförderer oder der Mitschuldige einer Revolution, welche den Thron eines Verbündeten und eines Freundes gestürzt, erscheinen wolle; daß er sich keine Einmischung in die innern Angelegenheiten Spaniens erlaube, sondern den Prinzen von Asturien gern als legitimen Beherrscher Spaniens anzuerkennen bereit sei, sobald sich die Abdankung Carl's IV. als eine freiwillige herausgestellt habe; daß zu diesem Zweck eine Unterhaltung von wenigen Stunden wünschenswerth erscheine, und daß die seit einem Monat von Frankreich beobachtete Zurückhaltung nicht zu der Befürchtung Veranlassung geben dürfte, in dem Kaiser der Franzosen einen voreingenommenen Richter zu finden. Dazu kamen noch einige Rathschläge über den Proceß über den Friedensfürsten, über den Nachtheil, damit nicht allein dem Prinzen, sondern auch dem König und der Königin in ihrer Ehre zu nahe zu treten, und eine argwöhnische und übelwollende Menge in die Geheimnisse der Staatsangelegenheiten einzuweihen und sie zu gewöhnen, Hand an Die zu legen, welche sie lange Zeit beherrscht haben; „denn," fügte Napoleon hinzu, „die Völker rächen sich gern für die Huldigungen, die sie uns dargebracht haben." Schließlich zeigte er sich noch dem Gedanken einer Heirath geneigt, wenn die erwarteten Erklärungen befriedigend ausfallen sollten.

Dieser Brief, eine geschickte Mischung von Nachsicht, Stolz und Weisheit, wäre ein Musterwerk der Beredtsamkeit gewesen, wenn sich nicht eine Perfidie dahinter versteckt hätte. General Savary sollte ihn nach Vittoria bringen, die nöthigen Erläuterungen hinzusetzen und nöthigenfalls ihn mit den verfänglichen Aeußerungen, in denen er so geschickt war, und die aus seinem Munde vernommen, Ferdinand VII. zu einem Entschluß bestimmen konnten, ohne Napoleon zu verpflichten, vervollständigen. Aber man mußte auch Vorkehrungen für den Fall treffen, daß Ferdinand VII. und seine Räthe allen Verlockungen widerstanden. Wenn dies geschah, gedachte Napoleon nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er entschied sich daher für die Anwendung von Gewalt. Er hatte außer der Observationsdivision der Westpyrenäen die provisorische Infanteriereserve unter Verdier, die provisorische Cavalleriedivision unter Lasalle und neue Abtheilungen der Kaisergarde zu Pferde in Spanien einrücken lassen. Diese Truppen sollten, zu einem Corps unter Marschall Bessières vereinigt, Altcastilien besetzen und dadurch den Rücken der Armee decken. Er befahl auf der Stelle Murat und Marschall Bessières auf eine einfache Nachricht des Generals Savary, den Prinzen von Asturien zu verhaften, zu gleicher Zeit die Protestation Carl's IV. zu veröffentlichen und zu erklären, daß dieser nur allein regiere; und daß sein Sohn ein Usurpator sei, der die Revolution von Aranjuez hervorgerufen habe, um sich des

Throns zu bemächtigen. Dennoch neigte sich Napoleon, im Falle Ferdinand VII. nach Bayonne kommen sollte, sehr der Meinung Murat's zu, Carl IV. das Scepter, das man ihm bald wieder nehmen mußte, nicht zu übergeben; und ihn mit seiner Gemahlin einfach nach Bayonne kommen zu lassen, weil sie es selbst wünschten. Er empfahl ihm außerdem noch, sich, sobald Ferdinand VII. die Grenze überschritten, in Gutem oder mit Gewalt den Friedensfürsten ausliefern zu lassen und ihn nach Bayonne zu schicken. Diese Bestimmungen sollten, wenn die List nicht gelang, durch Gewalt die dunkle Intrigue gegen die spanische Krone vollenden.

Nachdem Napoleon diese Befehle ertheilt und den General Savary wieder nach Vittoria geschickt hatte, ließ er in Bayonne Einrichtungen für einen Aufenthalt von einigen Monaten treffen. Er erwartete außer der Kaiserin Josephine eine große Anzahl fürstlicher Personen, und wünschte zu diesem Zweck die Wohnungen im Innern der Stadt frei zu behalten. In diesem Landstriche, der einer der anziehendsten von Europa ist und an den Napoleon leider weniger schöne Erinnerungen geknüpft hat als an Aegypten, Italien, Deutschland und Polen; in dieser Landschaft von freundlichen Hügeln, welche der Adour bespült, die Pyrenäen überragen und das Meer begrenzt, stand unweit von Bayonne ein kleines Schloß von regelmäßiger Bauart und ungewissem Ursprung, den Gerüchten nach für eine der Prinzessinnen, welche Frankreich mit Spanien durch Heirath zu verbinden pflegten, inmitten eines schönen Garten und in der freundlichsten Lage der Welt, unter einem Himmel, der an Glanz mit dem italienischen wetteiferte, erbaut. Napoleon wollte es auf der Stelle erwerben. Zum Glück war zur Befriedigung dieses Wunsches weder die List, noch die Gewalt nöthig, welche jetzt zur Erwerbung der spanischen Krone angewendet wurde. Man trat es ihm mit Freuden für ungefähr 100,000 Francs ab; und es wurde in aller Eile mit den Mitteln, die in der Nähe vorhanden waren, eingerichtet. Den Garten verwandelte man in ein Lager für die Kaisergarde. Napoleon bezog das Schloß am 17. und räumte den Palast, den er in Bayonne bewohnt hatte und der zur Aufnahme der königlichen Familie von Spanien bestimmt war.

Als General Savary in Vittoria ankam, fand er in Ferdinand's Umgebung nicht blos die Räthe, die ihn begleitet hatten, sondern auch viele wichtige Personen, die herbeigeeilt waren, um ihm ihre Dienste anzubieten und ihm ihre Huldigungen darzubringen. Unter den Letztern befand sich ein Mann von sehr großem Ansehen, der ehemalige Premierminister d'Urquijo, der, seitdem er 1802, als der Einfluß des Friedensfürsten entschieden die Oberhand gewann, in Ungnade gefallen war, sich in seine Heimath Biscaja zurückgezogen. Herr d'Urquijo, ein fester, scharfsinniger, aber grämlicher Charakter, sprach zu Ferdinand als einsichtiger und erfahrner Staatsmann. Er sagte ihm und seinen Räthen, daß nichts unkluger sei, als die Reise des Fürsten, wenn man sie über die Grenze fortsetze; daß man Alles gethan habe, was der größte und berühmteste Fürst verlangen könne, wenn man ihn an der Grenze des eignen Reichs empfange; daß ein Schritt weiter eine Verletzung der Würde der spanischen Krone und eine Thorheit sei; daß man bei einem aufmerksamen Durchlesen des Berichts über die Revolution in Aranjuez im amtlichen Moniteur die Absicht erkennen könne, den neuen König in Mißcredit zu bringen, sein Recht zu bestreiten und Theilnahme für den alten König zu erregen, was die Absicht verrathe, den einen als Usurpator, und den andern als unfähig zu regieren darzustellen; daß eine genaue Beobachtung der von Napoleon in letzter Zeit gegen Spanien befolgten Politik den Plan vermuthen lasse, sich der bourbonischen Dynastie zu entledigen und die Halbinsel dem französischen Reiche einzuverleiben; daß die gegen die Proclamation des Friedensfürsten vorgeschützte Gleichgültigkeit und der Eifer, mit dem man die spanischen Flotten und Armeen theils in den französischen Häfen, theils im Norden vertheile, aufs Unzweifelhafteste den Willen an den Tag lege, sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen; und daß die Vereinigung so vieler Streitkräfte im Süden nach der Beendigung des nordischen Kriegs den letzten Zweifel vernichten müsse.

Diesen sehr einsichtsvollen Bemerkungen schenkten die Herren de Musquiz und de Labrador, denen der Aufenthalt an verschiedenen europäischen Höfen Gelegenheit gegeben hatte, sich einige richtige Ansichten über die allgemeine Politik zu bilden, ihre Beistimmung; aber man achtete nicht auf ihre Rathschläge. Die Räthe am Hofe, denen Ferdinand Glauben schenkte, waren der mittelmäßige und vielseitige Cevallos, der seine Achselträgerei unter der Hülle der Heftigkeit verbarg, Herrn d'Urquijo das Unrecht, das er diesem Manne angethan, denn er hatte bei seinem Sturz eine untergeordnete Rolle gespielt, nicht verzeihen konnte, und deshalb wenig geneigt war auf seine Gedanken einzugehen; ferner die beiden Vertrauten des Prinzen, der Herzog von Infantado und der Canonicus Escoiquiz, die Beide gern von einer glücklichen Regierung unter ihrem wohlthätigen Einfluß träumten und jeden Gedanken zurückwiesen, der diesen Traum ihrer Eitelkeit störte. Keiner von ihnen wollte zugeben, daß man in einer der verhängnißvollsten Unklugheiten schon sehr weit gegangen war. Sie konnten auch nur schwer glauben, daß sie anstatt eine neue Epoche des Glücks zu beginnen, am Anfange einer langen Reihe von Unglücksfällen standen. Auch wiesen sie die schwarzen Prophezeihungen des Herrn d'Urquijo als die Ansichten eines mürrischen, von der langen Ungnade verbitterten Geistes zurück. „Was!" rief der Herzog von Infantado mit der wunderbarsten Sicherheit, „was! ein von so vielem Ruhm gekrönter Held sollte sich zu so niedrigen Perfidien herablassen!" „Sie kennen die Helden nicht," erwiderte ihm bitter und verachtungsvoll Herr d'Urquijo, „Sie haben Plutarch nicht gelesen! Lesen Sie ihn und Sie werden sehen, daß die größten Helden ihre Größe auf Haufen von Leichen gegründet haben. Hauptsächlich die Begründer von Dynastien

haben am häufigsten ihren Thron blos mit Arglist, Gewalt und Raub errichtet! Was hat nicht Carl V. sich in Deutschland, in Italien und selbst in Spanien erlaubt! und ich will auf unsere schlechtesten Fürsten gar nicht zurückgehen. Die Nachwelt sieht nur auf den Erfolg. Wenn Einer, der sich so strafbarer Thaten schuldig gemacht, große Reiche begründet und die Völker mächtig und glücklich gemacht hat, so fragen sie nicht wie viel Fürsten er beraubt, wie viel Armeen er geopfert hat." Als der Herzog von Infantado und der Canonicus Escoiquiz auf den Tadel, den sich Napoleon durch die Usurpation der Krone aussetzte, und auf die Entrüstung, welche der durch diesen Schritt veranlaßte ewige Krieg in Spanien und Europa erregen würde, besonderes Gewicht legten, erwiderte ihnen Herr d'Urquijo, daß Europa jetzt nur verstanden habe sich für die Franzosen zu schlagen, daß die schlecht geleiteten und von innerer Zwietracht zerrissenen Coalitionen keine Aussicht auf Erfolg hätten, daß eine einzige Macht, Oesterreich, noch im Stande sei, eine Schlacht zu liefern, aber daß es selbst bei der Mithülfe Englands würde vernichtet werden, und seinen Widerstand mit neuem Länderverlust werde bezahlen müssen; daß Spanien allerdings einen Guerillakrieg führen könne, aber im Grunde blos den Franzosen und den Engländern als Schlachtfeld dienen werde. Die Folge eines solchen Kriegs würde die gänzliche Verwüstung des Landes und der Verlust der Colonien sein, die diese Gelegenheit benutzen würden, um das Joch des Mutterlandes abzuschütteln. Verstände nun noch Napoleon in seinen Vergrößerungsplänen Maß zu halten, und den seinem System unterworfenen Ländern gute Institutionen zu verleihen, so werde er für sich und seine Dynastie eine dauernde Herrschaft begründen. Selbst die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel, die schon durch allerlei Interessen an Frankreich geknüpft sind, würden sich, wenn sie sähen, daß sie blos für eine Dynastie, und nicht für die Nation kämpften, zuletzt an eine civilisirende Regierung anschließen; übrigens seien alle Dynastien, die Spanien neues Leben eingeflößt, ausländische gewesen; wenn daher Napoleon mit seinem Genie nur ein wenig Klugheit verbinde, würde die Sache der Bourbonen ganz verloren sein; in jedem Fall aber würde Spanien unendliche Leiden auszustehen haben, und seine Colonien verlieren. Aus allen diesen Gründen rieth Herr d'Urquijo den Schlingen Napoleon's auszuweichen, und sobald als möglich umzukehren; ginge dies nicht mehr an, so müsse der König verkleidet nach Madrid oder in den Süden Spaniens flüchten, und sich dort an die Spitze der Nation stellen, um unter bessern Aussichten mit Napoleon über annehmbare Bedingungen zu unterhandeln.

Selten wird ein Staatsmann so tief in die Zukunft schauen, als es Herrn d'Urquijo bei dieser Gelegenheit gelang. Dennoch lohnte ihm blos ein verächtliches Lächeln der verblendeten Unwissenheit, und er reiste in seinem Aerger auf der Stelle ab, ohne den König begleiten zu wollen, dem er weitere Rathschläge, die man zu befolgen sich weigerte, ertheilen sollte. „Wenn ich allein nach Bayonne gehen soll," sagte er, „um dort zu unterhandeln und dem gemeinsamen Feinde die Spitze zu bieten, während Sie sich in die entlegensten Theile der Halbinsel zurückziehen, so bin ich bereit dazu; aber sonst mag ich nicht meinen guten Ruf verlieren, das Einzige, was mir in meiner Ungnade und in dem Unglück unsers gemeinsamen Vaterlandes bleibt."

Herr d'Urquijo entfernte sich ungehört und überließ die Räthe Ferdinand's, die immer noch auf ihre Meinung sehr eingebildet, aber dennoch in den schwarzen Vorhersagungen eines klarblickenden und festen Charakters ein wenig beunruhigt waren, sich selbst. Da nun auch noch General Savary mit dem Briefe Napoleon's ankam, so gewannen sie ganz ihr altes Vertrauen in ihre Einsicht und in das Schicksal wieder. Anstatt daß dieser Brief, der in jeder Zeile eine drohende Absicht verbarg, denn die seltsame Forderung als Schiedsrichter zwischen Vater und Sohn aufzutreten, verrieth die Absicht einen von Beiden zu verurtheilen, und zwar offenbar Den, der zum Regieren am fähigsten war, die Augen hätte öffnen sollen, täuschte er sie nur noch mehr. Sie sahen weiter nichts, als die Stelle, in welcher Napoleon sagte, er wünsche Aufklärung über die Ereignisse von Aranjuez, hoffe sie in einer Unterredung mit Ferdinand VII. zu erlangen, und werde alsdann nicht länger anstehen, ihn als König von Spanien anzuerkennen. Dieses unbestimmte Versprechen gab ihnen alle ihre Illusionen wieder. Sie sahen darin die Gewißheit, am Tage nach ihrer Ankunft in Bayonne anerkannt zu werden, und waren naiv genug General Savary zu fragen, ob der Brief Napoleon's nicht auf diese Weise auszulegen sei, worauf der General erwiderte, daß sie ganz Recht hätten, und daß er nichts Anderes sagen wolle. Auf diese Weise beruhigt, beschlossen sie den 19. früh von Vittoria abzureisen, um in Irun zu übernachten, nachdem sie durch eine Deputation im Voraus ihre Ankunft in Bayonne hatten anzeigen lassen. Wir müssen noch hinzufügen, daß die in Vittoria vereinigten Truppen des Generals Verdier, die sie von allen Seiten umringten, keine Wahl gelassen hätten, wenn sie anders hätten handeln wollen. Aber so verblendet waren sie über ihre Gefahr, daß sie diesen Zwang nicht einmal merkten.

Aber das Volk aus den nächsten Provinzen, das herbeigeeilt war, um Ferdinand VII. zu sehen, betrachtete die Lage in anderer Weise als seine Räthe. Herr d'Urquijo hatte Jedem, der es hören wollte, wiederholt, was er am Hofe Ferdinand's VII. gesagt hatte. Seine Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, und eine große Anzahl getreuer Unterthanen waren bereit, sich der Abreise des jungen Königs zu widersetzen. Am 19. früh, als die Abreise stattfinden sollte, und der königliche Wagen schon angespannt da stand, entstand plötzlich ein Volkstumult. Viele bewaffnete Bauern, die seit mehreren Tagen, theils an der Thür, theils im Innern der königlichen Wohnung auf der Erde lagerten, machten Miene sich der Abreise zu widersetzen. Einer derselben, mit einer

Sichel bewaffnet, zerschnitt die Stränge und spannte die Maulthiere aus, welche in die Ställe zurückgeführt wurden. Es drohte ein Zusammenstoß mit den französischen Truppen, welche die Escorte Ferdinand's bildeten. Zum Glück hatte die Infanterie Befehl mit geladenen Flinten und brennenden Lunten in den Kasernen zu bleiben. Auf dem Platze, wo die Wagen sich befanden, stand nur die Gardereiterei in drohender Haltung den Säbel in der Hand im Hintergrund. Der Herzog von Infantado erhielt den Auftrag, zu dem Volke zu sprechen. Er stand in großer Achtung, und dadurch gelang es ihm die Massen zu beruhigen, indem er sie bat, den Willen des Königs zu achten, und ihnen versicherte, man reise nach Bayonne in der gewissen Aussicht, in wenig Tagen mit der Anerkennung Ferdinand's und einer Erneuerung der französischen Allianz zurückzukehren. Das Volk beruhigte sich mehr aus Achtung als aus Ueberzeugung. Die Maulthiere wurden ohne Widerstand von Neuem vorgespannt, und Ferdinand VII. stieg in den Wagen, indem er die Menge grüßte, welche den Gruß mit lauter Vivats erwiderte, durch welche aber einige Rufe des Zorns und des Mitleids tönten. Die prächtigen Schwadronen der Kaisergarde setzten sich alsbald in Galopp und umgaben die königlichen Wagen, als wollten sie dem Fürsten, den sie als Gefangenen wegführten, als Ehrengarde dienen. So reiste dieser unfähige Fürst ab, noch mehr von seinen eignen Wünschen, als von der Geschicklichkeit seines Gegners betrogen, betrogen als ob er der naivste und aufrichtigste Fürst seiner Zeit gewesen wäre, während er einer der hinterlistigsten und unaufrichtigsten war. Das spanische Volk sah ihn mit Schmerz und mit Verachtung abreisen, und sagte sich, daß es statt seines Königs bald den Fremden an der Spitze mächtiger Armeen sehen werde.

Ferdinand VII. übernachtete in der kleinen Stadt Irun, um am nächsten Tage die spanische Grenze zu überschreiten. Am 20. früh überschritt er wirklich die Bidassoa, und war sehr erstaunt, hier nur von den Granden, die er an Napoleon vorausgeschickt hatte, und die nur düstere Ahnungen mit zurückbrachten, empfangen zu werden. Aber es war zu spät umzukehren; die Bidassoabrücke war überschritten und man konnte nicht mehr von dem Abgrunde zurücktreten, den man vorher nicht bemerkt hatte. In der Nähe von Bayonne kamen die Marschälle Duroc und Berthier Ferdinand entgegen, um ihn zu begrüßen, redeten ihn aber blos als Prinz von Asturien an. Das konnte noch nicht sehr beunruhigen, denn Napoleon hatte den Grundsatz aufgestellt, nur nach stattgefundener Erklärung des in Aranjuez Geschehenen, den neuen König anzuerkennen. Man konnte daher noch einige Stunden warten, bevor man neue Besorgnisse faßte.

In Bayonne angekommen, fand Ferdinand einige Truppen unter den Waffen, und wenige Zuschauer versammelt, denn Niemand war von seiner Ankunft unterrichtet. Man geleitete ihn in eine Residenz, die sehr abstach von den prächtigen Palästen der spanischen Könige, aber die einzige in der Stadt zu habende war. Kaum war Ferdinand aus dem Wagen gestiegen, so stattete ihm Napoleon, der zu Pferd von Marac herbeigeeilt war, seinen ersten Besuch ab. Der Kaiser der Franzosen umarmte den jungen Fürsten mit allen Aeußerungen der größten Höflichkeit, redete ihn immer noch als Prinz von Asturien an, womit er nur das früher stillschweigend getroffene Uebereinkommen fortzusetzen schien, und verließ ihn nach einigen Minuten unter dem Vorwand, daß er Zeit haben müßte, sich zu erholen, und ohne etwas zu sagen, woraus der Prinz das ihm bestimmte Schicksal hätte errathen können. Eine Stunde später erschienen Kammerherren und luden den Prinzen und sein Gefolge zur Tafel nach dem Schloß Marac ein. Ferdinand folgte der Einladung, begleitet von seinem kleinen Hofe, und sah sich hier auf dieselbe Weise empfangen, nämlich mit einer ausgesuchten Höflichkeit, aber mit der größten Zurückhaltung über Alles, was auf Politik Bezug hatte. Nach dem Essen unterhielt sich der Kaiser mit Ferdinand und seinen Räthen über allgemeine Gegenstände, und hatte bald aus der gewöhnlichen Unbeweglichkeit der Züge des jungen Königs und dem Schweigen, das er meistens beobachtete, eine Mittelmäßigkeit, die von Verschmitztheit nicht frei war, erkannt; aus den beredteren Gesprächen des Canonicus Escoiquiz einen gebildeten, aber mit der Politik unbekannten Geist; endlich unter dem Ernste des Herzogs von Infantado einen Ehrenmann, der sich mehr als nöthig achtete, denn großer Ehrgeiz ohne Talent war sein einziges Verdienst. Napoleon, der auf den ersten Blick gesehen hatte, mit was für Leuten er zu thun hatte, verabschiedete sie Alle unter dem Vorwand, daß sie der Ruhe nach ihrer Reise bedürften, behielt aber den Canonicus Escoiquiz bei sich, indem er den Wunsch aussprach — was so gut wie Befehl war — sich mit ihm zu unterhalten. Dem General Savary überließ er die Sorge, dem Prinzen von Asturien Alles mitzutheilen, was er selbst dem Lehrer desselben sagen wollte, mit dem er selbst zu sprechen wünschte, weil er mehr Geist bei ihm voraussetzte.

Sein Geheimniß lastete in doppelter Weise auf ihm, denn er bewahrte es seit langer Zeit, und es war ein Verrath, ein Verbrechen, das seinem Herzen fremd war. Er fühlte ein Bedürfniß, sich dem unterrichtetsten der Räthe Ferdinand's mitzutheilen, und sich gewissermaßen wegen der Offenheit, mit der er seine Pläne auseinandersetzte, und wegen des nackten Geständnisses der Gründe hoher Politik, die seine Handlungsweise bestimmten, bei ihm zu entschuldigen. Er fing damit an, dem Canonicus zu schmeicheln, und ihm zu sagen, daß er in ihm einen Mann von Geist finde, mit dem man offen sprechen könne. Alsdann erklärte er ihm ohne weitere Vorrede, und als ob es ihn eile sein Herz zu erleichtern, daß er die spanischen Bourbonen habe zu sich kommen lassen, um Allen, dem Vater und dem Sohne, die Krone ihrer Ahnen zu nehmen; daß er seit Jahren schon von den Verräthereien des madrider Hofs unterrichtet sei; daß er darüber hinweggegangen sei, aber jetzt, wo ihm

der Norden freie Hand gelassen, die Angelegenheiten des Südens in Ordnung zu bringen gedenke; daß er Spaniens zu seinen Plänen gegen England bedürfe, und daß Spanien ihn um seiner Größe willen nöthig habe; daß es ohne ihn unter einer unfähigen und entarteten Dynastie in Lethargie versinken werde; daß der alte Carl IV. ein unfähiger König sei; daß sein Sohn Ferdinand zwar jünger, aber ebenfalls mittelmäßig und weniger aufrichtig sei, wie die Revolution von Aranjuez zeige, deren Veranlassung und Hergang Frankreich nicht erst in Madrid zu lernen brauche; daß die moralische und politische Wiedergeburt Spaniens, ohne die es seine Rolle unter den Völkern nicht spielen könne, unter solchen Herrschern nicht möglich sei; daß Napoleon in den Bourbonen immer nur falsche und treulose Freunde gefunden habe; daß er zu erfahren sei, um an den Nutzen von Heirathen zu glauben; daß man eine Prinzessin von ausgezeichneten Gaben überhaupt nicht immer bei der Hand habe, und daß es noch sehr fraglich sei, ob sie auf den schweigsamen und heuchlerischen Ferdinand Einfluß erhalten werde; daß er vor Allem Eroberer und Begründer einer Dynastie sei, gezwungen eine Menge untergeordneter Rücksichten mit Füßen zu treten, um sein unendlich hoch gestecktes Ziel zu erreichen; daß er keine Neigung zum Bösen habe, daß er sich im Gegentheil sehr schwer dazu entschließe, daß es aber gerathener sei, ihm nicht in den Weg zu treten; mit einem Worte, daß sein Entschluß fest stehe, Ferdinand VII. die Krone zu nehmen, doch wolle er ihn entschädigen; er habe für ihn einen passenden Ersatz ausgesucht, das schöne und friedliche Etrurien, wo er regieren könne, ungestört von den europäischen Revolutionen, und glücklicher als in dem von dem unruhigen Geist der Zeit unterwühlten Spanien, das nur ein mächtiger und geschickter Fürst in Gehorsam erhalten, organisiren und glücklich machen könne.

Während Napoleon diese kühne Rede hielt, war er abwechselnd sanft, einschmeichelnd, gebieterisch gewesen, und hatte den Cynismus des Ehrgeizes bis aufs Aeußerste getrieben. Der arme Canonicus hörte stumm zu. Bei dem einfachen Canonicus lag die Ehre, von dem größten Mann des Jahrhunderts so schmeichelhaft behandelt zu werden, innerlich mit dem Verdruß im Streit, solche Erklärungen zu vernehmen. Er war ganz bestürzt; und dennoch verlor er nicht sein Talent zu disputiren, und versuchte es an Napoleon, der ihn anhörte, um ihn für seinen Schmerz zu entschädigen.

Der arme Canonicus bemühte sich das bourbonische Haus bei dem Oberhaupt der Familie Bonaparte zu rechtfertigen. Er erinnerte ihn, daß in der Schreckenszeit der französischen Revolution der spanische Hof erst nach dem Tod Ludwig's XVI. den Krieg erklärte; daß er die erste Gelegenheit ergriff, um erst Frieden, und dann ein Bündniß mit der Republik zu schließen; daß er seitdem für Frankreichs Interessen seine Flotten, seine Heere und seine Schätze verwendet. Daß er nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an besserer Einsicht nicht mehr gethan; daß blos der Friedensfürst die Schuld trage, der allein der Urheber aller Leiden Spaniens und seiner Ohnmacht als Verbündeter sei; daß jetzt übrigens der verabscheuenswürdige Günstling auf ewig vom Thron entfernt sei, und daß Spanien unter einem jungen König, der Napoleon zugethan, an ihn durch die Bande der Dankbarkeit und der Verwandtschaft geknüpft, und von seinen Rathschlägen geleitet sei, bald wieder die ihm gebührende Stellung einnehmen, und Frankreich die verlangten Dienste ohne große Opfer und große Anstrengung bringen werde. Im entgegengesetzten Fall werde Spanien, von England und vielleicht von einem Theil Europas unterstützt, einen verzweifelten Widerstand leisten; die Colonien würden verloren gehen, ein für Frankreich nicht weniger als für Spanien beklagenswerther Verlust, und endlich werde der Kaiser den glänzenden Ruhm seiner Regierung mit einem Fleck verdunkeln. — „Ihre Politik taugt nichts, Herr Canonicus!“ erwiderte Napoleon mit einem wohlwollenden, aber ironischen Lächeln. „Bei Ihrer Klugheit würden Sie mich gewiß verdammen, wenn ich diese einzige Gelegenheit, die mir die Unterwerfung des Continents und die bedrängte Lage Englands zur vollständigen Durchführung meines Systems bietet, ungenutzt vorbeilassen wollte. Ihre Bourbonen haben mir immer gegen ihren Willen gedient, und waren immer bereit mich zu verrathen. Was Sie immer sagen mögen, ein Bruder leistet mir bessere Dienste. Die Regeneration Spaniens ist eine Unmöglichkeit bei Fürsten aus einem alten Hause, das ohne es zu wollen, immer alte Mißbräuche unterstützt. Mein Entschluß ist gefaßt, diese Revolution muß zu Ende geführt werden. Spanien soll kein Dorf verlieren, es behält alle seine Besitzungen. Ich habe meine Maßregeln getroffen, damit es seine Colonien nicht verliert. Was Ihren Fürsten betrifft, so soll er entschädigt werden, wenn er sich willig der Gewalt der Verhältnisse fügt. Von Ihnen erwarte ich, daß Sie allen Einfluß anwenden, um ihn zur Annahme der ihm bestimmten Entschädigung zu bewegen. Sie sind einsichtsvoll genug, um zu erkennen, daß ich hierin nur den Geboten der wahren Politik folge, welche ihre gebieterischen Nothwendigkeiten und unvermeidlichen Härten hat.

Während Napoleon diese Aeußerungen und andere in einer Sprache von sich gab, die mehr Bedauern als Reue über eine solche Beraubung athmeten, war er sanft und freundschaftlich geworden, und hatte sich die vertraulichsten Geberden gegen den armen Lehrer erlaubt, dessen sehr hoher Wuchs zu dem seinigen einen seltsamen Gegensatz bildete. Bestürzt über die unbeugsame Entschlossenheit des Kaisers, verbreitete sich der Canonicus Escoiquiz, Thränen in den Augen, über die Tugenden seines jungen Fürsten, bemühte sich ihn wegen seines Antheils an der Revolution von Aranjuez zu rechtfertigen, und bestrebte sich zu beweisen, daß Carl IV. freiwillig abgedankt habe, und daß demnach die Autorität Ferdinand's VII. sehr legitim sei.

Als es dem Canonicus nicht gelang, Napoleon

durch die Schilderungen der Tugenden Ferdinand's VII. zu rühren, versuchte er ihn durch die Darstellung seiner unglücklichen Räthe und der Rolle, die sie vor Spanien, Europa und der Nachwelt spielten, zu erweichen; sie würden entehrt sein, sagte er, weil sie auf das Wort Napoleon's geglaubt und im Vertrauen darauf, in Bayonne die Anerkennung des neuen Königs erwarteten; man werde sie des Verraths oder der Blindheit beschuldigen, während sie doch blos den Worten eines großen Mannes vertraut hätten. — Sie seien ehrliche Leute, erwiderte ihm Napoleon, und vornehmlich Sie sind ein vortrefflicher Lehrer, der seinen Schüler mit dem lobenswerthesten Eifer vertheidigt. Man wird sagen, Sie hätten sich der überlegenen Macht gefügt, um so mehr, da weder Spanien, noch Sie widerstehen können. Die Politik, die Politik! Herr Canonicus, muß alle Handlungen einer Person, wie ich bin, leiten. Kehren Sie wieder zu Ihrem Prinzen zurück und machen Sie ihn geneigt König von Etrurien zu werden, wenn er noch wo König sein will, denn Sie können ihn versichern, daß er es in Spanien nicht werden wird.

Der unglückliche Lehrer Ferdinand's VII. entfernte sich ganz bestürzt, und fand seinen Schüler ebenso überrascht und vernichtet von der Unterredung, die er mit General Savary gehabt hatte. Dieser hatte ohne die mindeste Erläuterung, wie sie aus Napoleon's Munde fast als Entschuldigung kam, Ferdinand VII. bedeutet, daß er der spanischen Krone entsagen und als Entschädigung für das Erbe Carl's V. Etrurien annehmen müsse. Die Aufregung in dem bis dahin über sein Schicksal ganz verblendeten Hof war groß. Man drängte sich um den Prinzen, weinte und ereiferte sich, und endigte zuletzt damit, gar nicht an sein Unglück zu glauben und sich mit dem Gedanken zu schmeicheln, Alles sei nur ein Vorgeben Napoleon's, es sei gar nicht möglich, daß er Hand an eine so geheiligte Person wie Ferdinand VII. und an eine so unverletzliche Sache, wie die spanische Krone ist, legen könne, und daß er die Drohungen nur ausspreche, um den spanischen Hof zu einer beträchtlichen Gebietsabtretung oder zum Aufgeben einer wichtigen Colonie zu bewegen; daß er mit einem Worte blos einschüchtern wolle. Man glaubte daher, man brauche der Einschüchterung nur nicht nachzugeben, um zu siegen. Demzufolge beschloß man zu widerstehen und alle Anträge Napoleon's zurückzuweisen, und Herrn de Cevallos den Auftrag zu geben, mit Herrn de Champagny auf dieser Grundlage zu unterhandeln.

Am nächsten Tage begab sich Herr de Cevallos behufs einer Besprechung mit Herrn de Champagny auf das Schloß Marac. Der spanische Diplomat, den die Niedrigkeit nicht verhinderte heftig zu sein, äußerte sich gegen den Herrn de Champagny mit einer Heftigkeit, die nicht Muth war, denn es waren hier blos Kronen und nicht Personen gefährdet. Napoleon hörte ihn, kam dazu und sagte: „Was sprechen Sie vom treuen Festhalten an den Rechten Ferdinand's VII., Sie, der seinem Vater, dessen Minister Sie waren, treu hätte dienen sollen, ihn aber eines usurpatorischen Sohnes wegen verlassen hat, und in Allem nur die Rolle eines Verräthers spielt!“ Herr de Cevallos, gegen den ein solcher Vorwurf aus dem Munde einer Person, die sich selbst nichts vorzuwerfen hatte, berechtigt gewesen wäre, eilte zu seinem neuen Herrn zurück, um ihm das Vorgefallene zu erzählen. Die Umgebung Ferdinand's sah ein, daß es einem solchen Unterhändler ebenso sehr an moralischem Gewicht, als an der Kunst, die Rechte seines Königs zu vertheidigen, fehlte, und übertrug daher die Verhandlungen Herrn de Labrador, der auf verschiedenen Gesandtschaften gelernt hatte, die großen Interessen der Politik mit der nöthigen Zurückhaltung zu behandeln. Der Ausgangspunkt der Unterhandlungen blieb immer derselbe: das unveräußerliche Recht Ferdinand's VII. auf die spanische Krone, oder in Ermangelung seines Rechts, das Recht Carl's IV., des einzigen legitimen Königs, wenn es Ferdinand VII. nicht war.

Napoleon war dieser Widerstand etwas unangenehm, aber er hoffte, daß er bald der Nothwendigkeit weichen werde, hauptsächlich wenn Carl IV. seine viel besser begründeten Einsprüche geltend machte, denn wenn ihn auch der Gedanke gegen seine Abdankung zu protestiren, erst von Murat eingegeben war, so war doch unbezweifelt diese Abdankung nur die Folge moralischen Zwangs, den man gegen seinen schwachen Charakter ausgeübt hatte; und er war daher vollkommen berechtigt, die Krone wieder zu beanspruchen. Der Gerechtigkeit wäre sogar Genüge geschehen, wenn man die Krone zwar Ferdinand nahm, sie aber Carl IV. zurückgab. Napoleon, der die Anwesenheit Carl's IV. für unentbehrlich hielt, um dem Rechte des Sohnes das Recht des Vaters gegenüber zu stellen, was kein Recht für die Dynastie Bonaparte schuf, aber alle diese Rechte in eine Verwirrung brachte, aus der er Nutzen zu ziehen hoffte, drang lebhaft in Murat, das alte Herrscherpaar abreisen zu lassen, und ihm den immer noch in Villa-Viciosa gefangen gehaltenen Friedensfürsten zu schicken. Napoleon befahl Murat den Friedensfürsten, den die Spanier um keinen Preis losgeben wollten, nöthigenfalls mit Gewalt zu befreien. Er empfahl ihm zu gleicher Zeit, um die Gemüther vorzubereiten, der Regierungs-Junta und dem Rath von Castilien den Protest Carl's IV. mitzutheilen, wodurch das Königthum Ferdinand's VII. aufgehoben, das Carl's IV. aber nicht wieder hergestellt wurde, und auf diese Weise eine zur Durchführung seiner Usurpationspläne bequemes Interregnum herbeizuführen. Er bemühte sich, Murat einzuprägen, daß man auf eine bereitwillige Zustimmung der Spanier zu der beabsichtigten Veränderung nicht rechnen dürfe, sondern daß man sie einschüchtern und durch die Ueberzeugung von den Wohlthaten, deren Quelle eine französische Dynastie sein würde und die Gewißheit, daß die Veränderung Spanien kein Dorf und keine Colonie kosten werde, die verständigen Menschen gewinnen müsse; das noch Fehlende sei durch die Entwickelung einer unwiderstehlichen Streitkraft zu ergänzen. Napoleon schrieb Murat vor, wohl auf seiner

Hut zu sein, zwei oder drei Punkte in Madrid, den königlichen Palast, die Admiralität und Buen-Retiro zu befestigen, keinen Offizier in der Stadt schlafen zu lassen, sondern sie mit ihren Soldaten einzuquartieren; und sich ganz so zu benehmen, als ob ein Aufstand, den er für unvermeidlich hielt, auf dem Punkte stehe auszubrechen. Im Fall die Spanier einen Angriff wagten, empfahl Napoleon Murat, sie derb zu empfangen und nicht zu vergessen, wie er in Aegypten, in Italien und an andern Orten den Straßenkrieg geführt; zu diesem Zwecke dürften sich die Truppen nicht auf einen Kampf im Innern der Stadt einlassen, sondern die Anfänge der Hauptstraßen mit starken Batterien besetzen, und überall wo das Volk sich offen zu zeigen wagte, die Kürassiere einhauen lassen. So sah sich Napoleon durch die Usurpation der spanischen Krone von der List zur Gewaltthat gedrängt.

In einem einzigen Punkte hatte Murat den Instructionen Napoleon's vorgegriffen, nämlich bezüglich der Abreise des alten Herrscherpaares und der Befreiung des Friedensfürsten. Er hatte Carl IV. und der Königin in Beantwortung des Briefes, in dem sie ihre Wünsche äußerten, geschrieben, daß der Kaiser sie mit Vergnügen bei sich sehen werde, daß sie deshalb nur ihre Reise vorzubereiten brauchten, und daß er die Freilassung des Friedensfürsten fordern werde, um ihn ebenfalls nach Bayonne zu schicken, eine Nachricht, die ihnen das erste Mal seit den unglücklichen Tagen von Aranjuez wieder ein freudiges Gefühl verursachte.

Sobald Murat erfuhr, daß Ferdinand VII. endlich die spanische Grenze überschritten hatte, hatte er keine Rücksichten mehr zu beobachten; und außerdem schienen die Spanier, entrüstet über eine solche Schwäche und gedemüthigt von dem Bewußtsein, einen solchen Fürsten zu haben, einen Augenblick geneigt zu sein, sich von einer Dynastie loszusagen, welche der Liebe der Nation so wenig würdig war. Es ließ sich daher für einige Tage eine günstigere Stimmung hoffen. Als aber die Freilassung des Friedensfürsten angeregt wurde, entstand große Aufregung. Die nach Rache dürstende Menge sah voll Verzweiflung ihr Opfer sich entschlüpfen. Die höhern Stände und Diejenigen, welche sich bei der Revolution von Aranjuez betheiligt hatten, fürchteten, daß inmitten dieser politischen Schwankungen der Friedensfürst wieder einmal in Besitz der Macht gelangen, und sie für ihr Benehmen bestrafen könnte. Aus allen diesen Gründen weigerte man sich ihn in Freiheit zu setzen. Die aus den Ministern und dem Infanten Don Antonio bestehende Regierungsjunta fühlte mehr als Andere diese traurigen Empfindungen. Von Anfang an hatten sie dem Andringen Murat's lebhaften Widerstand geleistet und unter dem Vorgeben, nicht zur Entscheidung dieser Frage ermächtigt zu sein, darauf bestanden sie an Ferdinand VII. zu verweisen. Sie hatten sich auch wirklich an diesen wegen neuen Befehlen über diese Angelegenheit gewendet. Ferdinand hatte in großer Verlegenheit geantwortet, daß diese Frage nebst allen andern von den beiden Beherrschern Frankreichs und Spaniens in Bayonne gelöst werden sollte. Murat wurde diese Antwort sogleich mitgetheilt, aber dieser war der Meinung, daß die Frage durch die Befehle Napoleon's bereits entschieden sei und verlangte die sofortige Freilassung, um ihn nach Bayonne zu schicken. Er erklärte außerdem, daß Emanuel Godoy auf immer aus Spanien verbannt und nur nach Frankreich gebracht werden solle, um dort als einzige Gnade das Leben geschenkt zu erhalten. Nachdem Murat der Junta diese Mittheilung gemacht, schickte er einige Abtheilungen Cavallerie nach Villa-Viciosa, um sich des Gefangenen in Güte oder Gewalt zu bemächtigen. Der Marquis von Chasteler, der ihn bewachte, verweigerte die Auslieferung, als die Junta, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, Befehl erließ, den Gefangenen den Franzosen zu übergeben.

Der unglückliche Beherrscher Spaniens, der ehedem von größerem Luxus als der König selbst umgeben gewesen, kam fast ohne Kleider, mit einem langen Bart, kaum geschlossenen Wunden und Spuren der Ketten, mit denen er belastet gewesen, im Lager Murat's an. In diesem traurigen Zustande sah ihn zuerst der Freund, den er sich mit ganz andern Hoffnungen am kaiserlichen Hofe ausgewählt hatte. Murat, dessen Edelmuth nie schlummerte, behandelte Emanuel Godoy mit großer Rücksicht, verschaffte ihm Alles, was ihm fehlte, und schickte ihn in Begleitung eines Adjutanten und einiger Reiter nach Bayonne. Nachdem dieser Theil der Befehle Napoleon's ausgeführt war, beschäftigte er sich mit der Abreise des alten Herrscherpaares, das sich in seinem Unglück vor Freude über die Befreiung des Günstlings nicht zu lassen wußte und jetzt bald vor dem allmächtigen Kaiser, der es an allen seinen Feinden rächen sollte, zu erscheinen hoffte. Nachdem die Vorbereitungen zur Reise getroffen waren — sie beschränkten sich hauptsächlich darauf, sich der schönsten Krondiamanten zu bemächtigen — forderten sie Murat auf den Tag ihrer Abreise zu bestimmen. Sie begaben sich auch wirklich am 23. vom Escurial nach dem Pardo, mitten unter die französischen Truppen, wo sie Murat mit der größten Rührung begegneten. Von dort reisten sie nach Buitrago, und folgten der großen Straße nach Bayonne mit der Langsamkeit, die ihrem Alter und ihrer Weichlichkeit angemessen war. Man begegnete ihnen unterwegs mit einigen Beweisen der Achtung, aber nirgends mit Theilnahme. Die Anwesenheit der alten Königin, die seit zwanzig Jahren vom Volke gehaßt und verachtet war, genügte allein schon, diese zu ersticken.

Murat war diesmal unzweifelhaft allein Herr von Spanien und konnte sich für den König desselben halten. Er hatte, dem Befehl Napoleon's gemäß, der Junta den Protest Carl's IV. mitgetheilt und dabei zugleich die Weglassung des Namens Ferdinand VII. in den öffentlichen Actenstücken verlangt. Die rathlose Junta hatte den Rath von Castilien mit für die zu ergreifenden Schritte verantwortlich machen wollen, aber dieser verweigerte jede Mitwirkung. Murat hatte den Streit dahin geschlichtet, daß die Regierungs-

actenstücke im Namen des Königs, ohne einen Namen zu nennen, veröffentlicht wurden. Der Thron wurde auf diese Weise ganz erledigt und die Spanier fingen an es mit tiefem Schmerz zu bemerken. Bald dachten sie mit Entrüstung an die Unfähigkeit und Feigheit ihrer Fürsten, die sich hatten täuschen und in einen Abgrund drängen lassen, aus dem keine Rettung mehr war; bald fühlten sie sich von Mitleid für sie und von Wuth gegen die Fremden erfüllt, die sich mit List und Gewalt in ihrem Vaterland festgesetzt hatten. Die Einsichtigen, die jetzt erkannten, warum die Franzosen in Spanien eingedrungen waren, schwankten zwischen ihrem Haß gegen die Ausländer und dem Wunsch, in Spanien auf dieselbe Weise wie in Frankreich durch die Hand Napoleon's einen geordneten Zustand wiederhergestellt zu sehen. Mit ihren Frauen zu den Festen, welche Murat gab, geladen, waren sie manchmal halb verführt, aber niemals ganz erobert. Das Volk dagegen theilte in keiner Weise diese Hinneigung zu Frankreich. Zuweilen machte der Anblick der Kaisergarde und unserer Reiterei einen Eindruck auf dasselbe, und es bewunderte sogar Murat, aber unsere, meistens aus jungen noch nicht ausgearbeiteten Recruten bestehende Infanterie flößte ihnen kein Vertrauen ein und gab ihnen sogar Hoffnung, uns zu besiegen. Die unbeschäftigten Landleute aus der Umgebung der Hauptstadt kamen mit Flinten und Messern bewaffnet nach Madrid, und gewöhnten sich, uns vor unsern Augen Trotz zu bieten, bevor sie uns mit den Waffen bekämpften. Einige ermordeten, von den Mönchen fanatisirt, französische Soldaten. Ein Mann aus dem Volke hatte, wie er aussagte, nach dem Gebot der heiligen Jungfrau zwei unserer Soldaten niedergestochen und einen dritten verwundet. Der Pfarrer des Dorfes Caramanchel, vor den Thoren von Madrid, hatte einen unserer Offiziere ermordet. Murat hatte die Urheber dieser Verbrechen exemplarisch bestrafen lassen, ohne etwas zur Stillung des emporkeimenden Hasses thun zu können. So sehr hatte sich schon eine unbeschreibliche Bewegung aller Gemüther bemächtigt, daß bei dem Anblick eines Pferdes, das auf dem schönen Spaziergang des Prado durchging, Alles flüchtete, aus Furcht vor einem Kampfe zwischen den Spaniern und den Franzosen. Murat täuschte sich immer noch über die Stimmung der Spanier, aber er hatte, durch Napoleon's wiederholte Rathschläge angeregt, einige Vorsichtsmaßregeln getroffen. Er hatte die Garde und die Kürassiere in der Stadt einquartiert, und seine übrigen Truppen auf den Madrid beherrschenden Höhen aufgestellt. Die drei Divisionen des Marschalls Moncey hatte er mit der ersten Division des Generals Dupont vermehrt, und hatte also außer der Garde die ganze Reiterei und vier Infanteriedivisionen in Madrid. Die zweite Division Dupont's stand im Escurial, die dritte in Segovia. Die Truppen bivouakirten unter Zelten ringsum um Madrid. Obgleich wegen Mangel an Transportmitteln ihre Verproviantirung nur mit Schwierigkeit von Statten ging, fehlte es ihnen doch an nichts. Die sorgfältige Behandlung hatte fast alle unsere Soldaten von der Krätze befreit. Sie exercirten fast alle Tage und nahmen allmälig die Haltung an, die ihnen schon bei ihrem Einmarsch in Spanien zu wünschen gewesen wäre. Murat hatte ihnen Offiziere aus dem Unteroffiziercorps der Garde gegeben, und lag mit außerordentlicher Sorgfalt der Organisation einer Armee ob, die er als die Spitze seiner zukünftigen Krone betrachtete. Vornehmlich die Division des Generals Dupont war sehr schön. Leider hätte man dies Alles den Spaniern fertig zeigen, es aber nicht erst vor ihren Augen einrichten sollen. Murat, mit einer Arbeit beschäftigt, die ihm sehr gefiel, zuweilen noch mit Beifall begrüßt von dem spanischen Volke, das sich von seinem Anblick und von den schönen Schwadronen der Kaisergarde blenden ließ, Beherrscher der Junta, die in ihrer Stellung zwischen zwei abwesenden Königen nicht wußte, wem sie gehorchen sollte und deshalb der anwesenden Macht sich fügte, hielt sich schon für den König von Spanien. Seine Adjutanten, die sich schon als Würdenträger des neuen Hofs sahen, schmeichelten ihm so viel sie konnten, und er schrieb, gestützt auf diese Schmeichelei, an Napoleon: „Ich bin hier Herr in Ihrem Namen; befehlen Sie und Spanien thut Alles, was Sie wollen; es wird die Krone dem französischen Prinzen, den Sie bezeichnen, übertragen.“ Napoleon beantwortete diese thörichten Versicherungen mit dem wiederholten Befehl, die vornehmsten Paläste Madrids zu befestigen und die Offiziere bei ihren Truppen einzuquartieren, Befehle, denen Murat mehr aus Gehorsam, als aus Ueberlegung von ihrem Nutzen nachkam.

Der Friedensfürst, der in aller Eile nach Bayonne geschickt worden war, um dem Volke nicht Zeit zu lassen seine Reise durch Unruhen zu stören, kam dort gute Zeit vor dem alten Herrscherpaar an. Napoleon wünschte sehr diesen alten Beherrscher der spanischen Monarchie zu sehen, und hauptsächlich sich seiner zu bedienen. Nach einer kurzen Unterhaltung erschien ihm der Günstling als ziemlich mittelmäßig und nur bemerkenswerth durch einige physische Vorzüge, die ihm die Liebe der Königin von Spanien erworben hatten, durch eine gewisse Schlauheit und eine ziemliche Routine in den Staatsgeschäften; eine Verläumdung aber war es, wenn man aus ihm ein Ungeheuer machen wollte. Aus Achtung vor dem Unglück enthielt sich Napoleon jedoch die Verachtung blicken zu lassen, welche ihm ein solcher Regent einflößte, und er beeilte sich ihn über seine Zukunft und die seines alten Herrn aufs Vollständigste zu beruhigen. Zu dem Versprechen einer ruhigen und wohlhabenden Zukunft fügte Napoleon noch ein anderes, das einer unverweilten Rache an Ferdinand VII., und verlangte dafür Unterstützung seiner Pläne bei der Königin und Carl IV. Das versprach ihm der Friedensfürst und zwar ohne Schwierigkeit, denn Vater und Mutter waren so sehr gegen ihren Sohn erzürnt, daß sie lieber auf dem Thron ihrer Ahnen einen Fremden und selbst einen Feind gesehen hätten.

Die Ankunft Carl's IV. und der Königin war

für den 30. April angezeigt. Die Politik Napoleon's schrieb vor, daß das alte Herrscherpaar allein mit königlichen Ehren empfangen würde. Er schrieb vor, sie so zu empfangen, als ob sie noch im Besitz ihrer Macht wären und die Revolution von Aranjuez gar nicht stattgefunden hätte. Er ließ die Truppen unter die Waffen treten, schickte seinen Hof dem alten Königspaar entgegen, befahl die Kanonen der Forts salutiren zu lassen, die Fahrzeuge in Adour mit Flaggen zu schmücken und machte sich bereit, dem ehrenvollen Empfang durch seine Anwesenheit die Krone aufzusetzen. Am Mittag hielt Carl IV. unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken seinen Einzug in Bayonne. Am Thore der Stadt empfingen ihn die Civil- und Militairbehörden und die beiden Prinzen, Ferdinand VII. und der Infant Don Carlos, die mit sichtbarem, aber verhaltenem Zorn empfangen worden, kamen ihnen entgegen. Das alte Herrscherpaar stieg in dem Regierungspalast ab und konnte sich noch einen Augenblick mit dem Glauben schmeicheln, im Besitz der höchsten Gewalt zu sein; eine letzte Täuschung, mit der Napoleon ihrem Alter schmeichelte, bevor er sie Alle, den Vater und die Kinder, in das Nichts sinken ließ, das er allen Bourbonen bestimmte. Einen Augenblick später kam er selbst, begleitet von seinen Generälen, im Galopp herbeigesprengt, um dem greisen Opfer seines Ehrgeizes die Huldigung seiner Allmacht darzubringen. Kaum hatte er Carl IV. zum ersten Mal in seinem Leben erblickt, so öffnete er ihm die Arme und der unglückliche Nachkomme Ludwig's XIV. warf sich ihm weinend an die Brust, wie einem Freunde, von dem er Trost in seinen Leiden erwartete. Die Königin entwickelte, um zu gefallen, alle Künste einer Hofdame, zumal gegen die seit einigen Tagen in Bayonne angekommene Kaiserin Josephine, die sogleich zu den Beherrschern Spaniens eilte. Nach einer kurzen Unterhaltung ließ Napoleon Carl IV. in der Umgebung der in Bayonne anwesenden Spanier und der französischen Offiziere und Kammerherren, die den Ehrendienst bei ihm verrichten sollten. Nach Napoleon's Wunsch, der keinen der Gebräuche des spanischen Hofs vernachlässigt wissen wollte, sollte ein allgemeiner Handkuß stattfinden. Jeder der anwesenden Spanier kniete nieder und küßte dem alten König und seiner Gemahlin die Hand. Ferdinand, der in seiner Stellung als Sohn und Prinz von Asturien zurücktrat, trat ebenfalls vor, um seinen erhabenen Eltern seine Huldigung darzubringen. Was sie bei seinem Anblick fühlten, ließ sich leicht an dem Ausdruck ihrer Züge erkennen. Als diese Ceremonie zu Ende war, machte das ermüdete Königspaar Anstalt sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Als Ferdinand VII. und sein Bruder folgen wollten, konnte sich Carl IV. nicht länger halten und hielt seinen ältesten Sohn auf, indem er zu ihm sagte: „Unglücklicher! hast Du meine weißen Haare noch nicht genug entehrt; achte wenigstens meine Ruhe. Und damit weigerte er sich ihn anders als öffentlich zu sehen. Ferdinand VII., der in wenigen Stunden blos durch die Etikette zum Prinzen von Asturien wieder herabgesunken war, fühlte, daß er verloren sei; er war bestraft und Carl IV. gerächt! Aber dieser sollte sich bald gezwungen sehen, den Preis der erlangten Rache in Napoleon's Hände zurückzugeben.

Der heißeste Wunsch des Königs und seiner Gemahlin war, ihren Freund, ihren geliebten Emanuel zu umarmen, den sie seit der verhängnißvollen Nacht des 17. März nicht wieder gesehen hatten. Sie warfen sich an seine Brust und da Napoleon, der ihnen Zeit lassen wollte sich zu sehen und sich auszusprechen, den im Schlosse Marac vorbereiteten Empfang auf morgen aufgeschoben hatte, so hatten sie den ganzen Tag für sich, um sich über ihre Lage und ihr zukünftiges Loos zu unterhalten. Der Friedensfürst hatte ihnen bald mitgetheilt, um was es sich in Bayonne handelte; und sie konnten weder Erstaunen noch Betrübniß darüber fühlen, da sie keinen Anspruch darauf machten, fortzuregieren, und hatten dafür die Befriedigung, zu erfahren, daß Napoleon, indem er sich an Ferdinand VII. rächte, ihnen in Frankreich ein sicheres und prächtiges Asyl, und ein Einkommen zuwies, wie es die reichsten regierenden Fürsten Europas hatten; und Alles dieses sollten sie nur mit dem Verlust einer Macht erkaufen, deren baldiges Ende sie längst vorausgesehen hatten. Es war daher nicht schwer, sie für die Pläne Napoleon's zu gewinnen, in die sie sich schon ohne Widerstand gefügt hatten, bevor sie die ihnen bestimmten Entschädigungen kannten.

Am nächsten Tage ließ Napoleon sie zum Diner ins Schloß Marac einladen, wo er sie alle Tage mit den größten Ehren zu empfangen gedachte. Carl IV. und seine Gemahlin fuhren dorthin in den kaiserlichen Wagen, die ganz verschieden waren von den nach Mustern aus der Zeit Ludwig's XIV. gebauten spanischen Hofwagen. Das Ein- und Aussteigen machte ihnen die größte Mühe; und er ließ aus den geringsten Einzelheiten erkennen, daß ihm die Gebräuche und die Ideen der Gegenwart gleich fremd waren. In dem Schloß Marac angekommen, stützte er sich beim Aussteigen auf den Arm Napoleon's, der ihn am Kutschenschlag empfing. — Stützen Sie sich auf mich, sagte Napoleon zu ihm, ich habe Kraft für Beide. — Ich rechne darauf, erwiderte ihm darauf der alte König, und er legte gegen ihn wahrhafte Dankbarkeit an den Tag, so glücklich fühlte er sich, in Frankreich Ruhe, Sicherheit und Wohlstand für den Rest seiner Tage zu finden. Napoleon hatte vergessen den Friedensfürsten unter die Geladenen aufzunehmen. Als Carl IV. seinen Namen nicht fand, rief er mit einer Lebhaftigkeit, welche alle Anwesenden in Verlegenheit setzte: Wo ist Emanuel? Auf Befehl des Kaisers suchte man den Friedensfürsten auf und gab Carl IV. diesen Freund, ohne den er nicht leben konnte, zurück.

Während sich Napoleon auf alle Weise bemühte, das Loos dieses alten entthronten Kindes zu lindern, bemühte sich die Kaiserin Josephine mit der ihr angebornen Grazie um die Königin von Spanien, und versuchte sie mit den Zerstreuungen, die in ihrem Bereich waren, zu unterhalten, indem sie ihr die

neuesten und ausgesuchtesten Putzsachen aus Paris vorlegte. Aber die Gemahlin Carl's IV. war nicht so leicht zu trösten als ihr Gatte, was wegen ihrer größern Intelligenz und ihres Ehrgeizes natürlich war; dennoch konnte sie auf zwei sichere Tröstungen rechnen, auf die Sicherheit Emanuel Godoy's und den Sturz Ferdinand's.

Nachdem Napoleon auf diese Weise seine erhabenen und unglücklichen Gäste mit Achtungsbeweisen überschüttet hatte, setzte er voller Ungeduld, einen Abschluß herbeizuführen, die Werkzeuge in Bewegung, die ihm zur Verfügung waren. Auf seinen Wunsch schrieb Carl IV. an Ferdinand einen Brief, in welchem der Vater seinen Sohn an sein strafbares Benehmen während der Auftritte in Aranjuez, an seinen unklugen Ehrgeiz, an seine Ohnmacht, ein Land zu regieren, das durch seine Schuld revolutionairen Erschütterungen anheim gegeben war, erinnerte und ihn aufforderte, der Krone zu entsagen. Diese Aufforderung zeigte den enttäuschten Räthen Ferdinand's aufs Klarste, in welchem Sinn die Unterhandlungen seit der Ankunft des alten Hofs geführt wurden. Es war klar, daß man nur die Krone dem Sohne wieder abforderte, um sie eine gewisse Anzahl Tage oder Stunden auf dem Haupte des Vaters zu lassen, und sie alsdann vom gealterten Haupte Carl's IV. auf das Haupt eines Prinzen des Hauses Bonaparte zu übertragen. Die Tonangeber des jungen Hofs beantworteten diese Aufforderung mit einem ziemlich geschickten Brief, in welchem Ferdinand VII. die Sprache eines gehorsamen und ergebenen Sohnes annahm, und sich zur Niederlegung der Krone bereit erklärte, obgleich er sie in Folge einer freiwilligen Abdankung besaß, aber unter zwei Bedingungen: erstens, daß Carl IV. selbst regiere; zweitens, daß die Niederlegung frei in Madrid vor den Augen der spanischen Nation geschehe. Ohne die Erfüllung dieser beiden Bedingungen weigerte sich Ferdinand ausdrücklich, die Krone seinem Vater zurückzugeben; denn wenn dieser nicht regieren wollte, so betrachtete sich Ferdinand nach den Gesetzen der spanischen Monarchie als den einzigen legitimen König; und wenn die Niederlegung anderswo als in Madrid, im Schooße der Nation selbst geschehe, so wäre sie weder frei, noch würdig und sicher.

Die Antwort war geschickt und passend. Carl IV. mußte ein Antwortschreiben erlassen, in dem er sich immer noch auf die Unregelmäßigkeit der Abdankung berief, auf die gewaltthätigen Auftritte, von denen sie begleitet gewesen, auf Ferdinand's Unfähigkeit, das nach langem Schlummer am Vorabend einer Revolution stehende Spanien zu regieren, auf die Nothwendigkeit, Napoleon die Sorge zu übertragen die Bewohner der Halbinsel dauernd glücklich zu machen. Am Schluß blickten drohende Absichten durch, wenn der Widerstand nicht aufhörte. Diesen Brief beantwortete der junge Hof mit einer Gegenantwort, von ähnlichem Inhalt wie der erste Brief Ferdinand's VII.

Die Unterhandlung machte keine Fortschritte, denn die Tage vom 1. bis zum 4. Mai waren in diesem vergeblichen Briefwechsel vergangen. Napoleon wurde ungeduldig und war entschlossen Ferdinand VII. für einen Rebellen erklären zu lassen, und die Krone Carl IV. zurückzugeben, der sie nach kürzerer oder längerer Frist ihm übertragen sollte. Zuerst ließ er durch Vermittelung des Friedensfürsten eine Urkunde entwerfen, kraft deren sich Carl IV. zum einzigen legitimen König von Spanien erklärte, und da er nicht selbst seine Autorität ausüben konnte, den Großherzog von Berg zu seinem Stellvertreter ernannte, ihm alle königlichen Rechte und insbesondere den Oberbefehl über die Truppen übertrug. Napoleon hielt diesen Uebergang für nothwendig, um die Dynastie Bonaparte zur Herrschaft zu bringen. Er beeilte sich dieses Decret abzuschicken und den schon vor einigen Tagen ertheilten Befehl zu wiederholen, alle noch in Madrid anwesenden Mitglieder der königlichen Familie abreisen zu lassen. Es waren dies der jüngste der Infanten Don Francisco de Paula, der Onkel Ferdinand's Don Antonio, Präsident der Junta, und die Königin von Etrurien, welche eine Unpäßlichkeit abgehalten hatte ihren Eltern zu folgen. Nachdem er diese Maßregeln getroffen hatte, machte er sich bereit dem Schauspiel in Bayonne durch eine von ihm selbst vorgeschriebene Lösung ein Ende zu machen, als die Madrider Ereignisse ihm die so sehr gewünschte Entwickelung dadurch erleichterten, daß sie ihn der Nothwendigkeit überhoben Gewalt anzuwenden.

Während Napoleon mit Madrid correspondirte, vernachlässigte auch Ferdinand VII. seinerseits nichts, um dorthin Nachrichten gelangen zu lassen, welche das Volk zu seinen Gunsten aufregen und den schlechten Eindruck, den sein unfähiges Benehmen gemacht hatte, berichtigen konnten. Es war ihm nicht fremd geblieben, daß die Spanier, als er so bereitwillig in den von Napoleon gelegten Fallstrick ging, ihn mit demselben Mitleid oder fast Verachtung wie seinen Vater betrachtet hatten. Er hatte daher durch Couriere, welche verkleidet von Bayonne abgingen und durch die aragonischen Gebirge nach Madrid gelangten, Nachrichten verbreiten lassen, die er für die geeignetsten hielt, die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Er ließ verbreiten, daß man ihn in Bayonne zur Aufopferung seiner Rechte zwingen wollte, daß er aber allen Drohungen widerstehen werde, und daß seine Völker eher seinen Tod, als seine Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Fremden vernehmen würden. Er schilderte sich als das edelste und anziehendste Opfer und in einer Weise, die ihm alle edeln Herzen gewinnen mußte. Da diese Couriere, um den französischen Truppen auszuweichen, welche alle Straßen bedeckten, Umwege machen mußten, so verspäteten sie sich um einige Tage, kamen aber sicher in Madrid an, und ihre mit großer Schnelligkeit verbreiteten Nachrichten hatten bald die öffentliche Meinung wieder für Ferdinand VII. gewonnen. Das allgemein geglaubte Gerücht, daß Ferdinand VII. in Bayonne das Opfer rücksichtsloser Gewalt sei, und daß er ihr einen heroischen Widerstand entgegensetze, wendete ihm die untern Classen der Hauptstadt zu, die sich, wie wir schon erzählten, durch die unbeschäf-

tigten Landleute der Umgegend verstärkt hatten. Da die Druckereien von den Agenten Murat's zu streng beaufsichtigt waren, so bediente man sich geschriebener Mittheilungen, die in großer Menge und mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet, die Leidenschaften des Volks aufs Höchste aufregten. Die Regierungs-Junta verheimlichte aufs Sorgfältigste ihre wahren Gefühle und zeigte die größte Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Murat's, war aber, wie natürlich, Ferdinand VII. treu ergeben und machte den Vermittler der Zusendungen aus Bayonne, deren Veröffentlichung sie besorgte. Sie hatte Emissäre an Ferdinand geschickt, um sich zu erkundigen, ob sie sich dem Einfluß der Franzosen entziehen, an einem andern Orte sich für das legitime Königthum aussprechen, die Nation zum Aufstand auffordern und dem Usurpator den Krieg erklären sollte. In Erwartung einer Antwort auf diese Vorschläge, gab sie nur nach endlosen Zögerungen den Forderungen Murat's, welche den Plänen Napoleon's dienen konnten, nach.

Unter diesen Forderungen befand sich eine, welche die Junta aufgeregt hatte, und welche auf der Absendung aller noch in Madrid befindlichen Mitglieder der königlichen Familie nach Bayonne bestand. Einerseits wünschte die alte Königin von Spanien den jungen Infanten Don Francisco bei sich zu haben, der wegen seines Gesundheitszustandes zurückgelassen worden war; auf der andern Seite wünschte die Königin von Etrurien, die der gleiche Grund in Madrid zurückgehalten hatte, aus Besorgniß vor der mit jedem Tag zunehmenden Volksaufregung ebenfalls abzureisen. Murat, dem der Kaiser befohlen hatte, alle noch übrigen Mitglieder der königlichen Familie nach Bayonne zu schicken, forderte gebieterisch die Abreise dieser beiden Personen. Bei der Königin von Etrurien stand seinem Verlangen nichts entgegen, denn sie war eine unabhängige Prinzessin und wünschte abzureisen. Aber der wegen seiner Jugend unter die königliche Autorität gestellte Infant Don Francisco hing von der Regierungs-Junta ab, welche diese Autorität in der Abwesenheit des Königs ausübte. Die Junta, welche die Absicht der Vereinigung sämmtlicher Glieder des königlichen Hauses in Bayonne recht wohl erkannte, versammelte sich in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, um über Murat's Forderung zu berathen. Sie hatte sich durch die Zuziehung der Präsidenten und der Räthe von Indien und Castilien und mehrere Mitglieder dieser beiden Behörden verstärkt. Die Sitzung war sehr stürmisch. Einige Mitglieder sprachen sich gegen eine Zustimmung aus, welche den letzten Repräsentanten des Königthums aus der Hauptstadt entfernte und wollten lieber sich zum offnen Widerstand entschließen, als nachgeben. Der Kriegsminister Herr O'Farill schilderte den Zustand der Armee, deren desorganisirte Corps, theils im Norden, theils in Portugal und an der Seeküste zerstreute Corps in Madrid nur eine Streitmacht von höchstens 3000 Mann zu vereinigen erlaubten. Die Hitzköpfe riethen die Armee durch die mit Messern und Jagdflinten bewaffneten Massen zu ersetzen, und sein Heil in einer großen That der Verzweiflung zu suchen. Die Majorität sprach sich aber dafür aus, Murat mit einer versteckten Weigerung zu antworten, sich aber sorgfältig vor einem Zusammenstoß zu hüten. Neben der Junta und mit ihrer Schwäche unzufrieden, wollte ein Verein von Patrioten die Abreise der Infanten durch alle Mittel vereiteln, und theilte seine Leidenschaften dem Volke mit, das übrigens nicht der Anreizung bedurfte. Der 1. Mai, ein Sonntag, zog viele Landleute in die Stadt und man sah ihre energischen Gestalten sich unter die zahlreichen Gruppen mischen, die sich auf den verschiedenen Plätzen Madrids bildeten. Auf der Puerta de Sol, einem großen Platze in der Mitte von Madrid, wo sich die vornehmsten Straßen der Hauptstadt, die Straßen Mayor, Alcala, Montera und las Carretas vereinigen, stand eine dicht gedrängte und drohende Menge. Murat schickte einige hundert Dragoner hin, welche durch ihr Erscheinen die Masse zerstreuten, und sie zwangen sich ruhig zu verhalten.

Murat, dem die Junta ihre sehr schonend gefaßte Weigerung mitgetheilt hatte, antwortete, daß er sie nicht berücksichtige und am nächsten Tage, Montag am 2. Mai, die Königin von Etrurien und den Infanten Don Francisco abreisen lassen werde; auf welche Erklärung die Junta keine Antwort ertheilte. Wirklich fuhren am nächsten Morgen um 8 Uhr die Hofwagen vor dem königlichen Palaste vor. Die Königin von Etrurien entschloß sich sehr gern zur Abreise. Der Infant Don Francisco, so erzählte man sich wenigstens, vergoß vor dem Palaste Thränen. Diese unter dem zahlreich versammelten Volke von Mund zu Mund fliegenden Einzelheiten brachten eine lebhafte Aufregung hervor. Plötzlich erschien ein Adjutant Murat's, durch den dieser die Königin im Augenblick ihrer Abreise becomplimentiren ließ. Beim Anblick der französischen Uniform stieß das Volk ein wüthendes Geheul aus, warf nach dem Adjutanten mit Steinen und stand im Begriff ihn zu ermorden, als eine schwache Abtheilung Grenadiere der Kaisergarde, welche in dem von Murat bewohnten Palaste die Wache hatte, sich mit gefälltem Bayonnet in das Gewühl stürzte, und den Adjutanten befreite. Einige während des Kampfs abgefeuerte Flintenschüsse waren das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand. Von allen Seiten knatterte das Gewehrfeuer. Eine wüthende Volksmasse, meistens aus Landleuten der Umgegend bestehend, stürzte sich auf die trotz Napoleon's Empfehlungen einzeln wohnenden französischen Offiziere und auf die Soldaten, welche in kleinen Abtheilungen Lebensmittel faßten. Mehrere wurden mit beispielloser Grausamkeit hingeschlachtet; Andere verdankten ihr Leben nur der Menschlichkeit der Bürger, welche sie in ihren Häusern versteckten.

Auf den ersten Lärm hatte sich Murat zu Pferde gesetzt, und seine Befehle mit der Entschlossenheit eines an solche Vorfälle gewohnten Generals ertheilt. Er befahl den Truppen in den Lagern, sich in Bewegung zu setzen, um in Madrid zu gleicher Zeit durch alle Thore einzubringen. Die nächsten, die unter General Grouchy bei Buen-Retiro aufgestellt

waren, sollten sich auf den großen Straßen San Geronimo und d'Alcala nach der Puerta del Sol marschiren, während Oberst Fredrichs mit den Gardefüsilieren von dem am entgegengesetzten Ende gelegenen Palast durch die Straße Mayor dem General Grouchy entgegen und ebenfalls nach der Puerta del Sol, dem gemeinsamen Zielpunkte aller Bewegungen, marschiren sollte. General Lefranc, der das Kloster San-Bernard besetzt hielt, sollte concentrisch von dem Thore Fuencarral ausmarschiren. Zugleich erhielten die auf der Straße von Caramanchel eintreffenden Kürassiere, und andere Reiterregimenter Befehl, durch das Thor von Toledo vorzurücken. Murat hielt an der Spitze der Garde-Cavallerie hinter dem Palast und unter der Sanct-Vincentshöhe, unweit von dem Thore, durch welches die im königlichen Palast del Campo einquartierten Truppen eindringen sollten. Da er hier außerhalb der volkreichen Quartiere und auf einer dominirenden Position stand, konnte er sich überall hinbegeben, wo sein Beistand nothwendig war.

Der Kampf begann auf dem Platz vor dem Palaste, wo Murat ein Bataillon Gardeinfanterie mit einer Batterie hingeschickt hatte. Ein Pelotonfeuer und einige Kartätschen-Salven hatten bald den Platz geräumt. Die Schnelligkeit der Flucht machte, wie es immer bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, daß nur wenige Opfer fielen. So wie der Palast und seine Umgebung frei waren, marschirte Oberst Fredrichs mit seinen Füsilieren durch die Straßen Plateria und Mayor nach der Puerta del Sol, gegen welche auch die Truppen des Generals Grouchy durch die Straßen Alcala und San-Hieronimo dirigirt waren. Unsere Soldaten, die alten so gut wie die jungen, rückten mit der Sicherheit vor, welche sie kriegsgewohnten und unerschütterlichen Anführern verdankten. Das Volk, unterstützt von den Landleuten, die größere Tapferkeit an den Tag legten, hielt im Freien nicht Stand, sondern stellte sich an den Ecken der Querstraßen auf, um zu feuern und sich dann in die Häuser zu werfen und aus den Fenstern zu schießen. Die Franzosen verfolgten sie, stießen sie mit Bayonnetten nieder und stürzten die mit den Waffen ergriffenen Fanatiker zum Fenster hinaus. Die beiden französischen Colonnen, die sich einander entgegen marschirten, hatten die wüthende Menge in der Mitte der Puerta del Sol zusammengedrängt, wo ihre Massen dem weitern Vorrücken als materielles Hinderniß dienten, und sie selbst nicht mehr fliehen konnten. Aus der Mitte dieses Haufens schossen die Hartnäckigsten auf unsere Truppen. Einige Schwadronen Chasseurs und Mamelucken drangen in die Masse ein und zwangen sie, sich durch die noch offen gelassenen Ausgänge zu zerstreuen. Die Mamelucken bedienten sich ihrer krummen Säbel mit großer Geschicklichkeit und hieben einige Köpfe ab, wodurch sie ein Entsetzen erregten, das der Bevölkerung von Madrid lange in Erinnerung geblieben ist. Die zurückgetriebene Menge zeigte nur noch mehr Eifer, sich in die Häuser zu werfen und aus den Fenstern zu feuern. Die Truppen des Generals Grouchy mußten in der Straße San Geronimo und vornehmlich am Hotel des Grafen von Hijar, aus welchem auf die Franzosen ein merkwürdiges Feuer eröffnet worden war, mehrere blutige Executionen vornehmen. Die Colonne des Generals Lefranc hatte einen hartnäckigen Kampf am Arsenal zu bestehen, wo ein Theil der Besatzung von Madrid mit dem Befehl nicht zu kämpfen, eingeschlossen war. Die Aufständischen, die sich in dieses Gebäude geworfen hatten, hatten auf unsere Truppen gefeuert und die spanische Artillerie sah sich dadurch wider ihren Willen in den Kampf hineingezogen. Die Nothwendigkeit, ohne Deckung ein verschlossenes Gebäude, aus dem ein sehr gut genährtes Flintenfeuer unterhalten wurde, wegzunehmen, kostete uns einige Menschen. Aber unsere mit Lebhaftigkeit zum Sturm geführten Soldaten jagten die Vertheidiger aus ihren Verstecken und ließen ihnen ihren Widerstand theuer bezahlen. Das Arsenal wurde genommen, ehe das Volk in Besitz von Waffen und Munition kam.

Zwei oder drei Stunden hatten zur Unterdrückung des Aufstandes genügt, und man vernahm nach der Wegnahme des Arsenals nur noch einige vereinzelte Flintenschüsse. Murat hatte sogleich im Postgebäude eine Militaircommission eingesetzt, welche die sofortige Hinrichtung der mit den Waffen in der Hand ergriffenen Landleute befahl. Einige wurden, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, unverzüglich auf dem Prado selbst füsilirt. Die Uebrigen, die sich ins Freie zu flüchten suchten, wurden von unsern Kürassieren verfolgt und niedergehauen. Die aus den Lagern herbeieilenden Truppen fanden bei ihrer Ankunft nichts mehr zu thun übrig. Die Ruhe war wieder hergestellt durch den Schrecken eines raschen Einschreitens und durch die Anwesenheit der Minister O'Farrill und Azanza, die in Begleitung des Chefs des Generalstabs Murat's, des Generals Harispe, dem Kampf überall, wo sich noch Widerstand zeigte, ein Ende machten. Sie wünschten auch und erlangten es ohne Schwierigkeit, daß die von der französischen Militaircommission anbefohlenen Hinrichtungen aufhörten.

Dieser Unglückstag, der später in Spanien einen schrecklichen Nachhall finden sollte, hatte zur unmittelbaren Folge die Befestigung der Ruhe in Madrid, indem er den Massen jede Täuschung über ihre Kräfte nahm und ihnen zeigte, daß unsere jungen Soldaten unter der Führung alter Offiziere von den fanatisirten Landleuten Spaniens ebensowenig besiegt werden konnten, als später bei Eßlingen und bei Wagram von den disciplinirtesten Soldaten Europas. Der Infant Don Antonio, der nicht unter den Anstiftern des Aufstandes war und den prahlenden Vertheidigern des activen Widerstandes sehr lebhaft zugesetzt hatte, sagte am Abend zu Murat, wie ein Mann, der von einer langen Anstrengung aufathmet: Endlich wird man nicht mehr hören, daß es mit Messern bewaffnete Bauern mit regulairen Truppen aufnehmen können! — Der Eindruck der letzten Ereignisse auf das Volk von Madrid war sehr groß und mit seiner gewöhnlichen Uebertreibung sprach es mit vollem Glauben

von mehrern tausenden Todten und Verwundeten. Dies war jedoch nicht der Fall, denn die Insurgenten hatten kaum 400 Mann und die Franzosen höchstens 100 Mann verloren. Aber der Schrecken, der gewöhnlich die Zahlen vergrößert, gab diesem Tag eine moralische Wichtigkeit, die viel größer war als seine materielle. Von diesem Augenblick an konnte Murat Alles wagen. Er ließ am andern Tage nicht blos den Infanten Don Francisco, sondern auch die Königin von Etrurien, ihren Sohn und den alten Infanten Don Antonio abreisen, der alle Empfindungen der Insurgenten mit Ausnahme ihrer Energie theilte, und sehnlich wünschte, in Bayonne das Loos aller spanischen Prinzen, die Ruhe und die Entthronung, zu finden. Don Antonio verstand sich zur sofortigen Abreise und gab die Präsidentschaft der Regierungs-Junta ab, sogar ohne derselben davon Nachricht zu geben. Murat hatte das Decret Carl's IV. empfangen, welches ihn zum Reichsverweser von Spanien einsetzte. Er berief die Junta zusammen, ließ sich zu ihrem Präsidenten an der Stelle des Infanten Don Antonio ernennen und war von da an im Besitz aller königlichen Befugnisse. Er bezog in dem Palast die Appartements des Prinzen von Asturien und schrieb an Napoleon ganz in dem alten Tone, daß alle Widerstandskraft der Spanier sich an dem Tage des 2. Mai erschöpft habe, daß man nur den Spanien bestimmten König zu bezeichnen brauche, und daß dieser König ohne Hinderniß regieren werde. In mehr als einem Briefe hatte er schon als eine Thatsache ohne weitere Bemerkungen mitgetheilt, daß die Spanier in ihrer Sehnsucht, aus dem bangen Zustand der Ungewißheit herauszutreten, oft riefen: Wir wollen zum Großherzog von Berg gehen und ihn zum König ausrufen. — In diesen thörichten Illusionen lag aber doch etwas Wahres. Von allen Franzosen wäre Murat wegen seines militairischen Rufs, seines einnehmenden Aeußern, des theatralischen Wesens, das die Südländer lieben, und das ihm eigen war, und seiner Anwesenheit in Madrid am bereitwilligsten von dem spanischen Volke als König angenommen worden.

Die Nachrichten von Madrid kamen am 5. Mai Nachmittags um 4 Uhr in Bayonne an. Napoleon erkannte in ihnen sofort den Hebel, den er nöthig hatte, um die mit den spanischen Prinzen angeknüpfte Unterhandlung zu einem Abschluß zu bringen. Er begab sich zu Carl IV., die Depeschen Murat's in der Hand, und stellte sich über alle Maßen entrüstet über die sicilianische Vesper, die man in Madrid versucht hatte. Er liebte seine Soldaten sehr; aber wenn er 10 oder 20,000 an einem Tage aufopfern konnte, so ließ sich nicht erwarten, daß er ein paar Hundert für ein so großes Ziel, wie die Eroberung des spanischen Throns war, beklagte. Demungeachtet stellte er sich sehr entrüstet vor dem alten Herrscherpaar, das von dem Zorn seines Beschützers ganz erschrocken war. Man ließ die Infanten rufen und mit ihnen Ferdinand VII.; kaum in den Gemächern ihrer Eltern angekommen, wurden sie vom Vater und der Mutter mit großer Heftigkeit angeredet. — „Da ist Dein Werk!" sagte Carl IV. zu Ferdinand VII.; „das Blut meiner Unterthanen ist geflossen; das Blut der Truppen meines Verbündeten, meines Freundes, des großen Napoleon, ist ebenfalls geflossen. Welchen Verwüstungen hättest Du Spanien nicht ausgesetzt, wenn wir mit einem weniger großmüthigen Sieger zu thun hätten! Das sind die Folgen Deiner Bestrebungen, einige Tage eher die Krone zu besitzen, die ich bereit war Dir abzutreten. Du hast das Volk entfesselt und nun kann es Niemand mehr beherrschen. Gieb die Krone zurück, die für Dich zu schwer ist und gieb sie Dem, der allein fähig ist sie zu tragen." — Während der alte, zu einer so betrübten Rolle verurtheilte König sich so äußerte, schüttelte er einen Stock mit goldnem Knopf, auf den er sich wegen seiner Schwäche gewöhnlich stützte, und schien in den Augen aller Umstehenden seinen Sohn damit zu bedrohen. — Kaum hatte der Vater ausgesprochen, so stürzte die alte Königin, die ihren Zorn nicht heuchelte, auf Ferdinand los, überhäufte ihn mit Schmähungen, warf ihm vor ein schlechter Sohn zu sein, die Entthronung seines Vaters erstrebt, die Ermordung seiner Mutter gewünscht zu haben, falsch, perfid, frech, herzlos zu sein. Ferdinand VII. hörte diese Schmähungen unbeweglich mit zu Boden gehefteten Augen und mit einer Art stumpfer Gefühllosigkeit an, antwortete nichts und erduldete Alles. Mehr als einmal trat seine Mutter an ihn heran, bedrohte ihn mit der Hand und sagte: „Da stehst Du, wie Du immer gewesen bist; wenn Dein Vater und ich einige Ermahnungen zu Deinem eignen Besten an Dich richten wollten, da bliebst Du stumm und antwortetest auf unsere Rathschläge mit Stillschweigen und Haß; aber antworte doch jetzt Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinem Freunde, unserm Beschützer, dem großen Napoleon." — Aber der Prinz, ohne sich rühren zu lassen, schwieg und bekräftigte nur, daß er mit den Auftritten des 2. Mai nichts zu thun habe. Betroffen und fast verwirrt von einem solchen Auftritt, der allerdings die gewünschte Lösung nach sich zog, sagte Napoleon zu Ferdinand mit kaltem, aber gebieterischem Tone, daß er ihn, wenn er nicht noch an demselben Abend die Krone an seinen Vater zurückgebe, als rebellischen Sohn und als Urheber oder Mitschuldigen in einer Verschwörung, die in den Tagen des 17., 18. und 19. März mit der Entthronung des legitimen Herrschers geendigt habe, behandeln werde. Er entfernte sich alsdann, um in Marac den Friedensfürsten zu erwarten, und mit ihm unter dem Eindruck der Ereignisse von Madrid ein definitives Arrangement abzuschließen.

„Welche Mutter! welcher Sohn!" sagte er in Marac angekommen, zu seiner Umgebung. „Der Friedensfürst ist gewiß sehr mittelmäßig, und doch ist er die am wenigsten unfähige Person des entarteten Hofs. Er hatte ihm den einzigen vernünftigen Gedanken vorgeschlagen, einen Gedanken, der zu großen Dingen hätte führen können, wenn er mit Muth und Entschlossenheit hätte ausgeführt werden können: nämlich in Amerika ein neues spanisches Reich zu gründen,

um dort die Dynastie und den schönsten Theil des Erbes Carl's V. zu retten. Aber sie konnten nichts Edleres und Großes thun. Die beiden Eltern haben diesen Plan durch Trägheit, der Sohn durch Verrath verdorben; und jetzt klagt einer den andern bei der Macht an, von der Alle abhängen!" — Alsdann sprach Napoleon lange und mit seltner Beredtsamkeit und im großartigen Style über die weitumfassenden Fragen Amerikas, Spaniens und der Versetzung der Bourbonen nach ihren transatlantischen Besitzungen. Nachdem er über die Andern geurtheilt hatte, sprach er sich über sich selbst aus, indem er sagte: „Ich weiß wohl, was ich hier thue ist von einem gewissen Gesichtspunkt aus nicht gut zu heißen; aber die Politik verlangt, daß ich hinter meinem Rücken und so nahe an Paris eine mir feindliche Dynastie nicht dulde."

Abends kam der Friedensfürst nach Marac und die Erfolge, welche Napoleon mit so beklagenswerthen Mitteln erstrebte, wurden in folgendem von dem Friedensfürsten und dem Großmarschall Duroc unterzeichneten Vertrage niedergelegt:

Carl IV. in seiner und seiner Familie Anerkennung, seiner Unfähigkeit, die Ruhe Spaniens zu sichern, tritt die Krone, für deren einzigen legitimen Besitzer er sich erklärt, an Napoleon ab, der darüber nach Belieben verfügt. Er cedirt sie unter folgenden Bedingungen:

1) Integrität Spaniens und seiner Colonien, deren Gesammtgebiet unvermindert bleibt;

2) Erhaltung der katholischen Religion als herrschender Cultus mit Ausschluß jedes andern;

3) Ueberlassung des Schlosses und Forstes von Compiegne an Carl IV. auf Lebenszeit und des Schlosses Chambord für ewig, ferner einer Civilliste von 30 Millionen Realen (sieben und eine halbe Million Francs), die der französische Schatz zu zahlen hat;

4) Eine verhältnißmäßige Apanage für alle Prinzen des königlichen Hauses.

Ferdinand VII. war in seine Wohnung zurückgekommen, endlich aufgeklärt über seine Lage und über den festen Willen Napoleon's, ihn nicht blos einzuschüchtern, sondern ihn zu entthronen. Auch seine Räthe waren enttäuscht. Nur ein einziger fand sich unter ihnen und zwar der Canonicus Escoiquiz, der seinem jungen Herrn einen wenig würdigen Rath gab, nämlich die Krone von Etrurien anzunehmen, damit Ferdinand irgendwo König und Escoiquiz Rathgeber eines Königs bleibe. Die Andern meinten mit mehr Verstand, daß man dadurch Spanien erkläre, es brauche sich nicht mehr mit Ferdinand zu beschäftigen, weil er als Entschädigung für die entrissene Krone eine fremde annahm. Wenn er dagegen blos eine Pension zum Lebensunterhalt annahm, so glaubten sie damit Spanien anzudeuten, daß ihm Gewalt angethan worden, daß er gegen die Gewaltthat protestire, daß er endlich immer noch an Spanien denke; und daß dieses deshalb auch ihn im Gedächtniß behalten müsse.

Ferdinand VII. unterzeichnete daher auch seinerseits einen Vertrag, durch welchen Napoleon ihm das Schloß Navarra als Eigenthum und eine Million Einkünfte überwies, sowie 400,000 Francs für jeden Infanten, wogegen Alle ihren Ansprüchen auf die spanische Krone entsagten.

Zwei Schlösser und 10 Millionen jährlich waren der Preis, den Vater und Kinder für die spanische Krone erhalten sollten; ein sehr bescheidener Preis, zu dem man aber noch einen schrecklichen Zuschlag rechnen muß, den man damals noch nicht im Auge hatte: einen sechsjährigen, mit barbarischer Grausamkeit geführten Krieg, die Hinopferung mehrerer Hunderttausend von Soldaten, die beklagenswerthe Theilung der Kräfte des Reichs und einen Flecken auf dem Ruhm des Eroberers! Napoleon, dem die Verblendung der Macht die Folgen dieses traurigen Handels verhehlte, beeilte sich die Bedingungen desselben in Ausführung zu bringen. Der Erfolg ließ seine natürliche Großmuth wieder zur Geltung kommen und er gab Befehl, die Familie, welche unter den Streichen seiner Politik fiel, wie andere unter den Streichen seines Schwertes, mit aller möglichen Rücksicht zu behandeln. Er übertrug dem Fürsten Cambacérès die Sorge, das alte Herrscherpaar zu empfangen, und wollte, da in Compiegne noch nicht Alles eingerichtet war, ihm in Fontainebleau, das mehr als ein anderer Ort Carl IV. gefallen mußte, eine erste Probe der französischen Gastfreundschaft geben. Zu ihrem Gesellschafter bestimmte er den alten und sanften Erzkanzler, der für ihre Gewohnheit am besten paßte. Uebrigens erfuhr dieser ernste Mann zum ersten Male etwas von den spanischen Angelegenheiten, und Napoleon wagte noch nicht ihm etwas von den Plänen mitzutheilen, welche den Blick einer so hingebenden als aufopfernden Politik nicht ertragen. Dem Infanten wies er, bis das Schloß Navarra fertig wurde, Valencay als Aufenthaltsort an, und gab ihm den ebenso feinen als verderbten Fürsten Talleyrand, dem der Kaiser das Schloß Valencay geschenkt hatte, zum Gesellschafter. Napoleon schrieb ihm folgenden Brief, denn Napoleon betrieb mit der Milde der Sitten des 19. Jahrhunderts eine Politik, die der Verschmitztheit des 15. würdig war.

An den Fürsten von Benevent!

Bayonne, den 9. Mai 1808.

„Der Prinz von Asturien, der Infant Don Antonio sein Onkel, der Infant Don Carlos sein Bruder reisen Mittwochs hier ab, bleiben Sonnabend und Freitag in Bordeaux und werden Mittwochs in Valencay eintreffen. Ich bitte Sie schon Montag Abend dort zu sein. Mein Kammerherr de Tournon reist mit der Post hin, um Alles zu ihrem Empfang vorzubereiten. Tragen Sie Sorge, daß Bett- und Tafelwäsche und Küchengeräth vorhanden ist, Sie werden acht bis zehn Personen als Ehrencavaliere und die doppelte Zahl Dienerschaft mitbringen. Ich gebe dem General, der in Paris das Amt des ersten Inspectors der Gensdarmerie versieht, Befehl, sich nach Valencay zu begeben und den nöthigen Sicherheitsdienst zu organisiren. Ich wünsche, daß die Prinzen ohne äußern Glanz, aber mit anständiger Theilnahme empfangen werden,

und daß Sie alles Mögliche thun, um ihnen den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Wenn Sie in Valencay ein Theater haben und einige Schauspieler kommen ließen, so wäre das nicht übel. Sie können auch Madame de Talleyrand mit vier oder fünf Damen hinkommen lassen. Wenn der Prinz von Asturien ein Verhältniß mit einer hübschen Dame anknüpfte, so wäre daran nichts auszusetzen (vorzüglich wenn man ihrer sicher wäre). Es liegt mir sehr viel daran, daß der Prinz von Asturien, keinen falschen Schritt thut. Ich wünsche daher, daß er unterhalten und beschäftigt wird. Die gestrenge Politik würde verlangen, daß ich ihn nach Bitsch oder einer andern Festung schickte; aber da er sich mir in die Arme geworfen und mir versprochen hat nichts ohne meinen Befehl zu thun, und da in Spanien Alles geht, wie ich wünsche, so habe ich mich entschlossen, ihn in ein Landhaus zu schicken und ihn mit Vergnügungen und geheimer Aufsicht zu umgeben. Dies kann den Mai und einen Theil des Juni so fort gehen, wo alsdann die spanischen Angelegenheiten eine Wendung genommen haben müssen und ich sehen werde, was zu thun ist.

Was Sie betrifft, so ist Ihr Auftrag ziemlich ehrenvoll: drei hohe Personen bei sich empfangen, um sie zu unterhalten, ist ganz im Charakter der Nation und Ihres Ranges."

Carl IV. verließ die spanische Grenze mit tiefer Bewegung, denn er nahm damit von seinem Vaterlande, dem Throne und ihm lieb gewordenen Gewohnheiten für immer Abschied. Dennoch hatten ihn die Volksleidenschaft, deren erstes Aufbrausen er mit angesehen hatte, so mit Unruhe erfüllt, und die innern Zwistigkeiten in seiner Familie ihn so bitter berührt, daß er sich über seinen Sturz mit dem Gedanken tröstete, in Frankreich Sicherheit, behäbige Ruhe, geistliche Uebungen und die schönen Jagden von Compiegne zu finden. Seine alte Gemahlin, obgleich in Verzweiflung über den Verlust des Thrones, hatte auch mehr als eine Entschädigung: die Rache, die gesicherte Anwesenheit des Friedensfürsten und reiche Einkünfte. Ferdinand VII., dessen thörichte Verblendung sich in wahres Entsetzen verwandelt hatte, fühlte lebhaftes Bedauern, dessen Ursache man kaum errieth. Er beklagte nämlich sehr, daß er der Regierungs-Junta auf ihre Anfragen den geheimen Befehl geschickt hatte, die Cortes zusammenzuberufen, die Nation zum Aufstand aufzufordern und mit den Franzosen einen erbitterten Krieg zu beginnen. Er fürchtete, daß die Ausführung dieses Befehls Napoleon erzürnen und ihn selbst, seine Dotation und seine Besitzung Navarra in Gefahr setzen könnte. Er schickte einen neuen Boten ab, um der Junta die größte Vorsicht zu empfehlen und ihr vorzuschreiben nichts zu thun, was die Franzosen verletzen könnte. Er begnügte sich nicht einmal mit dieser Vorsichtsmaßregel. Kaum war er auf dem Wege nach Valencay, als er auch von Napoleon schriftlich eine seiner Nichten als Gattin und für seinen Lehrer Escoiquiz die Bestätigung der beiden königlichen Gnadenbeweise, die er diesem bei seiner Thronbesteigung gegeben, nämlich das Großkreuz Carl's III. und den Staatsrathstitel, verlangte. Man sieht, daß die Opfer von Napoleon's Ehrgeiz sich selbst bemühten, bei ihm alle Reue und beim Publicum alle Theilnahme zu ersticken.

So wie Napoleon die spanische Krone in seiner Hand sah, dachte er daran ihr einen Herrn zu geben. Diese Krone, nach der französischen die größte von allen, die er zu vergeben hatte, schien ihm seinem Bruder Joseph zu gebühren, der jetzt ziemlich ungestört und ziemlich geachtet auf dem Throne von Neapel saß. Napoleon sah sich zu dieser Wahl zuerst durch die Zuneigung zu ihm bewogen, denn er zog Joseph seinen andern Brüdern vor; dann von einer gewissen Achtung vor dem Recht des Aeltern, denn Joseph war der ältere der Brüder, und endlich von Vertrauen, das er ihm mehr als den Andern schenkte. Er hielt Hieronymus für ergeben, aber für zu jung; Ludwig für ehrlich, aber für so verbittert durch Krankheit, häuslichen Zwist und Stolz, daß er ihn der schlimmsten Entschlüsse für fähig hielt. Joseph warf er zwar viel Weichlichkeit und Eitelkeit vor, aber hielt ihn für verständig, mild und ergeben, und wollte nur ihm das wichtige, Frankreich so nahe liegende Königreich anvertrauen. Diese Wahl war nicht der kleinste der in der so verhängnißvollen spanischen Angelegenheit begangenen Fehler. Joseph konnte nicht vor zwei Monaten in Madrid eintreffen, und diese zwei Monate sollten über die Unterwerfung oder über den Aufstand Spaniens entscheiden. Er war schwach, unthätig, wenig militairisch und außer Stande, den Spaniern zu imponiren. Murat dagegen, der schon in Madrid war, gefiel den Spaniern; er war durch seine schnelle Entschlossenheit ganz der Mann, den zum Ausbruch bereiteten Aufstand zu vereiteln; er hatte durch die Gewohnheit, Armeen in der Abwesenheit Napoleon's zu befehligen, gelernt sich von den französischen Generälen Gehorsam zu verschaffen; deshalb hätte Murat beauftragt werden sollen, die Spanier in Gehorsam zu erhalten und zu gewinnen. Aber Napoleon setzte nur in seinen Bruder Vertrauen; er sah in Murat nichts als einen Verbündeten; er mißtraute seinem Leichtsinn und dem Ehrgeiz seiner Frau, obgleich sie seine eigne Schwester war, und er wollte ihm nur das Königreich Neapel geben.

Er schrieb also an Joseph: „Der König Carl hat mir durch den Vertrag, den ich mit ihm abgeschlossen habe, alle seine Rechte auf die spanische Krone abgetreten: Ihnen habe ich diese Krone bestimmt. Das Königreich Neapel ist nicht, was Spanien ist; Spanien hat 11 Millionen Einwohner, mehr als 150 Millionen Einkünfte und den Besitz von ganz Amerika. Es ist außerdem eine Krone, die Sie nach Madrid, drei Tagereisen von Frankreich, versetzt, und eine seiner Grenzen vollständig deckt. In Madrid sind Sie in Frankreich; Neapel ist am Ende der Welt. Ich fordere Sie daher auf, unmittelbar nach Empfang dieses Briefes Jemandem die Regentschaft und dem Marschall Jourdan den Befehl über die Truppen zu

übertragen und auf dem kürzesten Weg über Turin, den Mont Cenis und Lyon nach Bayonne zu reisen; bewahren Sie übrigens das Geheimniß, man wird es nur zu sehr ahnen u. s. w."

Auf diese einfache und unumständliche Weise vergab man damals Kronen, wie die Carl's V. und Philipp's II.

Napoleon schrieb an Murat, um ihn von dem in Bayonne Vorgefallenen und von der Wahl Joseph's zum König von Spanien zu benachrichtigen und kündigte ihm zugleich die Erledigung des Throns von Neapel an, so daß jetzt, da der Vertrag von Fontainebleau mit Carl IV. verschwand und Portugal wieder dadurch verfügbar wurde, zwischen zwei Thronen zu wählen war. In denselben Depeschen bot Napoleon Murat einen der beiden Throne an, wünschte aber doch, daß er Neapel vorzöge, denn er hoffte es bald durch die Erwerbung Siciliens auf 6 Millionen Einwohner zu bringen. Unterdessen empfahl er ihm an, sich in Madrid aller Autorität zu bemächtigen, sich derselben mit der größten Kraft zu bedienen, der Regierungs-Junta und den Räthen von Castilien und von Indien die Abdankung Carl's IV. und Ferdinand's VII. mitzutheilen und diese Körperschaften aufzufordern, Joseph Bonaparte zum König von Spanien zu verlangen.

Man wird sich nur schwer einen Begriff von der Ueberraschung und dem Schmerz Murat's machen, als er die von Napoleon getroffene Wahl erfuhr. Der Oberbefehl über die französische Armee auf der Halbinsel, der bald in eine Reichsverweserschaft über das Königreich verwandelt wurde, war ihm als ein sicheres Vorzeichen seiner Erhebung auf den spanischen Thron erschienen. Die Vernichtung seiner Hoffnungen war ein Schlag, der sein Gemüth und seine starke Constitution tief erschütterte, wie man bald sehen wird. Die schöne Krone von Neapel, die Napoleon vor seinen Augen glänzen ließ, entschädigte ihn keineswegs und erschien ihm nur als eine demüthigende Ungnade. Aber er enthielt sich demungeachtet jeder Aeußerung der Unzufriedenheit, so unterwürfig war er gegen seinen allmächtigen Schwager; jedoch in seiner Antwort beobachtete er über diesen Gegenstand ein Schweigen, welches seine Empfindungen genügend an den Tag legte; und ließ Herrn de Laforet, der sein ganzes Vertrauen erworben hatte, seinen Schmerz errathen. Herr de Laforet, früher Gesandter in Berlin, war an Herrn de Beauharnais' Stelle gekommen, den eine unverdiente Abberufung für Mißgriffe bestrafte, die in seiner Stellung ein Geschickterer nicht hätte vermeiden können.

Immer noch blieb Murat eine Aussicht, nämlich, wenn der Fall, daß Joseph die spanische Krone nicht annahm, oder wenn die Schwierigkeiten, sie auf einen von Madrid entfernten Prinzen, der die Zügel der spanischen Verwaltung nicht in der Hand hatte, zu übertragen, Napoleon zu einer Aenderung seines Plans vermochten. Er erholte sich daher von seiner peinlichen Bewegung, schöpfte wieder einige Hoffnung und arbeitete aufrichtig an der Ausführung der empfangenen Befehle. Die Regierungs-Junta, der Don Antonio nicht mehr vorstand und die, wie wir schon erwähnten, durch einige Mitglieder der Räthe von Castilien und von Indien verstärkt worden war, war natürlich für Ferdinand VII.; denn ihre Mitglieder waren echte Spanier; aber sie waren unentschlossen, und wußten nicht, welchen Weg sie zum Besten ihres Vaterlandes einschlagen sollten. Als Spanier wurde es ihnen schwer, sich von der alten Dynastie loszusagen, die seit einem Jahrhundert Spanien regierte und mit dem Lande ebenso sehr verwachsen war, als ob sie in gerader Linie von Ferdinand und Isabelle abstammte. Diese Zuneigung wurde befestigt durch die Energie der Leidenschaften des Volks, das vom Haß gegen die Fremden und gegen den Günstling Godoy aufgeregt, in Ferdinand VII. das Opfer Beider sehend, überall zum Aufstand bereit war. Aber die Furcht, im Fall des Widerstandes gegen die Franzosen, Spanien zum Schlachtfeld für die europäischen Armeen zu machen, eine fanatisirte und barbarische Volksmasse zum großen Schaden der guten Bürger auf den Kampfplatz zu bringen, die Colonien zu verlieren und sich vielleicht den Engländern in die Arme werfen zu müssen, hielt sie zurück. Diese widerstreitenden Empfindungen machten die Junta zögernd und erfüllten das Herz jedes Spaniers, der die Interessen seines Vaterlandes erkannte und liebte. Wenn der Geist ungewiß ist, so muß das Benehmen schwankend sein. Die Junta und die gebildeten Classen mußten daher in diesen ernsten Ereignissen eine zweideutige und schwache Rolle spielen. Als die Mitglieder der Junta die Abdankung Carl's IV. und Ferdinand's VII. und die Erklärungen, durch welche dieselben die Spanier ihres Huldigungseids entbanden, erhielten, waren sie, obgleich sie überzeugt waren, daß die Abdankung eine gezwungene war, geneigt, sich vor einem höhern Schicksal zu beugen. Die letzten Briefe Ferdinands VII., die ihnen empfahlen, sich jeder Unbesonnenheit zu enthalten, bestärkten sie in dieser Neigung. Dennoch hatten sie noch einen Augenblick peinigender Ungewißheit, als die Antworten auf die frühern Anfragen der Junta, ob sie sich an einem andern Orte als Madrid vereinigen, die Cortes zusammenberufen und einen Volkskrieg gegen die Franzosen beginnen sollten, durch einen geheimen Boten ankamen, der lange Zeit gebraucht hatte, um sich durch Castilien zu schleichen. Die erste Antwort auf diese Frage war, wie man sich erinnern wird, bejahend gewesen und datirt vom 5. Mai früh, kurze Zeit vor dem Auftritt bei dem alten König Carl IV., der die Abdankung entschieden hatte. Nach reiflicher Ueberlegung glaubten die Mitglieder der Junta, da das seitdem zwischen Vater und Sohn Vorgefallene die Sachlage vollständig geändert und Ferdinand zur Abdankung und sogar zu vorsichtigeren Rathschlägen veranlaßt hatte, auf die durch spätere Beschlüsse nichtig gewordenen Befehle keine Rücksicht nehmen zu müssen. Sie erschienen daher vor Murat ganz resignirt, bereit seinen Befehlen zu gehorchen und den von Napoleon gewählten König anzuerkennen. Namentlich Diejenigen, welche aus Ueberzeugung oder Eigennutz für eine Veränderung der

Dynastie waren, zum Beispiel der Marquis von Caballero, zeigten sich geneigt dem neuen König thätige Dienste zu leisten, zumal wenn Murat, den sie kannten, es werden sollte.

Murat hatte jedoch noch mehr von ihnen zu fordern als eine passive Mitwirkung. Er sollte die Junta, die Räthe von Castilien und von Indien veranlassen förmlich Joseph Bonaparte als König von Spanien zu verlangen. Das war zu viel für die Schwäche der Einen und für die eigennützigen Berechnungen der Andern. Mehr ließ sich von ihnen nicht erwarten, als daß sie die Rechte des Hauses Bourbon fallen ließen, ohne die Verantwortlichkeit einer Veränderung der Dynastie zu übernehmen. Die Ehrgeizigen hätten sich dazu verstanden, sich für einen neuen Fürsten zu compromittiren, wenn sie es vor seinen Augen thun und dadurch sich seine ganze Gunst erwerben konnten; aber ganz anders war es, wenn sie sich für einen abwesenden und unbekannten Fürsten compromittiren sollten, welcher von dem Eifer, den sie für ihn an den Tag legten, nicht Zeuge war.

Murat fand daher alle Herzen erkaltet, als er der Junta vorschlug, sich mit den Räthen von Castilien und Indien über die Berufung Joseph Bonaparte's zu einigen. Die Einen verhehlten nicht ihre Befürchtungen, die Andern nicht ihren geringen Eifer für die Sache eines abwesenden Königs. Das mußte der geheimen Neigung Murat's schmeicheln, denn es war klar, daß die spanischen Behörden leichter zu einer Erklärung zu bewegen gewesen wären, wenn es sich um ihn gehandelt hätte. Er drang deshalb nicht weniger lebhaft in sie, um sie zu dem von Napoleon gewünschten Schritt zu bewegen.

Die Räthe von Castilien und von Indien, die in einigen Hinsichten den alten französischen Parlamenten entsprachen, hatten immer Gelegenheit gesucht, ihre Befugnisse auszudehnen. Diesmal aber machten sie die engen Grenzen derselben geltend und sträubten sich gegen die Anforderung, an die Rechte des Throns zu rühren und zu entscheiden, daß eine Dynastie ihn zu verlassen und eine andere ihn zu besteigen habe. Dennoch entschlossen sich die Räthe von Castilien und von Indien nach langen und lebhaften Verhandlungen, deren Vermittler der Marquis von Caballero war, zu einer Erklärung des Inhalts, daß sie im Fall Carl IV. und Ferdinand VII. ihren Rechten definitiv entsagt hätten, den Prinzen Joseph Bonaparte, der in einem Theile der alten spanischen Besitzungen, in dem Königreich Neapel, mit so vieler Weisheit regierte, für den geeignetsten Fürsten hielten, Spanien glücklich zu machen. Die beiden Räthe nahmen es nicht auf sich, sich über die Rechte Carl's IV. und Ferdinand's VII. auszusprechen, sondern sie beschränkten sich darauf, im Fall der ausdrücklichen Anerkennung des Throns eine Meinung auszusprechen, die im Grunde nur ein Zeichen der hohen Achtung für einen der beliebtesten Prinzen des Hauses Bonaparte war.

Murat berichtete dieses Ereigniß an Napoleon ohne ihm zu verhehlen, mit welcher Mühe er es erlangt hatte, und auf welche besondern Schwierigkeiten ein abwesender Candidat stoße. Es war leicht zu erkennen, daß er mit einiger Befriedigung gegen die Candidatur des Prinzen Joseph sich Einwendungen erheben sah, welche ihn wieder möglich machen konnten. Napoleon, der nicht gewohnt war zu schonen, wollte ihn doch nicht in einem Augenblick verletzen, wo er ihn so sehr nöthig hatte, und begnügte sich an Herrn de Laforet die heftigsten und ungerechtesten Zurechtweisungen zu richten. Er sagte ihm darin: er sei bestimmt, Murat gute und einsichtsvolle Rathschläge zu ertheilen, aber nicht ihm zu schmeicheln; die Hindernisse, auf die man in Madrid stoße, kämen von der Schwäche her, die man gegen die spanischen Behörden gezeigt; der Großherzog von Berg schmeichele sich mit der Hoffnung in Spanien zu regieren und man merke dies seinem Benehmen an; dies sei eine Illusion, die man zerstören müsse, denn Niemand in Spanien wollte ihn zum König haben; niemals werde man vergessen, daß er der Urheber der ganzen Intrigue sei, die mit der Entthronung der alten Dynastie geendigt habe, und der General, der das Blutbad vom 2. Mai befohlen habe; ein Prinz, der mit allen diesen Maßregeln nichts zu thun gehabt habe, und an dem kein Andenken an Intrigue oder Strenge hafte, werde viel besser aufgenommen werden und der Lohn für die von Murat geleisteten Dienste sei der Thron von Neapel, der durch den Erfolg des in Madrid Begonnenen erledigt werde. Diese an Herrn de Laforet gerichtete, aber für Murat bestimmte Zurechtweisung, war für Letztern ein trauriger Lohn für die Gefälligkeit, mit der er eine abscheuliche Intrigue unterstützt hatte: ein trauriger, aber ein wohlverdienter Lohn, sagen wir, denn so müssen Alle behandelt werden, welche zu strafbaren Plänen die Hand leihen.

Nachdem Napoleon auf diesem indirecten Wege Murat seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben, gedachte Napoleon die noch bis zur definitiven Einsetzung der neuen Dynastie übrigen Wochen zu einer Reorganisation der Verwaltung Spaniens zu benutzen. Er wollte die Handlung, die er eben begangen hatte, bei den Staatsmännern aller Länder durch eine wunderbare Verwendung der Hülfsquellen Spaniens entschuldigen; und allerdings war kein Mann geeigneter wie er, durch die Art zu regieren ein Verbrechen wieder gut zu machen, das um zu regieren begangen war. Seine Pläne, welche Spanien durch einen fanatischen Widerstand vereitelte, waren die weit aussehendsten und am besten combinirten, die er in seinem Leben entworfen hatte.

Er fing damit an sich alle Documente, welche die spanische Regierung über die Finanzen, die Armee und die Marine besaß, nach Bayonne schicken zu lassen. Es fanden sich deren sehr wenig vor; denn wie wir bereits anderwärts sagten, die Finanzen waren ein Geheimniß des Finanzministers, der eine Creatur des Friedensfürsten war. Die Vertheilung der Armee und der Marine, ihr Zustand, ihre Hülfsquellen und ihre Bedürfnisse blieben locale Thatsachen, die man kaum bei der Centralbehörde in Madrid kannte. Als Murat für den Kaiser eine Uebersicht der Marine

verlangte, brachte man ihm ein gedrucktes Handbuch. Aber Napoleon war nicht der Mann, der sich mit solchen Documenten begnügte. Er ließ bei dem Kriegsminister O'Farill und dem Finanzminister Azanza, den beiden vornehmsten Mitgliedern der Junta, durch geschickte Schmeicheleien die Hoffnung erregen, bei der neuen Regierung zu großer Gunst zu gelangen und verlangte von ihnen sofort eine gründliche Arbeit über alle Departements des Staatsdienstes. Er befahl auf der Stelle in alle Häfen Ingenieurs, in die Hauptgarnisonsorte Offiziere zu schicken, um genaue Nachweise über den gegenwärtigen Zustand derselben zu erhalten. Die Spanier waren an eine solche Thätigkeit, an eine so strenge Genauigkeit nicht gewöhnt, aber sie regten sich endlich unter dem Anstoß dieses mächtigen Willens, von dem Murat ihnen bei der Ankunft jeden Couriers neue Befehle übersandte, und schickte an Napoleon eine Uebersicht des Zustandes der Monarchie, die wir schon früher berücksichtigt haben. Als Napoleon diese Nachweise verlangte, sagte er zu Murat: „Ich brauche sie erstens wegen der Maßregeln, die ich im Sinne habe und dann, um eines Tages der Nachwelt zu zeigen, in welchem Zustande ich die spanische Monarchie gefunden habe." So fühlte er selbst das Bedürfniß, zu seiner Rechtfertigung den Zustand vorzulegen, in dem er Spanien gefunden und denjenigen, in den er es zu bringen hoffte. Die rächende Vorsehung gewährte ihm aber nur die Hälfte dieser Rechtfertigung.

Das erste und dringendste Bedürfniß Spaniens war Geld. Murat hatte keines, um die Truppen zu bezahlen und keines, um die zur Ausrüstung einiger Fahrzeuge nöthigen Fonds nach den Häfen zu schaffen. Ferdinand VII. hatte bei seiner Thronbesteigung über Baarsummen verfügen können, die theils der Consultations-Casse, theils dem Friedensfürsten gehörten, und die man mit Beschlag belegt hatte, als der alte Hof nach Andalusien reisen wollte. Er hatte sie zu einigen Geschenken und zu einer Abschlagszahlung an die Staatsgläubiger, welche dieselbe sehr nöthig hatten und seit mehreren Monaten darauf warteten, verwendet. Das hatte den ganzen Vorrath erschöpft. Murat theilte Napoleon den verzweifelten Zustand der Finanzen mit und verlangte sofort ohne Verzug eine Geldunterstützung, indem er auf die Reichthümer rechnete, über welche Napoleon durch seine Siege gebot. Aber dieser wollte nicht einen Schatz angreifen, der bei fortdauerndem Glück als Belohnung für die Armee und bei möglichen Unfällen zur Erschaffung großer Defensivmittel bestimmt war, und hatte ihm anfangs geantwortet, daß er kein Geld habe; seine gewöhnliche Antwort, wenn es sich nicht um ein Werk der Wohlthätigkeit handelte. Da er aber bald bemerkte, daß Spanien viel entblößter von Hülfsmitteln war, als er geglaubt hatte, so besann er sich eines Andern und entschloß sich es zu unterstützen, was seine erste Strafe für seine Eroberungspläne war. Dennoch wollte er selbst als Wohlthäter seine Hand nicht sehen lassen, denn er wußte recht gut, daß man mit dem Bezahlen nicht eilen werde, wenn man erfuhr, daß er der Gläubiger war. Er kam daher auf den Gedanken, Spanien durch die Vermittelung der französischen Bank, gegen Verpfändung der spanischen Kron-Diamanten, die Carl IV. seinen Verpflichtungen gemäß in Madrid hätte lassen sollen, 100 Millionen Realen (25 Millionen Francs) vorzuschießen. Obgleich die werthvollsten dieser Juwelen sich nicht vorfanden, weil die alte Königin sie an sich genommen hatte, entschloß Napoleon sich dennoch zu dieser Finanzoperation. Nach einer geheimen Uebereinkunft mit dem Gouverneur der Bank, gab Napoleon das Geld her und nahm alle Gefahren des Darlehns auf sich, wogegen die Bank mit der Vorsicht und Genauigkeit eines für sich selbst operirenden Gläubigers zu verfahren hatte. Um keine Zeit zu verlieren, ließ Napoleon von der in Bayonne befindlichen Baarsumme sofort einige Millionen in den spanischen Schatz zahlen. Seine thätige Fürsorge kürzte auf diese Weise den für gewöhnlich von allen Geschäften unzertrennlichen Verzug ab.

Mit dieser ersten Unterstützung, die um so werthvoller war, als sie in baarem Gelde und nicht in königlichen Vales (einem unter den Friedensfürsten ausgegebenen Papier, das 50 Procent verlor) bestand, gab er den Beamten und der Armee eine erste Abschlagszahlung; aber den größten Theil des Geldes sparte er für den Dienst in den Häfen auf, an dessen Belebung ihm am meisten lag.

Obgleich Napoleon keinen allgemeinen Aufstand in Spanien fürchtete, vorzüglich nach dem, was ihm beständig Murat schrieb, so traute er doch nicht der Armee. Er ordnete eine Vertheilung derselben an, die rechtzeitig ausgeführt, vieles Unglück verhütet hätte. Er hatte anfangs die Entfernung der Truppen des Generals Solano von Madrid verlangt und wollte sie nach Andalusien schicken. Er erneuerte den Befehl, schrieb aber vor einen Theil nach dem Lager von Saint-Roch vor Gibraltar zu schicken und einen andern nach Portugal, um sie an den Küsten zu verwenden. Er befahl auf der Stelle die erste Division des Generals Dupont vom Escurial nach Toledo, von Toledo nach Cordova und Cadiz marschiren zu lassen, um dort die Flotte des Admirals Rosily zu beschützen, die seit der Veränderung der Dynastie der Hauptgegenstand seiner Sorge geworden war. Zugleich sollte die zweite Division des Generals Dupont zur Unterstützung der ersten nach Toledo und die dritte nach dem Escurial abgehen. Ebenso trug er Sorge General Dupont zu verstärken. Er vermehrte seine erste Division mit einer starken Artillerie, 2000 Dragonern und vier in Spanien dienenden Schweizer-Regimentern. Er hatte letzteren anzeigen lassen, daß er sie unter denselben Bedingungen, wie ihnen Spanien gestellt hatte, in seine Dienste nehmen wollte; und zweifelte nicht, daß sie lieber Napoleon als Ferdinand VII. dienen würden. Aber in seinem Brief an Murat setzte er hinzu: wenn die Schweizer französisch gestimmt seien, würden sie sich gut benehmen, aber schlecht, wenn sie spanisch gestimmt wären. Dem zu Folge befahl er die beiden Regimenter Proy und Reding,

die in Madrid in Garnison gestanden, in Talavera zu vereinigen, wo General Dupont sie beim Vorbeimarsch aufnehmen sollte. In Grenada ließ er die beiden Schweizer-Regimenter aus Cartagena und Malaga sich versammeln, um von dort den General Dupont in Andalusien zu verstärken. Dem General Junot schrieb er vor, die spanischen Truppen nach der portugiesischen Küste zu entsenden, die französischen Truppen aber an sich zu ziehen und zwei Divisionen nach Almeida, gegen Obercastilien, und nach Elvas, gegen Andalusien marschiren zu lassen. General Dupont sollte also mit 10,000 Franzosen seiner ersten Division, 4 oder 5000 von der vom General Junot geschickten Division und 5000 Schweizern Andalusien in Gehorsam erhalten. Die im Lager von Saint-Roch versammelten Spanier sollten sich mit ihm vereinigen und gemeinsam mit ihnen die Sache der neuen Zustände gegen die Engländer und die spanischen Unzufriedenen vertheidigen. Die Flotte des Admirals Rosily hatte von da an nichts mehr zu fürchten.

Noch befahl Napoleon einen großen Theil der spanischen Truppen des Südens nach den Balearen, nach Ceuta und den afrikanischen Presidios zu schicken, um diese wichtigen Punkte gegen alle Angriffe der Engländer zu vertheidigen und für jetzt so wenig einheimische Truppen als möglich in Spanien zu haben. Eine Division ließ er als Theil einer Expedition nach den Colonien, deren Wichtigkeit und Ziel man bald sehen wird, nach dem Norden, nämlich nach Ferrol abgehen. Endlich schrieb er Murat vor, eine gewisse Anzahl der um Madrid versammelten Truppen auf der Pyrenäen-Straße zu vertheilen, um sie allmälig unter dem Vorwand, mit der Division Romana an einer Expedition nach Schonen gegen die Engländer und Schweden Theil zu nehmen, auf eine Versetzung nach Frankreich vorzubereiten. Dieselbe Anordnung erstreckte sich auf die Leibgarde, die so viel Haß gegen den Friedensfürsten und so viel Liebe für Ferdinand VII. an den Tag gelegt hatte und dadurch verdächtig war. Einen Feldzug im Norden bot man ihr als Lockspeise dar und ließ ihr die Wahl zwischen dieser glorreichen Bestimmung und der Verabschiedung. Eine geschicktere Vertheilung war unmöglich zu ersinnen, denn die auf den Küsten der Halbinsel in Afrika, in Amerika und im Norden Europas zerstreuten, und überall unter die Aufsicht der französischen Armee gestellten spanischen Truppen waren nicht zu fürchten. Leider sollte bald die einmüthige Erhebung eines großen Volks die tiefsten Berechnungen des Genies vereiteln. Nach der Armee kam die Marine an die Reihe. Die erste Sorge Napoleon's war, die spanischen Colonien gegen die Gefahr einer Losreißung zu schützen, sie auf diese Weise durch Wahrung des ihrem Herzen am nächsten liegenden Interesses zu gewinnen, und ihre Phantasie durch Verwirklichung der großartigen maritimen Pläne zu entflammen, die er seit Tilsit im Sinne hatte, die er aber, theils in Ermangelung von Zeit, theils der offenen Mitwirkung Spaniens noch nicht hatte ausführen können.

Napoleon begann mit Einrichtung vervielfältigterer Verbindungen mit den französischen und spanischen Colonien. Zu diesem Zwecke ließ er von Frankreich, Portugal und Spanien Fahrzeuge mit Proclamationen voll der verführerischsten Versprechungen, mit Briefen von allen Handelsgesellschaften, welche die Proclamationen bestätigten, mit Agenten, die sie vertheilen sollten, und mit einer Sendung von Waffen und Munition, deren Nothwendigkeit die Ereignisse in Buenos-Ayres zeigten, abgehen. In der That hatten alle Colonisten den größten Eifer an den Tag gelegt, die spanische Herrschaft zu vertheidigen und nur Waffen fehlten ihnen, um von diesem Eifer Nutzen zu ziehen. Napoleon, der nicht allein Alles anordnete, sondern auch da, wo er sich befand, seine Befehle selbst ausführte, hatte schon in Bayonne, das einen lebhaften Handel mit den spanischen Colonien betrieb, Mittel gesucht, sich mit Amerika in Verbindung zu setzen. Er hatte eine Art Fahrzeuge entdeckt, die sehr klein und sehr gute Segler waren, sehr wenig zu bauen kosteten, wegen ihrer wenigen Segel auf dem Meere fast unbemerklich waren, und den feindlichen Kreuzern leicht entwischen konnten. Er ließ eins derselben, das schon vorhanden war, abgehen, und den Bau von sechs andern beginnen, um sie mit Waffen und Mittheilungen für die Behörden nach dem spanischen Amerika zu schicken. Ein Monat reichte zu ihrer Erbauung hin. Er hatte daher die Gewißheit, eine hinlängliche Anzahl zur Abreise fertig zu haben.

Die Berichte seiner Ingenieure hatten ihm gezeigt, daß Cadiz der beste Hafen für Expeditionen in die Ferne war, weil die Schiffe, wenn sie die Richtung nach der Küste von Afrika einschlugen und an derselben bis in die Region der Passatwinde hinabfuhren, keines der spanischen Caps zu passiren hatten, wo sich meistens die englischen Kreuzer aufhielten. Er befahl von diesem Hafen sofort eine beträchtliche Anzahl kleiner Fahrzeuge abgehen zu lassen, die wie die anderen Proclamationen und Kriegsmaterial nach den Colonien bringen sollten.

Nach dieser Maßregel zur Herstellung häufigerer Verbindungen mit den Colonien, beschäftigte er sich damit, ihnen beträchtliche Streitkräfte zu schicken. Er ordnete Rüstungen in Ferrol, Cadiz und Cartagena an. Ein Theil der Spanien vorgeschossenen Anleihe sollte zu diesem Zweck verwendet werden, und zu gleicher Zeit den Spaniern durch den Anblick einer großen Thätigkeit in den Seehäfen schmeicheln, und sie auf Expeditionen, die im Stande waren ihre Colonialbesitzungen zu retten, vorbereiten. Er hatte in Ferrol zwei Linienschiffe und zwei Fregatten, welche die See halten konnten. Er befahl sofort zwei andere Linienschiffe zu kalfatern, diese sechs Schiffe auszurüsten, sie mit Waffen und Munition zu beladen, und sie zur Aufnahme der 3 oder 4000 spanischen Soldaten, die nach Ferrol unterwegs waren, bereit zu halten. Das Ziel dieser Expedition war der La Plata-Strom; und da ein paar hundert Mann unter dem Befehle eines französischen Offiziers, Herrn de Liniers, genügt hatten, die Engländer aus Buenos-Ayres zu

vertreiben und eine Hand voll Franzosen in Caracas, um die Pläne des aufständischen Miranda zu vereiteln, so konnte er hoffen durch die Absendung einer solchen Unterstützung die ausgedehnten südamerikanischen Besitzungen gegen jeden Angriff sicher zu stellen.

In Cadiz befanden sich schon seit längerer Zeit sechs armirte Linienschiffe. Napoleon befahl, sie mit Allem, was ihnen an Proviant und Mannschaft fehlte, zu versehen, und sie mit fünf andern Linienschiffen zu vermehren, welche, sobald Geld vorhanden war, die Vorräthe dieses Hafens auszubessern und auszurüsten gestatteten. Außerdem lagen in Cadiz noch fünf französische Linienschiffe und mehrere Fregatten unter Admiral Rosily, die glorreichen Ueberreste des verhängnißvollen Tages von Trafalgar und so gut organisirt, wie die besten englischen Schiffe. Napoleon wollte diese Division vermittelst einer sehr sinnreichen und für Spanien sehr vortheilhaften Combination mit zwei andern Linienschiffen verstärken. Er schoß aus dem französischen Staatsschatz das nöthige Geld zum Bau zweier neuer Linienschiffe vor, wogegen Spanien bis zur Vollendung derselben Frankreich die beiden schönen Dreidecker, Santa-Anna und San-Carlos, überlassen sollte. Napoleon schrieb der 6 oder 700 Mann starken Garde-Marine, die unter den in Spanien befindlichen Abtheilungen der Kaisergarde war, vor, sich nach Cadiz zu begeben. Außer diesem vortrefflichen Bataillon konnte Admiral Rosily recht gut, ohne seine Escadre zu schwächen, noch 3 oder 400 Mann abtreten, welche General Dupont mit jungen Conscribirten aus seinen Bataillonen ersetzte; und mit diesen Mitteln ließen sich die beiden neuen, von den Spaniern entlehnten Linienschiffe leicht ausrüsten. Es lagen also sieben französische und fünf oder sechs spanische Linienschiffe bereit, die mit den fünf spanischen Schiffen, deren Ausrüstung angeordnet war, eine Flotte von achtzehn Segeln bildeten, die zur Ausführung der größten Pläne bestimmt war.

In Cartagena sollte der angefangene Bau der beiden, für Frankreichs Rechnung bestellten Linienschiffe neues Leben hervorbringen und die zerstreuten Arbeiter vereinigen. Eine Escadre von sechs Linienschiffen hatte sich von diesem Hafen nach Toulon begeben; zwei seetüchtige waren noch darin zurückgeblieben. Napoleon befahl, sie auf der Stelle auszurüsten und ihnen einige Fregatten beizugeben. Er befahl der Flotte von Cartagena, die in Mahon eine Zuflucht gefunden hatte, nach Toulon zu segeln oder nach Cartagena zurückzukehren, wo sie mit den zwei in der Ausrüstung begriffenen Fahrzeugen eine Division von acht Linienschiffen bilden sollte. „Verdienen Sie sich den Ruhm," schrieb Napoleon an Murat, „während ihrer kurzen Verwaltung der spanischen Marine neues Leben eingehaucht zu haben; das ist das beste Mittel, die Spanier an uns zu fesseln und Ihrem Verweilen in ihrer Mitte einen ehrenvollen Grund zu geben."

Wir wollen jetzt zeigen, wie diese Vorbereitungen, die in den spanischen Häfen eine ungewohnte Thätigkeit erweckten, mit den in der ganzen Ausdehnung des französischen Reichs schon beschaffenen Seestreitkräften zusammenwirken sollten. Wie wir früher erzählten, beabsichtigte Napoleon in allen Häfen Europas, vom Sund bis nach Cadiz, von Cadiz bis nach Toulon und von Toulon bis Korfu und Venedig vollkommen ausgerüstete Flotten, und neben diesen Flotten Lager zu vertheilen, um England durch die immer drohende Möglichkeit, große Expeditionen nach allen Ländern, nach Sicilien, Aegypten, Algier, Westindien, Irland und England abgehen zu lassen, zur Verzweiflung zu bringen. Wir müssen hier zeigen, wie es jetzt um diese Pläne stand, und wie sie durch die Vereinigung Spaniens und Frankreichs unter einem Gebieter werden sollten.

Die hauptsächlich für Sicilien bestimmte Expedition von Korfu hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, aber das mittelländische Meer zwei Monate lang, vom 10. Februar bis zum 10. April, beherrscht. Admiral Ganteaume war mit den beiden Divisionen von Toulon und von Rochefort, zusammen zehn Linienschiffe, zwei Fregatten, zwei Corvetten und ein Flütschiff, am 10. Februar von Toulon abgesegelt und hatte in der Nacht des 11. einen fürchterlichen Sturm. Seine zerstreute Escadre hatte sich nicht wieder sammeln können. Mit dem Dreidecker Commerce de Paris und der Division von Rochefort, hatte er das Meer gehalten, war um Sicilien herumgesegelt und vor Korfu erschienen, in dessen Hafen er am 23. Anker warf. Contreadmiral Cosmao dagegen war mit vier Linienschiffen, zwei Fregatten und zwei Flüten lange in der Nähe von Sicilien gekreuzt, um den Admiral aufzusuchen, hatte alsdann den verabredeten Sammelplatz am Cap Santa-Maria erreicht und war, anstatt nach Korfu, wo er die übrigen Schiffe der Flotte gefunden hätte, auf die falsche Nachricht von der Annäherung einer englischen Escadre, nach dem Golf von Tarent gesegelt. Admiral Ganteaume, der Korfu am 25. Februar verlassen hatte, um die Division Cosmao wieder an sich zu ziehen, traf diese erst am 13. März und führte seine zehn Linienschiffe und seine zwei Fregatten, seine zwei Corvetten und das eine seiner beiden Flütschiffe nach Korfu zurück. Er hatte hier viel Munition und Proviant ausgeladen und die Besatzung auf 6000 Mann gebracht. Er stand im Begriff in die Meerenge von Messina einzudringen, um die französischen Truppen nach Sicilien überzusetzen, als ihn Joseph benachrichtigte, daß der englische Admiral Strachan mit siebzehn Linienschiffen in Palermo sei; er sah sich dadurch veranlaßt nach Toulon zurückzukehren und ließ in Korfu seine frisch ausgerüsteten Fregatten zurück, während er die Pomona und die Pauline, die der Ausbesserung bedurften, mit sich nahm. In Folge des ungünstigen Wetters erreichte er erst am 10. April Toulon.

Diese zwei Monate dauernde Expedition hatte, obgleich vom Wetter sehr behindert, Napoleon mit lebhafter Befriedigung erfüllt, und er ließ dem Admiral und seinen Offizieren in allen Blättern des Reichs das pomphafteste Lob spenden. Er schloß aus ihrem Erfolge, daß mit etwas mehr Kühnheit und

Uebung seine Admirâle große Dinge versuchen könnten. Er befahl sogleich, die zehn Linienschiffe des Admirals Ganteaume, die vortreffliche Mannschaften und zwei gute Offiziere, die Contreadmirâle Cosmao und Allemand hatten, auszubessern, die Schiffe Austerlitz, Breslau und Donauwerth vom Stapel laufen zu lassen und ihnen zwei russische Linienschiffe, die sich nach Toulon geflüchtet hatten und deren Mitwirkung die russische Regierung genehmigt hatte, beizugeben. Er ordnete eine neue Aushebung von Seeleuten an den Küsten der Provence, Liguriens, Toscanas und Corsikas an, um die neuen Linienschiffe Austerlitz, Breslau und Donauwerth auszurüsten. Er ließ ferner mehrere Fregatten und alte Fahrzeuge als Transportschiffe ausrüsten, so daß er 20,000 Mann und 800 Pferde einschiffen konnte. Das Eintreffen der spanischen Division von Cartagena, wenn sie von den Balearen nach Toulon kamen, vermehrte alsdann die Transportmittel um ein Drittel oder Viertel. Das waren die in Cartagena und Cadiz angeordneten Rüstungen. General Junot hatte in Lissabon zwei seetüchtige Linienschiffe gefunden und auf der Werfte ein drittes, das fast sofort vom Stapel laufen konnte. Napoleon hatte ihm einige Offiziere und Seeleute geschickt und befahl ihm, die in Lissabon ohne Beschäftigung verweilenden dänischen, portugiesischen und spanischen Matrosen für die drei portugiesischen Linienschiffe anzuwerben. Sie sollten mit den neun Schiffen des russischen Admirals Siniavin eine Flotte von zwölf Segeln bilden.

In Rochefort hatte Napoleon die Division Allemand durch vier vor Kurzem vom Stapel gelaufene Linienschiffe ersetzt. In Lorient hatte er eine Division von drei neuen Linienschiffen, ferner den Vétéran der dort erwartet wurde, und mehrere Fregatten und Flütschiffe. Er ließ in diesem Hafen Transportmittel für 4 bis 5000 Mann ausrüsten. In Brest waren von der alten Flotte noch sieben Linienschiffe in gutem Stand. Er ließ dazu noch Fregatten und Linienschiffe ausrüsten, die nur eine ihrer Batterien mit Kanonen besetzten, so daß eine geringe Anzahl dieser Fahrzeuge 12,000 Mann in eine große Entfernung transportiren konnten. Admiral Villeneuve erhielt den Befehl über diese Escadre.

Endlich befanden sich noch acht neue, in Antwerpen gebaute Linienschiffe in Vliessingen, ungerechnet der im Bau begriffenen, die zum Theil fast fertig waren. Napoleon ließ von Boulogne einen Theil der Bemannung der Flottille, die in Marine-Bataillons organisirt war, abwechselnd zu Wasser und zu Lande diente und sich zur Besatzung von Hoch-Bordschiffen eignete, detaschiren. Die Flottille, deren Umfang jetzt so weit beschränkt war, daß sie auf der Rhede von Boulogne leicht Platz fand, war noch groß genug, um 80,000 Mann in zwei oder drei Fahrten überzusetzen. In Terel hatte König Ludwig acht segelfertige Linienschiffe und Abtheilungen holländischer Truppen.

Napoleon hatte also 42 vollständig ausgerüstete französische Linienschiffe, 20 spanische, die ganz oder fast ganz ausgerüstet waren, 10 holländische, 11 russische in den französischen Häfen und 12 russische im adriatischen Meere und eins bis zwei dänische. Er schmeichelte sich vor Ende des Jahres den Bau von 35 neuen Linienschiffen beendigt zu sehen, von denen zwölf in Vliessingen, eins in Brest, fünf in Lorient, fünf in Rochefort, eins in Bordeaux, eins in Lissabon, vier in Toulon, eins in Genua, eins in Spezzia und drei bis vier in Venedig auf den Werften standen. Diese 35 Fahrzeuge waren zu zwei Dritttheilen fertig. Wenn alle diese Bauten beendigt waren, besaß er 131 Linienschiffe und er beabsichtigte, 7000 Mann im Terel, 25,000 in Antwerpen, 80,000 in Boulogne, 30,000 in Brest, 10,000 zwischen Lorient und Rochefort, 6000 Spanier in Ferrol, 20,000 Franzosen in Lissabon, 30,000 um Cadiz, 20,000 um Cartagena, 25,000 in Toulon, 15,000 in Reggio und 15,000 in Tarent zu vereinigen. Mit 131 Linienschiffen und ungefähr 300,000 Mann, die immer bereit waren sich auf diesem oder jenem Punkte einzuschiffen, konnte man die Engländer in beständigem Schrecken erhalten.

Napoleon berechnete, daß, bis diese Streitkräfte vollständig entwickelt waren, die Engländer in der Ostsee zur Ueberwachung der Russen und der Operationen in Finnland zehn Linienschiffe, zur Beobachtung der Flotte in Terel und der Maasmündung acht, und als Gegengewicht der acht oder zehn in Vliessingen, der sieben in Brest, der vier in Lorient und der drei in Rochefort 24 haben müßten; um die Expedition von Ferrol im Schach zu halten brauchten sie vier, zwölf wegen der Rüstungen in Lissabon, 20 zur Ueberwachung von Cadiz und 22 bis 24 vor Toulon, im Ganzen also 102 Linienschiffe, ungerechnet der Streitkräfte, die sie in Amerika, in Ostindien und in allen Meeren der Erde nöthig hatten. Eine solche Anstrengung mußte England zu Grunde richten, wenn sie zwei oder drei Jahre fortgesetzt werden mußte.

Aber Napoleon wollte sich nicht auf eine einfache Drohung beschränken, so beunruhigend und kostspielig sie auch für England sein mochte, sondern wollte von diesen ungeheuren Rüstungen sofort zweierlei bewerkstelligen, nämlich eine Expedition nach Ostindien und eine andere nach Aegypten. Nach seiner Gewohnheit hatte er seinen aus Kriegsschiffen bestehenden Divisionen Transportfahrzeuge beigegeben, welche aus alten Linienschiffen und Fregatten bestehend, viele Mannschaft und viele Vorräthe fassen konnten, ohne die Zahl der Segel zu sehr zu vermehren. So konnte er in Brest 12,000, in Lorient 4 bis 5000, in Rochefort 3000 Mann, mit Vorräthen auf sechs Monate versehen, einschiffen. In Toulon waren genug Fahrzeuge versammelt, um 20,000 Mann mit Vorräthen auf drei Monate aufzunehmen. In Cadiz hatte er ähnliche Vorbereitungen für 20,000 Mann angeordnet, aber für eine weniger nahe Zukunft.

Unter dem Schutz der Ungewißheit, in dem sich das auf allen Seiten bedrohte England befand, sollte die Expedition von Lorient zuerst absegeln, um ihre 4 bis 5000 Mann nach Isle de France zu bringen. Wenn sie ankam, so erhielt Isle de France dadurch eine Verstärkung an Truppen, Munition und Schiffen, die aus

der Insel einen für den ostindischen Handel höchst gefährlichen Posten machte. Die Expedition von Brest sollte zunächst absegeln. Wenn sie ebenfalls Isle de France erreichte, so war General Decaen mit einer Streitmacht von 16 bis 17,000 Mann und einer bedeutenden Flotte im Stande, die brittische Herrschaft in Ostindien zu stürzen oder wenigstens wankend zu machen. Ein wenig später sollte Admiral Ganteaume 20,000 Mann nach Sicilien oder nach Aegypten bringen, während die Flotte von Cadiz ihm als Verstärkung folgen sollte. Die mindeste Folge dieser combinirten Expeditionen war auf dem Ocean die Verproviantirung unserer Colonie, im mittelländischen Meere die Eroberung eines wichtigen Punktes, und auf dem einen oder dem andern Schauplatz eine solche Bedrohung, daß die englische Admiralität gegen die spanischen Colonien nichts unternehmen konnte.

Während Napoleon, theils mit dem Minister Decrès, theils mit den mit dem Oberbefehl beauftragten Admirälen diese Pläne mit großem Eifer besprach, stieg er in freien Stunden selbst zu Pferde, um die Küste entlang zu reiten, die Mündung des Adour zu besuchen und mit eignen Augen viele auf die Marine bezüglichen Thatsachen kennen zu lernen. Seitdem er in Cadiz war und dort die prächtigen Tannen und Eichen liegen gesehen hatte, die aus Mangel an Transportmitteln verfaulten, hatte er sich vorgenommen, die Natur durch die Kunst zu überwinden. „Das Herz blutet mir, schrieb er an Herrn Decrès, wenn ich diese so kostbaren und so seltenen Hölzer ungenutzt zu Grunde gehen sehe.“ Er befahl zuerst einen Theil dieser Hölzer auf dem Adour nach Mont de Marsan zu schaffen, sie von hier durch Ochsengespanne nach Langan zu bringen und sie alsdann auf der Garonne bis Bordeaux und La Rochelle zu verschiffen. Diese Transportweise war sehr kostspielig und er nahm sich daher vor in Bayonne selbst bauen zu lassen, um den Rest der dortigen Hölzer zu verwenden. Die den Fluß sperrende Barre war das einzige Hinderniß. Sie bot bei Hochwasser nur eine Tiefe von vierzehn Fuß. Das genügte nicht für ein Linienschiff von 74 Kanonen, wie sie Napoleon in diesem Hafen bauen wollte. Er ersann einen Plan, um die Barre ein paar hundert Toisen weiter ins Meer hinauszusetzen und dadurch eine Einfahrt von zwanzig bis dreißig Fuß Tiefe zu erlangen, denn da das Meer weiter hinaus von großer Tiefe war, so mußte die Barre im Verhältniß zu dieser Tiefe sinken. Er ließ Ingenieure aus Holland kommen, um mit ihnen diese verschiedenen Arbeiten zu besprechen und festzustellen. Dann traf er verschiedene Einrichtungen, um den Colonien Rekruten und Mehl, das ihnen fehlte, zu schicken und Zucker und Kaffee, für die sie keinen Absatz hatten, zurückzubringen. Anfangs bot er den Rhedern eine gewisse Summe für die Tonne für den Transport von Munition und Menschen. Da aber ihre Forderungen zu hoch stiegen, so entschloß er sich mit den Corvetten und Fregatten die Vorräthe zu verschiffen und Colonialwaaren auf Staatsrechnung zurückbringen zu lassen. In außerordentlichen Lagen muß man zu außerordentlichen Mitteln greifen, sagte er; das Schlimmste wäre nichts zu thun, denn die Colonien würden Hunger sterben neben ihren Fässern voll Zucker und Kaffee, und wir würden neben unserm unverkauften Mehl und Salzfleisch dieser kostbaren Colonialwaaren entbehren.

Um diese Zeit kam in Bayonne eine gewisse Anzahl angesehener Spanier an, die auf Befehl Napoleon's in verschiedenen Provinzen zur Bildung einer Junta gewählt waren. Sie hatten der Aufforderung gehorcht, die Einen, weil sie der Ueberzeugung waren, daß sich Spanien seines Glücks wegen, um sich einen verheerenden Krieg zu ersparen und seine Colonien zu retten, der Dynastie Bonaparte anschließen müsse; die Andern, weil sie der Eigennutz, die Neugier oder die Sympathie, welche ein großer Mann erweckt, herbeizog. Dennoch hatte sich die aufständische Bewegung, die in Madrid am 2. Mai ausgebrochen war, mehreren Provinzen zugleich mitgetheilt; Andalusien wegen seiner Entblößung von französischen Truppen, Aragonien wegen des nationalen Geistes dieser Grenzprovinz, Asturien wegen eines alten Unabhängigkeitsgefühls, das dieser unzugänglichen Provinz eigenthümlich ist. Hier sahen sich die Gebildeten von dem Gefühl des Volks überwältigt, das weniger politische Betrachtungen als das gegen eine nationale Dynastie verübte Attentat ins Auge faßte. In diesen Provinzen hatte man die Wahl von Abgeordneten zu der Junta in Bayonne nicht vollziehen und nicht einmal versuchen können. Um die Lücke auszufüllen, hatte die Regierung in Madrid selbst die betreffenden Deputirten ernannt. Einige, die ganz geneigt waren sich nach Bayonne zu begeben, fürchteten sich doch vor der Reise; denn es hatte sich allmälig und immer allgemeiner die Ansicht verbreitet, daß von der Reise nach Bayonne Niemand zurückkehre. Eine Art abergläubischen Schreckens hatte sich der Gemüther bemächtigt. Die nach den Pyrenäen bestimmten Truppen, hauptsächlich die Leibgarde, weigerten sich zu marschiren; das war unangenehm, denn man ließ in ihnen nur dem Aufstand Kräfte zurück. Napoleon, den Murat von dieser Stimmung der Gemüther benachrichtigte, hatte die Herren de Frias, Medina-Celi und einige angesehene Personen zurückgeschickt, um zu zeigen, daß man auch von Bayonne zurückkehren könne.

Man war in den letzten Tagen des Mai, und die öffentliche Stimmung änderte sich sichtbar in Spanien, vornehmlich durch die Verzögerung der Proclamation des neuen Königs. Murat drängte zum Abschluß, theils um eine Frage zu entscheiden, die ihn unaufhörlich beschäftigt hatte, und theils um einem noch größern Umschwung in der Stimmung der Spanier zuvorzukommen. Napoleon, der die persönlichen Beweggründe seines Schwagers klar erkannte, und der die von Neapel erwartete Antwort nicht eher eintreffen machen konnte, schrieb an ihn im härtesten Tone; und Murat war zuletzt, von tausend Sorgen und tausend Hoffnungen, die abwechselnd gefaßt und aufgegeben worden, bewegt und von den ungerechten Vorwürfen Napoleon's gequält, dem Klima

ebenso sehr wie seinen Bewegungen unterlagen. Er war von einem bösen Fieber befallen, welches sein Leben gefährdete und die niedern Classen glauben machte, der Stellvertreter Napoleon's sei der rächenden Hand Gottes verfallen. Dieser Volksaberglaube und dieses plötzliche Verschwinden der obersten Autorität unter den jetzigen Umständen war keine gewöhnliche Unannehmlichkeit.

Endlich erfuhr Napoleon in den ersten Tagen des Juni nach dreiwöchentlichem Warten die Annahme und die Ankunft Josephs, der wegen der großen Entfernung nicht eher hatte antworten oder hatte kommen können. Am 6. Juni, am Tage vor seiner Ankunft beschloß Napoleon ihn als König von Spanien zu proclamiren, damit er in dieser Eigenschaft in Bayonne auftreten und unverzüglich die Huldigung der Junta entgegennehmen könnte. Napoleon erließ daher ein Decret, in welchem er, gestützt auf die Erklärungen des Raths von Castilien, Joseph Bonaparte als König von Spanien und Indien proclamirte und dem neuen Herrscher die Integrität seiner Besitzungen in Europa, Afrika, Amerika und Asien garantirte. Am 7. Juni ging ihm Napoleon entgegen und überhäufte ihn mit Liebesbeweisen, die zugleich aufrichtig und berechnet waren, denn er liebte ihn und wollte ihm zugleich in den Augen der Junta Ansehen geben. Joseph war berauscht von seiner Größe, aber auch voll Unruhe über die Schwierigkeiten, die er ahnte und von denen ihm schon der Aufstand in Calabrien einen Vorgeschmack gab. Wie alle Parvenus war er viel weniger glücklich, als die neidische Eifersucht glaubt. Er nahm fast mit Schrecken das Königreich Spanien, das Murat bis zum Sterben ersehnte; und in seiner Bedrängniß beklagte er sogar den Verlust des schönen Königreichs Neapel, das den Schmerz Murat's nicht trösten konnte. Seltsames Schauspiel! nicht das eigenthümlichste, das diese Familie bieten sollte, die ein großer Mann einen Augenblick in die Region der Mährchen hob, damit sie später wieder von dem höchsten Throne der Erde in die Region der Wirklichkeit zurücksinke.

Unmittelbar nach Joseph's Ankunft stellte ihm Napoleon die angesehensten Spanier vor, die er allmälig theils als Mitglieder der Junta, theils als wichtige Männer, die er kennen zu lernen wünschte und die schon sein Wunsch zur Reise bewog, nach Bayonne hatte kommen lassen. Joseph's Gesicht hatte etwas von der Schönheit Napoleon's, ohne die vollkommene Regelmäßigkeit, ohne den Blick, ohne das, was in dem Sieger von Rivoli und Austerlitz das Genie Cäsar's und Alexander's verrieth. Er ersetzte den Mangel durch eine außerordentliche Milde und durch eine gewisse Grazie, die mit etwas angenommenem Stolz vermischt waren. Die Brüder Napoleon's hatten bei ihm die Gewohnheit angenommen, von Armeen, Diplomatie und Verwaltung zu sprechen, um nicht zu ungeeignet für die ausgezeichnete Stellung zu erscheinen, zu der sie der Schöpfer ihres Glücks berief. Zudem war keiner von ihnen ohne Geist. Den auf ihre Größe eiteln, aber unwissenden Granden von Spanien, die schon durch die Anwesenheit Napoleon's geblendet waren, wußte Joseph durch viele Zuvorkommenheit und das zur Schautragen einiger in Neapel erlangten Kenntnisse zu gefallen und Vertrauen in seine Befähigung einzuflößen. Da die Servilität ansteckend ist, so machten bald die mit ihm in Berührung gekommenen Spanier viel Rühmens von seinen Tugenden und glaubten sogar daran. Die Herzöge San Carlos, Infantado, del Parque, de Frias de Hijar, de Castel Franco, die Grafen de Fernand Nuñez, d'Orgaz und selbst Cevallos, dieser Freund der Franzosen, hatten sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das wahre Interesse Spaniens die Unterwerfung unter die neue Dynastie verlange, was auch in der That wahr war. Der Kriegsminister O'Farril und der Finanzminister Azanza, die ebenfalls in Bayonne sich befanden, waren zu derselben Ueberzeugung gekommen; das war bei ihnen viel natürlicher, denn sie waren nicht Hofleute, sondern Staatsmänner, die nicht an häusliche Treue gebunden und nur gehalten sind, in der Politik das Beste ihres Landes zu suchen. Solche Männer konnten über den Vortheil einer Ersetzung der alten Dynastie durch die neue keinen Zweifel hegen. Zumal als sie Napoleon näher kennen lernten, waren sie von Bewunderung durchdrungen und vergaßen fast das gegen die entthronte Familie beobachtete Verfahren. Sie versprachen, dem neuen König ihre Dienste zu widmen. In Erwartung der Ankunft Joseph's hatte Napoleon mit den in Bayonne befindlichen Spaniern eine dem Bildungszustande und den Sitten Spaniens entsprechende Constitution entworfen. Man kam überein, in dem Palaste der alten Bischöfe in Bayonne, der zu diesem Zwecke eingerichtet war, die Junta zu versammeln, den König anzuerkennen und die Constitution zu berathen, um den Schein einer freiwilligen Annahme zu retten. Das Verabredete wurde mit wahrhaft militairischer Genauigkeit ausgeführt. Joseph war am 7. Juni angekommen. Am 15. trat die Junta unter dem Vorsitz des Herrn d'Azanza, Finanzminister Ferdinand's VII., der dasselbe Amt bei Joseph Bonaparte begleiten sollte und desselben unter jedem aufgeklärten Könige würdig war, zusammen. Herr d'Urquijo vertrat die Stelle eines Secretairs. Nach einigen Scheinreden, die alle wiederholten, daß man aus Napoleon's Hand ein Mitglied der wunderbaren Dynastie, die zur Regeneration der Throne auf die Erde geschickt worden, annehmen müsse, und daß dieses Mitglied Joseph Bonaparte sei, las man das kaiserliche Decret, welches Joseph zum König von Spanien und Indien proclamirte; alsdann begab sich die Junta zu dem neuen König, um ihm die Huldigung des spanischen Volks darzubringen, von dem sie leider nur die Einsicht, aber nicht die Leidenschaften vertrat. Hierauf stattete man Napoleon einen Besuch ab und dankte dem mächtigen Wohlthäter, dem man für die schönste Zukunft verpflichtet zu sein glaubte.

Die nächsten Tage las man den Verfassungsentwurf und reichte einige Bemerkungen dazu ein, die in Betracht gezogen wurden. Sie war nach dem Muster der französischen Constitution mit Ausnahme

einiger, den spanischen Sitten angemessenen Veränderungen abgefaßt und enthielt folgende Bestimmungen:

Ein im Mannsstamme in der Erstgeburt erbliches Königthum, das von dem Josephinischen Zweig auf die Familie Ludwig's und Jérome's überging, und niemals mit der Krone Frankreichs vereinigt werden konnte, wodurch die Unabhängigkeit Spaniens gesichert war;

Ein Senat von 24 Mitgliedern, wie der französische, beauftragt die Constitution zu wahren und ausgestattet mit der Befugniß, die Freiheit der Presse und der Person durch eine Commission zu schützen, die zu erklären hatte, in welchen Fällen diese Freiheiten verletzt worden waren;

Eine Versammlung von Cortes, in der unter dem Namen „Bank der Geistlichen" 25 von dem König ernannte Bischöfe saßen; unter dem Namen „Bank des Adels" 25 vom König gewählte Granden von Spanien, 62 Deputirte der Provinzen Spaniens und Indiens, 30 Deputirte der großen Städte, 15 angesehene Kaufleute, 15 Gelehrte als Vertreter der Universitäten und Akademien, alle von Denen gewählt, welche sie vertreten sollen, und bestimmt, alle drei Jahre zusammenzutreten, die Gesetze zu berathen und auf drei Jahre die Ausgaben und Einnahmen festzusetzen;

Einen unabsetzbaren Richterstand, der nach den Formen der neuen Gesetzgebung unter der obersten Jurisdiction des in einen Cassationshof verwandelten Raths von Castilien Recht sprach;

Endlich einen Staatsrath, der nach dem Muster des französischen der oberste Regulator der Verwaltung war.

Das war die Verfassung von Bayonne, die sicherlich den Sitten und dem politischen Bildungszustande des Volks angemessen war. Der Inquisition, der Geistlichkeit und der Rechte des Adels war keine Erwähnung gethan, denn man wollte bei keiner Classe der Nation anstoßen. Es sollte der Gesetzgebung überlassen sein, später die Consequenzen der Grundsätze zu ziehen, die in diesem den Keim der Regeneration Spaniens enthaltenden Actenstück niedergelegt waren.

Nach Vollendung der Constitution war am 7. Juli in dem Palaste, wo die Junta sich versammelte, eine königliche Sitzung. Joseph las, auf dem Throne sitzend, eine Rede vor, in der er die Gefühle der Hingebung ausdrückte, mit denen er die Regierung Spaniens übernahm; und leistete alsdann auf die Evangelien den Eid auf die neue Constitution. Hierauf schwor die Junta dem König und der Verfassung Treue. Alles dies geschah unter lauten Beifallsbezeugungen. Man begab sich alsdann nach Marac, um dem nur zu viel Gehorsam findenden Urheber aller Ereignisse jener Zeit eine Huldigung darzubringen.

Es war Zeit, daß Joseph von seinem Königreich Besitz nahm. Schon erzählte man sich, daß die Spanier, gereizt von dem Anblick des am 2. Mai vergossenen Blutes und entrüstet über die Arglist, mit der die Bourbonen nach Bayonne gelockt und dort beraubt worden waren, in Andalusien, in Aragonien und in Asturien im offnen Aufstand wären; und daß die Straße des neuen Königs kaum für sicher gelten könnte. Er mußte abreisen um den an einem fortwährenden Delirium erkrankten Murat abzulösen, der ein Land, das ihm verhaßt geworden war und wo er nicht ohne Gefahr für sein Leben bleiben konnte, zu verlassen verlangte.

Napoleon, dem allmälig die Augen aufgingen und der seinen Bruder nicht ohne Mittel, sich Achtung zu verschaffen, zu einem fremden Volke schicken wollte, hatte neue Streitkräfte, die ihm als Geleite dienen sollten, versammelt. Die in Orleans organisirte Infanteriereserve und die in Poitiers versammelte Cavalleriereserve war bereits unter Verdier und Lasalle in Spanien und bildete ein Armeecorps, das die Mitte von Castilien besetzt hielt. Mit einigen alten Regimentern von der großen Armee hatte er die Lager an den Küsten vervollständigt und konnte jetzt aus ihnen vier schöne Regimenter, das 15. Linienregiment und das 2., 4. und 12. Regiment leichte Infanterie ziehen. Dieser Infanterie gab er die polnischen Lanzier bei und ein prächtiges Reiterregiment, das Murat in Berg ausgehoben hatte und bildete aus diesen verschiedenen Truppenkörpern eine Division alter Truppen, unter deren Schutz Joseph langsam gegen Madrid vorrücken sollte, um den Soldaten Zeit zu marschiren und den Spaniern Zeit, ihren neuen König zu sehen, zu geben. Die Junta und die spanischen Granden sollten ihn auf diesem Zuge begleiten.

Joseph reiste am 9. Juli ab, geleitet von alten Soldaten und begleitet von mehr als 100 Wagen mit den Mitgliedern der Junta. Napoleon geleitete ihn bis an die französische Grenze, umarmte ihn und wünschte ihm guten Muth, ohne ihm Alles zu sagen, was sein durchschauender Blick zu erkennen anfing. Das schwache Herz Joseph's war nicht für solche Enthüllungen geschaffen, obgleich das Genie Napoleon's, halb aufgeklärt über die Zukunft, noch nicht die Hälfte der Uebel sah, die aus dem in Bayonne begangenen großen Fehler entstehen sollten.

Durch solche Mittel war es Napoleon, der noch mehr einer systematischen Idee als Familienneigungen gehorchte, denn er besaß genug zur Versorgung aller seiner Verwandten, ohne die spanische Krone zu usurpiren, gelungen noch die letzten, noch in Europa regierenden Bourbonen zu entthronen. Da er wegen ihrer Schwäche keine Gewalt anwenden konnte, denn es wäre lächerlich gewesen Carl IV. den Krieg zu erklären, so nahm er zur List seine Zuflucht und wollte sie durch Furcht zur Flucht vermögen. Da die Entrüstung des spanischen Volks die Flucht dieser unglücklichen Bourbonen verhinderte, so benutzte er ihre Familienzwistigkeiten, um sie noch durch die Hoffnung auf eine Gerechtigkeit, die er ihnen gab, wie der Richter in der Fabel, der den Klagenden die Austerschale reicht, nach Bayonne zu locken. So sah er sich von der List zum Betrug fortgerissen und befleckte seinen Namen mit dem zweiten Flecken, welcher seinen Ruhm schändet. Zur Sühne konnte er noch Spanien und durch Spa-

nien, Frankreich Wohlthaten schenken. Die Vorsehung versagte ihm selbst dieses Mittel, sich von einer seines Charakters unwürdigen Perfidie zu reinigen.

Aber wir wollen der Gerechtigkeit der Zeit nicht vorgreifen. Spätere Ereignisse werden bald die schreckliche Vergeltung zeigen, die aus den Ereignissen selbst entspringt und das Genie bestraft, das ebensowenig als die Mittelmäßigkeit der Ehrlichkeit und Verständigkeit entbehren kann.

Junot.

Ein und dreißigstes Buch.

Baylen.

Als Napoleon Bayonne verließ, um auf der Rückreise die Gascogne und die Vendée zu besuchen, war er nicht mehr in den Täuschungen befangen, die er sich einen Augenblick über den öffentlichen Geist in Spanien und über die Leichtigkeit, mit diesem Lande nach Belieben zu schalten, gemacht hatte. Ein anfangs nur theilweiser, bald aber allgemeiner Aufstand brach los und sendete das Geschrei unversöhnlichen Hasses bis zu seinen Ohren. Er rechnete jedoch auf seine jungen Soldaten und auf einige alte nach den Pyrenäen im Marsche befindlichen Regimenter, um eine Bewegung zu unterdrücken, die vorerst ein Aufstand wie jener in Calabrien sein mochte. Wie sehr er auch bereits enttäuscht war, ja vielleicht bereute was er unternommen hatte, blieb ihm über diesen Gegenstand viel zu lernen übrig, und noch bevor er in Paris zurück war, mußte er alle Folgen des zu Bayonne begangenen Fehlers kennen.

Die Spanier hatten seit dem Monate März binnen kurzer Zeit die verschiedenartigsten Empfindungen durchlebt. Voll Hoffnung bei dem Erscheinen der Franzosen, voll Freude bei dem Sturze des alten Hofs, voll Bangigkeit, als Ferdinand VII. sich genöthigt sah, in Frankreich die Anerkennung seines königlichen Titels zu suchen, wurden sie über das, was zu Bayonne vorging, schnell aufgeklärt und glühender Haß loderte plötzlich in ihren Herzen auf. Alle theilten indeß dieses Gefühl keineswegs in gleichem Grade. Die höheren, ja auch die mittleren Classen, welche die Wohlthaten, die aus den civilisirenden Händen Napoleon's für Spanien hervorgehen konnten, zu schätzen wußten, die gegen die Fremden minder bittere Gesinnungen hegten als das Volk, und nicht so sehr zur Aufregung geneigt waren als dieses, litten lediglich in ihrem Stolze, der durch die Art, wie man über ihr Schicksal verfügen wollte, auf das Tiefste verletzt war. Indeß würde man sie durch rücksichtsvolle Behandlung und durch eine plötzliche und unwiderstehliche Entwickelung von Streitkräften in Zaum gehalten und vielleicht versöhnt haben. Das Volk aber und vor Allem die Mönche, dieser eingeklosterte Theil des Volks, waren im äußersten Grade erbittert. Bei ihnen vermochte nichts das Gefühl beleidigten Stolzes zu mildern, weder die Hoffnung auf eine Regeneration, die sie nicht zu schätzen wußten, noch Duldsamkeit gegen die Ausländer, die sie verabscheuten, noch Liebe zur Ruhe, noch Furcht vor Unordnung. Das spanische Volk, jenes der Städte und des flachen Landes so gut wie das der Klöster, feurig, müßig, von Ruhe mehr ermüdet, als daß es dieselbe liebte, sich wenig um den Brand der Städte und Dörfer, in denen es

nichts besaß, kümmernd, begann auf seine Weise jenen Hang zur Aufregung zu befriedigen, den das französische Volk im Jahre 1789 mit Durchführung einer großen demokratischen Revolution befriedigt hatte. Es entfaltete zur Aufrechthaltung der alten Regierungsform alle jene demagogischen Leidenschaften, welche das französische Volk zur Gründung einer neuen entwickelt hatte. Es zeigte sich zu Gunsten des Thrones und Altars so heftig, gewaltthätig und blutdürstig, wie sein Nachbar gegen beide sich gezeigt hatte. So zeigte es sich im Verhältniß zum Feuer seines Blutes und zur Wildheit seines Charakters. Dennoch mischte sich bei dem spanischen Volke zu den Gefühlen, die wir eben bezeichnet haben, auch ein hochherziges: die Liebe zum Boden des Vaterlandes, zu seinen Königen und seiner Religion, die es mit gleicher Hingebung umfaßte. Unter dem Antriebe dieser edlen Begeisterung gab es unsterbliche Beispiele von Standhaftigkeit und oft auch von Heldenmuth.

Ich bin nicht Schmeichler der Menge und werde es nie sein. Im Gegentheile habe ich mir vorgesetzt, ihrer tyrannischen Gewalt zu trotzen, denn es ist mir das harte Loos beschieden, in Zeiten zu leben, wo sie die Welt beherrscht und verwirrt. Jedenfalls aber lasse ich der Menge Gerechtigkeit widerfahren: wenn sie nicht sieht, empfindet sie doch, und in jenen sehr seltenen Fällen, wo man die Augen schließen und seinem Herzen gehorchen muß, ist sie kein Rathgeber, den man anhören, sondern ein Strom, dem man zu folgen hat. Obschon das spanische Volk, indem es Joseph's Königthum zurückstieß, einen guten Fürsten und gute Staatseinrichtungen von sich wies, war es doch vielleicht von richtigeren Gefühlen geleitet als die höheren Classen. Es handelte edel, indem es die Wohlhat, die die Hand des Fremden ihm aufdringen wollte, von sich stieß, und ohne Augen sah es schärfer als die aufgeklärtesten Menschen, indem es glaubte, man könne einem Eroberer die Stirne bieten, dem weder die stärksten Heere noch die größten Generale hatten widerstehen können.

Die Abreise Ferdinand's VII., der jene Carl's IV., dann die der Infanten folgte, hatte die Absichten Napoleon's enthüllt, und die Bevölkerung von Madrid erhob sich am 2. Mai, wie man im vorhergehenden Buche gesehen hat. Zwar wurde sie von Murat niedergesäbelt, hatte aber die unaussprechliche Freude, einige Franzosen, die vereinzelt in ihre Hände fielen, zu würgen. Die im Nu über Estremadura, die Mancha und Andalusien verbreitete Nachricht war im Begriffe, den im Verborgenen glimmenden Brand zum Ausbruche zu bringen, als die schnelle und schreckliche Unterdrückung des Aufstandes zu Madrid durch Murat diese Provinzen in Furcht setzte und einige Zeit im Zaume hielt. Alle Mienen wurden wieder düster und trugen das Gepräge tiefen Hasses. Man hielt an sich, denn der Arm der Gewalt drohte; aber die übertriebene Kunde von dem zu Madrid vergossenen Blute, die durch die Correspondenz der Klöster verbreitete Nachricht von den Vorgängen zu Bayonne steigerte jeden Augenblick die geheime Wuth der Herzen und bereitete einen neuen Losbruch vor, der so plötzlich, so allgemein war, daß kein Schlag, wäre er auch noch so richtig geführt worden, demselben hätte vorbeugen können. Wenn indeß Napoleon diese schwierige Angelegenheit ernster genommen und allenthalben eine hinlängliche Streitmacht gehabt hätte; wenn statt 80,000 Rekruten 150,000 alte Soldaten zugleich Saragossa, Valencia, Cartagena, Granada, Sevilla und Badajoz im Zaume gehalten hätten, wie man Madrid, Burgos und Barcelona im Zaume hielt, und wenn Murat gesund gewesen wäre und sich überall gezeigt hätte: würde man vielleicht das Umsichgreifen des Brandes haben verhindern können, wenn es anders der materiellen Macht gegeben ist, den Sieg über die moralische, besonders so sie stark erregt ist, davon zu tragen. Unglücklicherweise aber, während der Marschall Moncey mit 20,000 jungen Soldaten die linke Seite der Hauptstadt von Aranda bis Chamartin, der General Dupont die rechte Seite von Segovia bis zum Escurial mit 18,000, der Marschall Bessières Altcastilien mit ungefähr 15,000, und der General Duhesme Catalonien mit 10,000 ([1]) besetzt hielt (siehe die Karte No. 43), blieben rückwärts Asturien, rechts Galicien, links Aragonien, vorwärts Estremadura, die Mancha, Andalusien, Valencia frei und wurden nur von den spanischen Behörden überwacht, welche ohne Zweifel die Aufrechthaltung der Ordnung wünschten, aber von Schmerz gefoltert waren und von einer Armee bedient wurden, die alle Gefühle des Volks theilte. Es war offenbar, daß sie keine große Energie entwickeln würden, um einen Aufstand zu unterdrücken, mit dem sie insgeheim sympathisirten. Unter dem Eindrucke indeß der Ereignisse vom 2. Mai und in Erwartung dessen, was schließlich zu Bayonne geschehen werde, hielt man noch an sich, aber mit allen Zeichen einer außerordentlichen Spannung und eines dem Ausbruche nahen Grimmes.

In dieser Stimmung maß die lebhaft aufgeregte Phantasie des Volks den seltsamsten Gerüchten Glauben bei. Die erzwungenen Reisen nach Bayonne bildeten vor Allen deren Text. Nach der königlichen Familie, hieß es, sollten die vornehmsten Personen nach dieser Stadt gebracht werden, die so der Schlund würde, der Alles, was Spanien Ausgezeichnetes hatte, verschlänge. Nach den königlichen Personen, nach den Granden sollte die Reihe an die Armee kommen. Regimenterweise sollte sie nach Bayonne und von da an die Küste der Nordsee, wo schon die Truppen des Marquis de La Romana sich befanden, geführt werden, um in irgend einem fernen Kriege für die Größe des Tyrannen der Welt umzukommen. Das war nicht Alles: die ganze Bevölkerung sollte durch das Mittel einer allgemeinen Conscription, die auf der Halbinsel lasten würde wie auf Frankreich, entführt und die Blüthe der spanischen Nation den ruchlosen Plänen des neuen Attila geopfert werden. Man tischte hierüber die seltsamsten Einzelheiten auf. Eine große Menge Fesseln, hieß es, sei verfertigt und in den Munitionswagen der französischen Armee hergebracht worden, um die unglücklichen spanischen Conscribirten an Händen und Füßen gebunden fort-

zuschleppen. Man behauptete, die Fesseln gesehen und berührt zu haben. Namentlich sollten sie zu Tausenden im Arsenal von Ferrol niedergelegt sein, wo zwar weder ein Bataillon, noch ein Munitionswagen der französischen Armee erschienen war, wo man aber auf Befehl Napoleon's an Wiederherstellung der spanischen Marine gewaltig arbeitete und eine Expedition ausrüstete, um die reichen Colonien am Laplatastrome gegen die Angriffe Englands zu sichern. Zu diesen Gerüchten gesellte sich eine Menge anderer von gleichem Werthe. Man werde, hieß es, unter einem französischen Könige alle Welt nöthigen, französisch zu sprechen und zu schreiben. Eine große Schaar französischer Beamteten werde diesen König begleiten und alle Aemter an sich reißen.

Die erste und ernsteste Folge dieser Gerüchte war, daß sie die Desertion fast der ganzen spanischen Armee aus Furcht vor gewaltsamer Fortschleppung nach Frankreich veranlaßten. Zu Madrid desertirten allnächtlich 2 bis 300 Mann auf einmal. Die Soldaten gingen ohne ihre Offiziere, oft auch mit diesen davon und nahmen Waffen, Gepäcke und Kriegsgeräthe mit fort. Die königlichen Garden, die im Eskurial lagen, schmolzen in der Art nach und nach zusammen, bis nach Verlauf weniger Tage auch nicht ein einziger Mann mehr vorhanden war. Und nicht blos zu Madrid, sondern auch zu Barcelona, Burgos, Coruña riß Desertion ein. Gewöhnlich flohen die Ausreißer nach dem Süden oder nach jenen Provinzen, die wegen ihrer Aufregung und Entfernung ihnen eine sichere Freistätte darboten. Die Ausreißer von Barcelona flüchteten nach Tortosa und Valencia. Jene von Altcastilien eilten nach Aragonien und Saragossa, welches den Spaniern für unbezwinglich galt. Jene von Coruña stießen zu dem General Taranco, der mit einem Corps im Norden von Portugal stand. Jene von Neucastilien wandten sich theils links nach Guadalarara und Cuenca, von wo sie Saragossa und Valencia zum weiteren Rückzuge hatten, theils rechts nach Talavera, wo ihnen Estremadura als gesicherte Zufluchtsstätte blieb. Die spanischen Generale, die an Subordination gewöhnt waren, erstatteten Bericht über diese furchtbare Desertion, die sie ohne alle Mittel ließ, die Ordnung aufrecht zu halten, wer auch immer der Souverain sein mochte, der dem unglücklichen Spanien aufgedrungen wurde.

Nur die Truppen im Süden, namentlich in Andalusien, wo man von den Franzosen so fern als möglich war, und wohin jeder sich wünschte, der nicht schon dort sich befand, blieben beisammen, und zum Unglücke für uns waren es die zahlreichsten, denn es gab da außer dem Lager von Saint-Roque bei Gibraltar, das 9000 Mann zählte, die zu jeder Zeit sehr beträchtliche Besatzung von Cadiz und die Division des Generals Solano Marquis von Socorro, die anfangs zur Besetzung von Portugal bestimmt gewesen, dann näher nach Madrid gezogen und endlich nach Andalusien, dessen Generalcapitain jener war, geschickt wurde. Diese Truppen sammt denen im Lager von Saint-Roque, das der General Castaños befehligte, zählten nicht weniger als 25,000 Mann und waren die einzigen, die keinen Hang zur Desertion hatten. Dazu müssen die Schweizer gerechnet werden, die seit langer Zeit in spanischen Diensten standen. Die beiden Schweizerregimenter Preux und Reding waren auf Befehl Napoleon's selbst zu Talavera vereint, um zur ersten Division des Generals Dupont zu stoßen, welche Cadiz, wo sich, wie erwähnt, eine französische Flotte befand, besetzen sollte. Gleichfalls auf Napoleon's Befehl waren die drei zu Tortosa, Cartagena und Malaga stehenden Schweizerregimenter nach Granada dirigirt, wo Dupont sie auf seinem Marsche an sich ziehen sollte. Napoleon glaubte, daß sie, indem er sie in einen Luftzug französischer Ansichten, wie er sich ausdrückte, versetze, der Sache des neuen Königthums, nicht aber des alten, dienen würden. Unglücklicherweise sollten durch die Bewegung, welche die Herzen hinriß, alle seine Absichten vereitelt werden. Obschon die spanischen Militairbehörden gleich den gebildeten Classen die unfähige und verderbte Regierung, welche ihre Endschaft genommen hatte, nur wenig bedauerten, waren sie doch über die Vorgänge zu Bayonne entrüstet und würden freudigen Herzens mit ihren Soldaten in die den Franzosen unzugänglichen Provinzen enteilt sein. Murat allein, der ein gewisses Uebergewicht gewonnen, hätte sie in ihrer Pflicht zu erhalten vermocht; er war aber von einem heftigen Fieber befallen, war matt und erschöpft, konnte kaum ertragen, daß man mit ihm über Geschäfte sprach, litt sogar durch das Geräusch der Tritte seiner Offiziere, hatte Abscheu gegen ein Land gefaßt, über das er zu herrschen nicht länger berufen war, schrieb demselben sein, wie er glaubte, nahe bevorstehendes Ende zu, verlangte jammernd nach seiner Gemahlin und seinen Kindern, und wollte, daß man ihn zur Stelle abreisen lasse. Diesen heldenmüthigen Mann, der plötzlich schwach wie ein Kind geworden war, hätte man auch wider seinen Willen bis zur Ankunft Joseph's zurückhalten sollen, damit nicht mit seiner Abreise das Phantom von Herrschaft, dessen man sich bediente, indem alle Anordnungen in seinem Namen ergingen, völlig verschwinde. Die Spanier, von dem Zustande Murat's, den man auf das Land gebracht hatte und der sich nicht mehr zeigte, unterrichtet, erblickten in seiner Krankheit eine Strafe des Himmels, von der sie indeß gewünscht hätten, daß sie nicht Murat, den sie mehr beklagten als verabscheuten, sondern Napoleon getroffen haben möchte, der fortan der Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses war. Einige gingen sogar so weit, zu behaupten, Napoleon selbst habe, um das Geheimniß seiner abscheulichen Machinationen in das Grab einzuschließen, Murat vergiften lassen. So verbreitet, so erfindet, ohne um Wahrheit oder auch nur um Wahrscheinlichkeit sich zu kümmern, die Phantasie des Volks, wenn sie einmal gereizt und aufgeregt ist!

Die Spannung zu Madrid war so groß, daß der geringste Lärmen in einer Straße, der Tritt eines Cavalleriepiquets auf einem öffentlichen Platze hinreichte, um die Bevölkerung in Masse herbeizuziehen. In jeder Stadt drängte man sich um die ankommen-

den Couriere, um Neuigkeiten zu erfahren, und blieb dann Stunden lang versammelt, um sie zu besprechen. Volk, Bürger, Granden, Priester, Mönche, mit der der spanischen Nation eigenthümlichen Familiarität durcheinander gemengt, unterhielten sich an den öffentlichen Oertern ohne Unterlaß über die politischen Ereignisse. Allenthalben regten Neugier, Spannung, Zorn, Haß die Herzen auf, und es bedurfte nur eines geringen Funkens zum Entzünden eines ungeheuren Brandes.

So war der Zustand der Gemüther beschaffen, als sich plötzlich die Nachricht von der doppelten Abdankung verbreitete, welche Carl IV. und Ferdinand VII. abgepreßt worden war. Sie war in der Madrider Zeitung vom 20. Mai am Fuße der Erklärung abgedruckt, die der Rath von Castilien zu Gunsten Joseph's hatte machen müssen. Diese Nachricht kam gewiß nicht unerwartet, denn durch eine Menge von Kundschaftern hatte man erfahren, daß Ferdinand VII. zu Bayonne Gefangener und der drohendsten Zudringlichkeit ausgesetzt sei, um ihn zu bewegen, seine Krone an die Familie Bonaparte abzutreten. Die officielle Kunde aber von dem Opfer, das der Schwäche des Vaters und der Gefangenschaft des Sohnes abgedrungen worden war, wirkte auf die öffentliche Stimmung mit unbeschreiblicher Gewalt. Man war auf das Tiefste über die Handlung selbst entrüstet und durch die höhnische Form der Urkunde auf das Bitterste verletzt. Die Wirkung war augenblicklich, allgemein, unermeßlich.

Zu Oviedo, der Hauptstadt von Asturien, war das Volk bereits durch zwei Nebenumstände aufgeregt; erstens durch die Einberufung der Provinzialjunta, die sich alle drei Jahre zu versammeln pflegte, und zweitens durch einen gegen einige Spanier anhängigen Proceß, weil sie den französischen Consul zu Gijon beschimpft hatten. Dieser von der Madrider Regierung angeordnete Proceß fand allgemeine Mißbilligung, denn Jedermann fühlte sich geneigt, dasselbe zu thun, was die Verüber der Beleidigung, die bestraft werden sollte, gethan hatten. Als der Courier von Madrid die Kunde von den Abdankungen brachte, hielt man nicht länger an sich. In dieser Provinz, die ein besonderes Spanien in Spanien war und gegen alle Neuerungen jenen Abscheu hegte, den einst die Vendée an den Tag gelegt, herrschte nur ein einziger Geist und die vornehmsten Herren sympathisirten völlig mit dem Volke. Sie stellten sich an die Spitze der Bewegung und am 24. Mai, dem Tage der Ankunft des Couriers von Madrid, verständigte man sich mit Hülfe der Mönche und Municipalbehörden mit den Landleuten, um sich Oviedos zu bemächtigen. Um Mitternacht, beim Schall der Sturmglocke, stieg das Volk von den Bergen nach der Stadt herab, drang in dieselbe, vereinigte sich mit ihrer Bevölkerung, setzte die Behörden ab, und übertrug alle Gewalt der Junta. Diese wählte zum Präsidenten den Marquis von Santa Cruz von Marcenado, einen Großen des Landes, abgesagten Feind der Franzosen, dem Hause Bourbon leidenschaftlich anhänglich und voll patriotischer Gesinnungen, die wir achten müssen, wenn sie auch der Sache Frankreichs entgegen waren. Auf seinen Antrieb nahm man keinen Anstand, die Abdankungen als nichtig, die Vorgänge zu Bayonne als ruchlos, das Bündniß mit Frankreich als gebrochen zu betrachten und Napoleon feierlich den Krieg zu erklären. Nachdem man so verfahren, bemächtigte man sich aller Waffen in den königlichen Zeughäusern, die in dieser Provinz durch den Gewerbfleiß der Einwohner reichlich gefüllt waren. Man nahm 100,000 Schießgewehre, die zum Theil an das Volk vertheilt, zum Theil für die benachbarten Provinzen aufbewahrt wurden. Beträchtliche Gaben wurden dargebracht, um die Casse des Aufstandes zu füllen, Gaben, bei denen die Geistlichkeit und die großen Grundeigenthümer sich stark betheiligten. Auch rief man die Wiederherstellung des Friedens mit Großbritannien aus und schickte auf einem Caper von Jersey zwei Abgeordnete nach London, England um Bündniß und um Hülfe zu bitten. Einer dieser beiden Abgeordneten war der Graf von Matarosa, später Graf von Toreno geheißen, den Zeitgenossen als Minister, Botschafter und Schriftsteller so wohlbekannt.

Leider vermochte der patriotische Enthusiasmus der Spanier nicht loszubrechen, ohne von entsetzlichen Grausamkeiten begleitet zu sein, und Blut, das bald in den übrigen Provinzen floß, würde auch in Asturien geflossen sein, wenn nicht zur Ehre dieses Landes ein Priester Einhalt gethan hätte. Es befanden sich zu Oviedo zwei spanische Commissare, welche auf Anstiften Murat's gesendet worden waren, um den Proceß gegen die Beleidiger des französischen Consuls von Gijon zu beschleunigen. Ferner gab es da den Commandirenden der Provinz, Namens La Llave, welcher einem Aufstande wenig hold war, der ihm außerordentlich unklug vorkam; endlich die Obersten des Regiments der Carabiniers des Königs und des Regiments Hibernia, welche beide Männer anderer Meinung gewesen waren wie ihre Offiziere, als es sich um die Frage handelte, ob man die Volksbewegung verhindern oder begünstigen solle. Man hatte sofort diese fünf Personen als Verräther ausgeschrieen und die neue Behörde hatte sie, um das Volk zu beruhigen, in das Gefängniß geworfen. Um sie der Volkswuth zu entziehen, wollte die Junta sie aus der Provinz fortschaffen. Das Volk benutzte die Gelegenheit, sich ihrer Personen zu bemächtigen und eine Rotte, die vorzüglich aus neuen Freiwilligen bestand, hatte sie schon zum Erschießen an Bäume gebunden, als ein Kanonikus (in Spanien zeigte die Weltgeistlichkeit sich durchaus menschlicher als die Mönche) auf den Gedanken gerieth, in feierlichem Zuge sich nach dem Orte, wo das Verbrechen verübt werden sollte, zu begeben und die Opfer mit dem allerheiligsten Sacramente zu decken, wodurch es ihm gelang, sie zu retten. Das war nicht der einzige Versuch der ehrenhaften Geistlichkeit, um Blutvergießen zu hindern, aber es war der einzige vom Erfolg gekrönte Versuch, denn bald wurde Spanien zum Schauplatze der gräßlichsten Verbrechen, die nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die edelsten, ihrem Vaterlande mit der größten Liebe zugethanen Spanier verübt wurden.

Der Aufstand in Asturien ging jenem des nördlichen Spaniens nur um zwei bis drei Tage voraus. Zu Burgos konnte man sich nicht regen, denn es befand sich daselbst das Hauptquartier des Marschalls Bessières. Aber zu Valladolid, wo sich keine der Divisionen des Generals Dupont, die schon jenseits des Guadarrama waren, mehr befand, zu Leon, zu Salamanca, zu Benavente, zu Coruña hatte die Kunde von den Abdankungen alle Herzen empört. Indeß waren die Ebenen von Castilien und des Königreichs Leon, welche die französische Reiterei im Galopp durchziehen konnte, ohne einem Hindernisse zu begegnen, zu offen, als daß man nicht etwas länger gezögert hätte, sich zu erheben. Galicien, das wie Asturien durch fast unzugängliche Gebirge geschützt ist, entsprach zuerst dem zu Oviedo gegebenen Signale. Zu Coruña, der Hauptstadt dieser Provinz, befand sich noch eine ziemlich große Zahl spanischer Truppen, obschon die meisten dem General Taranco nach Portugal gefolgt waren. Der Geist der militairischen und administrativen Subordination herrschte in dieser Provinz, einem der Mittelpunkte der spanischen Macht. Der Generalcapitain Filangieri, Bruder des berühmten neapolitanischen Rechtsgelehrten, ein einsichtsvoller, milder, aufgeklärter, von der Bevölkerung allgemein geliebter, aber den Spaniern in seiner Eigenschaft als Neapolitaner etwas verdächtiger Mann, suchte in seinem Befehlskreise die Ordnung aufrecht zu halten, und gehörte zur Zahl jener Militair- und Civilchefs, welche den Aufstand weder für klug, noch für nützlich dem Lande hielten. Da er gewahr geworden, daß das Regiment Navarra, welches zu Coruña garnisonirte, bereit war, den Insurgenten die Hand zu reichen, hatte er es nach Ferrol gesendet. Dergestalt gelang ihm, einige Tage zu gewinnen, denn bis zum 30. Mai wurde der Aufstand, der am 24. in Asturien losgebrochen war und von dem es hieß, daß er zu Leon, Valladolid und Saragossa ganz oder nahezu vollendet sei, in Galicien verhindert. Am 30. aber fiel das Fest des heiligen Ferdinand. Man pflegte an diesem Tage am Regierungsgebäude und an anderen öffentlichen Orten Fahnen mit dem Bildnisse des Heiligen aufzupflanzen. Diesmal hatte man es nicht gewagt, denn indem man den heiligen Ferdinand ehrte, hätte es den Anschein gewonnen, als ehre man den zu Bayonne gefangen gehaltenen Souverain, welcher abgedankt hatte. Da hielt die Bevölkerung von Coruña nicht länger an sich. Männer, Frauen, Kinder rotteten sich vor der Front der Truppen, welche zum Schutze des Regierungspalastes aufgestellt waren, zusammen, schrieen „Es lebe Ferdinand!“ und trugen Bildnisse des Heiligen umher. Die Kinder, kecker als die Erwachsenen, stürzten auf die Soldaten los, welche ihnen die Reihen öffneten. Die Weiber folgten und im Nu war der Palast des Generalcapitains eingenommen, verwüstet und von Bildnissen des Heiligen überragt, die man zuerst nicht hatte aufpflanzen wollen. Der Generalcapitain Filangieri selbst sah sich zur Flucht genöthigt.

Sofort wurde eine Junta gebildet, der Aufstand verkündet, Frankreich der Krieg erklärt, ein Aufgebot in Masse wie zu Oviedo angeordnet, und die Vertheilung der Flinten des Zeughauses unter die Menge vorgenommen. 40 bis 50,000 Gewehre wurden aus dem königlichen Zeughause genommen, um jeden Arm, der sich darbot, zu bewaffnen. Das Regiment Navarra wurde unverzüglich von Ferrol zurückgerufen und im Triumphe empfangen. Von Seite der Großen und der Geistlichkeit gingen überreiche Gaben ein. Der Schatz von San Jago di Compostella übersandte zwei bis drei Millionen Realen. Da man den Generalcapitain Filangieri achtete und das Bedürfniß fühlte, an der Spitze der Junta einen so ausgezeichneten Mann zu haben, bot man ihm den Vorsitz in ihr an, den er auch annahm. Indem dieser vortreffliche Mann, wenn auch mit Bedauern dem patriotischen Enthusiasmus seiner Mitbürger nachgab, stellte er sich in loyaler Art an ihre Spitze, um durch die Klugheit der Maßregeln die Verwegenheit der Beschlüsse gut zu machen. Er rief die Truppen des Generals Taranco aus Portugal zurück; er reihete die aufgestandene Bevölkerung in die Linientruppe ein, um diese zu verstärken; er verwendete das beträchtliche Kriegsmaterial, das zu seiner Verfügung stand, zur Bewaffnung neuer Aushebungen, und organisirte dergestalt schleunig eine Streitmacht von einigem Werthe.

Inzwischen hatte er, um die feindlichen Truppen, die von den Ebenen von Leon und Altcastilien kommen möchten, aufzuhalten, nach den Zugängen der Gebirge seine bestorganisirten Corps geführt und sie zwischen Villafranca und Manzanal aufgestellt. Während er aber in Person die Aufstellung seiner Posten leitete, ermordeten einige Rasende, welche ihm weder seine Zögerung, noch seine mit ihren wüthenden Leidenschaften wenig im Einklange stehende Klugheit verziehen, ihn auf gräßliche Weise auf offener Straße zu Villafranca. Es lag da eine Abtheilung des Regiments Navarra, das noch wegen einiger Tage Verbannung nach Ferrol erbittert war, und man schrieb diesem Regimente die Verübung eines Verbrechens zu, welches das Zeichen zur Niedermetzelung der meisten Generalcapitaine wurde.

Die Bewegung in Galicien theilte sich sofort dem Königreiche Leon mit. Als 800 Mann Truppen aus Coruña zu Leon anlangten, brach daselbst der Aufstand auf dieselbe Art und in den nämlichen Formen aus. Man errichtete eine Junta, erklärte den Krieg, ordnete ein Aufgebot in Masse an, bewaffnete sich mit allen Waffen, wie sie aus den Zeughäusern von Oviedo, Ferrol und Coruña kamen. Zu Leon befand man sich schon in der Ebene und den Schwadronen des Marschalls Bessières ziemlich nahe; ihnen noch näher aber befand man sich zu Valladolid. Nichtsdestoweniger genügte es dem unklugen Enthusiasmus der Spanier, diese Schwadronen, obschon sie nur einige Wegstunden ferne waren, nicht zu sehen, um sich zu einer aufrührerischen Bewegung hinreißen zu lassen. Generalcapitain von Valladolid war Don Gregorio de la Cuesta, ein alter Soldat und

unbeugsamer Beobachter der Zucht, ein zänkischer und mürrischer Geist, durch die Vorgänge zu Bayonne wie alle Spanier im Herzen verwundet, aber der Ansicht, daß man der Macht Frankreichs nicht widerstehen könne, und zu glauben geneigt, daß man von demselben die Wiedergeburt Spaniens annehmen und sich für die Verletzung des Nationalstolzes durch die Wohlthaten entschädigen müsse, die aus einer allgemeinen Abstellung der alten Mißbräuche hervorgehen würden. Und noch eine besondere Empfindung bewegte sein Herz, der Abscheu nämlich vor der Menge und ihrem Einmischen in Staatsangelegenheiten. Die Bevölkerung von Valladolid, welche durch die Ereignisse von Oviedo, Coruña und Leon stark aufgeregt worden war und sich nicht unempfindlicher zeigen wollte, als die übrigen Bevölkerungen des Nordens auf die Kunde von den Abdankungen sich gezeigt hatten, rottete sich vor den Fenstern des Generalcapitains Gregorio de la Cuesta zusammen und nöthigte ihn zu erscheinen. Dieser alte Kriegsmann erschien mit unzufriedenen Mienen und versuchte, einer Schilderhebung in solcher Nähe von den französischen Truppen einige triftige Gründe entgegenzusetzen, aber seine Stimme wurde durch Geschrei und Zischen übertäubt. Leute aus dem Volke errichteten einen Galgen vor seinem Palaste, bei welchem Anblicke Cuesta sich fügte und seine Zustimmung zu dem gab, was er für eine Thorheit hielt. Auch Valladolid hatte seine aufständische Junta, sein Aufgebot in Masse und seine Kriegserklärung.

Segovia, das in einiger Entfernung an der Madrider Straße lag, lehnte sich gleichfalls auf, obschon es sich nur einige Wegstunden von der dritten Division des Generals Dupont, der Division Frere befand, welche im Eskurial lagerte. In dem Schlosse, welches Segovia beherrscht, war eine Artillerieschule, welche sich in Masse erhob und im Verein mit dem Volke die Stadt verbarrikadirte. Zur Rechten folgte Ciudad-Rodrigo dem Beispiele und ermordete seinen Gouverneur, weil er sich nicht schnell genug zu Gunsten der Bewegung aussprach. Madrid bebte vor Freude bei diesen Nachrichten, aber das Corps des Marschalls Moncey, die kaiserliche Garde, die ganze Cavallerie der Armee, endlich die Anwesenheit des Corps des Generals Dupont im Eskurial, zu Aranjuez und zu Toledo gestattete dieser Hauptstadt kaum zu zeigen, was sie empfand. Uebrigens glaubte Madrid dem Vaterlande seine Schuld am 2. Mai bezahlt zu haben, und erwartete, daß die Provinzen der Monarchie es aus seiner Knechtschaft erlöseten. Toledo, welches einige Wochen früher Miene gemacht hatte, sich zu erheben, war schnell zur Ruhe gebracht worden, und auch diese Stadt erwartete ihre Befreiung und verhehlte nur schlecht ihre Freude über den allgemeinen Aufschwung der Nationalentrüstung. Die Mancha theilte dieses Gefühl und bewies es, indem sie den Deserteuren der Armee Zuflucht gab, welche allenthalben Wohnung, Lebensmittel und Hülfe jeder Art fanden, um die entlegenen Provinzen zu erreichen, wo noch spanische Truppencorps beisammen waren.

Das reiche und mächtige Andalusien, welches auf seine Hülfsmittel, auf seine Entfernung von den Pyrenäen pochte und darnach strebte, weil Madrid vom Feinde besetzt war, der neue Mittelpunkt der Monarchie zu werden, Andalusien hatte von allem Anfange an den der Würde der spanischen Nation beigebrachten Schlag auf das Tiefste empfunden. Es hatte nicht wie einige andere Provinzen auf den Tag des heiligen Ferdinand gewartet, vielmehr hatte ihm die Nachricht von den Abdankungen genügt, um am 26. Mai 1808 des Abends loszubrechen. Schon seit einiger Zeit verschwor man sich zu Sevilla. Ein aus Estremadura stammender Spanier von Adel, der Graf von Tilly, Bruder jenes Tilly, der in der französischen Revolution figurirt hatte, ein unruhiger, unternehmender, übelberüchtigter Mann, jedweder Art von Neuerungen hold, hatte sich mit Menschen aus allen Ständen einverstanden, um eine Erhebung gegen die Franzosen vorzubereiten. Eine noch eigenthümlichere Persönlichkeit, welche Sevilla gleichfalls nicht angehörte, sich aber seit den letzten Ereignissen oft daselbst zeigte, ein gewisser Tap y Nuñez, eine Art Abenteurer, der die Contrebande mit Gibraltar trieb, übrigens ein guter Spanier und im höchsten Grade mit dem Talente, auf die Menge zu wirken, begabt, hatte einen unermeßlichen Einfluß auf die niedere Bevölkerung jener Stadt gewonnen. Er verstand sich mit den Verschwornen des Grafen Tilly und als die Nachricht von den Abdankungen anlangte, wählten Alle einmüthig den 26. Mai, den Tag der Himmelfahrt Christi, um eine Erhebung der Provinz zu bewerkstelligen. Wirklich begab sich am 26. Mai des Abends eine durch sie versammelte Menschenmasse, in welcher neben Leuten aus dem Volke Soldaten des Regiments Olivenza figurirten, nach dem großen Gebäude der Maestranza der Artillerie, in welchem sich ein reicher Vorrath an Waffen befand, und bemächtigte sich desselben. Im Nu war die Bevölkerung von Sevilla bewaffnet, und durchstrich in einer Art von Trunkenheit die Straßen dieser großen Stadt. Die Municipalität hatte, um mit mehr Ruhe und Unabhängigkeit berathschlagen zu können, das Rathhaus verlassen und sich in das Militairhospital verfügt. Man bemächtigte sich des unbesetzten Rathhauses und errichtete in ihm eine aufständische Junta, wie dies damals in ganz Spanien geschah. Tap y Nuñez, der Anführer der niederen Volksclasse war es, welcher unter der Eingebung seiner Mitverschwornen die Mitglieder dieser Junta bezeichnete. Man wählte Menschen, wie sie in bewegten Zeiten gefallen, Unruhestifter nämlich, dann auch einige gesetzte Männer, um die Zerfahrenheit jener zu decken. Diese von andalusischem Stolze erfüllte Junta trug kein Bedenken, sich die oberste Junta von Spanien und Indien zu nennen. Sie verheimlichte, wie man sieht, ganz und gar nicht ihren Ehrgeiz, Spanien während der Besetzung beider Castilien durch die Franzosen zu regieren. Das Alles geschah in Mitte eines unbeschreiblichen Enthusiasmus. Am andern Tage dürstete dieser Enthusiasmus nach Blut, wie dies vorauszusehen gewesen. Die im Militair-

spital befindliche Municipalität war wie jedwede alte Behörde verdächtig, denn es war, wir wiederholen es, die Demagogie, welche in diesem Augenblicke unter dem Deckmantel des Royalismus triumphirte. Man beschuldigte die Municipalität eines lauen Patriotismus, ja sogar des geheimen Einverständnisses mit der Regierung zu Madrid. Ihr Vorstand, der Graf von Aguila, einer der ausgezeichnetsten Edelleute von Andalusien, erschien in ihrem Namen vor der Junta mit dem Erbieten, mit dieser sich einzuverstehen. Als die Menge den Grafen erblickte, verlangte sie mit wüthendem Geschrei seinen Kopf. Die Junta, welche keineswegs die blutdürstige Gesinnung der Menge theilte, wollte ihn retten, und schickte ihn zu dem Ende als Gefangenen nach einem der Thürme der Stadt. Auf dem Wege aber wurde der unglückliche Graf von Aguila der Bedeckung durch die Insurgenten entrissen, nach dem Hofe des Gefängnisses geschleppt, und mit Karabinerschlägen getödtet, worauf der Pöbel die verstümmelte Leiche durch die Straßen schleifte. In Mitte des Volkstaumels und des Schreckens, der sich der höheren Classen zu bemächtigen begann, wurde eine Reihe von Maßregeln, die durch die Umstände geboten waren, beschlossen. Man decretirte die Kriegserklärung gegen Frankreich, das Aufgebot in Masse aller männlichen Einwohner im Alter zwischen 16 und 45 Jahren, die Absendung von Commissaren in alle Städte Andalusiens, um sie zur Erhebung und zur Anerkennung der Junta zu bewegen, welche sich, wie schon gesagt, als oberste Junta von Spanien und Indien geberdete. Diese Commissare sollten nach Badajoz, Cordova, Jaen, Granada, Cadiz, und in das Lager von Saint-Roque abgehen. Indem man Frankreich den Krieg erklärte, übernahm man zugleich die Verpflichtung, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon den Spaniern Ferdinand VII. zurückgegeben haben würde. Auch verhieß man, nach Beendigung des Kriegs die Cortes des Königreichs zusammen zu berufen, um jene Reformen zu bewirken, deren Nützlichkeit man, wie man sagte, fühle und deren Verdienstlichkeit man schätze, ohne deshalb zuzugestehen, daß man durch die Fremden in die Kenntniß der Menschenrechte eingeweiht worden; denn die Insurgenten sahen die Nothwendigkeit ein, der Constitution von Bayonne wenigstens einige Versprechungen von Verbesserungen entgegen zu setzen.

Vorzüglich aber richteten sich alle Blicke nach Cadiz, denn hier residirte der Generalcapitain Solano Marquis von Socorro, welcher mit dem Oberbefehl in der Provinz jenen über die zahlreichen Truppen vereinigte, die im südlichen Spanien sich befanden. Man hatte einen Commissar an ihn gesendet, um ihn zur Theilnahme an dem Aufstande zu vermögen, und einen zweiten hatte man an den General Castaños geschickt, der im Lager von Saint-Roque befehligte. Der nach Cadiz gesendete Graf Teba trat daselbst mit dem ganzen insurrectionellen Hochmuthe des Augenblicks auf. Er handelte unklug, indem er sich an den General Solano, einen ungestümen, stolzen, von der Armee und der Volksmenge geachteten Mann wendete. Dieser war gleich allen wohlunterrichteten Offizieren von der Macht Frankreichs gründlich überzeugt und hielt den Aufstand, in den man sich mit geschlossenen Augen gestürzt, für äußerst unklug. Er hatte das auf dem Rückmarsche aus Portugal sowohl zu Badajoz als zu Sevilla mit einer Kühnheit der Sprache erklärt, welche den Verschwörern großen Anstoß gegeben hatte. Man erinnerte sich dessen und war gegen ihn mit Mißtrauen erfüllt. Solano versammelte bei sich die Generale, um die von Sevilla ausgehenden Anträge zu vernehmen. Diese Versammlung war mit ihm der Ansicht, daß alle militairischen und politischen Gründe gegen die Idee eines Kampfes mit Frankreich sprächen, und erließ eine Erklärung, worin sie gegen den Aufstand argumentirte und dennoch zu seinen Gunsten schloß, Freiwillige aufrief und sich dergestalt aus bloßer Nachgiebigkeit einem Volkswunsche fügte, den sie für unvernünftig erklärte. Dieses Actenstück, welches eine Handlung der Willfährigkeit mit einem Tadel vereinigte, wurde in den Straßen von Cadiz öffentlich vorgelesen und verursachte die lebhafteste Aufregung. Die Menge verfügte sich zu dem Generalcapitain. Ein junger Mensch führte das Wort, erörterte die Sachlage mit dem General Solano, wußte den wackern Kriegsmann, der solchen Rednern zu gebieten, nicht aber mit ihnen zu rechten gewohnt war, in Verwirrung zu bringen, und entriß ihm das Versprechen, daß am nächsten Tage der Volkswille vollständig befriedigt werden solle. Die Menge war zwar damit zufrieden, wollte sich aber doch das Vergnügen der Vollbringung eines Zerstörungswerkes machen, eilte zu dem Hause des französischen Consuls Leroy und plünderte und verwüstete es. Dieser unglückliche, noch vor Kurzem so gefürchtete Repräsentant Frankreichs hatte keinen andern Ausweg als sich an Bord der Flotte des Admirals Rosily zu flüchten, welcher seit drei Jahren in den Gewässern von Cadiz vergeblich auf eine günstige Gelegenheit zum Auslaufen harrte.

Am nächsten Tage war das Volk von einem neuen Wunsche beseelt, dem nämlich, den Krieg gegen Frankreich ohne Verzug zu beginnen, indem es die Flotte des Admirals Rosily von der Rhede aus allen Arten von Geschützen beschösse. Die Menge weilte mit Entzücken bei der Idee dieses ebenso leichten als thörichten Triumphes über eine befreundete Seemacht und zu Gunsten der englischen Marine. Es hatte jedoch einige Schwierigkeit, Linienschiffe zu zerstören, deren Besatzung aus tapfern Männern, den unglücklichen Helden von Trafalgar bestand, welche an diesem schrecklichen Schlachttage dem Tode auf ihren Posten trotzten, während die spanischen Seeleute meistentheils auf und davon geflohen waren. Ueberdies waren die französischen Schiffe dergestalt mit spanischen untermengt, daß die letztern leicht zuerst hätten verbrannt werden mögen. Das gaben auch die vernünftigen Männer von der Armee und von der Marine zu bedenken. Sie fügten hinzu, daß die Division des Marquis de La Romana im Norden sich befinde, und nach aller Wahrscheinlichkeit die

Grausamkeiten, die man gegen die französischen Seeleute beginge, würde büßen müssen. Vernunft und Menschlichkeit hatten indessen in diesem Augenblicke wenig Hoffnung, sich Gehör zu verschaffen.

Die Versammlung der Generale, welche der Marquis von Socorro diesen Tag neuerdings berufen hatte, pflichtete in Allem dem Wunsche des Volks bei, ja einige ihrer Mitglieder hatten im Gespräche den am vorigen Tage entgegengesetzten halben Widerstand feigerweise dem Marquis in die Schuhe geschoben. Indeß mußte die sehr ernste Frage in Betreff des unverzüglichen Angriffs auf die französische Flotte entschieden werden. Diese Frage ging mehr die Seeoffiziere als die Landoffiziere an, und diese erklärten einstimmig, daß man sich, bevor man die Wuth des Volks befriedigen könne, der Gefahr aussetze, daß die spanischen Schiffe zuerst verbrannt würden. Die Verkündung dieses von Fachmännern ausgehenden Rathes geschah auf öffentlichem Platze und führte die Menge abermals vor die Wohnung des unglücklichen Solano. Man verlangte von ihm Rechenschaft über diese neue Widersetzlichkeit gegen die Wünsche des Volks und sendete drei Abgeordnete, sich mit ihm zu verständigen. Einer derselben erschien am Fenster, Bericht über seine Sendung zu erstatten, und da er sich in dem Tumulte nicht Gehör verschaffen konnte, stellte sich die Volksmenge, als glaube sie, man weigere sich ihren Willen zu thun, und drang in den Palast. Als Solano die Gefahr sah, flüchtete er zu einem befreundeten Irländer, der zu Cadiz ansässig war und in der Nähe wohnte. Zum Unglück hatte ein Mönch es gesehen und verrathen. Von den Wüthenden sofort verfolgt, erreicht, in den Armen der muthigen Gemahlin jenes Irländers, die ihn gegen die Mörder zu schützen versuchte, verwundet, wurde er nach den Wällen geschleppt und von Wunden zerfetzt, bis ein tödtlicher Schuß, den er mit der Kaltblütigkeit und Würde eines tapfern Soldaten empfing, ihn zu Boden streckte. So bereitete das spanische Volk seinen Kampf gegen die Franzosen vor, indem es seine berühmtesten und besten Generale ermordete!

Thomas von Morla, ein heuchlerischer Schmeichler der Menge, der unter vielem Hochmuthe feile Unterwürfigkeit unter alle Machthaber verbarg, wurde durch Zuruf zum Generalcapitain von Andalusien ernannt. Sofort forderte er den Admiral Rosily auf, sich zu ergeben; der tapfere französische Admiral aber antwortete, daß er das nur thun werde, nachdem er die Ehre seiner Flagge bis auf das Aeußerste vertheidigt. Thomas von Morla suchte indeß Zeit zu gewinnen, denn er wagte weder dem spanischen Volke zu trotzen, noch die Franzosen anzugreifen, und ließ inzwischen die spanischen Schiffe eine sie minder gefährdende Stellung nehmen. Auch Cadiz erhielt seine aufständische Junta, welche die Obmacht jener von Sevilla anerkannte, und sich mit den Engländern in das Einvernehmen setzte. Der Gouverneur von Gibraltar, Sir Hugh Dalrymple, welcher die brittischen Streitkräfte in jenen Meeren befehligte, und mit äußerster Aufmerksamkeit die Vorgänge in Spanien beobachtete, hatte bereits Emissaire nach Cadiz gesendet, um Waffenstillstand zu schließen, um die Freundschaft Großbritanniens, dessen Beistand zu Lande und zu Wasser, und eine Division von 5000 Mann, die aus Sicilien kam, anzubieten. Die Spanier nahmen den Waffenstillstand und den Antrag einer Allianz an, schraken aber vor einer so bedenklichen Maßregel zurück, wie die Aufnahme einer englischen Flotte in ihre Häfen gewesen wäre. Die Erinnerung an Toulon mußte auch in den verblendetsten Menschen Nachdenken erregen.

Während dieser Vorgänge zu Cadiz war es dem in das Lager von Saint-Roque gesendeten Commissar nicht schwer geworden, gute Aufnahme bei dem General Castaños zu finden, dem das Schicksal eine größere Rolle zudachte, als er hoffte oder vielleicht wünschte. Der General Castaños verstand gleich allen übrigen spanischen Militairs jener Zeit von dem Kriege nicht mehr, als man von ihm unter der alten Herrschaftsform und vor Allem in dem am weitesten zurückgebliebenen Lande von Europa verstand. Aber wenn er auch seine Landsleute an militairischer Erfahrung nicht viel übertraf, war er doch ein kundiger Staatsmann voll Einsicht und Feinheit, der keine der wilden Leidenschaften des spanischen Volks theilte. Im Anfange hatte er den Aufstand ganz ebenso strenge wie seine Collegen, die übrigen Militaircommandanten beurtheilt und sich darüber frei gegen den Obersten Rogniat ausgesprochen, der gegen Gibraltar gesendet worden war, um eine Besichtigung der Küste vorzunehmen; ja es schien, als ob er die Wiedergeburt Spaniens aus der Hand eines Fürsten aus dem Hause Bonaparte willig annehme, so zwar daß die französische Regierung zu Madrid, welche bis zur Ankunft Joseph's die Zügel in Händen hielt, auf ihn rechnen zu können glaubte. Als er aber sah, daß die Erhebung so allgemein, so gewaltig, so gebieterisch sei, und daß die Truppen geneigt waren sich ihr anzuschließen, zögerte er nicht länger und stellte sich unter die Befehle der Junta von Sevilla, wiewohl er im tiefsten Herzensgrunde aber höchst geheim ein Benehmen tadelte, das er öffentlich mit Feuer und Ueberzeugung zu befolgen schien. Im Lager von Saint-Roque lagen 8 bis 9000 Mann regelmäßige Truppen. Eben soviel befanden sich in Cadiz ohne die in den übrigen Theilen der Provinz liegenden Truppen zu rechnen. Das gab eine verfügbare Masse von 15 bis 18000 Mann organisirter Truppen, welche geeignet waren, der Volkserhebung zur Stütze zu dienen und den Kern einer zahlreichen Insurgentenarmee zu bilden. Indem man Thomas von Morla den Titel als Generalcapitain gab, behielt man Castaños das Obercommando der Truppen vor, welches er auch annahm. Er erhielt die Weisung, sie zwischen Cadiz und Sevilla zu concentriren.

Das zu Sevilla gegebene Beispiel wurde von allen Städten Andalusiens nachgeahmt. Jaen und Cordova erhoben sich und erkannten die Junta von Sevilla an. Cordova, am oberen Guadalquivir gelegen, vertraute das Commando seiner Insurgenten einem Offizier an, der bisher zur Verfolgung der Schmuggler und Räuber in der Sierra Morena verwendet worden war; er hieß Augustin von Echavarri,

und war abgehärtet im Parteigängerkriege in dem berüchtigten Gebirge, dessen Wächter er war. Die Räuber, die er bisher verfolgt hatte, machte er zu seinen Soldaten, vereinigte mit ihnen die Bauern von Oberandalusien und marschirte nach den Engpässen der Sierra Morena, um sie den Franzosen zu verwehren.

Estremadura war von der allgemeinen Bewegung ergriffen, denn in diese entfernte Provinz, die mehr von Hirten als von Kaufleuten betreten wird, war der neue Geist weniger als in die übrigen Provinzen eingedrungen, hatte der Haß gegen das Ausland seine ganze Energie bewahrt. Wie lebhaft auch durch die Nachricht von den Abdankungen und durch die Rückwirkung der Erhebung von Sevilla aufgeregt, sprach Estremadura sich doch nicht eher als am 30. Mai, dem Ferdinandstage, aus. Wie zu Coruña, so ergrimmte auch die Bevölkerung von Badajoz, als sie auf den Wällen dieser Festung das Bildniß des Heiligen nicht aufpflanzen sah, nicht den Kanonendonner hörte, der alljährlich an diesem Festtage zu erschallen pflegte. Das Volk eilte zu den Batterien und fand die Artilleristen bei ihren Stücken, aber sie wagten nicht, die Freudenschüsse loszubrennen. Eine herzhafte Frau überschüttete die Artilleristen mit Vorwürfen, riß einem die Lunte aus der Hand und feuerte den ersten Schuß ab. Auf dieses Signal gerieth die ganze Stadt in Bewegung und erhob sich. Wie überall strömte man vor den Palast des Gouverneurs von Badajoz, des Grafen de la Torre del Fresno, um ihn entweder mit in den Aufstand fortzureißen oder zu tödten. Man parlamentirte zuerst mit ihm, wurde aber seiner Zweideutigkeiten bald überdrüssig. Da in diesem Augenblicke ein Courier mit Depeschen anlangte, schöpfte man um so größern Verdacht. Man behauptete, es seien Mittheilungen aus Madrid, folglich von der obersten französischen Behörde angelangt, welche auf den Generalcapitain größern Einfluß ausübe, als die Eingebungen des spanischen Patriotismus. Unter der Einwirkung dieser Reden bemächtigte man sich seines Palastes und nöthigte ihn selbst zur Flucht. Er wurde bis in ein Wachlocal, wo er Schutz suchte, verfolgt, und daselbst in den Armen seiner eigenen Soldaten ermordet. Nach dem Tode des Unglücklichen wurde eine Junta gebildet, welche ohne Anstand die Obmacht jener zu Sevilla anerkannte. Man forderte das Volk auf, zu den Waffen zu greifen, vertheilte alle, die sich im Zeughause von Badajoz befanden, und weil man sich so nahe an der Grenze von Portugal, namentlich an Elvas befand, wo die von der Armee Junot's entsendete Division Kellermann stand, so rief man alle Gutgesinnten zur Ausbesserung der Mauern von Badajoz auf. Man wendete sich an die in Portugal eingerückten spanischen Truppen und ermahnte sie zur Desertion. Badajoz gewährte ihnen an der Grenze eine sichere Freistätte und ihrem Patriotismus eine nützliche Beschäftigung.

Am andern Ende der südlichen Provinzen erhob Granada sich, doch bedurfte dasselbe nach der Aufregung durch die Nachricht von den Abdankungen noch den Ferdinandstag, um aufzustehen. Granada war wie ganz Spanien auf das Tiefste ergriffen; da langte am 29. Mai ein Offizier der Junta von Sevilla mit großem Aufsehen in der Stadt in Mitte eines zu Unruhen geneigten Volks an und zog die Menge mit sich zu dem Generalcapitain Escalante fort. Dieser kluge und schüchterne Mann gerieth über die Aufforderung, die der Offizier von Sevilla brachte, sich nämlich zu erheben und Frankreich den Krieg zu erklären, in die größte Verlegenheit. Er verschob seine Antwort auf den folgenden Morgen. Das war der 30. Mai 1808, der St. Ferdinandstag. Man versammelte sich tumultuarisch, man verlangte eine Procession zu Ehren des Heiligen. Von dem Heiligen ging man zu dem gefangenen König über und rief ihn als Ferdinand VII. aus; dann nöthigte man den Generalcapitain Escalante, eine insurrectionelle Junta einzusetzen, deren Präsident er wurde. Das Aufgebot in Masse wurde sofort verordnet und Frankreich der Krieg erklärt. Ein junger Universitätsprofessor, später Gesandter und Minister, Martinez de la Rosa, wurde nach Gibraltar geschickt, Munition und Waffen zu verlangen, die mit der größten Bereitwilligkeit zugestanden wurden. Die zahlreiche Bevölkerung wurde sogleich in Regimenter eingetheilt und täglich in den Waffen geübt. Es standen, wie wir gesagt haben, drei schöne Schweizerregimenter, das eine zu Malaga, das andre zu Cartagena, das dritte zu Tarragona, welche Napoleon auf der großen andalusischen Straße vereinigen wollte, damit Dupont, der zwei schon zu Madrid an sich gezogen hatte, sie auf seinem Marsche aufnehmen könne. Napoleon hoffte, daß, wenn diese fünf Regimenter nur einmal mit den Franzosen vereinigt wären, sie dem von diesen gegebenen Antriebe folgen würden. Diese Combination wurde durch die Erhebung von Granada vereitelt. Das zu Malaga stehende Regiment wurde nach Granada berufen, und Theodor Reding, der Gouverneur von Malaga, ein geborner Schweizer, zum Generalcommandanten der Truppen der Provinz ernannt.

Blut floß in diesen Gegenden in ebenso schrecklicher Art wie in den übrigen. Zu Malaga wurden der französische Viceconsul und ein anderer Spanier von Rang ermordet. Zu Granada wurde Don Pedro Trurillo, welcher wegen seiner Freundschaft und Verwandtschaft mit den Fräuleins Tudo verdächtig war, auf das Verlangen des Pöbels verhaftet und nach dem Alhambra gebracht. Die Junta, die ihn zu retten wünschte, beschloß seine Abführung in ein sicheres Gefängniß. Der Pöbel bemächtigte sich aber seiner auf dem Wege, ermordete ihn unbarmherzigerweise und schleifte seinen Leichnam durch die Straßen. Zwei andere verdächtige Personen, der Corregidor von Velez-Malaga und Portillo, ein gelehrter Nationalökonom, welcher von dem Friedensfürsten verwendet worden war, um den Bau der Baumwollenstaude in Andalusien einzuführen, wurden auf Verlangen des Volks gleichfalls verhaftet, aber aus der Stadt gebracht und in einem Karthäuserkloster verwahrt, weil man sich einbildete, sie würden in dem-

selben in größerer Sicherheit sich befinden. Die Mönche aber benutzten einen Festtag, an welchem das Volk sich zahlreich einfand und Wein kaufte und trank, stachelten es zur Ermordung der beiden in ihrem Kloster verwahrten Unglücklichen auf, und fanden bei den betrunkenen Bauern sofort Gehorsam. Der beklagenswerthe Corregidor von Malaga und der gelehrte Portillo wurden auf die nichtswürdigste Weise abgeschlachtet. Allenthalben begleiteten und befleckten Verheerung und Mord die schöne Bewegung der spanischen Nation. Unfern von Granada, in Jaen bezeichnete ein abscheuliches Verbrechen die neue Revolution. Die Stadt Jaen hatte, um sich ihres Corregidors zu entledigen, ihn nach Val de Peñas gesendet, wo er von den Bauern der Mancha erschossen wurde.

Früher, als die Erhebungen stattfanden, die wir so eben geschildert haben, hatte Cartagena die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Es geschah am 22. Mai 1808, daß Cartagena auf die Nachricht von den Abdankungen und der Ankunft des Admirals Salcedo, der die schon ausgelaufene Flotte von den Balearen nach Toulon führen sollte, sich aus dem doppelten Beweggrunde erhob, den rechtmäßigen König auszurufen und die spanische Flotte zu retten. Sofort wurde eine Junta eingesetzt, wurde das Aufgebot in Masse angeordnet, wurden der spanischen Flotte Gegenbefehle gesendet. Die Erhebung von Cartagena überlieferte den Insurgenten eine unermeßliche Menge Munition und Waffen, die zur Stelle unter die Einwohner der ganzen Umgegend vertheilt wurden. Auf den Aufruf Cartagenas erhob Murcia sich zwei Tage später, den 24. Mai. Die Freiwilligen der beiden Provinzen vereinigten sich und wurden von Gonzalez von Llamas, dem ehemaligen Obersten eines Milizregiments befehligt. Als Sammelplatz war der Xucar bezeichnet, um den Valencianern die Hand zu reichen. (Man sehe die Karte No. 43.)

In demselben Augenblick hatte in der That Valencia sich erhoben und zwar im Geleite entsetzlicher Vorgänge. Das reiche und dichtbevölkerte, in Mitte seiner schönen Huerta gelegene Valencia machte nicht geringere Ansprüche auf Herrschaft als Sevilla oder Granada. Seine lebhafte, feurige und unruhige Bevölkerung war nicht fähig, zu dulden, daß ihr irgend eine andere zuvorkomme. Noch am Tage der Ankunft des Couriers, welcher die Nachricht von den Abdankungen brachte, erhob sie sich. Ein Volksredner las auf einem der Hauptplätze von Valencia der versammelten Menge die Nummer der Madrider Zeitung vor, welche die Abdankungen enthielt, und zerriß das Blatt unter dem Rufe: „Nieder mit den Franzosen! Es lebe Ferdinand VII.!“ Eine unermeßliche Schaar drängte sich um ihn, und eilte zu den Behörden, sie in den Aufstand mit fortzureißen. Vor Allem aber schritt das Volk dazu, sich einen Anführer zu geben. Es wählte den Franciskaner Rico, einen beredten kühnen Mann und stellte ihn an seine Spitze, um bei den Behörden das Wort zu führen. Dann begab es sich zu dem Generalcapitain Grafen von Conquista, den es gleich allen andern Generalcapitainen wenig geneigt fand, zu willfahren, theils aus Klugheitsgründen, theils aus Abneigung gegen die Menge. Diese riß ihn mit fort ohne ihn zu ermorden, sich vorbehaltend, es kurze Zeit nachher besser zu machen; begab sich dann zu dem obersten Tribunal der Provinz und dictirte demselben ihre Befehle, wobei der Mönch Rico stets für Alle sprach, anordnete und entschied. Die Errichtung einer Junta wurde sofort beschlossen und ausgeführt. In ihr saßen die größten Herren des Landes neben den elendesten Aufwieglern der Straße. Da der Graf von Conquista weder hinreichend eifrig, noch genugsam energisch schien, wählte man zum Befehlshaber der Truppen einen Grand von Spanien und reichen Grundeigenthümer der Provinz, den Grafen von Cerbellon. Das Aufgebot in Masse wurde angeordnet und Waffen wurden von Cartagena verlangt, welches sich beeilte sie zu schicken.

Bisher ging unter dem Gesichtspunkte des Aufstandes und des spanischen Patriotismus Alles gut. Aber die Behörden erschienen, obschon sie unterjocht waren, dennoch verdächtig. Wirklich hatten sie höchst ungern einer Bewegung nachgegeben, die sie für verderblich hielten, weil sie Spanien zwischen einerseits die französischen Armeen und andrerseits die Wuth des Pöbels stellte. Das Volk wollte wissen, was sie nach Madrid meldeten, und hielt einen Courier an, dessen Depeschen man zu dem Grafen von Cerbellon brachte, damit sie vor der versammelten Menge vorgelesen würden. Diese Depeschen waren in der That von der Art, um die Ermordung auch der höchstgestellten Würdenträger zu veranlassen, denn sie verlangten von Madrid gegen den Aufstand des Volks Hülfe. Als die bei dieser Scene gegenwärtige Tochter des Grafen von Cerbellon die Gefahr gewahrte, bemächtigte sie sich blitzschnell der Depeschen und zerriß sie in tausend Stücke vor den Augen der erstaunten Menge, welche dem Muthe dieses hochherzigen Weibes wich. Eigenthümliche Nation, welche wie alle noch einfachen Nationen nur die Laster und Tugenden der Natur besitzt, und mit dem Beispiel der schrecklichsten Grausamkeit jenes der edelsten Hingebung paart!

Das valencianische Volk entschädigte sich aber bald für das Blut, das es diesmal nicht vergossen. Man hatte bemerkt, daß ein Edelmann der Provinz, Don Miguel de Saavreda Baron von Albalat sich bei den Sitzungen der Junta, zu deren Mitglied er ernannt worden war, sehr unpünktlich einfand. Er wohnte denselben selten bei, weil er als Milizoberst vor einigen Jahren, um die gestörte Ordnung herzustellen, Feuer auf die Bevölkerung von Valencia hatte geben lassen. Diese Erinnerung beunruhigte ihn und er zog es vor, auf dem Lande zu wohnen. Sofort verbreitete sich das Gerücht, daß der Baron von Albalat die Sache der Nationalerhebung verrathe. Man holte ihn aus seinem Hause, führte ihn nach Valencia, brachte ihn zu dem Grafen Cerbellon, und Diejenigen, welche sich für ihn interessirten, hofften, daß er bei diesem in größerer Sicherheit sich befinden werde. Der Pater Rico war herbeigeeilt, ihn zu retten. Der Graf von Cerbellon aber, nicht so

muthig wie seine Tochter, schien wenig geneigt, sich eines alten Freundes wegen, der ihn um Rettung seines Lebens bat, bloszustellen. Er gerieth auf den Gedanken, ihn nach der Citadelle zu senden, zu deren Gebieter das Volk sich, Dank der Mitschuld der Truppen, gemacht hatte, und wo man alle Diejenigen einsperrte, die man der Wuth der Menge entziehen wollte. Der Pater Rico, voll Eifer in der Vertheidigung des Unglücklichen, stellte sich an die Spitze der Bedeckung und es gelang ihm, denselben trotz der Gegenbestrebungen des blutdürstigen Pöbels durch die Straßen von Valencia zu führen. Als man aber auf dem Hauptplatze der Stadt anlangte, durchbrach die Menge, welche hier viel zahlreicher und dichter war, das Viereck der Soldaten, in welchem sich der beklagenswerthe Baron von Albalat befand, riß ihn aus den Händen seiner Vertheidiger, ermordete ihn ohne Erbarmen, und trug seinen Kopf auf einer Lanzenspitze durch die Straßen.

Die Bestürzung zu Valencia war allgemein, besonders unter den höheren Classen, die sich als Verdächtige behandelt sahen, wie es dem französischen Adel im Jahre 1793 ergangen war. Um die Gefahr zu beschwören, vervielfältigten sie ihre freiwilligen Gaben und traten in das Aufgebot ein, ohne daß ihnen jedoch gelang, dadurch das von Tag zu Tag steigende Mißtrauen und den wachsenden Grimm des Volks zu verscheuchen. Es war in der That klar, daß ein Opfer seiner blutdürstigen Wuth nicht genüge. Der Franciskanermönch Rico sah sein Ansehen bereits durch einen Nebenbuhler untergraben. Das war ein von Madrid gekommener Fanatiker, der Canonikus Calvo, dessen Leidenschaften in einem Kampf der Jesuiten gegen die Jansenisten, worin er die ersteren mit aller Macht unterstützt hatte, auf das Aeußerste gesteigert worden waren. Nach Valencia war er in der offenbaren Hoffnung gekommen, daselbst ein weiteres Feld für Ausübung seiner Wuth zu finden. Er heuchelte die allergrößte Frömmigkeit, brauchte längere Zeit zum Messelesen als jeder andre Priester, und wurde der vornehmste Götze des Pöbels. Calvo schlug das gewöhnliche Thema Derjenigen an, welche in Revolutionen Andere überbieten wollen, und beschuldigte den Pater Rico der Lauheit. In der Citadelle von Valencia befanden sich 3 bis 400 Franzosen, Kaufleute, die durch den Handel in diese Stadt gezogen worden waren, und von denen viele sich in ihr seit langer Zeit seßhaft gemacht. Man hatte sie aus Menschlichkeit, um sie dem Blutdurste des großen Haufens zu entziehen, nach der Feste gebracht. Der gräßliche Calvo überredete eine fanatische Rotte, da sei das einzige Gott wohlgefällige, das einzige der Sache, der sie sich geweiht, würdige Opfer zu finden. Weil er verzweifelte, mit seiner Mörderschaar in die Citadelle dringen zu können, um daselbst das abscheuliche Verbrechen, auf das er sann, zu verüben, stellte er seine Rotte an einem Pförtchen, das nach dem Gestade des Meeres führte, auf; ging dann in die Citadelle, heuchelte Erbarmen, und brachte den Franzosen den Glauben bei, daß sie sofort ermordet werden würden, wenn sie nicht schleunigst durch das nach dem Meere führende Pförtchen die Flucht ergriffen. Die Unglücklichen folgten dem Rathe, und drängten sich alle, Frauen und Kinder mit ihnen, durch den verhängnißvollen Ausgang, den sie als das einzige Rettungsmittel betrachteten. Kaum waren sie erschienen, so wurden sie durch Flintenschüsse, Säbelhiebe, Messerstiche auf das Unbarmherzigste ermordet. Die Mörder, von Blut gesättigt und vor Müdigkeit erschöpft, baten um Gnade für etwa sechzig, die noch zu würgen übrig blieben. Als Calvo sah, der Eifer der Meuchelmörder sei erkaltet, stellte er sich, als gebe er ihrem Wunsche nach, und übernahm es, die sechzig verschonten Opfer in Sicherheit zu bringen. Er führte sie aber an einen entlegenen Ort, wo eine frische Rotte ihnen den Garaus machte. So büßten unsere unglücklichen Landsleute die Fehler ihrer Regierung, ohne an denselben irgendwie Antheil gehabt zu haben!

Alles was in Valencia nicht dem niedrigsten Pöbel angehörte, empfand den tiefsten Schmerz. Am nächsten Tage versuchte es der über diese Thaten, welche die Sache des Aufstandes schändeten, im Innersten Herzen empörte Mönch Rico, der öffentlichen Ehrenhaftigkeit die Verbrechen Calvo's zu klagen. Aber er konnte nicht durchdringen; Calvo behielt die Oberhand, und der Pater Rico mußte sich verbergen. Calvo wurde frecherweise zum großen Schrecken und Aergerniß aller ehrlichen Leute zum Mitgliede der Junta ausgerufen. Acht unglückliche Franzosen waren wie durch ein Wunder der allgemeinen Niedermetzelung ihrer Landsleute entgangen. Da sie nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, warfen sie sich im Schooße der Junta selbst zu den Füßen des Mörders. Calvo ließ sie ermorden, oder gestattete wenigstens, daß es geschah, und ihr Blut bespritzte die Kleider der Mitglieder der Junta, welche voll Schrecken und Entsetzen davon flohen.

So viele Verbrechen veranlaßten endlich eine Gegenwirkung. Der Pater Rico faßte wieder Muth, verließ sein Versteck, begab sich in die Junta, griff Calvo offen an, verklagte ihn, beschränkte ihn darauf sich zu vertheidigen, wußte ihn zu entmuthigen und wirkte seine Verhaftung aus. Zuerst nach den Balearen geführt, dann nach Valencia zurückgebracht, wurde Calvo vor Gericht gestellt, verurtheilt und in seinem Kerker erdrosselt. Die ehrenhaften Leute gewannen wieder einiges Uebergewicht über die Räuber, welche Valencia beherrscht hatten. Da man übrigens einsah, daß man sich bald gegen die gerechte Rache der Franzosen würde vertheidigen müssen, herrschte der größte Eifer, sich zu rüsten, welcher die schrecklichen Verbrechen, deren Schauplatz Valencia gewesen, zwar nicht entschuldigte, aber etwas weniger grell erscheinen ließ.

Alle Städte dieses Theils der Küste, wie Castellon de la Plana, Tortosa, Tarragona, folgten dem allgemeinen Beispiele. Das mächtige Barcelona, welches gleich stark bevölkert war wie die Hauptstadt von Spanien und wenn nicht herrschen, so doch niemals gehorchen wollte, brannte vor Begierde sich zu erheben. Als am 25. Mai 1808 die Nachricht von

den Abdankungen anlangte, wurden alle Maueranschläge abgerissen, und eine unermeßliche Volksmenge wogte in den Straßen, Haß im Herzen, Grimm in den Blicken. Der General Duhesme hielt aber an der Spitze von 12,000 Mann, zur Hälfte Franzosen, zur Hälfte Italiener, die Bewegung im Zaume, und drohte von der Citadelle und von dem Fort Montjuich aus die Stadt in Brand zu schießen, wenn sie sich regen würde. Unter dieser Eisenhand zitterte Barcelona, gab sich aber nicht die geringste Mühe, seine Wuth zu verbergen. Murat, in Betreff Spaniens fortwährend in Täuschungen befangen, hatte den Cataloniern das Recht, Waffen zu tragen, welches ihnen unter Philipp V. entzogen worden war, wiedergegeben, um sie für ihre scheinbare Unterwerfung zu belohnen. Diesem Beweise von Vertrauen entsprachen sie, indem sie sofort Alles, was es an Flinten, Pulver und Blei in den öffentlichen Niederlagen zu verkaufen gab, aufkauften; die Bauern der Gebirge gleichwie die Bewohner der Städte veräußerten häufig ihre kostbarste Habe, um sich die Mittel zum Ankaufe von Waffen zu verschaffen. Jeden Tag gab der mindeste Zufall Anlaß zu einem Tumulte in Barcelona. Ein vom Fort gefallener Stein hatte einen Fischer getroffen. Man trug den Unglücklichen, der wie man sagte von den Franzosen verwundet worden, auf einer Bahre in der ganzen Stadt umher, um die Entrüstung des Volks rege zu machen. Die Anwesenheit unserer Truppen hielt jedoch die im Entstehen begriffene Unordnung im Zaume. An einem andern Tage bemerkte ein Pfeifer von den italienischen Regimentern, daß ein kleiner Spanier ihn durch höhnisches Nachmachen verspotte. Der Pfeifer zog seinen Säbel, um sich Respect zu verschaffen, und sofort gab es einen neuen Tumult, der diesmal allgemein zu werden drohte. Indeß gelang es der französischen Armee durch ihre Haltung abermals, dem Aufruhr Einhalt zu thun. Die Zuchtlosigkeit der italienischen Truppen, deren Betragen weit minder gemessen war als das der französischen, trug gleichfalls zur Erbitterung der Spanier bei. Doch flüchteten, als sie sahen, daß man sie so scharf bewache, die Unruhigsten nach Valencia, Manresa, Lerida, Saragossa; und Barcelona wurde gegen die Franzosen zwar nicht freundlicher gesinnt, aber doch ruhiger.

Die übrigen Städte Cataloniens, Girona, Manresa, Lerida, brachen los. Dasselbe thaten die Dörfer. Da indeß Barcelona in Zaum gehalten war, vermochte Catalonien nichts sehr Ernstes zu unternehmen, was den Beweis liefert, daß, wenn bessere Vorsichtsmaßregeln getroffen und zur rechten Zeit ausgiebige Streitkräfte in die vorzüglichsten Städte Spaniens gelegt worden wären, die allgemeine Bewegung hätte, wenn nicht ganz verhindert, so doch in Schranken gehalten und in ihren Fortschritten sehr verlangsamt werden können.

Saragossa endlich, das unsterbliche Saragossa war, wie man wohl glauben wird, nicht die letzte Stadt, um dem Aufrufe der spanischen Unabhängigkeit zu entsprechen. Am 24. Mai 1808, zwei Tage nach Cartagena, zwei Tage vor Sevilla und gleichzeitig mit Asturien erhob sich Saragossa. Nach Ankunft des Couriers von Madrid, der die Nachricht von den Abdankungen brachte, war das Volk wie in andern Provinzen in Masse nach dem Palaste des Generalcapitains Don Juan Villermi geströmt, und hatte ihn, da es ihn so furchtsam fand wie die andern Generalcapitaine es waren, abgesetzt und dem Chef seines Generalstabs, General Mori, seine Stelle gegeben. Dieser berief am folgenden Tage, 25. Mai, eine Junta, um dem Wunsche des Volks zu genügen und sich mit einer Rathsversammlung zu umgeben, die seine Verantwortlichkeit theile. Der General Mori und die Junta, welche die doppelte Gefahr empfanden, zugleich von dem Pöbel und den Franzosen, welche Navarra füllten, bedroht zu sein, benahmen sich sehr unschlüssig. Das Volk, das kaum durch den exaltirtesten Eifer zufrieden gestellt worden sein würde, beschloß, ohne sie jedoch ermorden zu wollen, wie es anderwärts geschah, Anführer abzuschaffen, welche sein Feuer nicht theilten, und gaben das Commando dem berühmten Joseph Palafox von Melzi, Neffen des Herzogs von Melzi Vicekanzlers des Königreichs Italien. Er war ein schöner junger Mann von 28 Jahren, hatte in der Leibgarde des Königs gedient, und man wußte von ihm, daß er voll Stolz den Begierden einer verderbten Königin, deren Blicke er auf sich gezogen, widerstanden habe. Dem Könige Ferdinand VII., den er zu Bayonne besucht und gefangen und von der Gewalt gebeugt gefunden hatte, treu ergeben, war er nach seiner Vaterstadt Saragossa zurückgekehrt, und harrte in einem Verstecke in der Umgegend des Augenblicks, einem Fürsten zu dienen, den er als den allein rechtmäßigen betrachtete. Das Volk, von diesen Umständen unterrichtet, suchte ihn eilig auf, um ihn zum Generalcapitain zu ernennen. Joseph Palafox nahm die Würde an, umgab sich mit einem sehr gewandten und tapfern Mönche, einem alten erfahrnen Artillerieoffiziere und einem ehemaligen Professor, der sein Lehrer gewesen. So ersetzte er durch die Einsichten dieser Männer, denn er selbst verstand sich weder auf Krieg, noch auf Politik, was ihm abging, und stellte sich an die Spitze der aragonesischen Angelegenheiten. Seine Heldenseele sollte ihm bald statt aller Eigenschaften eines Befehlshabers dienen. Palafox schrieb eine Versammlung der Cortes der Provinz aus, ordnete ein Aufgebot in Masse an, und rief die schöne und tapfere Bevölkerung von Aragonien unter Waffen. Sie entsprach seinem Aufrufe nicht nur, sondern kam demselben überall zuvor. Ja so groß waren Aufregung und Hinreißung, daß man sogar an der Grenze zwischen Aragonien und Navarra, fünf bis sechs Wegstunden von den französischen Truppen, zu Logroño sich erhob. Dasselbe geschah zu Santander zu unserer Rechten, ja sogar hinter unsern Colonnen.

So hatte binnen acht Tagen, vom 22. bis zum 30. Mai, ohne daß irgend eine Provinz mit der andern zuvor in Einverständniß getreten wären, unter der Herrschaft eines und desselben Gefühls, der Entrüstung über die Vorgänge zu Bayonne, ganz Spanien sich erhoben. Allenthalben waren die charakte-

ristischen Züge dieser Nationalinsurrection die nämlichen: Unschlüssigkeit der höheren Classen, einmüthiger und unwiderstehlicher Enthusiasmus der niederen Classen, bald dann gleiche Hingebung Aller; Bildung aufständischer Localregierungen; Aufgebot in Masse; Desertion der regelmäßigen Truppen, um sich auf Seite des Aufstandes zu stellen; freiwillige Gaben der hohen, fanatischer Eifer der niedern Geistlichkeit; kurz allenthalben Patriotismus, Verblendung, Wildheit, große Thaten, entsetzliche Verbrechen. Es war eine monarchische Revolution, welche wie eine demokratische verfuhr, weil das Werkzeug dasselbe war, das Volk, und weil das Ergebniß gleichfalls das nämliche zu werden verhieß, Reform der alten Einrichtungen, worauf man Spanien Hoffnung machte, um Frankreich seine eigenen Waffen entgegenzusetzen.

Diese plötzlichen Aufstände, welche vom 22. bis zum 30. Mai ausbrachen, wurden nur allmälig und langsam zu Bayonne bekannt, wo Napoleon damals und auch noch den ganzen Juni und die ersten Tage des Juli residirte. Anfangs hatte man blos von den Aufständen zur Rechten und Linken der französischen Armee Nachricht, in Asturien nämlich, Altcastilien und Aragonien. Die in Spanien stets schwierigen Communicationen waren in diesem Augenblicke noch schwieriger geworden, denn die Couriere wurden nicht nur aufgefangen, sondern oft auch ermordet, so daß sogar zu Madrid der französische Generalstab nichts von dem wußte, was jenseits Neucastiliens und der Mancha sich zutrug. Man wußte nur, daß in den übrigen Provinzen große Unruhe und eine außerordentliche Aufregung herrsche, aber die Einzelnheiten kannte man nicht. Erst nach und nach, im Laufe des Juni erfuhr man Alles, was sich zu Ende des Mai zugetragen hatte, erfuhr es durch die Mittheilungen oder Prahlereien der Spanier selbst, welche zu Madrid erzählten, was von besondern Boten überbrachte Privatbriefe ihnen verkündet hatten.

Sobald Napoleon zu Bayonne die Vorgänge zu Oviedo, Valladolid, Logroño, Saragossa kannte, die in so geringer Entfernung von ihm sich zugetragen hatten, und von denen er doch erst sieben bis acht Tage nach ihrem Eintreten unterrichtet worden war: erließ er schnell die kräftigsten Befehle, um dem Aufstande Einhalt zu thun, bevor er sich ausgebreitet und befestigt hätte. Schon früher hatte er Sorge getragen, daß zwischen Bayonne und Madrid rückwärts der Corps des Marschalls Moncey und des Generals Dupont jenes des Marschalls Bessières stehe, welches aus den Divisionen Merle, Verdier und Lasalle bestand. Die Division Merle war aus einigen dritten Bataillonen von der Küste und aus den vierten Bataillonen der Reservelegionen gebildet. Die Division Verdier war aus den provisorischen Regimentern von Nummer dreizehn bis achtzehn (2) zusammengesetzt, während die zwölf ersten das Corps des Marschalls Moncey ausmachten. In dem Momente langten die in französische Dienste genommenen polnischen Regimenter an; sie bestanden aus einem herrlichen Cavallerieregimente zu 900 bis 1000 Pferden, nachher unter dem Namen der polnischen Lanziers so berühmt; dann aus drei guten Infanterieregimentern, jedes zu 15 bis 1600 Mann, und unter dem Namen des ersten, zweiten und dritten Regiments der Weichsel bekannt. Endlich hatte Napoleon theils von Paris, theils aus den Lagern an den Küsten das 4. leichte und 15. Linien-, das 2. und 12. leichte und das 14. und 44. Linienregiment herbeigezogen, indem er sie aus Paris nach dem Lager von Boulogne, von da nach den Lagern in der Bretagne, aus diesen nach Bayonne einander folgen ließ, so daß sie Zeit gewannen auszuruhen, und dort, wo sie Halt machten, Gelegenheit fanden, nützlich zu sein. Er befahl ferner, daß zwei kriegsgewohnte Bataillone der Pariser Garde mit der Post gesendet werden sollten. Wenn er auch keine zur unverzüglichen Erdrückung der spanischen Insurrection genügende Masse von Streitmitteln bei der Hand hatte, ersetzte er das doch durch sein Organisationsgenie und es war ihm bereits gelungen, einige Streitkräfte zu vereinigen, welche als erstes Hülfsmittel gegen das Uebel dienen konnten, denn es langten sechs französische Regimenter alter Formation und drei polnische Regimenter an. Auch trafen unter der Benennung von Marschregimentern zahlreiche Abtheilungen ein, welche bestimmt waren, die provisorischen Regimenter (3) zu ergänzen, und welche, bevor sie sich mit diesen letztern vereinigten, auf dem ganzen Wege, den sie zurückzulegen hatten, Dienste leisteten.

Napoleon befahl sofort dem General Verdier, mit 1500 Mann Fußvolk, 300 Pferden und 4 Geschützen nach Logroño zu eilen, und in dieser Stadt ein warnendes Beispiel zu statuiren. Dem General Lefebvre-Desnoettes, einem Offizier von glänzender Tapferkeit und Commandanten der Jäger zu Pferde der kaiserlichen Garde, gebot er, mit den polnischen Lanziers, einigen provisorischen Infanteriebataillonen und 6 Geschützen nach Pampelona zu marschiren, daselbst einige dritte Bataillone, welche die Besatzung bildeten, an sich zu ziehen, und mit diesen Truppen, im Ganzen ungefähr 4000 Mann, auf Windesflügeln nach Saragossa zu eilen, um in dieser Hauptstadt von Aragonien die Ordnung herzustellen. Eine aus mehrern Mitgliedern der Junta bestehende Deputation sollte dem General Lefebvre-Desnoettes vorangehen und vor der Gewalt Ueberredung versuchen; falls letztere nicht fruchtete, sollte jene gegen das Uebel mit der größten Energie angewendet werden. Dem Marschall Bessières schrieb Napoleon vor, sobald der General Verdier mit Logroño zu Ende gekommen wäre, sich mit der Cavallerie des Generals Lasalle nach Valladolid zu begeben und die Ruhe in Altcastilien herzustellen. Nach Madrid schickte er den General Savary, um den erkrankten Murat zu ersetzen und die Befehle in dessen Namen zu erlassen, so daß es nicht den Anschein habe, als sei das Commando in andere Hände übergegangen. Er schärfte ihm ein, nach dem aufgestandenen Segovia die Division Frere, die dritte des Generals Dupont, aus dem Eskurial zurückgehen zu lassen, und 3 bis 4000 Mann mittels einer Bewegung links rückwärts auf Guadalararra, gegen Saragossa zu senden. Da ihm

unbestimmte Gerüchte von dem Aufstande Valencia's zugekommen waren, gebot er die erste Division des Marschalls Moncey nebst einem spanischen Hülfscorps von Madrid aufbrechen und diese Colonnen bis Cuenca vorgehen zu lassen, wo sie, wenn die Gerüchte von der Erhebung Valencia's sich nicht bestätigen würden, bleiben, andernfalls aber auf diese Stadt losgehen sollte. Da dies jedoch zu wenig war, um eine Stadt von 100,000 Seelen (60,000 in der Stadt, 40,000 in der Huerta) zu bezwingen, so befahl Napoleon dem General Duhesme, von Barcelona nach Tarragona und Tortosa die Division Chabran zu senden, welche auf dem Marsche die Bewegungen in Catalonien erdrücken, das zu Tarragona sich befindliche Schweizerregiment auf Seite Frankreichs erhalten, und längs der Küste gegen Valencia losrücken sollte, während der Marschall Moncey das von den Gebirgen her that.

Vor Allem aber war Napoleon's volle Sorgfalt Andalusien und dem Hafen von Cadiz zugewendet. Von den ersten Augenblicken an hatte er sich mit dem Gedanken getragen, den General Dupont nach Andalusien zu entsenden, wo ihm vorkam, daß man zu viele spanische Truppen habe anhäufen lassen, und wo er überdies irgend einen Versuch von Seite der Engländer fürchtete. Er hatte jenen General vorwärts aufgestellt, mit der ersten Division zu Toledo, mit der zweiten zu Aranjuez, mit der dritten im Eskurial, damit er dergestalt staffelförmig auf der Straße von Madrid nach Cadiz stehe; und hatte ihm ausdrücklich empfohlen, sich marschfertig für den ersten Wink zu halten. Auf die Nachricht von der Insurrection wurde der Befehl zum Aufbruch abgesendet, und Dupont hatte sich Ende Mai nach der Sierra Morena in Marsch gesetzt. Napoleon rechnete auf diesen General, der bisher so tapfer und so glücklich gewesen, und bestimmte ihm bei der ersten strahlenden Gelegenheit den Marschallsstab. Der Kaiser zweifelte nicht, daß er sie in Spanien finden werde. Und der unglückliche General zweifelte selbst nicht daran! Schreckliches und grausames Mysterium des Schicksals, das mit seiner Gunst wie mit seiner Härte stets unerwartet kommt!

Napoleon, der ihn keineswegs gleich einem Pfeil in das Innere von Spanien ohne genügende Mittel, sich da zu behaupten, entsenden wollte, wies ihm verschiedene Verstärkungen zu. Da er ihn nur mit seiner ersten Division, jener des Generals Barbou, hatte aufbrechen lassen, so befahl er, daß die zweite nach Toledo marschire, um im Falle des Bedarfs zu ihm stoßen zu können. Er wollte ferner, daß man ihm sofort die ganze Cavallerie des Armeecorps beigebe, dann die Seesoldaten der kaiserlichen Garde, welche zur Bemannung der zwei neuen zu Cadiz gebauten Schiffe dienen sollten, endlich die zwei Schweizerregimenter Preux und Reding von der ehemaligen Besatzung von Madrid, welche in diesem Augenblicke zu Talavera vereinigt waren. Die zu Elvas an der Grenze zwischen Portugal und Andalusien stehende Division Kellermann, die drei andern Schweizerregimenter von Tarragona, Cartagena und Malaga, von denen Napoleon annahm, daß sie zu Granada concentrirt wären, mochten das Corps des Generals Dupont auch ohne Herbeiziehung seiner zweiten und und dritten Division auf mindestens 20,000 Mann bringen, eine mehr als hinreichende Streitmacht, um Andalusien im Zaume zu halten und um Cadiz gegen einen Handstreich der Engländer zu sichern. Es war dem General Dupont vorgeschrieben, mit aller Eile nach dem Punkte, der Napoleon am meisten im Sinne lag, nach Cadiz nämlich und zu der Flotte des Admirals Rosily, zu marschiren.

Zu Madrid sollten in Folge dieser Befehle zwei Divisionen des Marschalls Moncey und zwei Divisionen des Generals Dupont bleiben, denn indem diese letztern im Eskurial, zu Aranjuez und Toledo standen, mochten sie als in Madrid selbst befindlich betrachtet werden. Es sollten daselbst ferner die Küraſſiere der kaiserlichen Garde bleiben, im Ganzen 25 bis 30,000 Mann, ohne die alten Regimenter zu rechnen, welche das Geleite des Königs Joseph bildeten. Man glaubte sich zu der Annahme berechtigt, daß das hinreiche, um unvorhergesehenen Ereignissen die Stirne zu bieten, denn noch wußte man nicht, bis zu welchem Grade der Aufstand intensiv, verwegen und allgemein sei. Neuerdings wurde Befehl gesendet, zu Madrid, es sei im königlichen Palaste oder im Buen-Retiro, wahrhafte Waffenplätze zu errichten, in denen die Verwundeten, die Kranken, die Munition, die Cassen, das Gepäcke der Armee untergebracht werden könnten.

Alle diese Befehle, die für die nördlichen Provinzen unmittelbar, für die südlichen durch das Mittel des Generalstabs zu Madrid ergingen, wurden sofort vollzogen. Zuerst marschirte der General Verdier mit dem 14. provisorischen Regimente, mit etwa 200 Pferden und mit 4 Geschützen von Vittoria nach Logroño. Zu La Guardia, nicht ferne vom Ebro angekommen, erfuhr er, daß die Brücke, mittels welcher man diesen Strom überschreitet, um nach Logroño zu gelangen, von den Insurgenten besetzt sei. Er ging mittels Fähre bei El Ciego über den Ebro, und rückte am 6. Juni 1808 des Morgens auf Logroño los. Die Insurgenten, Leute aus dem Volke und Bauern der Umgegend, waren etwa 2 bis 3000 Mann stark, und hatten den Eingang der Stadt durch eine Menge Materialien jeder Art verrammelt. Sie hatten eine Batterie von sieben alten Kanonen auf selbstverfertigten Laffeten und hielten sich hinter ihren rohen Verschanzungen, von großem Enthusiasmus befeuert, aber von keiner Tapferkeit unterstützt. Nach den ersten Salven flohen sie vor unseren jungen Soldaten, welche im Sturmschritte alle Hindernisse hinwegräumten, die man ihnen entgegen zu setzen versucht hatte. Die Niederlage dieser ersten Insurgenten erfolgte so schnell, daß General Verdier nicht Zeit behielt, Logroño zu umgehen, um sie abzuschneiden und Gefangene zu machen. Unsere Fußgänger im Innern der Stadt, unsere Reiter auf dem Felde draußen, tödteten etwa 100 mit Bajonnetstichen und Säbelhieben. Wir hatten nur einen Todten und fünf Verwundete, unter diesen aber zwei Offiziere. Man

nahm den Insurgenten ihre 7 Kanonen und 80,000 Infanteriepatronen ab. Der Bischof von Calahorra, den sie gezwungen hatten, sich an ihre Spitze zu stellen, wirkte Gnade für die Stadt Logroño aus. Sie blieb auf seine Bitte mit aller und jeder Plünderung verschont, und mußte nur eine Contribution von 30,000 Franken zu Gunsten der Soldaten erlegen, unter welche diese Summe sofort vertheilt wurde.

Ein solches Benehmen der Insurgenten war nicht geeignet, von dem Widerstande, den die Spanier uns entgegensetzen würden, einen hohen Begriff zu geben. Der General Verdier kehrte sofort nach Vittoria zurück, um im Corps des Marschalls Bessières die Truppen der Generale Merle und Lasalle, welche gegen Valladolid aufgebrochen waren, zu ersetzen. Der General Lasalle mit dem 10. und 22. Jäger-, und mit dem von der Division Verdier entlehnten 17. provisorischen Infanterieregimente, und der General Merle mit seiner ganzen Division, die aus einem Bataillon des 47., einem Bataillon des 86., einem Marschregimente und einem Regimente von den Reservelegionen bestand, hatten über Torquemada und Palencia die Richtung nach Valladolid eingeschlagen, indem sie auf beiden Ufern der Pisuerga marschirten, welche von den Gebirgen Biscayas dem Duero zuströmt, und durch Valladolid fließt. Während sie dergestalt vorwärts marschirten, machte im Gegentheile der General Frere vom Eskurial her eine rückgängige Bewegung nach dem insurgirten Segovia. Altcastilien wurde daher von zwei Colonnen durchzogen, deren eine auf der Straße von Burgos nach Madrid vorwärts, die andere auf derselben Straße rückwärts marschirte. Da der General Frere den kürzesten Weg zurückzulegen hatte, langte er zuerst zu Segovia an, welches er von den Zöglingen der Artillerieschule und von einer Masse Bauern besetzt fand, welche daselbst eingedrungen waren und alle Arten von Ausschweifungen verübten. Sie hatten die Stadt vollständig verbarrikadirt und es wurde die aufgefahrene Artillerie von jenen Zöglingen bedient. Diese Hindernisse hielten vor unsern Truppen wenig Stand, welche das ganze Feuer der Jugend besaßen, und die sich seit einem Jahre in den Reihen der Armee befanden, ohne einen Flintenschuß gethan zu haben. Sie erstiegen mit unglaublicher Behendigkeit die Barrikaden von Segovia, tödteten mit dem Bajonnete eine Anzahl Bauern und vertrieben die übrigen, welche entflohen, nachdem sie die Häuser geplündert, die zu vertheidigen sie beauftragt gewesen. Die unglücklichen Einwohner hatten sich zerstreut, um nicht allen Ausschweifungen der Vertheidiger wie der Angreifer ihrer Stadt ausgesetzt zu sein. Sie entgingen den Ausschweifungen der erstern nicht, und wurden, diesmal wenigstens, von den andern sehr geschont. Es läßt sich begreifen, daß die wohlhabenden Classen Spaniens Neigung empfanden, sich Frankreich zu unterwerfen, da sie zwischen einen blutdürstigen und plünderungssüchtigen Pöbel und die erbitterten französischen Armeen gestellt waren. Der General Frere behandelte die Stadt Segovia sehr milde, bemächtigte sich aber des unermeßlichen in der Militairschule aufgehäuften Artilleriematerials.

Die angeblichen Vertheidiger von Segovia hatten sich auf Valladolid in wilder Unordnung zurückgezogen, gleich als würden sie von dem General Frere verfolgt, der jedoch keine Cavallerie hinter ihnen herzusenden hatte. Der Director der Militairschule von Segovia, Don Miguel Cevallos, hatte mit ihnen den Weg nach Valladolid eingeschlagen. Wie Soldaten, die vor dem Feinde geflohen sind, zu thun pflegen, behaupteten die von Segovia entronnenen Insurgenten, Cevallos sei durch seine Feigheit oder seinen Verrath der Urheber ihrer Niederlage gewesen. So grundlos diese Behauptung auch war, nahm man ihn doch fest und führte ihn so nach Valladolid. Im Augenblicke, als er diese Stadt betrat, erhob sich großer Lärmen. Die Rekruten der Insurrection exercirten im Feuer auf einem Platze, über welchen er kam. Sie stürzten sich auf ihn, und er wurde trotz des Geschreies seiner ihn begleitenden Gattin und und trotz der Bemühungen eines Priesters, welcher unter dem Vorwande, ihn Beichte zu hören, einigen Aufschub verlangte, unbarmherzig ermordet, dann durch die Straßen geschleift. Weibliche Furien trugen in Valladolid die blutenden Stücke seiner Leiche umher.

Dieses traurige Ereigniß, dem so viele andere derselben Art vorhergegangen waren, machte auf den Generalcapitain Don Gregorio de la Cuesta, der wider seinen Willen das Haupt des Aufstandes in Altcastilien geworden war, einen ebenso schmerzlichen als tiefen Eindruck. Er wagte es daher nicht, dem Geschrei des verblendeten Pöbels zu widerstehen, welcher verlangte, man solle mit aller Hast der französischen Colonne entgegen gehen, welche von Burgos nach Valladolid im Marsche begriffen war. Es war, wie wir gesagt haben, die Colonne der Generale Lasalle und Merle, die mit einigen tausend Mann Infanterie und mit tausend Pferden, d. h. mit zwei bis dreimal mehr Streitkräften, als man bedurfte, um alle Insurgenten von Altcastilien in die Flucht zu jagen, von Burgos abgegangen waren. Der alte verdrießliche Generalcapitain hatte die richtige Ansicht, daß das Höchste, was man vollbringen könne, darauf hinauslaufe, in einer wohlverbarrikadirten Stadt und mit dem Entschlusse, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, gegen die Franzosen Stand zu halten. Für Wahnsinn aber erachtete er, auszuziehen, um auf offenem Felde den tapfersten Truppen Europa's Trotz zu bieten. Von dem Schicksale des Don Pedro Cevallos bedroht, wenn er sich nicht fügte, zog er mit 5 bis 6000 Bürgern und Bauern, unter welche einige Deserteure von den regulären Truppen, hundert aus dem Eskurial entflohene Leibgardisten, und einige hundert Reiter vom Regimente der Königin vertheilt waren, wirklich aus. Er stellte sich an der Brücke von Cabezon über die Pisuerga, zwei Wegstunden von Valladolid auf, ein Punkt, über welchen die große Straße von Burgos nach Valladolid führt.

Der General Lasalle hatte die Insurgentenbanden zerstreut, die er auf seinem Wege insbesondere bei

Torquemada, welchem Flecken er übel mitspielte, aufgestellt gefunden. Von Palencia war ihm der Bischof an der Spitze der vornehmsten Einwohner entgegen gegangen, die um Gnade für die Stadt flehten. Der General Lasalle gewährte sie und verlangte lediglich einige Lebensmittel für seine Soldaten. Am 12. Juni des Morgens langte er im Angesichte der Brücke von Cabezon an, wo Don Gregorio de la Cuesta Stellung genommen hatte. Die Maßregeln dieses Generals bewiesen weder große Kriegserfahrung, noch richtigen Blick. Er hatte seine Cavallerie vorwärts der Brücke, hinter seiner Cavallerie eine Linie von 1200 Mann zu Fuße, seine Kanonen auf der Brücke selbst, an den Furthen der Pisuerga einige Bauern als Plänkler, und rückwärts, jenseits des Flusses, auf den Höhen, die dessen Lauf beherrschen, den Ueberrest seines kleinen Armeecorps aufgestellt. General Lasalle führte zwei Cavallerieregimenter und die Voltigeurs vom 17. provisorischen Regimente herbei, und griff den Feind mit gewohnter Entschlossenheit an. Seine Cavallerie warf jene der Spanier über den Haufen und auf ihre Infanterie. Unsere Voltigeurs griffen dann diese Infanterie an und trieben sie sowohl nach der Brücke als nach den Furthen des Flusses. Die Verwirrung war da ungeheuer, denn Fußgänger, Reiter, Kanonen drängten sich auf einer engen Brücke unter dem Feuer der spanischen Truppen am andern Ufer, die ohne Unterschied auf Freund und Feind schossen. Da der General Merle mit seiner ganzen Division den General Lasalle unterstützte, wurde sowohl die Brücke als die Stellung jenseits der Pisuerga schnell genommen. Die Cavallerie hieb in die Fliehenden ein und tödtete eine große Anzahl. Unser Verlust betrug 15 Todte und 20 bis 25 Verwundete, jener der Spanier 5 bis 600 Todte und Verwundete. General Lasalle drang, ohne einen Schuß zu thun, in Valladolid ein, das zwar bestürzt war, aber sich fast glücklich fühlte, daß es von den Banditen, die es unter dem Vorwande der Vertheidigung besetzt gehalten hatten, befreit worden. Der größte Aerger der Spanier war der über die so schnelle und so gänzliche Niederlage ihres besten Generals. Don Gregorio de la Cuesta zog sich mit einigen Reitern auf der nach Leon führenden Straße zurück; er erklärte den fliehenden Insurgenten und Allen, daß einem nur widerfahren sei, was man verdient habe, indem man mit undisciplinirten Schaaren regelmäßige, Europa zu besiegen gewohnte Truppen angegriffen habe.

Der General Lasalle nahm zu Valladolid eine große Menge Waffen, Munition und Lebensmittel weg, schonte aber die Stadt. Die Gefechte von Logroño, Segovia und Cabezon hatten nichts weiter gezeigt als viel Hochmuth, Unwissenheit und Wuth, aber nichts weniger als Kriegsübung und vor Allem keine Spur von jener Zähigkeit, auf welche man später stieß. Obgleich man daher in der Armee zu erfahren begann, daß die Insurrection eine allgemeine sei, beunruhigte man sich doch ihretwegen kaum, und glaubte, daß diese, wenn auch über das ganze Land verbreitete Schilderhebung ebenso leicht zu unterdrücken sein werde, als schnell sie entstanden war. Was in Aragonien vorging, war von einer Beschaffenheit, um dasselbe Vertrauen einzuflößen. Der General Lefebvre-Desnoettes hatte nach seiner Ankunft zu Pampelona sofort seine kleine Colonne organisirt, welche, wie bereits erwähnt, 3000 Infanteristen und Artilleristen, etwa 1000 Reiter und 6 Geschütze stark war. Am 6. Juni 1808 brach er von Pampelona auf, ließ aber daselbst die Deputation zurück, welche Worte des Friedens nach Saragossa hatte bringen sollen, denn die Insurgenten hatten allenthalben eine Wuth gezeigt, die hinlänglich bewies, daß die Lanze der Polen das einzige Mittel sei, zu welchem man für jetzt seine Zuflucht nehmen müsse. Auf dem Marsche am 7. nach Valtierra fand der General Lefebvre allenthalben die Dörfer leer und die Bauern mit den Rebellen vereinigt. Bei seiner Ankunft in Valtierra selbst erfuhr er, daß die Ebrobrücke bei Tudela zerstört sei, und daß alle Fahrzeuge, die es auf dem Flusse gab, weggenommen und nach Tudela geführt worden wären. Er machte zu Valtierra Halt, um sich die Mittel zum Uebergange über den Ebro zu verschaffen. Er ließ auf dem Flusse Aragon große Böte, die zu Fähren dienen sollten, in den Ebro bringen, und setzte auf ihnen bei Valtierra über diesen Strom. Am andern Morgen den 8. Juni rückte er gegen Tudela vor. Schaaren von Insurgenten durchstreiften die Gegend, und schossen hinter den Sträuchern hervor auf die Franzosen. Die Hauptmacht, 8 bis 10,000 Mann, stand auf den Höhen vorwärts der Stadt, und wurde von dem Marquis von Lassan, einem Bruder Joseph's Palafox befehligt. General Lefebvre ließ seine Voltigeurs und zahlreiche Cavalleriepelotons vorangehen, und warf die Insurgenten von Stellung zu Stellung bis unter die Mauern von Tudela. Hier angelangt versuchte er zu parlamentiren, um nicht Gewalt anzuwenden und vor Allem, um nicht mit stürmender Hand in Tudela eindringen zu müssen. Man antwortete aber seinen Parlamentairen mit Flintenschüssen und gab auf ihn selbst Feuer. Da befahl er den Bajonnetangriff. Seine feurigen jungen Soldaten griffen im Sturmschritte die Stellungen des Feindes an, warfen ihn über den Haufen und eroberten seine Kanonen. Die Lanziers sprengten auf die Fliehenden ein und stachen ein paar Hundert mit ihren Lanzen nieder. Man drang in Sturmschritt in Tudela ein, und in den ersten Augenblicken schickten die Soldaten sich zur Plünderung der Stadt an. General Lefebvre stellte aber schnell die Ordnung her und gewährte den Einwohnern Gnade. Wir hatten nur zehn Todte oder Verwundete auf 3 bis 400 Mann, die den Insurgenten theils in den Verschanzungen, theils auf der Flucht getödtet worden waren.

Da der General Lefebvre-Desnoettes zwar Herr von Tudela war, aber die dortige Brücke zerstört und das ganze Land weithin im Aufstande fand, glaubte er vor jedwedem weitern Vorrücken seinen Marsch sichern zu müssen, indem er die Dörfer der Umgegend entwaffnete und die Ebrobrücke von Tudela, welche die nothwendige Verbindung mit Pampelona bildet,

herstellte. Er verwendete den 9., 10. und 11. Juni auf Herstellung der Ebrobrücke, auf Durchstreifung der Gegend und auf Entwaffnung der Dörfer, wobei die Hartnäckigen, die sich nicht ergeben wollten, niedergemacht wurden. Nachdem er seine Verbindungen gesichert hatte, setzte er sich am 12. Juni wieder in Marsch, und stieß am 13. des Morgens vor Mallen abermals auf die Insurgenten, die wieder von dem Grafen von Lassan befehligt wurden, und welche zwei spanische Regimenter und 8 bis 10,000 Bauern stark waren. Er warf die Banden, die vorwärts Mallen schwärmten, zurück und ließ darauf die Stellung selbst angreifen. Das hielt um so weniger schwer, als die undisciplinirten Insurgenten, nachdem sie ein einziges Mal Feuer gegeben, hinter die Linientruppen flüchteten, über dieselben wegschossen und mehr Spanier als Franzosen tödteten. General Lefebvre hatte den Feind in der Flanke angegriffen, und warf Alles, was vor ihm war, über den Haufen. Die polnischen Lanziers verfolgten die Fliehenden und gaben keinen Pardon. In der Hitze der Verfolgung schwammen sie durch den Ebro, und tödteten oder verwundeten mehr als 1000 Insurgenten. Unser Verlust war kaum beträchtlicher als in dem Gefechte bei Tudela und belief sich auf nicht mehr als etwa 20 Mann. Die Lebhaftigkeit des Angriffs, die schlechte Haltung der spanischen Bauern, die Verlegenheit der Linientruppen, die sehr oft zwischen unserm Feuer und jenem der Fliehenden standen, sowie die Verwirrung aller Dinge bei den Insurgenten erklären hinlänglich die kurze Dauer dieser kleinen Gefechte, die Unbedeutenheit unseres und die Größe des Verlustes der Feinde, von denen weit weniger in dem Treffen selbst als auf der Flucht und unter den Lanzen der Polen fielen.

Am 14. Juni setzte der General Lefebvre seinen Marsch gegen Saragossa fort, stieß abermals auf die Insurgenten, die auf den Höhen von Alagon in Stellung waren, spielte ihnen mit wie bei Tudela und bei Mallen, und nöthigte sie zu schleunigem Rückzuge. Wegen der Ermüdung der Truppen konnte er sie jedoch nicht so weit verfolgen wie an den vorhergehenden Tagen und verschob sein Erscheinen vor Saragossa auf den folgenden Morgen.

Er langte vor Saragossa am 15. Juni an und war Willens mit gewaffneter Hand einzudringen. Aber mit 3000 Infanteristen, 1000 Reitern und 6 Geschützen in eine Stadt von 40 bis 50,000 Einwohnern, die mit Soldaten und vor Allem mit Bauern, die mit dem Muthe der Verzweiflung sich zu vertheidigen entschlossen waren und um die Zerstörung von Saragossa sich wenig kümmerten, in eine solche Stadt einzudringen, war keine leichte Sache. Eine alte Mauer umgab Saragossa, die auf der einen Seite von einem starken Schlosse und von Strecke zu Strecke von mehrern festgebauten Klöstern flankirt war, und mit ihren beiden Enden an den Ebro sich lehnte. (Man sehe die Karte Nr. 45.) Obschon in der Stadt große Verwirrung herrschte, obschon reguläre Truppen, Insurgenten und Einwohner miteinander ziemlich unzufrieden waren, indem die Truppen sich über die Banditen, welche plünderten, mordeten und nur zu fliehen verstanden, die Banditen aber über die Truppen, weil dieselben ihre Niederlagen nicht gehindert, beklagten: gab es doch in Betreff der Frage der Vertheidigung nur ein Gefühl, das nämlich, sich bis auf den letzten Mann zu wehren und die Stadt nur eingeäschert preiszugeben. Diese räuberischen und fanatischen Bauern, in Folge langer Unthätigkeit nach Aufregung lechzend, zeigten sich, obschon sie auf offenem Felde nichts taugten, als muthige Vertheidiger der Mauern einer Stadt, deren Gebieter sie waren. Der tapfere Palafox theilte ihre Gesinnungen, und nachdem Diejenigen, denen die Stadt nicht gehörte, den Entschluß gefaßt hatten, sie aufzuopfern, war es unmöglich geworden, sie zu überrumpeln. Sowie daher der General Lefebvre mit seiner kleinen Schaar vor den Mauern erschien, sah er sie bis hinan zu den Dächern von einer unermeßlichen Menge Rasender besetzt, hörte er von allen Seiten einen unglaublichen Kugelhagel losprasseln. Er mußte Halt machen, denn seine Hauptstärke bestand in seiner Cavallerie, und an Artillerie führte er nur 6 Vierpfünder mit sich. Er lagerte auf den Höhen zur Linken nahe am Ebro, schickte Bericht über seine Operationen nach Bayonne in das Hauptquartier, und bat um ausgiebige Verstärkung an Infanterie und Artillerie, um die Mauern einzuschießen, die er vor sich hatte, und die nicht blos aus der Ringmauer von Saragossa, sondern auch aus einer Menge großer Gebäude bestanden, welche nach Wegnahme jener eins nach dem andern erobert werden mußten.

Die Lage in Catalonien bot anders gestaltete, vielleicht noch größere Schwierigkeiten. Statt Alles leicht auf dem Lande, Alles schwierig vor der Hauptstadt zu finden, trat hier gerade das Gegentheil ein; denn die Hauptstadt Barcelona befand sich in unsrer Gewalt, während das Land gebirgig war und von festen Schlössern und großen insurgirten Flecken starrte. Der General Duhesme sah sich mit 6000 Franzosen und 6000 Italienern seit dem allgemeinen Aufstande in den letzten Tagen des Mai wie eingeschlossen in Barcelona. Girona, Lerida, Manresa, Tarragona und die vorzüglichsten Flecken befanden sich in voller Empörung, und die Bauern stiegen aus dem Gebirge bis zu den Mauern der Stadt nieder, um auf unsere Schildwachen zu schießen. Nichtsdestoweniger ließ er, als er am 3. Juni den Befehl erhielt, die Division Chabran auf der Straße von Valencia zu entsenden, um dem Marschall Moncey die Hand zu reichen, dieselbe am 4. auf der Straße nach Lerida aufbrechen, damit sie auf dem Marsche beobachten könne, was in Aragonien vorgehe. Der General Chabran stieß an der Spitze einer trefflichen französischen Division auf der großen Straße, von der er sich nicht entfernte, auf wenige Hindernisse, behandelte die Einwohner gut, erhielt von ihnen Lebensmittel, die man der Stärke seiner Division doch nicht hätte versagen können, und gelangte, fast ohne einen Schuß zu thun, nach Tarragona. Er traf hier sehr zur rechten Zeit ein, um dem Aufstande zuvorzukommen, denn das

Schweizerregiment Wimpfen, welches dort lag, war noch unschlüssig. Der General Chabran stellte die Ruhe in Tarragona her, nahm den Schweizeroffizieren ihr Ehrenwort ab, Frankreich, das sie in seine Dienste zu nehmen willigte, treu zu sein, und brachte in diesem wichtigen Platze, für den Augenblick wenigstens, Alles wieder in vollkommene Ordnung.

Aber gerade den Ausmarsch der Division Chabran und die Theilung der französischen Streitkräfte hatten die Insurgenten abgewartet, um unsere Truppen zu erdrücken. Das berühmte Kloster Monserrat, inmitten von Felsen im Gebirgsgürtel, der Barcelona umgiebt, gelegen, galt für den Herd der Insurrection. Der Fluß Llobregat durchschneidet, bevor er in das Meer mündet, diesen Gebirgsgürtel und bildet eines der Hindernisse, das bewältigt werden muß, um nach dem Montserrat zu gelangen. Die Insurgenten hatten den Plan gefaßt, sich des Laufs dieses Flusses zu bemächtigen, sich an ihm festzusetzen und so den General Duhesme in Barcelona einzuschließen und von Tarragona abzuschneiden; denn der Llobregat fließt südlich von Barcelona, zwischen dieser Stadt und Tarragona. Da der General Duhesme den Montserrat durchsuchen und verhindern wollte, daß die Insurgenten sich nicht zwischen ihm und dem General Chabran festsetzten, ließ er eine Colonne Infanterie und Cavallerie unter dem General Schwartz ausrücken, welchem er befahl, nach dem Llobregat zu marschiren, diesen Fluß zu überschreiten, darauf über Bruch nach Montserrat zu ziehen. General Schwartz brach am 5. Juni auf, und stieß im Anfange nur auf Insurgenten, welche entwichen, ohne irgend einen Widerstand entgegen zu setzen. Er überschritt den Llobregat, zog gleich unbehindert durch Molins del Rey, Matorell, Esparraguera, und kam so bis Bruch. Hier jedoch angelangt, hörte er, als er die Richtung nach Montserrat einschlug, in allen Dörfern die Sturmglocke erschallen, sah sich von einer Wolke von Plänklern angegriffen, erfuhr, daß man rings um ihn die Dörfer verbarrikadire, die Brücken zerstöre, die Straßen ungangbar mache, und trat, um nicht umzingelt zu werden, den Rückweg an. Er hatte jetzt gegen alle Arten von Hindernissen zu kämpfen, insbesondere in dem Flecken Esparraguera, welcher eine lange verbarrikadirte Gasse darbot. Auf jedem Schritte mußte er blutige Gefechte liefern. Die Männer schossen aus den Fenstern, die Frauen und Kinder warfen von den Dächern Steine und gossen siedendes Oel auf die Köpfe der Soldaten. Beim Uebergange über eine Brücke, die so hergerichtet worden war, daß sie bei der ersten Erschütterung einstürzen mußte, versank eine unserer Kanonen mit der Brücke selbst im Augenblicke des Darüberfahrens. Der General Schwartz verlor viele Mannschaft und kam in völliger Erschöpfung am 7. Juni nach Barcelona zurück. Es hatte sich gezeigt, daß diese fanatischen Bauern, die auf freiem Felde nichts vermochten, hinter Häusern, Straßenbarrikaden, zerstörten Brücken, kurz hinter jedweder Deckung sehr furchtbar sein konnten.

Am 8. und 9. Juni hatten die durch den Rückzug des Generals Schwartz ermuthigten Insurgenten die Kühnheit, sich am Llobregat festzusetzen, indem sie in großer Zahl die Dörfer San-Boy, San-Felice, Molins del Rey besetzten. Ihr Plan ging fortwährend dahin, den General Duhesme einzuschließen und seine Verbindung mit dem General Chabran abzuschneiden. General Duhesme konnte unmöglich einen solchen Plan zur Reife gedeihen lassen, und brach am 10. Juni in drei Colonnen aus Barcelona auf, um die Insurgenten aus ihrer Stellung zu vertreiben. Unsere Truppen langten mit Anbruch des Tags am Llobregat an, durchwateten den Fluß, wobei ihnen das Wasser bis an die Hüfte ging, rückten eilig gegen die von dem Feinde besetzten Dörfer, erstürmten sie mit dem Bajonnete, nahmen viele Insurgenten gefangen, tödteten eine beträchtliche Zahl und bestraften San-Boy, indem sie es den Flammen überlieferten. Des Abends zogen sie, die feindliche Artillerie mit sich führend, im Triumphe in Barcelona ein, zum großen Erstaunen des Volks, das schon gehofft hatte, sie nicht wieder zu sehen. Diese Waffenthat schüchterte die unruhige Bevölkerung dieser großen Stadt etwas ein, und erhielt die wohlhabenden Classen, welche hier wie überall zwischen ihrem tief verwundeten Nationalstolze und der Furcht eines Kampfs mit Frankreich unter der Herrschaft der zügellosen Menge getheilt waren, in ihrer bisherigen Unentschlossenheit. Da der General Duhesme um den General Chabran, der fern von ihm zu Tarragona war, besorgt wurde, berichtete er nach Bayonne, daß der diesem General vorgeschriebene Marsch, um dem Marschall Moncey unter den Mauern von Valencia die Hand zu reichen, voll der höchsten Gefahren sowohl für die Division Chabran selbst als für die zu Barcelona zurückgebliebenen Truppen sei, und bat deshalb um Erlaubniß, dieselbe zurückrufen zu dürfen.

Das waren die Ereignisse im nördlichen Spanien in Folge der Befehle, welche aus Bayonne unmittelbar an die zwischen den Pyrenäen und Madrid befindlichen Truppen erlassen worden waren. Die durch den Generalstab zu Madrid den Truppen, die im Süden wirken sollten, übermachten Befehle wurden mit der nämlichen Pünktlichkeit vollzogen. Murat war noch immer so krank, daß er nichts anzuordnen vermochte; dagegen sendete in Erwartung der Ankunft des Generals Savary der General Belliard dem Marschall Moncey und dem General Dupont die Verhaltungsbefehle des Kaisers. Der Marschall Moncey brach mit seiner ersten Division, jener des Generals Musnier, von Madrid auf, um über Cuenca gegen Valencia zu marschiren. Der General Dupont brach mit seiner ersten Division, jener des Generals Barbou, von Toledo auf, um durch die Mancha nach der Sierra Morena zu marschiren. Es blieben daher zu Madrid selbst zwei Divisionen des Marschalls Moncey, die kaiserliche Garde und die Küraffiere zurück. Die Division Wedel, die zweite des Generals Dupont, nahm zu Toledo den Platz der abmarschirten Division Barbou ein. Die Division Frere, die dritte des Generals Dupont, welche von Segovia

nach dem Eskurial zurückgekehrt war, nahm zu Aranjuez den Platz der abmarschirten Division Wedel ein. Es blieben daher in der Hauptstadt und deren Umgegend ungefähr 30,000 Mann Infanterie und Cavallerie zurück, was für den Augenblick genügte. Nur eine Colonne von etwa 3000 Mann wurde entsendet und sollte über Guadalararra nach Saragossa marschiren, kam aber nicht weiter als bis nach der erstgenannten Stadt.

Der Marschall Moncey trat am 4. Juni mit einem französischen Corps von 8400 Mann, worunter 800 Husaren und mit 16 Geschützen seinen Marsch an. Ihm sollten 1500 Mann guter spanischer Infanterie und 500 Reiter derselben Nation nachfolgen. Das hätte sein Corps auf mehr als 10,000 Mann gebracht, und vor Valencia wäre dasselbe, falls die Vereinigung mit dem General Chabran stattfand, auf 15 bis 16,000 Mann gestiegen. Zum Unglücke war diese Vereinigung sehr zweifelhaft, und überdies desertirten in der Nacht vor dem Abmarsche der französischen Division zwei Drittel der spanischen Truppen, wodurch das Hülfscorps so geschwächt wurde, daß es kaum noch der Mühe lohnte, es aufbrechen zu lassen. Der Marschall Moncey trat daher seinen Zug mit 8400 Mann französischer, junger, feuriger wohldisciplinirter Truppen an. Er nachtlagerte am ersten Tage zu Pinto, am zweiten zu Aranjuez, am dritten zu Santa-Cruz, am vierten zu Tarancon, jeden Tag nur eine sehr kurze Strecke zurücklegend, um seine Soldaten nicht zu ermüden und um sie sowohl an die Hitze als an das Marschiren zu gewöhnen. Den 7. Juni zu Tarancon angelangt gewährte er ihnen daselbst den 8. Rasttag. Der Marschall Moncey schonte zugleich seine Soldaten und die Einwohner; überall erhielt er Lebensmittel, wurde überall gut empfangen. Die Spanier kannten ihn vom Kriege von 1793 her, in welchem er sich den Ruf der Menschlichkeit erworben hatte, der ihm jetzt bei ihnen sehr zu Statten kam. Auch muß man hinzufügen, daß in diesen Centralprovinzen keine wichtige Stadt das Zeichen patriotischen Aufschwungs gegeben hatte, und daß da ziemlich tiefe Ruhe herrschte. Der Marschall hatte daher, weder um zu marschiren, noch um seine Truppen zu ernähren, irgend eine Schwierigkeit zu bewältigen. Am 9. Juni übernachtete er zu Carascosa, am 10. zu Villar-del-Horno, am 11. traf er zu Cuenca ein.

In letzterer Stadt gedachte er zu verweilen, um sich Nachrichten sowohl über Valencia als über den General Chabran, auf dessen Mitwirkung zur Erfüllung seiner Sendung er rechnete, zu verschaffen. Die Gebirge aber, die ihn links von Niedercatalonien, rechts von Valencia trennten, ließen keine Kunde zu ihm dringen. Was Valencia betrifft, kam nichts über den Paß von Requena hinaus. Man wußte weiter nichts, als daß der Aufstand daselbst gewaltig und beharrlich sei, daß schreckliche Metzeleien vorgefallen wären, und daß man mit der aufgestandenen Bevölkerung nur durch die Waffen fertig werden könne. Da der Marschall Moncey von der Ankunft des Generals Chabran zu Tarragona Kunde hatte und berechnete, daß derselbe, um längs des Meeres nach Tortosa und Castellon de la Plana zu gelangen, bis zum 25. Juni brauchen würde, sendete er ihm Befehl, ohne Verzug dahin zu marschiren, und traf seine Maßregeln so, um selbst nicht vor dem 25. in die Ebene von Valencia vorzubrechen. Er faßte den Entschluß, bis zum 18. in Cuenca zu bleiben, dann nach Requena aufzubrechen, und sich die Gebirgspäße nach Valencia erst in dem günstigen Augenblicke, in welchem er im Einklange mit dem General Chabran wirken konnte, zu öffnen. Er nahm sich vor, während des sechstägigen Aufenthalts zu Cuenca seine Truppen ausruhen zu lassen, für seine Transportmittel zu sorgen, und sich über die schwierige und wenig betretene Straße, die er einzuschlagen hatte, die genaueste Auskunft zu verschaffen. Diese methodische Operationsweise mochte ganz gewiß ihre Vortheile haben, konnte aber auch verderbliche Folgen nach sich ziehen, denn sie gewährte der Insurrection in Valencia Zeit, sich zu organisiren und gründlich zu befestigen.

Während dieser Zeit marschirte der General Dupont in einem ganz andern Schritte Andalusien zu. Er brach Ende Mai von Toledo auf, und zu ihm stießen auf dem Wege das Dragonerregiment des Generals Pryvé, welches die Kürassiere bei seinem Corps ersetzte, die Marinesoldaten der kaiserlichen Garde, und die zwei Schweizerregimenter Preux und Reding. Man konnte die Division Barbou zu 6000 Mann unter Waffen anschlagen; die Marinesoldaten der Garde zu ungefähr 5 bis 600 Mann, vortrefflich im Dienste zu Lande und zu Wasser, die aus Jägern und Dragonern bestehende Cavallerie zu 2600 Mann; die Artillerie und das Geniewesen zu 7 bis 800 Mann, die Schweizer zu 2400; was eine Gesammtsumme von 12 bis 13000 Mann gab (1). Der General Dupont zog ohne Schwierigkeit durch die Mancha; er fand diese gewöhnlich öde Provinz noch öder als sie sonst zu sein pflegte, gewahrte allenthalben in Flecken und Dörfern die Zeichen eines beherrschten, aber tiefen Hasses, und mußte mit unendlicher Vorsicht marschiren, um keine Nachzügler zurückzulassen. Er kam, ohne auf Widerstand zu stoßen, durch die gefürchteten Engpässe der Sierra Morena, und erreichte am 3. Juni Baylen, einen Ort traurigen Angedenkens, von dem er damals nicht ahnte, daß derselbe für ihn der Schauplatz des schrecklichsten Unglücks sein werde. Hier erfuhr er den Aufstand von Sevilla und des spanischen Südens, die Erhebung fast der ganzen Bevölkerung, und die Vereinigung der Linientruppen mit den Insurgenten. Doch zweifelte man noch, welchen Entschluß der im Lager von Saint-Roque befehligende General Castaños fassen würde, ja man schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihn der Sache des neuen Königthums ergeben zu erhalten, denn in mehreren Unterredungen, die er kürzlich mit französischen Offizieren gehabt, hatte er viele Unschlüssigkeit und sogar eine entschiedene Mißbilligung der Insurrection an den Tag gelegt. Gewiß aber wußte man, daß die drei Schweizerregimenter zu Tarragona, Cartagena und

Malaga, von denen man annahm, sie seien zu Granada vereint und bereit, auf der Straße nach Sevilla zur französischen Armee zu stoßen, mit in den Aufstand hineingezogen worden waren. Das mochte ein gefährliches Beispiel für die zwei Schweizerregimenter, die man bei sich hatte, abgeben, und nur der Sieg war es, der sie an uns fesseln konnte. Die Erhebung von Badajoz und der Provinz Estremadura ließ wenig Hoffnung übrig, daß die von Lissabon nach Elvas gesendete Division Kellermann ihre Vereinigung mit Dupont werde vollziehen können. Obschon diese Betrachtungen nichts weniger als beruhigend waren, entschieden sie den General Dupont doch nicht zur Umkehr; denn nachdem er so oft den österreichischen, preußischen und russischen Armeen begegnet war und sie trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl stets geschlagen hatte, machte er sich nicht viel aus den Bauernhaufen, die gegen ihn standen. Indeß glaubte er, während er kühn gegen sie zog, doch dem Generalstab zu Madrid von der Ausdehnung der Insurrection Nachricht geben und die Vereinigung seines ganzen Armeecorps verlangen zu müssen, damit er Andalusien, in welchem ihm, wie er sich ausdrückte, nur ein „siegreicher Spaziergang" bevorstehe, zu beherrschen vermöge.

Nachdem er aus den Engpässen der Sierra Morena nach Baylen und in das Thal des Guadalquivir gelangt war, wandte er sich rechts und beschloß dem Laufe dieses Flusses zu folgen, auf Cordova loszugehen und der Avantgarde der Insurrection einen harten Schlag beizubringen. Am 4. Juni traf er zu Andujar ein, erfuhr hier neue Umstände in Betreff der Ereignisse in Andalusien, beharrte desto fester bei seinem Entschlusse, rasch auf die Insurgenten loszugehen, beharrte aber um so mehr noch bei seinem Verlangen schneller Vereinigung der drei Divisionen, aus denen sein Armeecorps zusammengesetzt war.

Zu Andujar erlangte man auch genauere Kunde über die Schwierigkeiten, die sich auf dem Wege nach Cordova darbieten würden. Augustin von Echavarri, welcher, wie erwähnt, vordem zu Reinigung der Sierra Morena von den Räubern, die sie unsicher machten, verwendet worden war, hatte sich an die Spitze dieser Räuber, der Bauern der Umgegend und der Bevölkerung von Cordova und anderer Städte gestellt. Er hatte überdies zwei bis drei Bataillone Provinzialmilizen und einige Cavallerie, und das Ganze belief sich auf etwa 20,000 Mann, worunter mindestens 15,000 Mann undisciplinirter Banden. Das nannte man die Armee von Cordova, welche in diesem Augenblicke an der Brücke von Alcolea über den Guadalquivir in Stellung war. Der General Dupont, der solche Gegner tief verachtete, rückte ihnen eilig entgegen, um sich dieser Brücke zu bemächtigen, die er nicht so hoch anschlagen mochte als jene von Halle, welche er mit 8000 Franzosen gegen 20,000 Preußen erstürmt hatte. Er marschirte den Guadalquivir abwärts, um sich Alcolea und Cordova zu nähern. Am 5. Juni war er zu Aldea del Rio, am 6. zu El Carpio, am 7. mit Anbruch des Tags im Angesichte der Brücke von Alcolea.

Die Stellung, welche die Insurgenten zur Deckung von Cordova genommen hatten, war nicht schlecht gewählt. Die große Straße von Andalusien, welche fast immer dem untern Theile des Thales des Guadalquivir folgt, läuft bald am linken, bald am rechten Ufer des Flusses am Fuße der schönsten, lachendsten Abhänge der Erde hin, die mit Oelbäumen, Orangenbäumen, herrlichen Fichten und einigen Palmen bedeckt sind. Oberhalb dieser Abhänge gewahrt man zur Rechten in dichter Nähe die düsteren Gipfel der Sierra Morena, zur Linken in weiter Ferne die dunstigen bläulichen Gipfel der Gebirge bei Granada. Die Straße, die anfangs am rechten Ufer des Guadalquivir hinführt, geht bei Andujar auf das linke über. Mittels der Brücke von Alcolea wendet sie sich wieder nach dem rechten Ufer und führt nach Cordova, das auf genanntem Ufer am Rande des Stroms liegt, den sie durch ihre maurischen Thürme beherrscht. Obschon der Guadalquivir in diesem Theile seines Laufs fast überall durchwatet werden kann, besonders im Sommer, bildet er doch wegen seiner steilen Ufer ein Hinderniß von einiger Bedeutung, und der Besitz der Brücke von Alcolea, welche der Artillerie einen leichten Uebergang darbot, war von vieler Wichtigkeit. Diese Brücke ist lang und eng und endet im Dorfe Alcolea selbst. Die Spanier hatten den Eingang durch eine Feldschanze geschlossen, welche aus Erdwall und tiefem Graben bestand. Sie hatten dieselbe mit Truppen und Artillerie besetzt, und vorwärts waren sowohl zur Rechten als zur Linken eine Menge Plänkler in den Oelpflanzungen verborgen. Ueberdies hatten sie die Brücke verrammelt, das Dorf Alcolea selbst mit Bauern, die sehr geschickte Schützen waren, dicht besetzt, jenseits auf einem Hügel, welcher beide Ufer beherrschte, 12 Geschütze aufgefahren, und den Rest ihrer Leute auf einer ausgedehnten Hochebene aufgestellt. Um die Angreifenden zu beunruhigen, hatten sie ihnen eine Diversion bereitet, indem sie unterhalb Alcolea eine Colonne von 3 bis 4000 Mann über den Guadalquivir gehen ließen, welche am linken Ufer, das die Franzosen inne hatten, aufwärts marschiren und Miene machen sollte, ihnen, während dieselben die Brücke von Alcolea in der Front angriffen, in die Flanke zu fallen.

Man mußte daher die in den Oelpflanzungen postirten Plänklerhaufen verjagen, die Schanze angreifen, wegnehmen, die Brücke erstürmen, sich zum Herrn von Alcolea machen, zu gleicher Zeit das Corps, das über den Guadalquivir gezogen war, zurückwerfen, dann auf das nur zwei (französische) Meilen entfernte Cordova losgehen. Man hatte volle Zeit dazu, denn um 5 Uhr des Morgens war man im Angesichte des Feindes angelangt, an einem herrlichen Tage des Monats Juni. Der General Dupont stellte die Brigade Pannetier, welche aus zwei Bataillonen der Pariser Garde und aus zwei Bataillonen von den Reservelegionen bestand, an die Spitze. Links und rechts vertheilte er einige Plänkler,

stellte in die zweite Linie die Brigade Chabert, in die dritte die Schweizer, und sammelte zur Linken seine ganze Cavallerie unter dem General Fresia, um das Corps, welches den Guadalquivir aufwärts rückte, im Zaum zu halten. Auch gebrauchte er die Vorsicht, den unerschrockenen Capitain Baste mit etwa 100 Marinesoldaten zu entsenden, um sich unter die Brücke zu schleichen und zu untersuchen, ob sie nicht etwa unterminirt sei. Er befahl, den Angriff rasch und kraftvoll zu machen, damit man durch Hin- und Hertasten nicht Leute verliere.

Nachdem auf das gegebene Zeichen die französische Artillerie und die Plänkler das Feuer eröffnet hatten, rückten die von dem General Pannetier und dem Obersten Esteve befehligten Pariser Bataillone gegen die Schanze vor. Die Grenadiere sprangen trotz des lebhaften Gewehrfeuers unerschrocken in den Graben, stiegen einer über des andern Schulter empor, und drangen durch die Schießscharten in das Werk, während der Capitain Baste, der seine Erkennung vollendet hatte, von der Seite hineinstürmte. Nach Eroberung der Schanze, eilten die Grenadiere zur Brücke, drangen mit gefälltem Bajonnete über dieselbe, verloren einige Leute, namentlich ihren Capitain, einen wackern Offizier, der sie tapfer zum Sturme geführt hatte, und langten dann im Dorfe Alcolea an. Die dritte Legion folgte und griff mit ihnen dieses Dorf an, welches von Schaaren von Insurgenten vertheidigt wurde. Man verlor da mehr Leute als beim Angriff auf die Brücke, tödtete dafür aber auch weit mehr Insurgenten, von denen in den Häusern des Dorfs viele gefangen und niedergemacht wurden. Bald befand Alcolea sich in unserm Besitze. Während des hitzigen Gefechtes hatte der General Fresia am andern Ufer des Guadalquivir das spanische Corps, welches eine Diversion hätte machen sollen, aufgehalten. Die kräftigen Angriffe unserer Dragoner nöthigten schließlich dieses Corps zur schnellen Umkehr und unordentlichen Flucht über den Guadalquivir. Dieses glänzende Treffen hatte nicht mehr als 140 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Wir dagegen hatten im Dorfe Alcolea zwei bis dreimal mehr Insurgenten getödtet.

Nach Wegnahme der Brücke von Alcolea bedurfte es einige Augenblicke, um den Graben der Schanze auszufüllen, damit die Artillerie und Cavallerie der Armee darüber zu kommen vermöge. Man machte sich sofort an das Werk, ging dann über die Brücke, und ließ zu ihrer Bewachung das Bataillon der Marinesoldaten der Garde zurück. Die Hauptmacht der Spanier hatte sich an der Straße nach Cordova auf einer Anhöhe wieder gesammelt, die auf der einen Seite zum Guadalquivir abfiel, auf der andern an die Sierra Morena sich lehnte. Die französische Armee befand sich am Fuße der Anhöhe in Bataillonscolonnen, die Cavallerie und Artillerie in den Zwischenräumen. Nachdem der General Dupont sie hatte verschnauben lassen, führte er sie vorwärts. Bei dem bloßen Anblicke dieser Truppen, die gegen den Feind wie auf dem Paradeplatze marschirten, entschaarten die Spanier sich zur Flucht, und gaben uns die Straße nach Cordova frei. Man machte einige Gefangene und bemächtigte sich eines Theils der spanischen Artillerie.

Trotz der glühenden Mittagshitze wurde ohne Unterlaß marschirt, und um 2 Uhr des Nachmittags gewahrte man Cordova mit seinen Thürmen und mit seiner sie überragenden Moschee, jetzt die Kathedrale dieser Stadt. Der General Dupont wollte den Insurgenten nicht Zeit gönnen sich zu fassen und Cordova so zu besetzen, daß dessen Einnahme einer Armee, welche nur Feldgeschütz mit sich führte, schwer gemacht würde. Er beschloß daher, die Stadt zur Stelle anzugreifen. Doch wollte er sie auffordern, um ihr, wenn möglich, den Sturm zu ersparen. Er verlangte den Corregidor zu sprechen, der sich jedoch aus Furcht sowohl vor den Franzosen als vor den Spaniern versteckt hielt und nicht erschien. Die Insurgenten weigerten sich, einen an sie gesendeten Priester anzuhören, und schossen auf alle französischen Offiziere, die sich als Parlamentaire nähern wollten. Waffengewalt war daher das einzige Mittel, um in die Stadt zu gelangen. Man ließ Kanonen vorfahren, zerschoß die Thore und drang colonnenweise in Cordova ein. Man mußte mehrere Barrikaden wegnehmen und viele Häuser, in denen die Räuber aus der Sierra Morena sich in Hinterhalt gelegt hatten, eines nach dem andern angreifen. Der Kampf wurde heftig. Unsere über den Widerstand erbitterten Soldaten drangen in die Häuser, tödteten die Banditen, welche sich darin befanden, und stürzten eine große Anzahl von ihnen aus den Fenstern herab. Während die einen diesen Kampf unterhielten, verfolgten die andern in Colonne die Hauptschaar der Insurgenten, welche über die Brücke von Cordova auf der nach Sevilla führenden Straße flüchtete. Bald aber artete der Kampf in wahrhafte Räuberei aus, und die unglückliche Stadt, eine der interessantesten und ältesten Spaniens, wurde geplündert. Nachdem die Soldaten eine Anzahl Häuser um den Preis ihres Blutes erobert und die vertheidigenden Insurgenten niedergemacht hatten, trugen sie kein Bedenken, sich darin festzusetzen und von allen Rechten des Kriegs Gebrauch zu machen. Da sie die Insurgenten, welche sie tödteten, mit Raub beladen fanden, plünderten sie ihrerseits, aber weit mehr um zu essen und zu trinken als um ihre Tornister zu füllen. Es herrschte eine erstickende Hitze und vor Allem wollten sie trinken. Sie stiegen in die Keller hinunter, die mit den auserlesensten Weinen Spaniens versehen waren, stießen die Fässer mit Kolbenstößen ein, und einige ertranken sogar in dem herausgeströmten Wein. Andere, völlig betrunken, achteten nichts mehr und befleckten den Ruf der Armee, indem sie sich auf die Frauen stürzten und an ihnen jede Art von Greuel verübten. Unsere Offiziere, die stets ihrer selbst würdig blieben, machten unerhörte Anstrengungen, um das Aufhören dieser Schreckensscenen zu bewirken, und einige sahen sich genöthigt, gegen ihre eignen Soldaten den Degen zu ziehen. Jene Truppen, welche die Fliehenden bis über die Brücke von Cordova hinaus verfolgt hatten, wollten

ihrerseits in der Stadt essen und trinken, denn seit dem vorigen Tage hatten sie keine Lebensmittel empfangen, und so vermehrten sie denn den Jammer. Auch die Bauern hatten sich an das Plündern gemacht, und so war das unglückliche Cordova in diesem Augenblicke die Beute sowohl der spanischen Räuber als unserer erbitterten und verhungerten Soldaten. Das war ein schreckliches Schauspiel und bekam durch den Widerhall, den es später in Spanien und Europa fand, verderbliche Folgen. Der General Dupont ließ Generalmarsch schlagen, um die Soldaten unter ihre Fahnen zurückzurufen; aber entweder hörten sie nicht oder wollten nicht gehorchen. Von der ganzen Armee verharrten nur die Cavallerie und Artillerie in Ordnung; sie waren außerhalb Cordova geblieben und wurden, jene durch ihre Pferde, diese durch ihre Kanonen, an ihre Reihen gefesselt. Ein zurückkehrendes feindliches Corps würde die ganze Infanterie, die voll von Wein und in Schlaf oder in Ausschweifungen versunken war, haben gefangen nehmen können. Die Ermattung, die scheußliche Trunkenheit selbst setzte der Unordnung ein Ziel; denn als unsere Soldaten nicht mehr konnten, hatten sie sich auf den Boden hingestreckt mitten unter Todte und Verwundete, Seite an Seite der Spanier, die sie gefangen genommen oder niedergemacht hatten.

Am andern Morgen erschienen diese nämlichen Menschen, welche wieder sanft und gelehrig wie gewöhnlich waren, beim ersten Trommelschlag alle unter ihren Fahnen. Die Ordnung wurde unverzüglich hergestellt und die unglückliche Einwohnerschaft aus der Verzweiflung gerissen, in welcher sie mehrere Stunden hindurch geschwebt hatte. Mit Ausnahme des erzbischöflichen Palastes, welcher erstürmt worden war und wo sich der Generalstab der Insurgenten befunden hatte, waren die heiligen Gebäude im Allgemeinen der Verheerung entgangen, obschon die Klöster als der vorzüglichste Herd des Aufstandes angesehen wurden. Man rief die Soldaten aus den Häusern der Einwohner ab, man kasernirte sie in öffentlichen Gebäuden, man lieferte ihnen regelmäßig Lebensmittel, damit sie keinen Vorwand hätten, die Disciplin zu verletzen, und brachte so alle Dinge wieder in ihren regelmäßigen Gang. Die Tornister der Soldaten wurden untersucht, und das Geld, das man bei ihnen fand, wurde in die betreffende Regimentscasse gelegt. Man hatte mehrere Cassen weggenommen, von denen die einen den Insurgenten gehörten und durch die freiwilligen dem Aufruhre von Privatpersonen und von der Geistlichkeit dargebrachten Gaben gefüllt waren, die andern aber dem Staatsschatze gehörten. Der Inhalt jener wie dieser wurde in die Generalcasse der Armee niedergelegt, um den rückständigen Sold zu bezahlen. Nach und nach kehrten die geflüchteten Einwohner zurück, ja sprachen sogar den Wunsch aus, daß die französische Armee bei ihnen bleiben möge, damit sie nicht neuen Kämpfen, die in ihren Straßen und Häusern geliefert wurden, preisgegeben wären. Eine seltsame Thatsache, welche Anlaß geben mochte, die Dienste zu würdigen, die man von den Schweizern hoffen konnte, war die, daß 2 bis 300 von ihnen, die unter Augustin von Echavarri dienten, nach der Einnahme von Cordova zu uns übergingen, während zur selben Zeit eine fast gleiche Anzahl von den zwei Regimentern, die wir bei uns hatten (Preux und Reding), uns verließen und sich auf Seite des Feindes stellten. Es war offenbar, daß diese fremden Soldaten, in denen die Lust, Frankreich zu dienen, mit ihrer alten Anhänglichkeit an Spanien kämpfte, zwischen den beiden Parteien schwankten, um schließlich zu jener zu treten, für welche der Sieg sich erklären würde. Man durfte daher trotz der bekannten und mit Recht geschätzten Treue der schweizerischen Soldaten, doch auf sie im Falle des Unglücks kaum rechnen.

Der Donnerschlag, welcher Cordova getroffen, hatte die Spanier zugleich erschreckt und erbittert. Da aber der Haß den Schreck bei Weitem überwog, so hatten sie alsbald in ganz Andalusien den Entschluß gefaßt, sich in Masse zu vereinigen, um den General Dupont zu erdrücken und an ihm die Plünderung von Cordova, die man in den schwärzesten Farben schilderte, zu rächen. In den kleinsten Weilern erzählte man von Niedermetzelung der Weiber, Kinder und Greise, von Nothzüchtigung der Jungfrauen, von Schändung der heiligen Gebäude; sichtbar erlogene Angaben, denn wenn auch die Unordnung einen Augenblick groß genug gewesen, war doch die Plünderung wenig beträchtlich, und niedergemetzelt wurde Niemand, ausgenommen einige mit den Waffen in der Hand gefangen genommene Insurgenten. Es erhob sich indeß in ganz Andalusien nur ein Aufschrei gegen die Franzosen, welche ohnehin schon in dem Grade verabscheut waren, daß es überflüssig war, durch Lügen den Haß, den sie einflößten, zu steigern. Man schwur, sie bis auf den letzten Mann niederzumetzeln, und hielt, so weit man es vermochte, Wort.

Nicht sobald hatten unsere Truppen die Sierra Morena hinter sich, ohne im Rücken ihrer kleinen Zahl wegen kaum irgend einen Posten zurückzulassen, so verbreiteten sich Schaaren der aus Cordova vertriebenen Insurgenten auf der französischen Verbindungslinie, besetzten die Päße, drangen in die an der großen Straße liegenden Dörfer, und ermordeten unbarmherzig alle französischen Reisenden, Kranke und Verwundete, die sie trafen. So wurde der General René unter empörenden Umständen ermordet. Die Insurgenten von Jaen machten sich unsern Abzug von Andujar zu Nutze, drangen in diese Stadt und würgten in einem Krankenspital Alles. Die Gattin des Generals Chabert würde ohne Dazwischenkunft eines Priesters ermordet worden sein. In dem zwischen Andujar und Cordova liegenden Flecken Montoro fand ein der Kannibalen würdiger Vorgang statt. Man hatte eine Abtheilung von 200 Mann zur Bewachung einer Bäckerei zurückgelassen, welche das Brod für die Armee backen sollte, bis dieselbe in Cordova eingezogen sein würde. Den Tag vor jenem, an welchem sie in diese Stadt eindrang, folglich vor den angeblichen Grausamkeiten, die sie daselbst begangen haben sollte, stürzten die Bewohner

der Umgegend, die einen aus der Sierra Morena, die andern aus den benachbarten Flecken kommend, unversehens und in beträchtlicher Anzahl über den französischen Posten her und ermordeten dessen Leute mit ausgesuchter unerhörter Barbarei. Sie kreuzigten einige unserer unglücklichen Soldaten an Bäumen. Andere befestigten sie an denselben und zündeten Feuer unter ihren Füßen an. Mehrere scharrten sie halb lebendig ein, oder zersägten sie zwischen Bretern. Die brutalste, schändlichste Barbarei ersparte diesen unglücklichen Schlachtopfern des Kriegs keine Art von Leiden. Fünf bis sechs Soldaten, die dem Gemetzel wie durch ein Wunder entrannen, brachten der Armee die Kunde, die sie schaudern machte und sie keineswegs zur Milde stimmte. So nahm der Krieg einen gräßlichen Charakter an, ohne jedoch das Herz unserer Soldaten zu ändern, welche, nachdem die Hitze des Kampfs vergangen war, wieder milde und menschlich wurden, wie sie es zu sein pflegten, wie sie es in ganz Europa gewesen, das sie zwar als Sieger, niemals aber als Barbaren durchzogen haben.

Der General Dupont, der sich zu Cordova festgesetzt hatte, benutzte die Hülfsquellen dieser großen Stadt, um seine Armee und sein Kriegsmaterial wieder in guten Stand zu bringen. Da er aber nur etwa 12,000 Mann hatte, unter ihnen 2000 Schweizer, auf die er nicht rechnen konnte, so befand er sich nicht in der Lage, vor Vereinigung mit den Divisionen Wedel und Frere, von denen die eine in Toledo, die andere im Eskurial zurückgeblieben, in Andalusien vorzurücken. Er hatte dringend um sie angehalten und rechnete fest darauf, er werde mit dieser Verstärkung von 10 bis 11,000 Mann Infanterie, wodurch sein Corps auf mindestens 22,000 Mann gebracht gewesen wäre, Andalusien als Sieger durchziehen, den brennenden Herd zu Sevilla auslöschen, dem Könige Joseph den General Castaños und die regelmäßigen Truppen zuführen, die Ruhe im südlichen Spanien herstellen, die französische Flotte des Admikals Rosily retten, und so alle Entwürfe der Engländer auf Cadiz vereiteln. Er erwartete daher mit Ungeduld die verlangten Verstärkungen und zweifelte nach den Depeschen, die er nach Madrid geschrieben hatte, nicht an ihrer baldigen Ankunft. Die Frage war nur, ob diese Depeschen an den Ort ihrer Bestimmung anlangten, da alle alten Banditen der Sierra Morena in ihr rege waren und alle Couriere ermordeten und keinen einzigen durchließen.

Während der General Dupont, der am 7. Juni in Cordova eingedrungen war, Verstärkungen erwartete, gewann die Erhebung von Andalusien immer größere Festigkeit. Die Linientruppen, in einer Stärke von 12 bis 15,000 Mann, concentrirten sich bei Sevilla. Das Aufgebot war zwar minder zahlreich als man gehofft hatte, organisirte sich indeß und begann sich zu disciplíniren. Die einen wurden zur Vermehrung der Armee in die Linienregimenter eingereiht, die andern bildeten Freiwilligenbataillone. Man bewaffnete und exercirte sie. So gereichte die Zeit lediglich der Insurrection, welche ihre Rüstungen betrieb, zum Vortheile, der französischen Armee aber zum Nachtheile. Die Lage der letzteren verschlimmerte sich mit jedem Augenblick, denn abgesehen von dem Ausbleiben der Verstärkungen, vermehrte die stets steigende Hitze die Zahl der Kranken und wirkte nachtheilig auf den Geist der Armee ein. Zu gleicher Zeit schwebte unsere Flotte zu Cadiz in großer Gefahr.

In dieser Stadt, wo der unterste Pöbel die Oberhand hatte, war die Aufregung seit der Ermordung des unglücklichen Solano immer angewachsen. Der neue Generalcapitain Thomas von Morla suchte sich zu erhalten, indem er der Menge schmeichelte und ihr jeden Tag die Summe von Excessen gestattete, mit der sie sich begnügen wollte. Sofort nach der Ermordung des Generalcapitains Solano hatte diese Menge die Zerstörung unserer Flotte und die Niedermetzelung der französischen Matrosen verlangt. Das war für Spanien ein natürlicher Wunsch, der jedoch schwer zu verwirklichen war gegen fünf französische Linienschiffe und eine Fregatte, welche mit 3 bis 4000 die Schlacht von Trafalgar überlebenden Seeleuten bemannt waren und 4 bis 500 Kanonen führten. Sie würden, bevor sie einen einzigen Mann an Bord ließen, alle spanischen Schiffe und das ganze Arsenal von Cadiz den Flammen überliefert haben. Ueberdies lagen sie am Eingange der Rhede von Cadiz nahe an der Stadt, und waren unter die spanische Flottenabtheilung, die noch nicht völlig gerüstet war, gemengt, und konnten sowohl diese zerstören als auch Cadiz bombardiren. Allerdings hätte man die Engländer herbeigerufen und unsere Seeleute wären dem Kreuzfeuer der spanischen Forts und der englischen Linienschiffe erlegen; aber wenigstens würden sie nicht gefallen sein, ohne sich furchtbar an verblendeten Bundesgenossen und an barbarischen Feinden gerächt zu haben.

Thomas von Morla wußte diese Lage besser zu beurtheilen als die Bevölkerung von Cadiz und hatte, da er nicht Willens war sich solchen äußersten Dingen auszusetzen, mit seiner gewöhnlichen Verschlagenheit zu unterhandeln begonnen. Er schlug dem Admiral Rosily vor, etwas bei Seite im Innern der Rhede vor Anker zu gehen und der spanischen Division den Platz am Eingange zu lassen, um sowohl die beiden Flotten zu trennen und Reibungen zwischen denselben vorzubeugen, als auch um den Spaniern allein die Sorge zu überlassen, Cadiz den Engländern zu sperren, wozu man, wurde versichert, fest entschlossen sei. Während man mit diesen einen Waffenstillstand schloß, hatte man nämlich den Anschein genommen, als wolle man ihnen keineswegs die großen Marineanstalten Spaniens überliefern. Wirklich beharrte man dabei, den Beistand von 5000 Mann Landungstruppen auszuschlagen, welchen die Engländer angeboten hatten. Da der Admiral Rosily wußte, daß der General Dupont auf dem Marsche sei und dessen Ankunft jeden Augenblick erwartete, nahm er diese Bedingungen in der sichern Zuversicht an, daß er binnen Kurzem Herr des Hafens und des Arsenals von Cadiz sein werde. Er ließ daher das Gemenge seiner Schiffe zwischen die spanischen aufhören, und nahm Stellung im

Innern der Rhede, deren Zugang die spanische Division zu bewachen fortfuhr.

So vergingen die ersten Tage des Juni, welche der General Dupont mit der Eroberung von Cordova zugebracht hatte. Bald jedoch gewahrte der Admiral Rosily, daß die scheinbare Rücksichtsnahme des Generalcapitains Thomas von Morla nur eine Finte gewesen, um Zeit zu gewinnen und die Mittel zur Erdrückung der französischen Flotte im Innern der Rhede, ohne daß dadurch für Cadiz und sein ungeheures Arsenal großes Unglück entstehen konnte, vorzubereiten.

Um eine richtige Vorstellung von dieser Lage zu gewinnen, muß man wissen, daß die Rhede von Cadiz gleich jener von Venedig und gleich allen holländischen Rheden aus Lagunen besteht, welche durch die Anspülung des Guadalquivir gebildet worden sind. In Mitte dieser Lagunen hat man Bassins, Kanäle, Werften, herrliche Magazine angelegt und eine Felsengruppe, welche in einiger Entfernung im Meere liegt und mittels eines Dammes mit dem Lande verbunden ist, benutzt, um eine unermeßliche Rhede zu gewinnen und zugleich zuzuschließen. Auf dieser Felsengruppe ist Cadiz erbaut, und von ihrer Höhe herab beherrscht es die nach ihm genannte Rhede und macht, indem es sein Feuer mit dem des gegenüberliegenden Matagorda's kreuzt, den feindlichen Flotten die Einfahrt unmöglich. Die Rhede erweitert sich nach Westen zu einer weiten Einbucht, welche mittels Wasserpässen und Kanälen mit den verschiedenen großen Anstalten, die unter dem allgemeinen Namen des Arsenals der Caracas bekannt sind, in Verbindung steht. Die Entfernung von jenem Eingange, welchen Cadiz bewacht, bis zu den Caracas beträgt drei (französische) Meilen. Am Eingange sind, um den Feind ferne zu halten, die Batterien äußerst zahlreich. Im Innern der Rhede aber und in Mitte der Lagunen, deren man sich bedient hat, um die Bassins zu schaffen, sind wegen der Unmöglichkeit, bis dahin vorzudringen, Vertheidigungswerke und Batterien nicht in so großer Zahl vorhanden.

Als der Admiral Rosily gewahrte, daß man die Batterien, die gegen die Mitte der Rhede zu Wirkung hatten, mit Mörsern und Haubitzen bewaffne, auch Kanonier- und Bombardirschaluppen ausrüste, zweifelte er nicht im Geringsten über den Zweck dieser Vorbereitungen. Er faßte daher den Entschluß bei Vollmond, wenn die Fluth höher ging, das Anschwellen der Gewässer zu benutzen, um mit seiner Flotte in die Kanäle, die nach den Caracas führen, einzulaufen. Er wäre da gegen die am meisten zu fürchtenden Batterien geschützt und im Stande gewesen, sich lange zu vertheidigen und viel zu zerstören, bevor er unterlag. Aber um diesen Entschluß auszuführen, waren Ostwinde erforderlich, während blos Westwinde wehten. Man mußte daher mit der Ausführung warten, die indeß bald durch die Voraussicht der spanischen Offiziere unmöglich gemacht wurde. Sie versenkten in den Wasserpässen, die zu den Caracas führten, alte Schiffe, und ließen eine Linie Kanonier- und Bombardirschaluppen, die sehr schwere Artillerie führten, vor Anker gehen. Beides geschah auch auf der Seite von Cadiz. So war die Flotte in Mitte der Rhede eingeschlossen und in eine Stellung gebannt, welche sie nicht verlassen konnte, war dem Feuer sowohl vom Lande her als von den Kanonierschaluppen ausgesetzt und aller Mittel beraubt, sich dahin zu begeben, wo sie den meisten Schaden hätte anrichten können.

Am 9. Juni waren alle diese Vorbereitungen beendigt, und Morla gab sich weiter nicht die Mühe zu parlamentiren, sondern ließ das Feuer gegen die Flotte des Admirals Rosily beginnen. 21 Kanonier- und 2 Bombardirschaluppen von Seite der Caracas, 25 Kanonier- und 12 Bombardirschaluppen von Seite der Stadt beschossen unsere Schiffe. Der Prinz von Asturien, der in französische Hände hätte übergehen sollen, legte sich hinter die Kanonierschaluppen auf Seite der Stadt, um ihnen zum Schutze zu dienen. Die Landbatterien, deren starke Brustwehren sie vor unsern Wurfgeschossen sicherten, fügten zu jenem Feuer noch das von 60 Kanonen von schwerem Caliber und von 49 Mörsern. Unter einem Hagel von Kugeln und Bomben bewahrten unsere 5 Linienschiffe und die Fregatte eine Kaltblütigkeit und Thatkraft, würdig der Helden von Trafalgar. Zum Unglück gestattete ihnen der Zustand der Fluth nicht, sich den Landbatterien zu nähern, die sie sonst vernichtet haben würden; so aber mußten sie deren Feuer aushalten, ohne es wegen der Dicke der Brustwehren mit Wirksamkeit erwidern zu können. Dafür nahmen sie an den Bombardir- und Kanonierschaluppen Rache, indem sie eine beträchtliche Zahl derselben in den Grund bohrten. Das Feuer, welches am 9. Juni um 3 Uhr des Nachmittags begonnen hatte, dauerte bis Abends 10 Uhr. Am 10. Juni begann es um 8 Uhr des Morgens und dauerte ohne Unterbrechung bis 3 Uhr des Nachmittags und unter denselben Umständen wie am vorigen Tage. Zu Ende dieses Kampfs zählte man 2200 Bomben, die gegen uns geschleudert worden waren und von denen nur acht an Bord eingeschlagen hatten, ohne jedoch irgend einen beträchtlichen Schaden anzurichten. Wir hatten 13 Todte und 25 Schwerverwundete. Dagegen waren 15 Kanonier- und 6 Bombardirschaluppen vernichtet, und 50 Spanier kampfesunfähig gemacht. Das war wenig, wenn es sich darum gehandelt hätte, ein großes Ergebniß zu erzielen; das war zuviel, tausendmal zuviel in einem Kampfe ohne möglichen Erfolg und der nur auf eine nutzlose Schlächterei hinauslaufen konnte.

Morla, der genug gethan zu haben glaubte, um den Pöbel von Cadiz zufrieden zu stellen, und der irgend eine That der Verzweiflung von Seite der französischen Flotte besorgte, schickte einen Parlamentair, um den Admiral Rosily aufzufordern, sich zu ergeben, indem er die Unmöglichkeit der Vertheidigung in Mitte einer geschloßnen Rhede, in welcher die Franzosen Gefangene wären, geltend machte. Auch ließ er andeuten, daß man, falls der Admiral wolle, zu irgend einem ehrenvollen Abkommen bereit sei. Der Admiral Rosily ließ antworten, daß von Ergebung keine Rede sein könne, weil die Schiffs-

mannschaft sich auflehnen und den Gehorsam verweigern würde, daß er dagegen die Wahl zwischen zwei Bedingungen anbiete: entweder unter dem Versprechen der Engländer, daß sie ihn nicht vor Ablauf von vier Tagen verfolgen würden, auszulaufen; oder unbeweglich in der Rhede zu bleiben, bis die allgemeinen Ereignisse des Kriegs über sein Schicksal und über das von Cadiz entschieden haben würden, wobei er sich verpflichte, sein Artilleriematerial an das Land zu schaffen, damit man keinerlei Besorgniß zu hegen brauche. Morla antwortete, daß er für sich allein weder in die eine, noch in die andere dieser Bedingungen willigen könne, vielmehr an die Junta von Sevilla berichten müsse. Diese war in der That die unumschränkte Behörde geworden, der im südlichen Spanien Alles gehorchte. Es möge nun jener Vorschlag eines abermaligen Aufschubs von Seite Morla's, der vielleicht abermals Zeit gewinnen wollte, um neue Zerstörungsmittel vorzubereiten, eine Finte gewesen sein oder nicht, der Admiral Rosily nahm denselben an, denn man verkündete für jeden Augenblick die Ankunft des Generals Dupont, von dem man wußte, daß er am 7. Juni in Cordova eingezogen sei. Er willigte daher in den Vorschlag, und harrte jeden Tag, wie man die Ankündigung von Leben oder Tod erwartet, des Kanonendonners in der Ferne als des Zeichens der Anwesenheit der französischen Armee.

Da der General Dupont am 7. Juni in Cordova eingezogen war, hätte er wirklich am 13. oder 14. am Gestade von Cadiz anlangen können. In der Zwischenzeit bedeckte dasselbe sich allenthalben mit Redouten, Geschützen und furchtbaren Zerstörungsmitteln. Da der Admiral sehr gut einsah, daß er, wenn er von dem General Dupont nicht befreit würde, dieser Masse von Geschützen erliegen müsse und 3 bis 4000 Matrosen, Frankreichs beste, nutzlos verliere, faßte er einen verzweifelten Entschluß, welcher zwar nicht geeignet war, sie zu retten, ihnen aber wenigstens eine Möglichkeit des Heils und in jedem Falle die Befriedigung darbot, an Feinden eine größere Zahl zu tödten, als sie einbüßten. Obschon die Wasserpässe auf der Cadizer Seite, wo sich die Ausfahrt der Rhede befand, unfahrbar gemacht waren, entdeckte der Admiral doch ein gangbares Fahrwasser und beschloß, an dem Tage, an welchem das Feuer wieder beginnen würde, auf das spanische Geschwader, welches viel schlechter ausgerüstet und nicht stärker war als seine Flotte, mit der größten Wuth loszustürzen, es vor Ankunft der Engländer zu verbrennen, sich dann auf diese, falls sie erschienen, zu werfen, um zu vernichten oder vernichtet zu werden, und es dem Schicksal zu überlassen, ob sein ganzes Geschwader oder ein Theil desselben gerettet werde oder nicht. Zur Ausführung dieses verzweifelten Entschlusses war aber ein erster glücklicher Zufall nothwendig, das Eintreten eines günstigen Windes. Der Admiral harrte daher, nachdem er alle Vorbereitungen zum Lichten der Segel getroffen hatte, entweder des Erscheinens des Generals Dupont, oder einer annehmbaren Antwort aus Sevilla, oder eines günstigen Windes.

Der 14. Juni kam und keine dieser Voraussetzungen hatte sich verwirklicht. Der General Dupont war nicht erschienen; die Junta von Sevilla forderte reine und einfache Ergebung; der Wind wehte aus dem Osten, und trieb nach dem Innern der Rhede, statt nach der Ausfahrt. Man hatte gerade den Wind, den man einige Tage früher gewünscht, um nach den Caracas zu gelangen, bevor die Kanäle unfahrbar gemacht worden waren. Die Mittel des Feindes hatten sich inzwischen verdreifacht. Man hatte daher eine langsame und unfehlbare Vernichtung durch eine Beschießung vor sich, die nicht in einer Art, die Rache versprach, erwidert werden konnte. Sich ergeben, ließ wenigstens die Hoffnung übrig, daß man einige Tage später durch eine siegreiche französische Armee aus dem Gefängnisse erlöset würde. Man mußte daher ohne eine andere Bedingung als Schonung des Lebens die Flagge streichen. Die tapfern Seeleute von Trafalgar, durch die Combinationen einer Politik, die das Festland mehr als die See im Auge hatte, stets zum Unglücke verurtheilt, wurden auch hier geopfert und mußten sich als Gefangene einer verbündeten Nation stellen, welche, nachdem sie dieselben bei Trafalgar so schlecht unterstützt, jetzt wegen allgemeiner Ereignisse, deren Urheber sie nicht waren, an ihnen Rache nahm. Die Schiffe wurden entwaffnet und die Offiziere unter rasendem Jubel des blutdürstigen Pöbels als Gefangene in die Forts gebracht. So endete zu Cadiz das Seebündniß der zwei Nationen zur großen Freude der Engländer, die gelandet waren und sich im Hafen von Cadiz bereits betrugen, als wäre derselbe ihr Eigenthum! So schwanden die Täuschungen, welche man sich über die Halbinsel gemacht hatte, eine nach der andern, und jede ließ, indem sie schwand, hinter sich eine unermeßliche Gefahr erblicken!

Der Admiral Rosily erlag, weil der General Dupont nicht zur rechten Zeit anlangen konnte, um ihm die Hand zu reichen. Aber was wird aus dem General Dupont selbst werden, der mit 10,000 jungen Soldaten in Mitte des aufgestandenen Andalusien hineingeworfen ist? Man hatte darauf gerechnet, daß sich Alles vor ihm ebenen werde; daß 5 bis 6000 Schweizer ihn auf dem Marsche verstärken würden; daß eine französische Division, Portugal ruhig durchziehend, sich über Elvas mit ihm vereinige; und daß er dergestalt werde mit 20,000 Mann nach Sevilla und Cadiz marschiren können. Aber der größere Theil der Schweizer, von der Insurrection umwickelt, hatte sich ihr hingegeben. Portugal, das die Aufregung Spaniens zu theilen begann, war nicht mehr leicht zu durchziehen, und der General Kellermann hatte nur schwer mit seiner Cavallerie bis Elvas gelangen können. Alle Leichtigkeiten, von denen man geträumt, weil man sich auf die frühere Unterwürfigkeit Spaniens verließ, hatten sich in Schwierigkeiten verwandelt. Jedes Dorf wurde zur Mördergrube für unsere Soldaten, die Lebensmittel verschwanden, und allenthalben blieb nichts als ein verzehrendes Klima.

Indem der General Dupont in Andalusien weilte, war er weit entfernt, zu argwohnen, daß ein solcher Zustand der Dinge eingetreten sei. Er hatte auf die

Schweizer, die von Granada her sich mit ihm vereinigen sollten, oder auf die französische Division, die durch Portugal marschiren und zu ihm stoßen würde, niemals viel gerechnet. Er zählte auf seine eignen Truppen, auf die Ankunft seiner beiden anderen Divisionen, und hatte nie gezweifelt, daß er dann, 20,000 Franzosen stark, mit Andalusien zu Ende kommen werde. Aber es handelte sich darum, zu wissen, ob seine Couriere Madrid erreicht hätten, wo man in der Ungewißheit über das, was in Centralspanien sich ereignen mochte, jene beiden Divisionen zurückbehalten hatte. So kam es, daß er 10 Tage zu Cordova weilte und Verhaltungsbefehle und Verstärkungen erwartete, welche nicht ankamen. Die Nachricht aber von dem Unglücke der Flotte und von dem Abfalle der Schweizer sowie der Truppen im Lager von Saint-Roque, desgleichen die Antwort, die der General Castaños einem an ihn gesendeten Abgeordneten gab, und welche bewies, daß er sich unwiderruflich in die Insurrection eingelassen habe, offenbarten dem General Dupont die Gefahr seiner Lage. Auf der einen Seite zur Rechten und über Sevilla sah er die Armee von Andalusien, auf der andern Seite zur Linken und über Jaen die Armee von Granada gegen sich anmarschiren. Die letztere war für den Augenblick die gefährlichere, denn von Jaen hatte sie nur einen Schritt nach Baylen, dem Eingange zu den Pässen der Sierra Morena, während der General davon ungefähr 24 französische Meilen entfernt war, wenn er zu Cordova blieb. Eine solche Stellung war nicht haltbar, und er durfte, wollte er nicht untergehen, den Feind um keinen Preis von den Engpässen der Sierra Morena Besitz nehmen lassen. Es war schon genug, in ihr die zuchtlosen Banden Echavarri's dulden zu müssen, welche dieselbe unsicher machten und Couriere und Zufuhren auffingen. Mit Schmerz faßte er daher den Entschluß, Cordova zu verlassen und bis Andujar zurückzugehen, wo er sich am Guadalquivir befand, sieben (französische) Meilen von Baylen und den Engpässen der Sierra Morena viel näher. So war er statt des „siegreichen Spazierganges" durch Andalusien zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt.

Da er von nichts gedrängt wurde, so vollzog er diesen Rückzug langsam und in der besten Ordnung. Am 17. Juni des Abends brach er auf, um während der Nacht zu marschiren, wie man dies in dieser Jahreszeit unter einem sengenden Klima zu thun pflegt. Seitdem man von der Grausamkeit der Spanier unterrichtet war, wollte kein Kranker oder Verwundeter, der nur irgend die Strapazen der Ortsveränderung ertragen konnte, zurückgelassen werden. Man mußte daher eine unermeßliche Menge Wagen mit sich führen, die mehr als 5 Stunden zu defiliren brauchten, und von denen die Spanier und Engländer später in ihren Zeitungen sagten, es seien mit dem Raube von Cordova beladene Munitionswagen gewesen. Man hatte 600,000 Franken zu Cordova gefunden und nur sehr wenige Kirchengefäße weggenommen. Die meisten dieser Gefäße waren zurückgegeben worden, und übrigens würden 3 bis 4 Munitionswagen genügt haben, um in ihnen die allerungeheuerste Beute an Kostbarkeiten fortzuführen. Verwundete und Kranke in beträchtlicher Zahl, ferner viele Offiziersfamilien, welche unserer Armee nach Spanien, wo sie mehr zu einer langen Besetzung als zu einem ernsten Kriege bestimmt zu sein schien, gefolgt waren, das bildete die Ursache jener nicht enden wollenden Reihe von Wagen. Einige Kranke und Verwundete ließ man jedoch zu Cordova unter der Obhut der spanischen Behörden zurück, welche übrigens das dem General Dupont gegebene Wort, die größte Sorgfalt für sie zu tragen, treulich hielten. Wenn die fluchwürdigen Niedermetzelungen, die wir erzählt haben, in Spanien in den Flecken und Dörfern, über welche blutdürstige Bauern die Herrschaft erlangt, nur zu sehr zu fürchten waren, hatte man dieselben doch weniger in den großen Städten zu besorgen, wo in der Regel eine menschliche und einsichtsvolle, den von dem Pöbel verübten Gräßlichkeiten fremde Bürgerschaft die Oberhand besaß.

Man hatte während des Marsches keinerlei Feindseligkeiten zurückzuweisen gehabt; zu Montoro aber angelangt wurde die Armee von Schauder ergriffen, als sie die an Bäumen hängenden, bis zur Hälfte in die Erde eingescharrten oder in Stücke zerrissenen Leichen der Franzosen erblickte, die in ihrer Vereinzelung von dem Feinde überrumpelt worden waren. Nie haben unsere Soldaten in irgend einem Lande Aehnliches verübt oder erduldet, obschon sie allenthalben Krieg geführt, in Aegypten, in Calabrien, in Illyrien, in Polen, in Rußland! Das brachte auf sie einen tiefen Eindruck hervor. Sie waren zwar sehr, aber doch weniger erbittert als vielmehr betrübt über das Schicksal, das Denjenigen von ihnen drohte, die entweder verwundet wurden, oder erkrankten, oder sich auf dem Marsche aus Ermattung, Hunger oder Durst verspäteten. Eine Art Traurigkeit kam über die Armee, und hinterließ in ihr betrübende Spuren.

Am andern Tage, dem 18. Juni 1808, langte man zu Andujar am Guadalquivir an. Die Einwohner waren aus Furcht, daß man an ihnen sowohl die zu Andujar als in den benachbarten Flecken verübten Metzeleien rächen werde, sämmtlich entflohen und man fand die kleine Stadt völlig menschenleer. Man suchte nach Lebensmitteln, nnd entdeckte, was für die ersten Tage hinreichte. Der General Dupont verlegte nach Andujar auch die Marinesoldaten, welche die zuverlässigsten und einsichtsvollsten seiner Truppen waren. Durch Sendlinge ließ er die Einwohner zur Rückkehr auffordern, versprach, daß ihnen durchaus nichts Uebles widerfahren solle, und es gelang ihm in der That, sie zur Heimkehr zu bewegen. Die Stadt Andujar bot für die Verwundeten und Kranken einige Hülfsquellen dar, welche man weise benutzte, um sie nicht zu zeitig zu erschöpfen. Auch bemühte man sich, entweder für Geld, oder durch gut organisirte Streifzüge Lebensmittel aufzutreiben. Andujar besaß eine alte Brücke über den Guadalquivir mit maurischen Thürmen, die als Brückenkopf dienten und eine Besatzung von auserlesenen Truppen erhielten. Zur Rechten und Linken wurden einige

Schanzen aufgeworfen. Die erste Brigade nahm dann Stellung am Flusse und etwas vorwärts, die zweite Brigade stand zur Rechten und Linken von Andujar, die Schweizer hinter dieser Stadt, und ferne in der Ebene die Cavallerie, welche das Land bis zum Fuße der Gebirge der Sierra Morena beobachtete. Kurz man bildete ein Standlager, in welchem man mittels großer Thätigkeit, um Proviant zu schaffen, sich lange Zeit behaupten und in Sicherheit die von Madrid verlangten Verstärkungen erwarten konnte.

Der Entschluß des Zurückgehens, um sich den Engen der Sierra Morena zu nähern, wäre durchgängig gut gewesen, wenn man in Bezug auf eben diese Engen die bestmögliche Stellung genommen haben würde. Zum Unglücke geschah das nicht und dies war ein erster Fehler, den der General Dupont später zu bereuen hatte. Der eigentliche Grund, weswegen man Cordova und die Hülfsquellen dieser großen Stadt aufgab, lag in der Besorgniß, daß zur Linken der Armee die bis Jaen vorgerückten Insurgenten von Granada bei Menjibal über den Guadalquivir gehen, nach Baylen marschiren und die Pässe der Sierra Morena sperren möchten. (Man sehe die Karte Nr. 44). Da man zu Cordova 24 französische Meilen von Baylen entfernt war, vergrößerte diese Entfernung die Gefahr in das Riesenhafte. Zu Andujar war man allerdings nur noch 7 französische Meilen von Baylen entfernt, aber doch 7 Meilen, und es war sehr leicht möglich, daß der Feind unversehens nach den Pässen marschire. Ueberdies gab es jenseits Baylen andere Ausgänge, durch welche man gleichfalls nach den Engen der Sierra Morena gelangen konnte: das war die Straße von Baeza und Ubeda, die nach Carolina führte, wo jene Engen eigentlich erst beginnen. Man mußte daher zu Andujar Baylen, und nicht nur Baylen, sondern auch Baeza und Ubeda beobachten, was Verdoppelung der Anstrengungen forderte. Das Angemessenste wäre gewesen, wenn man in den richtigen Gedanken, der den Abmarsch aus Cordova veranlaßte, vollständig eingegangen und nach Baylen selbst marschirt wäre, wo die bloße Anwesenheit der Armee den Eingang zu den Engen behütet hätte, und von wo man mittels einiger Cavalleriepatrouillen die Nebenstraße von Baeza und Ubeda leicht beobachten konnte. Baylen besaß noch andere Vortheile, es bot nämlich eine schöne Stellung auf hohen Hügeln in gesunder Luft, von wo man den ganzen Lauf des Guadalquivir übersehen und auf den Feind, der denselben überschreiten wollte, stürzen konnte. Wenn dieser Fluß nur an einem einzigen Orte eine Furth gehabt hätte, dann mochte man eine Stellung am Ufer selbst nehmen, um den Uebergangspunkt mehr aus der Nähe vertheidigen zu können. Da aber der Guadalquivir auf einer Menge von Punkten überschritten werden konnte, war es das Beste, etwas rückwärts eine herrschende Stellung zu nehmen, von welcher aus man Alles übersehen und sich auf jedes über den Fluß gegangene Corps werfen mochte, um es in die Art Schlucht, die ihm zum Bette dient, zurückzutreiben. Baylen vereinigte alle diese Vortheile. Das Aufgeben Andujar's als Mittelpunkt der Hülfsquellen war ein sehr geringes Opfer, sobald man die eben auseinandergesetzten Rücksichten nicht verkannte. Man beging daher, wir wiederholen es, einen wahrhaften Fehler, indem man sich zu Andujar festsetzte, statt nach Baylen selbst zu marschiren, um jedem Versuche des Feindes auf die Pässe zuvorzukommen. Ueberdies war es unter Voraussetzung der thätigsten Wachsamkeit nicht unmöglich, diesen Fehler gut zu machen und dessen Folgen zu verhindern. Der General Dupont indeß setzte sich zu Andujar fest, wo er auf Nachrichten aus Madrid wartete, die nicht eintrafen, denn nur sehr selten glückte es einem Courier über die Sierra Morena zu gelangen.

Zu Ende des Juni 1808 war das Ergebniß der ersten Anstrengungen, die man zum Behufe der Unterdrückung der spanischen Insurrection gemacht hatte, das nachstehende. Der General Verdier hatte die Insurgentenhaufen zu Logroño, der General Lasalle jene zu Valladolid und in Altcastilien zerstreut. Der General Lefebvre hatte die Aragonesen nach Saragossa hineingeworfen, aber vor dieser Stadt Halt machen gemußt. Der General Duhesme zu Barcelona war zu täglichen Kämpfen genöthigt, um seine Verbindung mit dem nach Tarragona entsendeten General Chabran aufrecht zu halten. Der Marschall Moncey hatte auf dem Marsche gegen Valencia Cuenca nicht überschritten, woselbst er abwartete, bis die Division Chabran sich ihm mehr genähert haben würde. Der General Dupont endlich, der zu Cordova, nachdem diese Stadt eingenommen und geplündert worden, als Sieger eingezogen war, hatte eine rückgängige Bewegung gegen die Pässe der Sierra Morena, um welche er Besorgniß fühlte, vollzogen und die Stellung von Cordova mit jener von Andújar vertauscht. Die französische Flotte zu Cadiz war aus Mangel an Hülfe unterlegen.

Man kannte zu Madrid und Bayonne keineswegs alle diese Umstände. Man wußte nur von dem, was zu Segovia, Valladolid, Saragossa, und höchstens noch, was zu Barcelona vorging. Was das südliche Spanien betraf, wußte man so gut wie nichts. Erfuhr man ja zu Madrid etwas, so geschah dies durch geheime Sendlinge, die den Klöstern oder den großen Häusern Spaniens angehörten. Wirklich verbreitete man mit Freude unter den, dem Könige Ferdinand VII. anhänglichen Spaniern: daß die französische Flotte zerstört worden; daß die regulären Truppen von Andalusien und aus dem Lager von Saint-Roque gegen den General Dupont vorrückten; daß dieser zum Abzuge genöthigt worden und in den Engen der Sierra Morena eingeschlossen sei; daß der Marschall Moncey aus andern nicht minder schwierigen Engpässen, jenen von Requena, nicht herauszukommen vermöge; daß die Schlappe, welche Don Gregorio de la Cuesta zu Valladolid erlitten, von keiner Bedeutung sei, dieser vielmehr mit dem General Blake an der Spitze der Insurgenten von Asturien, Galicien und Leon anrücke, um den Franzosen die Straße nach Madrid abzuschneiden;

daß der neue König Joseph, der jeden Tag von Bayonne abreisen sollte, das nicht thun, und daß diese furchtbare französische Armee wahrscheinlich binnen Kurzem genöthigt sein werde, die Halbinsel zu verlassen. Waren solche und ähnliche Nachrichten, sie mochten falsch oder wahr sein, einmal nach Madrid gekommen, so wurden sie entweder durch Abschriften vervielfältigt, oder in die im Innern der Klöster gedruckten Zeitungen eingeschaltet und in der ganzen Halbinsel verbreitet. Reiche Sammlungen für die Insurgenten bezeichneten die Freude, die man zu Madrid über ihre Fortschritte empfand, und den Wunsch, den man hegte, ihnen jeden möglichen Beistand zukommen zu lassen.

Der französische Generalstab sammelte diese Gerüchte, maß ihnen zwar keinen Glauben bei, wurde aber doch stutzig und berichtete sie nach Bayonne. Der unglückliche Murat hatte so oft gebeten, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, daß man ihm trotz des Wunsches, dieses Phantom von Autorität in Madrid zu behalten, endlich die Erlaubniß zur Abreise gab, die er mit der Ungeduld eines Kindes benutzte. Der General Savary war von nun an das offenkundige Haupt der französischen Verwaltung und ganz Madrid zitterte vor seiner drohenden Haltung und vor seinem Rufe als unbarmherziger Vollstrecker des Willens seines Gebieters. Mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblicke erkannte er die Lage, und verheimlichte Napoleon keineswegs deren Ernst. Da er um die vorgeschobenen Corps des Marschalls Moncey und des Generals Dupont Besorgnisse schöpfte, beschloß er, sich zu Madrid von Truppen zu entblößen und zwei Divisionen nach dem südlichen Spanien aufbrechen zu lassen. Bereits war ein Wagenzug mit Zwieback und Munition zu Val-de-Penas angehalten worden und nur durch einen blutigen Kampf hatte man durch diesen Flecken kommen können. Der General Savary schickte die Division Wedel, die zweite Dupont's, von Toledo nach der Sierra Morena mit dem Auftrage, die Engen frei zu machen und sich mit ihrem General-en-Chef zu vereinigen. Man glaubte, daß dieser, der mit 12 bis 13,000 Mann seinen Marsch angetreten hatte, mit Einrechnung der Division Wedel 17 bis 18,000 Mann stark mithin im Stande sein werde, sich in Andalusien zu behaupten. Man schärfte ihm ein, jedenfalls in der Sierra Morena guten Stand zu halten, um das Eindringen der Insurgenten in die Mancha zu verhindern. Da indeß der General Savary mit einem sehr richtigen Takte begabt war und erkannte, daß der General Dupont am meisten blosgestellt sei, weil die regulären Truppen aus dem Lager von Saint-Roque und aus Cadiz gegen ihn marschirten, erachtete er für angemessen, ihm nach Madrilejos, halbweges von Andujar, seine dritte Division, die des Generals Frere zu senden, was sein Corps auf 22 bis 23,000 Mann gebracht und ihn allen Ereignissen gewachsen gemacht haben würde. Auf eine Bemerkung Napoleon's schickte er jedoch die Division Frere nicht nach Madrilejos im Mittelpunkte der Mancha, sondern nach San-Clemente. Zu San-Clemente befand sie sich nicht ferner von General Dupont als zu Madrilejos, und konnte im Nothfalle dem Marschall Moncey zu Hülfe ziehen, dessen Schicksal man ebensowenig kannte als das des Generals Dupont und den man nicht mehr über Tarragona zu unterstützen hoffen konnte, weil der General Chabran zum Rückzuge nach Barcelona genöthigt worden und in letzterer Stadt bereits wieder eingetroffen war.

Nach Ergreifung dieser Maßregeln meinte man, sich über die beiden nach den südlichen Spanien gesendeten französischen Corps beruhigen und getrost die Ereignisse abwarten zu können. Zu Madrid blieben nur noch zwei Infanteriedivisionen, die zweite und dritte vom Corps des Marschalls Moncey, die kaiserliche Garde und die Küraſſiere. Das war für den Augenblick genug, da die Ankunft des Königs Joseph's mit frischen Truppen bald erfolgen und die Streitkräfte des Centrums auf einen ehrfurchtgebietenden Fuß setzen sollte. Nur verzichtete der General Savary mit Billigung des Kaisers darauf, eine Colonne nach Saragossa zu senden, und überließ dem Generalstab zu Bayonne die Sorge, vor dieser Stadt die Streitkräfte zu versammeln, welche zu ihrer Bezwingung hinreichen würden.

Gerade in diesem Zeitpunkte war, wie wir im vorigen Buche gesehen haben, die Constitution von Bayonne vollendet worden. Es war aus zwei Gründen wichtig, die Abreise Joseph's nach Madrid zu beschleunigen, erstens wegen der Nothwendigkeit, die Autorität des Generalstatthalters Murat zu ersetzen, zweitens wegen des dringenden Bedürfnisses, jene Verstärkungen, die zurückgehalten wurden, um das Geleite des neuen Königs zu bilden, nach der spanischen Hauptstadt zu führen. Napoleon hatte wirklich Alles angeordnet, um ihm eine Reserve alter Truppen zu geben, von denen ein Theil ihm nach Madrid zu folgen hatte; ein zweiter den Marschall Bessières verstärken sollte, damit dieser den Insurgenten von Asturien und Galicien, welche die an der Brücke von Cabezon unter Don Gregorio de la Cuesta geschlagenen Insurgenten von Altcastilien wider in das Feld geführt hatten, die Spitze bieten könnte; ein dritter aber nach Saragossa bestimmt war, um zur Einnahme dieser wichtigen Stadt mitzuwirken. Wir haben schon erwähnt, daß Napoleon von Paris nach dem Lager von Boulogne, von diesem nach dem Lager von Rennes und von da nach Bayonne habe sechs alte Regimenter marschiren lassen, nämlich das 4. leichte und 15. von der Linie, das 2. und 12. leichte, endlich das 14. und 44. von der Linie, überdies zwei Bataillone Pariser Garde, die Truppen von der Weichsel und mehrere Marschregimenter. Zu diesen sechs alten nach Spanien in Marsch gesetzten Regimentern hatte er noch gefügt zwei Linienregimenter vom Rheine, das 51. und 49., und hatte befohlen, daß von der Elbe vier der besten Regimenter, das 32., 58., 28. und 75. von der Linie, welche einen Theil der Beobachtungstruppen der Nordsee bildeten, herangezogen werden sollten. Das war eine Gesammtsumme von zwölf alten Regimentern, die zu den ursprünglich nach Spanien gesendeten provi-

Schanzen aufgeworfen. Die erste Brigade nah
dann Stellung am Flusse und etwas vorwärts, d
zweite Brigade stand zur Rechten und Linken vo
Andujar, die Schweizer hinter dieser Stadt, un
ferne in der Ebene die Cavallerie, welche das Lan
bis zum Fuße der Gebirge der Sierra Morena be
obachtete. Kurz man bildete ein Standlager, in wel
chem man mittels großer Thätigkeit, um Proviant
zu schaffen, sich lange Zeit behaupten und in Sicher
heit die von Madrid verlangten Verstärkungen erwar
ten konnte.

Der Entschluß des Zurückgehens, um sich den
Engen der Sierra Morena zu nähern, wäre durch
gängig gut gewesen, wenn man in Bezug auf eben
diese Engen die bestmögliche Stellung genommen
haben würde. Zum Unglücke geschah das nicht und
dies war ein erster Fehler, den der General Dupont
später zu bereuen hatte. Der eigentliche Grund,
weswegen man Cordova und die Hülfsquellen dieser
großen Stadt aufgab, lag in der Besorgniß, daß zur
Linken der Armee die bis Jaen vorgerückten Insur
genten von Granada bei Menjibal über den Guadal
quivir gehen, nach Baylen marschiren und die Pässe
der Sierra Morena sperren möchten. (Man sehe die
Karte Nr. 44). Da man zu Cordova 24 französische
Meilen von Baylen entfernt war, vergrößerte diese
Entfernung die Gefahr in das Riesenhafte. Zu An
dujar war man allerdings nur noch 7 französische
Meilen von Baylen entfernt, aber doch 7 Meilen,
und es war sehr leicht möglich, daß der Feind unver
sehens nach den Pässen marschire. Ueberdies gab es
jenseits Baylen andere Ausgänge, durch welche man
gleichfalls nach den Engen der Sierra Morena ge
langen konnte: das war die Straße von Baeza und
Ubeda, die nach Carolina führte, wo jene Engen
eigentlich erst beginnen. Man mußte daher zu An
dujar Baylen, und nicht nur Baylen, sondern auch
Baeza und Ubeda beobachten, was Verdoppelung der
Anstrengungen forderte. Das Angemessenste wäre
gewesen, wenn man in den richtigen Gedanken, der
den Abmarsch aus Cordova veranlaßte, vollständig
eingegangen und nach Baylen selbst marschirt wäre
wo die bloße Anwesenheit der Armee den Eingan
zu den Engen behütet hätte, und von wo man mi
tels einiger Cavalleriepatrouillen die Nebenstraße v
Baeza und Ubeda leicht beobachten konnte.
len besaß noch andere Vortheile, es bot näml
schöne Stellung auf hohen Hügeln in ges
von wo man den ganzen Lauf des
übersehen und auf den Feind, der
schreiten wollte, stürzen konnte.
nur an einem einzigen Orte eine
dann mochte man eine Stell
men, um den Ueber
vertheidigen zu kön
auf einer Meng
konnte, war es
schende Stell
Alles über
gegangene
Schlucht

rmee, die erste
pten. So nach=
den so undurch=
empfahl, schrieb
r in der Haupt=
, über Segovia
denn, sagte er,
aber ein ernster
den Verlust der
ein, denn man
räumen müssen,
llung wieder zu

hat am 12. Juli
rle, mit der halben
aud) und mit der
mit 11,000 Mann
n, sowohl Chasseurs
rie der Garde. Mit
ntschlossen gegen das
olichen Spaniens, das
Blake und Cuesta be=

n Gregorio de la Cuesta
alle an der Brücke von
Leon zurückgezogen. Ob=
t der Insurrection, deren
rten Schlag zugezogen, hielt
Ruf wieder herzustellen, und
verworrenen Elemente, aus
armee bestand, einige Ordnung
tte 2 bis 3000 Mann reguläre
ähr 7 bis 8000 Freiwillige, Bür=
ute aus dem Volke, Bauern. Mit
ollte er das Aufgebot von Asturien
Galicien vereinigen, insbesondere das
m sich ein großer Theil der aus Por=
ekehrten Division Taranco befand, und
er das gewaltigere war. Die Asturier
r Allem an sich selbst, und da sie sich in
rgen für unbezwinglich hielten, so lange sie
lb derselben blieben, entsprachen sie der Auf=
ung Cuesta's nicht, sondern beschränkten sich
uf ihm drei Bataillone reguläre Truppen zu sen=
n. Die minder vorsichtige, aber viel hochherzigere
Junta von Coruña dagegen beschloß, sehr gegen die
Ansicht Blake's, des Nachfolgers des Generalcapitain
Filangieri, daß sämmtliche Streitkräfte der Provinz
nach den Ebenen von Altcastilien gesendet werden
sollten, dort das Loos der Waffen zu versuchen. Don
Joachim Blake, entsprossen aus einer jener katholischen
Familien Englands, die in Spanien ihr Glück such=
ten, war Militair von Profession, und in seinem
Berufe wohlbewandert. Er hatte die Stämme seiner
Linientruppen um einen Theil der Insurgenten ver=
mehrt und den andern Theil als Freiwilligenbataillone
organisirt, die er täglich exercirte, um ihnen einige
Haltung und Festigkeit beizubringen. Entweder
wünschte er nicht, sich jetzt schon mit den Franzosen
zu messen, oder er sah wirklich ein, bis zu welchem
Grade im Kriege eine gute Organisation über Alles

sorischen Corps hinzugefügt wurden. So bereitete man zu Bayonne eine beträchtliche Reserve vor, um den Schwierigkeiten dieses Kriegs, die sichtlich zunahmen, die Stirne zu bieten. Napoleon beschränkte sich nicht auf diese Vorsichtsmaßregeln. Da er besorgte, daß die Streifbanden aus Navarra, Aragonien und Obercatalonien die französische Grenze insultiren möchten, was für einen Eroberer, der zwei Monate zuvor Herr der ganzen Halbinsel von den Pyrenäen bis Gibraltar zu sein vermeinte, ein höchst widerwärtiges Ereigniß gewesen sein würde: so bildete er längs der Pyrenäen vier Colonnen, von denen jede 12 bis 1500 Mann stark war, und die aus der berittenen Gendarmerie, aus Elite-Nationalgarden, aus den als Schützencompagnien organisirten Gebirgsleuten der Pyrenäen, endlich aus einigen 100 Portugiesen bestanden, den Trümmern der nach Frankreich geschafften portugiesischen Armee. Diese Colonnen waren beauftragt, die Grenzen zu bewachen, jeden Versuch der Guerillas auf dieselbe zurückzuweisen, und im Nothfall am jenseitigen Abhange der Pyrenäen niederzusteigen, um den französischen Truppen, sobald sie es bedürften, bewaffneten Beistand zu leisten.

Das genügte jedoch für die östlichen Pyrenäen nicht, man mußte vielmehr dem in Barcelona blokirten General Duhesme zu Hülfe kommen. Die Dinge waren in Catalonien dahin gediehen, daß das Fort Figueras, in welches man im vergangenen März zur Zeit der Ueberrumpelung der spanischen Festungen eine kleine französische Besatzung gelegt hatte, gänzlich eingeschlossen und nahe daran war, sich aus Mangel an Lebensmitteln ergeben zu müssen.

Napoleon beschloß, ein kleines Corps von 7 bis 8000 Mann unter einem seiner fähigsten Adjutanten, des Generals Reille zu formiren, es mit einem Transport Lebensmitteln nach Figueras zu senden, und dann unter den Mauern von Girona mit dem General Duhesme zu vereinigen, so daß das Corps von Catalonien auf ungefähr 20,000 Mann gebracht wurde. Es war aber nicht leicht, eine solche Streitmacht in Roussilon zu sammeln, da in der Regel weder in der Provence, noch in Languedoc Truppen stationirten. Dennoch wußte Napoleon Rath zu schaffen. Zu der Colonne Gendarmerie, Nationalgarden, Pyrenäenschützen und Portugiesen, welche unter dem General Ritay die östlichen Pyrenäen bewachen sollten, fügte er zwei neuformirte italienische Regimenter, das eine Cavallerie, das andere Infanterie, welche einen Theil der toscanischen Truppen bildeten, und welche er zur glücklichen Stunde nach Avignon in Marsch zu setzen die Vorsicht gehabt hatte. In Piemont standen die Corps, aus denen die französische Division Chabran und die italienische Division Lechi gezogen worden waren. Er entlieh diesem Corps neuerdings Truppenabtheilungen, die wegen des Ueberflusses an Depots von Conscribirten leicht zu erlangen waren, und schrieb ihnen die Richtung nach Languedoc, unter dem Namen Marschbataillone von Catalonien, vor. Ueberdies zog er aus Marseille, Toulon und Grenoble mehrere dritte Bataillons, die in diesen Städten im Depot waren, ein Bataillon von der 5. Reservelegion, die zu Grenoble stand, endlich entlehnte er von allen Regimentern, die ihre Depots an den Ufern der Saone und Rhone hatten, und binnen wenigen Tagen Abtheilungen zu Wasser nach Avignon senden konnten, je eine Compagnie und bildete daraus zwei vortreffliche Bataillone, welche er das erste und zweite provisorische Bataillon von Perpignan nannte. Durch diese kluge Emsigkeit gelang es ihm, jenes zweite Corps für Catalonien in der Stärke von 7 bis 8000 Mann zu sammeln, ohne seine Truppen in Italien oder Deutschland merklich zu schwächen. Zum Glücke für ihn gestattete ihm die tiefe Ruhe, deren Frankreich sich erfreute, sich sogar der Depottruppen ohne Bedenken zu berauben. Nur boten diese Truppen von jedweder Herkunft und Formation, jene Italiener, diese Schweizer, die andern Portugiesen, wieder andere Franzosen, meist junge Leute und an den Krieg nicht gewöhnt, ein seltsames Gemisch dar und konnten nur mittels der Geschicklichkeit der Anführer, die über sie den Befehl erhielten, etwas werth werden.

Nachdem Napoleon diese Maßregeln getroffen hatte, um nach der spanischen Grenze die nöthigen Streitkräfte zu ziehen, beschäftigte er sich damit, über sie nach den Bedürfnissen des Augenblicks zu verfügen. Er hatte nach einander die drei Infanterieregimenter von der Weichsel, einen Theil der Division Verdier mit dem General Verdier selbst, viel Belagerungsgeschütz, und eine Colonne Elite-Nationalgarden aus den Pyrenäen gegen Saragossa in Marsch gesetzt, und es bildete das Ganze ein Corps von 10 bis 12,000 Mann. Da der General Lefebvre-Desnoettes blos Cavalleriegeneral war, beauftragte Napoleon den General Verdier mit der Leitung der Belagerung und gab ihm einen seiner Adjutanten, den General Lacoste, bei, um die Ingenieurarbeiten zu leiten. Alles ließ hoffen, daß man mit solchen Streitkräften und mit viel Artillerie zu Ende mit dieser aufgestandenen Stadt kommen werde. Um für alle Fälle zu sorgen, gab Napoleon noch einigen seiner alten, auf dem Marsche nach den Pyrenäen befindlichen Regimentern die Bestimmung nach Saragossa.

Darauf beschäftigte der Kaiser sich, aus den zu Bayonne angelangten Regimentern das Corps des Marschalls Bessières zu organisiren, welcher den Auftrag hatte, den Marsch Joseph's nach Madrid zu decken, und den Insurgenten des nördlichen Spaniens, die täglich mehr und zwar auf eine sehr beunruhigende Art von sich reden machten, die Stirne zu bieten. Von den sechs alten Regimentern, die zuerst den Marschbefehl empfangen hatten, waren vier angelangt, das 4. leichte und 15. von der Linie, das 2. und 12. leichte, dann die zwei Pariser Bataillone. Napoleon stellte sie unter den Befehl des Divisionsgenerals Mouton, der seit dem Einmarsche der Franzosen in Spanien sich befand, und bildete aus ihnen zwei Brigaden. Die erste war aus dem 2. und 12. leichten Regimente und aus Abtheilungen der kaiserlichen Garde zusammengesetzt, und wurde von dem General Rey befehligt. Die zweite bestand aus

dem 4. leichten und 15. Linienregimente nebst einem Bataillon Pariser Garde, und ihr Befehlshaber war der General Reynaud. Die ehemalige Division des Generals Verdier, von dem ein Theil ihm nach Saragossa gefolgt war, wurde mit der Division Merle verschmolzen und in vier Brigaden unter den Generalen Darmagnac, Gaulois, Sabattier und Ducos formirt. Der General Lasalle, der schon das 10. und 22. Regiment Chasseurs und eine Abtheilung der Grenadiere und Chasseurs zu Pferde hatte, erhielt auch das 26. Chasseurs-, und ein provisorisches Dragonerregiment. Die Division Mouton konnte zu 7000 Mann, die Division Merle zu 8000 und einige Hundert, die Division Lasalle zu 2000 Mann geschätzt werden, im Ganzen also 17,000 Mann. Verschiedene kleine Corps, aus Depots, Reconvalescenten, Marschbataillons und Marschschwadronen bestehend, lagen als Besatzungen zu San-Sebastian, zu Vittoria, zu Burgos, um diese Städte zu sichern, und brachten auf 21,000 Mann das Corps des Marschalls Bessières, welches die Bestimmung hatte, das nördliche Spanien im Zaum zu halten, die Insurgenten von Castilien zu erdrücken, die Straße nach Madrid zu decken und den König Joseph zu geleiten.

So hatte Napoleon nach und nach bereits mehr als 110,000 Mann nach Spanien gesendet, von denen 50,000 in und jenseits Madrid unter dem General Dupont, dem Marschall Moncey und dem General Savary zwischen Andujar, Valencia und Madrid vertheilt waren; von denen 20,000 unter den Generalen Reille und Duhesme sich in Catalonien befanden; 12,000 vor Saragossa unter dem General Verdier, 21 bis 22,000 um Burgos unter dem Marschall Bessières standen, und einige Tausend in den verschiedenen Grenzdepots zerstreut waren. Gegen Linientruppen und für einen regelmäßigen Krieg mit Spanien wäre das viel, vielleicht mehr als nöthig gewesen, obschon unsere Soldaten jung und wenig an den Krieg gewöhnt waren. Gegen ein ganzes aufgestandenes Volk aber, das im offenen Felde nirgends Stand hielt, aber jede Stadt und jedes Dorf verbarrikadirte, die Zufuhren auffing, die Verwundeten ermordete und jedes Corps zu Entsendungen zwang, die es so schwächten, daß es fast zu Nichts einschrumpfte, war das, wie man sehen wird, sehr wenig. Man bedurfte sofort noch 60 bis 80,000 Mann alter Truppen zur Unterdrückung dieses furchtbaren Aufstandes und sie wäre vielleicht gelungen. Aber Napoleon wollte nur aus seinen Depots am Rheine, in den Alpen und an den Küsten schöpfen, und hatte nicht im Sinne, die großen Armeen zu vermindern, die seine Herrschaft über Deutschland, Italien und Polen sicherten: ein neuer Beweis jener in dieser Geschichte so oft wiederkehrenden Wahrheit, daß es unmöglich war, zugleich in Polen, Deutschland, Italien und Spanien zu kriegen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, auf dem einen oder andern dieser Kriegsschauplätze und bald auch auf allen nicht hinlänglich stark zu sein.

Da die Zeit zum Einzuge Joseph's in Spanien gekommen war, entschied Napoleon, daß eine der beiden Brigaden der Division Mouton, die Brigade Rey, den neuen König zu Jaen in ihre Mitte nehme, und ihn im ganzen Commando des Marschalls Bessières, das sich von Bayonne bis Madrid erstreckte, geleite. Joseph's Minister O'Farrill, Azanza, Cevallos, Urquijo, von denen die einen aus dem Conseil Ferdinand's VII. selbst, die andern aus den frühern Cabinetten genommen und durch die dringende Nothwendigkeit, Spanien durch ihren Beitritt zur neuen Dynastie einen schrecklichen Krieg zu ersparen, vereint waren, begleiteten ihn nebst den Mitgliedern der ehemaligen Junta. Mehr als 100 Wagen, welche im Schritt mit den Truppen fuhren, bildeten den königlichen Zug. Joseph war liebreich und leutselig, sprach aber sehr schlecht spanisch, kannte Spanien selbst noch weniger, und erinnerte durch sein Aeußeres, seine Sprache und seine Fragen nur zu sehr daran, daß er ein Ausländer sei. Daher wurde er mit einem ganz natürlichen Mißwollen empfangen und beurtheilt, und bot den ungünstigsten Schilderungen Stoff. Jeden Abend, wenn er an dem Orte, wo er übernachten wollte, angekommen war, bestrebte er sich, mit den vornehmsten Einwohnern, die er nur mit Mühe um sich zu sammeln vermochte, sich zu unterhalten, gab ihnen aber durch seine ausländischen Manieren und durch seinen unspanischen Accent nur Anlaß zum Lachen. Obschon er sie zuweilen durch seine unverkennbare Güte rührte, gingen sie doch hin und machten tausend mehr oder minder lächerliche Schilderungen von dem aufgedrungenen Könige, wie sie ihn nannten. Der größere Theil gefiel sich in der Behauptung, Joseph sei zu bedauern, sei wider seinen Willen genöthigt worden über Spanien zu herrschen, sei ein Opfer des Tyrannen, der seine Familie so gut wie die Welt unterdrücke.

Die Eindrücke auf Joseph zu Irun, zu Tolosa, zu Vittoria waren tieftraurig; seine schwache Seele, die schon während des Aufenthaltes zu Bayonne sich nach dem Königreiche Neapel mehr als einmal zurückgesehnt hatte, erfüllte sich mit bitterster Betrübniß bei der Wahrnehmung, daß das Volk, über welches er zu herrschen berufen worden, wie ein Mann sich erhoben habe, die Franzosen niedermetzele, und von ihnen niedergemetzelt werde. Schon von Vittoria aus trugen die Briefe Joseph's das Gepräge heftigen Schmerzes. „Ich habe Niemanden für mich," waren die ersten Worte, die er an den Kaiser schrieb und die er am öftersten wiederholte. — „Wir müssen 50,000 Mann alter Truppen und 50 Millionen haben, und wenn Sie säumen, so brauchen wir 100,000 Mann und 100 Millionen —" das war jeden Abend der Schluß seiner Briefe. Indem er den französischen Generalen die schwere Sorge überließ, die Empörung zu unterdrücken, behielt er sich ganz natürlich die Rolle der Milde und Güte vor, und zu seinen täglichen Bitten um Menschen und Geld gesellte er tägliche Beschwerden über die Ausschweifungen der französischen Truppen, zu deren beständigem Ankläger wie zum beständigen Lobredner der Insurgenten er sich machte: eine Art des Tadels, die gar bald zwischen ihm und der Armee bösen Zwiespalt erregen

und den Kaiser selbst erzürnen mußte. Es ist nur zu wahr, daß unsere Soldaten viele Ausschweifungen begingen; dieselben waren jedoch unendlich geringer, als jene Wiedervergeltung, welche die schreckliche Grausamkeit, deren Opfer sie nur zu oft wurden, eigentlich verdient hätte.

Es hätte dieser Correspondenz nicht bedurft, um Napoleon den ganzen Umfang des von ihm begangenen Fehlers zu enthüllen, obschon er ihn nicht Wort haben wollte. Er wußte jetzt Alles, er kannte die Allgemeinheit, Nachhaltigkeit und Heftigkeit der Insurrection. Nur daß er, weil die Insurgenten im freien Felde stets so schnell zur Flucht sich gewendet hatten, hoffte, er vermöge die Insurrection doch noch ohne einen zu großen Aufwand von Streitkräften zu bewältigen. — „Fassen sie sich in Geduld," schrieb er an Joseph, „und seien Sie guten Muthes. Ich werde es Ihnen an keinerlei Hülfe fehlen lassen; Sie werden Truppen in hinlänglicher Menge erhalten; Geld wird Ihnen in Spanien mittels einer leidlichen Verwaltung niemals fehlen. Aber machen Sie sich nicht zum Ankläger meiner Soldaten, deren Hingebung Sie und ich Alles verdanken. Sie haben mit Räubern zu thun, die sie ermorden, und die nur durch Schrecken in Zaum gehalten werden können. Suchen Sie sich die Liebe der Spanier zu erwerben, aber entmuthigen Sie die Armee nicht, denn das wäre ein nicht wieder gut zu machender Fehler." — Beineben erließ Napoleon die strengsten Verhaltungsbefehle an seine Generale, und schärfte ihnen ausdrücklich ein, nichts zu nehmen, aber mit mitleidsloser Strenge gegen die Insurgenten zu verfahren. Nicht plündern, sondern erschießen lassen, um sowohl den Beweggrund zum Aufruhr hinwegzuräumen, als den Geschmack an ihm abzustumpfen, dieser Befehl findet sich am öftersten in seiner Correspondenz.

Während die Reise Joseph's im Infanterieschritte vor sich ging, dauerte der Kampf mit wechselndem Glücke in Aragonien und in Altcastilien fort. Der General Verdier gebot, als er mit 2000 Mann von seiner Division vor Saragossa anlangte, wohin Napoleon nacheinander verschiedene Verstärkungen gesendet hatte, namentlich polnische Infanterie und Marschregimenter, über ungefähr 12,000 Mann und über eine zahlreiche von Pampelona gekommene Artillerie. Schon hatte er durch den General Lefebvre-Desnoettes die äußern Positionen wegnehmen lassen, hatte die Belagerten auf den Platz selbst beschränkt und unter Mitwirkung des Generals Lacoste zahlreiche Batterien errichtet. Auf das lebhafte Andringen Napoleon's beschloß er, am 1. und 2. Juli mit 20 Geschützen von schwerem Caliber und mit 10,000 zum Sturme geführten Infanteristen einen entscheidenden Angriff zu versuchen. Die Stadt Saragossa liegt ganz am rechten Ebroufer und hat am linken nur eine Vorstadt. (Man sehe die Karte No. 45.) Unglücklicherweise war es trotz der wiederholten Befehle des Kaisers noch nicht gelungen, eine Brücke über den Ebro zu schlagen, damit man die Cavallerie nach allen Richtungen aussenden und den Belagerten jede Verbindung nach Außen abschneiden könne. Lebensmittel, Munition, Verstärkungen an Deserteuren und Insurgenten gelangten durch die Vorstadt am linken Ufer mit Leichtigkeit in die Stadt, in der sich schließlich fast alle Insurgenten Aragoniens vereinigt hatten. Saragossa, das wie gesagt ganz am rechten Ufer des Ebro liegt, war von einer starken Mauer umgeben, die zur Linken von einem festen Schlosse, das man das der Inquisition nannte, in der Mitte von dem großen Kloster Santa-Engracia, und zur Rechten gleichfalls von einem großen Kloster, welches zum heiligen Joseph hieß, flankirt wurde. Der General Verdier hatte eine gewaltige Breschebatterie gegen das Schloß gerichtet und behielt den Angriff auf dasselbe, den schwierigsten und entscheidensten von allen, sich persönlich vor. Zwei andere Breschebatterien hatte er gegen das Kloster Santa-Engracia in der Mitte, und gegen das Kloster St. Joseph zur Rechten gerichtet, und diese beiden Angriffe dem General Lefebvre-Desnoettes anvertraut.

Am 1. Juli eröffneten 20 Mörser und 12 Haubitzen, unterstützt von der ganzen Feldartillereie, ihr Feuer sowohl gegen die großen Gebäude, welche die Ringmauer flankirten, als gegen die Stadt selbst. Mehr als 200 Bomben und 1200 Granaten wurden auf die unglückliche Stadt geworfen und steckten sie an mehrern Stellen in Brand, ohne daß die Vertheidiger, die ihr größtentheils nicht angehörten und, weil sie in den, den Angriffspunkten nahen Häusern postirt waren, nicht viel Einbuße erlitten, auch nur im Mindesten erschüttert worden wären. Unter der Leitung einiger spanischer Ingenieuroffiziere hatten sie 40 Geschütze in Batterie gestellt, welche den unsrigen nachdrücklich antworteten. An allen Punkten, gegen welche wir einen Anlauf nehmen konnten, hatten sie Colonnen Soldaten, meist Deserteure aus den Reihen der spanischen Armee; in den Häusern lagen nicht weniger als 10,000 Bauern im Hinterhalte. Nachdem breite Breschen im Inquisitionsschlosse und in den beiden Klöstern, welche die Ringmauern flankirten, gelegt waren, schritten unsere Truppen mit der Hitze junger und unerfahrener Soldaten zum Sturme. Auf der Bresche des Inquisitionsschlosses bekamen sie jedoch ein so schreckliches Feuer, daß sie stutzig wurden, und trotz aller Bemühungen der Offiziere nicht weiter vorzudringen wagten. Ganz dasselbe trug sich im Centrum am Engraciakloster zu. Nur zur Rechten gelang es dem General Habert, sich des Josephsklosters und mit demselben eines Eingangs in die Stadt zu bemächtigen. Als er aber in diese selbst eindringen wollte, fand er die Straßen verbarrikadirt und die Mauern der Häuser mit Tausenden von Schießscharten versehen, welche einen Hagel von Kugeln ausspieen. Die Soldaten von Austerlitz und Eylau würden diesem Kugelregen allerdings mit mehr Kaltblütigkeit getrotzt, aber gegen materielle Hindernisse solcher Art vielleicht größere Fortschritte auch nicht gemacht haben. Es lag klar am Tage, daß man gegen einen solchen Widerstand neuer und gewaltigerer Zerstörungsmittel bedurfte, und daß man, statt Leute zu verlieren, welche schutzlos gegen jene Häuser anrückten, vielmehr diese über

den Häuptern ihrer Vertheidiger in Trümmer schießen müsse.

Der General Verdier behielt das Kloster, dessen er sich zur Rechten bemächtigt hatte, und ließ seine Truppen in ihre Quartiere zurückkehren. Sie verloren 4 bis 500 Mann an Todten und Verwundeten, im Verhältnisse zur effectiven Stärke von nur 10,000 Mann, eine gewiß äußerst beträchtliche Einbuße. Die große Zahl der Offiziere, die von Kugeln getroffen worden, bewies, welche Anstrengungen dieselben hatten machen müssen, um solchen Schwierigkeiten gegenüber diese jungen Soldaten standhaft zu erhalten.

General Verdier beschloß, Verstärkungen, vor Allem an grobem Geschütze, abzuwarten, bevor er den Angriff auf einen Platz erneuere, von dem man geglaubt hatte, man werde ihn binnen wenigen Tagen bezwingen, der aber viel länger aushielt als eine regelmäßig befestigte Stadt. Auf diese Nachricht von diesem Zustande der Dinge schickte Napoleon ihm sofort das eben angekommene 14. und 44. Linienregiment und mehrere Züge schwerer Artillerie.

Die Nachricht von dem Widerstande Saragossa's erregte im ganzen nördlichen Spanien ungeheure Freude, und steigerte in ganz besonderem Grade die Prahlerei der Spanier. Als Joseph zu Briviesca ankam, gelangten zu ihm von allen Seiten die Beweise ihres Hasses gegen die Franzosen und ihres Vertrauens in die eigne Kraft. Allenthalben traf er entweder Menschenleere, oder Kälte, oder unerhörte Gesteigertheit des Stolzes, gleich als ob die Spanier über uns die tausend Siege erfochten hätten, die wir über Europa davon getragen haben. Insbesondere war die Armee des Don Gregorio de la Cuesta und des Don Joachim Blake, welche aus den Insurgenten Galiciens, Leons, Asturiens, Altcastiliens bestand, und über Benavente auf Burgos marschirte, der Hauptpfeiler ihrer Hoffnungen. Sie zweifelten nicht im Mindesten, daß diese Armee demnächst einen glänzenden Sieg über den Marschall Bessières davon tragen werde, und daß dann gedachter Sieg sammt dem Widerstande von Saragossa, wie sie meinten, nicht verfehlen könne, das ganze nördliche Spanien zu befreien. Aus dem Süden hatte man keine zuverlässigen Nachrichten; aber die schlimmen Gerüchte über das Schicksal des Marschalls Moncey im Königreiche Valencia und des Generals Dupont in Andalusien, mehrten und steigerten sich täglich, und es sagten die Spanier, daß beide demnächst ganz gewiß sich zurückziehen müßten, um die im Norden erlittenen Verluste der Franzosen zu ersetzen. Uebrigens war es auch Napoleon's Ansicht, daß im gegenwärtigen Augenblicke die größte Gefahr im Norden drohe, weil derselbe die Operationsbasis unserer Armeen in Spanien war. Er hatte daher dem Marschall Bessières befohlen, mit den beiden Divisionen Merle und Mouton (weniger die bei Joseph gelassene Brigade Rey) und mit der Cavalleriedivision Lasalle rasch gegen Blake und Cuesta zu marschiren, sich auf sie zu stürzen und sie um jeden Preis zu schlagen. Herr im Norden auf der Straße von Bayonne nach Madrid zu sein, war ihm zufolge, das erste Interesse der Armee, die erste Bedingung sich in Spanien zu behaupten. So nachdrücklich er auch dem General Savary den so undurchdringlichen, so wenig bekannten Süden empfahl, schrieb er ihm doch vor, alle Truppen, die er in der Hauptstadt nicht durchaus nothwendig habe, über Segovia dem Marschall Bessières zu senden; denn, sagte er, ein Unfall im Süden wäre ein Uebel, aber ein ernster Unfall im Norden würde vielleicht den Verlust der Armee, jedenfalls des Feldzugs sein, denn man würde drei Viertheile der Halbinsel räumen müssen, um die im Norden verlorne Stellung wieder zu gewinnen.

Der Marschall brach in der That am 12. Juli von Burgos mit der Division Merle, mit der halben Division Mouton (Brigade Reynaud) und mit der Division Lasalle auf, im Ganzen mit 11,000 Mann Infanterie und mit 1500 Pferden, sowohl Chasseurs und Dragoner als auch Cavallerie der Garde. Mit diesen Streitkräften rückte er entschlossen gegen das große Insurgentenheer des nördlichen Spaniens, das wie gesagt von den Generalen Blake und Cuesta befehligt wurde.

Der Generalcapitain Don Gregorio de la Cuesta hatte sich nach seinem Unfalle an der Brücke von Cabezon in das Königreich Leon zurückgezogen. Obschon sehr unzufrieden mit der Insurrection, deren Tollheit ihm einen so harten Schlag zugezogen, hielt er doch darauf, seinen Ruf wieder herzustellen, und hatte versucht, in die verworrenen Elemente, aus denen die Insurgentenarmee bestand, einige Ordnung zu bringen. Er hatte 2 bis 3000 Mann reguläre Truppen und ungefähr 7 bis 8000 Freiwillige, Bürger, Studenten, Leute aus dem Volke, Bauern. Mit diesen Schaaren wollte er das Aufgebot von Asturien und jenes von Galicien vereinigen, insbesondere das letztere, bei dem sich ein großer Theil der aus Portugal zurückgekehrten Division Taranco befand, und welches daher das gewaltigere war. Die Asturier dachten vor Allem an sich selbst, und da sie sich in ihren Bergen für unbezwinglich hielten, so lange sie innerhalb derselben blieben, entsprachen sie der Aufforderung Cuesta's nicht, sondern beschränkten sich darauf ihm drei Bataillone reguläre Truppen zu senden. Die minder vorsichtige, aber viel hochherzigere Junta von Coruña dagegen beschloß, sehr gegen die Ansicht Blake's, des Nachfolgers des Generalcapitain Filangieri, daß sämmtliche Streitkräfte der Provinz nach den Ebenen von Altcastilien gesendet werden sollten, dort das Loos der Waffen zu versuchen. Don Joachim Blake, entsprossen aus einer jener katholischen Familien Englands, die in Spanien ihr Glück suchten, war Militair von Profession, und in seinem Berufe wohlbewandert. Er hatte die Stämme seiner Linientruppen um einen Theil der Insurgenten vermehrt und den andern Theil als Freiwilligenbataillone organisirt, die er täglich exercirte, um ihnen einige Haltung und Festigkeit beizubringen. Entweder wünschte er nicht, sich jetzt schon mit den Franzosen zu messen, oder er sah wirklich ein, bis zu welchem Grade im Kriege eine gute Organisation über Alles

entscheide, kurz er verlangte noch mehrere Monate, bevor der Marsch nach den Ebenen von Castilien angetreten würde, und begehrte, daß man ihn inzwischen seine Armee hinter den Bergen von Galicien discipliniren lasse. Er mußte indeß dem Willen der Junta nachgeben, den Marsch antreten und bis Benavente vorrücken. Er hätte 27 bis 28,000 Mann, zur Hälfte alte, zur Hälfte neue Bataillone mitbringen können; er ließ aber zwei Divisionen an den Zugängen der Gebirge zurück, und schlug mit dreien, die eine effective Streiterzahl von 15 bis 18,000 Mann hatten, die Straße nach Valladolid ein. Am 12. Juli vollzog er seine Vereinigung mit Cuesta in der Umgegend von Medina del Rio-Seco. Diese beiden Generale waren nicht geartet, um sich gegenseitig wohl einzuverstehen. Der eine war hochfahrend und mürrisch, der andere unzufrieden, daß er es in offenem Felde mit einem bisher unbesiegbaren Feinde aufnehmen solle, und folglich nicht geneigt, sich nachgiebig zu zeigen. Cuesta übernahm als älterer General den Oberbefehl und hatte zu Medina del Rio-Seco eine Zusammenkunft mit seinem Collegen, um ihre Operationen zu verabreden. Beide vereint konnten 26 bis 28,000 Mann in Schlachtlinie stellen. Mit besseren Truppen würden sie gegen die Franzosen, die nur in einer Zahl von 11 bis 12,000 Mann erschienen, einige Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich gehabt haben.

Medina del Rio-Seco liegt auf einer Hochfläche. Links (von Seite der Spanier gesehen) befindet sich die Straße von Burgos und Palencia, auf welcher die Franzosen heranrückten, rechts die von Valladolid. Eine französische Cavallerieabtheilung, welche das Land zwischen den beiden Straßen säuberte, führte die in Recognoscirungen wenig geübten spanischen Generale in den Irrthum, zu glauben, der Feind rücke auf der Straße von Valladolid, also zu ihrer Rechten heran. Es war den 13. Juli Abends. Durch den Schein getäuscht, benutzte der General Blake die Nacht, um sein Armeecorps rechts von Medina quer über die Straße von Valladolid aufzustellen. Bei Tagesanbruch, der in dieser Jahreszeit zu einer sehr frühen Stunde erfolgt, erkannten die spanischen Generale, daß sie sich getäuscht hatten. Cuesta, der sich später in Bewegung gesetzt, machte auf seinem Marsche Halt und trug Sorge sich links an die Straße von Palencia zu lehnen, auf welcher die Franzosen vorrückten. Da er sich für mehr gefährdet hielt, verlangte er von Blake Unterstützungstruppen, und dieser sandte ihm sogleich eine seiner Divisionen. So standen denn die spanischen Generale in zwei Linien, von denen die erste vorwärts und mehr zur Rechten stand und von Blake befehligt wurde, die zweite aber ziemlich weit rückwärts von der ersten und mehr zur Linken stand und von Cuesta befehligt wurde. In dieser Stellung blieben sie unbeweglich und erwarteten die Franzosen auf dem obern Theile der Hochfläche, da sie viel zu wenig Manoeuvrirkunst besaßen, um im Angesichte des Feindes die Stellung, die sie genommen hatten, zu rectificiren.

Dem Marschall Bessières blieb nach einem schnellen Marsche eine Streitmacht von ungefähr 9 bis 10,000 Mann Infanterie und 1200 Pferden, gegenüber von 26 bis 28,000 Mann. Dennoch empfand er nicht die mindeste Besorgniß, denn er hatte von seinen Soldaten die höchste Meinung. Mit zwei alten Regimentern, dem 4. leichten nämlich und dem 15. von der Linie, und mit einigen Schwadronen der kaiserlichen Garde fühlte er sich gewaltig genug, Alles was vor ihm stand, zu durchbrechen. Der tapfere Bessières, ein in der Schule Murat's gebildeter Reiteranführer und wie dieser in der Gascogne geboren, hatte viel von dessen Auffälligkeit, Raschheit und Bravour an sich. Er rückte mit seinen Truppen bis an den Fuß der Hochfläche von Medina del Rio-Seco und gewahrte in der Ferne die beiden spanischen Linien, von denen die eine hinter der andern stand, und die zweite mit ihrem linken Flügel die erste weit überragte. Er beschloß den weiten Abstand zwischen ihnen zu benutzen, um anfangs der ersten in die Flanke zu gehen und nach ihrer Durchbrechung sich in Masse auf die zweite zu stürzen. Er ging sofort vorwärts; der General Merle auf dem linken Flügel sollte die Linie Blake's angreifen; der General Mouton dagegen auf dem rechten Flügel, sollte Merle flankiren, dann gegen die Linie Cuesta's losbrechen. Die Cavallerie folgte unter dem tapfern glänzenden Lasalle.

Unsere jungen Truppen theilten das Vertrauen ihrer Generale und stiegen mit Zuversicht die Höhe hinan. Entschlossen rückten sie auf den linken Flügel der Linie Blake's los, obschon sie ein heftiges Kanonenfeuer auszuhalten hatten, wie denn die Artillerie in der spanischen Armee das Beste war. Auf Flintenschußweite angekommen gaben sie Feuer, und ihre Schüsse waren richtig gezielt, denn sie waren seit ihrer Ankunft in Spanien emsig eingeübt worden. Dann gingen sie mit dem Bajonnete im Sturmschritte auf die feindliche Linie los. Die Spanier hielten nicht Stand; ein Angriff des Generals Lasalle mit seinen Chasseurs warf sie vollends über den Haufen, und der geschlagene linke Flügel der ersten spanischen Linie stellte die zweite vollkommen bloß. Ein Theil dieser letztern machte bei diesem Anblicke aus eignem Antriebe eine Bewegung vorwärts, versuchte unsern Truppen wacker die Stirn zu bieten, benutzte den Umstand, daß dieselben durch den Erfolg selbst etwas auseinander gekommen waren, hielt sie in der That einen Augenblick auf, legte Hand an eine unserer Batterien, die der Infanterie gefolgt war und wurde bei dieser Anstrengung durch die königlichen Leibwachen und Carabiniers unterstützt, welche tapfer einhieben. Die spanischen Infanteristen hielten sich schon für Sieger, warfen ihre Hüte empor und schrieen Viva el rey! Der Marschall Bessières hatte aber eine Reserve von 300 Pferden, sowohl Grenadiere als Jäger zu Pferde der kaiserlichen Garde, welche im Galopp vorwärts sprengten und ihrerseits riefen „Es lebe der Kaiser! Keine Bourbonen mehr in Europa!" Sie warfen im Augenblicke die königlichen Leibwachen und Carabiniers über den Haufen und spielten ihnen so mit, wie sie zu

Austerlitz der Chevaliergarde des Kaisers Alexander mitgespielt hatten. Da wendete der General Merle, nachdem er die erste Linie, jene Blake's vollständig geworfen hatte, sich gegen das Centrum der zweiten, jener Cuesta's, welche bereits der General Mouton anzugreifen begonnen hatte. Sie hielt dem doppelten Angriffe der jungen Soldaten des Generals Merle und der alten Soldaten des Generals Mouton nicht lange Stand. Die zweite spanische Linie wurde wie die erste geworfen, gab Fersengeld, floh in Unordnung über die Hochebene von Medina del Rio-Seco und suchte sich in diese Stadt zu retten. Sofort sprengten 1200 Reiter Lasalle's auf diese Masse von 25,000 Fliehenden, welche von unbeschreiblichem Schrecken ergriffen waren, die Waffen wegwarfen und Geheul der Verzweiflung ausstießen, ein und richteten unter ihnen ein fürchterliches Gemetzel an. Bald bot die weite Ebene ein höchst jammervolles Schauspiel dar, denn sie war mit 4 bis 5000 Unglücklichen besäet, die von unsern Reitern niedergemetzelt worden waren. Die großen Schlachtfelder des Nordens, die wir mit so vielen Leichen bedeckt haben, waren nicht schrecklicher anzusehen. 18 Feuerschlünde, viele Fahnen und eine Menge auf der Flucht weggeworfene Gewehre fielen in unsere Gewalt. Während die Cavallerie, die kein anderes Mittel hatte, Gefangene zu machen, als ihnen Säbelwunden beizubringen, im Niederhauen immer hitziger wurde, ging die Infanterie auf die Stadt Medina los. Die Einwohner hielten auf den falschen Bericht einiger Soldaten, die das Schlachtfeld vor Ende des Kampfes verlassen hatten, die spanische Armee für siegreich und waren alle an den Fenstern. Bald aber wurden sie durch den Strom von Flüchtlingen, der sich unter ihren Augen vorüber wälzte, grausam enttäuscht. Ein Theil der spanischen Soldaten fand hinter Mauern seinen Muth wieder und schickte sich zum Widerstande an. Der General Mouton drang mit dem 4. leichten und 15. Linienregimente mit gefälltem Bajonnet ein und überwältigte alle ihm entgegengesetzten Hindernisse. In Mitte dieses Tumultes verfuhren die Soldaten wie in einer mit Sturm genommenen Stadt, und schritten zur Plünderung Medina's, welches einige Stunden ihrer Willkür preisgegeben war. Die Franziskanermönche, die aus den Fenstern ihres Klosters geschossen hatten, mußten über die Klinge springen.

Dieser blutige Sieg, der uns das ganze nördliche Spanien unterwarf und von einer Art war, um die Insurgenten dieser Landstriche für lange Zeit vom Niedersteigen in die Ebene abzuhalten, hatte uns nicht mehr als 70 Todte und 300 Verwundete gekostet. Er war das glückliche Ergebniß eines gut ausgedachten und mit großer Kraft ausgeführten Angriffes.

Am andern Morgen brachte der Marschall Bessières seine Armee wieder in Ordnung, und rückte rasch auf Leon vor, um die Insurgenten vollends zu zerstreuen, welche mit aller Schnelligkeit ihrer Beine, und die der spanischen ist berühmt, davonliefen.

Die Kunde unseres Siegs bei Rio-Seco brachte, für den Augenblick wenigstens, eine unendliche Wandelung in der Sprache und in den Ansichten der Spanier hervor. Sie glaubten nicht mehr so steif, daß der Norden, das heißt die Straße nach Madrid, uns entrissen und daß mit dem Verluste der Operationsbasis auch unser ganzer Halt auf der Halbinsel vernichtet werden würde.

Joseph, fortwährend mit derselben Langsamkeit reisend, war zu Burgos angekommen. Er hatte sich bestrebt, auf seinem Wege die Herzen durch Zuvorkommenheit und Schaustellung von Humanität zu gewinnen, indem er den französischen Soldaten immer unrecht, den Insurgenten immer recht gab. Da er indeß gewahrte, daß die Eroberungen, die er dergestalt machte, kein Ersatz für die Zeit waren, die er verlor, und von dem General Savary die wiederholte Einladung erhielt, sich seiner neuen Hauptstadt zu zeigen, vor Allem aber durch den Sieg von Rio-Seco beruhigt war: machte er dieser unnützen Liebelei gegen eine Bevölkerung, die kaum auf sie achtete, ein Ende und begab sich in einem Zuge von Burgos nach Madrid. Er zog in diese Hauptstadt am 20. Juli in Mitte einer kalten Neugierde ein, und vernahm keinen anderen Freudenzuruf als den der französischen Armee, welche, obschon mit ihm wenig zufrieden, in seiner Person den ruhmgekrönten Kaiser begrüßte, für den zu kämpfen und zu sterben sie nach allen Orten zu eilen bereit war.

Obschon Joseph nach einem Siege der französischen Armee, welcher die Wagschale der Meinung zu seinen Gunsten hätte neigen sollen, in Madrid eingezogen war, stieß er doch hier wie überall auf einen Widerwillen, sich seiner Person zu nähern, der wahrhaft in Verzweiflung zu setzen geeignet war. Die Minister, die den Antrag, ihm zu dienen, angenommen hatten, geriethen in Bestürzung und erklärten ihm, daß sie, wenn sie geahnt hätten, bis zu welchem Grade das Land dem neuen Königthume abgeneigt sei, sie sich auf dessen Seite nicht gestellt haben würden. Die Mitglieder der Junta, die ihn begleitet hatten, zerstreuten sich allmälig. Der hohe Rath von Castilien, so oft angeschuldigt, sich zu Allem, was Murat gewollt, hergegeben zu haben, verweigerte den Eid. Nur die Mitglieder der Geistlichkeit, treu dem Grundsatze: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist!“ waren erschienen, in ihm das factische Königthum, vor Allem aber den Bruder des Urhebers des Concordates zu begrüßen. Joseph erklärte sich vor ihnen auf die zweifelloseste Weise zu Gunsten der Religion. Seine Worte und besonders sein Benehmen rührten sie, und die Sprache, die sie nach dieser Unterredung führten, verfehlte nicht, einen guten Eindruck in Madrid hervorzubringen. Das diplomatische Corps hatte, aus Rücksicht nicht für den neuen König von Spanien, sondern für den Kaiser der Franzosen, sich beeifert, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Einige Granden von Spanien, die gewöhnlichen und unvermeidlichen Genossen des Hofes, hatten nicht umhin gekonnt, sich zu präsentiren und aus dem Allen, französischen Generalen, Gesandten der auswärtigen Höfe, hohen Geistlichen und Höflingen, die aus Ge-

wohnheit erschienen, vermochte Joseph einen Hof von ziemlich gutem Aussehen zu bilden, welcher durch schnelle Siege leicht in einen wenn auch nicht geliebten, doch geachteten und Gehorsam findenden Hof, hätte verwandelt werden mögen.

Im Norden zwar hatte man einen glänzenden Sieg erfochten; sehr zweifelhaft aber war es, ob man auch im Süden einen ähnlichen erringen werde. Ein voller Monat war ohne Nachricht von dem General Dupont vergangen, und um zu erfahren was aus ihm geworden, hätte seine zweite Division, die des Generals Wedel, die man ihm geschickt, um ihn frei zu machen, der Engen der Sierra Morena sich mit gewaffneter Hand bemächtigen müssen. Man kannte damals nur die Einnahme von Cordova, die nachfolgende Räumung dieser Stadt und die Festsetzung der Armee zu Andujar. Seitdem hatte die Insurrection sich hinter ihm und dem General Wedel geschlossen, wie das Meer hinter einem es durchfurchenden Schiffe, und man war neuerdings ohne alle Nachricht in Betreff seiner. Was den Marschall Moncey angeht, wußte man ganz ebenso lange Zeit nichts von seinem Schicksale, bis man es endlich erfuhr. Folgendes ist, was ihm während der so verschiedenartigen Ereignisse in Castilien, Aragonien, Catalonien und Andalusien widerfahren.

Wir haben ihn zu Cuenca warten sehen, bis der General Chabran bis Castellon de la Plana würde vorrücken können, während im Gegentheil der General Chabran zur Umkehr genöthigt worden war, um von Barcelona nicht ganz abgeschnitten zu werden. Derselbe hatte sogar große Anstrengungen machen müssen, um durch die insurgirten Ortschaften Arbos, Vendrell und Villafranca zu gelangen und sich wieder mit seinem Oberbefehlshaber zu vereinigen, der ihm bis Bruch entgegenmarschirt war. Beide kehrten nach Barcelona zurück, wo sie jeden Tag den Insurgenten, die bis zu den Thoren der Stadt kamen, um sie anzugreifen, blutige Gefechte liefern mußten.

Der Marschall Moncey, der von diesen Umständen nichts wußte, war vom 11. bis zum 17. Juni zu Cuenca geblieben und hatte darauf in der Meinung, diese Zeit habe hingereicht, daß der General Chabran sich Valencia nähere, auf der fast ungangbaren Straße von Requena sich in Bewegung gesetzt, wobei er zu seinem nur allzulangen Verweilen eine Langsamkeit des Marschirens fügte, die zwar seiner Truppe, die keinen Mann zurückließ, sehr zu Statten kam, dem allgemeinen Ineinandergreifen der Operationen aber sehr schadete. Er kam durch Tortola, Buenache und langte am 20. Juni zu Minglanilla an. Am 21. erreichte er das Ufer des Cabriel und hatte vor sich mehrere feindliche Bataillone, darunter ein schweizerisches, welche an der Brücke von Pajazo in einer Stellung waren, die wegzunehmen zu den allerschwierigsten Dingen gehörte. Der Cabriel fließt an dieser Stelle zwischen fürchterlichen Felsen. Man gelangt durch einen Engpaß zur Brücke, und jenseits angekommen, hat man eine andere ebenso schwierige Enge vor sich. Die Insurgenten von Valencia, denen man Zeit gelassen, sich in dieser Stellung festzusetzen, hatten die Brücke verbarrikadirt, vorwärts Kanonen aufgestellt, und auf den nahen Felsen Tausende von Plänklern vertheilt. Der Marschall Moncey brachte auf einem äußerst ungangbaren Wege einige von Menschenhänden gezogene Kanonen auf diesen Punkt, ließ die auf der Brücke aufgehäuften Hindernisse hinwegräumen, und entsendete dann links und rechts Colonnen, welche den Cabriel durchwateten, die hinter den Felsen stehenden Posten umgingen, dem Feinde viele Leute tödteten, und sich so zu Herren der Stellung machten.

Den 22. Juni ließ der Marschall Moncey seine Truppen ausruhen und die Straße für seine Artillerie und sein Gepäcke gangbarer machen. Am 23. kam er nach Utiel, und langte am 24. im Angesichte eines langen Engpasses an, der aus den Gebirgen von Valencia in die wegen ihrer Schönheit so berühmte Ebene führt, welche die Huerta von Valencia heißt. Dieses unter dem Namen las Cabreras bekannte, von dem Bette eines Baches, den man sechsmal mittels Furthen überschreiten muß, gebildete Defilé galt für unbezwinglich. Die Langsamkeit des Marschalls Moncey hatte den Insurgenten gestattet, da sich aufzustellen und ihre Widerstandsmittel zu vervielfältigen. Die uns entgegenstehenden Hindernisse in der Front zu bewältigen, war fast unmöglich, und jedenfalls mit ungeheurem Verlust verknüpft. Der Marschall Moncey beauftragte den General Harispe, den Helden der Basken, die behendesten Leute und besten Schützen mit sich zu nehmen und sie, nachdem sie ihr Gepäcke abgelegt, nach den umliegenden Höhen zur Rechten und zur Linken zu führen, um von da die Spanier zu vertreiben und die Vertheidigung des Engpasses im Rücken zu nehmen. Der General Harispe eroberte mit unerhörten Anstrengungen und nach tausend Einzelgefechten die Felsen einen nach dem andern und mit ihnen die Zugänge zur Stellung; so gelang es ihm zuletzt, im Rücken der Spanier, die sie vertheidigten, niederzusteigen. Der Feind ergriff bei seinem Anblicke die Flucht und überließ der Armee eine Passage, die man nicht hätte erzwingen können, würde man sie in der Front haben angreifen müssen. Der Marschall Moncey machte, obschon siegreich, neuerdings bei der Venta von Buñol Halt, damit sein Gepäcke zu ihm stoßen und seine Artillerie Zeit zu Reparaturen gewinne. Die Wege, die man zurückgelegt, hatten sie allerdings in einen sehr schlechten Zustand versetzt. Die Reparaturmittel fehlten in der unwirthbaren Gegend, durch welche man gekommen, ebenso wie die Subsistenzmittel. Die spanische Artillerie indeß, welche ganz in die Gewalt der Franzosen gefallen war, gewährte vorräthige Geschütze, und am 26. Juni setzte die Colonne sich nach Chiva in Bewegung. Am folgenden Tage, den 27., erreichte sie die schöne Ebene von Valencia, die durchschnitten ist von tausend Kanälen, welche das Wasser des Guadalquivir überallhin verbreiten, die bedeckt ist mit Hanf von außerordentlicher Höhe, die geschmückt ist mit Orangenbäumen, Palmen und jedweder tropischen Vegetation. Das war ein freudiger Anblick für unsere Soldaten,

die von der traurigen Gegend, die sie durchzogen hatten, ermüdet waren. Wenn sie aber, Dank sei es der Langsamkeit ihres Marsches, in ziemlich gutem Zustande anlangten, sämmtlich unter ihren Fahnen sich befanden, hinlänglich genährt und sehr fähig zum Kampfe waren, fanden sie auch in Folge derselben Langsamkeit den Feind wohl vorbereitet und im Stande seine Hauptstadt zu vertheidigen. Man mußte zwei (französische) Meilen von Valencia bei dem Dorfe Quarte den großen Kanal, der die Gewässer des Guadalaviar ableitet, überschreiten, die abgetragene Brücke über diesen Kanal herstellen, das Dorf Quarte wegnehmen, dann eine Menge kleiner Posten vertreiben, die zur Rechten und Linken in den Häusern der Ebene im Hinterhalte lagen oder im hohen Hanf versteckt waren. Diese Hindernisse hielten unsere Truppen wenig auf; sie setzten über den Kanal, stellten die Brücke her, nahmen das Dorf, verbreiteten sich an den Feldern und längs der kleinen Kanäle und tödteten, wobei sie jedoch selbst einige Mann einbüßten, die zahlreichen Plänkler, die von allen Seiten einen Kugelregen über sie ausgossen.

Des Abends bivouakirte man unter den Mauern von Valencia. Der Marschall Moncey beschloß, die Stadt durch einen Angriff auf die beiden Thore Quarte und St. Joseph, die ihm auf dem Wege von Requena her zuerst in die Augen fielen, mit stürmender Hand wegzunehmen. Eine dicke Mauer, deren Fuß von den Fluthen gebadet war, umgab Valencia. Sogenannte spanische Reiter und Hindernisse jeder andern Art deckten die Thore, und tausende auf den Dächern der Häuser postirte Insurgenten waren bereit, ein mörderisches Kleingewehrfeuer zu eröffnen.

Am 28. Juni mit Tagesanbruch schob der Marschall Moncey, nachdem er die feindlichen Plänkler zum Rückzuge gezwungen, zwei Angriffscolonnen gegen die Thore Quarte und St. Joseph vor. Die ersten Hindernisse waren schnell überwunden; als man aber in die Nähe der Thore kam, mußte man die spanischen Reiter, die sie deckten, hinwegräumen, bevor man die Geschütze spielen lassen konnte. Unsere tapfern jungen Leute nahmen mehrere Male unter dem Feuer einen Anlauf, um mit Aexten dieses gefahrvolle Werk zu vernichten. Nach mehreren Versuchen aber, welche der General Cazals vom Geniewesen leitete und die mit beträchtlichen Verlusten verbunden waren, erkannte man die absolute Unmöglichkeit, die Thore zu erstürmen, was der Zweck unserer Angriffe war. Und wenn jenes auch gelungen wäre, so würde man auf verbarrikadirte Straßen gestoßen sein wie zu Saragossa, und die Stürme hätten unaufhörlich erneuert werden müssen. Nachdem der Marschall Moncey diese Ueberzeugung erlangt hatte, nahm er seine Truppen zurück, blieb jedoch Herr der Vorstädte, die er weggenommen hatte.

Dieser blutige Versuch, welcher uns beinahe 300 Mann an Todten und Verwundeten gekostet hatte, gab dem Marschall Moncey gewichtigen Stoff zum Nachdenken. Er hatte 8000 und einige hundert Mann mit sich geführt, und schon auf dem Marsche waren etwa 1000 durch Krankheit oder sonst kampfunfähig geworden. Durch die Aussagen der Gefangenen erfuhr er, daß der General Chabran nach Barcelona zurückgegangen sei. Vor sich hatte er eine Stadt von 60,000 Einwohnern, eine Zahl, die durch die Anhäufung aller Bauern der Ebene bis auf 100,000 gestiegen war. Und diese Stadt war aus Furcht, die Franzosen möchten die abscheuliche Ermordung ihrer Landsleute an ihr rächen, entschlossen sich bis zum Tode zu vertheidigen. Um einen solchen Widerstand zu brechen, war Geschütz von schwerem Caliber nothwendig und das fehlte dem Marschall. Er verzichtete daher mit richtiger Einsicht auf die Erneuerung des Angriffs, der keine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs darbot, dagegen durch Vermehrung der Zahl der mit fortzuschaffenden Verwundeten auch die Schwierigkeiten des Rückzugs vermehrt haben würde. Nachdem dieser Entschluß einmal gefaßt war, führte der Marschall Moncey ihn auch unverweilt aus. Man hatte ihm berichtet, daß der Generalcapitain Cervellon, der nicht in der Stadt Valencia, sondern im Felde an der Spitze der Insurgenten sich befand, mit 7 bis 8000 Mann am Xucar, einem kleinen Flusse stehe, welcher, nachdem er sich längs der Gebirge von Valencia hingewunden, einige Wegstunden von dieser Stadt bei Alcira in das Meer ausmündet. Die muthmaßliche Absicht des Generalcapitains war, durch die Huerta zu marschiren und sich in den Cabreras aufzustellen, um diesen Paß den Franzosen zu versperren. Das wäre eine sehr ernste Schwierigkeit gewesen, denn der Marschall Moncey hatte bereits die besten Soldaten seines Armeecorps verloren, führte eine große Menge Verwundeter mit sich, und konnte in einem Unternehmen, das ihm das erste Mal gelungen war, das zweite Mal gar leicht scheitern. Ueberdies war die große Straße, welche, um die Gebirge von Valencia zu vermeiden, bei Alcira den Xucar überschreitet und bei Almansa die Provinz Murcia durchschneidet, wenn auch etwas länger, doch viel besser. Der Marschall Moncey beschloß daher, stracks nach dem Xucar zu marschiren, dort dem Generalcapitain Cerbellon ein Gefecht zu liefern, den Paß von Almansa zu erzwingen, und über Albacete zurückzumarschiren.

Am 1. Juli am Ufer des Xucar angelangt, fand er die Insurgenten von Valencia und Cartagena hinter dem Flusse aufgestellt, dessen Brücke sie abgebrochen hatten. Die Armee ging mittels Furthen auf drei Punkten über den Xucar, stellte hierauf die Brücke her, und ließ ihr unermeßliches Heergepäcke darüber fahren. Am 2. Juli wurde geruht. Am 3. erfuhr der Marschall Moncey, daß andere Insurgenten den Paß Almansa in den Gebirgen von Murcia vertheidigen wollten, eilte daher ihn zu durchziehen, stieß nirgends auf ernste Schwierigkeiten, trieb überall die Insurgenten zurück, und eroberte sogar ihre Artillerie. Darauf setzte er seinen langsamen und methodischen Marsch fort, und langte am 5. zu Chinchilla, am 6. zu Albacete an. Hier erfuhr er zu seiner Freude, daß die Division Frere, die zuerst zu Madrilejos auf der andalusischen Straße sich auf-

stellen sollte, aber seitdem auf Befehl des Kaisers zu San Clemente stand, sich ganz in der Nähe befinde, und bewerkstelligte am 10. Juli seine Vereinigung mit ihr.

Der Marschall Moncey brachte seine Division in gutem, obschon etwas abgematteten Zustande zurück, und hatte auf dem Wege weder einen Verwundeten, noch eine Kanone zurückgelassen. Man muß jedoch wiederholen, daß dieselbe Langsamkeit, in deren Folge er seine Division ganz zurückführte, ihm die Eroberung von Valencia kostete, welches er, gleichwie der General Dupont Cordovas sich bemächtigte, ganz gewiß eingenommen haben würde, wenn er schnell genug marschirt wäre, um die Insurgenten zu überfallen, bevor sie Zeit gewonnen, sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Jedenfalls aber hatte seine langsame und feste Art, mitten durch insurgirte Provinzen zu marschiren, dabei allenthalben den Feind zu schlagen, und nirgends die Straßen mit Gepäcke, mit Verwundeten und Kranken zu bestreuen, ein Verdienst, welches Napoleon mit einem gewissen auffälligen Wohlgefallen anerkannte und verkündete.

Während der Marschall Moncey diesen schwierigen Marsch vollführte, war die anfangs so ruhige Provinz Cuenca aufgestanden und hatte sich des Spitals bemächtigt, welches der Marschall Moncey errichtet hatte, um seine Kranken unterbringen zu können. Der General Savary entsendete zur Bestrafung dieses Aufruhrs den General Caulaincourt mit einer Truppencolonne. Dieser gab die Stadt Cuenca einer zweistündigen Plünderung preis, welche die Soldaten sich zu Nutze machten zum großen materiellen Gewinn für sie, aber zum großen moralischen Nachtheil für die Armee.

Die Ereignisse in Valencia waren der Schlacht von Rio-Seco um einige Tage vorangegangen, aber zu Madrid nicht früher als diese bekannt geworden. Obschon die Spanier wegen des hartnäckigen Widerstandes, auf welchen wir vor Saragossa und Valencia gestoßen waren, Triumphlieder anstimmten, und obschon dieser Widerstand die Nothwendigkeit ernster Angriffe bewies, um mit den großen insurgirten Städten zu Ende zu kommen, behaupteten wir doch überall in siegreicher Weise das Feld. Die Insurgenten vermochten sich nirgends zu zeigen, ohne fast in demselben Augenblicke zerstreut zu werden. Der General Duhesme, wieder mit dem General Chabran vereinigt, war mit demselben aus Barcelona ausgezogen, hatte das Fort Mongat erstürmt, die kleine Stadt Mataro genommen und verheert und war, obschon der Versuch einer Leitererſteigung Girona's scheiterte, nach Barcelona zurückgekehrt, den Schrecken auf seinem Wege verbreitend und die Insurgenten kräftig in Schranken weisend. Der General Verdier war zwar noch immer vor Saragossa festgebannt, aber nichtsdestoweniger Herr von Aragonien, und hatte eine Colonne unter dem General Lefebvre entsendet, welche der Stadt Calatayud eine empfindliche Züchtigung beibrachte. Zu Rio-Seco endlich hatten wir die einzige beträchtliche Armee, die sich uns bisher gegenüber gestellt hatte, vernichtet. Unser Uebergewicht im Norden war daher gesichert. Die Schwierigkeit lag im Süden. Hier hatte der General Dupont, der am Guadalquivir lagerte und mit dem Rücken an der Sierra Morena lehnte, mit einer Armee zu thun, die zahlreich schien, und nicht nur aus Insurgenten, sondern auch aus Linientruppen bestand. Die Spanier beschränkten sich nicht darauf, das Feld gegen ihn zu halten, sie hatten ihn vielmehr auf die Vertheidigung in der Stellung von Andujar verwiesen, und wenn auf diesem Punkte ein Unglück geschah, so mochten die Insurgenten von Andalusien und Granada, auf der einen Seite mit jenen von Cartagena und Murcia, auf der andern mit denen von Estremadura vereinigt, durch die Mancha marschiren und vor Madrid in beträchtlicher Stärke erscheinen, was dem Kriege eine ganz neue Gestalt gegeben haben würde. Man war indeß trotz Allem, was die Spanier über diesen Gegenstand vorbrachten, weit entfernt ein solches Unglück zu befürchten. Der General Dupont hatte ja die Division Wedel empfangen, wodurch sein Armeecorps eine Stärke von 16 bis 17,000 Mann erhielt. Man verließ sich auf seine erprobte Geschicklichkeit und vermochte nicht zu denken, daß derselbe General, welcher bei Albeck mit 6000 Mann 60,000 Oesterreichern gegenüberstanden und sich aus dieser Lage mit einem Gewinn von 4000 Gefangenen gezogen hatte, indisciplinirten Insurgenten, unter denen der Marschall Bessières mit so wenigen Soldaten ein so fürchterliches Gemetzel angerichtet, jemals erliegen könne. Man faßte daher Vertrauen, ohne sich indeß ganz zu beruhigen.

Im Einverständniß mit Napoleon, der die militairischen Ereignisse nur aus der Ferne und mit jener Unsicherheit, die aus Zeit und Entfernung sich ergab, leiten konnte, hatte der General Savary den General Gobert nach Madrilejos entsendet, um daselbst die Division Frere, die dritte des Generals Dupont zu ersetzen, welche, wie wir gesehen haben, nach San-Clemente zur Unterstützung des Marschalls Moncey beordert worden war. Der General Gobert hatte Befehl, bis in die Mitte der Mancha zu rücken, und wenn es die Umstände nothwendig machen sollten, bis in die Sierra Morena vorzugehen, um sich mit dem General Dupont zu vereinigen. Er war daher bestimmt, bei diesem General den Dienst der dritten Division zu thun, statt der anderweitig verwendeten Division Frere. Da eines seiner vier Regimenter als Bedeckung eines Transports nach Andujar gesendet worden, hatte er nur drei, aber sehr schöne wenn auch etwas junge Infanterieregimenter und ein herrliches provisorisches Kürassierregiment, das von einem vortrefflichen Offizier, dem Major Christoph befehligt wurde. Nach Bewerkstelligung dieser Vereinigung schien kein Zweifel mehr über die Ereignisse in Andalusien obwalten zu können.

Die Vorsichtsmaßregeln Savary's waren keineswegs hierbei stehen geblieben. Er hatte die von Valencia zurückgekehrte Division Musnier, die ihr zur Unterstützung gesendete Division Frere, und die mit der Bestrafung von Cuenca beauftragt gewesene Colonne Caulaincourt's in die nahe Umgegend von

Madrid berufen. Fortwährend bei sich hatte er die Division Morlot vom Corps Moncey's und die kaiserliche Garde, wozu die Brigade Rey kam, welche dem Könige Joseph als Bedeckung gedient. Das gab eine Gesammtzahl von 25,000 Mann, welche, wenn es nicht so viele Verwundete und Kranke gegeben hätte, mehr als 30,000 Mann betragen haben würde. Damit war man im Stande, alle Hoffnungen der Spanier zu vereiteln. Diese bestanden aber nichtsdestoweniger auf der Behauptung, daß Saragossa sich so wenig wie Valencia ergeben werde; daß der General Dupont genöthigt werden würde, über die Sierra Morena zurückzugehen; daß man hinter ihm bald die Insurgenten von Estremadura, Andalusien, Granada, Cartagena und Valencia daherziehen sehen werde; daß jene des Nordens binnen Kurzem wieder auf der Straße von Burgos erscheinen würden, und daß diese Masse von Streitkräften das neue Königthum bald nöthigen werde, von Madrid nach Bayonne zurückzukehren. Die Franzosen dagegen hofften zuversichtlich, daß Saragossa demnächst mit Sturm genommen sein, daß die dadurch freie Hand erhaltende Armee des Generals Verdier mit dem Corps des Marschalls Moncey auf Valencia marschiren, daß endlich der General Dupont in Andalusien siegreich vorrücken und den ganzen Süden Spaniens unterwerfen werde. Der eine oder andere dieser Wechselfälle mußte sich zutragen, je nachdem die Würfel in Andalusien fielen. Und so waren denn um diese Zeit (15. bis 20. Juli) die Blicke der Spanier wie der Franzosen ausschließlich dahin gerichtet.

Der General Dupont hatte, wie bereits erzählt worden, nach der Räumung von Cordova sich zu Andujar am Guadalquivir festgesetzt; eine übel gewählte Stellung, denn man wäre zu Baylen am Eingange der Engen, die man durch seine bloße Anwesenheit gesperrt hätte, viel besser gewesen und würde sich in einer gesunden, hohen, herrschenden Stellung befunden haben, von wo man Alles, was den Guadalquivir überschritt, wieder in denselben zurückwerfen konnte. (Man sehe die Karte No. 44.) Dieser General hatte, wie wir gleichfalls bereits erzählt haben, die Brigade Pannetier etwas zur Linken und vorwärts der Brücke von Andujar, die Brigade Chabert etwas rückwärts und zur Rechten, die Marinesoldaten der Garde in Andujar selbst, die beiden Schweizerregimenter hinter der Stadt, die Cavallerie ferne in der Ebene postirt. Er war da das ganze Ende des Juni und die ganze erste Hälfte des Juli unberuhigt geblieben, weil die Insurgenten von Andalusien und Granada diese Zeit bedurften, um sich zu organisiren, einzuverstehen, und ihre Vereinigung zwischen Cordova und Jaen zu bewerkstelligen. Die einzige Feindseligkeit, die uns widerfuhr, war die Besetzung der Sierra Morena durch eine Menge Banditen, welche die Couriere ermordeten und die Transporte auffingen. Die Leute Echavarri's lagen so scharf auf der Lauer, daß zwischen Puerto del Rey und la Carolina kein einziger Reiter sich zeigen durfte, ohne sofort angefallen zu werden, da Frauen und sogar Kinder stets Wache hielten, und jedes Individuum, sowie es sichtbar geworden, auch kund thaten. Während dieser beklagenswerthen Unthätigkeit von fast einem Monate, die zum Theil durch das Ausbleiben der verlangten Verstärkungen sich erklärt, hatte der General Duvont in die Gegend rings um ihn Abtheilungen entsendet, um die Insurgenten zu züchtigen und Lebensmittel aufzutreiben. So schickte er den Capitain Baste von den Marinesoldaten der kaiserlichen Garde, einen ebenso einsichtsvollen als unerschrockenen Offizier, nach Jaen mit dem Auftrage, diese Stadt, welche bei den Niedermetzelungen unserer Verwundeten und Kranken thätig gewesen, dafür zu bestrafen und aus ihr alle der Armee nothwendigen Dinge, die es da im Ueberfluß gab, mit fortzuführen. Der Capitain Baste drang mit einem Bataillon, mit zwei Kanonen und 100 Reitern kühn in Jaen ein, trieb die Einwohner in die Flucht, und brachte aus dieser Stadt einen ungeheuern Transport Lebensmittel, Wein und Arzneien jeder Art in das Lager zurück.

Der General Dupont, der sich unglücklicherweise nicht Rechenschaft über die mit der Stellung zu Andujar verbundenen Uebelstände gab, aber sie dunkel fühlte, war stets um Baylen und die nahe Fähre von Menjibar über den Guadalquivir in Sorge. Daher hatte er auch nicht unterlassen, dorthin eine Abtheilung zu legen und fortwährende Erkennungen zu unternehmen. Seine Besorgnisse gingen noch weiter, denn er sah sich veranlaßt, seine Erkennungen links von Baylen bis Baeza und Ubeda auszudehnen, von wo eine Nebenstraße über Linares hinter Baylen in die Gegend von Carolina, ganz nahe den Engpässen, führte. Hier muß man wiederholen, daß er nicht in Besorgniß zu sein gebraucht hätte, würde er zu Baylen selbst Stellung genommen haben, welches seine Anwesenheit allein schon sicherte, während einige von da nach Baeza und Ubeda gesendete Cavalleriebataillone genügt hätten, ihn vor jeder Ueberrumpelung zu bewahren. Indeß war seine häufigste Sorge die um Lebensmittel, obschon er in dem reichen Andalusien sich befand. Hammel, die es in Castilien und Estremadura in Ueberfluß gab, waren in der Sierra Morena nicht sehr verbreitet, und man fand fast nur Ziegen, welche ein Fleisch liefern, das weder sehr gesund noch sehr nahrhaft ist. Roggen war selten, denn die vorjährige Ernte war von den Insurgenten theils verzehrt, theils vernichtet worden, und die diesjährige stand noch auf dem Halme. Die Soldaten mußten selbst ernten, um Brod zu haben, von welchem sie in der Regel nur eine halbe Ration erhielten. Sie hatten eine einzige Mühle am Guadalquivir, um ihr Getreide zu mahlen, und häufig mußten sie diese Mühle gegen die Angriffe des Feindes vertheidigen. Sie befanden sich auf jenem brennenden Boden, der keine frischen Gemüse hervorbringt. Der Wein, der in einiger Entfernung, zu Val-de-Peñas nämlich, vortrefflich ist, konnte nur über die Sierra Morena herbeigeschafft werden, da Val-de-Peñas in der Mancha liegt. Man ließ ihn mit ungeheuren Kosten kommen, und doch hatte man nur für die Kranken Wein. An Essig, der in heißen

Ländern so nützlich ist, fehlte es. Das Wasser des Guadalquivir war fast immer lau. Für junge Soldaten, die an ein solches Klima nicht gewöhnt waren, mußte der Aufenthalt zu Andujar ebenso peinlich als gefährlich sein. Außer den Verwundeten hatte man eine große Anzahl Ruhrkranke. Das Ausbleiben aller Nachrichten fügte zu diesen Leiden tiefe Traurigkeit. Dennoch hatte der Soldat, obschon noch nicht sehr an den Krieg gewöhnt, das Gefühl seiner Ueberlegenheit und großes Vertrauen in seinen General, und sehnte sich nach der Gelegenheit, sich mit dem Feinde zu messen.

Bald steigerte die Ankunft der Division Wedel dieses Vertrauen. Sie war in den letzten Tagen des Juni aufgebrochen, langte am 26. zu Despeña-Perros am Eingange der Engen an, den sie erzwang, indem sie dem Don Augustin Echavarri einige Leute tödtete, und war dann nach la Carolina, einer lieblichen, im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts von Carl III. gestifteten deutschen Colonie marschirt. Das enge Thal, durch welches man über die Sierra Morena gelangt, erweitert sich ein wenig bei la Carolina, etwas mehr bei Guarroman, und noch mehr bei Baylen, wo es sich ganz öffnet und nach dem Guadalquivir abfällt. Zwischen Carolina und Baylen, zu Guarroman mündet die Nebenstraße ein, von der wir gesprochen haben, und die von Baeza oder Ubeda über Linares nach dem Eingange der Engen führt.

Nachdem die Division Wedel von Carolina aus sich mit dem General Dupont in Verbindung gesetzt, nahm sie zu Baylen selbst Stellung, ließ ein Bataillon rückwärts zur Bewachung des Eingangs der Engen, und hatte zwei vorwärts zur Bewachung der Fähre von Menjibar über den Guadalquivir. Der General Dupont empfahl dem General Wedel, indem er ihm seine Stellung anwies, die äußerste Wachsamkeit in seinem Rücken und zu seiner Linken, damit der Feind sich nicht der Engen bemächtigen und sie der französischen Armee versperren könne. Seit Ankunft der Division Wedel war der Uebelstand, daß Baylen nicht besetzt war, zwar gehoben, aber man befand sich fortwährend in dem Nachtheile, daß man in einer Vertheidigungsstellung blieb, sechs französische Meilen voneinander entfernt und hinter einem Flusse, der überall Furthen hatte. In der That mochte ein muthiger Feind ihn in der Nacht überschreiten und sich zwischen unsere beiden Divisionen werfen. Uebrigens war trotz der Ankunft des Generals Wedel die Zahl der französischen Truppen, den Insurgenten von Andalusien gegenüber, nicht groß genug, daß man sich ohne Gefahr theilen konnte. Das Corps Dupont's war durch Krankheiten sehr geschwächt. Die Division Barbou konnte kaum mehr als 5700 Mann gegen den Feind stellen, und 6400 Mann, wenn man Geniewesen und Artillerie dazu rechnet. Die Marinesoldaten zählten höchstens noch 400 Mann, die Dragoner und Chasseurs 1800. Das gab eine Summe von 8600 Franzosen. Die Schweizer, die bald den Insurgenten Deserteure zusandten, bald sie von diesen empfingen, waren auf 1800 Mann herabgebracht und befanden sich in einem beunruhigenden Schwanken, das nicht erlaubte, auf sie für alle Fälle zu rechnen. Mit den 8600 Mann des Generals Dupont und den 5400 des Generals Wedel hatte man 14,000 Streiter und gegen 16,000, wenn man die Schweizer mitzählt. Das war, selbst wenn man Alles beisammenhielt, nicht zuviel gegen 40 bis 50,000 Insurgenten, wie deren Stärke verkündigt wurde. Nach Ankunft der Division Gobert, welche ungefähr 4700 Mann Verstärkungen brachte, erreichte das Corps des Generals Dupont die gewünschte Zahl (indeß doch nicht mehr als 18,000 Franzosen und 2000 Schweizer) in dem Augenblicke, wo die Insurgenten sich entschlossen die Offensive zu ergreifen. Durch die Division Gobert erhielt der General Nachricht über das Scheitern der Unternehmungen auf Saragossa und Valencia, über den Rückzug des Marschalls Moncey nach Madrid, über die Isolirung, in welche die Armee von Andalusien durch diesen Rückzug gerieth, und zugleich die Weisung, am Guadalquivir guten Stand zu halten, aber nicht weiter in Andalusien vorzudringen. Wie die Dinge standen, wäre es in der That unklug gewesen, sich noch tiefer in den Süden Spaniens einzusenken.

Um diese Zeit boten sich, ohne daß man die Defensive aufzugeben brauchte, sehr gute Gelegenheiten dar, der Insurrection sehr schwere Schläge beizubringen. Die Insurgenten von Granada unter dem General Reding, theils Schweizer, theils Spanier, waren, etwa 12 bis 15,000 Mann stark, nach Jaen gerückt. Während die Insurgenten von Granada dergestalt bis Jaen vorgingen, waren jene von Andalusien unter dem General Castaños den Guadalquivir aufwärts marschirt, langten vor Bujulanza an (man sehe die Karte No. 44.), und man konnte aus einigen Plänklerschwärmen und Cavalleriepatrouillen, die sich zeigten, wohl schließen, daß sie nicht mehr ferne wären. Obschon militairische Spionage in Spanien unmöglich war, da nicht ein einziger Bauer die Sache seines Vaterlandes verrathen wollte (eine hochherzige Gesinnung, welche die wilde Grausamkeit dieses Volks entschuldigt und erklärt), so war es doch aus den Zeichen, die man jeden Augenblick von diesem doppelten Marsche sammelte, leicht, sich eine richtige Idee von ihm zu bilden und sich ihm sofort zu widersetzen. Der General Dupont konnte, indem er die Division Gobert zu Baylen und Menjibar ließ, mit den Divisionen Barbou und Wedel sehr gut am jenseitigen Ufer des Guadalquivir vorrücken, sich mit 14 bis 15,000 Mann zwischen die zwei feindlichen Armeen stellen, eine nach der andern oder beide zusammen schlagen, und nachdem er ihnen übel mitgespielt, in seine Stellung zurückkehren. Wie stark sie immer sein mochten, war es keine Tollheit, sich ihnen im Verhältniß von eins zu zwei entgegen zu stellen. Diese Operation, welche ihn zu einer Vorwärtsbewegung von drei bis vier (französischen) Meilen genöthigt hatte, wäre ganz gewiß keine Verletzung des Befehls gewesen, sich nicht in den Süden Spaniens tiefer einzusenken. Erschien ihm ein solcher Entschluß zu verwegen, so konnte er, indem er strenge in der Defensive sich hielt und den Feind erwartete, sich mit Wedel und Gobert zu Baylen selbst vereinigen, und

war dann sicher, in dieser Stellung und mit 20,000 Mann Alles zu zermalmen, was sich zeigte. Andujar verlassen und nach Baylen marschiren, wäre ebensowenig eine Verletzung des Befehls, nicht über die Sierra Morena zurückzugehen, gewesen, als ein Vorgehen auf vier (französische) Meilen eine Verletzung des Befehls, sich nicht in Andalusien einzusenken, gewesen sein würde.

Unbeweglich den Spaniern gegenüber, nichts ausdenkend und nichts anordnend, traf der General Dupont keine andere Verfügung, als daß er für seine Person zu Andujar blieb, Wedel zu Baylen, Gobert zu la Carolina ließ, und Beiden empfahl, sich wohl vorzusehen und die Umgegend strenge zu überwachen, damit die Engpässe nicht über Baeza, Ubeda und Linares umgangen würden.

Am 14. Juli erschien der Feind auf den Höhen, die den Guadalquivir einsäumen, gegenüber von Andujar. Die Truppen von Granada unter dem General Reding waren zu Jaen geblieben und trafen Anstalten, ihre Vereinigung mit jenen von Andalusien zu bewirken. Letztere, die man vor Andujar gewahrte und die von dem General Castaños befehligt wurden, kamen aus Niederandalusien über Sevilla und Cordova. Sie bezweckten gleich jenen von Granada Vereinigung, wollten aber zuvor die Stellung von Andujar versuchen, um zu erfahren, ob es möglich sei, sie wegzunehmen. Sie waren 20,000 Mann und darüber stark, theils reguläre durch eingetheilte Rekruten vermehrte Truppen, theils Freiwillige, die erst kürzlich als Regimenter organisirt worden waren. Sie hatten mehr Haltung und Festigkeit als alle Diejenigen, auf welche wir bisher gestoßen waren, da sie hauptsächlich aus den Truppen des Lagers von San-Roque und aus der Division bestanden, welche unter dem General Solano des südlichen Portugals sich hätte bemächtigen sollen.

Am 15. Juli des Morgens nöthigten sie, in Masse erscheinend, unsere Vorposten zum Rückzuge und zum Verlassen der, die Ufer des Guadalquivir beherrschenden Anhöhen. Alles nahm nun die für den Fall des Kampfes bestimmte Stellung ein, die Pariser Garde in den Werken vorwärts der Brücke, die dritte Reservelegion am Ufer des Flusses, die Marinesoldaten der Kaisergarde in Andujar, die Brigade Chabert rechts von der Stadt, die Schweizer hinter ihr, die Cavallerie mit dem 6. provisorischen Regimente ferne in der Ebene, um die indisciplinirten Guerillas zu beobachten, welche um die spanische Armee schwärmten wie die Kosacken um die russische Armee schwärmen.

Der Anblick des Feindes erfreute die französischen Soldaten, weil er ihrer Langenweile ein Ende machte, und obschon viele von ihnen krank waren, wünschten sie doch lebhaft, daß es zum Kampfe kommen möge. Aber die Spanier waren nicht fähig, im Angesichte der französischen Armee über den Fluß zu gehen. Sie beschränkten sich auf eine unbedeutende Kanonade, die uns keinen großen Schaden zufügte, und die wir, um Munition zu schonen, nur schwach beantworteten; unsere wohlgezielten Kugeln aber schlugen mitten unter die dichten Massen ein und rissen ganze Reihen nieder. Auf dem rechten Ufer des Flusses, das wir inne hatten, zeigten sich Guerillas, von denen die einen in der Ferne über den Guadalquivir gegangen waren, die andern in unserem Rücken aus den Schluchten der Sierra Morena niederstiegen. Der General Fresia sendete seine Schwadronen gegen sie, während das 6. sie mit dem Bajonnete zu erreichen strebte. Man tödtete ihnen einige Mann, und zwang diese Schwärme von Raubvögeln bald, sich in ihre Berge zu flüchten.

An diesem Tage hatte der Feind blos getastet, hatte nur seine Streitkräfte gegen unsere Stellung versucht, um den Punkt zu finden, von welchem aus sie mit geringerer Schwierigkeit angegriffen werden könne. Man hatte allen Grund, für den folgenden Tag einem ernstern Angriffe entgegenzusehen. Der General Dupont schickte daher einen seiner Offiziere an den General Wedel, um zu erfahren, was zu Baylen und an der Fähre von Menjibar vorginge, und für den Fall, als er keinen Feind vor sich habe, zu verlangen, daß er ihm ein Bataillon oder auch eine Brigade zu Hülfe schicke: ein Verlangen, welches überflüssig gewesen wäre, wenn, wie wir schon so oft bemerkt haben, Alle sich zu Baylen vereinigt hätten! Das Ende dieses Tages verging zu Andujar in der tiefsten Ruhe.

Auf der Seite von Baylen hatten die Insurgenten von Granada, die in und vor Jaen sich festgesetzt, sich längs des Guadalquivir gezeigt, überall tastend, überall nach den schwachen Seiten unserer Stellungen spürend. Im Angesichte von Baylen selbst waren sie bei Menjibar über den Fluß gegangen und hatten die Vorposten des Generals Wedel zurückgetrieben. Dieser aber eilte mit der Hauptmacht seiner Division herbei, entwickelte höchst drohend seine Bataillone und schüchterte die Spanier so ein, daß sie gänzlich verschwanden. Noch weiter zu unserer Linken in der Nähe jener stets Besorgniß einflößenden Punkte Baeza und Ubeda hatten die Insurgenten gleichfalls den Guadalquivir überschritten und Streifbanden entsendet, die zwar wenig zu fürchten waren, die aber, aus der Ferne gesehen, zu seltsamen Irrthümern Anlaß geben konnten. Als der zu la Carolina stehende General Gobert von ihrem Erscheinen Nachricht erhielt, sandte er schleunigst Kürassiere nach Linares, um sie zu beobachten und im Zaume zu halten.

Was den General Wedel betrifft, so war er, da er weit und breit keinen Feind mehr erblickte, im Begriffe von Menjibar nach Baylen hinauf zurückzukehren, als der Adjutant des Generals Dupont ankam und in dessen Namen eine Verstärkung um ein Bataillon oder eine Brigade, je nach dem was vorgefallen war, verlangte. Da der General Wedel von dem Adjutanten erfuhr, daß die feindliche Hauptmacht vor Andujar erschienen sei, und voraussetzte, daß die Gefahr lediglich dort drohe, gab er unbedachtem Eifer nach, beschloß mit seiner ganzen Division nach Andujar zu marschiren, und ließ dem General Gobert sagen, er möge das durch den Abmarsch der zweiten Division entblößte Baylen besetzen. Er brach sofort (am Abend des 15. Juli) auf und

marschirte die ganze Nacht zum 16. hindurch. Obschon der General Wedel von einem ehrenhaften Gefühle geleitet wurde, war sein Benehmen doch nicht minder unklug; denn er wußte nicht, was zu Baylen nach seinem Abmarsche sich ereignen könne, und was in seiner Abwesenheit aus diesem für die Sicherheit der Armee so wichtigen Punkte werden würde.

Er erschien am 16. Juli des Morgens mit allen seinen Truppen im Angesichte von Andujar. Der General Dupont, weit entfernt, ihn wegen seiner Uebereilung zu tadeln, empfand Freude über diese Verstärkung einem Feinde gegenüber, der größere Massen entwickelte als am vorigen Tage, auch zu einem ernstern Angriff geneigter schien; er belobte den General Wedel sogar und dankte ihm. Die Soldaten, welche seit zwei Monaten keine Franzosen gesehen hatten, brachen bei dem Anblicke ihrer Kameraden in Freudengeschrei aus, und glaubten, daß man nun endlich die Spanier wegen ihrer Frechheit züchtigen werde. In der That war die Gelegenheit gekommen, die bereits begangenen Fehler gut zu machen, indem man mit 14,000 Franzosen und 2000 Schweizern auf den Feind losstürzte und ihn für lange Zeit weit von sich entfernte. Nichts würde bei dem Feuer, das unsere jungen Soldaten belebte, leichter gewesen sein. Der General Dupont aber gestattete den Spaniern, den ganzen Tag Andujar aus Kanonen zu beschießen, weidete sich an ihrer Unschlüssigkeit und Unerfahrenheit, und unternahm gegen sie nichts weiter, als daß er ihnen von Zeit zu Zeit Kanonensalven zuschickte. Die Spanier, welche die Stellung von Andujar erstürmen wollten, aber es nicht wagten, stiegen mehrmals des Tages von den Höhen nach dem Flußufer herab und von diesem wieder nach jenen hinauf, versuchten aber niemals, den Guadalquivir im Angesichte unserer Bajonnete zu überschreiten. Einen Augenblick machten sie Miene, links von Andujar in der Richtung von Villanueva über den Guadalquivir zu gehen, gewahrten aber am entgegengesetzten Ufer die Division Wedel auf dem Marsche und dieser Anblick lähmte ihren Muth. Der Tag endete so friedlich wie der vorige; auf unserer Seite gab es sehr wenige Todte und Verwundete, die Spanier aber hatten ihrer eine beträchtliche Anzahl, denn unsere Kanonade, obschon sie viel seltener erdröhnte und viel langsamer war als die ihrige, hatte ihnen doch unendlich übler mitgespielt, als sie uns.

Nicht ebenso gut war es auf Seite von Baylen und an der Fähre von Menjibar hergegangen. Am 16. des Morgens, während der General Wedel ohne Nothwendigkeit nach Andujar marschirte, erneuerte der General Reding, der an der Spitze der Armee von Granada stand und am 15. gleichfalls einige Versuche vor Baylen gemacht hatte, dieselben mit etwas mehr Kühnheit als am vorigen Tage. Er war dazu natürlich durch das gänzliche Verschwinden der Division Wedel sehr ermuthigt. Nachdem er über die Fähre von Menjibar gegangen war, fand er am Fuße der Höhen von Baylen nur den General Liger-Belair mit einem Bataillon und einigen Eliten-compagnien. Er brach nun in großer Stärke vor und erschien mit mehreren tausend Mann dem General Liger-Belair gegenüber, welcher kaum so viele hundert Mann hatte und daher nichts Anderes thun konnte, aks sich in guter Ordnung zurückziehen. In diesem Augenblicke langte der General Gobert, den der General Wedel von der Entblößung Baylens benachrichtigt hatte, an, um diesem Uebelstande abzuhelfen, und brachte drei Bataillone und eine Kürassierabtheilung mit sich. Die Division des Generals Gobert, die durch mehrere, nothwendigerweise zu la Carolina, zu Guarroman, zu Baylen zurückgelassene Abtheilungen schon sehr vermindert war, hatte sich auf dem Marsche durch die Schluchten der Sierra Morena sehr verdünnt und langte nur mit einer Colonnenspitze vor dem Feinde an. Dennoch that dieser junge General, der voll Einsicht und Feuer war, mit seinen drei Bataillonen und seinen Küraſſieren den Spaniern alsbald Einhalt. Der Commandant der Küraſſiere, Major Christoph, warf durch einen kräftigen Angriff die spanische Infanterie zurück, die an den mächtigen Stoß dieser gewaltigen Reiter wenig gewöhnt war. Während aber der General Gobert diese Bewegungen in Person leitete, empfing er von einem im Gebüsche verborgenen spanischen Plänkler eine Kugel in Mitte der Stirne. Er sank bewußtlos vom Pferde, hatte nur noch einige Stunden zu leben, und wurde von der ganzen Armee tief betrauert.

Der General Dufour, den sein Rang zur Uebernahme des Commando berief, eilte nach dem Kampfplatze, sah die Erschütterung der französischen Truppen in Folge des Falles ihres Anführers, und glaubte, er könne nichts Besseres thun als sie nach Baylen zurücknehmen. Die Spanier, welche den schwachen Punkt unserer Stellungen suchten, ohne den festen Entschluß zu haben, ihn ernstlich anzugreifen, rückten nicht weiter vor, hatten aber Gewißheit erlangt, daß das Schwert, wenn auf dieser Seite angesetzt, auch eindringen werde.

Der General Dufour kehrte nach Baylen zurück, wo ein großer Theil der Division Gobert sich befand. Da er sah, daß ihm die Spanier nicht folgten, vielmehr am Ufer des Guadalquivir stehen blieben, wurde er zu glauben vermocht, es sei ihr ernster Angriff anderswohin gerichtet. Wirklich nahm die Gefahr, die dem Anscheine nach von der Seite von Menjibar so gering war, von der Seite von Baeza und Ubeda in beunruhigendem Grade zu. Die in dieser Richtung unternommenen Recognoscirungen waren entweder von Offizieren von geringer Einsicht geleitet, oder es hatten die oberhalb Menjibar über den Guadalquivir gegangenen unregelmäßigen Banden den Anschein gewaltiger Schaaren, kurz, alle Meldungen lauteten auf die Anwesenheit einer großen Armee auf der Nebenstraße, die von Baeza und Ubeda über Linares, hinter Baylen vorüberführt und bei la Carolina ausmündet. Zu diesen Meldungen gesellten sich die wiederholten Verhaltungsbefehle des Generals Dupont, welcher, nachdem er den Fehler, nicht zu Baylen Stellung zu nehmen, begangen,

weit entfernt, denselben gut zu machen, ihn durch die beständigen Besorgnisse, die er empfand und seinen Unterbefehlshabern mittheilte, vielmehr vergrößerte. Am vorigen Abend und noch an diesem Tage selbst hatte er an den General Gobert geschrieben, derselbe müsse sein beständiges Augenmerk auf die Straße von Baeza und Ubeda über Linares richten; auf das erste Zeichen einer Bewegung des Feindes auf dieser Seite, müsse man in Masse von Baylen nach la Carolina zurückgehen, denn da sei das Heil der Armee und diesen Punkt müsse man um jeden Preis behaupten: eine seltsame Vorsichtsmaßregel, welche die Armee, die durch sie gerettet werden sollte, in das Verderben stürzte!

Der General Dufour, an welchen nach dem Tode des Generals Gobert die Weisungen des Oberbefehlshabers von Rechtswegen gingen, und der die beunruhigendsten Nachrichten in Betreff der Straße von Baeza nach Linares erhielt, brach noch denselben Abend von Baylen nach Carolina in dem Glauben auf, er werde da die Armee vor dem Unglücke bewahren, umgangen zu werden. Dieses verhängnißvolle Baylen, wo wir auf die erste Klippe unserer Größe stoßen sollten, war denn abermals geräumt und dem Angriffe des Feindes blosgestellt!

Der General Dufour hatte allerdings zu seiner Entschuldigung die an ihn gelangten Verhaltungsbefehle und Berichte, sowie die sichere Erwartung schneller Rückkehr des Generals Wedel nach Baylen. Er brach, wie gesagt, noch am Abend des 16. Juli auf, um nach Carolina zu eilen, und ließ auf den Höhen, welche Menjibar und den Guadalquivir beherrschen, kaum eine kleine Abtheilung zurück.

Die Nachricht vom Tode des Generals Gobert und von der rückwärtigen Bewegung seiner Division gelangte noch am Abende des 16. nach Andujar, denn man hatte nur sechs bis sieben französische Meilen zurückzulegen, und ein reitender Offizier bedurfte dazu nur zwei bis drei Stunden. Diese Nachricht langte in dem Augenblicke an, wo der Tag und mit ihm die unfruchtbare Kanonade endete, deren unbedeutende Wirkungen wir erzählt haben. Der General Dupont, der durch Billigung des Fehlers des Generals Wedel denselben theilte, begann zu bedauern, daß dieser Baylen verlassen habe, um nach Andujar zu marschiren. Obschon er um den Abmarsch des Generals Dufour nach la Carolina keineswegs noch wußte, fühlte er doch sofort, wie bedeutend ein Angriff, der den Tod des Generals Gobert und den Rückzug seiner Division veranlaßte, gewesen sein müsse, und befahl dem General Wedel, unverzüglich nach Baylen zurückzueilen, diesen Ort stark zu besetzen, die Insurgenten zu Baylen, zu la Carolina, zu Linares, kurz überall, wo sie sich zeigen würden, zu schlagen, dann in aller Hast zurückzukehren und ihm Die vernichten zu helfen, die er zu Andujar vor sich sehe. Es kam ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, Wedel selbst nachzufolgen, entweder sogleich, oder auf Tagmarschweite, um desto gewisser zu sein, den Eintritt aller der Ereignisse, die er fürchtete, zu verhindern. Verhängnißvolle und unglaubliche Verblendung, die im Kriege nicht ohne Beispiel ist, wenn sie auch zum Glücke für die Völker und Armeen nicht immer so fürchterliches Unheil nach sich zieht! Klagen wir indeß die Vorsehung nicht an: nach den Vorgängen zu Bayonne haben wir nicht länger verdient glücklich zu sein!

Die Hitze war seit einigen Tagen wahrhaft erstickend. Die Nächte waren kaum kühler als die Tage, und überdies herrschte zu Andujar stets großer Mangel an Lebensmitteln. Kaum konnte man, indem man sich Entbehrung auflegte, den Soldaten der Division Wedel so viel geben, um sich zu sättigen. Sie brachen am 16. gegen Mitternacht wieder von Andujar auf, noch sehr ermüdet von dem Marsche, den sie gemacht, um dahin zu gelangen. Ihre Kameraden von der Division Barbou empfanden diese Trennung sehr schmerzlich. Der Marsch dauerte die ganze Nacht; sie erreichten Baylen am 17. Juli erst um 8 Uhr des Vormittags, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und wieder glühende Hitze eingetreten war.

Als der General Wedel zu Baylen anlangte, gerieth er in das höchste Erstaunen, als er erfuhr, der General Dufour sei, nur eine ganz kleine Truppenabtheilung zu Baylen zurücklassend, nach la Carolina abmarschirt. Sein Erstaunen legte sich, sobald er wußte, was den General Dufour nach la Carolina gezogen habe, das allenthalben verbreitete Gerücht nämlich des Marsches eines spanischen Armeecorps über Baeza und Linares, um die Engen zu besetzen. Er erwog die Verhältnisse nicht reiflicher, als er sie erwogen hatte, wie er von Menjibar nach Andujar eilte, und zweifelte keinen Augenblick an dem, was ihm berichtet wurde. Er glaubte fest, daß die Spanier, welche gegen Andujar so wenig Nachdruck gezeigt, welche sogar den Vortheil, den sie bei Menjibar über den General Gobert errungen, nicht weiter verfolgt hatten, in der Ausführung des wohlberechneten Planes begriffen wären, die Franzosen durch einen Scheinangriff zu täuschen und sie über Baeza und Linares zu umgehen. Obschon von einer Ansicht, die er nicht schärfer zu prüfen suchte, beherrscht, ließ er doch eine Erkennung vorwärts Baylen unternehmen, um in Erfahrung zu bringen, ob man von jenen Punkten aus, von denen man das ganze Thal des Guadalquivir überblicken konnte, etwas gewahr werde. Die dazu entsendete Abtheilung entdeckte nichts, weder am Fuße der Höhen, noch am Guadalquivir selbst. Von nun an nicht der mindeste Zweifel: der Feind war, dem General Wedel zufolge, mit seiner ganzen Macht über Baeza und Linares marschirt, um la Carolina zu erreichen und der französischen Armee die Engpässe der Sierra Morena zu versperren. Er schwankte nicht länger und ohne die Mittagshitze, die nicht geringer war, als 40 Grad Reaumur und unter deren Einwirkung Menschen und Pferde wie vom Schlage getroffen todt zu Boden stürzten, wäre er zur Stunde aufgebrochen. Aber beim sinkenden Tage (17. Juli) verließ er Baylen und nahm mit sich sogar den Posten fort, der die Höhen über dem Guadalquivir bewachte, so sehr fürchtete er, nicht mit genug Streitkräften in la Carolina einzutreffen! Die

Feldherren finden in ihren glücklichen Tagen Unterbefehlshaber, die ihre Fehler verbessern; der General Dupont fand diesmal solche, die die seinigen in grausamer Art verschlimmerten!

Mit allen diesen vorgeblichen Bewegungen der spanischen Armee über Baeza und Linares gegen la Carolina war es nichts. Mehr oder minder zahlreiche Guerillasbanden hatten die Ufer des Guadalquivir überschwemmt, die Sierra Morena erreicht, und dort wenig einsichtsvolle oder wenig aufmerksame Offiziere getäuscht. Die zwei spanischen Hauptarmeen waren vielmehr, jene von Granada vor Baylen, die von Andalusien vor Andujar. Ihre wahrhafte Absicht war gewesen, allenthalben die französische Stellung zu sondiren, um in Erfahrung zu bringen, von welcher Seite man mit mehr Wahrscheinlichkeit auf Erfolg angreifen könne. Die Ungeduld der Insurgenten trieb sie zur Forderung sofortigen Angriffs gleichviel auf welchem Punkte, und die Klugheit des Oberbefehlshabers Castaños hatte gegen die Schreier im Generalstabe zu kämpfen, um sich eine Niederlage, wie Cuesta und Blake sie erlitten, zu ersparen. Seine Versuche waren ein Mittel, die Ungeduldigen zu beschäftigen und den Punkt zu finden, wo die Unklugheit eines Angriffs minder groß wäre. Die imponirende Haltung der Franzosen vor Andujar am 15. und 16. Juli, ihr zwischen Baylen und Menjibar, weil einer ihrer Generale daselbst getödtet und das Terrain aufgegeben wurde, weniger unbezwinglicher Widerstand deutete an, daß man gegen Baylen sich wenden müsse, um einen Angriff mit einiger Hoffnung auf Erfolg zu wagen. Diese Schlußfolgerung des Generals Castaños machte seinem militairischen Scharfsinne Ehre, und er wurde von dem Glücke für einen Moment Hellblick in demselben Grade begünstigt, als der General Dupont für einen Moment Verblendung bestraft. Der Oberbefehlshaber berief einen Kriegsrath, in welchem die Ungeduldigen wollten, daß man ohne weitere Zögerung die Stellung von Andujar in der Front angreifen solle. Der kluge und kundige Castaños war der Ansicht, daß dies das Glück zu sehr versuchen hieße, und wollte sich einem leicht vorauszusehenden Schlage keineswegs aussetzen. Die Ereignisse des vorigen Tages ließen, ihm zufolge, weit mehr von einem Angriffe auf der Seite von Baylen erwarten, und dieser Plan sagte ihm um so mehr zu, weil er die Verantwortlichkeit für die Unternehmung auf den General Reding und die Insurgenten von Granada wälzte. Um diesen Versuch zu unterstützen, wurde beschlossen, dem General Reding die Division Coupigny, eine der bestorganisirten der andalusischen Armee beizugeben, während der General Castaños mit den beiden Divisionen Jones und la Peña vor Andujar bleiben sollte, um die Franzosen über den wirklichen Angriffspunkt zu täuschen. Die Streitmacht des Generals Reding, der bereits ungefähr 12,000 Mann hatte, stieg durch diese Verstärkung von 6 bis 7000, auf wenigstens 18,000 Mann. Dem Oberbefehlshaber blieben ungefähr 15,000 Mann, um die Aufmerksamkeit der Franzosen zu Andujar zu beschäftigen.

Nach Annahme dieses Planes schritt man sofort zu seiner Ausführung und während die Division Coupigny sich in Bewegung setzte, um den Guadalquivir aufwärts bis Menjibar zu marschiren und sich mit dem General Reding zur Mitwirkung zu dem auf Baylen am 18. beabsichtigten Angriffe zu vereinigen, entwickelten sich die Truppen des Generals Castaños in auffälliger Weise auf den Höhen Andujar gegenüber. (Man sehe die Karte Nr. 44.)

Inzwischen konnte man im Laufe des 17. Juli von dem französischen Lager aus mit einiger Aufmerksamkeit eine Bewegung der Spanier nach ihrer Rechten, Folge des gefaßten Beschlusses, gewahren. Der Commandant der französischen Cavallerie, General Fresia, hatte über die Brücke von Andujar nach dem jenseitigen Ufer des Guadalquivir ein Dragonerregiment bis dicht an die Spanier gesendet, die sich bei diesem Anblicke in Schlachtordnung stellten und unsere Reiter mit Flintenschüssen empfingen. Der Oberst dieses Dragonerregiments gewahrte indeß sehr deutlich die Bewegung der Spanier von ihrer Linken nach ihrer Rechten gegen Menjibar, das heißt gegen Baylen zu, und erstattete darüber sofort dem Oberbefehlshaber Dupont Bericht. Dieser wurde anfangs betroffen und faßte für einen Augenblick den heilsamen Entschluß, welcher sein Schicksal und vielleicht das des Kaiserreichs geändert hätte, nämlich diesen Tag noch aufzubrechen und nach Baylen zu marschiren. Ohne daß man das Geheimniß des Feindes kannte, ergab sich doch aus der Richtung, welche die Spanier nahmen, und auch aus den falschen Gerüchten über einen Versuch auf la Carolina mit voller Klarheit, daß die Gefahr sich auf dem linken Flügel der Franzosen gegen Baylen, und gegen la Carolina zu anhäufe, und daß das sicherste aller Manoeuvres die Concentrirung auf diesen Punkten sei. Uebrigens hätte die Nachricht, daß der General Wedel hinter dem General Dufour her nach la Carolina aufgebrochen und daß Baylen vollkommen unbesetzt sei, eine Nachricht, die der General Dupont des Abends erhielt, ihn zum sofortigen Aufbruche entscheiden sollen. Noch am Abend des 17. war es Zeit nach Baylen zu marschiren, da die Spanier erst am 18. daselbst erscheinen sollten.

Der General Dupont aber, fortwährend von den feindlichen Massen, die er zu Andujar vor sich sah, geblendet, vermochte kaum zu glauben, daß die Gefahr sich anderswohin gewendet, hatte überdies eine außerordentliche Menge Kranker mit fortzubringen, denn einen Mann zurücklassen hieß ihn Mörderhänden überliefern, und verschob die Ausführung seines ersten Gedankens auf den folgenden Tag, um der Armeeadministration die 24 Stunden zu gewähren, die sie zur Räumung der Spitäler und Fortschaffung des Gepäckes bedurfte: eine verderbliche, ewig zu beklagende Zögerung!

Der Aufbruch aus dem Lager wurde daher auf den 18. Juli verschoben. Diesen Tag erhielt der General Dufour in der That Berichte von den Generalen Dufour und Wedel: er erfuhr, daß sie fortwährend den Feind im Innern der Engen suchten;

daß sie bis Guarroman vorgegangen, ohne ihn zu finden; daß sie auf la Carolina und Santa-Helena, überallhin, wo man sage, daß er sei, zu marschiren im Begriffe wären; daß sie ihn mit Ungestüm angreifen, daß sie ihn vernichten wollten und hierauf nach Baylen zurückkehren würden, um entweder daselbst in Stellung zu bleiben, oder sich mit ihrem Oberbefehlshaber zu Andujar zu vereinigen. Mittlerweile aber war Baylen entblößt, mochte von der schwächsten Abtheilung genommen werden, und Alles deutete an, daß die Spanier mit Macht dahin marschirten. Eine bis an das Ufer des Rumblar, eines Gießbaches, den man überschreiten muß, um von Andujar nach Baylen zu gelangen, im Laufe des Tages vorgegangene Patrouille war auf feindliche Truppen gestoßen. Man mußte daher eilen, mußte Andujar ohne Verlust eines Augenblicks verlassen, um noch vor den Spaniern zu Baylen einzutreffen.

Noch immer schöpfte der General Dupont keine ernste Besorgniß, hielt die am Ufer des Rumblar wahrgenommenen Truppen für eine auf Erkennung ausgesendete Abtheilung, und gab seine Befehle für den 18. Er wollte nicht vor Nacht aufbrechen, um dem General Castaños seine Bewegung zu verbergen und ihm einen Vorsprung von sieben bis acht Stunden abzugewinnen. Zwar hätte er die Brücke von Andujar in die Luft sprengen und dadurch das Nachfolgen der Spanier sehr verzögern können; aber er fürchtete den Feind durch das Gekrache aufmerksam zu machen, und begnügte sich, die Brücke in einer Art zu verrammeln, daß eine gewisse Zeit erforderlich war, sie wieder gangbar zu machen. Zum Unglücke hatte er einen ungeheuern Troß, da die Zahl der Kranken in Folge der Hitze und schlechten Nahrung sich sehr vermehrt hatte. Die Hälfte des Armeecorps war von der Ruhr befallen. Man hatte nur die geschwächtesten in die Spitäler aufgenommen und in den Reihen eine Menge Leute gelassen, die kaum das Gewehr zu tragen vermochten. Die schlimmsten Kranken nur wurden auf Wagen gelegt, und 5 bis 600 Mann, für die man keine Transportmittel hatte, folgten dem Wagenzuge zu Fuß, mager, bleich, wahre Jammerbilder. Nie war die Hitze erstickender gewesen; sie überschritt 40 Grad, und es erinnerten die ältesten Spanier sich keiner ähnlichen. Des Abends brach man denn, niedergedrückt von der Hitze des Tages auf, Menschen und Pferde athmeten kaum und bewegten sich in einer glühenden Atmosphäre, obschon die Sonne bereits untergegangen war. Die Armee hatte keine ganze Ration erhalten können. Der Soldat machte sich hungrig und durstig auf den Weg, und war sehr betroffen über einen Rückzug, der nicht andeutete, daß die Angelegenheiten irgend gut stünden.

Man mußte auf seinen Rücken wohl Acht haben, denn der General Castaños, der besser bedient war als der General Dupont, mochte aus Andujar selbst die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen erhalten, und sich zu ihrer Verfolgung aufmachen. Daher stellte der General Dupont an die Spitze des Wagenzuges nur eine einzige Infanteriebrigade, die Brigade Chabert, dieselbe, welche hinter und rechts der Brücke gestanden; diese Brigade stand dem Feinde am wenigsten nahe und ihr Abmarsch mochte daher am wenigsten bemerkt werden. Sie marschirte in der Stille von der Rechten zur Linken hinter Andujar weg und bildete die Spitze der Colonne. Es bestand diese Brigade aus drei Bataillonen der vierten Reservelegion und einem schweizerisch-französischen Bataillon vom Regimente Freuler, einem zuverlässigen Regimente, da es schon seit langer Zeit im Dienste Frankreichs stand. Eine Batterie von sechs Vierpfündern und eine Schwadron begleiteten diese ungefähr 2800 Mann starke Brigade. Dann kam der Troß in einer Länge von zwei bis drei französischen Meilen. Die spanischen Schweizer (Regimenter Preur und Reding), die durch Desertion auf ungefähr 1600 Mann geschmolzen waren, marschirten hinter dem Trosse. Ihnen folgte die Brigade Pannetier, die aus zwei Bataillonen von der dritten Reservelegion und aus zwei Bataillonen von der Pariser Garde bestand und ungefähr 2800 Mann stark war. Die Cavallerie endlich, die aus zwei Dragoner-, zwei Chasseursregimentern und aus einer Kürassierschwadron bestand und von 2400 Pferden auf 1800 geschmolzen war, schloß nebst den Marinesoldaten der Garde und der übrigen Artillerie den Marsch. Dieses Armeecorps, das bei seinem Auszuge aus Toledo mehr als 10,000 Franzosen und 2400 Schweizer, bei der Räumung Cordova's 8000 Franzosen und 2000 Schweizer stark war, zählte bei dem Abmarsche von Andujar nur noch 7800 Franzosen und 1600 Schweizer, im Ganzen 9400 Mann. Abgesehen von der geringen Zahl, war das Armeecorps auch noch durch den Troß in zwei Hälften getheilt, von denen diejenige, die an der Spitze marschirte, bei Weitem die schwächere, diejenige aber, welche die Nachhut bildete, sowohl durch Zahl als Güte der Truppen die stärkere war. Der Oberbefehlshaber hatte das, wie wir gesehen haben, angeordnet, weil er verfolgt zu werden fürchtete; er sah die Gefahr hinter, nicht vor sich.

Man marschirte die ganze Nacht in Mitte dieser Hitze, die kein Lüftchen milderte, und durch eine dichte Staubwolke. Die erschöpften, von Schweiß triefenden Pferde verschlangen Staub statt der Luft, wenn sie athmeten. Nie ging eine traurigere Nacht einem schrecklicheren Tage voran.

Um 3 Uhr erreichte man das Ufer des Rumblar. Wenn dieser Gießbach Wasser enthält, so eilt er zwischen steilen Felsen in einer tiefen Schlucht dahin. Eine kleine Brücke führt von einem Ufer nach dem andern. Als die Soldaten ankamen, wollten sie ihren brennenden Durst löschen, aber der Rumblar war völlig ausgetrocknet. Man mußte weiter. Hinter der Brücke führt die Straße nach Höhen, die mit Oelbäumen bedeckt sind. Hier standen gewöhnlich die Vorposten der französischen Division, welche Baylen besetzt hielt, das von dem Rumblar nur drei Viertelstunden entfernt ist. (Man sehe die Karte Nr. 44.) Statt der Vorposten des Generals Wedel erblickte man bei hellaufleuchtendem Tage spanische Posten und empfing von ihnen eine Kleingewehrsalve. Sofort schickte die Avantgarde des Generals

Chabert sich zur Vertheidigung an und beantwortete das Feuer des Feindes. Die zwischen Höhen eingesenkte Straße war von mehreren, in geschlossener Colonne stehenden spanischen Bataillonen gesperrt. Wenn diese Bataillone den Rumblar vertheidigt hätten, so würden wir ihn ganz gewiß nicht zu überschreiten im Stande gewesen sein. Sie bildeten die Avantgarde der Generale Reding und Coupigny, die in Gemäßheit des von dem spanischen Generalstabe angenommenen Planes am 18. Juli bei Menjibar über den Guadalquivir gegangen, sofort auf Baylen losgerückt waren, es leer gefunden und sich daselbst festgesetzt hatten. Sie hatten am Abende mehrere Bataillone in geschlossener Colonne auf der Straße von Andujar aufgestellt; es waren Die, welche uns am 19. Juli des Morgens den Weg nach Baylen sperrten.

Die französische Avantgarde nahm alsbald eine Vertheidigungsstellung links der Straße und in den Oelbaumpflanzungen. Sie bestand aus einem Bataillon der Brigade Chabert, aus einer Compagnie Voltigeurs und Grenadiere, aus einer Chasseursschwadron und aus zwei Vierpfündern, und eröffnete ein sehr lebhaftes Plänklerfeuer, während ein Adjutant im Galopp enteilte, um die drei andern Bataillone des Generals Chabert, den Rest seiner Artillerie und die Chasseursbrigade zu holen. In Erwartung dieser Verstärkung that die Avantgarde ihr Bestes, plänkerte eine oder zwei Stunden, tödtete den Spaniern viele Leute, verlor selbst viele, behauptete sich aber. Um 5 Uhr des Morgens endlich, als die Sonne schon ziemlich hoch stand, langte der übrige Theil der Brigade Chabert an. Obschon die Soldaten dieser Brigade athemlos und verdurstet waren, griffen sie doch sofort die spanischen Bataillone in Front und Flanke mit Nachdruck an und nöthigten sie die tiefe Straße zu verlassen und sich auf ihr Haupttreffen zurückzuziehen. So gelangte man zum Eingange einer kleinen, wellenförmigen Ebene, die links und rechts von mit Oelbäumen bedeckten Höhen eingesäumt und im Hintergrunde von dem Flecken Baylen begrenzt war. Die spanische Armee Reding's und Coupigny's war 18,000 Mann stark, hatte vor der Front eine sowohl durch Zahl als Caliber furchtbare Artillerie, und stand in drei Linien in Schlachtordnung. Sie war im Begriffe sich nach Andujar in Marsch zu setzen, um uns in Rücken zu nehmen, während Castaños uns in der Front angreifen sollte. Die Ankunft unserer Avantgarde hatte dieser Bewegung Einhalt gethan.

Kaum hatten wir die spanischen Truppen, welche die Straße sperrten, zurückgedrängt und waren in jener Ebene vorgebrochen, als die spanische Artillerie einen schrecklichen Hagel von Kugeln und Kartätschen über unsere Truppen ausgoß. Sofort stellte der General Chabert seine sechs Vierpfünder in Batterie. Sie hatten aber kaum einige Schüsse gethan, als sie vom Feinde unbrauchbar geschossen wurden. Was vermochten in der That sechs Vierpfünder gegen mehr als 24 gut bediente Zwölfpfünder? Um 8 Uhr des Morgens, nachdem der Kampf schon vier Stunden gedauert hatte, langte die übrige Artillerie, Cavallerie und die aus den Regimentern Preux und Reding bestehende Schweizerbrigade an. Die Brigade Pannetier, welche mit den Marinesoldaten der Kaisergarde den Zug schloß, erhielt, als sie heran war, Befehl, sich bei der kleinen Brücke über den Rumblar als Arrieregarde aufzustellen, um den Truppen des Generals Castaños, sollte dieser etwa in Verfolgung der Armee begriffen sein, den Uebergang zu wehren. Das war ein neues Unglück, das sich zu so vielem andern gesellte, daß man nicht mit allen Streitkräften, die man hatte, in Masse angriff, um nach Baylen durchzubrechen und dergestalt sich doch noch mit den Divisionen Wedel und Dufour zu vereinigen.

Wie dem immer sei, nach Ankunft der Verstärkungen wurde der Kampf hitziger und allgemeiner. Man debouchirte in die kleine Ebene vor Baylen mit der Brigade Chabert und mit der Schweizerbrigade und suchte mit aller Anstrengung Terrain zu gewinnen. Umsonst bestrebte unsere aus Vier- und Achtpfündern bestehende Artillerie sich, die furchtbare Zwölfpfünderbatterie, welche die Mitte der feindlichen Linie deckte, zum Schweigen zu bringen. Jeden Augenblick sah sie vielmehr ihre Geschütze unbrauchbar geschossen, ohne jenen des Feindes erheblichen Schaden zufügen zu können. Nur daß sie in die dichte Masse der Spanier Kugeln sandte, welche ganze Reihen niederrissen. Die Schweizerbrigade (Regimenter Preux und Reding), welche in der Mitte stand, zeigte große Festigkeit, obschon es ihr Ueberwindung kostete, sich gegen die Spanier, denen sie stets gedient hatte, und gegen ihre eigenen Landsleute zu schlagen, von denen sich mehrere Bataillone in der feindlichen Armee befanden.

In diesem Momente versuchten die Spanier, ihre große Anzahl zu unserer Umzingelung zu benutzen, und wollten eine kleine Höhe zu unserer Rechten ersteigen. Sofort sendet der General Dupont dahin die Dragoner des Generals Pryvé, das schweizerisch-französische Bataillon Freuler und ein Bataillon von der vierten Reservelegion. Die beiden Infanteriebataillone rücken entschlossen vor, während der General Pryvé zu ihrer Rechten seine Schwadronen vorwärts traben läßt. Der mit Gesträuch und Oelbäumen bedeckte Boden gestattete der Cavallerie nicht, geschlossen zu marschiren, und der General Privé befahl ihr daher, sich als Plänkler zu zerstreuen und anzulangen wie sie könne, während die beiden in Linie entwickelten Bataillone das Feuer der Spanier aushalten. Als unsere Reiter auf der Höhe anlangen, formiren sie sich schnell, stürzen im Galopp auf die spanischen Bataillone los, durchbrechen sie und nöthigen sie, sich mit dem Verluste von drei Fahnen eiligst auf ihr Haupttreffen zurückzuziehen.

Der zu unserer Rechten zurückgewiesene Versuch wiederholt sich von Seiten der Spanier auf einigen Höhen, die unsern linken Flügel beherrschen. Der General Dupont, der sich endlich entschlossen hat, den übrigen Theil seiner Truppen mit Ausnahme eines an der Rumblarbrücke zurückgelassenen Ba-

taillons von der Pariser Garde, in Schlachtlinie zu führen, setzt die Brigade Pannetier dieser neuen Bewegung der Spanier entgegen, und befiehlt den Dragonern, die vom rechten nach dem linken Flügel gezogen werden, das ihnen zuvor geglückte Manoeuvre zu erneuern.

Während die drei Bataillone der Brigade Pannetier den Spaniern, die unseren linken Flügel bedrohen, die Stirne bieten und beide Theile ein lebhaftes Kleingewehrfeuer unterhalten, beginnt der General Pryvé neuerdings, was er kurz zuvor vollbracht hat, führt seine Reiter als Plänkler durch das Brombeergesträuch und die Oelbaumpflanzung, stürzt dann mit ihnen auf die Spanier los, durchbricht sie abermals und zwingt sie, sich auf ihr Haupttreffen zurückzuziehen. Während dieser Zeit hält die Schweizerbrigade fortwährend in der Mitte der Ebene mit der nämlichen Festigkeit Stand, indeß der tapfere General Dupré, der mit seinen Jägern zu Pferde in Linie gerückt ist, glänzende Angriffe gegen das Centrum der Spanier ausführt. So oft man aber auch auf dem rechten, auf dem linken Flügel, im Centrum mit dem Bajonnete oder mit dem Säbel angreift, ziehen sie sich stets auf zwei unbewegliche Linien zurück, die man im Hintergrunde des Schlachtfeldes erblickt, einer undurchdringlichen ehernen Mauer vergleichbar. Diese beiden Linien, abgesehen von ihrer drei- bis vierfachen Ueberlegenheit an Zahl, stützen sich rückwärts auf den Flecken Baylen, und sind auf beiden Flügeln durch bewaldete Höhen, in der Front durch eine furchtbare Artillerie gedeckt. Bei diesem Anblicke beginnt unsern Soldaten der Muth zu sinken. Es ist 10 Uhr des Morgens, die Hitze ist erdrückend, schwer aufathmen Menschen und Pferde, und auf diesem von der Sonne verbrannten Schlachtfelde ist nirgends ein Tropfen Wasser oder ein wenig Schatten zu finden, um sie in den kurzen Zwischenräumen des schrecklichen Kampfes zu erfrischen.

Aber was macht in diesem Augenblicke der General Wedel, der gestern und vorgestern so schnell daran gewesen, seinen Platz zu verlassen, der kommt, wenn man seiner nicht im Geringsten bedarf, und ausbleibt, wenn sein Kommen so dringend nothwendig ist? Man erwartet ihn jedoch, denn unmöglich kann er auf die Mahnung des Kanonendonners, der in diesen tiefen Schluchten bis la Carolina widerhallen muß, herbeizueilen säumen. Der General Dupont läßt sogar seine baldige Ankunft in den Reihen verkünden, um den Muth der Soldaten aufzufrischen, und entschließt sich dann zum Versuche einer allgemeinen Bewegung, um die Stellung mit Sturm zu nehmen. Er reitet an der Front seiner Truppen hin, läßt die von der Cavallerie eroberten Fahnen herbeibringen, und bei diesem Anblicke bricht der frischgeweckte Muth der jungen Soldaten in den Ruf „Es lebe der Kaiser!“ aus. Einige Offiziere, denen die Gefahr Klugheit eingiebt, rathen, sich nach Links in geschlossener Colonne zu formiren, und auf einem einzigen Punkte anzugreifen, auf jenem nämlich, von wo man auf die Straße von Baylen nach la Carolina, folglich zur Division Wedel gelangen kann, und sich zu retten, indem man sich zu einem schmerzlichen aber nothwendigen Opfer, dem der Wagen mit unseren Kranken, entschließt. Der General Dupont, in diesen verhängnißvollen Tagen stets blind, erkennt nicht das Triftige dieses Rathes. Er besteht darauf, die ganze Linie der Spanier in der Front anzugreifen, gleich als wolle er mit einem Schlage ihre ganze Armee vernichten. Auf das gegebene Zeichen stürzen seine Soldaten sich in Masse auf den Feind. Aber ein schreckliches Kartätschen- und Kleingewehrfeuer empfängt sie und ihre Linie schwankt und wirbelt. Die Offiziere stellen sie wieder her und führen sie vor, während der tapfere General Dupré mit seinen Jägern zu Pferde durch die Zwischenräume unserer Infanterie sprengt und ihr das Beispiel giebt, indem er die spanische Linie herzhaft angreift. Er reißt Lücken in sie, er dringt ein, nimmt sogar Geschütze, die er nicht wegbringen kann; aber wenn er weiter vordringen will, wird er stets von einer dichten undurchdringlichen Mauer aufgehalten, die man zu durchbrechen verzweifeln muß. Der unglückliche General Dupré sinkt nach wahrhaft heroischen Anstrengungen vom Pferde, von der Kugel aus einer Biscayenne (ein langes weittragendes Gewehr) im Unterleibe getroffen.

Es ist Mittag. Dieser so ungleiche Kampf hat bereits acht bis neun Stunden gedauert. Fast alle Stabsoffiziere sind getödtet oder verwundet. Capitaine commandiren die Bataillone, Sergent-Majors die Compagnien. Die ganze Artillerie ist unbrauchbar geschossen. Der General Dupont ist in Verzweiflung und söhnt, von zwei Kugeln verwundet, durch seine Bravour mit seinen Fehlern aus. Noch einen letzten Beweis der Hingebung verlangt er von seinen Soldaten und ordnet sie wieder in Linie. Sie marschiren, aufrecht erhalten durch das Beispiel der Seesoldaten der Kaisergarde, die sich selbst unwandelbar treu bleiben. Nach einem neuen Angriffe auf die erste Linie gewahren sie die fortdauernde Unbeweglichkeit der zweiten und kehren wieder nach dem Eingange dieser traurigen und verhängnißvollen Ebene zurück, über die sie nicht hinauszukommen vermögen. In diesem schrecklichen Momente vollendet ein unerwartetes, obschon leicht vorhersehbares Ereigniß ihre Entmuthigung. Die Schweizerregimenter Preux und Reding, die sich anfangs ehrenhaft benommen haben, empfinden dennoch lebhaften Verdruß, daß sie auf Schweizer und Spanier, also auf Landsleute und Waffenbrüder schießen müssen. Obschon dicht an ihrer Seite die im Dienste Frankreichs befindlichen Schweizer Freuler's sich mit seltener Treue schlagen, vermögen jene doch weder dem Verdrusse, noch dem Unglücke zu widerstehen, und entweichen, trotz der Gegenbemühungen der Offiziere, fast alle. Binnen wenigen Augenblicken verlassen 1600 Mann dieses Schlachtfeld, auf welchem wir ohnehin so wenig zahlreich sind. Von den 9000 Mann, die am Morgen auf demselben standen, sind nur noch 3000 übrig. 1800 sind todt oder verwundet, 1600 sind zum Feinde übergegangen, 2 bis 3000 andere, bis zum Tod ermattet, von der Hitze und der Ruhr hart mitge-

nommen, haben sich auf den Boden hingestreckt und ihre Waffen weggeworfen. Verzweiflung hat alle Herzen erfaßt. Der General durcheilt die Reihen seiner gelichteten Armee und liest in den Mienen Aller nur den Schmerz, von dem er selbst gefoltert wird. Dennoch klammert er sich an eine letzte Hoffnung an, und horcht hoch auf, ob nicht der Kanonendonner des Generals Wedel erschalle. Er horcht umsonst! Auf dieser brennenden, blutgetünchten Ebene wiederhallt kein anderer Schall als der einiger isolirten Flintenschüsse, denn man hat von beiden Seiten zu kämpfen aufgehört. Da unterbrechen plötzlich Artilleriesalven die düstere Stille, die zu herrschen begonnen hat. Neue Ursache zur Verzweiflung! Der Kanonendonner dröhnt nicht links, sondern rückwärts, das heißt an der Brücke über den Rumblar! Wirklich hat Castaños, der von der Räumung Andujars durch die Franzosen um 2 oder 3 Uhr des Morgens Kunde erhalten, alle Truppen, die ihm geblieben, unter dem Befehl des Generals Peña zu ihrer Verfolgung entsendet, und dieser kündet, wie man vorher übereingekommen, dem General Reding seine Ankunft durch einige Artilleriesalven an. Von nun an ist Alles verloren: die 3000 Mann noch in Reihe und Glied, die 3 bis 4000, die in der nächsten Umgegend noch zerstreut liegen, die Verwundeten, die Kranken, Alles zwischen den beiden Armeen der Generale Reding und Peña, die zusammen ungefähr 30,000 Mann stark sind, ist der gewissen Niedermetzelung geweiht. Bei diesem Gedanken erreicht der Schmerz des Generals Dupont den höchsten Gipfel, und er erblickt keinen andern Ausweg mehr, als Unterhandlung mit dem Feinde.

Unter seinen Offizieren befand sich ein Stallmeister des Kaisers, de Villoutreys, welcher, da er im Felde dienen wollte, dem Armeecorps des Generals Dupont beigegeben worden war; diesen sendet Letzterer an den General Reding, um demselben einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Villoutreys reitet über die traurige Ebene, den Schauplatz unserer ersten Unglücksfälle. Vor den General Reding geführt, begehrt er im Namen des französischen Generals Dupont eine Waffenruhe auf einige Stunden, indem er die Ermattung der beiden Armeen als Beweggrund anführt. Der General Reding ist froh, mit den Franzosen fertig zu sein, weil er mit solchen Gegnern stets einen Glückswechsel fürchtet und willigt in die Waffenruhe unter der Bedingung ihrer Ratification durch den General Castaños. Für den Augenblick verspricht er Einstellung des Feuers.

Villoutreys kehrt zu dem General Dupont zurück, der ihm jetzt den Auftrag ertheilt, sich zu dem General Peña zu begeben und ihn zu bewegen an der Rumblarbrücke Halt zu machen. Villoutreys eilt zu dieser Brücke, wo bereits die Truppen des Generals Peña und die Soldaten der Pariser Garde miteinander plänkern. Peña, minder nachgiebig als Reding und voll spanischer Leidenschaften, erklärt, daß er wohl dem Waffenstillstand beitreten wolle, aber nur provisorisch bis zur Zustimmung des Oberbefehlshabers. Uebrigens verkündet er, daß die Franzosen nur dann auf Pardon hoffen dürfen, wenn sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das Feuer wird von dieser Seite wie von der andern eingestellt. Die Franzosen ruhen endlich in Mitte dieser verhängnißvollen Ebene aus, auf der so viele Todte und Sterbende durcheinander liegen, über welche eine verzehrende Hitze und eine schreckliche Stille schwebt, und wo es nirgends Wasser giebt außer in einigen schlammigen Tümpfeln des Rumblar, die man sich gegenseitig mit Gewalt streitig macht. Alles ist unbeweglich: Freude herrscht aber auf der einen, Verzweiflung auf der andern Seite!

Nach der Rückkehr Villoutreys' zu seinem Oberbefehlshaber erhielt er von diesem den Auftrag, auf der Straße nach Andujar dem General Castaños entgegenzueilen, um ihn zur Ratification der von seinem Unterbefehlshaber bewilligten Waffenruhe zu bewegen. Der unglückliche Dupont, bisher so glänzend und so glücklich, geht in sein Zelt, erdrückt von Seelenleiden, die ihn gegen die physischen Leiden seiner zwei schmerzenden Wunden fast unempfindlich machen. So ist es mit dem Glücke im Kriege wie in der Politik, wie überall in dieser bewegten Welt, dem stets veränderlichen Theater, wo Glück und Unglück einander folgen, und nach einer langen Reihe entgegengesetzter Empfindungen nur das Nichts und das Elend zurücklassen! Drei Jahre vorher, an den Ufern der Donau, eilte der nämliche General Dupont außer Athem dem Marschall Mortier zu Hülfe und rettete ihn bei Dürrnstein. Aber andere Zeiten, andere Orte, ein anderer Geist! Das war im December und im Norden; das waren alte Soldaten voll Gesundheit und Kraft, durch ein strenges Klima gestählt und nicht durch ein entnervendes geschwächt, gewohnt an alle Wechselfälle des Kriegs, von Ehrgefühl aufs Höchste begeistert, in der Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft keinen Augenblick schwankend! Wenn die Lage dieser einen Augenblick bedenklich geworden, hatte man Zeit ihnen zu Hülfe zu kommen und sie zu retten! Noch war das Glück hold und machte Alles gut: Niemand kam zu spät an, Niemand täuschte sich, oder wenn der Eine sich auch täuschte, verbesserte der Andere seinen Fehler! In diesem Spanien aber, in das man in so verwerflicher Art eingerückt, war man jung, schwach, krank, vom Klima erdrückt, an Leiden nicht gewöhnt! Man fing an nicht länger glücklich zu sein, und wenn der Eine sich täuschte, verschlimmerte der Andere noch seinen Fehler. Dupont war Mortier bei Dürrnstein zu Hülfe gekommen; Wedel eilte Dupont erst zu Hülfe, als es zu spät war!

Was machte er denn, fragen wir wieder, was machte der General Wedel, der mit zwei Divisionen, von denen eine schon das Schicksal dieses verhängnißvollen Tages umgewandelt haben würde, nur einige (französische) Meilen entfernt war und doch nicht erschien? Er hatte sich zweimal getäuscht und er täuschte sich zum dritten Male. Am 17. Juli des Abends war er von Baylen aufgebrochen, hatte in der Nacht Guarroman erreicht, hatte am 18. nach la Carolina sich in Marsch gesetzt, jagte dem Phantom

eines Feindes nach, der, wie es hieß, der Engpässe sich bemächtigt haben sollte, bis er endlich am 18. die Ueberzeugung gewonnen, daß er und Dufour einer Chimäre nachgelaufen. Diese vorgebliche Armee, die mit ihrer ganzen Macht nach den Engen marschirt sein sollte, um da die französische Armee einzuschließen, schrumpfte zu einigen Guerillas ein, welche von Offizieren, die entweder schlechte Beobachter oder der Furcht leicht zugänglich waren, für furchtbare Massen gehalten worden. Nach allen Richtungen ausgesendete Erkennungen und Aussagen, so von Gefangenen als von Bauern, halfen endlich den Generalen Wedel und Dufour auf die Fährte der Wahrheit. Sie faßten sofort den Entschluß, nach Baylen zurückzumarschiren, denn an Eifer fehlte es ihnen nicht. Der General Wedel, der zuletzt aufgebrochen war und sich weniger in die Schluchten eingesenkt hatte, sollte zuerst nach Baylen zurückkehren. Aber durch die vielen Märsche und Gegenmärsche waren seine Soldaten im äußersten Grade erschöpft. Fast ohne zu essen, ohne Rast hatten sie den Weg von Baylen nach Andujar, von Andujar nach Baylen, von Baylen nach la Carolina zurückgelegt, und es war wohl unerläßlich, ihnen den Rest des Tages (18. Juli) zu gewähren, um sich etwas auszuruhen. Die Kühle des Ortes, die Früchte, das Gewässer, die Lebensmittel, die sie zu la Carolina hatten, waren in dem Momente ein sehr mächtiger Beweggrund, um daselbst Halt zu machen. Ueberdies bedurften die Artilleriewagen, die in Folge der schlechten Straßen und der Trockenheit schadhaft geworden, einer Reparatur. Und endlich kannte man das traurige Geheimniß der Begebenheiten nicht, und glaubte zur rechten Zeit in Baylen anzukommen, wenn man daselbst am folgenden Tage ankäme. Es wäre wirklich nicht zu spät gewesen, wenn man am nächsten Morgen, den 19. Juli, um 3 Uhr aufgebrochen wäre; denn man würde um 11 nach Baylen gekommen sein, Reding zwischen zwei Feuer gebracht, und den traurigen Schlachttag von Baylen in einen Schlachttag von Marengo verwandelt haben.

Am 19. Juli um 3 Uhr des Morgens vernahmen emsige Offiziere, die früher als die andern aufwaren, um sich mit ihren Truppen zu beschäftigen, die Kanonade von Baylen, welche von Echo zu Echo bis in das Innerste der Schluchten der Sierra Morena getragen wurde. Diese Kanonade, meinten jene Offiziere, könne nur von einem Kampfe des Oberbefehlshabers mit den Spaniern herrühren, denn nur er war am Ufer des Guadalquivir zurückgeblieben. Wie aber ist es möglich, daß er, den man mit den Spaniern zu Andujar gelassen, seine Kanonen in einer Stellung hören läßt, welche die von Baylen sein muß? Man weiß es nicht; gewiß aber ist, daß man wiederholte Artilleriesalven hört, daß folglich das so bekannte, so oft im Munde geführte und doch so oft mißkannte Gebot, auf den Kanonendonner los zu marschiren, keine Zögerung gestatte. Falls man sofort in der Morgenkühle aufbricht, kann man, wenn man die Schritte beschleunigt, noch zur rechten Zeit anlangen, um dem Feinde einen entscheidenden Schlag beizubringen. Der General Wedel aber, am 16. und 17. Juli von so rascher Entschlossenheit, zeigt diesmal eine unerklärliche Unschlüssigkeit. Er verliert zwei Stunden, seine Colonnen zu ordnen, und bricht erst um 5 Uhr auf. Schon ist die Hitze groß, und da die Colonne wegen der Nähe des Feindes nahe aneinander marschirt, erhebt sich ein erstickender Staub. Bei jeder Felsenhöhlung, in der ein wenig Wasser fließt, verlassen sie Reihe und Glied, um sich zu erfrischen. So gelangen sie gegen 11 Uhr erst nach Guarroman, halbweges von la Carolina nach Baylen. In diesem Augenblicke weckt der schwächer gewordene Kampf viel weniger das Echo als früher. Doch hörte man noch Kanonenschläge, jetzt mehr, jetzt minder deutlich, je nach der Richtung des Windes.

Keineswegs in böser Absicht, denn der General Wedel war im Gegentheile der Ehre der französischen Waffen treuanhänglich, sondern aus einer Verblendung, die jener ähnlich war, welche den General Dupont zu dem Glauben verleitet hatte, die Gefahr drohe nur zu Andujar, bleibt er hartnäckig dabei, zu zweifeln und zu meinen, was man höre, sei nur ein Vorpostengefecht an den Ufern des Guadalquivir. Vor Allem will er nicht nach Baylen zurückkehren, ohne die Schluchten untersucht und sich versichert zu haben, daß der Feind nicht auf der Nebenstraße von Linares, die an Guarroman stößt, sich befinde, und sendet Cavallerie auf Recognoscirung. So kommt Mittag heran. Die Kanonade schweigt, denn die Schlacht von Baylen ist zu Ende. Diese Stille der Niederlage und Verzweiflung schlägt jeden Zweifel in der Seele des Generals Wedel nieder, und er glaubt fest, sich durchaus nicht getäuscht zu haben. Seine Truppen bemächtigten sich in diesem Momente einer Ziegenheerde; sie sind verhungert und er gewährt ihnen zwei Stunden zum Abkochen. Um 2 Uhr bricht man wieder auf, und marschirt ohne Hast, denn das tiefste Schweigen herrscht allenthalben. Um 5 Uhr debouchirte man auf Baylen und wurde die Spanier gewahr. Ohne sich genau vorzustellen, was geschehen sein könne, folgert man doch, daß der Feind sich zwischen dem General Dupont und den Divisionen Wedel und Dufour aufgestellt habe. Da zaudert der General Wedel nicht länger und will das spanische Armeecorps überwältigen, um sich mit seinem Oberbefehlshaber zu vereinigen. Er trifft daher seine Verfügungen zum Angriffe und zwar von der Rechten aus, denn nur von da kann er sich, Baylen umgehend, Bahn nach der Straße von Andujar brechen und zum General Dupont gelangen, es sei auf was immer für einem Punkte dieser Straße. In dem Augenblicke, wo er seine Befehle ertheilt, nähert sich ein spanischer Parlamentair und verkündet die abgeschlossene Waffenruhe. Der General Wedel will nicht daran glauben und sendet einen seiner Offiziere in das Lager des Generals Reding, um zu erfahren was daran sei, zugleich erklärend, daß er eine halbe Stunde gewähre, nach deren Verlauf er, wenn er bis dahin nicht Antwort erhalten, das Feuer eröffnen werde. Er wartet, fährt aber fort seine Verfügungen zu treffen, und nachdem die halbe Stunde verflossen

ist, ohne daß der abgeschickte Offizier wieder erscheint, greift er nachdrücklich an. Seine Truppen zeigen den größten Eifer, umwickeln ein Infanteriebataillon und nehmen es gefangen. Die Kürassiere greifen, was vor ihnen ist, an und werfen es über den Haufen. Da nahet sich eine Gruppe spanischer Offiziere mit einem Adjutanten des Generals Dupont, und es wird ihm vorgeschrieben, das Feuer einzustellen und Alles wieder in den vorigen Stand zu bringen. Wie sehr auch der General Wedel für Fortsetzung des Kampfes gestimmt ist, muß er doch dem Befehl seines Generalen-Chef gehorchen. Aber so groß ist die Macht seiner Täuschungen, daß er sich den Umfang des Unglücks der Armee noch gar nicht vorstellen kann und sich einbildet, die Waffenruhe, auf die man sich berufen, um ihn von Fortsetzung des Kampfes abzubringen, sei nur der Anfang von Unterhandlungen mit dem General Castaños, dessen Eifer für die Insurrection stets in der französischen Armee für sehr zweifelhaft gehalten worden war und den man geneigt glaubte, bei der ersten Gelegenheit zu unterhandeln.

Das ist die Art, wie der General Wedel am 19. Juli seine Zeit verwendete, und so ging dieser verhängnißvolle Tag zu Ende. Als die Spanier erfuhren, die Division Wedel sei angelangt, wurden sie von Furcht ergriffen, die auf die Kunde, daß bereits eines ihrer Bataillone gefangen genommen worden, in Wuth überging. Sie wollten auf die Division Barbou stürzen und sie bis auf den letzten Mann niedermetzeln, denn sie glaubten, das Begehren eines Waffenstillstandes sei nur eine Finte gewesen, um den General Wedel herankommen zu lassen und dann den Kampf wieder aufzunehmen. Sie stießen wüthendes Geschrei aus, und der General Dupont eilte, dasselbe zu stillen, indem er den obenerwähnten Befehl gab. Das wäre im Gegentheil der Fall gewesen, von dem Schrecken und der Wuth der Spanier Rath zu nehmen und den Angriff zu erneuern, indem man in geschlossener Colonne die Richtung links einschlug. Der Commandant der Dragoner, General Pryvé, gab ihm diesen Rath, zeigte ihm sogar die Höhen, über welche man mit der Division Wedel sich vereinigen konnte. Der unglückliche Heerführer aber, von der Krankheit, die seit einiger Zeit in der Armee eingerissen war, gleichfalls ergriffen und geschwächt, furchtbar an seinen Wunden leidend, erfaßt auch von der allgemeinen Niedergeschlagenheit, war in seinen Gram ganz versunken und hörte, was der General Pryvé sagte, ohne darauf zu antworten. Er schien in seiner Verzweiflung die Worte, die man an ihn richtete, nicht zu vernehmen (5).

Man blieb die Nacht auf dem Schlachtfelde und sah den Unterhandlungen des kommenden Tages entgegen. Während aber bei den Spaniern Ueberfluß herrschte, mangelte es unseren Soldaten an Allem, und sie brachten die Nacht zu, wie sie den Tag zugebracht hatten, ohne Brod, ohne Wasser, ohne Wein. Diejenigen, die noch in ihren Säcken irgend welche Reste einer Ration, oder in ihren Feldflaschen irgend welche Flüssigkeit hatten, waren die Einzigen, die sich etwas laben konnten.

Am 20. Juli des Morgens kam Villoutreys, der wegen der Ratification des Waffenstillstandes in das spanische Hauptquartier gesendet worden, zurück und berichtete, daß der General Castaños sich bereit erklärt habe, auf billige Grundlagen zu unterhandeln, und daß er sich deshalb nach Baylen verfügen werde. Der General Dupont verfiel auf den Gedanken, bei dieser Gelegenheit den berühmten Ingenieurgeneral Marescot zu verwenden, der sich nur vorübergehend bei seiner Division befand, indem er mit einer Sendung nach Gibraltar beauftragt war, und welcher im Jahre 1795 mit dem General Castaños vielen Umgang gehabt hatte. Er ließ ihn rufen, und drang in ihn, seinen Einfluß auf den spanischen General zu gebrauchen, um bessere Bedingungen zu erlangen. Der General Marescot, der wenig darnach geizte, eine doch niemals vortheilhafte Capitulation zu unterhandeln und zu unterzeichnen, schlug zuerst die ihm angetragene Sendung aus, gab dann aber doch den Bitten des Oberbefehlshabers nach und willigte ein, sich in das spanische Hauptquartier zu begeben.

Um zu dem General Castaños zu gelangen, mußte man die Straße nach Andujar einschlagen und durch die Division Peña seinen Weg nehmen. Der General Marescot fand den General Peña an der Rumblarbrücke, voll Zorn, voll Drohungen, voll Klagen über die vorgeblichen Bewegungen der französischen Armee, um zu entrinnen. Er sagte, er habe Vollmacht zu unterhandeln, forderte die unverzügliche Ergebung aller französischen Divisionen auf Gnade und Ungnade, und erklärte, daß er, wenn er nicht binnen zwei Stunden Antwort habe, die Division Barbou angreifen und vernichten werde. General Marescot sah sich zu dem Versprechen genöthigt, daß man binnen zwei Stunden antworten werde.

Er eilte ohne Zeitverlust zurück und berichtete dem General Dupont dieses traurige Ergebniß. Da erhob sich dieser und rief, daß er sich lieber mit dem letzten seiner Soldaten tödten lassen, als auf Gnade und Ungnade ergeben werde. Er berief alle Divisions- und Brigadegenerale zu sich, um zu erfahren, ob er auf ihre und ihrer Soldaten Hingebung rechnen könne. Fast alle antworteten, daß die durch Anstrengung und Hunger erschöpften Soldaten gänzlich demoralisirt wären und sich nicht mehr schlagen wollten. Um sich dessen zu vergewissern, ging er mit seinen Unterbefehlshabern durch die Bivouaks, und versuchte den gesunkenen Muth seiner jungen Leute wieder aufzurichten. Alte Soldaten, wie die von Aegypten oder San Domingo, gewohnt, dem Hunger, dem Durste, der Hitze zu trotzen, würden nicht taub gegen seine Stimme geblieben sein. Was war aber von Kindern von 20 Jahren zu erwarten, die durch die außerordentliche Hitze erdrückt waren, die seit 36 Stunden nichts zu essen und nichts zu trinken gehabt, welche wußten, daß sie zwischen zwei Feuern standen und dahin gebracht wären, in dem Verhältnisse von eins zu fünf oder sechs kämpfen zu müssen, während zugleich ihre Artillerie demontirt war! Sie wehklagten gegen ihre Generale, daß man sie aufgeopfert habe, ja einige warfen in der Verzweiflung Gewehre

und Patronen weg. Der General Dupont hätte nöthig gehabt, daß man seine Seele aufrichte, weit entfernt, daß er fähig gewesen wäre, die Seelen Anderer aufzurichten! Er kehrte in der äußersten Bestürzung zurück. Die Offiziere, die am vorigen Tage sich am besten benommen hatten, erklärten nun selbst den Fall für verzweifelt, und behaupteten, daß man mit Ehren unterhandeln könne, nachdem man so tapfer gekämpft habe. Sie übersahen, daß die letzte Handlung stets die früheren auslöscht, und daß man nur nach der letzten beurtheilt wird. In einer andern Lage, ohne den General Wedel zu ihrer Linken zu haben, würde die Unterhandlung zu entschuldigen gewesen sein, denn dann wäre ihnen nichts übrig geblieben, als sich abschlachten zu lassen, obschon eine solche Aussicht zuweilen zu Thaten treibt, welche gelingen. Aber da der General Wedel zu ihrer Linken stand, und die Möglichkeit vorhanden war, sich mittels einer letzten Anstrengung mit ihm zu vereinigen, so war es nicht zu entschuldigen, wenn man sich ergab, ohne diese letzte Anstrengung versucht zu haben. Physische Erschöpfung und moralische Niedergeschlagenheit vermögen allein solchen Schwachmuth zu erklären. Uebrigens schmeichelten sie sich, daß man sich mit der Räumung von Andalusien begnügen und ihnen den Rückzug nach dem nördlichen Spanien gestatten werde, ohne die Streckung der Waffen zu verlangen. Sie stimmten daher für Unterhandlung mit dem Feinde, statt daß sie einen Kampf wieder begannen, der in ihren Augen eine Unmöglichkeit war.

Der unglückliche General Dupont, von der allgemeinen Demoralisation mit fortgerissen, gab nach und ertheilte Vollmacht dem General Chabert, welcher gewählt wurde, weil er am vorigen Tage an der Spitze seiner Brigade außerordentliche Bravour bewiesen. Der General Marescot hatte keine andere Sendung übernehmen wollen als die, den General Chabert zu begleiten, ihm zu rathen und ihn zu unterstützen. Villoutreys, der bereits den Anführern der spanischen Armee Vorschläge überbracht hatte, wurde den Generalen Chabert und Marescot beigegeben.

Sie brachen sofort auf, um, nicht mit dem General Peña, sondern mit dem General Castaños selbst zu unterhandeln, den sie halbwegs zwischen Baylen und Andujar am Posthause trafen. Bei ihm befanden sich der Graf Tilly, eines der einflußreichsten Mitglieder der Junta von Sevilla und der Generalcapitain Escalante von Granada. Der General Castaños, ein milder, menschenfreundlicher und einsichtsvoller Mann, empfing die französischen Offiziere mit einer Rücksicht, welche sie weder bei dem Generalcapitain Escalante, der seine Unbedeutenheit durch Barschheit zu verdecken suchte, noch bei dem Grafen Tilly fanden, der sich als Demagog betrug. Ihren Verhaltungsbefehlen zufolge verlangten die französischen Offiziere anfangs, daß die Divisionen Wedel und Dufour, welche am Kampfe keinen Theil genommen hatten, nicht umzingelt waren und daher dem Schicksale der Division Barbou (jener, die unter dem General Dupont gekämpft) sich entziehen konnten, nicht in die Capitulation eingeschlossen würden, und daß, was eben diese Division Barbou betreffe, sie nach Madrid sich zurückziehen solle, mit oder ohne Niederlegung der Waffen, je nach dem Ergebnisse der Unterhandlung. Die spanischen Generale setzten diesen Vorschlägen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, denn das Schicksal der Division Barbou hatten sie in den Händen, und wenn sie sich zu Unterhandlungen verstanden, so geschah es nur, um auch über die Divisionen Wedel und Dufour, die nicht in ihrer Gewalt sich befanden, verfügen zu können. Sie forderten daher, daß dieselben mit in die Capitulation eingeschlossen würden, indem sie übrigens für jede der französischen Divisionen eine ihrer gegenwärtigen Lage angemessene Behandlung anboten. Sie wollten nämlich, daß die Division Barbou kriegsgefangen bleibe, während die Divisionen Wedel und Dufour zur See nach Frankreich zurückgeführt werden sollten.

Die französischen Unterhändler widerstanden mit Kraft diesen Zumuthungen, und nach langen Erörterungen kam man endlich über folgende zwei Bedingungen überein: Erstens, daß die drei Divisionen sich nach Madrid zurückziehen könnten; zweitens, daß die Divisionen Wedel und Dufour ihren Rückzug ohne Niederlegung der Waffen bewerkstelligen könnten, während die Division Barbou, weil umzingelt, die ihrigen strecken müsse. Obschon diese Bedingungen sehr schmerzlich für die Ehre der französischen Waffen waren, retteten sie doch die drei Divisionen, und man ging sie ein. Man war im Begriffe sie schriftlich aufzusetzen, als ein neuer Zwischenfall eintrat, welcher dem Unglücke dieser Armee von Andalusien, auf welche das Schicksal seinen ganzen Zorn losgelassen zu haben schien, die Krone aufsetzte. Der General Castaños empfing nämlich ein Couvert, das einem jungen, vom General Savary aus Madrid an den General Dupont gesendeten französischen Offizier abgenommen worden war. Dieses Couvert enthielt Verhaltungsbefehle, die am 16. oder 17. Juli, als man zu Madrid die glückliche Kunde von dem Siege bei Rio-Seco noch nicht hatte, ausgefertigt worden waren. Vor Kenntniß dieses Ereignisses schwebte man in dieser Hauptstadt in großer Sorge, zweifelte sehr an der Einnahme von Saragossa, ordnete eine allgemeine Concentration der im südlichen Spanien befindlichen Truppen um Madrid an, und meldete in Folge dieses Concentrirungsbefehls dem General Dupont, daß trotz der früher erhaltenen Verhaltungsbefehle die Zeit gekommen sei, wo er nach der Mancha zurückzukehren habe. Indem der General Castaños diese unschätzbare Depesche, die der Zufall in seine Hand gespielt hatte, las, erkannte er sofort, daß die Bewilligung der Rückkehr nach Madrid keineswegs einer freiwilligen Räumung von Andalusien und der Mancha von Seite der Franzosen gleichkomme, sondern daß man durch jene Bewilligung einfach ihrem Concentrirungsplane in die Hände arbeite; daß sie auch ohne die Ereignisse von Baylen abgezogen sein würden, man daher durch diese Capitulation nichts gewinne, als die unfruchtbare Ehre, der Division

Barbou ihre Kanonen und Musketen abzunehmen, wofür sie bald in Madrid andere bekäme; daß man endlich die Rückkehr dieser 20,000 Mann in das nördliche Spanien, wo sie durch ihre Anwesenheit nicht ermangeln würden, die Sache des neuen Königs wieder herzustellen, durchaus hindern müsse.

Als man nun zur Abfassung der Bedingungen der Capitulation schritt, und die Rückkehr der drei Divisionen, die eine ohne, die zwei andern mit Waffen genauer bestimmen wollte, erklärte der General Castaños, zwar stets gemäßigt in der Form, aber diesmal in der Sache selbst entschieden, daß in den ersten Artikel nicht gewilligt werden könne. Die französischen Generale erhoben sich gegen diese Art Wortbruch und beriefen sich darauf, daß man wenige Augenblicke zuvor die jetzt bestrittene Bedingung ja zugestanden habe. Castaños räumte das ein, gab aber, seine Redlichkeit zu beweisen, dem General Marescot das aufgefangene Schreiben des Generals Savary zu lesen und fragte, ob man, nachdem man Das in Erfahrung gebracht, von ihm ferner fordern könne, daß er von den früher bewilligten Bedingungen nicht abgehe. Der General Marescot las das Schreiben, reichte es seinen bestürzten Collegen, und so mußte man denn auf neue Grundlagen unterhandeln. Es wurde ausgemacht: daß die Division Barbou kriegsgefangen bleibe; daß die Divisionen Wedel und Dufour Spanien verlassen sollten, jedoch zur See; daß dieselben die Waffen nicht zu strecken hätten, daß man aber, um allen Streithändeln vorzubeugen, sie ihnen abnehmen werde, um sie ihnen bei der Einschiffung zu San Lucar und Rota wieder zuzustellen; daß endlich die Ueberfahrt zur See unter spanischer Flagge geschehen werde und man die Verpflichtung übernehme, dieser Flagge Achtung von Seite der Engländer zu verschaffen. Dann beschäftigte man sich mit einigen materiellen Stipulationen, und unsere Unterhändler erlangten, daß, wie dies im Kriege gebräuchlich ist, die Offiziere ihr Gepäcke behielten, und daß jedem der höheren Offiziere ein von aller Untersuchung freier Wagen gestattet wurde, daß jedoch die Tornister der Soldaten untersucht werden müßten, um sich zu überzeugen, daß sie keine Kirchengefäße mit sich fortbrächten. Ueber diesen für die Soldaten entehrenden Artikel, welchen französische Generale niemals hätten unterzeichnen sollen, fanden lebhafte Erörterungen statt. Castaños, stets offen und gerade, berief sich auf den Fanatismus des spanischen Volks, der Genugthuung erhalten müsse. Er sagte, wenn man nicht verkündigen könne, daß die Tornister der Soldaten untersucht worden seien, so würde das Volk glauben, daß sie die Kirchengefäße von Cordova mit forttrügen, und nicht ermangeln über sie herzustürzen; daß übrigens die französischen Offiziere von selbst diese Untersuchung vornehmen sollten, dieselbe mithin die Ehre der französischen Armee nicht verletzten werde. Man hatte sich einmal in die Bahn des Nachgebens geworfen, und so gab man denn nach und willigte in Alles, nur wurde die definitive Abfassung der Capitulation auf den andern Tag, 21. Juli, verschoben.

Während der Erörterung der traurigen Bedingungen dieser Capitulation und während der Annahme einer nach den andern erschienen am Orte der Conferenzen ein Adjutant des Generals Wedel und der Capitain Baste von den Marinesoldaten der Kaisergarde. Diese Offiziere kamen, um die Interessen der Division Wedel zu vertreten, und zwar aus folgender Veranlassung. Als der General Wedel am 20. Juli des Morgens den ganzen Umfang des der Division Dupont, zum Theil durch seine Schuld widerfahrenen Unglücks kennen lernte, war er von Verzweiflung fast außer sich, erbot sich, den Angriff in der folgenden Nacht (der vom 20. zum 21. Juli) wieder zu beginnen, verhieß durch das Corps des Generals Reding zu brechen und seinen Oberbefehlshaber zu befreien, wenn dieser nur auch von seiner Seite eine Anstrengung machen würde. Er fügte hinzu, daß der Obergeneral, wenn er schon nichts versuchen wolle, doch die Division Wedel nicht aufopfern sollte, welche wegen ihrer, von der Division Barbou ganz verschiedenen Lage, da sie nicht eingeschlossen sei, das Recht auf eine ganz andere Behandlung habe. Er beauftragte den Capitain Baste und einen seiner Adjutanten, dem General Dupont diese Worte zu hinterbringen. Der General Baste, ein Mann voll Einsicht und Unerschrockenheit, der es liebte sich in die Angelegenheiten des Commando zu mischen, drang in den General Dupont, in der Nacht einen verzweifelten Angriff zu unternehmen, indem man den ganzen Troß, wenn nöthig auch die Artillerie zurücklasse, Alles was sich nur aufrecht halten könne auf die Beine bringe, und ein Loch zu brechen suche, der General Dupont zu seiner Linken, der General Wedel zu seiner Rechten. Offenbar war der Erfolg möglich; der General Dupont aber, der fortwährend niedergedrückt war und kaum hörte, was man zu ihm sprach, berief sich auf die tiefe Entmuthigung seiner Soldaten, auf die begonnene Unterhandlung, auf den fast abgeschlossenen, vielleicht zu Andujar schon unterzeichneten Traktat, und verwies den Capitain Baste an die Unterhändler selbst, um bei ihnen die Sache der Division Wedel zu führen.

In Folge dieser Verweisung war der Capitain Baste am Orte der Conferenzen angekommen. Er wendete sich zuerst an die französischen Unterhändler, fand sie aber ermattet durch den langen Streit, und wenig in der Fassung, eine Erörterung wieder aufzunehmen, in der sie immerfort geschlagen worden waren. Der Capitain Baste, der von einem Orte kam, wo Alles voll Feuereifer war, wo der bloße Gedanke an Ergebung die äußerste Entrüstung hervorbrachte, und sich nun an einem Orte befand, wo Alles nur Niedergeschlagenheit und Verzweiflung war, vermochte Gefühle, die er nicht theilte, nicht zu begreifen, und kehrte voll Unwillen zu dem General Dupont zurück.

Nach diesem Zwischenfalle folgten die drei französischen Unterhändler den drei spanischen nach Andujar, wo die einer so widerwärtigen Unsterblichkeit geweihte Capitulation von Baylen schließlich abgefaßt werden sollte. Der General Baste dagegen kam

wieder im Lager des Generals Dupont an und erstattete ihm Bericht über das, was vorgegangen war. Bei Anhören desselben wurde der General Dupont seinem ganzen Ehrgefühl wiedergegeben, und beauftragte den Capitain Baste, dem General Wedel den Rath zu ertheilen, sofort nach la Carolina und der Sierra Morena aufzubrechen, um sich schleunigst gegen Madrid zu retten. Die beiden Generale Wedel und Dufour konnten 9 bis 10,000 Mann nach Madrid zurückführen und wenn sie die Spanier an Schnelligkeit überboten, so war viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie ihren Rückzug glücklich bewerkstelligten. So wären mehr als die Hälfte der französischen Armee aus dieser Katastrophe durch den hochherzigen Gedanken des Generals Dupont gerettet worden, der sehr wohl wußte, bis zu welchem Grade er dadurch das Schicksal der andern Hälfte verschlimmere.

Der Capitain Baste eilte in demselben Momente noch nach dem, zwischen Baylen und la Carolina sich befindlichen Lager des Generals Wedel, und überbrachte diesem zugleich mit dem traurigen Ergebnisse der Conferenzen von Andujar die Ermächtigung zum Rückzuge auf Madrid. Ohne eine Minute zu verlieren gab General Wedel den Befehl zum Aufbruche, und in der Nacht selbst setzten seine und des Generals Dufour Truppen sich in Bewegung. In Folge der unaufhörlichen Märsche und Gegenmärsche hatten die beiden Divisionen mindestens 5 bis 600 Lahme. Im Kampfe bei Menjibar waren Leute verwundet worden, und man mußte 7 bis 800 Mann zurücklassen, obschon man wußte, daß sie niedergemetzelt werden würden. Groß war der Schmerz, sich von ihnen zu trennen, aber so ist der Krieg! Das Heil Aller, stets höher gestellt als das Einiger, verhärtet die Herzen oder stimmt sie wenigstens zur Ergebung in das Unglück ihrer selbst wie der Andern. Man ließ diese unglücklichen Kameraden in den Dörfern zurück, und schlug mit unglaublicher Eile über Hals und Kopf den Weg nach Madrid ein. Am 21. Juli mit Tagesanbruch war man zu la Carolina und trotz der Hitze des Tages marschirte man noch bis Santa-Helena.

Einige Stunden nach dem Aufbruche der Colonne war man zu Baylen, sowohl im Lager des Generals Reding als in dem des Generals Peña, davon unterrichtet. Da erhoben die Spanier wahrhaftes Kannibalengeschrei. Man behauptete, daß die Franzosen den Waffenstillstand gebrochen hätten; eine höchst unbegründete Anklage, denn nichts hinderte die Division Wedel, die nicht eingeschlossen war, sich zu bewegen. Ueberdies hatten die Spanier sich selbst keineswegs Unbeweglichkeit auferlegt, vielmehr seit 36 Stunden beständig manoeuvrirt, um die Division Barbou noch vollständiger zu umzingeln, was ein wahrhafter Waffenstillstandsbruch war, über welchen die Franzosen sich aus Mangel an Mitteln, sich in ihrem Unglücke Achtung zu verschaffen, weder beklagt, noch ihn gerächt hatten. Aber diese Rasenden, denen der Zufall den Sieg gegeben, hatten keinen Funken weder von Vernunft noch von Gerechtigkeit. Sie schrieen Alle, man müsse die Division Barbou bis auf den letzten Mann ausrotten. Sie übersahen, daß 6000 auf das Aeußerste gebrachte Franzosen fähig waren, sich aus augenblicklicher Muthlosigkeit mit edler Verzweiflung loszuwinden und ihnen auf den Leib zu gehen. Vielleicht ist zu bedauern, daß die Spanier ihren barbarischen Drohungen nicht sofort Folge gegeben und dadurch in den Franzosen jene hochherzige Verzweiflung geweckt haben, welche ihren Muth wieder entflammt und dadurch Alles gerettet hätte. Wie dem immer sei, zahlreiche Offiziere eilten nach Andujar und verkündeten sowohl den Aufbruch der Division Wedel und Dufour als die Erbitterung der spanischen Armee. Sofort erklärten die spanischen Unterhändler, indem sie sich zu Organen der Wuth eines niederträchtigen militairischen Pöbels machten, daß man die Division Barbou auf die schrecklichste Art behandeln werde, wenn die Divisionen Wedel und Dufour nicht in ihre frühere Stellung zurückkehren würden. Die Antwort war leicht, denn was konnte man gegen die Division Barbou mehr vornehmen, als sie kriegsgefangen machen? Sie mit Niedermetzelung bedrohen war eine Infamie, und man mußte Denjenigen, die eine solche Drohung auszustoßen vermochten, antworten, wie man Mördern antwortet. Aber es gab da keinen Helden von Genua, keinen unerschütterlichen Masséna. Man eilte zu dem unglücklichen Dupont, man bestürmte ihn mit Vorstellungen, man sagte ihm, daß er seine treue Division Barbou, die so tapfer an seiner Seite gefochten, der Schlachtbank opfere, und zwar um zwei Divisionen zu retten, die die eigentliche Ursache des Unglücks wären, welches Letztere allerdings seine Richtigkeit hatte. Da gab er abermals nach und schickte dem General Wedel einen förmlichen Gegenbefehl.

Auf Eintreffen des Gegenbefehls erhob die Division Wedel sich einstimmig dagegen und wollte ihren Marsch nach Madrid fortsetzen. Ein zweiter Offizier mußte an den General Wedel mit dem Auftrage gesendet werden, ihn für alle Folgen verantwortlich zu machen, wenn er auf Fortsetzung des Rückzugs bestünde. Da versammelte der General Wedel seine Offiziere, stellte ihnen die Lage der Dinge dar, hob die Gefahr hervor, die sie über ihre Waffenbrüder zu bringen im Begriffe wären, und bewog sie, sich zu fügen. Die nicht ebenso gefügige Truppe wollte dem Vorschlage keineswegs beitreten, und wenn sie sich in einem Lande befunden hätte, wo vereinzelt ziehende Menschen nicht ermordet werden, würde sie bis auf den letzten Mann desertirt sein. In Spanien durfte man sich aber nicht voneinander trennen, sondern mußte gemeinsam handeln. Man unterwarf sich daher und kehrte von Santa-Helena nach la Carolina, von la Carolina nach Guarroman zurück, sich darein fügend, das Loos der Division Barbou zu theilen.

Den 22. Juli endlich wurde die verhängnißvolle Capitulation von Andujar nach Baylen und zu dem General Dupont gebracht. Mehrere Male zögerte er, bevor er sie unterzeichnete. Der Unglückliche schlug sich an die Stirne und warf die Feder weg,

aber von jenen selben Leuten gedrängt, die so tapfer im Feuer, so schwach außerhalb desselben waren, schrieb er seinen vor Kurzem noch so glorreichen Namen unter die Urkunde, die für ihn die ewige Pein seines Lebens sein sollte. Warum war er nicht zu Albeck, zu Halle, zu Friedland, ja auch noch zu Baylen geblieben! Wie sehr beklagte er das nicht später vor den Richtern, die ihn durch eine entehrende Verurtheilung brandmarkten!

Der Hunger war der gräßliche Bundesgenosse der Spanier in dieser grausamen Unterhandlung gewesen. Seitdem die Division Barbou eingeschlossen war, hatte man ihr auch nicht eine Brodrinde geben wollen, und seit dem 18. des Abends hatte keine Vertheilung unter unseren armen Soldaten stattgefunden. Sie hatten sich durch einige Reste ihrer Rationen erhalten, und am 22. gab es unter ihnen Viele, die seit drei Tagen nichts gegessen. Sie lagen unter den Oelbäumen, vor Hunger verschmachtend und hatten nicht einmal ein wenig Wasser, um ihren Durst zu lindern.

Nach Unterzeichnung der Capitulation gewährte der General Castaños Lebensmittel. Das Glück hatte ihm einen hinlänglich schönen Triumph bereitet, auf daß er jenen Edelmuth beweise, den man an den Tag zu legen pflegt, wenn das innerste Herz befriedigt ist. Uebrigens zeigte er sich eines Triumphes, der mehr dem Zufall als der Tapferkeit zuzuschreiben war, würdig durch wahrhafte Humanität, vollkommene Bescheidenheit und ein Benehmen, welches eine bemerkenswerthe Klugheit bekundete. Er sagte zu unseren Offizieren mit der ehrenwerthesten Offenheit: „Cuesta, Blake und ich, wir waren keineswegs für die Insurrection. Wir haben einer Nationalbewegung nachgegeben. Aber diese Bewegung ist so einmüthig, daß sie Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gewinnt. Napoleon möge nicht auf einer unmöglichen Eroberung bestehen, möge uns nicht in die Armee der Engländer treiben, die uns verhaßt sind und deren Hülfe wir bisher zurückgewiesen haben. Er gebe unter Bedingungen, die ihn zufrieden stellen, uns unsern König zurück, und die beiden Nationen werden für immer ausgesöhnt sein."

Am andern Morgen defilirten unsere Soldaten vor der spanischen Armee. Sie waren zu jung, um ihre gegenwärtige Demüthigung mit vergangenen Triumphen vergleichen zu können. Aber unter den Offizieren gab es einige, welche die Oesterreicher des Melas und Mack, die Preußen Hohenlohe's und Blücher's vor sich defiliren sahen, und diese sanken vor Scham fast in die Erde. Die Divisionen Wedel und Dufour streckten ihre Waffen nicht, obschon sie dieselben später abzuliefern hatten; die Division Barbou aber mußte sich dieser Demüthigung unterwerfen, und in diesem Augenblicke bereuete sie, sich nicht lieber bis auf den letzten Mann haben tödten zu lassen.

Unmittelbar nachher setzte man die französischen Truppen in zwei Colonnen gegen San Lucar und Rota in Marsch, wo sie auf spanischen Fahrzeugen nach Frankreich eingeschifft werden sollten. Man ließ sie die großen Städte wie Cordova und Sevilla vermeiden, um sie nicht der Volkswuth auszusetzen, und führte sie durch die minder wichtigen Städte Bujalanza, Ecija, Carmona, Alcala, Utrera, Lebrija. In allen diesen Ortschaften benahm das spanische Volk sich gräßlich. Diese unglücklichen Franzosen, die sich so brav benommen, den Krieg ohne Grausamkeit geführt, ja sogar die Niedermetzelung ihrer Kranken und Verwundeten nicht gerächt hatten, wurden nun von Männern, Weibern und Kindern mit Steinwürfen, oft auch mit Messerstichen verfolgt. Zu Carmona, zu Ecija spieen die Weiber sie an und die Kinder bewarfen sie mit Koth. Sie knirschten vor Ingrimm, und obschon sie waffenlos waren, empfanden sie mehr als einmal die Versuchung, Alles was ihnen vor die Hände kam, als Waffe zu gebrauchen und schreckliche Wiedervergeltung zu üben; aber ihre Offiziere hielten sie zurück, damit nicht zuletzt Alle sammt und sonders niedergemetzelt würden. Man ließ sie außerhalb der Ortschaften im freien Felde, zusammengetrieben wie eine Viehheerde, übernachten, um ihnen eine noch grausamere Behandlung zu ersparen. Zu Lebrija aber und in den, der Küste nahen Städten, wurden sie verurtheilt zu verweilen, indem man vorgab, daß die spanischen Schiffe noch nicht segelfertig wären. Bald erfuhren sie indeß die wahre Ursache der Zögerung. Die von den niedrigsten demagogischen Leidenschaften beherrschte Junta von Sevilla hatte die Anerkennung der Capitulation von Baylen verweigert und zugleich erklärt, daß die Franzosen als Kriegsgefangene zurückgehalten werden müßten, wofür sie Vorwände anführte, die sämmtlich nichtig und unverschämte Lügen waren. Einer der Gründe, welche die Junta geltend machte, war, daß man nicht sicher sei, die Einwilligung der Engländer zur Ueberfahrt zur See zu haben; ein erlogener Grund, denn die Engländer zeigten trotz ihrer Erbitterung gegen unsere Gefangene hochherziges Mitleid und ließen, wie man sehen wird, bald andere Truppen, die zurückzuhalten sie ein sehr großes Interesse hatten, die Ueberfahrt vollbringen. Unsere Offiziere führten bei dem Generalcapitain Don Thomas Morla Beschwerde gegen eine so unwürdige Verletzung des Völkerrechts, erhielten aber die unverschämte Antwort, daß eine Armee, welche alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten, das Recht verloren habe, sich auf die Gerechtigkeit der spanischen Nation zu berufen.

Zu Lebrija drang das wüthende Volk des Nachts in das Gefängniß, in welches eines unserer Dragonerregimenter gesperrt war, und ermordete 75 Mann, darunter zwölf Offiziere. Ohne Dazwischenkunft der Geistlichkeit würde es Alle ermordet haben. Die Generale endlich, die das schwere Unrecht begingen, sich von ihren Truppen zu trennen, um mit ihrem Gepäcke allein zu reisen, wurden hart dafür bestraft, daß sie sich dergestalt isolirt hatten. Kaum waren sie mit ihren, mit Untersuchung verschont gebliebenen Wagen in dem Hafen Santa-Maria angekommen, als das Volk, das sich beim Anblicke eben dieser Wagen, in denen alle Reichthümer von Cordova aufgehäuft sein sollten, nicht länger mäßigen konnte, dieselben anfiel,

zertrümmerte und plünderte. Menschen, die den spanischen Behörden angehörten, waren nicht die letzten, die an dieser Plünderung Theil nahmen. Obschon diese Wagen alles Geld unserer Generale und Offiziere und sogar die Kriegscasse enthielten, fand man doch, und zwar nach Angabe der spanischen Zeitungen selbst, nicht über 11 bis 12 Millionen Realen, das ist ungefähr 300,000 Franken. Das war die gewaltige Beute von Cordova. Die französischen Generale waren nahe daran, ermordet zu werden, und entgingen der Wuth des Volks nur indem sie auf Schiffe flüchteten. Sie wurden nach Cadiz gebracht und blieben gefangen bis zu ihrer Einschiffung nach Frankreich, wo andere nicht minder mitleidslos strenge Maßregeln sie erwarteten.

Das war die berühmte Capitulation von Baylen, welcher Name in unserer Kindheit so oft in unsere Ohren geklungen hat wie Austerlitz und Jena. Damals schrieben die sich immer vorfindenden Verfolger des Unglücks, indem sie über dieses beklagenswerthe Ereigniß ohne Kenntniß der Verhälthisse mit der größten Lieblosigkeit aburtheilten, der Feigheit und der Sehnsucht, die mit der Beute von Cordova gefüllten Wagen zu retten, das entsetzliche Unglück zu, das die französische Armee betroffen hatte. So richtet höfische Niederträchtigkeit, die sich stets gegen Diejenigen entfesselt, welche die Gewalt ihnen als Opfer bezeichnet! Fehler wurden in diesem traurigen Feldzuge in Andalusien viele begangen, aber nicht eine einzige Verletzung der Ehre. Den ersten Fehler beging Napoleon selbst, welcher, nachdem er durch die Vorgänge zu Bayonne eine unerhörte Volkswuth, der gegenüber alle Kriegsoperationen im äußersten Grade gefährlich wurden, angefacht hatte, dennoch nur 8000 Mann gegen Valencia und 12,000 gegen Cordova schickte und zu glauben schien, das sei genug. Er gewahrte seinen Irrthum zwar bald, aber doch zu spät. Nach Napoleon's Fehler kommt der militairische Fehler des Generals Dupont und seines Unterbefehlshabers Wedel. Als der General Dupont Cordova verließ, um den Engen der Sierra Morena näher zu sein, hätte er aus diesem Beweggrunde dort, wo er sie ganz versperrte, folglich zu Baylen Stellung nehmen sollen, was jede Trennung seiner Divisionen unmöglich gemacht haben würde. Nach dem Fehler, daß er sich zu Andujar und nicht zu Baylen festsetzte, war es kein geringerer, daß er dem General Wedel, als er ihn am Abende des 16. Juli nach Baylen zurückschickte, nicht sofort nachfolgte, und daß er, nachdem er das nun schon einmal nicht gethan, nicht am 17., sondern erst am 18. aufbrach; daß er am Schlachttage von Baylen die Streitkräfte, über die er verfügte, theilweise, allmälig und in paralleler Linie mit dem Feinde in das Gefecht führte, statt von seinem linken Flügel aus einen Angriff in Masse und in geschlossener Colonne zu unternehmen (6); daß er endlich nach den ehrenvollsten Beweisen von Bravour der allgemeinen Entmuthigung zu viel nachgab. Der General Wedel beging den Fehler, daß er am 16. Juli mit seiner ganzen Division nach Andujar marschirte und Baylen entblößte (was durch die Billigung des Obergenerals nur höchst unvollkommen entschuldigt wird); er beging vor Allem den Fehler, daß er dem General Dufour nach la Carolina folgte, und so Baylen zum zweiten Male verließ, und zwar ohne irgend eine Vertheidigungsmaßregel zu treffen; er fehlte ferner, indem er nach seiner Enttäuschung zu la Carolina nicht sofort nach Baylen zurückkehrte, vielmehr den ganzen 19. Juli mit nichtigen Zögerungen verlor. Die Generale endlich, welche den General Dupont umgaben, begingen den Fehler, daß sie ihn zur Capitulation drängten, und daß sie, nachdem sie wacker auf dem Schlachtfelde von Baylen gekämpft, die strafbarste Schwäche bei der allgemeinen Unterhandlung zeigten, indem sie allen Drohungen der spanischen Generale nachgaben, gleich als wären sie die feigsten aller Menschen gewesen, während sie doch zur Zahl der Tapfersten gehörten: ein neuer Beweis, daß moralischer Muth und physischer Muth zwei sehr verschiedene Eigenschaften sind.

Napoleon's schwerer Irrthum über Spanien, von dem General Dupont schlecht gewählte militairische Stellung, die große Langsamkeit in Anordnung derselben, schlecht eingeleitete Schlacht, falsche Bewegungen des Generals Wedel, Demoralisation der Generale und Soldaten, das waren die Ursachen des schmählichen Unglücks von Baylen. Was man darüber hinaus behauptet hat, ist Verläumdung. Die lange Reihe der Packwagen führte unser Unglück herbei, — hat man so oft wiederholt. Vorausgesetzt auch, ein General wäre dumm genug, seine Ehre, seine militairische Laufbahn, den ihm zugedachten Marschallsstab für einige hunderttausend Franken, eine viel geringere Summe als Napoleon seinen am mindesten bevorzugten Unterbefehlshabern gab, auf das Spiel zu setzen, so würden ja acht bis zehn Feldwagen hingereicht haben, um alle vorgeblichen Reichthümer Cordovas an Gold und Silber fortzuschaffen. Es handelte sich aber um mehrere hundert Wagen, deren außerordentliche Zahl sich aus dem moralischen Zustande des Landes erklärt, der nicht gestattete, Verwundete oder Kranke zurückzulassen. Endlich sind ja, wie man gesehen hat, diese famosen Generalswagen geplündert worden, und kaum daß man, die Armeecasse mit eingeschlossen, 3 bis 400,000 Franken darin fand! Alles was man in Summa sagen kann, ist, daß der so einsichtsvolle, so fähige, in Schlachten so leuchtende General Dupont die unbezwingliche Festigkeit Masséna's bei Genua und Eßlingen nicht besaß. Aber er war krank, verwundet, durch eine Hitze von 40 Grad erschöpft; seine Soldaten waren Kinder, vor Anstrengung und Hunger bis zum Tode ermattet; kein Unglück ferner war allein geblieben, ein verderblicher Zufall nach dem andern war eingetreten; und wenn man dieses ganze tragische Ereigniß gründlich prüft, so muß man gestehen, daß der Kaiser, der so viele Männer in eine falsche Stellung brachte, diesmal keineswegs Der ist, der den wenigsten Tadel verdient. Im Interesse der militairischen Moral muß indeß hinzugefügt werden, daß in solchen äußersten Lagen der Entschluß zu sterben der einzig würdige und zugleich der einzige ist, der noch Heil bringen

kann; denn bei Ankunft des Generals Wedel würde ganz gewiß der Entschluß zu sterben oder die Linie Reding's zu durchbrechen, den zwei Theilen der französischen Armee möglich gemacht haben, zu einander zu stoßen und aus ihrer schlimmen Lage sich mit Ruhm zu reißen, statt daß sie aus ihr gedemüthigt und gefangen hervorgingen. Wenn man auf dem Schlachtfelde den vierten Theil der Menschen, die später in einer schrecklichen Gefangenschaft umkamen, geopfert hätte, so würde man in einen Triumph den größten Unfall dieser außerordentlichen Epoche verwandelt haben (7).

Die Nachricht von diesem unbegreiflichen und entsetzlichen Unglücke, das man seit der Vermehrung der Armee des Generals Dupont durch die aufeinander folgende Nachsendung der Divisionen Wedel und Gobert bis auf 20,000 Mann, zu Madrid für unmöglich hielt, verbreitete sich in dieser Hauptstadt zuerst durch die geheime Correspondenz der Spanier, dann durch einige in die Mancha entronnene Offiziere, endlich durch die Ankunft des Herrn von Villoutreys selbst, der den Auftrag hatte, dem Kaiser die Convention von Baylen zu überbringen. Die genauere Kenntniß des Unglücks setzte Alles, was Franzose oder an das Glück Frankreichs gekettet war, in Bestürzung. Die Spanier waren trunken von Hochmuth, und sie hatten ein Recht stolz zu sein, nicht etwa auf die von ihnen bei Baylen an den Tag gelegte Geschicklichkeit und Bravour, obschon sie sich wacker aufgeführt haben, sondern auf die Hindernisse jeder Art, die ihr patriotischer Eifer gegen uns geschaffen und die die Haupturſache des Unglücks des Generals Dupont gewesen. Da die 20,000 Mann, welche bestimmt waren, Andalusien zu erobern oder im Falle des Mißlingens sich in die Mancha zurückzuziehen und die Hauptstadt zu decken, plötzlich ausfielen, so wurde man in eine außerordentlich kritische Lage versetzt. Man konnte keinem Zweifel Raum geben, daß die Insurgenten von Valencia, Cartagena, Murcia, denen von Granada und Sevilla, deren Stolz in Folge ihres unerwarteten Triumphs den höchsten Grad erreichte, die Hand reichen, jene von Estremadura und der Mancha, die sich bisher nicht zu zeigen gewagt, mit fortreißen und bald auf Madrid marschiren würden. Obschon man die Zahl der in die Linientruppen eingereihten Insurgenten sehr übertrieb, und eigentlich zahlreich nur jene Streifbanden waren, die unter dem Namen Guerillas allenthalben umherschwärmten, Transporte auffingen, Kranke und Verwundete erwürgten, und Spanien ungleich mehr verheerten, als die französischen Armeen es thaten: so konnte der General Castaños doch mit den Truppen von Valencia, Murcia, Cartagena, Granada, Sevilla, Badajoz, folglich mit 60 bis 70,000 Mann durch die Ereignisse von Baylen sehr ermuthigten Truppen anlangen, und man hatte ihnen nichts entgegenzusetzen, als die Divisionen Musnier, Morlot und Frere, die Brigade Rey und die kaiserliche Garde. Diese Truppen hätten 30,000 Mann in Schlachtlinie stark sein sollen, waren aber bei dem herrschenden schlechten Gesundheitszustande höchstens 20 bis 25,000 Mann stark. Nichtsdestoweniger hätte man unter einem kräftigen Heerführer, Murat z. B. statt Joseph's, wohl 60,000 Spanier mit 20,000 Franzosen schlagen, und die Sieger von Baylen nach der Mancha und nach Andalusien zurückwerfen können, wenn sie vor Madrid sich zeigten. Es ist wahr, daß man hinter sich eine große Hauptstadt, die man behaupten und im Zaum halten mußte, gelassen haben würde; aber es war möglich (wie Napoleon selbst später geschrieben hat) nach dieser Hauptstadt eine beträchtliche Verstärkung zu ziehen, groß genug, um den äußern und innern Feinden Scheu einzuflößen. Der Marschall Bessières hatte sich nach seinem Siege bei Rio-Seco nach Galicien in Marsch gesetzt und schickte sich an, in diese Provinz einzudringen. Man hätte ihn nach Burgos zurückrufen und seine Rolle auf Deckung der Straße zwischen Madrid und Bayonne beschränken sollen. Dann konnte man ihm die Brigade Lefebvre, welche vor Kenntniß des Siegs bei Rio-Seco momentan von der Division Morlot entsendet war, sowie die aus alten Regimentern bestehende Division Mouton nehmen, ferner das kürzlich angelangte 26. Chasseursregiment, endlich die Linienregimenter 51 und 43, die im Begriffe waren zu Bayonne anzulangen (und einen Theil der zwölf alten nach Spanien berufenen Regimenter bildeten). Das würde eine Verstärkung von ungefähr 10,000 Mann vortrefflicher Truppen, fähig sich mit allen Armeen Spaniens zu schlagen, gegeben haben. Der Marschall Bessières würde mit den Marschregimentern und mit den mobilen Colonnen zu Vittoria, Burgos, Aranda, immer noch 14 bis 15,000 Mann stark gewesen sein. Endlich hatten die Linienregimenter 14 und 44, die gleichfalls einen Theil der alten nach Spanien berufenen Regimenter bildeten, das Corps des Generals Verdier zu Saragossa verstärkt und es auf 17,000 Mann gebracht. Man konnte im Nothfalle, es mochte nun der gegen Saragossa neuangeordnete Angriff, dessen wahrscheinlichen und nahen Erfolg man jeden Tag verkündete, gelingen oder verschoben werden, diese beiden Regimenter nach Madrid entsenden. Im Falle der Einnahme von Saragossa langten sie mit ihrer materiellen Stärke und mit einer großen moralischen Einwirkung zum Beistande an. Im entgegengesetzten Falle war die Einnahme von Saragossa nur verschoben; aber Madrid war gegen jeden Angriff geborgen, und welcher Feind sich immer nähern mochte, er wurde weit davon weggeschlagen. Mit den 30,000 Mann, die man zu Madrid vereinigen konnte, den 14,000, die dem Marschall Bessières geblieben waren, den 17,000 des Generals Verdier, den 11,000 des Generals Duhesme in Catalonien und den 7000 des Generals Reille, befanden sich in Spanien noch immer 80,000 Franzosen, und gewiß war es möglich, sich mit einer solchen Streitmacht gegen die Spanier zu behaupten, ganz abgesehen, daß man zu Bayonne jeden Tag neue, von Napoleon vorbereitete Verstärkungen eintreffen sah. Aber ein Kriegsfürst hätte zu Madrid sein müssen, nicht aber ein Fürst, der zwar milde, klug und unterrichtet, aber kein Kriegsmann war, obschon er sich in den Augenblicken der Gefahr zu

erinnern wußte, daß er der Bruder Napoleon's sei (8).

Es gab daher keinen Grund zu verzweifeln, denn, indem man den Marschall Bessières von Galicien nach Altcastilien zurückrief, seine Rolle auf die Bewachung der Madrider Straße beschränkte und einen Theil der Streitkräfte, über die er verfügte, dann einen Theil der Belagerungstruppen von Saragossa, und endlich die durch Bayonne gekommenen Truppen an sich zog, war man in den Stand gesetzt, Madrid zu behaupten und alle Insurgenten zu schlagen, die es wagen sollten, sich unter den Mauern der Hauptstadt zu zeigen. Aber der unglückliche König von Spanien besaß keinen gleich Stahl gehärteten Charakter wie sein Bruder. Die Freude der ihm feindlich gesinnten Spanier, und das war bei Weitem die größte Zahl, die Verzweiflung Derjenigen, die seiner Sache anhingen, die Erschütterung des Muthes seiner Minister, die geringe Festigkeit der ihn umgebenden französischen Generale, die Verlegenheit sich in Mitte einer ihm unbekannten Stadt zu befinden, Alles trug dazu bei, seinen Geist in die lebhafteste Unruhe zu versetzen und ihn zu dem verderblichen Entschluß zu vermögen, seine neue Hauptstadt zehn Tage nach dem Einzuge in dieselbe wieder zu verlassen. Er mußte eher Allem Trotz bieten als sich zur Räumung von Madrid entschließen, denn schon die bloße moralische Wirkung davon mußte eine unermeßliche sein. So lange er da residirte, mochte man die Kriegsereignisse als Wechselfälle von Glück und Unglück betrachten; Rio-Seco konnte Baylen entgegengesetzt werden, obschon es dieses nicht aufwog; bald mochte auch die Einnahme von Saragossa, der man mit so vielem Grund entgegensah, gegen den Widerstand von Valencia in die Wagschale gelegt werden; und das fortwährend besetzte Madrid wäre ein Beweis der Ueberlegenheit der Franzosen auf der Halbinsel geblieben. Noch mochte dann die Insurrection an sich selbst zweifeln, ihre Gewalt würde den Engländern nicht aufmunternd erschienen sein, und diese möchten zu deren Unterstützung nicht so große Anstrengungen gemacht haben. Die Räumung von Madrid dagegen kam einem förmlichen Geständnisse des neuen Königthums gleich, daß es sich nicht fähig fühle, das Königreich, das es von der Vorsehung Gottes empfangen zu haben vorgab, mit Gewalt behaupten zu können. Was die Vorsehung will, weiß sie aufrecht zu halten und läßt es nicht sinken. Von diesem Augenblicke an mußte ganz Spanien sich emporrichten, und der vereinzelten Schmach von Baylen, die einige Generale traf, mußte eine grausame Verlegenheit für Napoleon folgen, die Zerrüttung seiner Politik als Ergebniß der gänzlichen oder fast gänzlichen Räumung Spaniens.

Der General Savary befand sich noch zu Madrid, obschon Joseph, der weder seine Person, noch seine Denk- und Handlungsweise liebte, sein Bestes gethan hatte, um sich seiner zu entledigen. Der General Savary repräsentirte das System der militairischen Executionen, des Wohlbefindens der französischen Armee auch auf noch so große Unkosten Spaniens, der unbedingten Unterwerfung unter den Willen Napoleon's, der Gleichgültigkeit gegen den Willen Joseph's, sobald derselbe nicht ganz genau mit den vom Generalstabe ausgegangenen Befehlen übereinstimmte. Joseph, der in Spanien Popularität erringen wollte, folglich geneigt war, das Interesse der Armee dem der Spanier aufzuopfern, empfand gegen den General Savary und die Gesammtheit der Dinge, die derselbe repräsentirte, tiefen Abscheu. Daher hatte er auch von Napoleon den Marschall Jourdan verlangt, an dessen Dienste er zu Neapel gewöhnt worden, einen geraden, klugen, ruhigen Mann, der nicht mehr Thätigkeit entwickelte, als der Weichlichkeit seines Gebieters zusagte, und der wenig geneigt war, vor Napoleon, den er nicht begriff und noch viel weniger liebte, in den Staub zu stürzen. Voll Eifer, den Marschall Jourdan zu haben und des Generals Savary los zu sein, hatte Joseph diesem zu verstehen gegeben, daß er gut thun würde, wenn er abreisen möchte; der General Savary aber, stets sehr ungefügig außer gegen Napoleon, hatte geantwortet, daß er mit wahrem Entzücken abreisen werde, sobald er dazu von dem Kaiser, seinem einzigen Gebieter, die Erlaubniß erhalten haben würde. In Erwartung dieser Erlaubniß war er zu Madrid geblieben, und entwarf in seiner täglichen Correspondenz mit Napoleon eine Schilderung der Menschen und Dinge, die keineswegs geschmeichelt war. Nach dem Unglücke von Baylen war Joseph sehr froh, in dem General Savary Jemand bei sich zu haben, der die Verantwortlichkeit für die ernsten Entschlüsse, die zu ergreifen waren, theile, weßwegen er ihn denn auch mit mehr Aufmerksamkeit als sonst zu Rathe zog. Der General Savary, welcher keineswegs schwachmüthig war, sondern einsah, wie so gar nicht dieser unglückselige Monarch die Fähigkeit besaß, sich mit 20,000 Mann in Madrid zu behaupten, erachtete es für klüger, ihn von da fortziehen zu lassen, ja ertheilte ihm selbst den Rath, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. — Und was wird der Kaiser sagen? fragte Joseph indeß, doch voll Besorgniß. — Der Kaiser wird schelten, antwortete der General Savary, aber sein Zorn macht, wie Sie wissen, zwar großen Lärmen, tödtet jedoch nicht. Er würde ohne Zweifel hier aushalten, aber was ihm möglich ist, ist es nicht auch Andern. Wir haben genug an dem Unglücke von Baylen, lassen Sie uns kein zweites dazufügen. Sobald man am Ebro sein wird, gut concentrirt, in guter Stellung und im Stande, die Offensive wieder zu ergreifen, wird der Kaiser seinen Entschluß fassen und ihnen die nothwendige Hülfe senden. —

Diesen Rath ließ Joseph sich von dem General Savary nicht zweimal wiederholen und ertheilte den Befehl zum Rückzuge aus Madrid. Es gab aber in dieser Stadt mehr als 3000 Kranke und Verwundete, auch ein unermeßliches Kriegsmaterial in Buen-Retiro, das man in ein Fort zu verwandeln begonnen hatte. Es war daher zur Fortschaffung so vieler Menschen und eines so großen Materials Zeit erforderlich. Man schritt unverzüglich zu Werke. Zum Unglück erhöhte der böse Wille der Einwohner noch die

Schwierigkeit der Unternehmung. Das Gerücht von dem Rückzuge der Franzosen verbreitete sich bei dem Anblicke ihrer Vorbereitungen wie ein Lauffeuer. Die Spanier waren vor Freude fast außer sich und zugleich entschlossen, den Rückzug, soviel an ihnen lag, schädlich für die Franzosen zu machen. Sie häuften ihre Karren und Fuhrwerke jeder Art zusammen und zündeten sie an. Lieber wollten sie diese Fortschaffungsmittel zerstört sehen, als daß dieselben den Franzosen zu Nutzen gereichen sollten. Der Transport der Verwundeten, der Kranken und Kanzleien bot daher sehr große Schwierigkeiten dar und forderte mehrere Tage, bevor man die Truppen aufbrechen lassen konnte.

Auf das bloße Gerücht eines solchen Entschlusses verschwand Alles, was einen Augenblick für die Franzosen Partei genommen hatte. Zwei Minister Joseph's, Pinuela und Cevallos, gingen davon ohne ein Wort zu sagen. Der Letztere insbesondere, der von da an als Flugschriftenschreiber es sich zum Geschäfte machte, Frankreich zu verläumden, zeigte ein Benehmen, das des Restes seines Lebens würdig war. Lange Zeit ein niedriger Schmeichler des Friedensfürsten, dann dessen grimmiger Feind, hierauf der speichelleckende Diener Ferdinand's VII. während dessen zweimonatlicher Regierung, endlich Minister Joseph's, in dessen Dienste zu treten ihm auch nicht im Traume hätte einfallen sollen: machte er sich auf die Kunde von Baylen schmählich aus dem Staube, sagte nichts den Franzosen, die er verließ, wohl aber den Spaniern, zu denen er überging, daß er nur darum eingewilligt habe, Joseph's Minister zu werden, weil er sonst die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien nicht erhalten und mithin auch nicht die Gelegenheit gefunden haben würde, sich der Sache beizugesellen, deren Triumph er von jeher gewünscht und vorausgesehen habe. Der alte Azanza und so auch O'Farrill und Urquijo handelten als ernste Männer, welche wußten was sie wollten, indem sie sich für das aus Frankreich kommende Königthum erklärten, die Wiedergeburt Spaniens nämlich, — verließen Joseph nicht, sondern folgten ihm mit schmerzerfüllter Seele. Caballero, den seine Landsleute mit beschimpfender Verachtung behandelten, die er viel weniger verdiente als Cevallos, blieb am Hofe Joseph's wie in einer Freistätte. Unter den Granden bot der Fürst von Castel-Franco dem Sturme Trotz, im letzten Augenblicke aber sank ihm der Muth, und obschon er mitzureisen versprochen hatte, that er es doch nicht. Kein einziger von Denjenigen, welche Joseph folgten, vermochte einen spanischen Bedienten mitzunehmen. Die Leute dieser Classe blieben alle in Madrid zurück. Im Palaste und in den königlichen Stallungen waren wegen der großen Zahl herrlicher Pferde, welche die spanischen Könige zu halten pflegten, über 2000 Personen bedienstet. Aus Furcht mit fortgeführt zu werden, verschwanden sie in einer einzigen Nacht fast alle. Joseph hatte Mühe, auf seinem Rückzuge ein genügendes Dienstpersonal zu finden.

Er brach am 2. Aug. nach Chamartin auf, ohne daß er ein beleidigendes Wort vom Volke zu hören bekam, denn seine Person hatte eine Art von Achtung erlangt. Man sah die französischen Truppen mit sehr erklärlicher Freude abziehen, aber man wagte nicht sie zu beleidigen, denn man zitterte noch bei ihrem Anblicke, und trotz des diesmal wohlbegründeten Stolzes, dachte man sich doch, sie können wiederkommen. Vom Tage dieses Rückzugs an war in Spanien Niemand mehr für Joseph, weder das Volk, das nie für ihn gewesen, noch die mittlern und höhern Classen, welche, nachdem sie einen Augenblick aus Furcht vor Frankreich und aus Hoffnung auf die von demselben zu erwartenden Verbesserungen geschwankt hatten, jetzt nicht mehr schwankten, da Frankreich durch den Rückzug von Madrid selbst sich für besiegt erklärte.

Die Armee ging langsam auf der Straße nach Buytrago, der Somo-Sierra, Aranda und Burgos zurück. Da sie auf dem Marsche zahlreiche Spuren von begangenen Grausamkeiten traf, vermochte sie ihre Erbitterung nicht zu zügeln, und nahm an mehr als einem Orte Rache. Weil zum Ingrimm Hunger sich gesellte, zerstörte sie auf dem Wege Vieles, und ließ allenthalben solche Spuren ihrer Anwesenheit zurück, welche den Haß der Spanier auf den höchsten Gipfel steigerten. Bestürzt über die Gefühle, die man dergestalt weckte, versuchte Joseph umsonst den längs der Straße begangenen Ausschweifungen zu steuern. Er erzielte aber nichts, als daß er die Armee selbst beleidigte, und es sagten die Soldaten, er sollte sich etwas mehr um sie, die ihn aufrecht hielten, als um die Spanier, die ihn zurückstießen, kümmern. Wenn die Sachen schlecht gehen, gesellt zum Unglück sich Uneinigkeit. Die Minister Joseph's standen mit den Generalen, und der neue spanische Hof mit der Armee, die seine einzige Stütze war, in schlechtem Einvernehmen. Bekümmerniß herrschte unter den Anführern, Gereiztheit unter den Soldaten, Wuth und Rache in der Bevölkerung aller Gegenden, die sie durchzogen hatten.

Der König Joseph und seine Umgebungen verloren jeden Tag an moralischer Haltung und glaubten auch zu Burgos sich nicht sicher. Sie erschraken davor, daß sie in ihrem Rücken das ganze Land zwischen Burgos und den baskischen Provinzen hatten, und hielten es für zweckmäßig, sich auf die Ebrolinie zurückzuziehen und in Miranda das Hauptquartier aufzuschlagen. Sie hatten zu ihrer Rechten den Marschall Bessières zurückgehen lassen, und das sollte auch der General Verdier zu ihrer Linken thun, indem sie sich wenig darum kümmerten, daß alle Anstrengungen, die gemacht worden, um Saragossa zu erstürmen, und die in diesem Augenblick im Begriffe waren vom Erfolge gekrönt zu werden, zunichte wurden. Nur hinter dem Ebro fanden sie wieder einige Zuversicht, da sie außer den 20,000 Mann von Madrid die zwanzig und einige Tausend des Marschalls Bessières, die 17,000 des Generals Verdier und alle Reserven von Bayonne hatten.

In Mitte aller dieser Fehler, war es ein schwerer Mißgriff mehr, daß man so viel Boden und die ungeheuren Arbeiten vor Saragossa aufgab. Seit den

letzten Angriffen waren die Mittel aller Art zur Bezwingung dieser hartnäckigen Stadt, welche bewies, daß die auch noch so geschickt combinirten Vertheidigungswerke der Kunst weit weniger leisten, als der Muth von Einwohnern, die entschlossen sind, sich in ihren Häusern tödten zu lassen, — sehr beträchtlich vermehrt worden. Zwei alte Regimenter, das 14., das so unglücklich und so heroisch in der Schlacht von Eylau gewesen, und das 44., das sich in derselben Schlacht und vor Danzig ausgezeichnet hatte, waren angelangt und hatten das Belagerungscorps auf 16 bis 17,000 Mann gebracht. Das zum Einschließen der, die Ringmauer flankirenden Klöster nothwendige schwere Geschütz war von Pampelona auf dem Ebro und auf dem aragonesischen Kanal herbeigebracht worden. Der Adjutant des Kaisers, Oberst Lacoste vom Geniewesen hatte seine Anstalten geschickt getroffen, um in kurzer Zeit weite Oeffnungen in der Ringmauer zu schießen und die massiven Gebäude, die ihr zur Stütze dienten, in Schutt und Trümmer zu verwandeln. Alles war am Morgen des 4. August bereit, und 60 Geschütze, Mörser sowohl als Haubitzen und Sechzehnpfünder spieen ihr Feuer auf die Stadt und auf das Kloster Santa-Engracia, das im Centrum der Ringmauer an einem ausspringenden Winkel stand, den sie gegen die Mitte ihres Umfanges bildete. Zwei Thore befanden sich neben diesem Kloster, das eine zur Rechten, das andere zur Linken, durch welche man eindringen und in einer ziemlich breiten Straße nach dem Corso vordringen wollte, eine Art innerer Boulevard, der Saragossa seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Einmal Herr des Corso, konnte man sich im Besitze der ganzen Stadt glauben. Gegen Mittag gelang es der französischen Artillerie, die des Feindes zum Schweigen zu bringen und zwei breite Breschen in der Ringmauer zu legen. Die Angriffscolonnen waren gebildet, von denen zwei, die des Generals Habert rechts, die des Generals Grandjean links, unter dem Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ auf die Oeffnungen der Ringmauer losstürmten. Die Spanier, welche ihren Widerstand keineswegs auf die Vertheidigung einer weder mit Basteien, noch mit Absätzen versehenen Ringmauer, sondern auf ihre verbarrikadirten Straßen, und mit Schießscharten versehenen Häuser berechnet hatten, erwarteten unsere Soldaten jenseits der beiden Breschen und empfingen sie nach Ueberschreitung derselben mit einem fürchterlichen Kugelregen. Die erste Colonne, welche die glücklichere war, drang zuerst ein, räumte die Hindernisse, die am Karmeliterthore die zur Linken aufhielten, hinweg und half dieser ihrerseits eindringen. Dann wandte sie sich trotz des Feuers aus den Häusern in die Santa-Engraciastraße, welche senkrecht nach dem Corso, dem Hauptziele unserer Angriffe, führte. Drei große, mit Kanonen bewaffnete Barrikaden sperrten diese Straße. Unsere Soldaten, hingerissen von feurigem Kampfesmuth, erstürmten diese Barrikaden, eroberten 13 Kanonen, machten die Spanier, die dieselben bedienten, nieder, brachen nach dem Corso vor, und hielten sich schon für die Herren der Stadt. Aber es gab in ihrem Rücken Insurgenten, jene Bauern und Mönche, diese Linienſoldaten, die in den Häusern verschanzt und entschlossen waren, sie eher zu verbrennen als zu verlassen. Man mußte daher zurückkehren und sie vertreiben, bevor man sich auf dem Corso festsetzte. Das geschah, indem man sich von Haus zu Haus schlug, viele Leute verlor, um sie einzunehmen, und nachdem man sie eingenommen, sich durch den Tod Derjenigen rächte, deren Feuer man hatte aushalten müssen.

Die Colonne zur Linken hatte auf ihrem Wege ein ernstes Hinderniß getroffen, ein ungeheures Gebäude nämlich, das Karmeliterkloster, welches mit einem Graben umgeben worden war, und in welchem sich spanische Truppen unter erfahrenen Offizieren wie in einem verschanzten Lager festgesetzt hatten. Man mußte das Kloster erstürmen, was mit vieler Kraft, aber nicht ohne großen Verlust geschah. Nach Vollendung dieser Arbeit stürmte man wie die Colonne zur Rechten Haus für Haus, während unsere Artillerie fortfuhr Granaten und Bomben zu werfen, welche über die Häupter unserer Soldaten hinwegflogen und die Stadt bestraften und verheerten. Dieser Kampf dauerte seit dem Morgen mit unglaublicher Erbitterung, als unsere Soldaten begannen, in den von ihnen eroberten Häusern nach Lebensmitteln und insbesondere nach Wein zu suchen, mit welchem, wie sie wußten, alle spanische Städte im Ueberfluß versehen waren. Hierbei stießen sie an die Klippe ihrer Bravour, und bald war die Hälfte unserer Truppen in Unthätigkeit und Trunkenheit begraben. Unsere Generale, von denen die Mehrzahl verwundet war, vermochten trotz aller Bemühungen nicht, die Soldaten wieder in den Kampf zu führen, oder auch nur zu bewegen, daß sie für ihre eigne Sicherheit sorgten. Wenn die Spanier den Zustand geahnt hätten, in welchem sich ihre Angreifer befanden, so möchten sie diese den blutigen Erfolg des Tages bereuen gemacht haben. Man mußte bis zum nächsten Morgen warten, um die schwierige Eroberung von Saragossa Haus für Haus und Straße für Straße, wieder zu beginnen und durchzuführen. Außer vielen verwundeten Offizieren, darunter die Obergenerale Verdier und Lefebvre-Desnoettes, von denen jener von einer Kugel am Schenkel getroffen worden war, dieser an einer in der Seite erhaltenen Contusion litt, hatten wir 11 bis 1200 Mann kampfunfähig, darunter 300 Todte und 8 bis 900 Verwundete. Die zwei alten Regimenter, das 14. und 44., hatten geglaubt, in den Straßen von Saragossa das Kleingewehrfeuer von Eylau wieder zu finden.

Da am andern Morgen der General Verdier wegen seiner Wunde das Commando des Angriffs nicht führen konnte, sammelte der General Lefebvre-Desnoettes, der an seine Stelle trat, die in den Häusern zerstreuten Truppen, verbarrikadirte nun seinerseits zum Schutz der Franzosen die eroberten und in den Corso einmündenden Straßen, und beschloß, um Blut zr ersparen, Sappe und Mine anzuwenden, denn er glaubte nicht sich verpflichtet, eine spanische Stadt mehr zu schonen, als die Spanier selbst es thaten.

In dieser Lage der Dinge langte die Nachricht von dem Unglücke von Baylen, von der Räumung Madrids und von dem allgemeinen Rückzuge über den Ebro an. Unsere Generale und Soldaten empfanden bitteren Verdruß, daß so vieles Blut nutzlos vergossen worden, und daß eine Beute, die sie schon in Händen hatten, ihnen doch noch entgehen solle. Das Belagerungscorps von Saragossa war bestimmt, zu Tudela am Ebro den linken Flügel der neuen Stellung zu bilden, welche die französische Armee in Spanien zu beziehen im Begriffe war. Man ließ die Verwundeten vorausfahren, hinter ihnen die fortbringbaren Geschütze, vernagelte die andern, und setzte sich dann in Marsch, mit Verdruß im Herzen und mit Trauer in den Mienen, im äußersten Grade durch das Zurückweichen vor Soldaten gedemüthigt, die man wenig achtete, trotz der von Bauern und Mönchen in den Straßen von Saragossa bewiesenen Hartnäckigkeit. Man kam in einer Stärke von ungefähr 16,000 Mann nach Tudela zurück, die einen seit langer Zeit, die andern seit Kurzem kriegsgewohnt, Alle aber fähig, im offenen Felde drei- bis viermal mehr Spanier zu schlagen, als sie in ihren Reihen Leute zählten.

In Catalonien hatte man sich innerhalb der Mauern von Barcelona einschließen müssen. Im Anfange hatte der General Duhesme versucht, den Aufstand im Süden dieser Provinz zu erdrücken, um die Verbindung mit Valencia frei zu halten. Nachdem er aber seit dem Rückzuge des Marschalls Moncey sich nicht länger um das zu kümmern brauchte, was auf dieser Seite vorging, hatte er im Norden operirt, um seine Verbindung mit Frankreich zu bewahren und um der Colonne des Generals Reille die Hand zu reichen. Er brach mit dem größern Theile seiner Streitkräfte aus Barcelona über Mataro und Hostalrich nach Girona in der Absicht auf, sich dieses letztern Platzes zu bemächtigen, eines der wichtigsten von Catalonien, den nicht auch zu besetzen die Franzosen sehr unrecht gethan haben. Als er vor Mataro ankam, sah er sich bemüßigt, diese kleine Stadt mit Sturm zu nehmen und sie der Wuth des Soldaten preiszugeben, der durch den barbarischen Krieg, den man gegen ihn führte, täglich mehr erbittert wurde. Von Mataro marschirte er auf Girona, das er zu überrumpeln und durch eine Leitererſteigung in seine Gewalt zu bekommen hoffte. Seine mit Leitern versehenen Grenadiere hatten schon die Ringmauern erstiegen und waren im Begriff, in die Stadt einzudringen, als sie von Volk, Soldaten und Mönchen zurückgetrieben wurden. Da der General Duhesme schweres Geschütz nicht hatte und verzweifelte, diese Stadt erstürmen zu können, kehrte er nach Barcelona zurück, mußte aber auf dem Wege unaufhörlich kämpfen und Dörfer verheeren, um die Ermordung seiner Soldaten zu rächen. Es war ihm während dieses Ausflugs nicht möglich geworden, mit dem General Reille in Verbindung zu treten, welcher seinerseits bis Figueras gekommen war, weiter hinaus aber nicht vorzudringen vermochte. Nichts konnte er vollbringen als das Fort Figueras, das von einer kleinen französischen Garnison besetzt war, zu verproviantiren und daselbst Lebensmittel und Munition in hinreichender Menge niederzulegen. Wenn er aber weiter vordringen wollte, wurde er aber von allen Seiten von verwegenen Miquelets angegriffen, welche durch Behendigkeit und durch Geschicklichkeit im Schießen den Muth unserer jungen Soldaten vereitelten, da sie Gebirgsbewohnern, die an die Gemsjagd gewohnt waren, nicht nachzueilen vermochten. Nachdem der General Reille dergestalt viele Leute nutzlos verloren, auch von der Rückkehr des Generals Duhesme nach Barcelona Nachricht erhalten hatte, beschränkte er sich auf Bewachung der Grenze in Erwartung neuer Streitmittel und neuer Verhaltungsbefehle.

Das war denn im August 1808 unsere Lage in Spanien; das wir so rasch überzogen und dessen Eroberung wir für so leicht gehalten hatten. Den Süden hatten wir, nachdem wir dort eine Armee verloren, ganz eingebüßt. Unter dem Eindrucke dieses Unglücks hatten wir Madrid aufgegeben, die fast vollendete Belagerung von Saragossa unterbrochen, und waren bis über den Ebro zurückgegangen. Das einzige Corps, welches die Provinz, die es behaupten sollte, nicht geräumt hatte, das von Catalonien war zu Barcelona eingeschlossen, zu Lande von zahllosen Miquelets, zur See von der brittischen Flotte, die auf das Gerücht von der spanischen Insurrection in aller Hast von Gibraltar herbeigesegelt war.

Noch gab es tief in der Halbinsel eine französische Armee, über deren Schicksal man alle Ursache hatte ernstlich beunruhigt zu sein: es war die Armee Junot's, welche bis zu der schrecklichen Bewegung, die Spanien bis in die innersten Tiefen erschütterte, friedlich in Portugal in Standquartieren gelegen war. Man erhielt von ihr keine Nachrichten und konnte ihr auch keine zukommen lassen, da im Süden die Insurgenten von Andalusien und Estremadura, im Norden jene von Galicien und des Königreichs Leon alle Communicationen zerschnitten.

Seit Ausbruch der Insurrection im Monate Mai hatten die Spanier, die nach ihrer Sitte den Sieg eher ausposaunten als sie ihn errangen, nicht ermangelt, Portugal über Galicien und Estremadura mit für die französische Armee unheilvollen Gerüchten zu überschwemmen. Die Junten hatten an alle spanische Corps geschrieben und sie aufgefordert, in Masse zu desertiren und sich auf Seite der Insurrection zu stellen. Der General Junot, der bald im Allgemeinen erfuhr, was in Spanien vorging, ohne jedoch die Einzelheiten zu kennen, fühlte die Nothwendigkeit strenger Vorsichtsmaßregeln gegen die spanischen Truppen, die man zu seiner Unterstützung gesendet hatte, und welche, weit entfernt, ihm irgend von Nutzen zu sein, unter so bewandten Umständen vielmehr die vorzüglichsten seiner Schwierigkeiten bildeten. Er hatte bei Lissabon die 3 bis 4000 Mann starke Division Caraffa, die ihm die Provinz Alentejo unterwerfen helfen sollte. Er ließ sie unversehens von einer französischen Division umzingeln, und forderte, indem er sich auf die Umstände berief, sie auf, die

Waffen niederzulegen, was sie mit Zähneknirschen that. Doch gelang es einigen hundert Infanteristen und Cavalleristen, durch Alentejo nach dem spanischen Estremadura zu flüchten. Ein zu ihrer Verfolgung ausgesendetes Dragonerregiment fing mehrere wieder ein, den andern gelang es Badajoz zu erreichen.

Der General Junot hatte auf dem Tajo eine gewisse Anzahl dienstuntauglicher Fahrzeuge vereinigt. Diese ließ er in Mitte des Kanals unter den Kanonen der Forts vor Anker gehen, und brachte da die spanischen Soldaten unter, welche ihrer Waffen beraubt worden, sonst aber mit allen nothwendigen Bedürfnissen genügend versehen waren.

Während man zu Lissabon dergestalt mit der Division Caraffa verfuhr, hatte die 16 Bataillone starke Division Taranco, welche zu Oporto durch keine französische Truppe im Zaum gehalten wurde, sich empört, den General Quesnel mit seinem ganzen Generalstabe gefangen genommen und den Weg nach Galicien, die Portugiesen zu den Waffen rufend, eingeschlagen, um sich mit dem General Blake zu vereinigen. Den Portugiesen fehlte es keineswegs an Neigung zur Empörung, denn sie sind, obschon sie die Spanier hassen, doch nur Spanier, welche andere Spanier verabscheuen. Beim Anblicke der Franzosen hatten sie wohl gefühlt, daß sie jener Race christlicher Mauren angehören, welche die Halbinsel bewohnen und Alles hassen, was jenseits derselben ist. Sie hätten nichts lieber gethan als sich auflehnen, aber in Anwesenheit der französischen Armee hatten sie es nicht gewagt, und die gute Zucht, in welcher Junot seine Truppen hielt, hatte beigetragen, ihnen ihre Unterwerfung weniger peinlich zu machen. Als sie aber von der Erhebung Spaniens Kunde erhielten, als sie die Spanier sagen hörten, wir haben die Franzosen überwunden: ergriff sie ganz natürlich das Verlangen, einem solchen Beispiele zu folgen, und es war nichts weiter erforderlich, als daß sie ihre alten Verbündeten die Engländer, Alliirte und Tyrannen zu gleicher Zeit, erblickten, um sie zu einem allgemeinen Aufstande zu bestimmen.

Der Admiral Sir Charles Cotton kreuzte in der That vom Cap Finisterre bis zum Cap St. Vincent, aber wenn man seine Schiffe erblickte, hielten sie sich in der Ferne, legten nicht nach dem Lande an, und man erwartete mit Ungeduld, daß demnächst eine Transportflotte eine englische Armee herführen werde. Da zu Lissabon der General Junot mit seiner Hauptmacht stand, konnte dasselbe sich nicht wohl eine Erhebung erlauben, während Oporto, das neben allen portugiesischen Gefühlen im Herzen überdies den Verdruß empfand, die Engländer nicht mehr in seinem Hafen zu sehen, bereit war, auf das erste von England gegebene Zeichen loszubrechen.

Der wackere General Junot erkannte den ganzen Ernst dieser Lage. Zur Zeit, als der General Dupont unterlag, war Junot seit einem Monate ohne Nachrichten aus Frankreich, denn das den Engländern unterworfene Meer ließ kein Schiff, und die spanische, Portugal vom Norden bis hinüber zum Süden umgebende Insurrection ließ keinen Courier durch. Das Gerücht von den Vorgängen zu Baylen, das durch spanischen Enthusiasmus portugiesischem Hasse überliefert worden, verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit und verursachte da eine außerordentliche Aufregung. Im Gegentheile war der Sieg von Rio-Seco, obschon er den Ereignissen von Baylen um Vieles vorherging, noch nicht bekannt, denn der menschliche Geist pflanzt die Thatsachen fort, die ihm angenehm sind, und hat für die übrigen kein Echo. Diesmal war das kein Uebel, denn jenes glückliche Ereigniß wurde, als man es später erfuhr, wie man sehen wird, ein Stärkmittel für den moralischen Zustand unserer Soldaten. Diese waren zwar noch jung, aber in Folge des schwierigen Marsches nach Portugal doch schon abgehärtet. Sie hatten ausgeruht, waren organisirt, instruirt, akklimatisirt, und boten den schönsten Anblick dar: Sie hatten 23,000 Mann stark Portugal betreten, 3000 Mann waren nachgekommen, und so zählten sie nach ihrem unheilvollen Marsche im vorigen Herbste 24,000 Mann, sehr im Stande die Ehre der französischen Waffen aufrechtzuhalten, bevor sie sich ergaben, falls auch sie unterliegen müßten, damit die Franzosen in der ganzen Halbinsel das Attentat von Bayonne büßten.

Der General Junot, der sich so ferne von Frankreich wußte, der sich zwischen der spanischen Insurrection, die sich als Siegerin ausposaunte, und dem Meere, das mit englischen Kriegsschiffen bedeckt war, eingeschlossen sah, machte sich keine Täuschung über seine Gefahren: aber er war kundig, tapfer und entschlossen, sein Benehmen so einzurichten, daß es die Billigung Napoleon's erhalte. In einem Kriegsrathe, den er hielt und der aus, in der Schule Napoleon's gebildeten Generalen bestand, wurden Beschlüsse gefaßt, die den wahren Principien des Kriegs angemessen waren. Wenn man aber auch in der Theorie diese Principien anerkannte, befolgte man sie doch unglücklicherweise in der Anwendung nicht mit der Kraft und Genauigkeit, die der Meister ihr allein zu geben vermag. Alle Nebenpunkte, die man besetzt hielt, verlassen, sich in Masse zu Lissabon vereinigen, um die Hauptstadt in Zaum zu halten und sich in die Verfassung zu setzen, die erste Landung englischer Truppen wieder in das Meer zurückzuwerfen, war ganz natürlich der Plan, den Alle faßten und billigten. Es wurde daher beschlossen, die Provinzen Algarbien, Alentejos, Beyra, kurz alle Punkte, wo man Truppen hatte, mit Ausnahme der festen Plätze Almeida im Norden und Elvas im Süden, ferner die Stellung von Setubal und Peniche am Meeresgestade zu räumen und sich zwischen Lissabon und Abrantes zu concentriren. Der Beschluß war gut, aber nicht umfassend genug; denn diese Punkte verbrauchten 4 bis 5000 Mann auf nur 20 bis 22,000 Waffenfähige, und wenn in Anschlag gebracht wurde, was man in Lissabon selbst haben mußte, so konnte es wohl kommen, daß man einer Landung nur 10 bis 12,000 Mann entgegenzusetzen vermochte, während man für ein entscheidendes Gefecht 15 bis 18,000 Mann hätte zusammenhalten sollen.

Man hatte einen Verbündeten bei der Hand, welcher große Dienste leisten konnte, den russischen Admiral Siniawin mit seiner, mit Matrosen, die zwar mittelmäßige Seeleute, aber vortreffliche Soldaten waren, bemannten Flotte. Wenn er offen die gemeinsame Sache ergriffen hätte, so vermochte er Lissabon allein zu hüten, und würde dadurch 3 bis 4000 Franzosen mehr verfügbar gemacht haben. Aber er beharrte, wie bereits früher, dabei, sich als einen für England leidenschaftlich eingenommenen Russen zu benehmen, war voll Haß gegen Frankreich und höchst geneigt, dem Feinde die Arme zu öffnen. Auf jede an ihn gerichtete Aufforderung zur Mitwirkung antwortete er kalt oder verneinend, obschon er durch seine Stellung in Mitte des Tajo fast noch mehr als Junot selbst verpflichtet war, die Einfahrt zu vertheidigen. Das war für diesen eine um so ernstere Schwierigkeit, als er eine feindselige Bevölkerung von 300,000 Seelen in Zaume zu halten hatte, worunter es 20,000 Gebirgsleute, aus Galicien gab, welche wie die Savoyarden oder Auvergnaten zu Paris das Gewerbe von Lastträgern trieben und sehr unfreundliche Gesinnungen zeigten. Da indeß Lissabon der Hauptsitz der französischen Armee war, so hoffte er, mit den Depots, den Reconvalescenten und den Wachen des Kriegsmaterials dem bösen Willen der Hauptstadt hinlängliche Scheu einzuflößen. Er befahl den Generalen Loison und Kellermann, aus Almeida und Elvas mit ihren Divisionen aufzubrechen, jedoch Besatzungen in den beiden Plätzen zu lassen. Seine Absicht ging dahin, sobald diese beiden Divisionen angekommen sein würden, eine stets kampfbereite Masse am Gestade gegen die englische Armee zu haben, deren baldige Landung man verkündete.

Noch zwar war der Aufruhr in Portugal nicht ausgebrochen, aber er glühte in der Stille, und es war den Courieren fast unmöglich, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Man sandte indeß an den General Kellermann und besonders an den General Loison, zu dem wegen der Entfernung der Provinz, die er inne hatte, schwieriger zu gelangen war, so viele Boten, daß Beide doch zur rechten Zeit benachrichtigt wurden. Der General Loison war im Augenblicke seines Abmarsches bereits von Insurgenten umschwärmt, die durch die spanische Insurrection angesteckt worden waren. Die Priester, die in Portugal nicht minder von wildem patriotischen Feuer glühten als in Spanien, hatten sich an die Spitze der Bauern gestellt, wegelagerten alle Straßen und führten die Art des Kriegs, die damals auf der ganzen Halbinsel üblich war, verbarrikadirten nämlich die Eingänge der Dörfer, verbargen die Lebensmittel, und metzelten die Kranken, Verwundeten und Nachzügler nieder. Aber der General Loison besaß eine Fülle von Energie wie wenige andere Offiziere seiner Zeit. Er ließ in den Forts von Almeida diejenige Mannschaft, die am wenigsten im Stande war, die Beschwerden eines langen Marsches zu ertragen, ungefähr 14 bis 1500 Mann, versah sie mit Lebensmitteln und Munition, und machte sich mit 3000 auf den Weg, um den ganzen Norden von Portugal zu durchziehen und über la Guarda nach Abrantes und Lissabon zu gelangen. Er mußte mehrere Male Insurgentencorps zu Leibe gehen und sie hart bestrafen, aber wußte überall sich Respect zu erzwingen, die Wege zu öffnen, Lebensmittel zu verschaffen, und langte endlich zu Abrantes an, ohne auf diesem so überaus beschwerlichen und gefährlichen Marsche mehr als 200 Mann verloren zu haben.

Der General Kellermann zog sich ebenso glücklich aus Elvas. Schon auf das Gerücht von der Insurrection in Andalusien und Estremadura, waren die Provinzen Algarbien und Alentejo in Bewegung gerathen. Der General Kellermann schickte Truppenabtheilungen nach allen Richtungen, namentlich nach Bega, wo er mit großer Strenge verfuhr, und so gelang es ihm, die Insurgenten in Zaum zu halten. Dann ließ er zu Elvas, wie der General Loison zu Almeida gethan, Alles zurück, was am mindesten im Stande war, in der erstickenden Hitze des Juli zu marschiren, und gelangte ohne Hinderniß auf dem linken Ufer des Tajo nach Lissabon. Es gab französische Truppen nun nur noch zu Almeida, Elvas, Setubal, Peniche, Lissabon und seiner Umgegend.

Man verkündete von allen Seiten das baldige Anlangen einer brittischen Armee, die den Einen zufolge von Gibraltar und aus Sicilien, nach Andern aber aus Irland und dem baltischen Meere kommen sollte. Der Admiral Sir Charles Cotton hatte mehrere Male das Gestade berührt, hatte jetzt an der Mündung des Tajo, jetzt an der Mündung des Duero parlamentirt, und allenthalben baldige Landung verheißen. Zur selben Zeit wirkte die Kunde von dem Unglücke des Generals Dupont als letzter Zündfunke, und im Augenblicke erhob sich ganz Portugal, wo es bisher blos partielle Aufstände gegeben, vom Minho bis Algarbien.

Zu Oporto brach der Brand zuerst aus. Man lud da Brod für eine französische Truppenabtheilung auf. Das Volk revoltirte bei diesem Anblicke, bemächtigte sich der Wagen, plünderte sie, und sofort erhob sich die ganze Stadt. Der Bischof stellte sich an die Spitze der Insurrection, und die portugiesische Fahne wurde unter dem Geschrei „Es lebe der Prinz-Regent!“ aufgepflanzt. Der Brand pflanzte sich in den Provinzen fort, theilte sich beinahe Lissabon selbst mit, überschritt den Tajo, verbreitete sich in Alentejo, und vereinigte sich mit dem Feuer, das zum zweiten Male rings um Elvas durch die Berührung mit Estremadura ausgebrochen war. Zu Oporto trat man in offene Verbindung mit den Engländern, zu Elvas in ebenso offene mit den Spaniern. Ein aus regulären Truppen bestehendes Corps der Letzteren rückte sogar von Badajoz bis Elvora vor, um der portugiesischen Insurrection zum Stützpunkte zu dienen.

Der feurige, unternehmende Junot gab unglückseligerweise dem Verlangen nach, die Insurrection überall, wo sie sich zeigte, zu unterdrücken. Er ließ den General Loison mit seiner Division aufbrechen, um die Insurgenten der Provinz Alentejo, die sich in der Umgegend von Elvora befanden, zu zerstreuen.

Den General Margaron schickte er mit der Cavallerie einem Insurgentenhaufen entgegen, der von Coimbra gegen Lissabon marschirte. Es wäre besser gewesen, in dieser glühenden Jahreszeit die Truppen um Lissabon concentrirt und frisch und ausgeruht zu erhalten, als ihre Zahl durch das Feuer des Feindes und durch Beschwerden zu vermindern, um Aufstände zu unterdrücken, welche, wenn unsere Truppen fort waren, ebenso schnell wieder entstanden, als sie sich schnell unterwarfen, wenn man gegen sie marschirte.

Der General Margaron brauchte mit seiner Cavallerie sich nur zu zeigen, um auch die Insurgenten, die einige Hundert stark auf der Seite von Coimbra sich versammelt hatten, zu zerstreuen und niederzuhauen. Der General Loison mußte ganz Alentejo durchziehen, um auf die Insurgenten dieser Provinz zu stoßen, die um Evora versammelt waren und von einem spanischen Truppencorps unterstützt wurden. Nach einem beschwerlichen und ermüdenden Marsche langte er vor Evora an und fand die Spanier und Portugiesen in Schlachtordnung. Er führte einen Flankenangriff aus, warf sie über den Haufen, eroberte ihre Artillerie und tödtete eine große Anzahl. Da die Thore von Evora geschlossen waren, erstieg er die Mauern, drang in die Stadt und gab sie der Plünderung preis. Binnen wenigen Tagen waren die Spanier in ihr Land zurückgetrieben und die Portugiesen für den Augenblick wieder zum Gehorsam gebracht. Die Soldaten waren mit Beute beladen, aber von Beschwerden erschöpft, und mußten den Rückmarsch nach Lissabon unter der Herrschaft einer versengenden Hitze ausführen.

Die so oft angekündeten Engländer erschienen endlich. Seit der Insurrection von Asturien und der Absendung von zwei Abgeordneten nach London, dort die Erhebung Spaniens zu verkünden, kannte die englische Regierung die Gelegenheit, die sich so unerwartet darbot, unsere Verlegenheiten zu vermehren und gegen uns den hartnäckigsten Widerstand anzufachen. Das Ministerium Canning-Castlereagh war natürlich entschlossen, alle seine Anstrengungen der Halbinsel zuzuwenden, und dort in ungleich größern Verhältnissen und auf eine ganz anders dauerhafte Weise die Hindernisse zu erregen, die es uns für kurze Zeit in Calabrien erregt hatte. An alle brittischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, die sich im mittelländischen Meere, im Meerbusen von Biscaya, im Kanal la Manche, in der Ostsee befanden, erging der Befehl, zu diesem Zwecke mitzuwirken. Waffen- und Geldsendungen gingen nach den Küsten von Spanien und Portugal ab. Alle Truppen, zu deren Organisation die Expedition von Boulogne den Beweggrund hergegeben und von denen ein Theil sich zu Kopenhagen ausgezeichnet hatte, erhielten die Bestimmung, auf diesem neuen Kriegsschauplatze zu wirken. Es war in der That unmöglich, England einen besser gewählten und für dasselbe bequemer gelegenen zu bereiten. Mit einem guten Winde konnte man in vier Tagen von der englischen Küste an das Cap Finisterre, in die Buchten von Coruña und Vigo, in die Mündungen des Duero und Tajo sich verpflanzen. Die unermeßliche englisch-Seemacht, die stets an diesem Gürtel von Küsten kreuzte, konnte eine Armee jederzeit mit Lebensmitteln und Munition versorgen, während die Gegner dieser Armee auf einem halbwilden Boden, wo die Straßen selten waren, die größte Mühe hatten, sich zu ernähren. Die schwerfälligen, aber festen englischen Bataillone, indem sie in den zahlreichen Meeresbuchten der Halbinsel landeten, in wohlverschanzten Posten Fuß am Lande faßten, kühn vordrangen, wenn sie siegten, schnell zurückgingen, wenn sie einen Unfall erlitten, um das Meer, das ihre Stütze, ihre Zuflucht, ihr Depot von Lebensmitteln und Munition war, zu erreichen; indem sie abwechselnd im Falle eines angriffsweisen Vorgehens die behenden Spanier gegen den ungestümen Stoß der französischen Armee aufrecht hielten, oder im Falle des Rückzugs sie ihr entgehen ließen, wie sie mochten, entweder durch Zerstreuung oder durch augenblickliche Unterwerfung; indem sie dieses Manoeuvre, ohne je zu ermüden, stets von Neuem begannen, bis die französische Macht vor Erschöpfung unterlag, — die brittischen Bataillone, sage ich, führten dergestalt den einzigen Krieg, der ihnen angemessen war und auf dem Continent Erfolge gewähren konnte.

Alle Befehle zu einer großen Expedition wurden mit einer außerordentlichen Raschheit gegeben. 5000 Mann unter dem General Spencer, die aus Aegypten und Sicilien kamen, waren zu Schiffe nach Gibraltar, von Gibraltar nach Cadiz gebracht worden, wo die Spanier Bedenken trugen sie aufzunehmen, und die Annahme ihrer Dienste verschoben. Diese 5000 zu Cadiz nicht aufgenommenen Engländer wurden an der Mündung der Guadiana auf portugiesischem Gebiete ausgeschifft und erwarteten den günstigen Augenblick, um zu handeln. 10,000 Mann befanden sich zu Cork in Irland. Diese wurden unverzüglich auf einer von mehreren Linienschiffen geleiteten Transportflotte eingeschifft. Zum Anführer gab man ihnen einen Offizier, der sich schon in Indien bekannt gemacht und dem General Cathcart vor Kopenhagen große Dienste geleistet hatte; es war Sir Arthur Wellesley, seitdem durch sein beständiges Glück wie durch seine großen militairischen Eigenschaften unter dem Titel Herzog von Wellington so berühmt. Er war angewiesen, nach Coruña zu segeln, den Spaniern in Asturien und Galicien die Mitwirkung englischer Streitkräfte anzubieten, und überhaupt aller Orten gegen die Franzosen, wie man nur konnte, zu wirken. Der General Spencer hatte Befehl, sich, sobald er dazu aufgefordert werden würde, unter sein Commando zu stellen. Sir Arthur Wellesley wird daher an der Spitze von 15,000 Mann stehen. Aber diese Truppen bildeten nur einen Theil derjenigen, die man nach der Halbinsel bestimmt hatte. 5000 Mann unter den Generalen Anstruther und Auckland befanden sich zu Ramsgate und Harwich. Schon waren nach diesen Einschiffungsplätzen Transportfahrzeuge auf dem Wege, um gedachte Truppen Sir Arthur Wellesley zuzuführen. Dank der Nähe der Orte und den ungeheuern Mitteln der eng-

lischen Marine, war es eine Sache von zehn bis zwölf Tagen, alle diese Streitkräfte an einem und demselben Platze zu vereinigen. Endlich sollte der aus der Ostsee mit 11,000 Mann zurückkehrende Sir John Moore demnächst nach dem Punkt übergeschifft werden, den die englischen Generale auf der Halbinsel bezeichnen würden, um daselbst eine allgemeine Concentration zu bewerkstelligen.

Man hielt nicht für angemessen, wenn diese Streitmacht einmal vereinigt war, sie ganz unter die Befehle des Sir Arthur Wellesley zu stellen, der noch zu jung an Jahren und an Ruf war, um eine Armee zu commandiren, die in den Augen der Engländer eine sehr beträchtliche war. Das Obercommando wurde dem damaligen Gouverneur von Gibraltar Sir Hugh Dalrymple anvertraut, der unter sich Sir Henry Burrard als Chef des Generalstabs haben sollte. Bis zur Vereinigung jedoch aller dieser Truppen und bis zu Dalrymple's Ankunft hatte Sir Arthur Wellesley an der Spitze der 10,000 Mann, die von Cork abgegangen, und der 5000, die in Algarbien gelandet waren, die ersten Operationen zu leiten. Der Commandant der englischen Seemacht in diesen Meeren, Sir Charles Cotton hatte Befehl, alle Bewegungen der Armeen zu unterstützen.

Die am 12. Juli eingeschifften englischen Truppen von Cork langten am 20. vor Coruña an, und zeigten den Spaniern, die erfreut waren, sich so gut unterstützt zu sehen, eine unermeßliche Flotte. Der Anblick dieser beträchtlichen Streitmacht, die für die Zukunft noch weit mehr verhieß, tröstete sie etwas über die Niederlage ihrer Generale Blake und Cuesta bei Rio-Seco, und erregte in ihnen neue große Hoffnungen in Betreff des gegen Napoleon begonnenen Kampfes. Dennoch wollten sie ebensowenig als die Andalusier die englischen Truppen auf ihrem Boden, so nahe bei dem Arsenal von Ferrol, aufnehmen. Sie nahmen zwar Waffen in großer Menge und eine Summe von 500,000 Pfund Sterling an, bewogen aber die Engländer, ihre Anstrengungen auf Portugal zu richten, da es ebenso wichtig war, Portugal als Spanien selbst den Franzosen zu entreißen.

Sir Arthur Wellesley segelte sofort nach Oporto, wo er mit außerordentlicher Freude empfangen wurde, denn die portugiesischen Kaufleute, die nur von ihren Handelsverhältnissen mit den Engländern lebten, empfanden bei ihrem Anblicke Befriedigung sowohl ihrer Interessen als ihrer Leidenschaften. Von diesem Augenblicke an war die Thätigkeit der brittischen Armee entschieden auf Portugal gerichtet. Dieser den Spaniern, die gegen die Ausländer stets mißtrauisch sind, angenehme Entschluß sagte auch den Engländern zu, welche vor Allem die Befreiung Portugals wünschen mußten, die im gleichen Grade der gemeinsamen Sache förderlich war, weil der Zweck der neuen Coalition auf Vertreibung der Franzosen aus der ganzen Halbinsel abzielte. Es blieb übrig zu entscheiden, welcher Theil von Portugal zu wählen sei, um im Angesichte der französischen Armee zu landen, ohne befürchten zu müssen, daß man sofort wieder in das Meer zurückgeworfen werde.

Sir Arthur Wellesley ließ seine Flottille vor der Mündung des Duero bis zu der des Tajo kreuzen, und begab sich in Person zu Sir Charles Cotton vor dem Tajo, um mit ihm den Landungsplan zu verabreden. Wenn die Landung an der Mündung des Tajo erfolgte, so geschah sie sehr nahe dem Ziele, denn man hatte von da nur zwei (französische) Meilen nach Lissabon. Ueberdies konnte man der zahlreichen Bevölkerung der Hauptstadt einen solchen Impuls geben, daß die Franzosen vor der daraus folgenden Erhebung nicht Stand zu halten vermochten, denn sie zählten in Mitte von 300,000 nur feindselig gesinnten Einwohnern höchstens 15,000 Mann mit Einschluß der Kranken. Wenn diese Bevölkerung sich wirklich in dem Augenblicke erhob, wo eine englische Armee vorrückte, sie zu unterstützen, so vermochte man den Feldzug vielleicht in einem einzigen Tage zu beendigen. Aber die Franzosen hatten alle Forts inne; die Bevölkerung Lissabon's war gewohnt sich von ihnen beherrschen zu lassen; die Küste links und rechts der Mündung des Tajo war steil und dem Zurückprallen der Meereswogen im höchsten Grade ausgesetzt; der Wind konnte umspringen und den Franzosen einen Theil der englischen Armee in die Hände liefern, bevor noch der andere Theil seine Landung vollendet hatte. Und jedenfalls hätte man sehr nahe an einem furchtbaren und gewaltigen Gegner, dem die Stirne zu bieten, den zu bekämpfen man noch nicht gewohnt war, den Fuß an das Land gesetzt.

Aus diesen Gründen beschloß Sir Arthur Wellesley im Einverständnisse mit Sir Charles Cotton, zwischen Oporto und Lissabon an der Mündung des Mondego und in der Nähe einer bequemen Bucht zu landen, die von dem von den Franzosen nicht besetzten Fort Figuera beherrscht wurde. Die Wahl dieses, in einer gewissen Entfernung von Lissabon liegenden Punktes gewährte Sir Arthur Wellesley Zeit zu landen, bevor die Franzosen heranrücken konnten, das Corps des Generals Spencer, das er zu sich entboten, zu erwarten, und dann mit 15,000 Mann längs der Küste auf Lissabon zu marschiren und die Gelegenheiten, die das Glück bieten würde, zu benutzen. Da die Franzosen, von denen er wußte, daß sie höchstens 20 bis 22,000 Mann stark waren, mehrere Plätze, insbesondere die Hauptstadt zu bewachen hatten, und niemals mit mehr als 10 bis 12,000 Mann gegen ihn marschiren konnten: so mochte, indem er stets am Meere, entweder wegen der Verproviantirung oder wegen der Leichtigkeit sich im Nothfalle einzuschiffen, dahinzog, es ihm wohl gelingen, sich Lissabon zu nähern und irgend einen glücklichen Streich zu versuchen, ohne daß er allzugroße Gefahr lief. Da er wußte, daß Sir Hugh Dalrymple ihn demnächst ersetzen werde, brannte er vor Ungeduld, eine glänzende That zu verrichten, bevor er unter ein höheres Commando trat. Diese Entschlüsse waren der Klugheit vollständig angemessen, und deuteten auf jene Eigenschaften des englischen Generals, die sein Charakter bald offenbarte, Verstand und Festigkeit, die ersten aller Eigenschaften nach dem Genie.

Er begann die Ausschiffung am 1. Aug. an der Mündung des Mondego. Das von den Westwinden hier so oft aufgeregte Meer unterbrach mehrmals die Landung der Mannschaft und des Materials. Dennoch waren binnen fünf bis sechs Tagen die englischen von Cork abgegangenen Truppen in der Stärke von 9 bis 10,000 Mann sammt dem ungeheuren Heergeräthe, das den brittischen Armeen stets zu folgen pflegt, glücklich an das Land gebracht. In diesem Momente langte auf der Rhede das Corps des Generals Spencer an. Schon vor Empfang des Befehls Sir Arthur Wellesley's hatte der General Spencer auf die Nachricht von der Capitulation von Baylen sich wieder eingeschifft, um anderwärts zu wirken, denn er sah ein, daß er dem, von der Anwesenheit französischer Truppen befreiten Andalusien keinerlei Dienst weiter zu leisten vermöge. Von der Ankunft der Transportflotte von Cork in Kenntniß gesetzt, segelte er nach der Mündung des Mondego, vollendete am 8. August seine Ausschiffung und vollzog seine Vereinigung mit dem Corps Sir Arthur Wellesley's. Dieser befand sich nun an der Spitze einer Armee von 14 bis 15,000 Mann, die fast ganz aus Infanterie und Artillerie bestand. Man zählte darunter höchstens 400 Reiter, wie es gewöhnlich bei Expeditionen zur See geht, weil der Transport der Cavallerie sehr schwierig, ja in einer gewissen Entfernung unmöglich ist. Die Infanterie war sehr schön und besaß alle Eigenschaften der englischen Armee. Diese besteht bekanntlich aus freiwillig angeworbenen Leuten jedweder Art, die ihr ganzes oder fast ihr ganzes Leben dienen und einer fürchterlichen Zucht unterworfen sind, welche sie für die geringsten Fehler zu Tode peitscht und aus dem guten oder schlechten Subjecte ein gleichförmig gehorsames Subject macht, das mit unwandelbarer Unterwürfigkeit Offizieren voll Ehre und Muth in jedwede Gefahr folgt. Der englische Soldat, der wohl genährt, gut gekleidet ist, mit merkwürdiger Genauigkeit schießt, aber langsam vorwärts kommt, weil er zum Marschiren wenig geeignet ist und es ihm an eigenem Feuer fehlt, dauert aus und ist in solchen Stellungen, in denen die örtliche Beschaffenheit seinen für den Widerstand gemachten Charakter unterstützt, fast unbesiegbar, verliert dagegen, wenn er viel und schnell marschiren, angreifen und Schwierigkeiten besiegen soll, die nur durch Lebhaftigkeit, Verwegenheit und Enthusiasmus überwunden werden können. Mit einem Worte er ist fest, nicht unternehmend. Gleichwie der französische Soldat durch Feuer, Energie, Raschheit und den Hang Allem Trotz zu bieten, das vorherbestimmte Werkzeug des Genies Napoleon's war, so paßte der feste langsame englische Soldat zu dem nicht umfassenden, aber klugen und entschlossenen Geiste Sir Arthur Wellesley's. Einen solchen Soldaten mußte man wenn möglich vom Meere entfernen, mußte ihn nöthigen zu marschiren, unternehmend zu sein, kurz seine Fehler zu zeigen, statt daß man sich an seinen ausgezeichneten Eigenschaften die Hörner ablief, indem man ihn in festen Stellungen angriff. Der kühne feurige Junot aber war nicht der Mann, um sich mit soviel Klugheit und Berechnung zu benehmen, und es stand zu befürchten, sein Ungestüm werde an der kalten Hartnäckigkeit der englischen Soldaten zerschellen.

Am 8. August setzte Sir Arthur Wellesley längs des Meeres sich in der Art in Bewegung, daß er stets im Bereiche seiner Verpflegungs- und Rückzugsmittel war. Schon bei seinem ersten Auftreten gerieth er in Zwist mit der portugiesischen Armee. Die Insurgenten von Portugal hatten durch Vereinigung aller ihrer Streitkräfte im Norden des Landes eine Armee von 5 bis 6000 Mann unter dem General Freyre zusammengebracht. Sir Arthur Wellesley wollte sie zur Deckung seiner Flanken verwenden. Die Portugiesen aber, entweder weil sie, wie der englische General an seine Regierung berichtet, sich fürchteten den Franzosen zu nahe zu kommen (9), oder weil sie kein großes Vertrauen in Bundesgenossen setzten, die stets bereit waren, sich bei dem ersten Unfalle auf ihre Schiffe zurückzuziehen und ihre Verbündeten den feindlichen Schlägen allein auszusetzen, — stellten eine Forderung, die der englische General abschlug: sie wollten nämlich von der brittischen Armee aus den Magazinen ihrer Schiffe verpflegt werden. Nach Zurückweisung dieses Ansinnens beschlossen die Portugiesen, auf eigene Faust zu handeln, folgten den Straßen des Innern, und überließen die Straße am Meere ihren Bundesgenossen. Doch gesellten sie diesen 1400 Mann leichte Infanterie und ungefähr 300 Pferde bei, um ihnen als Eclaireurs zu dienen.

Kaum hatte Junot zu Lissabon, zuerst durch die schlecht verhehlte Freude der Einwohner, dann durch positive Nachrichten von der Landung einer brittischen Armee Kenntniß, so faßte er den Entschluß, ihr entgegen zu eilen und sie in das Meer zu werfen. Sich zur Stelle concentriren, aus allen Posten von minderer Wichtigkeit auch den letzten Soldaten herausziehen, sich lediglich auf die Bewachung Lissabon's beschränken und auch da nur die marschunfähigen Leute lassen, damit man mit 15 bis 18,000 Mann den Engländern entgegenrücke, zum Kampfe einen Moment wählen, wo sie ihre natürlichen Vortheile, die der Vertheidigung nicht hatten, — das war von allen Entschlüssen, die gefaßt werden mochten, der einzig richtige. Zum Unglück concentrirte Junot sich unvollständig und wurde gestachelt von einer unglaublichen Ungeduld, die Engländer, gleichviel wo, gleichviel wie, anzugreifen und so schnell als möglich in das Meer zurückzutreiben.

Zu Almeida, Elvas, Setubal, Peniche und verschiedenen andern Posten hatte Junot 4 bis 5000 Mann verstreut. Die Streifzüge, die er durch die Generale Loison, Margaron und andere ausführen ließ, hatten viele Soldaten, die man hätte wie ein Kleinod schonen sollen, außer Kampf gesetzt oder abgemattet, und er hatte höchstens 10,000 Mann einem Feinde entgegenzusetzen, der 14 bis 15,000 stark schon war und binnen kurzer Zeit 20,000 stark sein konnte. Junot rief den General Loison aus Alentejo zurück, und sendete den General Delaborde mit seiner Division den Engländern entgegen, um sie zu beobachten

und zu necken, bis alle verfügbaren Truppen gegen sie vereinigt sein würden. Er selbst wollte, wenn die Engländer Lissabon näher gekommen wären, von da aufbrechen. Sie treffen, bekämpfen und besiegen, meinte er, würde ihn nur drei bis vier Tage von Lissabon ferne halten. Mit Recht war er der Ansicht, daß er und die Reserve nicht lange zu Lissabon fehlen durften, sollten nicht die bösesten Folgen eintreten.

Demnach sollte der General Delaborde mit den Truppen des Generals Margaron zuerst den Engländern entgegentreten, der aus Alentejo in Eilmärschen zurückkehrende General Loison sich mit ihm über Abrantes vereinigen, und Junot selbst diese Concentration der Streitkräfte vervollständigen, indem er aus Lissabon mitbrächte, was nur irgend von der Besatzung dieser Hauptstadt entbehrt werden konnte.

Der General Delaborde marschirte über Leiria und befand sich am 14. oder 15. August im Angesichte der Engländer. Er wartete, um näher mit ihnen bekannt zu werden, die Vereinigung mit dem General Loison ab, der sein Möglichstes that um anzulangen, dessen Truppen aber der Anstrengung und Hitze fast erlagen. Am 16. August stieß Delaborde auf die Vorposten des Feindes, und am 17. hatte er ihn in einer Art zu bekämpfen, die den Beweis lieferte, welche Vortheile man sich bereitet haben würde, dafern man den Engländern die Initiative des Angriffs ließ.

Der General Delaborde, ein alter Offizier voll Energie und Erfahrung, marschirte den Engländern auf jener Straße des Litorale zur Seite, die bei Torres Vedras in die Lissabon umgebenden Berge sich einsenkt, und am 16. des Abends stand er ihnen in der Gegend von Obidos gegenüber. Er zog sich ruhig vor ihnen zurück, bis sich eine günstige Stellung darbieten würde, sie von der Tapferkeit seiner Soldaten zu überzeugen, ohne sich jedoch in einen entscheidenden Kampf einzulassen, den er vor der allgemeinen Concentration der französischen Truppen wagen weder durfte, noch wollte. Die Stellung, die er suchte, fand er bei Roliça in Mitte einer sandigen, von mehreren Bächen durchschnittenen, und von Höhen geschlossenen Ebene, an denen die große Straße sich emporschlängelte, um dann nach dem Dorfe Zambugeiro hinabzuführen. Am 17. des Morgens folgte die englische Armee der kaum 3000 Mann starken Division des Generals Delaborde über die Ebene von Roliça. Die Engländer marschirten langsam hinter den muntern, entschlossenen, durch ihre Minderzahl nichts weniger als eingeschüchterten Franzosen, obschon diese wie eins zu fünf, ungefähr 3000 Mann gegen 14 bis 15,000 waren. Der General Delaborde hielt nicht für angemessen, das in Mitte der Ebene gelegene Roliça zu vertheidigen, denn gesetzt auch, er hätte diesen Punkt mit Erfolg vertheidigt, so konnte es nicht lange dauern, und er war umwickelt und mußte, um nicht gefangen zu werden, den Ort mit Uebereilung und in Unordnung verlassen. Er zog daher vor, freiwillig in den Hintergrund der Ebene auf die Höhen zurückzugehen, über welche die Straße sich emporwindet und nach Zambugeiro abfällt. Er stellte in der That auf den Gipfeln der Hügel, längs denen die Straße hinführt, sich auf und erwartete da voll Entschlossenheit die Engländer. Diese setzten ihr Vorrücken fort. Die Brigade des Generals Nightingale marschirte voran in einer einzigen Linie, und war von den Brigaden Hill und Fane unterstützt, während zu ihrer Linken die Brigade Crawfurd einen Umweg machte, um die Franzosen zu überflügeln, und zu ihrer Rechten die portugiesische Truppenabtheilung dasselbe that, um vor ihnen Zambugeiro zu erreichen.

Der General Delaborde ließ die Engländer in die mit Myrthen, Cistrosen und anderem starken Gesträuche wie es in diesen südlichen Ländern wächst, bedeckte Schluchten sich mühsam einsenken, und wählte zum Angriffe auf sie den Moment, wo sie durch die Hindernisse des Bodens am meisten gehemmt waren. Er ließ sie zuerst durch sicher treffende Plänkler beschießen, dann von seinen Bataillonen mit dem Bajonnet ungestüm angreifen und am Fuße der Höhen über den Haufen werfen. Er wiederholte dieses Manoeuvre mehrere Male und tödtete oder verwundete dem Feinde 12 bis 1500 Mann. Er unterhielt diesen Kampf vier Stunden hintereinander, indem er mit seltener Kunst und Genauigkeit manoeuvrirte, und vernichtete drei- bis viermal mehr Leute als er verlor. Er zog sich erst zurück, als er sich der Gefahr ausgesetzt sah, durch die Colonnen, welche links und rechts auf Zambugeiro marschirten, umgangen zu werden. Umsonst versuchten mehrere feindliche Abtheilungen ihn aufzuhalten, er schritt über sie hinweg und langte ungefährdet zu Zambugeiro an. Er hatte 5 bis 600 Kampfunfähige, ließ aber nur seine Todten auf dem Schlachtfelde, führte alle seine Verwundeten mit fort, und hinterließ im Herzen des Feindes einen tiefen Eindruck von dem, was wohlangeführte französische Truppen vermögen. Was ist nicht, mußte der Feind denken, von ihrer vereinten Macht zu fürchten, wenn kaum 3000 Mann einen so kraftvollen Widerstand zu leisten vermögen!

Der General Delaborde ging nach Torres Vedras, wo er sich mit dem von Abrantes kommenden General Loison und mit dem von Lissabon kommenden General Junot vereinigte.

Sir Arthur Wellesley hatte aus diesem Kampfe durch eigene Erfahrung gelernt, was er übrigens ohnehin schon wußte, daß er es mit einem sehr schwer zu besiegenden Feinde zu thun habe, und beschloß, fortan nur mit der äußersten Vorsicht vorzurücken. Man gewahrte im Meere eine zahlreiche Transportflotte, an deren Bord sich frische Truppen befanden. Es waren die Brigaden Anstruther und Auckland, denen in ziemlicher Nähe das Armeecorps Sir John Moore's folgte. Diese beiden Brigaden brachten Sir Arthur Wellesley eine Verstärkung von mindestens 5000 Mann, und brachten nicht den Oberbefehlshaber Sir Hugh Dalrymple, was den doppelten Vortheil hatte, ihn stärker, aber nicht abhängig zu machen. Er beschloß daher, sich über Lurinha dem Meere zu nähern, um die beiden Brigaden Anstruther und Auckland an sich zu ziehen, und nahm zu dem Ende Stellung auf den Höhen von Vimeiro, welche einen

zur Ausschiffung sehr günstigen Ankerplatz beherrschen. Am 19. des Abends stieß die Brigade Anstruther, am 20. die Brigade Auckland zu ihm. Wenn man die bei Roliça Gebliebenen und Verwundeten abrechnet, so brachte diese Verstärkung seine Armee auf die effective Zahl von 18,000 Mann.

Der General Junot brach auf die Nachricht von der Annäherung der Engländer eilig aus Lissabon mit allen verfügbaren Truppen auf und marschirte nach Torres Vedras, wo der General Loison eben angekommen war. Weil er zu viele Plätze beibehalten wollte, obschon er auch viele geräumt hatte, und weil er die Hauptinsurrectionen unterdrücken gewollt, obschon er die untergeordneten Aufstände vernachlässigte, konnte der General Junot jetzt nur 9000 und einige hundert Mann unter den Waffen vereinigen. Er mußte also in einem Verhältnisse von eins zu zwei gegen die furchtbare englische Infanterie unter Sir Arthur Wellesley kämpfen. An Cavallerie war man zwar sehr überlegen, aber diese Waffe nützte wenig in den Stellungen, die zum Schlachtfelde dienen sollten. 9000 Franzosen, so angeführt wie die 3000 Mann des Generals Delaborde, konnten immerhin, indem sie die Stellungen vor Lissabon gut vertheidigten, 18,000 Engländern die Stirne bieten und ihnen die Eroberung der Hauptstadt von Portugal unmöglich machen, dafern man anders sein Terrain so geschickt wählte, wie es zu Roliça geschehen war.

Die Engländer hatten die Aufgabe, das Vorgebirge zu überschreiten, welches das rechte Ufer des Tajo bildet und auf dessen Rückseite Lissabon liegt. Dieses Vorgebirge hat Engpässe, durch welche man muß, um nach Lissabon zu gelangen, und in denen man die Engländer, wenn sie einmal in dieselben verwickelt waren, hätte erdrücken mögen, dafern man ihnen anders alle Mißlichkeiten der Initiative ließ. Junot aber, hingerissen durch sein übermäßiges Feuer, wollte sie in diesen Pässen, wo es möglich gewesen wäre, sie zu schlagen, keineswegs erwarten, sondern beschloß, sie in ihrer Stellung aufzusuchen, anzugreifen und in das Meer zu werfen. Am 20. Aug. 1808 des Abends langte er vor den Höhen von Vimeiro an.

Sir Arthur Wellesley würde zu Vimeiro sich in einer kritischen Lage befunden haben, wenn er auf die richtige Art und mit hinreichenden Streitkräften angegriffen worden wäre, denn er stand auf Höhen, die hinter ihm steil zum Meere abfielen. Wurde diese Stellung erstürmt, so mochte er in die Fluthen gestürzt werden, ohne zur Einschiffung Zeit zu haben. Er schwebte also zwischen Sieg und Verderben. Aber er hatte 18,000 Mann und eine zahlreiche Artillerie in einer äußerst schwer zugänglichen Stellung; er wußte aus verschiedenen Berichten, daß er gegen einen, um die Hälfte weniger zahlreichen Feind zu kämpfen habe, und war mit einer Festigkeit des Charakters begabt, die der seiner Soldaten gleichkam. Er empfand daher nicht die geringste Besorgniß. Die Reihe von Stellungen, die er inne hatte, war durch eine Schlucht, die dem Flüßchen Maceira zum Bette diente, in zwei Hälften getheilt. Das Dorf Vimeiro lag unten in der Thalschlucht. Aber er besaß hinlängliche Communicationsmittel, um von einer dieser Höhengruppe zur andern übergehen zu können. Vier Brigaden standen auf der Gruppe seines rechten, zwei auf der seines linken Flügels. Seine in drei Linien aufgestellte Infanterie mit einer furchtbaren Artillerie in den Zwischenräumen bot gleichsam drei Stockwerke von Soldaten dar, von denen eines das andere beherrschte und verstärkte.

Wenn diese Stellung, so stark wie sie war, vorher recognoscirt worden wäre, so hätten die Franzosen auf ihre Einnahme entweder verzichten, oder nur auf einer einzigen Seite mit vereinigten Streitkräften angreifen müssen. Die Engländer einmal zum Theil vertrieben, hätten insgesammt mit fortgerissen und in den Abgrund, den sie in ihrem Rücken hatten, hinabgestürzt werden mögen. Aber man langte am 21. August mit Tagesanbruch an, ohne die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben und ohne seine Bewegungen dem Feinde zu verbergen. Da der General Junot gewahrte, daß der linke Flügel der Engländer der schwächere sei, ordnete er eine Bewegung von seinem linken Flügel zu seinem rechten an, um auf dieser Seite an Zahl überlegen zu sein. Sir Arthur Wellesley bemerkte von den Höhen, auf denen er stand, diese Bewegung, ahmte sie, um das Gleichgewicht der Streitkräfte herzustellen, sofort nach, aber viel schneller als sein Gegner, denn er hatte nur die Sehne des Bogens zu beschreiben und brauchte die Hälfte weniger Zeit, um Truppen von einem Flügel nach dem andern zu ziehen.

Während der rechte Flügel der Franzosen manoeuvrirte, ließ ihr linker Flügel sich gegen Vimeiro ein. Vimeiro bildete den rechten Flügel der Engländer und war zugleich ihre stärkste Seite. Die Brigade Thomiere von der Brigade Delaborde marschirte entschlossen gegen den Feind. Der wackere General Delaborde leitete diesen Angriff mit der größten Kraft; aber das Terrain, das nicht er gewählt hatte wie zu Roliça, setzte fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Abgesehen von der Schwierigkeit eine steile Stellung hinanzusteigen, mußte man zwei Linien Infanterie und einer durch Zahl und Caliber furchtbaren Artillerie Trotz bieten, dann ohne entmuthigt zu werden eine dritte Linie erblicken, gebildet von der Brigade Hill, welche die Höhen rückwärts krönte. Die Franzosen gingen mit der größten Gefahr vor, obschon sie zuerst dem Kartätschenfeuer, dann dem ununterbrochenen wohlgezielten Kleingewehrfeuer der Engländer ausgesetzt waren; aber sie vermochten nicht, bis an deren Linien zu gelangen. Als der General Kellermann, welcher die aus zwei Regimentern Grenadiere, die man aus allen Corps gewählt hatte, bestehende Reserve commandirte, das Stocken sah, führte er eines dieser Regimenter zum Angriffe auf das Plateau von Vimeiro. Ihm voran fuhr eine Batterie, die er in Stellung zu bringen suchte. Bald aber hatte das schreckliche Feuer der Engländer sie demontirt. Der Oberst Foy wurde schwer verwundet. General Kellermann ging deshalb

mit seinen Grenadieren nicht weniger entschlossen vor. Er stieg das Gelände hinan, marschirte auf der Hochfläche auf, wurde aber in Front, Flanke und von allen Richtungen her mit einem solchen Feuer empfangen, daß seine tapferen Soldaten bis an den Fuß der Hochebene zurückweichen mußten. 400 Dragoner, welche die ganze englische Cavallerie bildeten, wollten die gefährliche Lage unserer Grenadiere zum Angriffe auf sie benutzen. Der General Margaron aber, der sich mit seiner tapfern Cavallerie auf diesem Punkte befand, sprengte auf die englischen Dragoner ein, säbelte sie nieder und rächte so den Unfall unserer Infanterie. Das zweite Grenadierregiment marschirte seinerseits zum Angriffe des Feindes, obschon ohne Hoffnung die Stellung erstürmen zu können. Während dieser Vorgänge auf dem linken Flügel stieß die Brigade Solignac von der Division Loison am rechten Flügel auf dieselben Hindernisse. Ueberall thaten drei Linien Infanterie, eine furchtbare Artillerie, ein steiles Terrain, das unter dem Feuer von oben nach der Tiefe zu ersteigen unmöglich war, unseren tapfern Soldaten Einhalt, die thörichterweise gegen eine Stellung geführt worden waren, in welcher der Feind mit allen seinen Vortheilen, wir aber mit keinem einzigen der unsrigen fochten.

Es war Mittag. Dieser so unglückseligerweise ohne Hoffnung, die uns entgegengesetzten Hindernisse überwinden zu können, begonnene Kampf hatte uns bereits 1800 Mann, mithin den fünften Theil unserer effectiven Streiterzahl gekostet. Hartnäckig bei Fortsetzung des Angriffs beharren, würde geheißen haben, sich der Gefahr aussetzen, die ganze Armee ohne Nutzen aufzuopfern. Der General Junot entschloß sich denn auf den Rath seiner tapfersten Offiziere zum Rückzuge, den er in guter Ordnung auf Torres Vedras bewerkstelligte, und auf welchem seine Cavallerie die englischen Plänkler und Reiter, welche die Verwegenheit hatten, uns verfolgen zu wollen, in die Pfanne hieb.

Nach diesem fruchtlosen Versuche, die Engländer in das Meer zu werfen, gab es keine Hoffnung mehr, sich in Portugal behaupten zu können. Wenn man zu Lissabon alle verfügbaren Streitkräfte vereinigte, hatte man nur 10,000 Mann kampffähig, und mit diesen sollte man eine feindlich gesinnte Bevölkerung von 10,000 Mann im Zaume halten, sollte eine englische Armee aufhalten, welche binnen wenigen Tagen 28 bis 29,000 Streiter zählen wird. Der Ausweg allerdings blieb, einen Rückzug ähnlich jenem der Zehntausend, quer durch den Norden von Portugal und Spanien, und inmitten von aufgestandenen Bevölkerungen zu bewerkstelligen, indem man mehrere Tausend Kranke in den Händen der Portugiesen ließ und die Straßen mit Todten und Sterbenden besäte. Man würde dergestalt mehr als die Hälfte der Armee eingebüßt haben. Diesen beiden Entschlüssen stand mithin die Unmöglichkeit der Ausführung entgegen. In Unterhandlung treten mit den Engländern, einer civilisirten Nation, die ihre eingegangenen Verpflichtungen erfüllte, war sicherlich ein Entschluß, den die Ehre, insbesondere nach dem Treffen von Roliça und der Schlacht von Vimeiro, nicht verdammte.

Man schickte daher den General Kellermann, der mit großen militairischen Talenten eine außerordentliche Feinheit des Geistes verband, in das englische Hauptquartier, um wegen des Looses der Gefangenen und Verwundeten zu unterhandeln. In diesem Momente war in der brittischen Armee eine Veränderung eingetreten. Sir Hugh Dalrymple war mit dem Chef seines Generalstabs, Henry Burrard, zur Uebernahme des Oberbefehls eingetroffen. Sir Arthur Wellesley, dem auf seiner glänzenden Laufbahn das Glück unwandelbar treu blieb, wurde dergestalt erst nach einem Siege, der hauptsächlich den Fehlern des Feindes zuzuschreiben war, im Commando ersetzt. Er hatte sicherlich keine Ursache zu zürnen, daß der Feldzug bei diesem Siege stehen blieb, und daß man ihm allein die Eroberung von Portugal zuschrieb. Sir Hugh Dalrymple und Henry Burrard, die die Lage der Dinge nicht kannten, und nicht wußten, welche Hindernisse ihnen noch zu bewältigen übrig blieben, waren erfreut, daß sie bei ihrer Ankunft die Franzosen bereit fanden, ihnen Portugal zu überliefern, und daß sie keine neuen Wechselfälle des Kriegs zu befahren hätten. Wenn sie jedoch die Lage genauer erwogen und bedacht hätten, wie günstig dieselbe für sie nach Ankunft des Armeecorps des Sir John Moore sich stellen müsse, möchten sie sich nicht so gefällig gezeigt haben. Während einer langen Unterredung mit Kellermann, den sie mit der Auszeichnung, die er verdiente, behandelten, ließen sie ihre Neigung zu Unterhandlungen durchblicken. Dieser ergriff die Gelegenheit mit vielem Takt, und kam mit ihnen zuvörderst über einen Waffenstillstand überein, vorbehältlich eines spätern definitiven Vergleichs in Betreff der Räumung des Landes.

Der General Kellermann erstattete nach seiner Rückkunft in das Hauptquartier dem Oberbefehlshaber und seinen Waffengefährten Bericht über die Stimmung der Engländer, und man kam überein, daß man über die Räumung Portugals unterhandeln wolle, nur müßten die Bedingungen durchaus ehrenvoll sein. Er verfügte sich wieder in das feindliche Hauptquartier und es wurde Cintra zum Orte für die Conferenzen bestimmt. Sie dauerten mehrere Tage, und boten ebenso viel Urbanität in den Formen als Lebhaftigkeit in Erörterung der Dinge dar. Die Engländer wollten in Betreff der militairischen Ehre nicht so viele Vortheile zugestehen als die Franzosen verlangten. Vor Allem weigerten sie sich den russischen Admiral Siniawin so gut zu behandeln, als Junot es mehr aus einem Skrupel der Ehre als aus Pflicht verlangte; denn dieser Admiral, welcher die gemeinsame Sache, wenn er sie unterstützte, gerettet haben würde, sie dagegen, weil er jenes unterließ, zu Grunde richtete, verdiente nicht, daß man seinetwegen die Unterhandlungen erschwerte. Dennoch forderte Junot, daß der russische Admiral frei solle nach den Meeren des Nordens zurückkehren dürfen, und drohte, wenn man das nicht bewillige, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren und Lissabon nur

halb zerstört zu überliefern. Zum Glück begehrte der Admiral Siniawin, ein ebenso unfreundlicher als wenig hülfreicher Verbündeter, für sich selbst zu unterhandeln, denn er wollte augenscheinlich der französischen Armee, von der er, wie er wohl fühlte, nichts verdiente, auch nichts zu verdanken haben. Junot willigte sofort ein, und schnell verstand man sich nach Beseitigung dieser Hauptschwierigkeit.

Die aus Cintra datirte Convention wurde am 30. August 1808 unterzeichnet. Sie setzte fest, daß die französische Armee mit allen Kriegsehren abziehe; daß sie Alles, was ihr Eigenthum, mit sich nehme; daß sie auf englischen Schiffen nach den nächsten französischen Häfen, wie la Rochelle, Lorient und andere gebracht werde; daß sie unverzüglich wieder zu dienen berechtigt sei; daß die Verwundeten und Kranken sorgfältig gepflegt, und sobald ihr Zustand so geworden, daß sie die Fahrt vertragen können, gleichfalls übergeschifft werden sollen; daß es ganz ebenso mit den im Innern des Landes zu Almeida und Elvas befindlichen Besatzungen gehalten werden müsse. Man kam ferner überein, daß die Franzosen kein Eigenthum Portugals mit sich nehmen, dessen Finanzen sie mit ebenso großer Ordnung als Loyalität verwaltet hatten, und in dessen Cassen, die sie bei ihrer Ankunft durchaus leer gefunden, sie neun Millionen zurückließen. Endlich wurde festgesetzt, daß wegen des Vergangenen keine Untersuchungen stattfinden, und Person und Eigenthum jener Portugiesen, die sich auf Seite Frankreichs gestellt, geachtet werden sollten.

Diese Uebereinkunft war für die französische Armee so ehrenvoll als man es nur wünschen konnte, denn sie war nicht nur ganz gerettet, sondern auch in den Stand gesetzt, schon nach einem Monat wieder die Waffen gegen Spanien zu ergreifen. Die Engländer waren unfähig, die Spanier nachzuahmen und die Convention von Cintra zu brechen, wie diese die Capitulation von Baylen gebrochen hatten. Wirklich vereinigten sie die zahlreichen Transportschiffe, welche 30,000 englische Soldaten an der portugiesischen Küste gelandet hatten, an der Mündung des Tajo, um die 22,000 Franzosen aufzunehmen, welche von den 26,000, die Junot nach Portugal geführt hatte, noch übrig waren. Sie nahmen dieselben während der ersten Tage des Septembers an Bord, um sie treulich nach den Küsten der Saintonge und der Bretagne zu bringen.

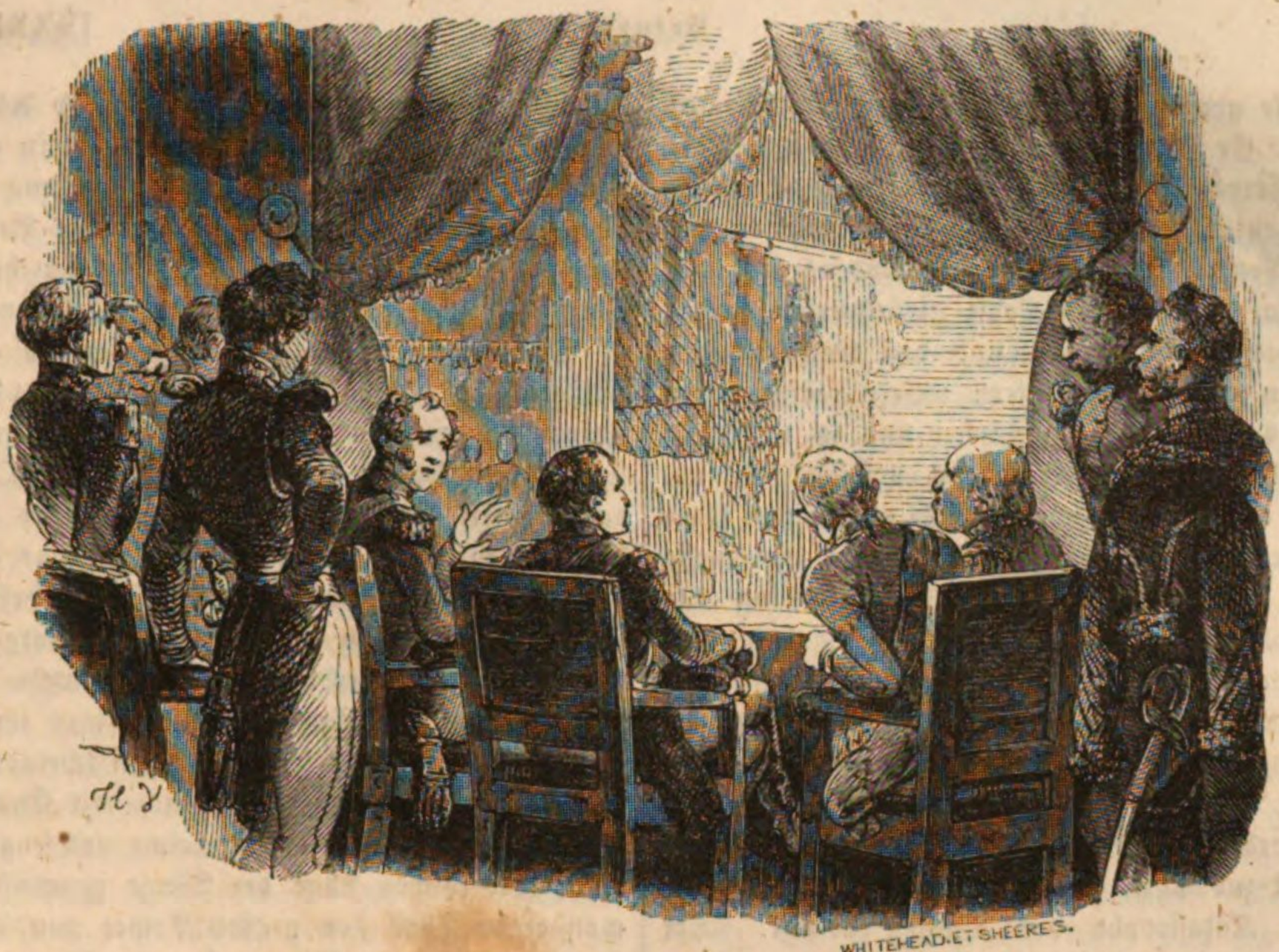
So war zu Ende des August 1808 die ganze Halbinsel, die man im Februar und März so leicht überzogen, bis an den Ebro geräumt. Zwei französische Armeen hatten capitulirt, die eine in ehrenvoller, die andere in erniedrigender Weise, und die übrigen hielten am Ebro nur noch die Ausgänge der Pyrenäen besetzt. Von den 130,000 Mann, die über die Pyrenäen gegangen, standen nur noch 60,000 unter Waffen, obschon im Ganzen 80,000 übrig geblieben waren, ungerechnet die 22,000 Mann, die unter brittischer Flagge nach Frankreich zurückkehrten. Das war der Lohn für eine mit kriegsungewohnten und wenig zahlreichen Truppen versuchte, durch eine rechtlose und schurkische Politik eingeleitete Unternehmung. Wir hatten in einem Augenblicke den Ruf unserer Loyalität und den Zauber unserer Unüberwindlichkeit verloren, und Europa mochte glauben, daß unsere Truppen von ihrer überlegenen Höhe herabgesunken wären. Doch war dem nicht so, und diese heldenmüthige Armee sollte noch in hundert Kämpfen beweisen, daß sie fortwährend dieselbe geblieben.

Um diese Verwirrung zu krönen, entgingen jene reichen spanischen Colonien, die einen so großen Platz in den unermeßlichen Plänen Napoleon's einnahmen, uns von allen Seiten. Mexico und der ungeheure südliche Continent von Peru bis zum La Platastrome erhoben sich auf die Nachricht von den Vorgängen zu Bayonne, öffneten ihre Häfen den Engländern und stellten sich auf Seite der gefangenen Dynastie.

So scheiterten die Combinationen Napoleon's sammt und sonders an der Entrüstung einer betrogenen und erbitterten Nation. Nichts fehlte zu der seinem Fehler gebührenden Züchtigung, wahrlich nichts, als sein eigener Bruder, welcher, erschrocken über die übernommene Aufgabe und sich wehmuthsvoll nach dem schönen und friedlichen Königreiche Neapel zurücksehnend, ihm unter dem 9. August vom Ufer des Ebro einen verzweiflungsvollen Brief schrieb, der für ihn sicher der härteste aller Vorwürfe war. — „Ich habe alle Welt gegen mich," schrieb er ihm, „alle Welt ohne Ausnahme. Auch die hohen Stände, die anfangs schwankten, haben sich schließlich der Bewegung der untern Classen angeschlossen. Nicht ein einziger Spanier bleibt mir, der meiner Sache anhinge. Philipp V. hatte nur einen Mitbewerber, ich aber habe die ganze Nation zu besiegen. Als General würde meine Rolle erträglich, ja sogar leicht sein, denn mit einer Abtheilung Ihrer alten Truppen würde ich die Spanier besiegen, als König aber ist meine Stellung unhaltbar, weil ich, um meine Unterthanen zu unterwerfen, einen Theil derselben umbringen muß. Ich verzichte daher darauf, über ein Volk zu herrschen, das nichts von mir wissen will. Dennoch wünsche ich nicht als Besiegter von dannen zu gehen. Schicken Sie mir eine Ihrer alten Armeen, ich werde an deren Spitze in Madrid einziehen und da mit den Spaniern unterhandeln. Wenn Sie wollen, gebe ich ihnen Ferdinand VII. in Ihrem Namen zurück, nicht aber auch den Theil des spanischen Gebiets bis zum Ebro, denn das siegreiche Frankreich hat das Recht, sich seinen Sieg bezahlen zu lassen. Es wird dergestalt den Preis seiner Anstrengungen und seines vergossenen Blutes erhalten, und ich werde von Ihnen den neapolitanischen Thron zurückverlangen. Der Prinz, dem Sie denselben bestimmen, hat ihn noch nicht in Besitz genommen. Ich bin Ihr leiblicher Bruder, Gerechtigkeit und Verwandtschaft geben mir den Vorzug, und ich werde dann in Mitte einer Ruhe, die meinen Neigungen zusagt, am Glücke eines Volks fortarbeiten, das durch meine Sorgfalt glücklich werden will." — Das war der wesentliche Inhalt des Schreibens Joseph's von dem Ufer des Ebro an Napoleon. Kein Urtheil hätte strenger

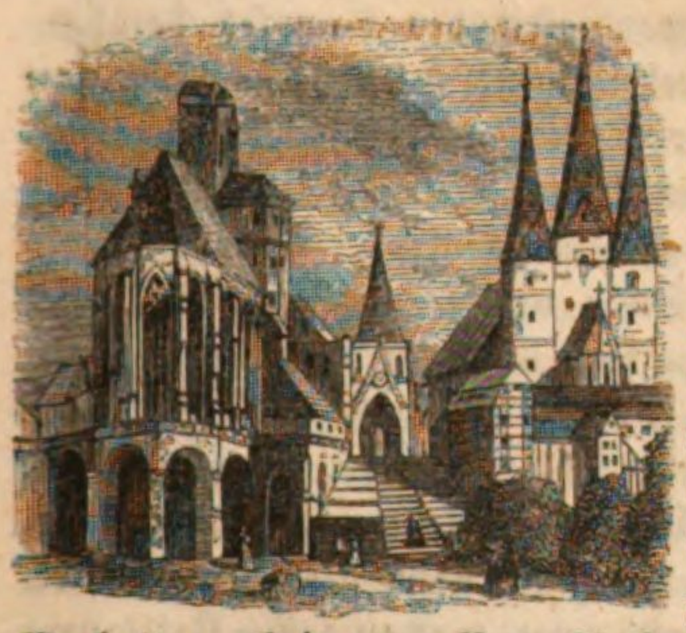
und gerechter sein können, als das, welches in dieser Sprache eines zur Verzweiflung gebrachten Königs lag, der wider seinen Willen über ein im Aufstande begriffenes Volk herrschen sollte. Napoleon verstand ihn und bewies durch die Antwort, welche wir später lesen werden, bis zu welchem Grade er die unwillkürliche Härte dieses von seinem eigenen Bruder gefällten Urtheils empfunden habe.

Sir Arthur Wellesley.



Zwei und dreißigstes Buch.

Erfurt.



Napoleon hatte zu Bayonne und in den am Fuße der Pyrenäen liegenden Departements die Monate Juni und Juli zugebracht, während die von uns erzählten Ereignisse sich zugetragen haben. Er hatte nacheinander Pau, Auch, Toulouse, Montauban, Bordeaux besucht, wurde allenthalben gefeiert, allenthalben mit Entzücken von der Bevölkerung empfangen, die ja stets leidenschaftlich für den Fürsten eingenommen ist, der durchreiset und für einen Augenblick ihre Muße beschäftigt, die aber diesmal unendlich begieriger als gewöhnlich war, den außerordentlichen Monarchen zu sehen, der mit so großem Rechte ihre Neugier und Bewunderung erregte. Die Basken hatten vor ihm ihre anmuthigen und malerischen Tänze aufgeführt, und Toulouse der gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit seiner Empfindungen vollen Durchbruch gestattet. Man wußte in diesen doch so nahen Provinzen nichts oder so gut wie nichts von den Ereignissen in Spanien, denn Napoleon gestattete keine seinen Absichten zuwiderlaufende Veröffentlichung. Man hatte in Folge der unvermeidlichen Communication zwischen beiden Seiten der Pyrenäen wohl erfahren, daß Aragonien sich erhoben habe und daß die Festsetzung des Königs Joseph auf ziemlich ernste Hindernisse stoße. Aber man betrachtete den Widerstand, den das unglückliche, durch eine zwanzigjährige Mißregierung geschwächte und desorganisirte Spanien dem Besieger des Continents entgegenzusetzen vermöge, als nichts weniger als erheblich. Man täuschte sich daher mit ihm über das, was jenseits der Pyrenäen vorging. Fortwährend betrachtete man ihn als das Wahrzeichen des Erfolgs, der Macht und des Genies. Höchstens einige halsstarrige, durch den Haß aufgeklärte Royalisten, sagten, ohne es zu kennen, das Unglück vorher, dessen Ursprung in Spanien war. Die Massen aber drängten sich mit enthusiastischer Freude nach dem Anblicke des Wiederherstellers der Ordnung, der Religion und der Größe Frankreichs. Sie hielten ihn noch für glücklich, während er schon anfing es nicht mehr zu sein, schon ein Strahl der Trauer in sein verwegenes und unerschrockenes Herz eingedrungen war.

Als Napoleon Bayonne verließ, machte er sich fast keine Täuschung mehr über die spanischen Angelegenheiten. Er kannte den Umfang und die Stärke der Insurrection; er war von dem Rückzuge des Marschalls Moncey, von dem hartnäckigen Widerstande Saragossas, und von den Schwierigkeiten unterrichtet, auf welche Dupont in Andalusien gestoßen war. Aber er wußte auch um den glänzenden Sieg des Marschalls Bessières zu Rio-Seco, um den Einzug Joseph's in Madrid, um die dem General Dupont gesendeten zahlreichen Unterstützungstruppen,

und um die großen Vorbereitungen zum Angriffe auf Saragossa. Er schmeichelte sich daher, daß der Marschall Bessières in der Verfolgung seiner Vortheile die Insurgenten des Nordens bis nach Galicien, der verstärkte General Dupont jene des Südens bis nach Sevilla, ja vielleicht bis Cadiz zurückwerfen werde; daß Saragossa bald falle, und daß man mit den angelangten alten Regimentern unsere verschiedenen Armeecorps hinlänglich verstärken und so nach und nach die Unterwerfung Spaniens vollenden könne. Ein Sieg am Guadalquivir, gleich jenem von Rio-Seco hätte die glänzendsten Ergebnisse an die Stelle derjenigen gesetzt, deren traurige Darstellung wir gegeben haben. Zum Unglück war es Baylen, statt eines zweiten Rio-Seco, das man in die blutige und heroische Geschichte dieser Zeit einschreiben mußte! Aus Portugal hatte man seit länger als einem Monate keine, durchaus keine Nachricht.

Zu Bordeaux, wo Napoleon die drei ersten Tage des August zubrachte, geschah es, daß er die ewig zu beklagende Katastrophe von Baylen erfuhr. Der Schmerz, der ihn ergriff, die Demüthigung, die er durch die für die französischen Waffen empfand, die Ausbrüche des Zorns, denen er sich hingab, lassen sich nicht beschreiben. Die Erinnerung daran blieb im Gedächtnisse aller Derjenigen, die sich ihm damals naheten, tief eingegraben. ich habe es hundertmal aus ihrem Munde vernommen. Sein Gram überstieg noch jenen, von dem er zu Boulogne erfaßt wurde, als er erfuhr, daß der Admiral Villeneuve die Fahrt nach dem Kanal La Manche aufgegeben habe; denn zum Mißgeschick fügte sich diesmal Schmach, die erste, die einzige, die seinen glorreichen Fahnen zugefügt worden. Carl IV., Ferdinand VII. waren gerächt! Die frommen Seelen haben in allen Jahrhunderten geglaubt, daß es jenseits dieses Lebens eine Vergeltung des Guten und Bösen gebe, und die Weisen haben diesen Glauben als übereinstimmend mit dem allgemeinen Weltplane erkannt. Es giebt aber eine Wahrnehmung, welche die tiefen Beobachter gleichfalls gemacht haben, daß es nämlich schon in diesem Leben eine gewisse Vergeltung des Guten und Bösen gebe. Wer dem gesunden Verstande, der Vernunft und Gerechtigkeit untreu wird, der findet schon hienieden eine verdiente und erste Züchtigung. Gott hat sich ohne Zweifel vorbehalten, anderswo die Rechnung zu schließen, die für die Gebieter von Reichen wie für den geringsten Hirten eröffnet ist.

Napoleon erkannte blitzesschnell die ganze Tragweite des Ereignisses von Baylen; er sah, wie jetzt die Demoralisation in den französischen Armeen und die Exaltation der Insurgenten zunehmen müsse, und betrachtete die Räumung fast der ganzen Halbinsel, lange ehe die Nachricht davon einlief, als gewiß. Die Stunde für Stunde eintreffenden Depeschen belehrten ihn bald, bis zu welchem Grade die Folgen dieses Unglücks unter einem guten, aber schwachen und eitlen Fürsten gesteigert werden sollten. Murat würde als König von Spanien alle noch übrigen Truppen vereinigt haben und auf Castaños losgegangen sein, bevor dieser in Madrid einzog. Joseph, der schwachmüthige Joseph ging, mehr jedoch noch aus Unwissenheit als aus Furchtsamkeit in aller Hast nach dem Ebro zurück, hob die Belagerung des halb schon eroberten Saragossa auf, hemmte Bessières in seinem Siegslaufe, und glaubte sich kaum hinter dem Ebro sicher, wo er schon den Fuß auf die Pyrenäen setzte.

Die lediglich Spanien betreffenden Folgen dieses Mißgeschicks waren die geringeren. Die europäischen Folgen dagegen waren sehr ernst. Die gedemüthigten Feinde Frankreichs faßten wieder Muth. Oesterreich, das sich seit dem polnischen Feldzuge stets mit Vorbereitungen zum Kriege beschäftigte, das durch den Vertrag, der ihm Braunau zurückstellte, befriedigt zu sein sich die Miene gab, durch die Vorgänge von Bayonne aber neuerdings und noch mehr durch die von Baylen aufgestachelt wurde, war im Begriff, abermals drohend zu werden. Sein scheinbarer, nur durch Drohungen erwirkter Bruch mit England verwandelte sich bald in eine geheime und enge Allianz. Und einer solchen Lage der Dinge gegenüber mußte man einen Theil der großen Armee von den Ufern der Weichsel und Elbe nach dem Ebro und Tajo abrufen! Napoleon gerieth durch seinen Fehler aus einer triumphirenden Stellung in eine jedenfalls schwierige Lage, welche die ganze Entfaltung seines Genies nothwendig machte. Er vermochte jener Lage allerdings gerecht zu werden, denn die große Armee war noch beisammen und fähig, Oesterreich zu erdrücken und doch zugleich ein starkes Corps nach Spanien zu senden. Aber während Napoleon im Jahre 1807 unumschränkter Gebieter der Ereignisse war, sah er sich jetzt zur Nothwendigkeit des Kampfes herabgebracht, um sie zu beherrschen. Zu diesen so schweren Strafen kam noch eine, die ganz die Eigenliebe traf. Er hatte sich getäuscht, unläugbar getäuscht und zwar in einem Grade, daß kein Mensch in Europa es bezweifeln konnte. Seine unüberwindlichen Soldaten waren geschlagen worden, und von wem? Von losen Insurgentenbanden, und die öffentliche Meinung, diese unbeständige Buhlerin, die es liebt, Diejenigen zu verlassen, denen sie am meisten geschmeichelt hat, wird sie nicht das Ereigniß noch größer erscheinen lassen, indem sie verschweigt, was zu dessen Erklärung dient, die Jugend den Soldaten, den Einfluß des Klima, ein unerhörtes Zusammentreffen unglücklicher Umstände, einen Augenblick des Irrthums bei einem General von unbestreitbarem Verdienste? Wird diese flatterhafte Meinung nicht mit einem Streiche sowohl die politische Voraussicht des Kaisers als die heroische Tapferkeit seiner Armeen herabwürdigen? Die Eigenliebe und Klugheit des großen Mannes, den die unheilvolle Nachricht überrumpelte, litten daher in gleichem Grade, und er war bestraft, in jedweder Art bestraft, bestraft wie man es durch die untrügliche Vorsicht wird. Indeß mochte das vielleicht nur ein heilsamer Wink sein, mochte er über dieses augenblickliche Fehlschlagen triumphiren, und zwar vollständig genug triumphiren, um in Europa allmächtig zu bleiben, wenn er aus dieser ersten grausamen Lehre Nutzen zu ziehen verstand.

Wie es zu gehen pflegt, mußte ein Unglücklicher,

der in einer Reihe von Fehlern seinen Antheil, aber auch nur diesen gehabt, für alle büßen. Napoleon war auf das Tiefste gegen den General Dupont aufgebracht, denn mit seinem überlegenen Scharfblicke erkannte er sogleich die militairischen Fehler, die dieser begangen, und die in der That Alles erklärten ([10]). Aber er ließ sich auch hinreißen das zu glauben, was die Bosheit an entehrenden Motiven hinzusetzte, und schrie, Dupont sei ein Verräther, ein Niederträchtiger, ein Elender, der um seine Packwagen zu retten, seine Armee zu Grunde gerichtet habe, und den er werde erschießen lassen. — Sie haben, sagte er in Bezug auf Dupont und die anderen Generale, unsere Uniform beschmuzt, sie soll in ihrem Blute rein gewaschen werden. Er befahl daher, daß der General Dupont und seine Unterbefehlshaber nach ihrer Ankunft in Frankreich sofort festgenommen und vor den kaiserlichen obersten Gerichtshof gestellt werden sollten. Uebrigens war sein Zorn, obschon großentheils aufrichtig, doch auch bis zu einem gewissen Grade verstellt. Er wollte seinen Umgebungen die Ursache des schlimmen Ganges der Dinge Spaniens klar machen, indem er den Fehlern und angeblichen Verbrechen eines Generals die unvorhergesehene Wendung der Ereignisse zuschrieb. Und sofort fügte die Nichtswürdigkeit der Höflinge sich seinem Willen und entfesselte sich in den liebllosesten Urtheilen über den General Dupont. Dieser unglückliche General hatte, wie wir gesehen haben, eine unrichtige Idee gefaßt, war durch das Zusammenwirken erdrückender Umstände zu Boden geworfen worden, und nun machte man aus ihm plötzlich einen Niederträchtigen, einen Räuber, der hingerichtet zu werden verdiene. Uebrigens blieben diese Unwürdigkeiten noch auf das Innere des kaiserlichen Generalstabs beschränkt; denn Napoleon, der, so sehr er nur konnte die Triebfeder des Ruhms in seinen Händen behielt, hatte verboten, über Spanien irgend etwas zu drucken, und damit man nicht den ganzen Umfang der Schwierigkeiten gewahre, die er sich auf den Hals gezogen, galt dieses Verbot ebensowohl für den Sieg von Rio-Seco als für die Niederlage von Baylen. So sah in Folge dieser Katastrophe der Marschall Bessières die schönste Waffenthat seines Lebens mit demselben Schleier verhüllt, der das Unglück des Generals Dupont deckte. Aber die englische Presse war da, um zwar nicht den Massen, aber doch den aufgeklärten Ständen die Kunde unserer Unfälle in Spanien zu bringen. Uebrigens erreichte das Schmähen gegen den General Dupont, weil er unterlegen war, in den Umgebungen Napoleon's einen solchen Grad, daß trotz alles Calculs sein Edelmuth doch sich regte und er mehrere Male ausrief: Der Unglückliche! welcher Sturz nach Albeck, nach Halle, nach Friedland! So ist der Krieg! Ein Tag, ein einziger Tag genügt, um eine ganze Laufbahn für immer zu verdunkeln! — Mit sich selbst im Widerspruche sagte er oft, daß Dupont nur unglücklich gewesen sei. Indem sein Genie die harten Bedingungen des menschlichen Lebens ermaß, schien er sein eigenes Schicksal in dem eines seiner Unterbefehlshaber zu lesen.

Das kluge geistreiche Bordeaux gab ihm prachtvolle Feste, denen er mit heiterer Stirne beiwohnte, ohne irgend eine der Empfindungen, die seine Seele füllten, sich merken zu lassen. Denjenigen, welche zwar nicht wagten, ihn zu fragen, aber doch in ihren Unterhaltungen den großen Zweck berührten, der ihn nach dem Süden gerufen, sagte er: „daß einige Bauern, von Priestern fanatisirt und von England besoldet, es versucht hätten, seinem Bruder Hindernisse entgegenzusetzen, daß er aber, so lange er diene, niemals feigeres Gesindel gesehen;" daß der Marschall Bessières ihrer mehrere Tausende niedergesäbelt habe und daß einige französische Schwadronen genügten, um ein ganzes Heer spanischer Insurgenten in die Flucht zu schlagen; daß die Halbinsel binnen Kurzem dem Scepter des Königs Joseph unterworfen sein werde, und daß Frankreichs südliche Provinzen, die ein so großes Interesse an guten Verhältnissen mit Spanien hätten, die Hauptfrucht dieses neuen Unternehmens ernten würden. Man glaubte Alles, was er wollte, so lange man ihn sah, und war befriedigt, vorbehältlich jedoch ganz anders zu denken am nächsten Tage, wenn man aus Handelsbriefen die ernsten Thatsachen erfuhr, die jenseits der Pyrenäen sich zutrugen.

Napoleon würde in einem Zuge von Bordeaux nach Paris gereist sein, um sich den drei dringenden Geschäften des Momentes zu widmen, der Auseinandersetzung mit Oesterreich, der engern Knüpfung der Union mit Rußland, der Versetzung eines Theils der großen Armee von der Weichsel an den Ebro. Aber er hatte versprochen, die Vendée zu besuchen, und es würde, ginge er nicht dahin, geschienen haben, als mißtraue er entweder dieser Provinz, oder sei in so ernste Geschäfte verwickelt, daß er keines der gegebenen Stelldichein halten könne. Nun hatte er aber eines den Vendéern gegeben, dem ohne absolute Nothwendigkeit ermangeln er nicht konnte und nicht wollte. Er beschloß daher, über Rochefort, La Rochelle, Niort, Napoleon-Vendée, Nantes, Saumur, Tours, Orleans zu reisen. Auf dem Wege dictirte er seine Befehle, auf jeder Station empfing er hunderte von Depeschen und expedirte ebenso viele, als ihm zugegangen waren.

Er langte am 5. August zu Rochefort an und wurde von der, fast nur aus Seeleuten bestehenden Bevölkerung, die unter seiner Regierung ihre Arsenale und Werften verdoppeln hatte sehen, mit Enthusiasmus empfangen. Er besuchte die Insel Aix und die Arbeiten am Fort Bayard, denn er wollte selbst die Localitäten sehen, in Betreff welcher er ohne Unterlaß Befehle von der größten Wichtigkeit gab. Die Bevölkerung der Städte und des flachen Landes drängte aus Neugierde, Bewunderung und Dankbarkeit sich auf seinen Schritten. Indem er von Rochefort nach La Rochelle, nach Niort, nach Napoleon-Vendée reiste, traf er allenthalben eine an Zahl immer steigende, in ihren Freudenbezeugungen immer enthusiastischere Volksmenge. Der wunderbare Mann, der diese Provinzen dem Bürgerkriege entrissen, der ihnen Ruhe, Sicherheit, Wohlstand und die Aus-

übung ihres Cultus zurückgegeben hatte, war für sie mehr als ein Mensch, war eine Art Halbgott. Napoleon, nur eben in Spanien für das Böse, das er dort gestiftet, bestraft, wurde jetzt für das Gute belohnt, das er in Frankreich vollbracht hatte! Wenn er durch seine üblen Werke gelitten hatte, erfreute er sich jetzt seiner guten, und sein Kummer wurde durch den Anblick der dankbaren und enthusiastischen Vendée fast verscheucht. Ludwig XVI. wäre von ihr nicht besser empfangen worden, wenn er aus dem Grab, in das ihn das Verbrechen von 1793 gestürzt, emporsteigen hätte können. Zu Nantes, zu Saumur gleicher Empfang; nicht länger konnte Napoleon seine Freude zügeln, er füllte mit ihr seine Correspondenz, die zu Bordeaux voll Aerger, voll Zorn, voll übereilter Befehle gewesen war.

Er wurde Paris am Vorabende des großen Festes des 15. August wiedergegeben, bei dem er sich vorsetzte im vollen Glanze seiner Macht und mit einer Heiterkeit des Antlitzes zu erscheinen, wie sie geeignet war, durch die Vermuthungen des Mißwollens einen Strich zu machen. Besonders dem diplomatischen Corps, das sich drängte, um ihn wieder zu sehen und zu beobachten, wollte er eine imponirende Haltung zeigen und gegen dasselbe eine Sprache führen, die in ganz Europa wiederhallen müsse.

Aus Rußland hatte er Nachrichten erhalten, die ihn vollkommen beruhigten und diese Macht als seinen Plänen fortwährend zugethan schilderten, freilich unter der Voraussetzung des Entgeltes, den sie im Oriente hoffte. Von ganz anderer Beschaffenheit dagegen waren die Nachrichten aus Oesterreich. Von der Seite sah Alles drohend aus. Man wird sich erinnern, daß das, trotz der Verheißungen des Kaisers Franz im Bivouak von Austerlitz, im Herzen stets feindlich gesinnte Oesterreich, voll Reue, daß es die Schlacht von Eylau nicht benutzt, um nach der Oder zu marschiren, während Napoleon an der Weichsel in Verlegenheit war, dann einen Augenblick durch die Convention, welche ihm Braunau zurückgab, zufriedengestellt, — seit den Vorgängen von Kopenhagen den Schein angenommen hatte, als theile es die Entrüstung der Continentalmächte gegen England. Wirklich hatte es den brittischen Gesandten Adair fortgeschickt, wahrscheinlich nicht ohne ihm zu verstehen zu geben, daß diese Abbrechung der diplomatischen Verhältnisse nichts zu bedeuten habe und man auf dieselbe kein Gewicht legen solle. Gewiß ist, daß die englischen Geschwader im adriatischen Meere fortfuhren, die österreichische Flagge zu respectiren, und daß zu Triest der Handel mit Colonialwaaren keinen Augenblick unterbrochen wurde. Als Oesterreich dann die Fallstricke erfuhr, die der königlichen Familie von Spanien zu Bayonne gelegt worden, besonders als es Kenntniß von den darauf gefolgten Unfällen erhielt, konnte es kaum noch länger sich bezähmen und war nahe daran, die Maske abzuwerfen. Ein theils wirklicher, theils verstellter Schreck hatte sich dieses Hofes und seiner Umgebungen bemächtigt. — Das also ist das Schicksal, das aller alten Fürstenhäuser des Continents harret! rief man in den Salons zu Wien aus. Welche entsetzliche Hinterlist; welche offenbare Gefahr, die Jeder, der auch nur einen Gran Voraussicht besitzt, erkennen muß, denn jeder Souverain, der seine Vertheidigungsmaßregeln vernachlässigt, wird wie Carl IV. und Ferdinand VII. behandelt werden! — Sogar der Erzherzog Carl, gewöhnlich zurückhaltender als die andern und gegen Frankreich minder übel gesinnt, war in die Worte ausgebrochen: „Wohlan! wir werden mit den Waffen in der Hand sterben, wenn es sein muß, aber so leicht als über die spanische Krone wird man über die österreichische nicht verfügen." —

Die Nachrichten aus Rom hatten gleichfalls beigetragen, zu Wien die Gemüther zu exaltiren und die Zungen zu entfesseln. Nachdem der General Miollis, wie wir bereits erzählt haben, den Befehl zur militairischen Besetzung Roms empfangen und vollzogen und dem Papste nur seine geistliche Gewalt gelassen hatte, zog dieser sich in den Palast St. Johann von Lateran zurück, ließ Thore und Fenster verbarrikadiren, gleich als drohe ihm eine Belagerung, schloß sich da mit seiner Dienerschaft ein, wollte nur mit den fremden Gesandten in Verkehr treten, nannte sich einen Unterdrückten, einen Sclaven in seinen eigenen Staaten, ein Opfer abscheulicher Usurpation, und protestirte jeden Tag gegen die ihm zugefügte Gewalt. Zu allen diesen Dingen kam noch die Vereinigung der Provinzen Ancona, Macerata und Fermo mit dem Königreiche Italien unter dem Namen der Departements des Metauro, des Musone und des Tronto.

Durch diese Gewaltstreiche wurde das Wiener Publicum kaum minder in Zorn versetzt, als durch die Vorgänge in Spanien, und sowohl am Hofe als in der Stadt fielen die härtesten Reden, sogar in Gegenwart des französischen Botschafters Generals Andreossy. Unter Denjenigen, die solche Reden führten, glaubten die Einen wirklich was sie sagten, und meinten alles Ernstes, Napoleon beabsichtige eine Erneuerung aller regierenden Familien des Festlandes. Die Anderen glaubten das zwar nicht, und sahen ein, daß sein auf jenes Ludwig's XIV. gepfropftes System sich wohl auf Italien und Spanien, nicht aber auch auf Oesterreich ausdehne, stimmten aber doch in den allgemeinen Ton ein, um die stets leichtgläubigen Massen fortzureißen. Alle waren einstimmig der Ansicht, daß man, ohne anzugreifen, zur Vertheidigung sich rüsten müsse; ja seit Anlangen der sehr übertriebenen Nachrichten von den Unfällen unserer Armeen ließen sie sich weit über die Idee einer bloßen Vertheidigung hinausleiten. Die militairischen Vorbereitungen waren diesen Gesinnungen angemessen.

Die österreichische Armee wurde stets auf der Vollzähligkeit des Kriegsfußes erhalten und durch die emsige Fürsorge des Erzherzogs Carl eingeübt und vervollkommnet. Mit dieser, für die österreichischen Finanzen verderblichen Anstrengung begnügte man sich jedoch nicht, sondern vermehrte plötzlich die Streitkräfte der Monarchie in außerordentlicher Weise durch neue Maßregeln, von denen einige Frankreich selbst ent-

lehnt waren. Neben der activen Armee führte man eine Art Reservesystem ein, das darin bestand, daß man in jedem Bezirke eine gewisse Anzahl Rekruten vereinigte, einübte und in Bereitschaft hielt, zu ihren Fahnen stoßen zu können. Die eingestandene Zahl betrug 60,000, die wirkliche weit über 100,000. Diese Verstärkung sollte die active Armee auf mehr als 400,000 Mann bringen. Dann hatte man unter dem Namen der Landwehr, die sehr unsern Nationalgarden glich, fast die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht. Man hatte sie in Regimenter getheilt, eingekleidet, bewaffnet und exercirte sie täglich. Das von seiner Regierung gewöhnlich so fern gehaltene österreichische Volk fühlte sich gewissermaßen geschmeichelt, daß man zu ihm seine Zuflucht nahm, und hatte sich, sei es aus Freude auch etwas zu gelten, sei es aus Besorgniß äußerer Gefahr, mit besonderem Eifer zu den Fahnen gedrängt. Der Adel, die Bürger, das Volk, Alles hatte sich dargeboten. Die freiwilligen Gaben der Stände und der Privaten hatten die Mittel geliefert, diese Masse von Menschen auszurüsten; und man schätzte die Zahl Derjenigen, welche zur Aufrechthaltung der Monarchie daheim oder auch auswärts zu dienen bereit waren, auf mindestens 300,000 Mann. 400,000 Mann activer Truppen, 300,000 Mann Landwehr bildeten für eine Bevölkerung von 15 bis 16 Millionen Unterthanen, die das Haus Oesterreich damals hatte *), eine so enorme Streitmacht, wie dieses Haus eine ähnliche noch niemals entwickelt hatte. Dasselbe konnte in Folge dieser Rüstungen nach aller Wahrscheinlichkeit 300,000 wirklich im Feuer anwesende Streiter in Linie haben, was ihm noch niemals widerfahren, was riesenhaft war, und was noch keine der, Frankreich feindlichen Mächte gethan hatte. Man kaufte 14,000 Pferde für die Artillerie, man bestellte eine Million Infanteriegewehre. Während man am Inn die Wälle von Braunau niederriß, arbeiteten in Ungarn 20,000 Menschen an der Befestigung von Komorn, was bewies, daß man einen langen und hartnäckigen Krieg führen, und sich, wurde man an der Grenze geschlagen, in das Innere der Monarchie zurückziehen wolle, um sich daselbst mit verzweifeltem Muthe zu vertheidigen. Schon sogar gab es Truppenzusammenziehungen, die einiges Aussehen von Armeecorps hatten, und zwar in Böhmen und Galicien, ohne Zweifel um den Truppen, die Frankreich an der Weichsel und Oder hatte, die Stirne zu bieten.

Die Aufregung des Hofs hatte sich nach und nach allen Volksclassen mitgetheilt, und während man in den Bädern zu Teplitz, zu Carlsbad und im übrigen Deutschland den Franzosen gegenüber eine anmaßende Haltung, welche gegen sie zu nehmen man sonst nicht die Gewohnheit hatte, in auffallender Weise zeigte, bedrohte das Volk in den Straßen von Wien die Leute des Generals Andreossy, beschimpfte zu Triest das Volk den französischen Consul, ermordete man in Istrien auf den Militairstraßen, die uns zugestanden worden waren, unsere Couriere. Deutschland, durch unsere Triumphe gedemüthigt, von unsern Armeen unter die Füße getreten, begann vor Wuth zu knirschen, vor Hoffnung zu beben. Die Ereignisse in Spanien, welche Deutschland zugleich in Entrüstung versetzten und ermuthigten, waren für dasselbe die Veranlassung, seine geheimen Gesinnungen hervorbrechen zu lassen.

Obschon Napoleon im Bunde mit Rußland von dem Continente nichts zu fürchten hatte, so war doch der Beschluß, einen Theil der großen Armee von der Weichsel nach dem Ebro zu verpflanzen, von so ernster Art, konnte diese Versetzung seiner Truppen vom Norden nach dem Süden seine Feinde dergestalt ermuthigen, daß er zuvor Oesterreich nöthigen wollte, sich zu erklären, um genau zu wissen, was er von demselben zu halten habe. Wenn Oesterreich den Krieg wollte, zog er es vor, ihn unter Aufschub der Unterdrückung des spanischen Aufruhrs gegen diese Macht sofort und mit allen seinen Mitteln zu führen, so zwar, daß er sogar die Mitwirkung der Russen entbehren konnte, und mit Oesterreich für immer fertig wurde, um dann von der Donau nach den Pyrenäen zu eilen, die Spanier zu unterwerfen und die Engländer in das Meer zurückzuwerfen. Das war indeß nur ein äußerster Fall. Er zog es vor, diesen neuen Krieg nicht führen zu müssen, denn Krieg war nicht mehr sein herrschender Geschmack. Der kriegerische Ruhm konnte nach den Siegen von Rivoli, bei den Pyramiden, von Marengo, Austerlitz, Jena und Friedland für ihn nicht mehr eine Quelle höchster Wonne sein. Von nun an war der Krieg für ihn nur noch das Mittel, seine Politik zu unterstützen, eine leider nur zu sehr um sich greifende Politik, welche noch zahlreiche und blutige Triumphe nothwendig machte. Ohne daher Oesterreich herausfordern zu wollen, war er darauf erpicht, diese Macht zur offensten Erklärung zu drängen.

Als er am Feste des 15. August 1808 das diplomatische Corps und die großen Staatskörperschaften empfing, benutzte er diese Gelegenheit, sich gegen den Grafen Metternich, keineswegs in leidenschaftlicher, herausfordernder Art, wie einst gegen Lord Whitworth, wodurch der Bruch mit England herbeigeführt wurde, sondern in milder, ruhiger und doch entschiedener Weise auszusprechen. Er zeigte sich gegen die Minister aller Höfe huldvoll und heiter, zuvorkommend gegen den Herrn von Tolstoy, obschon er sich über dessen tollen soldatischen Streiche zu beklagen hatte, freundschaftlich, offen, aber dringend gegen den Grafen Metternich. Ohne durch laute Sprache die Anwesenden zum Zuhören aufzufordern, redete er doch so, daß er von gewissen Personen, namentlich von Tolstoy verstanden werden konnte. — Sie wollen entweder gegen uns Krieg führen oder uns Furcht einjagen, sagte er zu dem Grafen Metternich ([11]). — Nachdem dieser bekräftigt hatte, daß sein Cabinet weder das Eine noch das Andere wolle, erwiderte er unverzüglich in mildem, aber bestimmtem Tone:

*) Herr Thiers ist hierbei in Irrthum. Die Volksmenge der österreichischen Monarchie betrug im Jahre 1808 25 Millionen Seelen. Anm. d. Uebers.

Warum dann Ihre Rüstungen, die Sie, die Europa in Unruhe versetzen, die den Frieden gefährden und Ihre Finanzen ruiniren? — Auf die Versicherung, daß diese Rüstungen nur defensiver Natur wären, ging Napoleon als tiefer Kenner daran, dem Grafen Metternich zu beweisen, daß dieselben eine ganz andere Beschaffenheit hätten. — „Wenn," sagte er, „Ihre Rüstungen, wie Sie behaupten, rein defensiv wären, so würden sie nicht mit solcher Ueberstürzung vorgenommen werden. Sobald man eine neue Organisation schaffen will, nimmt man sich Zeit, übereilt nichts, weil man das, was man mit Bedacht macht, auch besser macht. Man legt aber keine Magazine an, man befiehlt keine Truppenzusammenziehungen, man kauft keine Pferde, am allerwenigsten für die Artillerie. Ihre Armee beläuft sich auf nahe 400,000 Mann. Die Zahl Ihrer Landwehr ist fast ebenso hoch. Wenn ich Sie nachahmen wollte, so müßte ich meinen Effectivstand um 400,000 Mann vermehren, was eine unsinnige Rüstung sein würde. Ich habe nicht nothwendig, so viele Leute einzuberufen. Weniger als 200,000 Conscribirte genügen, um meine große Armee auf einem Furcht gebietenden Fuß zu erhalten, und 100,000 Mann alte Truppen nach Spanien zu senden. Ich werde daher Ihrem Beispiele nicht folgen, denn dann müßte man bald auch Weiber und Kinder bewaffnen, und in den Zustand der Barbarei zurückkehren. Inzwischen leiden Ihre Finanzen, ihr ohnehin schon so niedriger Cours wird noch tiefer sinken und Ihr Handel wird stocken. Und warum das Alles? Habe ich von Ihnen etwas verlangt? Habe ich Anspruch auch nur auf eine einzige Ihrer Provinzen erhoben? Der Traktat von Preßburg hat zwischen den beiden Reichen Alles geregelt; und das Wort, das mir Ihr Gebieter bei unserer Unterredung in Mähren gegeben hat, muß Alles zwischen den beiden Souverainen beendet haben. Es waren noch einige Punkte in Betreff Braunau's, das in unsern Händen geblieben, und in Betreff des Isonzo, dessen Thalweg nicht hinlänglich bestimmt war, zu ordnen; die Convention von Fontainebleau (vom 10. October 1807) hat sie geordnet. Ich verlange nichts und will nichts von Ihnen als sichere und ruhige Beziehungen. Schwebt denn zwischen uns irgend eine einzige Mißhelligkeit ob? Geben Sie mir dieselbe kund, damit wir sie zur Stelle beilegen." — Nachdem der Graf Metternich abermals versichert hatte, daß seine Regierung auf keinen Angriff gegen Frankreich denke, und daß der Beweis dafür darin liege, daß sie keine Truppenbewegung angeordnet habe: antwortete der Kaiser unverzüglich mit derselben Milde, aber auch mit der nämlichen Festigkeit, daß jener sich irre, daß Truppenzusammenziehungen in Galizien und Böhmen, Schlesien gegenüber und im Angesichte der Standquartiere der französischen Armee stattgefunden hätten; daß dies eine unbestreitbare Thatsache wäre; daß die nächste Folge sein werde, ihnen andere nicht minder beträchtliche Truppenversammlungen entgegen zu setzen; daß er, statt die Abtragung der festen Plätze Schlesiens zu vollenden, im Gegentheile einige ausbessern, bewaffnen und verproviantiren, die Contingente des Rheinbundes einberufen und Alles wieder auf den Kriegsfuß setzen werde. — „Man überrumpelt mich nicht, das wissen Sie wohl," sagte er zu dem Grafen Metternich; „ich werde stets in Bereitschaft sein. Sie rechnen vielleicht auf den Kaiser von Rußland? Sie täuschen sich. Ich bin seiner Zustimmung, bin der förmlichen Mißbilligung, die er in Betreff Ihrer Rüstungen an den Tag gelegt hat, und der Entschlüsse, die er unter diesen Umständen ergreifen wird, vollkommen gewiß. Müßte ich daran zweifeln, so würde ich ohne Verzug den Krieg gegen Sie wie gegen ihn eröffnen, denn ich will die Angelegenheiten des Continents nicht in unsicherem Zustande lassen. Wenn ich mich lediglich auf Vorsichtsmaßregeln beschränke, so geschieht es, weil ich in Betreff des Continents wie des Kaisers von Rußland voll Vertrauen bin. Glauben Sie daher ja nicht, es sei eine günstige Gelegenheit zum Angriffe auf Frankreich vorhanden; das würde ein schwerer Irrthum sein. Sie wollen den Krieg nicht, ich glaube das von Ihnen, Herr von Metternich, von Ihrem Kaiser, von den aufgeklärten Männern Ihres Landes. Aber der deutsche Adel, unzufrieden mit den eingetretenen Veränderungen, erfüllt Deutschland mit seinem Hasse. Sie lassen sich aufregen; Sie theilen Ihre Aufregung den Massen mit, indem Sie dieselben anspornen, sich zu bewaffnen; Sie gerathen von Rüstung zu Rüstung in eine außerordentliche Lage, die man nicht lange auszuhalten vermag, und nach und nach werden Sie zu dem Punkte kommen, wo man eine Krisis wünscht, um aus einer unerträglichen Lage herauszutreten, und diese Krisis wird der Krieg sein. Die moralische Natur hat wie die physische, sobald sie in jenen gewitterhaften Zustand, der dem Sturme vorangeht, gekommen ist, das Bedürfniß loszubrechen, um die Luft zu reinigen und ihre Heiterkeit wieder herbeizuführen. Das ist es, was ich von Ihrem gegenwärtigen Benehmen fürchte. Ich wiederhole es," fügte Napoleon hinzu, „ich will nichts, ich verlange nichts von Ihnen als den Frieden, als friedliche und zuverlässige Beziehungen; wenn Sie aber Rüstungen machen, so werde ich meinerseits solche veranstalten, daß die Ueberlegenheit meiner Waffen nicht minder zweifelhaft sein wird als in den vorigen Feldzügen, und so werden wir, um den Frieden zu bewahren, den Krieg herbeigeführt haben." —

Am Schlusse dieser Unterredung überhäufte Napoleon den Grafen Metternich mit Beweisen des Wohlwollens, und benahm sich in Allem wie ein Mann, der den Frieden will ohne den Krieg zu fürchten, der aber vor Allem entschlossen ist, nicht in Dunkelheit und Ungewißheit zu bleiben. Der Graf Metternich und Diejenigen der Anwesenden, welche Napoleon hörten, konnten nicht den geringsten Zweifel über seine wirklichen Absichten haben, und er zeigte sich ebenso fest als ruhig und gewandt.

Der nächste Tag, 16. August, war ein Tag vielfacher Befehle. Champagny hatte die Unterredung, die Napoleon mit dem Grafen Metternich gehabt, nach Wien zu übermachen und bündige Schlüsse daran zu knüpfen. Man sagte dem Grafen Metternich

zu Paris, man beauftragte den General Andreossy, in Wien zu wiederholen, daß man daselbst die begonnenen Rüstungen durchaus einstellen, sie in beruhigender Weise einstellen, oder sich sofort schlagen müsse. Um Oesterreich noch sicherer den Puls zu fühlen, ließ Napoleon die unverzügliche Anerkennung des Königs Joseph verlangen. Das war ohne Zweifel das untrüglichste Mittel zu erfahren, was es denke, oder wenigstens was es in diesem Augenblick wolle; denn wenn es gelang, Oesterreich zuwider allen seinen Gefühlen, zuwider der Sprache, die es, so kürzlich und so laut geführt, die Anerkennung Joseph's als König von Spanien zu entreißen, so war das ein Beweis der Unfähigkeit dieser Macht, etwas zu unternehmen und zu wagen, und man konnte in Betreff ihrer, auf einige Zeit wenigstens, sich beruhigen.

Der Graf Metternich, der zu Paris vielen Eifer für Aufrechthaltung des Friedens entwickelte, der in seinen Unterredungen sowohl mit den Ministern des Kaisers als mit diesem selbst mit friedlichen Zusicherungen verschwenderisch war, beeilte sich, zu antworten, daß man in Betreff der Rüstungen Oesterreichs volle Befriedigung erhalten werde. In Bezug auf die Anerkennung des Königs Joseph aber führte er eine minder entschiedene Sprache, zeigte er eine minder ungezwungene Haltung, erklärte er, daß er, seinerseits, keinen Widerstand von Seite seines Cabinets voraussehe, daß er sich jedoch nicht aussprechen dürfe, ohne zuvor nach Wien berichtet zu haben. Offenbar berührte man in diesem Punkte die größte der obwaltenden Schwierigkeiten; offenbar war, um von Oesterreich eine solche Verläugnung seiner Gesinnungen und seiner, so kürzlich erst geführten Sprache zu erlangen, um ihm eine solche Demüthigung aufzulegen, keine geringere Anstrengung nothwendig, als hätte es sich darum gehandelt, ihm eine seiner Provinzen zu entreißen. Nichtsdestoweniger war das ein Mittel, diese Macht in Verlegenheit zu setzen und sie, wenn sie nicht kampfbereit war, zu größerer Vorsicht zu bewegen.

Im Grunde begann Napoleon zu glauben, es sei ein neuer und letzter Kampf nothwendig, um Oesterreich entschieden zu bezwingen. Aber er wollte wissen, ob er vorher nicht mindestens sechs Monate Zeit hätte, um einen raschen Feldzug in Spanien zu vollführen, und dahin 100,000 Mann alte Truppen ohne Gefahr für sein Uebergewicht jenseits des Rheins marschiren zu lassen. Alle seine Demonstrationen, alle seine Forderungen einer Erklärung hatten keinen andern Zweck.

Um ihnen ein noch ernsteres Gepräge zu geben, forderte er alle Fürsten des Rheinbundes zur Stellung eines ersten Contingentes auf, das allerdings schwach war, aber hinreichte, um viele beunruhigende Reden in Deutschland hervorzurufen und Oesterreich zum Nachdenken zu bewegen. Wenn der Krieg gegen diese Macht wirklich ausbrach, so würden diese schwachen Contingente auf ihre bundesgesetzliche Stärke gebracht worden sein; wenn nicht, gingen sie, so wie sie waren, nach Spanien, um in dem neuen Kriege mitzuwirken, den Napoleon sich auf den Hals gezogen hatte, denn er wollte, daß die Rheinbundesfürsten in alle seine Kämpfe verwickelt würden und vollständig die Last theilten, die auf Frankreich ruhte: eine Politik, die in einem Sinne gut, in dem andern schlecht war, denn wenn er jene Fürsten vollständig in seine Kreise hineinzog, setzte er sie zugleich dem allgemeinen Hasse aus, den diese häufigen Conscriptionen sowohl am rechten als am linken Ufer des Rheins, sowohl im Norden als im Süden der Alpen früher oder später rege machen mußten.

Oesterreich zu einer Erklärung zu drängen, war nicht die einzige Sorge, welche Napoleon durch die Umstände auferlegt war. Welche Truppenzahl man immer von der großen Armee in den spanischen Krieg sendete, jedenfalls mußte in Polen und in Deutschland eine neue rückgängige Bewegung stattfinden, um sich dem Rheine zu nähern. Schon als Napoleon mit Bestimmtheit den Entschluß ergriff, sich in Spanien einzulassen, hatte er zum ersten Male eine Veränderung in den Standquartieren seiner Truppen vorgenommen und sie aus dem Raume zwischen dem Pregel und der Weichsel in jenen zwischen der Weichsel und der Oder verlegt. Der Marschall Soult hatte sich, indem er die Grenadiere Oudinot's zu Danzig, die schwere Cavallerie im Weichseldelta ließ, sich mit dem vierten Corps nach Pommern, Brandenburg und Hannover zurückgewendet. Der Marschall Bernadotte hielt mit den Divisionen Boudet und Molitor, mit den Spaniern und Holländern fortwährend die Hansestädte besetzt. Der Marschall Davout war mit dem dritten Corps, den Sachsen, den Polen und der übrigen Cavallerie in das Herzogthum Posen, mit der Oder zur Basis, zurückmarschirt. Der General Victor, der zum Marschall erhoben worden, hatte sein Hauptquartier zu Berlin mit dem ersten Corps aufgeschlagen. Der Marschall Mortier cantonnirte mit dem fünften und dem sechsten Corps in Schlesien.

Die Absicht Napoleon's bei Verlängerung der Occupation Preußens ging dahin, es zur definitiven Regulirung der Frage wegen der Kriegscontributionen zu nöthigen, ferner in einer festen Stellung die Folgen seiner Allianz mit Rußland und seines heimlichen Zwistes mit Oesterreich sich entwickeln zu lassen; endlich seine Armee beständig in Athem zu erhalten und sie vom feindlichen Brode leben zu lassen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, denn er bestritt einen Theil seiner Ausgaben aus dem außerordentlichen Schatze.

Indeß war es unerläßlich, dieser verlängerten Occupation einmal ein Ziel zu setzen. In der That wurde es seit dem spanischen Kriege unmöglich, eine so große Ländermasse besetzt zu halten, und es mußte eine gewisse Anzahl Provinzen geräumt werden. Das mußte geschehen, keineswegs um Rußland zu gefallen, denn in Bezug auf dieses hing Alles von einem Zugeständnisse im Oriente ab; keineswegs um Preußen zu gefallen, welches, von der ihm aufgebürdeten Last zu Boden gedrückt, auf alle Bedingungen zu unterhandeln verlangte, vorbehältlich diese Bedingungen später nicht zu erfüllen, wenn es sie nicht erfüllen konnte, oder wenn das Glück sie von Er-

füllung derselben loszählte; keineswegs um Oesterreich zu gefallen, mit welchem man nicht mehr auf dem Punkte der Rücksichtsnahme stand: es mußte geschehen, um seine Streitkräfte enger zusammenzuziehen, und einen Theil derselben nach den Pyrenäen zu schicken. Doch war man in dem Fall, diese nothwendig gewordene, rückgängige Bewegung zu einer vortheilhaften Ausgleichung mit Preußen zu benutzen. Und man war ferner in dem Fall, dadurch Rußland etwas Angenehmes zu erweisen; denn nach Ordnung der Angelegenheiten im Oriente lag dem Kaiser Alexander, um, wie er sagte, „von den Zudringlichkeiten unglücklicher Leute, die ihm ihr Unglück vorwürfen, befreit zu werden," am meisten am Herzen die Räumung von Preußen und die endliche Regulirung der Kriegscontributionen, die man von dieser Macht noch verlangte.

Seit mehreren Monaten befand sich der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs von Preußen, zu Paris, wohin er gesendet worden war, um zu versuchen, ob er nicht von Napoleon die Verminderung der Lasten, die derselbe dem Lande auflegte, erlangen könne. Der Prinz hatte sich durch seine ruhige und würdige Haltung wie durch seine Klugheit die Achtung aller Welt, insbesondere auch die Napoleon's erworben. Dennoch hatte er die Ohnmacht Preußens, die Summen, die Napoleon von demselben forderte, abzutragen, bisher ohne Frucht geltend zu machen gesucht, und ebenso vergeblich hatte er die vollständigste, die unbedingteste Unterwerfung des Hauses Brandenburg angeboten, eine Unterwerfung, die durch eine Offensiv- und Defensivallianz verbürgt werden sollte. Napoleon ließ sich weder durch jene Behauptung, noch durch dieses Anerbieten rühren, denn er glaubte, daß Preußen alle Hülfsmittel, die er ihm ließe oder zurückgäbe, zur Wiederherstellung seiner Streitkräfte verwenden, und diese dann gegen ihn kehren würde. Vor Jena hätte er auf Preußen rechnen mögen; seitdem aber fühlte er nur zu wohl, war es unversöhnlich geworden, war die einzige vorsichtige Politik, es zu erschöpfen, wenn man es schon nicht vernichten konnte. Da er indeß seine Truppen rückwärts nehmen mußte, willigte er endlich ein, den Vorschlägen des Prinzen Wilhelm Gehör zu schenken, und nach ziemlich langen Verhandlungen gestand er die Räumung von ganz Preußen mit Ausnahme der drei Oderfestungen Glogau, Stettin und Küstrin zu, welche er bis zur Abtragung der festgesetzten Contributionen besetzt halten werde. Diese Räumung gewährte er unter Bedingung der Zahlung einer Summe von 140 Millionen sowohl für die ordentlichen als außerordentlichen, nicht abgetragenen Contributionen. Es sollte gedachte Summe zur Hälfte in Geld oder guten Wechselbriefen, zur Hälfte in Pfandbriefen auf die preußischen Domainen bezahlt werden, und zwar in der Art, daß Alles in einer nahen Zukunft abgetragen sei, die Wechsel in elf bis zwölf Monaten zu je sechs Millionen monatlich, die Pfandbriefe in höchstens anderthalb Jahren. Die Räumung sollte sofort beginnen und die französischen Truppen sich nach Schwedisch-Pommern, nach den Hansestädten, nach Hannover, nach Westphalen, nach den sächsischen und fränkischen Provinzen zurückwenden, welche Preußen genommen worden und zur Verfügung Frankreichs geblieben waren. Im Besitze von Stettin, Küstrin und Glogau an der Oder, von Magdeburg an der Elbe, während seine Truppen in Hannover, Sachsen und Franken standen, war Napoleon fortwährend in Deutschland anwesend und in der Verfassung, es zu beherrschen. Zur größern Sicherheit ließ er in den Räumungsvertrag einen geheimen, bis jetzt noch nicht vollständig bekannt gewordenen Artikel einschalten, durch welchen Preußen sich verpflichtete, während zehn Jahren die effective Stärke seines Heeres in folgenden Grenzen zu halten: zehn Infanterieregimenter, zusammen 22,000 Mann; acht Cavallerieregimenter, 8000; ein Artillerie- und Ingenieurcorps, 6000; die königliche Garde, 6000; Totalsumme: 42,000 Mann. Ueberdies verzichtete der König von Preußen auf die Bildung jedweder Art Localmiliz, die dazu dienen konnte, irgend eine Rüstung zu verschleiern. Endlich verpflichtete der König von Preußen sich, mit dem französischen Reiche gemeinsame Sache gegen Oesterreich zu machen, und im Falle eines Kriegs jenem gegen dieses eine Division von 16,000 Mann von allen Waffen zu stellen. Nur wenn es im Jahre 1809 zum Kriege käme, mochte Preußen, weil es seine Armee noch nicht wieder vollständig errichtet hatte, sein Contingent auf 12,000 Mann beschränken. Napoleon, der Preußen wohl im Zaume halten, aber nicht demüthigen wollte, gab zu, daß dieser für dasselbe so verdrießliche Theil des Vertrags Geheimniß bleibe. Der treffliche und einsichtsvolle Fürst, der zu Paris die Interessen seines Vaterlandes vertheidigte, vermochte keine besseren Bedingungen zu erlangen; denn obschon Napoleon selbst sich bereits den Schlag beigebracht hatte, der dereinst seine Macht vernichten sollte, war er noch furchtbar genug, um Europa zittern zu machen und allen seinen Feinden Gesetze zu dictiren.

Nach Unterzeichnung dieser Convention erließ er an den König und die Königin von Preußen ein Schreiben, worin er seine Freude über die endliche Beilegung auch der letzten Differenzen zwischen den beiden Höfen aussprach und für die Zukunft die freundschaftlichsten Beziehungen verhieß, dafern feindselige Leidenschaften den Berliner Hof nicht neuerdings mißleiten würden. Wie hart der Räumungsvertrag auch für Preußen sein mochte, war er jedenfalls besser als der bisherige Zustand, denn das Königreich wurde endlich von den französischen Truppen befreit, und wenn es auch in seinen Rüstungen beschränkt wurde, darf man andrerseits zweifeln, ob es eine größere Armee, als der Traktat ihm zugestand, zu bezahlen vermocht hätte.

Diese Ausgleichung hatte neben dem Vortheil für Napoleon, daß er seine Rechnung mit Preußen schloß und seine Truppen von da wegziehen konnte, auch noch den, Rußland angenehm zu sein, welchem sehr daran lag, den Klagen der Preußen, die es in ganz besonderer Weise belästigten, endlich los zu werden; Rußland angenehm sein, lag in der damaligen Politik

Napoleon's, und er war ebenso begierig, sich mit demselben einzuverstehen, als mit Oesterreich sich zu erklären, als seine Streitigkeiten mit Preußen zu beendigen.

Die Lage der Dinge hatte zu Petersburg sich nicht geändert. Alexander, stets von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht, wußte sich kaum zu fassen, seitdem Napoleon eingewilligt hatte, daß die Theilung des türkischen Reichs erörtert werde. Constantinopel vor Allem lag ihm mehr am Herzen als die schönsten Provinzen dieses Reichs, denn Constantinopel war Ruhm, war Glorie, nicht minder als Gewinn. Aber diesen Schlüssel der Meerengen hingeben, widerstrebte Napoleon mehr als jedwedes andere Zugeständniß der Welt. Niemals hatte er, wie wir weiter oben gesehen haben, förmlich darein gewilligt, und wenn er auch seinem Botschafter Caulaincourt gestattete, Wünsche der Art anzuhören, so war es geschehen, indem er seinen Willen aussprach, die Dardanellen zu haben, wenn man den Bosporus den Russen abtrete, was dem Hofe von St. Petersburg wenig zusagen konnte. Alexander verzweifelte indeß nicht, Napoleon zu überwinden. Er wiederholte ohne Unterlaß, daß er kein Gebiet südlich vom Balkan, keinen Theil von Rumelien, sondern nur die Bannmeile von Constantinopel wünsche, indem er Adrianopel Dem lasse, der es haben wolle; jene Landzunge, die gewissermaßen bestimmt war, den Pförtner der Meerengen zu beherbergen, nannte er in der vertraulichen Sprechweise, die er sich mit dem französischen Botschafter gebildet hatte, die Katzenzunge. — Wohlan, sagte er oft zu Caulaincourt, haben Sie Nachrichten von Ihrem Gebieter? Hat er Ihnen über die „Katzenzunge" geschrieben? Ist er geneigt, die Bedürfnisse meines Reichs zu begreifen und zuzulassen, wie ich die Bedürfnisse des seinigen begreife und zugestehe? — Caulaincourt antwortete auf diese Fragen ausweichend, indem er den Drang der Geschäfte Napoleon's, seine Entfernung, seine baldige Rückkehr vorschützte, nach welcher er seinen Geist von den Angelegenheiten des Occidents jenen des Orients werde zuwenden können. Alexander antwortete sogleich, daß, um diese Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, noch eine Zusammenkunft nothwendig, ja daß sie unerläßlich sei, wenn man die Politik von Tilsit wieder aufblühen machen wolle, und daß dieselbe niemals zu bald stattfinden könne. Er selbst war indeß nicht freier als Napoleon. Denn die Angelegenheiten in Finnland hatten fast eine ebenso üble Wendung genommen, als jene in Spanien; seine Truppen hatten, indem sie die schwedischen Armeen bis Uleaborg zurückdrängten und eben dadurch vereinigten, sich selbst vor ihnen getheilt, und waren ihrerseits zurückgedrängt, ja sogar geschlagen worden, Dank der Unfähigkeit des Generals Burhövden, eines Günstlings des Hofs, der durch eben diese Gunst gegen das Geschrei der Armee geschützt war. Zur selben Zeit blokirte eine englische Flotte die russische im finnländischen Meerbusen, und verbreitete Schrecken am Gestade. Sofort also würde der Kaiser Alexander sich nicht haben entfernen können. Da aber im September die Schifffahrt geschlossen und dadurch die Engländer für mehrere Monate entfernt wurden, konnte Alexander wieder frei über sich verfügen, und er verlangte, daß die Zusammenkunft, auf welcher er mit Napoleon Alles in das Reine zu bringen hoffte, spätestens auf diese Zeit festgesetzt werden möge. Caulaincourt antwortete in der geeignetsten Art, um ihn zur Geduld zu bestimmen, und verhieß, daß die Zusammenkunft zuverlässig zu der von ihm angegebenen Zeit stattfinden solle.

Uebrigens hatte Alexander nichts versäumt, um Napoleon geneigt zu machen, in seine Ansichten einzugehen. Einmarsch der französischen Truppen in Spanien, Besetzung von Madrid, gezwungene Reise der spanischen Fürsten nach Madrid, Raub an ihren Rechten, Ausrufung Joseph's zum Könige von Spanien, das Alles fand er natürlich, rechtmäßig, nothwendig zur Ergänzung der Politik Napoleon's. — „Ihr Kaiser," sagte er zu Caulaincourt, „kann keine Bourbonen in solcher Nähe dulden. Es ist dies von seiner Seite eine consequente Politik, die ich vollkommen zulasse. Ich bin nicht eifersüchtig," wiederholte er unaufhörlich, „über seine Vergrößerungen, besonders wenn sie so wohl motivirt sind wie diese letzteren. Er möge daher auch nicht eifersüchtig auf jene sein, die meinem Reiche nicht minder nothwendig und ganz ebenso bündig zu rechtfertigen sind." —

Die Gesellschaft zu St. Petersburg, durch die mehr unangenehmen als gefährlichen Unfälle in Finnland kühn gemacht, mit größerer oder geringerer Aufrichtigkeit über die Vorgänge zu Bayonne entrüstet, und aus der Sperrung der Schifffahrt einen gleißenden Grund für ihre Klagen nehmend, führte neuerdings eine ungeziemende Sprache über die Allianz mit Frankreich. Man muß allerdings zugeben, daß diese Politik sich damals weder durch Gerechtigkeit, noch durch Erfolg auszeichnete; denn Finnland einem Verwandten nehmen, dessen natürliche Extravaganz man seit langer Zeit aufgestachelt hatte, und über dessen Schwäche man Mühe hatte zu triumphiren, war nicht viel würdiger als was in Spanien vorging und glich dem gar sehr. — Man muß, waren Alexander's eigene Worte zu Caulaincourt, gute Miene zum bösen Spiele machen, und diesen schwierigen Moment durchschreiten, ohne sich vor ihm zu beugen. — Dieser Fürst, der voll Takt war, hatte so sehr als möglich vermieden, mit Caulaincourt von unseren Unfällen in Spanien zu sprechen, und hatte diesen Gegenstand erst dann berührt, als er ohne eine für Den selbst, den er schonen wollte, lästige Affectation nicht länger schweigen konnte. Wie dann das Freudengeschrei der englischen Partei zu St. Petersburg das Unglück des Generals Dupont verkündete und unseren Mißerfolg bis zu dem Grade übertrieb, daß sie sagte, die Armee wäre vernichtet, während sie wohlbehalten am Ebro stand, und der König Joseph sei gefangen, während er zu Vittoria Hof hielt: da sprach Alexander darüber so mit Caulaincourt, als freue er sich weder öffentlich, noch insgeheim über die Unfälle einer Armee, die lange Zeit sein Feind gewesen, als wäre er im Gegentheile dat-

über betrübt, und sehe in dem, was geschehen, nur etwas, das einfach, unerheblich und leicht zu erklären sei. „Ihr Gebieter," sagte er zu Caulaincourt, „hat junge Soldaten, und zwar in zu geringer Zahl hingesendet; er selbst war nicht dort; man hat Fehler begangen; er wird sie bald wieder vollständig gut machen. Mit einigen Tausenden seiner alten Soldaten, mit einem seiner guten Generale, oder mit einigen Tagen seiner persönlichen Anwesenheit wird er den König Joseph schnell nach Madrid zurückgeführt und der Politik von Tilsit den Triumph verschafft haben. Was mich betrifft, bin ich unwandelbar, und werde gegen Oesterreich eine Sprache führen, die es veranlassen wird, über sein unkluges Benehmen ernstlich nachzudenken. Ich werde Ihrem Gebieter beweisen, daß ich im guten wie im bösen Geschicke treu bin. Das Unglück ist ein sehr kleines, aber wie es ist, wird es doch Gelegenheit geben, mich auf die Probe zu stellen. Wiederholen Sie ihm indeß, daß wir uns sehen müssen, so schnell als möglich sehen müssen, um uns einzuverstehen und Europa zu beherrschen." — Alexander hielt Wort, legte den Tadlern, den Entrüsteten, den Lärmschlagern, und insbesondere der österreichischen Gesandtschaft Stillschweigen auf, und nöthigte die Gesellschaft seiner Mutter zu einer solchen Zurückhaltung, daß man da von unseren Unfällen in Spanien mit derselben Mäßigung sprach, wie von den Unfällen der russischen Armeen in Finnland.

So war das Antlitz des Hofs zu St. Petersburg in Folge und unter dem Einflusse der Ereignisse in Spanien beschaffen. Auf das Genaueste von dem, was an diesem Hofe vorging, durch die Depeschen Caulaincourt's unterrichtet, der ihm mit der größten Gewissenhaftigkeit seine täglichen Unterredungen mit dem Kaiser Alexander nach Frage und Antwort übermachte, hatte er endlich den Entschluß gefaßt, in eine Zusammenkunft zu willigen. Es war dies der hauptsächlichste der Beschlüsse, die ihm seine neue Lage eingab. Er glaubte, es sei die Zeit gekommen, nicht um alle Wünsche Alexander's zu erfüllen, denn dies wäre ohne Gefährdung der Ruhe Europa's unmöglich gewesen, aber wenigstens einen Theil dieser Wünsche. Er mußte ihn also sehen, ihn neuerdings verführen, ihm irgend etwas Beträchtliches, wie etwa die Donaufürstenthümer zugestehen, ihm übrigens seinen Irrthum benehmen, oder ihn zum Zuwarten bewegen, kurz ihn zufrieden stellen; und das war möglich, denn die Walachei und Moldau, sofort und wirklich gegeben, reichten hin, selbst einen außerordentlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Eine Zusammenkunft, abgesehen von dem Vortheile sich mit dem jungen Kaiser unmittelbar einzuverstehen, sich über das zu vergewissern, was er im Herzen trug, und ihn durch irgend ein wichtiges Zugeständniß an sich zu fesseln, eine solche politische Zusammenkunft im Angesichte von ganz Europa war ein großes Schauspiel, das die Einbildungskraft fesselte, war der greifbare Beweis einer Allianz, die man nicht nur wahrhaft und fest, sondern auch auffällig machen mußte, um allen Feinden des französischen Reichs Scheu einzuflößen.

Während Napoleon Oesterreich mit seinen Anfragen drängte und Preußen die Räumung seines Gebietes gewährte, schickte er einen Courier an Caulaincourt mit der Ermächtigung, in eine feierliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu willigen. Dieser hatte von Ende September gesprochen, weil da die Schifffahrt geschlossen wurde; Napoleon nahm diesen Zeitpunkt, der ihm gleichfalls zusagte, an. Alexander hatte zum Orte der Zusammenkunft entweder Weimar, weil dort seine Schwester residirte, oder Erfurt, wegen der größern Freiheit, die man da genoß, gewünscht. Napoleon entschied sich für Erfurt, eines der Gebiete, welche ihm nach der Zerstückelung Deutschlands geblieben waren, und über welches er noch nicht zu Gunsten irgend eines der Rheinbundfürsten verfügt hatte. Nachdem so im Allgemeinen Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt waren, überließ er dem Kaiser Alexander die Sorge, Tag und Stunde festzusetzen, und ordnete Alles an, um der Zusammenkunft allen nur wünschenswerthen Glanz zu verleihen.

Am Rhein befanden sich noch Abtheilungen der Kaisergarde. Napoleon schickte ein sehr schönes Grenadierbataillon dieser Garde nach Erfurt. Er befahl, ein sehr schönes leichtes Infanterieregiment, ein Husarenregiment und ein Kürassierregiment unter den aus Deutschland im Rückmarsche befindlichen Truppen zu wählen und gleichfalls nach Erfurt zu dirigiren, um bei den Souverainen, die der Zusammenkunft beiwohnen würden, Ehrendienste zu verrichten. Er schickte Offiziere seines Haushaltes mit dem reichsten Theile des Mobiliars der Krone hin, um die größten Häuser der Stadt elegant und prachtvoll einzurichten und dieselben den Bedürfnissen der hohen Personen anzupassen, die sich da einfinden würden, Kaiser, Könige, Prinzen, Minister, Generale. Er wollte, daß auch die französischen Künste zum Glanze dieser Zusammenkunft beitragen sollten und befahl der Theateradministration, die ersten französischen Schauspieler, namentlich Talma, den ersten von Allen hinzusenden, um den Cinna, die Andromache, den Mahomet, und den Oedip aufzuführen. Das Lustspiel schloß er aus, obschon er die unsterblichen Werke Moliere's so hoch schätzte, als sie es verdienen; aber, sagte er, man versteht sie in Deutschland nicht. Man muß den Deutschen die Schönheit und Großartigkeit unserer tragischen Bühne zeigen; sie sind fähiger, diese zu fassen als in die Tiefe Moliere's zu dringen. — Er gebot endlich, einen außerordentlichen Luxus zu entfalten, denn er wollte, daß Frankreich durch seine Civilisation ebenso sehr imponire wie durch seine Waffen.

Nach Erlaß dieser Befehle, verwendete er die ihm übrige Zeit, seine militairischen Anstalten unter einer doppelten Voraussetzung zu treffen; die erste, daß er nur das von den Engländern unterstützte Spanien auf dem Nacken habe; die zweite, daß er, abgesehen von Spanien und England, auch Oesterreich und zwar unverzüglich zu schlagen haben werde. Die Lage der Dinge hatte sich in Spanien seit dem Rückzuge der französischen Armee an den Ebro nicht ver-

bessert. Joseph hatte zwischen Catalonien, Aragonien, Castilien und den baskischen Provinzen, mit Einrechnung einiger frisch angekommenen Verstärkungen mehr als hunderttausend Mann, zum Theil junge, aber schon an den Krieg gewohnte Soldaten, zum Theil alte Krieger, die nacheinander Regiment für Regiment von der Elbe nach dem Rhein, vom Rheine nach den Pyrenäen marschirt waren. Das war in der Hand eines tüchtigen Generals mehr als nothwendig, um die Insurgenten zu schlagen, die vereinzelt von allen Punkten Spaniens, von Galicien, von Madrid, von Saragossa vorrückten. Aber es geschah nichts, als daß man sich beklagte und neue Streitmittel forderte, ohne zu verstehen, sich derjenigen zu bedienen, die man besaß. Napoleon hatte versucht, durch die Energie seiner Sprache das erschütterte Herz Joseph's aufzurichten. — „Seien Sie doch Ihres Bruders würdig," schrieb er ihm; „lernen Sie doch endlich die Ihrer Stellung würdige Haltung annehmen. Was schaden mir denn einige Insurgenten, die ich mit meinen Dragonern zu Paaren treiben werde, und die ganz gewiß nicht die Armee besiegen werden, mit denen weder Oesterreich, noch Rußland, noch Preußen hat fertig werden können? Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules, aber nicht die Grenzsteine meiner Macht finden." — Er kündete ihm dann unermeßlichen Beistand an, und fügte Rathschläge voll Weisheit und Voraussicht hinzu, welche Joseph und seine Generale nicht zu begreifen, viel weniger zu befolgen im Stande waren. Joseph wollte um sich seinen ganzen kleinen Hof von Neapel haben, zuerst den Marschall Jourdan, einen sehr redlichen Mann, wie wir schon gesagt haben, gemessen, langsam, mittelmäßig, ganz wie er der Mittelmäßigkeit Joseph's und vor Allem seinem Geschmack zu dominiren zusagte, denn die Brüder des Kaisers entschädigten sich für die Herrschaft, die er über sie ausübte, durch jene, die sie über Andere auszuüben suchten. Nach dem Marschall Jourdan verlangte Joseph noch Röderer, um ihm in der politischen und finanziellen Verwaltung Spaniens beizustehen, was Napoleon jedoch nicht sofort zugestand, indem er zwar nicht dem Herzen oder Geiste Röderer's, wohl aber seinem praktischen Sinne in den Geschäften mißtraute. Mit Ausnahme dieses Letztern hatte Joseph bereits alle seine Vertrauten von Neapel um sich vereinigt, und an seinem halb militairischen, halb politischen Hofe gefiel man sich darin, Napoleon Böses nachzureden, seine Wunderlichkeiten, seine vielen Ansprüche, seinen Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit hervorzuheben; und wenn man auch sein Genie nicht zu läugnen wagte, so sagte man doch selbstgefällig, daß er aus der Ferne, folglich falsch und oberflächlich urtheile, kurz, daß er sich täusche, und daß man sich nicht täusche. Man war sogar nicht weit entfernt zu glauben, daß man, weil man sein Bruder war, einen größern oder geringern Theil seines Genies besitze, und daß man mit ein wenig von seiner Kriegserfahrung nicht minder im Stande sein würde zu commandiren.

Durch die energische Sprache Napoleon's geweckt und durch die Verstärkungen, die von allen Seiten anlangten, beruhigt, hatte Joseph wieder etwas Muth gefaßt, ritt oft mit seinem treuen Jourdan aus, und gewann einigen Geschmack daran, den kriegerischen König zu spielen, Befehle zu ertheilen, Bewegungen vorzuschreiben, sich den Truppen zu zeigen und Heerschau über sie zu halten. So beruhigt er auch war, hatte er es doch nicht gewagt, zu Burgos, ja nicht einmal zu Miranda zu bleiben, sondern verlegte sein Hauptquartier definitiv nach Vittoria. Daselbst standen 2000 Mann einer königlichen Garde, die halb aus Spaniern, halb aus Neapolitanern zusammengesetzt war, 2000 Mann von der Kaisergarde, und 3000 von der Brigade Rey, die ihn nicht verließ, im Ganzen 7000 Mann. Zu seiner Rechten hatte er den Marschall Bessières mit 20,000 Mann, die zwischen Cubo, Briviesca und Burgos ausgebreitet waren und die letztgenannte Stadt mit Cavallerie besetzt hielten; zu seiner Linken, von Miranda bis Logroño den Marschall Moncey mit 18,000 Mann, und von Logroño bis Tudela das Corps des Generals Verdier, das nach den zu Saragossa erlittenen Verlusten noch 15 bis 16,000 Mann stark war. Rückwärts hatte Joseph ferner die Depots und die Marschregimenter, eine allerdings wenig feste Mischung von Soldaten aus allen Corps, aber gut zur Deckung des Rückens und nicht weniger an Zahl als 15 bis 16,000 Mann. Von den alten Regimentern, die Napoleon nacheinander von der großen Armee herbeigezogen, hatten die letztangekommenen, das 51. und 43. von der Linie und das 26. Chasseursregiment gedient, um die Brigade Godinot zu bilden, eine vortreffliche Truppe, die unversehens auf Bilbao losging, die Insurgenten aus dieser Stadt verjagte, und ihnen 1200 Mann tödtete. Die mobilen Colonnen Gensdarmerie und Gebirgsbewohner, welche die Pyrenäenpässe bewachten, zählten 3 bis 4000 Mann, die Division des Generals Reille 6 bis 7000, die des Generals Duhesme in Catalonien 10 bis 11,000, so daß sich im Ganzen 100,000 Mann in Spanien befanden.

Napoleon erschöpfte sich im Erlassen von Verhaltungsbefehlen an den Generalstab Joseph's, welche, wie wir schon gesagt haben, schlecht verstanden und noch schlechter ausgeführt wurden. Er hatte zuerst die provisorischen Regimenter in definitive mit den Nummern 113 bis 120 verwandelt. Er hatte Befehl gegeben, mit diesen definitiv gewordenen Regimentern alle Marschabtheilungen zu vereinigen, um Harmonie in die Corps zu bringen; die kaiserliche Garde, von der ein Theil bei dem Marschall Bessières, der andere bei Joseph war, zu concentriren und aus ihr sowie aus den alten Regimentern der Brigade Godinot eine gute Reserve zu bilden, nothwendig für unvorhergesehene Fälle. In Betreff der allgemeinen Vertheilung der Streitkräfte hatte er folgende Bestimmungen vorgeschrieben. Indem er Aragonien und Navarra als einen besondern Kriegsschauplatz betrachtete, dessen gesicherte Rückzugslinie auf Pampelona ging, hatte er geboten, daß eine abgesonderte Masse von 15 bis 18,000 Mann, deren Aufgabe es war, den

linken Flügel der Armee zu decken und Tudela, den Kopf des aragonischen Kanals, zu behaupten, gebildet, und ein unermeßliches Artilleriematerial zur Wiederaufnahme der Belagerung von Saragossa gesammelt werde. Indem er dann nach Altcastilien, namentlich nach Burgos auf der großen Straße nach Madrid das Centrum der Hauptoperationen verlegte, befahl er, daselbst eine andere Masse von 40 bis 50,000 Mann zu bilden, bereit sich auf jedes Insurgentencorps, das sich, es sei zur Rechten oder zur Linken, zeigen würde, zu stürzen und es zu zermalmen; denn es gab durchaus keine spanische Armee, die gegen 40,000 Franzosen, wenn sie vereint waren, Stand zu halten vermocht hätte. Und endlich hatte er empfohlen, in dieser imponirenden Haltung das Eintreffen von Verstärkungen und seine eigene Ankunft, auf die er für bald Hoffnung machte, abzuwarten.

Das Alles, das ebenso tief gedacht als in den Verhaltungsbefehlen Napoleon's klar ausgedrückt war, wurde zu Vittoria von Niemanden verstanden, und in den Umgebungen Joseph's verbrachte man die Zeit, um bei den mindesten Bewegungen des Feindes in Schrecken zu gerathen und allenthalben Insurgenten nach Hunderttausenden zu erblicken. So war nach dem Rückzuge des Marschalls Bessières der General Blake mit 20,000 Mann in Altcastilien wieder erschienen, und man gab ihm 40 bis 50,000. Seit der Capitulation von Baylen rückte der General Castaños mit ungefähr 15,000 langsam auf Madrid vor, und man nahm an, er sei mit 50,000 nach dem Ebro im Marsche begriffen. Die Valencianer und Aragonesen endlich mochten 18 bis 20,000 Mann zählen, und man glaubte sie 40,000 stark. So wähnte man sich 130 bis 140,000 Feinden gegenüber, welche geschickt und furchtbar genug wären, um französische Armeen zur Capitulation zu zwingen wie bei Baylen; und wenn in Folge genauerer Berichte diese Uebertreibungen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt wurden, so entschuldigte man sich mit der Schwierigkeit, in Spanien zuverlässige Nachrichten einzuziehen. — „Die Wahrheit," schrieb Napoleon, „ist im Kriege zu allen Zeiten und an allen Orten schwierig zu erkennen, aber doch stets möglich zu erfahren, wenn man sich deshalb die erforderliche Mühe giebt. Sie haben eine zahlreiche Cavallerie und den wackern Lasalle; entsenden Sie Ihre Dragoner auf zehn bis funfzehn (französische) Meilen in der Runde; lassen Sie die Alkalden, die Pfarrer, die Postmeister festnehmen; behalten Sie dieselben zurück, bis sie beichten, verstehen Sie es, Sie zu befragen und Sie werden hinter die Wahrheit kommen. Niemals aber werden Sie dieselbe in Erfahrung bringen, wenn Sie auf Ihren Linien schlafen." —

Diese große Lehre ging verloren, und die Wohldiener Joseph's fuhren fort, den Raum mit erträumten Feinden zu bevölkern. In den letzten Tagen des August namentlich hatten die Aragonesen, Valencianer und Catalonier unter dem Grafen von Montijo sich in der Umgegend von Tudela gezeigt. Der Marschall Moncey, der seit seinem valencianischen Feldzuge sehr eingeschüchtert war, glaubte, es zögen alle Insurgenten Spaniens gegen ihn heran, nahm unverzüglich eine Vertheidigungsstellung und begehrte mit großem Geschrei Hülfe. Der General Lefebvre-Desnoettes, der an Stelle des bei dem Angriffe auf Saragossa verwundeten Generals Verdier befehligte, rückte unverzüglich vor. Er setzte mit seinen polnischen Lanziers über den Ebro, jagte Alles, was er sich gegenüber fand, in die Flucht, und zeigte dergestalt, was es mit dieser furchtbaren Armee von Aragonien und Valencia für eine Beschaffenheit habe.

Dieses eigenthümliche Abenteuer, das die Schreckhaften mit Beschämung strafte, trug bei, daß man den Feind, den man zu bekämpfen hatte, richtiger beurtheilte. Ermuthigt durch das, was er gesehen, und aufgestachelt durch die scharfen Briefe aus Paris, setzte Joseph sich damals in den Kopf, die großen Manoeuvres seines Bruders nachzuahmen, und gedachte von Miranda als von einem Mittelpunkte aus, auf ein feindliches Corps nach dem andern loszugehen, um sie der Reihe nach zu schlagen, wie Napoleon Aehnliches so oft gethan hatte. Die Spanier gaben allerdings einige Veranlassung zu einer solchen Combination, denn der General Blake wollte mit den Insurgenten von Leon, Asturien und Galicien in Biscaya, auf unseren rechten Flügel eindringen; eine Abtheilung des Generals Castaños beabsichtigte am Ebro vor unserer Front zu erscheinen, und die Aragonesen, Valencianer und Andere nahmen die Richtung nach Navarra, um unseren linken Flügel zu umgehen. Sie hofften uns zu überflügeln, uns zu umwickeln, uns die Straße nach Frankreich abzuschneiden, und so einen zweiten Tag von Baylen herbeizuführen; unsinnige Chimäre, denn nimmermehr vermochte man gegen 60,000 Franzosen, die trotz der Furchtsamkeit einiger ihrer Anführer sehr entschlossen waren, das zu erneuern, was man ein einziges Mal gegen 8000 demoralisirte Franzosen hatte ausführen können! Diesem lächerlichen, aus dem Zufalle von Baylen hergenommenen Plane wollte Joseph die ebenso lächerliche Nachahmung der großartigen Operationsweise seines Bruders entgegensetzen, indem er sich in Masse und abwechselnd auf jedes der Insurgentencorps warf, um sie eines nach dem andern zu zermalmen. Die Absicht mochte gut sein, aber Bestimmtheit und das Ergreifen des rechten Augenblicks sind im Kriege Alles, und die Nachahmung vollbringt da so wenig wie anderwärts große Dinge. Als daher die Insurgenten Blake's gegen Bilbao und jene von Aragonien gegen Tudela Demonstrationen machten, schickte Joseph seine Corps in aller Hast ab, eilte zuweilen selbst außer Athem hin, kam entweder an, wenn es zu spät war, oder machte Halt ohne seine Unternehmung bis an das Ziel zu verfolgen, führte seine ermatteten Soldaten nach Vittoria zurück, und schrieb dann dem Kaiser, daß er seine Rathschläge befolgt habe und hoffe, mit ein wenig Erfahrung bald seiner würdig zu sein: trauriges der Welt so oft gegebenes Beispiel mittelmäßiger Brüder, die ihre überlegenen Brüder copiren wollen, aber es

nicht weiter bringen, als daß sie diesen in ihren Fehlern oder ihren Lastern gleichen!

Napoleon konnte sich nicht erwehren, über diese Erbärmlichkeiten brüderlicher Eitelkeit zu lachen, aber das Lachen verging ihm, wenn er die Zeit und die Streitkräfte bedachte, die so nutzlos und so schmählich vergeudet wurden. Er beschloß daher, Denjenigen, die ihn so schlecht nachahmten, einen seiner tüchtigsten Feldherren, den Marschall Ney zu senden, um ihnen Energie einzuflößen. Er befahl ihnen, sich auf die Reorganisation der Armee, auf die Wiederherstellung ihres Materials und ihrer Artillerie zu beschränken, den Ebro wohl zu bewachen, und sich bis zu seiner Ankunft ruhig zu verhalten.

Hierauf faßte er seinen Entschluß über die Truppenabtheilungen, die aus Italien und Deutschland entlehnt werden mußten, um Spanien völlig zu unterwerfen. Er glaubte, daß nicht weniger als 100 bis 120,000 Mann nothwendig wären, um die spanische Insurrection schnell zu beendigen und die Engländer in das Meer zu werfen. Er hatte Kunde von der Convention von Cintra erhalten, fand sie ehrenvoll für die Armee, die sich gut geschlagen hatte und freigeblieben war, weswegen er denn auch an Junot schrieb: „Als General hätten Sie es besser machen können, als Soldat haben Sie nichts gethan, was der Ehre zuwiderläuft.“ — Zu gleicher Zeit erließ er nach Rochefort Befehle zum Empfange und zur Wiederausrüstung der Truppen aus Portugal, welche, akklimatisirt und kriegsgewohnt, wie sie waren, noch große Dienste leisten und die nach der Halbinsel bestimmte Hülfe um etwa 20,000 Mann verstärken konnten.

Italien hatte seit einigen Monaten seine Söhne wiedererhalten, die im Norden gedient hatten und dadurch gute Soldaten geworden waren. Napoleon befahl den Prinzen Eugen, 10,000 derselben unter dem General Pino nach der Dauphiné und nach dem Roussillon in Marsch zu setzen. Aus zwei schönen französischen Regimentern, dem 1. leichten und dem 42. von der Linie, die er aus Piemont nahm und dort durch zwei Regimenter der neapolitanischen Armee ersetzte, bildete er den Kern einer Division, die dem General Souham anvertraut und durch mehrere Bataillone der Corps, die er schon für Catalonien in Contribution gesetzt hatte, ergänzt wurde. Diese Division war mit Einschluß der Artillerie und Cavallerie 7000 Mann stark. Das waren also 16 bis 17,000 Mann, die von den Alpen nach den Pyrenäen marschirten und die mit dem Corps des Generals Duhesme, mit der Colonne Reille und mit einer neapolitanischen Brigade, welche unter der Anführung des Generals Chabot schon nach Perpignan aufgebrochen war, die nach Catalonien bestimmten Truppen auf ungefähr 36,000 Mann bringen sollten. In dieser von dem übrigen Spanien getrennten Provinz, welche einen gesonderten Kriegsschauplatz darbietet, gab Napoleon den Oberbefehl über die Truppen einem General, der im methodischen Kriege unvergleichlich war und stets gut operirte, wenn er Niemand neben sich hatte, den General Saint-Cyr. Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können.

Deutschland und Polen mußten die beträchtlichsten Truppenabtheilungen liefern. Napoleon beschloß, das erste Corps, das schon zu Berlin unter dem Befehl des Marschalls Victor sich befand, und das sechste Corps, das dem Marschall Ney angehört hatte, und jetzt in Schlesien unter dem Marschall Mortier im Standquartiere war, von da wegzuziehen. Er nahm sich vor, später von da auch das fünfte aufbrechen zu lassen, das nacheinander den Marschällen Lannes und Masséna angehört hatte, und wie das 6. unter dem Marschall Mortier in Schlesien stand. Napoleon setzte letzteres nach Baireuth, eine der fränkischen Provinzen, die ihm geblieben waren, in Marsch und wollte es da in Verfügbarkeit lassen, um es gegen Oesterreich zu senden, falls dieses sich für den sofortigen Krieg entschied, es dagegen nach Spanien zu dirigiren, falls das Wiener Cabinet auf seine Rüstungen Verzicht leistete. Das erste und das sechste Corps, verstärkt durch Recruten aus den Depots, bildeten eine Streitmasse von nicht weniger als 50,000 Mann, mit Einschluß der Artillerie wie der leichten Cavallerie, die jeder Division zugetheilt war. Sie waren alle, mit Ausnahme eines kleinen Contingentes Conscribirter, alte erprobte Soldaten, und hatten Stämme ohne Gleichen. Napoleon dachte daran, aus Deutschland auch einen Theil der allgemeinen Reservecavallerie zu entnehmen, und wählte die Waffe der Dragoner, weil sie mehr als einen Dienst thun konnte und fest genug war, um der spanischen Infanterie entgegengesetzt zu werden, ohne so unbehülflich zu sein wie die schwere Cavallerie. Im Gegentheile beschloß er, in den Ebenen des Nordens seine zahlreichen und gewaltigen Kürassiere zu lassen, die gegen die haltlosen Truppen des Südens überflüssig, gegen die kriegsgewohnten Schaaren der nördlichen Länder nothwendig waren. Er befahl den Aufbruch von drei Dragonerdivisionen nach Spanien, denen die beiden übrigen, die noch blieben, folgen sollten, sobald das Mysterium der österreichischen Politik aufgehellt sein würde. Er wollte auch die Könige, seine Verbündeten oder Bruder, zu diesem Kriege, den er in sein Bundesgenossensystem einbezog, beitragen lassen, und verlangte 3000 Holländer von dem Könige von Holland, 7000 Deutsche von den Rheinbundesfürsten und von dem Könige von Sachsen die 7000 Polen, die in seine Dienste zu nehmen er sich seit längerer Zeit verbindlich gemacht hatte. Endlich setzte er vom Geniewesen und von der Artillerie 3500 Mann mit einem unermeßlichen Material nach Spanien in Bewegung.

Das war nicht Alles, was den Pyrenäen zumarschirte. Schon hatte Napoleon, wie wir gesagt haben, acht alte Regimenter nach Spanien dirigirt, begriffen in die hunderttausend Mann, die am Ebro standen. Vier andere, von den Ufern der Elbe und aus Paris genommene Regimenter, das 28., 32., 58. und 75. von der Linie, befanden sich auf dem Marsche und sollten mit dem 5. Dragonerregimente eine schöne Division von 7 bis 8000 Mann bilden, die Napoleon dem aus Constantinopel zurückgekommenen General Sebastiani gab. Zu diesen zwölf

alten nach und nach aus Deutschland und Frankreich gezogenen Regimentern hatte er auf die Kunde von Joseph's Unfällen noch zwei gefügt, das 36. und 55. von der Linie, die sich in diesem Momente Bayonne näherten und zur Verstärkung der Reserve Joseph's bestimmt waren. Die Garde endlich sollte zu den 3000 Mann, die sich im Hauptquartiere Joseph's befanden, noch 4000 liefern. Diese vereinigten Truppen, ohne das fünfte Corps, dessen Bestimmung ungewiß blieb, und ohne die Truppen Junot's, welche allmälig ankamen und reorganisirt werden mußten, gaben eine Gesammtsumme von 110 bis 115,000 Mann, würdig der großen Armee, aus der sie hervorgingen. Napoleon ergriff Maßregeln, sie mittels einer geschickten Recrutirung aus den Depots noch zu vermehren, und die Lücken in den Depots durch die Conscription zu füllen.

Es handelte sich um die Art, in der Armee von Italien und besonders in der großen Armee die Truppen zu ersetzen, die man ihnen entnahm, ohne weder die eine, noch die andere zu sehr zu schwächen. Nach der Abberufung der obgenannten Regimenter aus Polen und Deutschland, insbesondere nach dem Abmarsche des ersten und des sechsten Corps und der Dragonerdivision, sowie nach Entlassung der Bundestruppen war die große Armee gar sehr geschwächt. In Schwedisch-Pommern und Preußen blieb das vierte Corps, das des Marschalls Soult, welches 34,000 Mann Infanterie, 3000 leichte und 8 bis 9000 Mann schwere Cavallerie, 4000 Mann Artillerie und Geniewesen, mithin im Ganzen ungefähr 50,000 Mann zählte. Der Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, hielt die Hansestädte und die Küsten der Ostsee besetzt mit zwei französischen Divisionen oder 12,000 Mann (die Divisionen Boudet und Gency, denen die Division Molitor von dem Corps des Marschalls Soult zugetheilt worden), ferner mit 17,000 Spaniern und mit 7000 Holländern, also im Ganzen mit 33,000 Mann. Der Marschall Davout hielt mit dem dritten Corps, dem schönsten und dem am stärksten organisirten der ganzen französischen Armee, das Herzogthum Posen von der Weichsel bis zur Oder besetzt. Dieses Corps zählte 38,000 Mann Infanterie und 9000 Mann Cavallerie, Chasseurs, Dragoner und Küraſſiere. Außerdem hielt er Danzig mit der Division Oudinot besetzt, die 10,000 Grenadiere und Chasseurs d'Elite stark war. Er hatte 3000 Mann Artillerie und Geniewesen, mithin eine Gesammtsumme von 60,000 Franzosen. Er hatte ferner 30,000 Sachsen und Polen. Der allgemeine Park für die ganze große Armee, der zu Magdeburg und in den Hauptfestungen Preußens sich befand, zählte 7 bis 8000 Bedienstete jedweder Art. Das war eine Gesammtmasse von 180,000 Mann, darunter 130,000 Franzosen und 50,000 Polen, Sachsen, Spanier und Holländer. Wenn man zu dieser Masse das noch in Schlesien bestehende fünfte, ungefähr 24,000 Mann starke Corps rechnet, so mochte die große Armee zu 200,000 Soldaten von erster Qualität angeschlagen werden, was mit der Armee von Italien vollkommen hinreichte, Oesterreich zu erdrücken, sollte der Kaiser Alexander auch gar keine oder eine ungenügende Hülfe leisten. Dennoch war es nicht genug, um den allgemeinen bösen Willen des Continentes in Zaum zu halten, denn während Oesterreich allein seinen Haß und seinen Wunsch, das Joch unserer Herrschaft abzuschütteln, offen an den Tag legte, begann ganz Deutschland gegen uns einen tiefen, schlecht verhehlten Abscheu zu empfinden, eben sowohl in den Ländern des Rheinbundes als in den übrigen.

Napoleon wollte unverzüglich die Armeen in Deutschland und in Italien auf fast denselben Effectivstand bringen, den sie vor den Entsendungen gehabt, die sie machen hatten müssen. Zum Unglücke konnte er sie wohl an Zahl dem gleich machen, was sie gewesen, nicht aber auch an Qualität, denn er schickte ihnen an die Stelle alter Truppen nur Recruten. Indeß war der Kern dieser Corps so vortrefflich und die Zahl der kriegsgewohnten Männer in ihnen noch so groß, daß eine Hinzufügung von Conscribirten sie nicht merklich zu schwächen vermochte. Zur Ausführung der mit Preußen geschlossenen Convention begann Napoleon die Truppen, die er in Deutschland hatte, dem Rheine näher rücken zu lassen. Das erste und das sechste Corps, beide nach Spanien bestimmt, waren auf seinen Befehl nach Mainz im Marsche, das eine von dem andern sechs Etapen entfernt, damit sie einander auf dem Wege, den sie zurückzulegen hatten, nicht hinderlich würden. Das Corps des Marschalls Soult ging nach Berlin an Stelle des ersten Corps, das diese Hauptstadt verlassen hatte. Das Corps des Marschalls Davout hatte in Schlesien den durch das sechste und das fünfte Corps leer gelassenen Platz einzunehmen, von denen das eine, wie wir gesehen haben, nach Mainz, das andere nach Baireuth dirigirt war. Der General Oudinot sollte mit seinen Elite-Bataillonen Danzig verlassen und nach Mitteldeutschland marschiren. Die Polen und Sachsen erhielten Befehl, ihn zu Danzig zu ersetzen. Die Bewegung, die ein Anfang zur Ausführung der Convention mit Preußen war, erleichterte die Recrutensendungen, indem sie die Entfernungen um die Hälfte abkürzte.

Napoleon beschloß die definitive Ausführung des im vergangenen Jahre erlassenen Decretes, nach welchem jedes Infanterieregiment auf fünf Bataillone gebracht werden mußte. Demzufolge sollte jedes Regiment der großen Armee vier vollständige Bataillone haben, und das fünfte, das des Depot, am Rheine lassen. Was Spanien betrifft, wollte er, daß jedes Regiment drei Bataillone auf völligem Kriegsfuße habe, das vierte Bataillon zu Bayonne als erstes Depot, das fünfte im Innern von Frankreich als zweites Depot. Auch in den Armeen von Italien mußte jedes Regiment fünf Bataillone haben, vier in Italien, das fünfte in Piemont oder in den südlichen Departements von Frankreich.

Um das Alles zu bewerkstelligen, mußte man neuerdings die Conscription in Anspruch nehmen. Man hatte auf die frühern Conscriptionen von 1807, 1808 und 1809, welche letztere schon im Januar des

laufenden Jahres (1808) decretirt worden war, noch ungefähr 60,000 Mann zu nehmen. Napoleon wollte überdies die von 1810 verlangen, und begann dergestalt, die Conscriptionen um mehr als ein Jahr zu anticipiren. Indeß war er so vorsichtig, unmittelbar nur einen Theil der ihm zur Verfügung gestellten Zahl auszuheben. Diese beiden Aushebungen von 60,000 Mann für die Jahre 1807 bis 1809, und von 80,000 für 1810 gaben eine Gesammtmasse von 140,000 Mann, wovon der Infanterie der großen Armee 40,000, jener der Armee von Spanien 30,000, jener der Armee von Italien 26,000, den fünf Reservelegionen 10,000, endlich der Kaisergarde gleichfalls 10,000 zugewiesen wurden, was 116,000 Mann für die Infanterie ausmachte. Blieben noch 14,000 für die Cavallerie, 10,000 für die Artillerie, die Geniecorps und das Fuhrwesen.

Man wird ohne Zweifel bemerken, daß Napoleon für die kaiserliche Garde 10,000 Mann aushob. Diese auserwählte Truppe war nach Frankreich zurückgekehrt, ruhte zu Paris aus, und wurde im Allgemeinen weniger beschäftigt als die übrigen. Napoleon beschloß, sie zu einer Kriegsschule zu machen, indem er ihr auserwählte junge Leute zuschickte, damit sie dieselben als Füselierbataillone ausexercire. Man nahm an, daß diese Conscribirten, nachdem sie ein oder zwei Jahre zu Paris oder Versaille in der Kaisergarde zugebracht, ihren Geist eingesogen, ihre Disciplin und schöne Haltung sich eigen gemacht haben würden. Nichtsdestoweniger ordnete er die gewöhnliche Recrutirung dieser Garde an, 20 Mann auf jedes Regiment und in der ganzen Armee gewählt, um ihre vortreffliche Zusammensetzung aufrecht zu halten und um jenen alten Soldaten, die keine andere Art aufwärts zu rücken hatten, dieses Avancement zu bewahren.

Für den Augenblick rief Napoleon nur 80,000 Mann auf, 60,000 von den schon früher decretirten Conscriptionen und blos 20,000 von der von 1810. Er wollte, daß man mit den Conscribirten der rückständigen Classen beginne, und daß man 20,000, die meist in den südlichen Departements ausgehoben worden, nach Bayonne in Marsch setze. Er ordnete an, daß man die Stämme der vierten Bataillone in diese Stadt sende, um daselbst zur Stelle die Abrichtung dieser Conscribirten, welche kraft ihres mehr vorgerückten Alters schon robust waren, zu unternehmen und um so die künftige Recrutirung der in Spanien einrückenden Corps vorzubereiten. In Folge dieser Maßregeln der Voraussicht wird die große Armee bald wieder 200,000 Franzosen, ungerechnet das fünfte Corps, enthalten, die Armee von Italien 100,000, die Armee von Spanien 250,000, nämlich 100,000, die schon am Ebro standen, 110,000 im Marsche dahin und 40,000, die ihre militairische Lehrzeit in den vierten Bataillonen zubrachten.

In Erwartung der Ausführung dieser Maßregeln ließ Napoleon aus den Depots Alles, was darin verfügbar war, aufbrechen, um Platz in den Stämmen zu gewinnen und um an alle Corps ein erstes Contingent von Recruten zu senden. Drei Marschregimenter, das eine mit der Richtung nach Berlin für den Marschall Soult (4. Corps), das andere nach Magdeburg für den Marschall Davout (3. Corps), das dritte nach Dresden für den Marschall Mortier (5. Corps), wurden gebildet und expedirt. Zwei andere Marschregimenter, das eine nach Mainz, das zweite nach Orleans dirigirt, waren bestimmt, das erste und das sechste Corps zu recrutiren. Das war eine unmittelbare Verstärkung der verschiedenen Corps, die entweder in Deutschland zu bleiben, oder nach Spanien zu marschiren hatten, um etwa 12,000 vollkommen einexercirte Leute.

Um die Bildung der vierten Kriegsbataillone der in Deutschland gebliebenen Regimenter zu erleichtern, befahl Napoleon zu gleicher Zeit denjenigen von ihnen, welche Grenadier- und Chasseurscompagnien bei der Division Oudinot hatten, sie zur Stelle zurückzurufen; und um diese Division für die Einbuße, die sie dergestalt erlitt, zu entschädigen, mußten die Regimenter, die in Frankreich stationirten und noch nichts an dieselbe abgegeben hatten, ihr jetzt Grenadier- und Chasseurscompagnien liefern. Das war von der Weichsel bis zum Ebro eine außerordentliche Bewegung von Truppen, die nach allen Richtungen gingen und kamen, von alten und von jungen Soldaten, die einen nach dem Süden, die andern nach dem Norden im Marsche, und Alles ging mit so wenig Verwirrung von Statten, als bei so ungeheuern Entfernungen und bei so beträchtlichen Menschenmassen nur irgend möglich war.

Da Napoleon sich stets um die Vergnügungen des Soldaten kümmerte, und wohl wußte, daß derselbe wenig auf das Leben giebt, wenn man ihn an den Krieg zu gewöhnen verstanden hat, daß er aber sein Leben, so lange man es ihm läßt, genießen will, so ordnete er glänzende Feste für die Truppen an, welche Frankreich vom Rheine bis zu den Pyrenäen durchzogen. Er wollte, daß die Municipalitäten zu Mainz, Metz, Nancy, Orleans, Bordeaux, Perigueux militairische Lustbarkeiten anstellten, deren Kosten zu bestreiten er insgeheim verhieß. Er widmete diesem Zwecke mehr als eine Million, die aus dem Armeeschatze genommen wurde, und trug Sorge, daß den Municipalitäten alles Verdienst einer hochherzigen Gastfreundschaft bleibe. Auf seinen Befehl verfaßte Kriegslieder wurden bei diesen Banketten gesungen, auf denen nur von den Heldenthaten unserer Armee und von der Größe Frankreichs die Rede war, die einzige Rolle, die man bei diesen Festlichkeiten der Politik ließ. Da trafen alte Soldaten, die vom Niemen kamen, und nach dem Tajo marschirten, mit Kindern von 18 bis 19 Jahren zusammen, welche die Ufer der Seine oder Loire für jene der Elbe oder Oder verließen, die schon den Schmerz des Scheidens aus der väterlichen Hütte vergessen hatten, und in Mitte ihrer Lebewohls einander gutes Glück auf der abenteuerlichen Laufbahn des Kampfes und Ruhmes wünschten. Im Allgemeinen waren Diejenigen, die nach dem Süden marschirten, die Freudigeren, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie dort gute Weine finden würden, so groß war die Selbstver-

gessenheit bei diesen Menschen, die einer fast gewissen, von ihnen sogar vorausgesehenen Vernichtung gewidmet waren.

Zu allen diesen Menschensendungen fügte Napoleon noch unermeßliche Sendungen von Material nach den Pyrenäen. Nach dem Rheine hatte er keines zu senden, denn seitdem man Krieg auf dieser Grenze führte, hatte man da ein beträchtliches Material aufgehäuft, welches die Festung Magdeburg, die fast eine französische war, seitdem sie westphälisch geworden, nicht fassen konnte, und wovon man einen Theil nach Erfurt, Mainz und Straßburg zurückschaffen mußte. Aber zu Perpignan, Toulouse und Bayonne war fast Alles erst zu schaffen, weil der Krieg im Süden neu war und vor Allem weil er so ausgedehnte Verhältnisse annahm. Daher befahl Napoleon die Aufhäufung von unermeßlichen Quantitäten Tuch, Leinwand, Leder, Flinten, Kanonen, Zelte, Kesseln, Getreide, Futter und Schlachtvieh zu Bayonne. Er wollte, daß jeder Soldat, der in seinem Tornister drei Paar Schuhe trug, an den Pyrenäen zwei andere Paar finde, die zum öftersten als Gratification gegeben wurden. Er befahl eine äußerst ausgedehnte Fabrikation von Schuhen, Röcken und Zwieback, indem er bei seiner Maxime beharrte, daß der Soldat mit Schuhwerk, Kleidung und Zwieback das Unerläßliche habe und daß mit dem man Alles mit ihm ausrichten könne. Er befahl den Einkauf einer großen Menge Ochsen und Maulesel für Nahrung und Transport. Endlich wies er beträchtliche Summen für Instandhaltung der Straßen an, denn sie wurden von den zahllosen und schwerem Fuhrwerk bis in den Grund verdorben. Diese Befehle sollten in der zweiten Hälfte des Octobers vollzogen sein, indem die Zusammenkunft zu Erfurt die erste Hälfte dieses Monats wegnahm. Napoleon gedachte, zu jener Zeit den Ebro zu überschreiten, nach Madrid an der Spitze furchtbarer Armeen zu marschiren, und seinen Bruder wieder auf den Thron Philipp's V. zu setzen.

Um diesen ungeheuern Ausgaben zu genügen, waren ebenso ungeheure Hülfsmittel erforderlich. Sieg und gute Verwaltung hatten dafür zum Voraus gesorgt: darum ist es aber nicht weniger wahr, daß ein bedeutender Theil der Schätze, welche Napoleon mit so vieler Voraussicht für Verbesserung der Bodencultur und für Dotation der großen Familien aufgespeichert hatte, von ihrer Bestimmung abgelenkt und verstreut wurde. Dergestalt erntete Napoleon von seinen Fehlern in Spanien zwei gleich mißliche Folgen: die Zerstreuung seiner alten Soldaten vom Norden bis zum Süden, und die Vergeudung der Reichthümer, die durch seine geschickte Oekonomie geschaffen worden waren. Das Budget, das er mit so großer Sorgfalt innerhalb der Summe von 720 Millionen (abgerechnet die Perceptionskosten von 120, und den Departementalausgaben von 30 Millionen) zu halten beflissen war, erhob sich auf 800 Millionen, ja sogar darüber, ohne zu rechnen, was fortwährend das Ausland lieferte, denn die große Armee wurde zum Theil aus den preußischen Contributionen erhalten. Die Einnahmen, welche unter einer im Innern so friedlichen Regierung im beständigen Steigen begriffen gewesen waren, nahmen in einem ihrer wesentlichsten Zweige, in den Zöllen, ab. Man hatte gehofft, daß dieselben 80 Millionen abwerfen würden, und mußte jetzt zweifeln, ob sie 50 Millionen einbrächten. Das war eine erste Wirkung jener schrecklichen Decrete von Mailand, welche durch neue und äußerst strenge Mittel die Einfuhr der Colonialwaaren englischer Herkunft verwehrten. Die Einnahmen verminderten sich also, während die Ausgaben stiegen. Allerdings half der Armeeschatz aus.

Die letzte Regulirung mit Preußen verhieß beträchtliche Hülfsmittel. Man hatte in Lieferungen an Ort und Stelle ungefähr für 90 Millionen verbraucht. Man hatte 206 Millionen an Geld, das aus den Contributionen floß, ausgegeben, was beinahe 300 Millionen ausmacht, die aus Deutschland für den Unterhalt der französischen Armeen gezogen worden waren. In der Contributionscasse, das heißt im Armeeschatze blieben ungefähr 160 Millionen in schon eingegangenen oder demnächst eingehenden Werthen, mehr die 140 Millionen, welche Preußen schuldete, mithin im Ganzen 300 Millionen. Aber diese 300 Millionen waren keineswegs sämmtlich verfügbar, denn abgesehen von den 140 Millionen, die in Wechseln oder Pfandbriefen abzutragen waren, befanden sich unter den 160 als baar gerechneten Millionen 24, die schon in den Schatz für rückständigen Sold, und 74, die in die Servicecasse von jenen 84 Millionen abzuführen waren, die man ihr für das Anlehen schuldete, welches bestimmt war, die Escomptirung der Obligationen der Generaleinnehmer aufhören zu machen. Es blieben also zur unmittelbaren Verfügung 62 Millionen, dann 20 Millionen aus der österreichischen Contribution, die jedoch durch einige, theils Städten, theils Spanien selbst gewährte Darlehen aufgebraucht war. Es waren mithin die gegenwärtigen Hülfsquellen sehr beschränkt, da die 140 Millionen, welche Preußen in Wechseln und Pfandbriefen schuldete, nur nach und nach, und zwar in einem Zeitraume von 18 Monaten einzuzahlen waren. Es ist indeß wahr, daß die Einnahmen des Schatzes mit außerordentlicher Leichtigkeit eingingen, daß die Servicecasse in Folge des Credits, den sie genoß, von Geld strotzte; daß nach der mit Preußen zu Stande gebrachten Regulirung die große Armee für das ganze Jahr 1808 besoldet war; daß endlich, wenn gleich das Ende dieser Hülfsquellen vorauszusehen war, man doch noch nicht die mindeste Beengung fühlte. Nichtsdestoweniger hatte Napoleon durch den spanischen Krieg seinen Finanzen einen so fühlbaren Schlag beigebracht wie seinen Armeen, denn die einen wie die anderen wurden getheilt und eben dadurch geschwächt.

Aus diesem verhängnißvollen Kriege ging auch eine neue Last hervor, welche Napoleon aus sehr bestreitbaren und von seinem Finanzminister Mollien sehr bestrittenen politischen Gründen auf sich zu nehmen bestand. Obschon er sich große Mühe gab, dem Publicum die Kenntniß der Ereignisse in Spanien

vorzuenthalten, so daß sogar die Siege verschwiegen wurden, um die Niederlagen besser zu verhüllen, erfuhr man sie dennoch theils aus den englischen Zeitungen, von denen trotz der größten Wachsamkeit der Polizei immer einige eindrangen, theils aus den Briefen der Offiziere an ihre Familien, die gewöhnlich unter den übertriebenen Eindrücken des Augenblicks geschrieben waren. So lernte man endlich die vorzüglichsten Thatsachen kennen und wußte, daß eine französische Armee in Andalusien unglücklich gewesen, daß eine Flotte zu Cadiz capitulirt habe, und daß der König Joseph in Madrid eingezogen war, jetzt aber in Vittoria residire. Es sind die allgemeinen Ergebnisse, welche bei Weitem mehr Gewicht haben als die Einzelnheiten, und man wußte, daß die auf die spanische Krone versuchte Unternehmung, statt, wie man sich anfangs dem Glauben hingegeben, eine einfache Besitznahme zu sein, in einen erbitterten Kampf gegen die gesammte, von der ganzen Macht Englands unterstützte Nation umgeschlagen habe. Da die Theilung der Streitkräfte Frankreichs eine unvermeidliche Folge des spanischen Kriegs war, so fühlte man dunkel, daß das Reich nicht mehr so stark sei, daß seine kürzlich zu Boden geschlagenen Feinde wieder das Haupt aufrichten könnten, und daß Alles, was gelöst schien, neuerdings in Frage gestellt werden dürfte. Die Interessen sind zwar oft blind, haben aber doch einen instinktmäßigen Scharfsinn, der ihnen auf die Dauer die Augen öffnet. So offenbart die Bewegung in den öffentlichen Fonds in der Regel nur die thörichten Schrecken oder die thörichten Hoffnungen des Tages, zeigt aber mit der Zeit die kluge und wohlbegründete Ansicht an, welche die durch Nachdenken aufgeklärten Interessen sich über die Lage der Dinge bilden. Trotz aller Bemühungen Napoleon's, die wirkliche Lage der Angelegenheiten in Spanien zu verheimlichen, strafte doch der geweckte Scharfsinn der Finanzwelt die officielle Sprache der Regierung Lügen, und die öffentlichen Fonds wichen sehr merklich. Nach Tilsit hatten sie sich zu einem bis dahin unbekannten Cours, nämlich zu 94 für die fünfprocentige Rente, gehoben und mit einigen leichten Veränderungen bis zu dem Augenblicke behauptet, wo die barbarische Expedition von Kopenhagen zu der strafwürdigen Invasion der Halbinsel führte und damit die Fortdauer des Friedens verschwand. Damals waren sie von 94 auf 80, und auf die Kunde von der spanischen Insurrection sogar auf 70 gesunken. Das war das Urtheil, welches die in Schreck gesetzten Interessen über die Politik des Kaisers fällten; es waren das sehr herbe Wahrheiten, welche seine so gefürchtete und so geehrte Macht ihm nicht zu ersparen vermochte. Wie es gewöhnlich geht, kam zur natürlichen Bewegung der Papiere eine künstliche durch die Speculation erzeugte, und der Cours der öffentlichen Fonds drohte sogar noch tiefer zu sinken, als vernünftige Beurtheilung der Zukunft rechtfertigte; denn wenn Napoleon einen großen Fehler begangen hatte, war es ihm doch möglich, ihn wieder gut zu machen und sich noch zu retten, dafern er anders zu jenem nicht andere von ernsterer Natur fügte.

Er war nicht der Mann, vor dieser neuen Art von Feinden zurückzuweichen, und beschloß den Kampf gegen sie. — „Ich will," sagte er zu Mollien, „einen Feldzug gegen die Baissiers thun," — denn diese traurige Kunstsprache der Agiotage war damals so bekannt wie heut zu Tage. Es genügt, daß jene Sprache durch eine Revolution gegangen ist, um sich einzubürgern, denn es giebt für die Agiotage kein weiteres Feld als Revolutionen. Napoleon wollte ungeachtet der Gegenvorstellungen Mollien's, dessen an den regelmäßigen Geschäftsgang gewöhnter Geist Widerwillen gegen leidige Auskunftsmittel empfand, außerordentliche Ankäufe von Renten anordnen, um den Cours der öffentlichen Fonds zu heben. Er nahm zu dem Ende seine Zuflucht zum Armeeschatze, den er für so unerschöpflich hielt, als er den Sieg, der denselben gefüllt hatte, in seinen Gunstbezeigungen unwandelbar wähnte. Er gebot daher beträchtliche Ankäufe für Rechnung des Armeeschatzes, abgesehen von den damals allerdings noch seltenen, nicht regelmäßig vorkommenden Ankäufen durch die Amortisationscasse, und vermeinte dadurch eine für die Armee wie für die Staatsgläubiger gleich vortheilhafte Sache zu thun. Für die Armee legte er dergestalt Geld zu 6 bis 7 Procent an, und für die Staatsgläubiger erhielt er die Effecten auf einer genügenden Höhe. Wenn man übrigens auf die Gewohnheiten jener Zeit Rücksicht nimmt, so war diese Operationsweise nicht eben sehr zu tadeln, denn damals wußte man nicht, daß die Ankäufe des Staats stätig und täglich sein müssen wie eine regelmäßige Verrichtung, nicht aber zufällig wie eine Speculation.

Da Napoleon die Gelder der Armee nicht bei der Hand hatte, befahl er der Servicecasse, Vorschüsse zu machen, was sie zum Zwecke des Ankaufs von Renten bis zu 30 Millionen that. Dabei blieb er nicht stehen. In der Bank lagen seit Ausgabe ihrer neuen Actien müßige Capitalien, die sie nicht zu verwenden wußte, da das Escomptirungsgeschäft keine solche Ausdehnung gewann, die im Verhältniß zu dem Capital, womit Napoleon sie versehen wissen wollte, gestanden hätte. Nach dem Cours der Rente konnte man Capitalien zu 7 vom 100 anlegen, was mehr Vortheil darbot, als das Escomptirungsgeschäft selbst. Napoleon verlangte von der Bank, daß sie Renten für eine große Summe kaufe, was sie mit Gelehrigkeit that, und was auch ihren wie des Staats wohlverstandenen Interessen angemessen war, weil in dem Augenblicke Capitalien nicht vortheilhafter angelegt werden konnten, als in der ihr vorgeschriebenen Art. Durch diese combinirten, während ein paar Monate mit Entschlossenheit, ja mit Hartnäckigkeit fortgesetzten Ankäufe wurden die Spekulanten auf das Sinken der Course besiegt, mehrere von ihnen sogar ruinirt, und die öffentlichen Fonds stiegen auf 80, ein Cours, in welchen Napoleon die Ehre seiner Regierung setzte. Darüber war in seinen Augen Fülle des Wohlstandes, welche dem Reiche bald durch seine Siege geschenkt werden sollte; Darunter galt ihm als ein Zeichen des Verfalls, das er nicht dulden wollte. Er

beschloß, daß bei jedem Fallen der Course unter 80, der Schatz die Ankäufe wieder aufnehmen müsse. So hielten sich trotz aller Versuche der Spieler auf das Fallen, dieser schlimmsten Art von Spielern, weil sie auf die Verarmung des Staats spielen, die Course durch die Macht dieses eigenthümlichen Spekulanten, der die vereinigten Mittel des Schatzes und des Sieges zu seiner Verfügung hatte. Dieser Erfolg stimmte ihn aber so freudig, als wie wenn er eine Schlacht gegen die Russen oder Oesterreicher gewonnen hätte. — „Da sehen Sie die Baissiers geschlagen," sagte er zu Mollien. „Diese werden sich nicht wieder daran wagen, und inzwischen haben wir den Staatsgläubigern das Capital, auf welches sie ein Recht besitzen, geborgen, denn 80 ist das, auf welches ich will, daß sie rechnen können; übrigens haben wir auch gute Anlagen zu Gunsten der Armeecasse gemacht." — Darauf ließ er mehreren Derjenigen, die in diesem finanziellen Kriege besiegt worden waren, Stellen geben, damit sie leben könnten. Dieser offene Kampf, den die Spekulanten der Politik Napoleon's lieferten, während die in Unruhe versetzte öffentliche Meinung sich auf dumpfe Gerüchte beschränkte, war jedenfalls ein eigenthümliches und höchst bemerkenswerthes Zeichen. Warum achtete er nicht auf diese Lehre, denn wenn sie gleich keinen sehr edlen Ursprung hatte, ist doch die Wahrheit gut und heilsam, sie komme woher sie immer wolle!

Diese vielfältigen Geschäfte nahmen die letzten Tage des August und fast den ganzen September hinweg. Die Zusammenkunft von Erfurt nahete heran. In dieser Zwischenzeit hatten die Schritte der kaiserlichen Diplomatie ihren Zweck erreicht. Oesterreich, seit der Rückkehr Napoleon's nach Paris eingeschüchtert, hatte merklich nachgegeben. Napoleon's Erklärungen, bestätigt durch den Aufruf der deutschen Contingente, hatten Oesterreich plötzlich dem Kriege gegenübergestellt und es zu ernstem Nachdenken bewogen. Uebrigens lag es im Interesse dieser Macht, ihre Entschlüsse aufzuschieben, denn um sich für eine neue Berufung auf die Waffen zu entscheiden, war es offenbar besser, wenn sie wartete, bis hunderttausend Franzosen aus Deutschland nach der Halbinsel marschirt waren, und bis die eigenen Vorbereitungen einen höhern Grad von Reife erlangt hatten. Sie nahm daher keinen Anstand, Erklärungen zu geben, welche geeignet waren, die Gereiztheit Napoleon's zu beruhigen und den Zeitpunkt des Bruches in die Ferne zu schieben. Sie gab als Ursache ihrer Rüstungen eine angebliche Reorganisation der österreichischen Armee an, die von dem Erzherzog Carl begonnen und von ihm seit zwei Jahren mit Beharrlichkeit fortgesetzt worden wäre, was Niemand das Recht habe, staunenswerth zu finden oder übel zu vermerken. Die Nachsicht, welche England im adriatischen Meere für die österreichische Flagge bewiesen, erklärte sie, keineswegs aus einem geheimen Einverständnisse, sondern aus einem Rest von Rücksicht von Seite Englands gegen einen alten Verbündeten. In Betreff der Anerkennung des Königs Joseph wich sie dem Ansinnen der französischen Diplomatie aus, indem sie dieselbe von Tag zu Tag unter dem Vorwande verschob, man habe die Aufmerksamkeit des Kaisers Franz auf diesen ernsten Gegenstand noch nicht zu lenken vermocht.

Napoleon täuschte sich über den Sinn und über die Aufrichtigkeit der Antworten Oesterreichs nicht im Geringsten. Das sah er aber klar aus der Sprache, die es führte, daß es in diesem Jahre nichts thun, er mithin Zeit haben werde, jenseits der Pyrenäen einen raschen und kraftvollen Feldzug zu führen. Zu Erfurt übrigens war es, wo er sich definitiv überzeugen wollte. Preußen hatte die Convention in Betreff der Räumung, selbst die geheimen Artikel, die ihr Heerwesen so sehr beschränkten, mit Eifer ratificirt, verlangte aber für die Abtragung der noch schuldigen 140 Millionen längere Termine als eine Gunst. Es hoffte, diese Gunst durch die persönliche und unmittelbare Dazwischenkunft des Kaisers Alexander in Erfurt zu erlangen; denn Jedermann hoffte oder fürchtete etwas von dieser berühmten Zusammenkunft, die in ganz Europa angekündet und der Gegenstand aller Gespräche geworden war. Die Einen läugneten, daß sie stattfinden werde, die Anderen bejahten es: jeder nach seinen Wünschen. Wieder Andere fügten hinzu, daß ihr auch der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich beiwohnen würden, die gar nicht zu ihr eingeladen worden waren; denn man hatte nur solche Fürsten berufen oder ihrem Wunsche, in Erfurt zu erscheinen, geneigtes Gehör gegeben, von denen Huldigungen und ein Zuwachs von Glanz erwartet wurden.

Was in Mitte dieses widersprechenden Geredes der Neugierigen und Müßiggänger richtig war, das ist, daß in der That die Zusammenkunft am 27. September zu Erfurt stattfinden sollte. Nachdem der Kaiser Alexander sie so oft gewünscht hatte, konnte er sie nicht ablehnen, als man sie ihm anbot. Seine Angelegenheiten übrigens gestatteten, ja geboten sie ihm sogar, denn die Dinge in Finnland fingen an besser zu gehen, die Engländer hatten die Ostsee verlassen, und die Ereignisse im Oriente überstürzten sich. Er hatte daher mit Freuden die dargebotene Gelegenheit angenommen, Napoleon wieder zu sehen, und von ihm endlich die Verwirklichung seiner liebsten Wünsche entweder ganz oder zum Theil zu erlangen. Romanzoff, in Verfolgung derselben Wünsche wenn möglich noch feuriger, hatte diese wichtige Zusammenkunft ebenso sehr gebilligt als sein Gebieter, den er zu ihr begleiten sollte. Alexander hatte beschlossen außer Romanzoff auch seinen Bruder den Großfürsten Constantin, weil er Soldat war, dann seinen ersten Palastoffizier Tolstoy, den Bruder des russischen Botschafters zu Paris, und einige Adjutanten mitzunehmen. Um die Beziehungen zu dem kaiserlich französischen Hofe sich zu erleichtern, wollte er, daß Caulaincourt, den täglich zu sehen und mit ihm ohne Rückhalt zu sprechen, für ihn Gewohnheit geworden war, nach Erfurt komme. Er hatte, bevor er sich auf den Weg machte, nur Eines begehrt, daß man ihn nämlich in den Stand setze, auf seiner Durchreise durch Königsberg dem zu Grunde gerichteten und

höchst unglücklichen Herrscherpaar von Preußen etwas Trostreiches zu sagen. Der Räumungsvertrag freute dasselbe, weil er die Befreiung des Landes gewährte, aber setzte es, wegen der Zahlungen, die er auflegte, in die tiefste Bestürzung. Nun hatte Alexander die übrigens aus einem guten Herzen stammende Schwäche, daß er Denjenigen, die er sah, immer das sagen wollte, was ihnen angenehm zu hören war. Insbesondere fühlte er dieses Bedürfniß dem Könige und der Königin von Preußen gegenüber, deren Unglück für ihn ein beständiger Vorwurf war. Er bestand daher darauf, daß man ihn ermächtige, auf der Reise durch Königsberg einige Zusicherungen von Erleichterung zu geben, denen Caulaincourt, der in diesem Betreff keine Verhaltungsbefehle hatte, nur mit vieler Schüchternheit und Vorsicht beitrat. Nachdem Alexander das erlangt, traf er alle Anstalten, um am 27. September zu Erfurt zu sein, indem er nur einen einzigen Tag an dem unglücklichen preußischen Hofe verweilen wollte.

Die der Allianzpolitik feindselige Partei zu St. Petersburg, sehr erfreut über die Schwierigkeiten, auf die Frankreich in Spanien stieß, jene, Rußlands in Finnland als Argument benutzend, und in auffälliger Weise die Leiden des russischen Handels beklagend, tadelte die Zusammenkunft zu Erfurt auf das Bitterste. Nach dem zu Bayonne begangenen Frevel, sagte sie, so weit reisen, um dessen Urheber zu besuchen, sich mit ihm unterreden, ohne Zweifel um Alles zu genehmigen, was er gethan habe und noch thun werde, sei kein sehr ehrenhaftes Benehmen. Insbesondere hatte der österreichische Gesandte sich hierüber eine Freiheit der Sprache erlaubt, der man Einhalt hatte thun müssen. Der Hof der Kaiserin Mutter hatte sich nur zur Hälfte Zaum angelegt, aber hatte es doch nach der förmlichen Willenskundgebung Alexander's gethan. Im letzten Monate jedoch brach die Kaiserin Mutter bei dem Hinblicke auf die Gefahren ihres Sohnes, an die sie vollkommen zu glauben schien, los, machte Romanzoff heftige Vorwürfe, sagte ihm, daß er Alexander zu seinem Untergange führe, und daß vielleicht dem Kaiser von Rußland zu Erfurt widerfahren werde, was den unglücklichen Souverainen von Spanien zu Bayonne widerfuhr. Zuletzt konnte sie sich nicht erwehren, ihre Besorgnisse dem Kaiser selbst mitzutheilen, der sie mehr als dankbarer Sohn beruhigte wie als unumschränkter, darüber verletzter Gebieter, daß man über seine Schritte und über die Folgen, die sie haben konnten, so schnöde aburtheile. Indeß bewiesen solche seltsame Vermuthungen zwei Dinge: die Verblendung der alten Höfe und die Stärke, die Napoleon durch sein Verfahren zu Bayonne ihren Vorurtheilen neuerdings gegeben hatte.

Alexander gab auf diese Besorgnisse nicht das Geringste, brach mit seinem Bruder und einigen Adjutanten (Romanzoff und Caulaincourt waren vorausgegangen) von St. Petersburg auf, und reiste mit Post ebenso einfach als schnell. Man war übereingekommen, daß Napoleon, da ja Erfurt seine Stadt war, sich mit der Sorge für das Materielle dieser großen Zusammenkunft befasse und daß Alexander nichts dahin bringe als seine Person und die seiner Offiziere. Er reiste in einer einfachen Kalesche und zwar schneller als die eiligsten Couriere. Den 18. September verweilte er zu Königsberg, zeigte vieles Mitleid mit dem Unglücke seiner ehemaligen Verbündeten, die fast in Dürftigkeit am äußersten Ende ihres Königreichs leben mußten, und brach unmittelbar nach Weimar auf.

Ueberall, wo französische Truppen lagen, war dem jungen Selbstherrscher der glänzendste Empfang bereitet. Die Armeecorps standen unter Waffen in Parade und riefen: Es lebe Alexander! Es lebe Napoleon! Alexander hielt Heerschau über sie, belobte sie über ihre militairische Erscheinung, die ihrer Tapferkeit so sehr entspräche, und bezauberte sie durch seine Freundlichkeit und Anmuth. Napoleon hatte ihm den zum Herzoge von Montebello erhobenen Marschall Lannes entgegengesendet, um ihn an der Grenze des Rheinbundes, die sich bis Bromberg erstreckte, zu bewillkommnen. Alexander überhäufte den alten Kriegsmann mit Beweisen der Zuneigung und gewann ihn ganz, ihn, der zwar bei seinen revolutionairen Ansichten mit großem Eigensinn beharrte, aber dennoch gegen die glänzenden und wohlverdienten Gunstbezeigungen, die von der Höhe der Throne auf ihn herniederregneten, äußerst empfänglich war.

Alexander langte am 25. September zu Weimar an, um im Kreise des dortigen ihm verwandten Hofs bis zum 27., als dem für das Zusammentreffen zu Erfurt festgesetzten Tage, zu verweilen.

Napoleon hatte seinerseits Paris verlassen, und es ging ihm voran, es umgab ihn, es folgte ihm Alles, was Größtes es in seiner Armee und an seinem Hofe gab. Den Fürsten Talleyrand hatte er vorausgesendet, um der Sprache und Haltung aller Welt die Richtung zu geben, die ihm zusagte. Obschon bereits unzufrieden mit Talleyrand wegen einiger, demselben über die spanischen Angelegenheiten, von denen er sich, seitdem sie schlecht gingen, losmachen wollte, entfallenen Reden, wollte Napoleon ihn doch mithaben, um sich seiner erforderlichen Falls zu verschiedenen zarten Mittheilungen zu bedienen, zu denen Champagny nicht geeignet war. Eine große Anzahl Generale und Diplomaten machten die Reise. Deutschland wurde durch eine Menge gekrönter Fürsten vertreten, und schon am 26. war der König von Sachsen nach Erfurt gekommen. Dieses kleine Erfurt, das ehemalige Besitzthum eines geistlichen Fürsten, gleich Weimar und andern studienbeflissenen Hauptstädten Deutschlands an eine unwandelbare Stille gewöhnt, war der belebteste, glänzendste, von Soldaten, Offizieren, Equipagen und Dienern in Livree angefüllteste Ort geworden. Man begegnete da als einfachen Spaziergängern Königen, Fürsten, sehr großen Heeren aus der alten und der neuen Herrschaftszeit. Napoleon hatte zum Voraus Alles hingesendet, was erforderlich war, um unter eleganten und prachtvollen Vergnügungen den Ernst der Ge-

schäfte zu verbergen. Er langte daselbst am 27. September um 10 Uhr des Vormittags an. Nachdem er die aus der ganzen Umgegend herbeigeeilten Civil- und Militairbehörden, die Diplomaten Europas und die Potentaten des Rheinbundes empfangen hatte, stieg er gegen Mittag zu Pferde und ritt, umgeben von einem unermeßlichen Generalstabe, dem Kaiser Alexander entgegen, der im offenen Wagen von Weimar kam. Weimar ist vier bis fünf (französische) Meilen von Erfurt entfernt. Napoleon begegnete seinem Alliirten nach zwei Meilen. Als er den Wagen, in dem dieser fuhr, erblickte, setzte er sein Pferd in Galopp, wie um seine sehnsuchtsvolle Ungeduld an den Tag zu legen. Einander nahe gekommen, stiegen die beiden Kaiser, der eine vom Pferde, dieser aus dem Wagen, und umarmten sich herzlich und mit allen Zeichen höchster Freude des Wiedersehens: eine Freude, die übrigens aufrichtig war, denn abgesehen, daß sie das dringende Bedürfniß empfanden, sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen, hatten sie aneinander Wohlgefallen. Pferde waren für den Kaiser Alexander und sein Gefolge in Bereitschaft; die beiden Kaiser saßen auf, ritten nebeneinander, unterhielten sich mit wahrer Herzensergießung, und fragten um das Wohlergehen ihrer gegenseitigen Familien, gleich als ob diese Familien desselben Ursprungs wären und sich seit längst gekannt und geliebt hätten. Der Anblick der beiden Monarchen erfreute die aus dem ganzen umliegenden Lande herbeigeströmte Bevölkerung, die voll Gier war sie zu sehen, und mit Wonne erfüllt wurde sie in so inniger Eintracht zu finden, denn diese war für sie ein Pfand, daß sie jene furchtbaren Armeen nicht wieder sehen würden, welche vor zwei Jahren um dieselbe Jahreszeit und an denselben Orten ihre schönen Fluren verwüstet hatten.

Nach der Ankunft zu Erfurt stellte Napoleon, bei den Königen und Fürsten anfangend, dem Kaiser Alexander alle die hohen zu dieser Zusammenkunft gelassenen Personen vor, und geleitete ihn dann in das für ihn bestimmte Palais. Das Mahl fand jeden Tag bei Napoleon statt, da er es war, der dem Souverain des Nordens Gastfreundschaft erwies. Am Abend ließen zu dem glänzenden Gastmahle sich nieder Napoleon, Alexander, der Großfürst Constantin, der König von Sachsen, der Herzog von Weimar, der Prinz Wilhelm von Preußen, die Menge endlich der regierenden Fürsten und der hohen Personen vom Civil- und Militairstande. Die Stadt war erleuchtet, und man wohnte der Tragödie Cinna bei, die von den vollkommensten tragischen Schauspielern, welche Frankreich je besessen hat, gegeben wurde. Die kluge Milde des Stifters des römischen Kaiserreichs, der die Parteien entwaffnet und sie an seine Obergewalt fesselt, war das Schauspiel, mit welchem Napoleon die Vorstellungen der französischen Tragödie eröffnen ließ.

Man kam überein, daß man in Mitte dieser Festlichkeiten am Morgen, am Abend, im Cabinete oder auf dem Spaziergange Zeit nehmen werde, sich über die ernsten Interessen, um deren Ordnung es sich handelte, zu besprechen. Indem Napoleon nach Erfurt kam, war sein Entschluß über die wesentlichen bei der Zusammenkunft zu verhandelnden Gegenstände gefaßt und sein Plan im Voraus festgesetzt. In Betreff des Orients war er von jeder Idee einer Theilung zurückgekommen, denn aus einigen Erörterungen, denen er sich aus Gefälligkeit hingegeben, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß es unmöglich sei, sich mit Rußland über diesen Gegenstand einzuverstehen. Wenn er nicht Constantinopel gab, so gab er nichts, und hätte er das ganze übrige türkische Reich zugestanden; denn für Alexander und Romanzoff lag die Frage einzig und allein in dem Besitze der beiden Meerengen. Und wenn er Constantinopel gab, gab er hundertmal zuviel, gab er die Zukunft Europas hin, gab er eine Eroberung, vor deren Glanz alle die seinigen erbleichten. Er hatte aber wahrgenommen, daß, wenn er, dafern man sich so ausdrücken darf, baar bezahlte, das heißt wenn er einen Theil des türkischen Gebietes, wonach Rußland mit Leidenschaft strebte, sofort opferte, er demselben ein hinreichend großes Vergnügen bereite, um es zufrieden zu stellen und es in der gegenwärtigen Sachlage an sich zu fesseln. Das genügte den Absichten Napoleon's.

An Stelle eines großartigen, aber für Europa gefährlichen Traumes eine beschränkte, aber sofortige Wirklichkeit zu setzen, war sein diesmaliger Verführungsplan in Betreff Rußlands. Alles, was der Kaiser Alexander und Romanzoff seit mehreren Monaten gesagt hatten, bewies, daß sie trotz ihrer exaltirten Hoffnungen von dem Anspruch auf Theilung des türkischen Reichs in Anbetracht der Schwierigkeit sich einzuverstehen, ohne große Mühe abzubringen wären, wenn man ihnen sofort und entschieden einen Theil seines Gebiets, der ihnen gelegen war, den Theil an der Donau nämlich, überließ. Dieses dem russischen Ehrgeize gemachte Zugeständniß war ohne Zweifel ein sehr ernstes, aber doch das am mindesten gefährlichste von allen, die man machen konnte, nachtheilig insbesondere für Oesterreich, über dessen Mißvergnügen man indeß nicht in Sorgen zu sein brauchte, und überdies unvermeidlich, da man sich so große Verlegenheiten in Spanien geschaffen hatte. In der Lage, in welche uns die letzten Ereignisse versetzt hatten, war dieses Opfer unerläßlich, und wenn auf gewisse Grenzen beschränkt, überbot es ganz gewiß nicht die Vortheile, welche Frankreich seinerseits erlangte, ja kam ihnen nicht einmal gleich.

Dagegen wollte Napoleon von Rußland eine innige Allianz sowohl für den Frieden als für den Krieg, und unbedingte Mitwirkung gegen Oesterreich und England. Diese Mitwirkung war übrigens unfehlbar, denn indem Napoleon die Moldau und Walachei Rußland zugestand, entschied er sich zu einem Geschenke, welches Alexander mit Oesterreich und England unvermeidlich entzweite. Indem man Das eines wesentlichen Gegenstandes wegen that, mußte man sich im Voraus einverstehen, diesen beiden Mächten die Stirne zu bieten, woraus eine Offensiv- und Defensivallianz von selbst folgte.

Napoleon hatte daher, indem er sich zur Abtretung der Donaufürstenthümer verstand, das fast unfehlbare Mittel in Händen, die Conferenz zu Erfurt dem von ihm gewünschten Ziele zuzuführen. Nachdem sein Plan festgestellt worden, konnte es ihm nicht schwer fallen, mil seiner tiefen Kunst die Menschen fortzureißen und zu beherrschen, den Kaiser Alexander für seine Absichten zu gewinnen.

Die ersten Augenblicke waren den herkömmlichen Betheuerungen gewidmet, dann schritten die beiden Souveraine mit Eifer zur Besprechung der großen Gegenstände, die ihren Geist beschäftigten. Alexander begann seinerseits das Gespräch immer, indem er die Angemessenheit und Nothwendigkeit der innigen Allianz beider Reiche berührte. Er versicherte neuerdings, daß jede Eifersucht in seinem Herzen erloschen sei, daß aber Frankreich unermeßliche Vergrößerungen erlangt habe, und daß, wenn er einige Ausgleichung zu Gunsten Rußlands fordere, dies weniger seinetwegen als wegen seiner Nation geschehe, der man die großen im Occidente vorgegangenen Veränderungen dulden lernen müsse. Ueber die so seltsamen Vorgänge zu Bayonne, über die so hastige Besetzung Roms sagte er kaum ein Wort und beschränkte sich auf die Bemerkung, daß die spanischen Fürsten und der römische Papst Ritter von der traurigen Gestalt wären, welche wegen ihrer Unfähigkeit ihr Schicksal verdient und sich durch ihre Verblendung mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Europa unverträglich gemacht hätten. Indeß müsse man, fügte Alexander hinzu, so gut als er selbst das System Napoleon's begriffen haben, um mit eben solcher Leichtigkeit die Katastrophe zuzulassen, zu deren Zeugen man kürzlich die Welt gemacht; es müßten daher nicht minder auffällige Veränderungen im Orient die Aufmerksamkeit der Russen fesseln, um sie von denjenigen abzulenken, die im Occident vor sich gehen. In Betreff der Feinde Frankreichs erklärte Alexander, daß er sie alle als die seinigen ansehe; denn dem Wunsche Napoleon's gemäß habe er sich gegen England in Kriegszustand versetzt, und in Betreff Oesterreichs bleibe ihm fast nichts weiter zu thun, als daß er dessen erklärter Gegner werde, da er, um es in Zaum zu halten, bereit sei, die imponirendsten und entscheidendsten Manifestationen zu machen, und falls diese nicht fruchteten, von Worten zu Thaten, d. h. zum Kriege zu schreiten, unter der Bedingung jedoch, daß man dem Wiener Hofe das Unrecht des Angriffs lasse, ohne es auf sich zu nehmen.

Napoleon beantwortete diese Betheuerungen der Ergebenheit mit allen nur möglichen Herzensergießungen und mit der Darlegung genau derselben Ansichten. Er drückte seinerseits den Entschluß aus, in alle vernünftigen Vergrößerungen Rußlands zu willigen, verschanzte sich jedoch hinter die Unmöglichkeit, sich über gewisse Projecte einzuverstehen, und hinter die Verlegenheiten, in denen sich gegenwärtig die beiden Reiche befänden und die ihnen riethen, in diesem Augenblicke nicht zu umfassende Territorialveränderungen zu versuchen, denn ganz gewiß seien bereits hinlänglich große in der Welt bewirkt worden, um auch noch ungeheuerliche hinzuzufügen, wie zum Beispiel die Theilung des türkischen Reichs, vor Allem des ganzen. Indem Napoleon die Projecte, die den Geist Alexander's und Romanzoff's so gewaltig aufgeregt hatten, in ihren Einzelnheiten prüfte, erörterte er nacheinander die verschiedenen Theilungspläne, die man vorgeschlagen, und um den Kaiser Alexander desto eher für seine Absichten zu stimmen, zeigte er sich, wie stets vorher, so auch jetzt, peremtorisch in Betreff Constantinopels, d. h. des Besitzes der beiden Meerengen, und schnitt jede Hoffnung auf ein Zugeständniß hierin ab. Dann verbreitete er sich über die Schwierigkeit für Rußland selbst, sofort zur Ausführung eines solchen Unternehmens zu schreiten. Oesterreich werde, was man ihm immer anbieten möge, ganz gewiß nicht beitreten und der Theilung des türkischen Reichs den Verzweiflungskampf vorziehen. England, Oesterreich, die bis in ihre Grundfesten aufgerüttelte Türkei, Spanien, ein Theil Deutschlands würden sich vereinigen, um bis auf das Aeußerste gegen diese Umgestaltung der ganzen Welt zu kämpfen. Sei das wohl die Stunde, welche die beiden Reiche zur Ausführung eines so gigantischen Werkes wählen sollen? Rußland sei in Finnland auf Hindernisse gestoßen, welches wie Spanien bei dem ersten Anlaufe so leicht zu unterwerfen geschienen. Es habe eine Armee an der Donau, die ohne Zweifel hinreiche, den Türken die Stirne zu bieten, aber nicht auch für den Fall einer Nationalerhebung; nur sehr wenige Streitkräfte blieben Rußland daher Oesterreich gegenüber. Napoleon müßte allein Oesterreich, England, Spanien und den Theilen Deutschlands, die sich zu regen versuchen würden, die Stirne bieten. Er vermöchte es allerdings, denn er sei in der Verfassung, alle seine Feinde zu zerschmettern, aber sei es auch klug, soviel zu gleicher Zeit zu unternehmen, und weswegen übrigens? Um eines Zweckes willen, der chimärisch ist, weil zu weit umfassend, und in dessen Betreff die beiden Reiche selbst sich nicht einzuverstehen vermögen. Gebe es nicht etwas, das einfacher, praktischer, zuverlässiger wäre? Könnte man sich nicht zum Beispiel über einige Erwerbungen einverstehen, die zum Voraus angezeigt wären, deren Zulassung von Seite der europäischen Diplomatie nicht schwer, ohne aus dem Kreise friedlicher Mittel zu schreiten, zu erlangen sein dürfte, und welche für Rußland ein ebenso glänzendes als unverhofftes Ergebniß bilden würden? Wenn Rußland zum Beispiel in Folge der Zeitereignisse Finnland, die Moldau und die Walachei erhielte, würde es da nicht unter der Regierung Alexander's die schönsten, die an Territorialerwerbungen fruchtbarsten Regierungen erreicht haben? Was Frankreich betreffe, wolle es in Zukunft nichts mehr erwerben. Spanien für Joseph, die weltliche Gewalt in Rom für die Franzosen, erfülle alle seine Wünsche. Es wolle fernerhin nicht eine einzige Territorialveränderung. Um das zu beweisen, werde Frankreich die deutschen Gebiete, welche ihm von der Zerstückelung Preußens her geblieben, unter die Fürsten des Rheinbundes vertheilen. Seine natürlichen Grenzen

genügten ihm, und Spanien selbst, dessen es sich bemächtigt habe, sei keine Territorialerwerbung, sondern die Ergänzung seines Föderativsystems, denn Spanien bleibe unabhängig und für sich unter einem Prinzen aus dem Hause Bonaparte, statt unter einem Prinzen aus dem Hause Bourbon. Es sei nicht unmöglich, alle diese Vortheile für Frankreich sowohl als für Rußland durch die Diplomatie und durch eine letzte militairische Anstrengung, der Russen in Finnland, der Franzosen in Spanien zu erlangen. Sei es nicht in der That wahrscheinlich, daß Europa, so vieler Bewegungen müde, der festen Vereinigung beider Reiche gegenüber lieber mit dem Frieden als mit dem Kriege enden werde? Und nachdem Finnland, die Moldau und die Walachei für Rußland, nachdem durch die Unterwerfung Spaniens unter die Regierung Joseph's für Frankreich die Vollendung seines Föderativsystems gesichert worden, sei der Friede ganz gewiß eine sehr schöne, eine sehr annehmbare Lösung, welche die erschöpfte Welt mit Wonne erfüllen würde. Wenn jedoch der Friede unter diesen Bedingungen unmöglich sein sollte, so könnten die beiden Reiche, nachdem sie, das eine mit Finnland, das andere mit Spanien fertig geworden, sich in die unbekannte, unermeßliche Zukunft einlassen, die sich ihnen im Orient öffne, könnten es mit größerer Ungebundenheit in ihren Bewegungen, mit freierer Verfügung über ihre Mittel. Uebrigens wären Alexander und Napoleon noch jung, und hätten Zeit zu warten und ihre großen Entwürfe auf den Orient für eine spätere Zeit zu verschieben.

Nachdem die seltsame Lage, welche die beiden Souveraine des Occidents und des Orients zusammengeführt hatte, um über solche Gegenstände zu verhandeln, einmal zugelassen war, so entsprach der Klugheit nichts so sehr als jenes System. Vollenden, was man begonnen, bevor man sich in neue Unternehmungen stürzte, war eine Klugheit, welche ein erster Unfall Napoleon eingab, und die ihm genehm zu machen, einiger Ueberdruß am Kriege gleichfalls beitrug. Wäre er doch immer für diese erste Lehre des Schicksals gleich empfänglich geblieben!

Es geschah nicht in einer einzigen, sondern in mehreren Unterredungen, daß Napoleon und Alexander sich über alle diese Dinge so aussprachen. Was Alexander betrifft, so gab es, nachdem ihm Constantinopel verweigert worden, in der Theilung der Türkei nichts weiter, was ihm wohlgefällig gewesen wäre. Diese unermeßliche Frage, die das Schicksal der Welt in sich schloß, auf eine Zeit vertagen, wo Rußland mit dem Occident weniger abzurechnen hatte, war Alles, was zu thun übrig blieb. Aber an die Stelle dieser riesenhaften, nur allzuchimärischen Entwürfe eine Wirklichkeit setzen wie das Geschenk der Donaufürstenthümer, vorausgesetzt, daß es keine eitle Verheißung, sondern eine unzweifelhafte, unmittelbare Gabe war, das enthielt genug, um den Czar zufrieden zu stellen; und in den Augenblicken voller Klarheit der Einsicht fühlte er selbst, daß das ihm am besten zusage, denn er hatte dann Frankreich nichts an der orientalischen Küste zu geben, weder Albanien, noch Morea, noch Thessalien, noch Macedonien, noch Aegypten. Das altersschwache Reich der Sultane blieb daher eine für den Augenblick, wo man es würde verschlingen können, bereit gehaltene Beute. Für jetzt empfing man ein reelles Geschenk, das in jeder andern Zeit als in einer der Wunder für großartig gegolten haben würde, das keine Reue nach sich zog, und mit keiner mißlichen Gegengabe bezahlt wurde, denn ob Spanien dem Hause Bourbon oder dem Hause Bonaparte angehöre, das war allerdings für England, aber keineswegs für Rußland wichtig.

Alexander konnte daher in die neuen Absichten Napoleon's eingehen und dabei überdies hohe Befriedigung finden. Wunderbares lag darin allerdings nichts, und eine Phantasie wie die dieses jungen Monarchen mochte es bedauern. Das positivste Resultat hätte ohne eine Beimischung von Wunderbarem keinen Reiz für ihn, und die französische Allianz lief Gefahr eine jener warmen Freundschaften zu werden, für die er so schnell zu erkalten pflegte. Doch ersetzte etwas bei dem jungen Kaiser das Wunder aller Theilungspläne: das war die augenblickliche Verwirklichung seiner Wünsche, welche die ganze Lebhaftigkeit der Begierden der Jugend hatten, die sofort befriedigt sein wollen. Sein alter Minister Romanzoff, der am andern Ende des menschlichen Lebens angelangt war, besaß das ganze jugendliche Feuer der Wünsche seines Gebieters. Er wollte keinen Tag Aufschub gelten lassen, gleich als fürchte er bei seinem Alter, seinen Ruhm nicht lange zu genießen, und für einen ehemaligen Schüler Katharinens war es in der That ein herrlicher Ruhm, dem russischen Reiche die Donaumündungen zu verschaffen. Der Reiz, den Napoleon statt des Wunderbaren anwenden mußte, war daher der Reiz der Schnelligkeit.

Nach Zulassung dieses neuen Systems der Ausgleichung warfen Alexander und Romanzoff mit einer Leidenschaft ohne Gleichen sich auf die Idee der Erwerbung der Moldau und Walachei, und wollten von Erfurt nicht eine eitle Verheißung, sondern eine Thatsache mitnehmen, die man bei ihrer Rückkehr nach St. Petersburg öffentlich ankündigen könne ([12]).

Bisher hatte Napoleon die zeitweilige Besetzung der Moldau und Walachei durch die Russen geduldet, aber nicht ohne einige Klagen über diesen Gegenstand, nicht ohne zu verstehen zu geben, daß die verlängerte Besetzung Schlesiens durch die Franzosen eine nothwendige Folge davon sei. Davon konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Frankreich mußte durch einen förmlichen Traktat einwilligen, daß Rußland die Donaufürstenthümer definitiv besitze, und verpflichtete sich nicht nur, diese Erwerbung selbst genehm zu halten, sondern auch die Genehmhaltung von der Türkei, von Oesterreich, ja sogar von England zu erlangen, sobald mit letzterer Macht unterhandelt würde. Folglich hatte Rußland den Waffenstillstand mit den Türken zu brechen, und bis an den Fuß des Balkans und über dieses Gebirge, bis Adrianopel, bis Constantinopel wenn nöthig vorzurücken, um der Pforte dieses Opfer zu entreißen.

Im Falle Oesterreich dazwischen treten würde, wollte man es mit gemeinsamen Kräften erdrücken. Was England betrifft, war man mit demselben im Kriege begriffen, hatte also dieser Macht gegenüber keinen neuen Entschluß zu fassen. An Napoleon war es, ihr auf dem Boden der Halbinsel irgend einen zerschmetternden Stoß beizubringen, um es zur Gutheißung alles dessen, was man auf dem Continent unternehmen wollte, zu nöthigen.

Napoleon hatte gegen diese Ideen keine Einwendung. Unverzüglich geben, war sein Gedanke, denn er hatte die Nothwendigkeit eingesehen, im Herzen Alexander's eine neue Leidenschaft zu erregen. Er wünschte nur, daß im Ausdruck der Beschlüsse, die man in Erfurt fassen würde, einige Klugheit beobachtet werde, um nicht dem Versuche zur Gelangung eines allgemeinen Friedens zu schaden, welcher Versuch seinem Willen gemäß aus der Zusammenkunft zu Erfurt hervorgehen sollte. Er nahm daher als Princip an, daß Rußland unverzüglich in den Besitz der Moldau und Walachei trete. Die Art der Veröffentlichung der Sache war Angelegenheit der Abfassung und blieb den Ministern der beiden Souveraine überlassen.

Nachdem die Wünsche Alexander's und Romanzoff's befriedigt waren, empfanden sie eine Freude, die fast der Wonne glich, womit sie drei Monate vorher von der Eroberung von Constantinopel geträumt hatten. Napoleon hatte also seinen Zweck erreicht, Alexander durch eine beschränkte, aber unmittelbare Gabe fast ebenso sehr zu befriedigen als durch glorreiche, aber zweifelhafte Aussichten. Zum Uebereinkommen über diese Punkte waren die ersten acht oder zehn Tage der Zusammenkunft verwendet worden. Obschon in ihren Beziehungen fortwährend die äußerste Courtoisie geherrscht hatte, zeigten die beiden Souveraine von da an gegeneinander noch eine weit freudigere Rücksichtsnahme. Alexander vor Allem schien in seine Politik Affectation zu legen; er benahm sich auf der Promenade, bei Tafel, im Schauspiele vertraulich, freundschaftlich, ehrerbietig, enthusiastisch gegen seinen ruhmgekrönten Verbündeten. Wenn er von ihm sprach, geschah es mit einem Ausdruck von Bewunderung, der Jedermann auffiel.

Erfurt war der außerordentlichste Sammelplatz von Souverainen geworden, dessen die Geschichte Erwähnung thut. Zu dem Kaiser von Frankreich und von Rußland, zum Großfürsten Constantin, zum Prinzen Wilhelm von Preußen, zum Könige von Sachsen hatten sich gesellt die Könige von Baiern und von Würtemberg, der König und die Königin von Westphalen, der Fürst-Primas und Kanzler des Rheinbundes, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, die Herzöge von Sachsen-Weimar, von Sachsen-Gotha, von Oldenburg, von Mecklenburg-Strelitz und von Mecklenburg-Schwerin, und eine Menge Andere, die aufzuzählen viel zu lange wäre, mit ihren Kammerherren und Ministern. Sie speisten jeden Tag bei dem Kaiser, und nahmen bei Tafel ihre Plätze je nach ihrem Range. Des Abends ging man in das Theater, dessen Saal Napoleon für diese feierliche Gelegenheit hatte herstellen und ausschmücken lassen. Der Abendcirkel war bei dem Kaiser von Rußland. Napoleon hatte bemerkt, daß Alexander wegen seiner Gehörsschwäche im Theater nicht Alles wohl vernehmen könne; er ließ daher dort, wo sich in unseren Schauspielhäusern das Orchester befindet, eine Estrade herrichten, und da saßen die beiden Kaiser auf zwei Lehnstühlen, wo sie von Allen im Hause gut gesehen werden konnten. Rechts und links standen Stühle für die Könige. Rückwärts, d. h. im Parterre befanden sich die Prinzen, Minister und Generale, was zu dem so oft wiederholten Worte Anlaß gab, es habe zu Erfurt ein Parterre von Königen gegeben. Cinna war bereits dargestellt worden, man führte noch Andromache, Britannicus, Mithridates, Oedipus auf. Bei Darstellung des letztern Stückes erfüllte eine eigenthümliche Thatsache die Zuhörer mit Erstaunen und Freude. Alexander, ganz voll von der neuen Zufriedenheit, die Napoleon ihm einzuflößen so geschickt gewesen war, gab diesem einen Beweis der feinsten, der liebenswürdigsten Schmeichelei. Bei dem Verse Oedips: „Eines großen Mannes Freundschaft ist Wohlthat der Götter," ergriff Alexander in einer Art, daß alle Zuschauer es gewahr werden mußten, die Hand Napoleon's und drückte sie mit Innigkeit. Diese richtig bemessene Handlung verursachte unter den Anwesenden eine Bewegung des Erstaunens und einmüthiger Zustimmung.

Es war zu Erfurt ein Mann angekommen, den alle diese Darlegungen und dieser ganze Glanz beunruhigten, peinigten, und mit tiefer Angst erfüllten: das war der General Vincent, Repräsentant des österreichischen Hofes. Sein Gebieter hatte ihn gesendet, um die beiden großen Fürsten, die sich den Grenzen seines Reichs so nahe befanden, zu begrüßen, dann aber um zu beobachten was vorgehe, um wo möglich in das Geheimniß der Zusammenkunft zu dringen, und um sich in passender Art zu beklagen, daß man Oesterreich vernachlässigt habe, klar andeutend, daß der Kaiser Franz, wenn man ihn eingeladen hätte, gern gekommen wäre, und daß seine Anwesenheit weder den Glanz der Zusammenkunft vermindert, noch seine Zustimmung dem Vollzug der Beschlüsse, die man auf ihr fassen mochte, geschadet haben würde.

Napoleon hatte sich zum Voraus sein Benehmen gegen diesen österreichischen Gesandten vorgezeichnet. Vor Allem hatte man, um die Geheimnisse der Zusammenkunft desto sicherer zu bewahren, sie auf vier Personen beschränkt, auf die beiden Kaiser nämlich und ihre zwei Minister Romanzoff und Champagny. Alexander und Romanzoff waren im Interesse ihres Ehrgeizes, Napoleon im Interesse seiner ganzen Politik, Champagny in Folge einer Verschwiegenheit, die jede Probe hielt, unfähig, auch nur das Geringste von dem Geheimnisse der Verhandlungen verlauten zu lassen. Man hatte daraus selbst für Talleyrand ein Mysterium gemacht, dem Napoleon jeden Tag mehr mißtraute, besonders wenn es sich um die

Verhältnisse zu Oesterreich handelte. Man hatte ihm wohl anvertraut, der Zweck der Unterhandlungen sei, die beiden Kaiserthümer Frankreich und Rußland einander zu nähern, ja sogar in einem Vertrage die Principien, die sie einigen sollten, festzusetzen; den eigentlichen Gegenstand der Beschlüsse aber hatte man ihm sorgfältig verborgen. Man sagte daher dem Herrn von Vincent durchaus nichts, und als er sich beklagte, daß sein Gebieter außerhalb dieser kaiserlichen Zusammenkunft gelassen worden sei, antwortete man ohne viele Umschweife, daß das die Folge seiner unerklärlichen Rüstungen sei; daß man, um an einer bestimmten Politik Theil nehmen zu können, sich ihr günstig beweisen, nicht aber gegen sie alle Streitkräfte seiner Staaten aufbieten müsse; daß Oesterreich durch ein solches Benehmen nichts weiter gewinne, als jeden Tag mehr von den großen Angelegenheiten Europas ferne gehalten zu werden, und daß ihm, wenn es vertraute Freundschaften haben wolle, nichts übrig bleibe, als sie in England zu suchen.

Die Stellung des Herrn von Vincent wurde jeden Augenblick schiefer, und Napoleon wendete, um sie verlegen, ja demüthigend zu machen, obschon die äußere Höflichkeit musterhaft blieb, eine Bosheit auf, in der er von Alexander nach besten Kräften unterstützt wurde. Vincent hatte keine andere Zuflucht als bei Talleyrand, der stets mehr der österreichischen Politik ergeben wurde, und sich bemühte ihn zu beruhigen, indem er sagte, daß nichts vorgehe, und daß man vertraute Freundschaft nur zur Schau trage, um den Frieden, dessen alle Welt bedürfe, aufrecht zu halten. Man vereinigte sich häufig bei einer ausgezeichneten Frau, der Fürstin von Thurn und Taxis, einer Schwester der Königin von Preußen. Die Fürstin empfing bei sich die glänzende Gesellschaft, und häufig erschien der Kaiser Alexander selbst. Man ließ hier Alles einflüstern, was man in den diplomatischen Conferenzen nicht offen sagen wollte, eine Art der Mittheilung, in welcher Talleyrand sehr geschäftig war, wie man bald sehen wird. Man entwickelte Geist, Feinheit, Anmuth; und man sah hier die großen Genies Deutschlands, Goethe und Wieland, die mit ihrem erlauchten Beschützer, dem Herzoge von Weimar, gekommen waren, sich unter Könige, Minister und Generale mengen. Hier war es, wo man zu errathen suchte, was man nicht wissen konnte, wo man in einem entschlüpften Worte einen großen politischen oder militairischen Gedanken zu erhaschen hoffte. Der unglückliche Vincent erschöpfte sich in Nachforschungen, Beobachtungen, Muthmaßungen aller Art, und seine sichtliche Pein machte den beiden Kaisern Vergnügen, denn sie wollten Oesterreich für sein ebenso feindseliges als unkluges Benehmen bestrafen.

Da die innige Eintracht mit Rußland mittels der förmlichen und unmittelbaren Abtretung der Donaufürstenthümer hergestellt schien, und die Mitwirkung dieser Macht gegen Oesterreich die nothwendige Folge davon war, so entschied Napoleon zu Erfurt mehrere bisher zweifelhaft gebliebene Fragen über die Vertheilung seiner Streitkräfte. Er befahl, daß die schöne Division Sebastiani, die aus einigen alten nach Spanien bestimmten Regimentern zusammengesetzt war und die noch nicht nach Bayonne in Bewegung gesetzt worden, von Paris und andern Orten unverzüglich aufbreche. Denselben Befehl gab er in Betreff der Division Leval, welche fast ganz aus deutschen Hülfstruppen gebildet war, und es sollten diese beiden Divisionen Ende October zu Bayonne eintreffen. Auch beschloß er jetzt in Betreff des fünften Corps, das anfangs nach Baireuth dirigirt worden war, daß es bestimmt nach dem Rheine und den Pyrenäen zu marschiren habe. Endlich fügte er den drei schon nach Spanien marschirten Dragonerdivisionen noch zwei hinzu, so daß in Deutschland nur die Küraſſiere mit einem beträchtlichen Theile der leichten Cavallerie blieben. Diese Anordnungen waren das natürliche Ergebniß der ihm durch das Einverständniß mit Rußland eingeflößten Sicherheit sowie des Wunsches, die Spanier und Engländer unverzüglich durch eine unwiderstehliche Truppenmasse zu erdrücken.

Bereits zehn Tage waren die beiden Monarchen beisammen: es blieb nur noch übrig, die Bedingungen ihres Einverständnisses schriftlich abzufassen, und das war bei der neuen Leidenschaft, sofort zu haben, die sich Alexander's und Romanzoff's bemächtigt hatte, keine leichte Sache. Um ihre mit jedem Tage herzlicher werdende Einigung nicht durch Erörterung untergeordneter Dinge zu trüben, kamen die beiden Souveraine überein, ihren Ministern Romanzoff und Champagny die Sorge der förmlichen Abfassung der Uebereinkunft zu überlassen, welche ihre neuen Beschlüsse enthalten sollte, und reisten nach Weimar, wo seit langer Zeit für sie großartige Feste vorbereitet waren. Die Herren von Romanzoff und Champagny blieben zurück, um zur Vollbringung des ihnen anvertrauten wichtigen Werkes zu schreiten ([13]).

Napoleon wollte, wie wir schon gesagt haben, daß aus der Zusammenkunft zu Erfurt ein festes, und vor Allem ein aller Welt einleuchtendes Einverständniß mit Rußland hervorgehe, damit seine Feinde durch Benehmung jedweder Hoffnung auf Erfolg eingeschüchtert und zum Frieden gezwungen würden. Als Preis, daß Rußland ihn in Spanien und Italien gewähren lasse, gestand er zu, daß Finnland, Moldau und Walachei diesem Reiche in jedem Fall, Frieden wie Krieg, angehören sollten; aber er wollte, wenn möglich, Rußland diese Vortheile durch den Frieden verschaffen, und das versucht wissen, bevor man sich in einen neuen allgemeinen Krieg einließ, in welchen die ganze Welt hineingezogen würde, namentlich Oesterreich und die Türkei. Napoleon war überzeugt, daß, wenn die Einigung Rußlands und Frankreichs vollständig, aufrichtig und offenkundig wäre, Oesterreich sich fügen müsse, denn es wäre zwischen den beiden Reichen zermalmt worden, wenn es sich regte; und daß, sobald Oesterreich sich gefügt, auch England werde nachgeben und den Seefrieden unterzeichnen müssen. Er übernahm es übrigens, dasselbe noch durch verschiedene andere Mittel dazu zu ver-

mögen. Er wollte, daß man England Friedenseröffnungen mache, und zwar auf die feierlichste Weise, im Namen der beiden Kaiser, damit diese Eröffnungen dem englischen Publicum wohlbekannt würden. Während dieser Eröffnungen wollte Napoleon, durch die russische Allianz gesichert, in Deutschland nur einen sehr kleinen Theil der großen Armee lassen, den Ueberrest in das Lager von Boulogne senden, in Person an der Spitze von 150,000 Mann alter Truppen, wodurch die Gesammtsumme der jenseits der Pyrenäen verwendeten französischen Streitkräfte auf 250,000 stieg, nach der Halbinsel marschiren, die Insurgenten erdrücken und den gelandeten Engländern irgend einen schweren Unglücksschlag beibringen. Durch die Vereinigung dieser Mittel glaubte er England zu Unterhandlungen nöthigen zu können. Allerdings war erforderlich, es zur Anerkennung zwei großer Thatsachen zu bewegen, der Gelangung Spaniens an das Haus Bonaparte, und des Besitzes der Donaufürstenthümer durch Rußland. Das waren aber zwei Thatsachen, die bereits vollendet oder nahe daran waren, es zu sein, denn Spanien glaubte er binnen zwei Monaten unterworfen zu haben, und die Donaufürstenthümer waren von Rußland besetzt, so daß der Türkei und ihren Freunden fast jede Hoffnung einer Räumung dieser Provinzen benommen war. Uebrigens hatte England sich schon einigermaßen geneigt gezeigt, Rußland die Moldau und Walachei zuzugestehen. Napoleon erblickte daher in dem, was er wollte, keine unüberwindlichen Hindernisse des Friedens, besonders wenn ihm die großen Schläge gelangen, die er den Spaniern und Engländern zugedacht hatte.

Er hatte daher einen an England im Namen der beiden Kaiser „vereint zum Kriege wie zum Frieden," wie es in dem Manifeste heißen sollte, zu richtenden Vorschlag ausgedacht, worin man sich erbot, zur Erzielung einer allgemeinen Annäherung auf die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes zu unterhandeln. Diese Grundlage war bequem, denn sie ließ England seine Eroberungen zur See mit Einschluß Maltas, sicherte Spanien und Neapel für Frankreich, Finnland und die Donaufürstenthümer für Rußland. Um diese letztern Rußland zu sichern, wollte man der Pforte erklären, daß dasselbe diese Provinzen erhalten werde, und diese Erklärung durch die Anwesenheit russischer Armeen und durch die Rathschläge Frankreichs unterstützen. Mißlang es, sich Gehör zu verschaffen, so lieferte Frankreich die Pforte an Rußland, was in Bezug auf das Endergebniß keinen Zweifel gestattete.

Ueber alle diese Punkte war man einverstanden, es konnte mithin ihre schriftliche Abfassung keine Schwierigkeit haben, denn es giebt keine im Ausdrucke, wenn keine im Gedanken ist. Einen wichtigen Punkt aber gab es, über welchen sich einzuverstehen nicht so leicht war. Indem Napoleon die Moldau und Walachei positiv und unmittelbar Rußland zugestand, wollte er, letzteres möge die betreffende Mittheilung an die Pforte um einige Wochen verschieben: denn wenn dieselbe erfuhr, was ihr bereitet worden, so gerieth sie in Erbitterung, setzte England in Kenntniß, warf sich in dessen Arme, und diese Macht, durch einen neuen Bundesgenossen verstärkt, sah dann in der Allianz mit Spanien, Oesterreich und der Türkei günstige Wechselfälle für einen neuen Kampf, und war daher um so mehr veranlaßt, den Frieden zu verweigern. Wenn man im Gegentheile auch nur wenige Wochen wartete, mochte man England indeß bewegen, daß es unterhandele. Hatte es sich einmal in die Unterhandlung eingelassen, konnte es dieselbe so leicht nicht wieder abbrechen, weil das englische Publicum das Ende des Kriegs wünschte; und wenn man endlich die letzte Bedingung eröffnete, Rußland nämlich die zwei Provinzen zu lassen, die diese Macht factisch ohnehin besaß, so war es nicht wahrscheinlich, daß England, einmal in die Idee des Friedens eingegangen, wegen einer Frage, an der dasselbe persönlich kein großes Interesse hatte, wieder zur Idee des Kriegs zurückkehre. In dieser Zusatzclausel, in dem Aufschube von einigen Wochen, den man der russischen Ungeduld zumuthete, stak die Schwierigkeit.

Der Kaiser Alexander verließ sich in diesem Betreff auf seinen alten Minister, dessen Eifer mindestens dem seinigen gleichkam. Champagny fand den Grafen Romanzoff bereit, in Alles ohne den geringsten Anstand zu willigen; als man aber zu der Clausel kam, wonach die Mittheilung an die Pforte verschoben werden sollte, wurde er unbiegsam. Ein neuer Aufschub, sagte er, nach fünfzehnmonatlichem Zuwarten seit Tilsit, sei nicht zu ertragen. Seit fünfzehn Monaten habe Frankreich Rußland Verheißungen gemacht, ohne irgend etwas zu gewähren, wodurch Rußland genöthigt worden, den Türken gegenüber in Waffenstillstandsverfassung zu bleiben. Ohne das Andringen Frankreichs, sagte Romanzoff ferner, wäre man schon über den Balkan gegangen und hätte die Türkei gezwungen, Provinzen abzutreten, die sie weder zu behaupten noch zu regieren vermag. Die ganze Frucht der Einigung zu Tilsit sei bisher dieser der russischen Thätigkeit auferlegte Zügel gewesen, und man habe darunter zu sehr gelitten, um denselben noch länger zu dulden. Man sei aus solcher Ferne, von Petersburg nach Erfurt, trotz vieler Gegenreden, unheimlichen Prophezeiungen und großen Opfern an Würde, nur gekommen, um diesem unleidlichen status quo ein Ende zu machen.

Champagny hatte gut antworten, daß es sich um einen Aufschub von nur einigen Wochen handle, daß man nach London Couriere senden werde, daß die Antwort nicht auf sich warten lassen könne, daß in dem Falle, als England in die Eröffnung einer Unterhandlung willige, man bald wissen müsse, ob die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes angenommen werde oder nicht; daß im Falle der Annahme es wohl der Mühe lohne, einige Geduld zu haben, um jene schönen Erwerbungen ohne einen Krieg zu erlangen; daß man dagegen im Falle der Nichtannahme sofort in Constantinopel Verhandlungen anknüpfen könne, denen dann, es sei durch friedliche oder kriegerische Mittel, die Erwerbung der so er-

sehnten Donauufer folgen müsse. Von allen diesen Gründen wollte der russische Minister auch nicht einen einzigen gelten lassen. — „Immer und immer Aufschub!“ wiederholte er mit schmerzlichem Tone. „Wir sollen aufschieben, während man sich weder in Bezug auf Madrid, noch auf Rom irgend einen Aufschub auferlegt hat! Wenn es noch eine genau begrenzte, fest bestimmte Frist wäre, nach deren Ablauf jede Ungewißheit zu enden hätte, so möchte es sein. Aber man will, daß wir uns bis zu dem Augenblick gedulden, wo die Unterhandlung keine gegründete Hoffnung mehr bietet, daß man sich einverstehen werde. Es giebt Unterhandlungen, die Jahre lang gedauert haben. Wir werden also Jahre lang den Türken gegenüber in Waffenstillstandsverfassung bleiben müssen!“ —

Champagny war erstaunt über den Eifer und die Ungeduld dieses alten Ministers, der von einer jener heftigen Leidenschaften beherrscht wurde, wie sie sich zuweilen der Greise bemächtigen, und ihnen alle Würde des Alters benehmen, ohne ihnen die anziehende Lebendigkeit der Jugend zu geben ([15]). Zugleich lag am Tage, daß diese Gluth des Verlangens mit etwas Mißtrauen gemischt war, und daß Romanzoff besorgte, man könne ihn und seinen Gebieter durch einen neuen Aufschub täuschen. Da Champagny sah, daß Romanzoff an diese Erwerbung den Ruhm seiner letzten Lebenstage knüpfe und dringender sei als Alexander selbst, glaubte er die Rückkehr der beiden Monarchen abwarten zu müssen und den Kaiser der Franzosen seinen persönlichen Einfluß auf den Kaiser von Rußland ausüben zu lassen, um von demselben die Aufnahme einer für unerläßlich erachteten Vorsichtsclausel in den Vertrag zu erlangen.

Die beiden Kaiser hatten sich mit ihrem ganzen Gefolge von Königen und Fürsten nach Weimar begeben, um da den 6. und 7. October zu verweilen, und am 8. zu ihren wichtigen Geschäften zurückzukehren. Zwischen Erfurt und Weimar liegt der Ettersburger Wald. Hier hatte der Herzog von Weimar eine Reihe eleganter Pavillons für alle seine gekrönten Gäste errichten lassen. Jener für die Kaiser und Könige befand sich in der Mitte und war in der That prachtvoll. Vor diesen Pavillons mußte eine unermeßliche Menge Wild, Hirsche, Dammhirsche, Rehe vorbei, die man in Netze getrieben hatte und die nicht anders entfliehen konnten, als indem sie das Feuer der zu dieser Jagd geladenen Gäste aushielten. Alexander hatte niemals eine Flinte losgeschossen, so harmlos waren die Vergnügungen, die er liebte. Indeß brachte er doch einen Hirsch zu Boden, und eine Menge anderer fiel unter den Kugeln dieser erlauchten Jägergesellschaft. Ein prachtvoller Empfang erwartete die beiden Kaiser zu Weimar. Nach einem prunkenden Mahle vereinigte ein Ball die glänzendste Gesellschaft Deutschlands. Goethe und Wieland waren gegenwärtig. Napoleon verließ jene Gesellschaft, um in einer Ecke des Saales lange mit den beiden berühmten deutschen Schriftstellern sich zu unterhalten. Er redete mit ihnen vom Christenthum, vom Tacitus, jenem Geschichtschreiber, dem Schrecken der Tyrannen, dessen Namen er, wie er lachend sagte, ohne Furcht ausspreche, und behauptete, daß Tacitus das düstere Gemälde seiner Zeit etwas übertrieben habe, und daß er kein so einfacher Maler wäre, um durchaus wahr zu sein. Dann ging er zur modernen Litteratur über, verglich sie mit der alten, und zeigte sich im Fache der Kunst wie im Fache der Politik immer als denselben, als Anhänger der Regel, der geordneten Schönheit, und sagte in Bezug auf ein Shakespeare nachgeahmtes Drama, welches Tragödie und Comödie, Furchtbares und Burleskes durcheinander mengte, zu Goethe: „Ich erstaune, daß ein so großer Geist wie Sie nicht die regelstrengen Gattungen liebt.“ — Ein tiefes Wort, das wenige Kritiker unserer Tage zu begreifen im Stande sind.

Nach dieser langen Unterhaltung, in der er außerordentliche Anmuth entfaltete und den beiden großen Schriftstellern zeigte, daß er um ihretwillen die erlauchteste Gesellschaft verlassen habe, schied er von ihnen, welche sich durch einen so großen Beweis von Aufmerksamkeit gebührend geschmeichelt fühlten. Der Zusammenkunft von Erfurt verdankten sie, daß sie mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt wurden, eine Auszeichnung, die sie in jeder Rücksicht verdienten, und welche, so hervorragenden Männern verliehen, an ihrem Glanze nichts einbüßte.

Am folgenden Tage wurde ihm ein neues Fest auf dem Schlachtfelde von Jena, zwischen Erfurt und Jena, gegeben. Der Eifer, Napoleon zu gefallen, war so groß, daß man seine eigene Würde vielleicht vergaß, indem man sich in dieser Art eine der schrecklichsten Schlachten, welche Frankreich über Deutschland gewonnen hatte, in das Gedächtniß rief. Ein Pavillon war auf dem Landgrafenberg errichtet, wo Napoleon in der Nacht vom 13. zum 14. October vor zwei Jahren (man war dem Jahrestage der denkwürdigen Schlacht von Jena nahe) bivouakirt hatte. Ein Plan dieser Schlacht befand sich in dem Pavillon, welcher zur Aufnahme bestimmt war. Es wurde daselbst ein Frühstück servirt, und nachdem jenem großen Tage von der Menge der Anwesenden, die an demselben Theil genommen, tausend Erinnerungen gewidmet worden, und nach höchst angemessenen Gelegenheitsworten, die Napoleon an seine deutschen Wirthe richtete, begab man sich rechts nach der Ebene von Apolda zwischen dem Schlachtfelde von Jena und dem von Auerstädt, nach jener Ebene, die durch die Unthätigkeit Bernadotte's in so wenig beneidenswerther Art berühmt geworden ist. Eine zweite Jagd wurde hier gehalten und nahm einige Stunden des Vormittags weg. Dann reiste man nach Erfurt zurück. Bevor Napoleon die Höhen verließ, von denen man die Stadt Jena erblickt, wollte er ein Andenken der Wohlthätigkeit stiften, das neben den schrecklichen Erinnerungen, die er bereits an diesen Orten hinterlassen, eingeschrieben werden möchte. Jene unglückliche Stadt war durch Granaten in Brand gesteckt worden. Napoleon gab eine Summe von 300,000 Franken zur Entschädigung Derjenigen, die damals durch seine Anwesenheit gelitten hatten.

Nach der Rückkehr nach Erfurt mußte er sich am nächsten Tage neuerdings mit den ernsten Angelegenheiten beschäftigen, die ihn nach Deutschland geführt und die den Beherrscher von Rußland vermocht hatten, aus so weiter Ferne zu kommen. Er sprach darüber mit dem Kaiser Alexander, betraute aber hauptsächlich Champagny mit der Sorge, hartnäckig darauf zu bestehen, daß in die Mittheilungen, die zu Constantinopel gemacht werden sollten, einige Vorsicht komme, und daß man nicht schon bei Einleitung der Unterhandlungen England Allianzen schaffe, welche es zum Beharren im Kriege geneigt machen müßten. Was die Erwerbung der Donauprovinzen betraf, ermächtigte er den Minister Champagny zu der bestimmtesten und beruhigendsten Abfassung in Bezug auf die Gewißheit dieser Erwerbung selbst, vermittelt jedoch durch einen Aufschub in der Erfüllung, der den Beginn der Unterhandlungen zu London möglich mache.

Nach häufigen Besprechungen gewann Napoleon etwas über die Ungeduld Alexander's, und theilte es Champagny mit, damit dieser auch etwas über die Ungeduld Romanzoff's gewinne. Dennoch wünschte er seinen jungen Alliirten zufrieden zu stellen, denn er rechnete darauf, seine ganze Politik nicht nur auf die Wirklichkeit, sondern auch auf die Offenkundigkeit der russischen Allianz im Frieden wie im Kriege stützen zu können. Daher weigerte er, so sehr er auch Geld bedurfte, sich nicht, eine neue Verminderung der Preußen auferlegten Lasten zu gewähren. Durch die Convention vom 8. September war die definitive Räumung des preußischen Gebiets, mit Ausnahme der drei Plätze Stettin, Küstrin und Glogau als Unterpfand, und unter der Bedingung der Zahlung von 140 Millionen binnen zwei Jahren festgesetzt worden. Der König von Preußen hatte sich beeilt, diese Convention, die ihm die Befreiung seines Gebiets gewährte, zu unterzeichnen, aber zugleich erklärt, daß er deshalb keineswegs darauf verzichte, von dem Edelmuthe seines Besiegers eine Erleichterung der Last zu erbitten, die zu tragen sein Land sich in der Unmöglichkeit befinde. Er und die Königin hatten den Kaiser Alexander inständig gebeten, er möge seine Zusammenkunft mit Napoleon benutzen, um für sie noch eine Erleichterung auszuwirken. Alexander, dessen Herz vergeßlich, aber gut war, hatte versprochen, was man von ihm verlangte, und es würde ihn geschmerzt haben, wenn er nicht durchdrang. Die Abtretung der Donaumündungen würde in seinen Augen an Werth verloren haben, wenn er auf seiner Rückkehr nach dem Norden Vorwürfe auf der Stirne seiner unglücklichen Bundesgenossen hätte lesen müssen. Er hatte von Napoleon eine Verminderung der 140 Millionen um 40 verlangt, und außerdem eine Frist von mehreren Jahren statt zweien zur Abtragung der ganzen Summe. Ja er hatte sogar eigenhändig ein Schreiben aufgesetzt, in welchem Napoleon ihm dieses Zugeständniß ankündigen und es zugleich seiner persönlichen und dringenden Fürsprache beimessen sollte. Napoleon wußte, daß es keine bündigere Art gebe, Alexander sich zu verpflichten, und nachdem er so viel Widerstand als nöthig geleistet hatte, um den Werth des Opfers, das er brachte und das bei dem Zustande seiner finanziellen Hülfsquellen in der That eines war, fühlbar zu machen: willigte er in eine Verminderung der Summe um 20 Millionen und in die Verlängerung der Zahlungsfrist um ein Jahr. So hatte Preußen statt 140 Millionen in zwei Jahren, jetzt nur 120 Millionen binnen drei Jahren zur Hälfte in baarem Gelde, zur Hälfte in Pfandbriefen zu bezahlen. Das von Alexander aufgesetzte, von Napoleon etwas abgeänderte Schreiben, wurde ziemlich in der Art erlassen, wie es vorgeschlagen worden.

Die beiden Souveraine, welche dergestalt suchten einer dem andern gefällig zu sein, und die täglich über die Uebereinstimmung in ihren Absichten, abgesehen von einigen Schwierigkeiten in Nebendingen, mehr erfreut wurden, hatten sich jedoch noch eine letzte Eröffnung zu machen, deren Initiative Napoleon nicht ergreifen wollte. Es handelte sich um eine Familienverbindung, welche ihre politische Allianz wenn nicht fester, so doch augenfälliger gemacht haben würde, um die Vermählung Napoleon's nämlich mit einer Schwester des Kaisers Alexander. Napoleon hatte mehr als einmal daran gedacht, sich von Josephine zu scheiden und sich mit einer Prinzessin zu vermählen, die ihm Kinder schenken konnte, war aber noch stets durch die Liebe für die Gefährtin seiner Jugend und durch die Schwierigkeit, eine Wahl zu treffen, davon zurückgehalten worden. Dennoch kam er immer wieder auf dieses Project zurück und zwar jetzt mehr als je, da sich der Souverain bei ihm befand, auf die Allianz, mit welchem er seine Politik stützen wollte, der mit ihm fast gleichen Alters war und heirathsfähige Schwestern hatte, deren Vorzüge gepriesen wurden. Wenn Napoleon eine solche Verbindung schließt, sagte er zu sich selbst, so wird man ihn definitiv für den Gebieter des russischen Hofes halten, wird zittern und Frieden schließen. Obschon er jedoch die Morgen und die Abende mit Alexander verlebte, obschon sie auf dem Fuße der innigsten Vertraulichkeit standen, berührte Alexander doch niemals einen Gegenstand, der ihn so lebhaft interessirte. Napoleon, der in seiner Größe glaubte, er ehre alle Diejenigen, mit denen er in Verwandtschaftsverhältnisse trete, war zu stolz, um die erste Eröffnung zu thun, ohne zum Voraus des Erfolgs sicher zu sein. Jeden Tag unterhielten er und Alexander sich von ihrer Einigung, die, wie sie sagten, nichts stören könne, denn ihre Interessen wären dieselben, ihre Macht könne nur England Anstoß geben, auf das sie der eine wie der andere zu Meere drückten, oder Oesterreich, auf das der eine am Isonzo, der andere an der Donau drücke, und zu Feinden könnten sie nur eine dieser zwei Mächte oder auch beide haben. Sie hatten daher alle politischen Gründe, innig verbunden zu sein. Und sie hatten auch persönliche Gründe, denn sie hatten sich gesehen, sich gegenseitig würdigen gelernt, waren einer dem andern theuer geworden, stimmten in allen Punkten, in Ansichten und im Geschmack überein, waren Beide jung, hatten

Beide eine unermeßliche Zukunft vor sich, hatten ja Zeit, auch wenn sie die Entwürfe auf den Orient jetzt aufschoben, doch eines Tages daran Hand zu legen. — „Romanzoff ist alt," sagte Napoleon zu Alexander, „er wird von Ungeduld verzehrt, die Frucht seiner Anstrengungen zu genießen. Sie aber sind jung, Sie können warten!" — „Romanzoff ist ein Russe aus der vergangenen Zeit," antwortete Alexander, „seine Leidenschaften sind nicht die meinigen. Ich will ein Reich viel lieber civilisiren, als vergrößern. Ich verlange die Donauprovinzen weit mehr für mein Volk, als für mich. Ich werde die übrigen, meinem Reiche nothwendigen Territorialausgleichungen abzuwarten wissen. Aber auch Sie," fuhr er zu Napoleon fort, „müssen die großen Dinge, die Sie vollbracht haben, genießen; möchten Sie doch endlich aufhören, Ihr kostbares Haupt den Kugeln auszusetzen. Haben Sie nicht Ruhm, nicht Macht genug? Hatte Alexander der Große, hatte Cäsar mehr? Genießen Sie, seien Sie glücklich und überlassen Sie der Zukunft unsere Entwürfe." — Diese Betheuerungen der Uneigennützigkeit beantwortete Napoleon mit Betheuerungen seiner Liebe zum Frieden und zur Ruhe. Alexander schien auf Constantinopel nichts mehr zu geben, und Napoleon schien Abneigung gegen Krieg, Schlachten und Eroberungen gefaßt zu haben. Die beiden Fürsten, indem sie in einiger Entfernung von ihren Offizieren miteinander allein um Erfurt lustwandelten, überließen sich der innigsten Vertraulichkeit, wobei Alexander soweit ging, daß er von seinen geheimsten Gefühlen sprach. Mehr als einmal hatte man sich gesagt, es sei sehr zu beklagen, daß Napoleon keinen Sohn habe, und obschon man dabei dem Ziele, zu welchem er Alexander leiten wollte, so nahe kam, wurde es doch nicht berührt. Der junge Czar hielt an sich, obschon er sich erinnern mußte, was nach Tilsit sowohl zu Paris als zu St. Petersburg über den Plan einer Vermählung Napoleon's mit der Großfürstin Katharina, Alexander's ältester Schwester für Reden gefallen waren. Alexander beobachtete diese Zurückhaltung keineswegs deshalb, weil er in seiner Eingenommenheit für die Allianz mit Frankreich seine Schwester Napoleon nicht geben wollte, oder weil er glaubte, sie schlösse durch die Vermählung mit dem Besieger von Europa eine Mißheirath. Aber er sah einen Kampf mit seiner Mutter voraus, scheute diesen, und wollte dergestalt nicht anbieten, was er fürchten mußte, zuletzt nicht geben zu können.

Napoleon, der den Grund dieses hartnäckigen Schweigens nicht kannte, war nahe daran, seinen Aerger darüber trotz des unermeßlichen Interesses zu offenbaren, das er hatte, mit dem Kaiser Alexander in allen und jeden Dingen einträchtig zu erscheinen. Bei dieser Gelegenheit, und zwar bei dieser allein, wurde Talleyrand zu Erfurt nützlich; denn wenn er fähig war, dem Herrn von Vincent die Cabinetsgeheimnisse zu verrathen, und wenn deshalb Napoleon ihm nur einen Theil derselben wissen ließ ([16]), so war er auch allein fähig, mit großer Kunst zu verstehen zu geben, was man nicht sagen wollte. Um mit der geziemenden Würde von Heirath zu sprechen, wenn die zwei größten Potentaten der Erde betheiligt waren, konnte man zuverlässig keinen geschicktern Zwischenhändler finden als Talleyrand.

Napoleon nahm daher zu ihm Zuflucht, um den Kaiser Alexander zu einer Eröffnung zu vermögen, die er selbst nicht machen wollte. Talleyrand, der in den Zwisten der kaiserlichen Familie eine Rolle zu spielen sich scheute, aus Furcht es mit dem einen oder dem andern zu verderben, hatte keine Neigung sich in eine Ehetrennung zu mischen, die Jedermann mehr oder weniger voraussah, und die ein oft vorkommender Text der Gespräche der Politiker war. Um ihn wider seinen Willen auf diesen Gegenstand zu führen, bediente Napoleon sich einer eigenthümlichen Art. — „Sie wissen," sagte er zu ihm, „daß Josephine Sie beschuldigt, Sie beschäftigen sich mit der Trennung ihrer Ehe, und daß sie Ihnen deshalb einen unversöhnlichen Haß geschworen hat?" — Talleyrand verwahrte sich hoch und theuer gegen eine solche Verläumdung. Napoleon antwortete ihm, daß er sich deshalb nicht zu vertheidigen brauche und daß man wohl eines Tages daran denken müsse; daß er, Napoleon, trotz seiner Liebe für die Kaiserin gezwungen sein werde, eine neue Ehe einzugehen, die ihm Erben gewähren könne und ihn mit einem der großen europäischen Fürstenhäuser verbinde; daß in Frankreich nichts stätig sein werde, so lange man die Zukunft nicht gesichert sehe; daß sie es in diesem Momente nicht sei, weil Alles auf seinem alleinigen Haupte beruhe, und daß die Zeit gekommen wäre, eine Frau, bevor er altere, zu nehmen und mit ihr einen Sohn zu erzeugen. Ein solches Gespräch mußte nothwendig auf das russische Herrscherhaus und auf eine Verschwägerung mit demselben führen. Talleyrand wünschte Napoleon Glück zu seinem persönlichen Erfolge bei Alexander, ein Erfolg, der mindestens dem gleichkomme, den er zu Tilsit errungen. Der junge Kaiser ermüdete in der That nicht, bei der Fürstin von Thurn und Taxis, deren Haus er oft besuchte, seine Bewunderung für Napoleon, und nicht blos für sein Genie, sondern auch für seine Anmuth, seinen Witz und seine Güte auszusprechen. — „Er ist nicht nur der größte Mann," wiederholte er unaufhörlich, „sondern auch der beste und liebenswürdigste. Man hält ihn für ehrgeizig, man glaubt, daß er den Krieg liebe. Daran ist nichts. Er führt Krieg nur aus politischer Nothwendigkeit, aus dem Zwang seiner Lage." — Das waren die Reden, welche Alexander führte und Talleyrand sorgfältig Napoleon mittheilte. — „Wenn er mich liebt," antwortete Dieser, nachdem er Talleyrand gehört hatte, „so gewähre er mir den Beweis davon, indem er sich noch inniger mit mir verbindet und mir eine seiner Schwestern zur Gemahlin giebt. Warum hat er in Mitte unserer täglichen vertrauten Herzensergießungen auch nie ein Wort davon gesprochen? Warum vermeidet er so ängstlich diesen Gegenstand?" —

Es war leicht zu merken, Napoleon wolle, daß Talleyrand sich mit dieser Angelegenheit befasse und

dabei das Talent entwickele, womit die Natur ihn begabt hatte, um die Dinge zu sagen oder Andere sie sagen zu machen. Talleyrand befaßte sich wirklich damit und verlor keine Zeit, den Kaiser Alexander bei den häufigen Gelegenheiten, die er hatte, ihm zu begegnen, auf diesen Gegenstand zu bringen. Alexander, der die Koketterie hatte, aller Welt zu gefallen, insbesondere den geistreichen Leuten und Talleyrand mehr als jedem Andern, unterhielt sich oft und gern mit ihm. Talleyrand wartete den günstigen Moment nicht ab, sondern führte ihn herbei, denn die Tage waren gezählt; endlich hatte er die so sehnlich gewünschte Unterredung mit Alexander. Nachdem Talleyrand sich über die Allianz, die zu Erfurt das Hauptthema aller Gespräche war, verbreitet hatte, ging er zu den Mitteln über, sie fester und augenfälliger zu machen, denn beides mußte sie sein, um wahrhaft wirksam zu werden. Das Mittel schien ganz angezeigt: es bestand darin, daß man zu den politischen Banden Familienbande füge, eine leichte Sache, da Napoleon im Interesse seines Reichs verpflichtet wäre eine neue Ehe zu schließen, um einen directen Erben zu erhalten. Um nun sich wieder zu vermählen, mit welchem großen Hause könnte er sich da mehr angemessen verbinden als mit dem russischen Herrscherhause, dessen Haupt sein engster Alliirter geworden sei. — Alexander nahm die Eröffnung mit den schmeichelhaftesten Zeichen seines Wohlwollens für Napoleon auf. Er betheuerte, daß es sein persönlicher Wunsch sei, sich mit ihm noch inniger zu verbinden, denn da er ihn zu seinen liebsten Freunde gewählt, könne es ihm ganz gewiß keine Ueberwindung kosten, ihn auch zu seinem Schwager zu machen. Hier aber rühre er an die Grenzen seiner Macht. Obschon man zu St. Petersburg viel von dem Einflusse seiner Mutter erzähle, so sei doch, sagte Alexander zu Talleyrand, er der Herr und zwar er allein, aber er sei das in den Reichsangelegenheiten, nicht auch in den Familienangelegenheiten. Die Kaiserin-Mutter, die eine strenge, der höchsten Achtung würdige Fürstin sei, übe über ihre Töchter unbeschränkte Gewalt, und weiche hierin Niemandem. Wenn sie auch aus Achtung gegen ihren Sohn über die gegenwärtige Politik schweige, gehe sie doch nicht so weit, dieselbe zu billigen. Dieser Politik ein Pfand in einer ihrer Töchter geben, diese Tochter auf den Thron senden, den Marie-Antoinette inne gehabt, setze, obschon dieser Thron höher als selbst zu Ludwig's XIV. Zeiten gehoben worden, von Seite seiner Mutter eine Nachgiebigkeit voraus, die er nicht zu hoffen wage. Alexander fügte hinzu, daß es ihm ohne Zweifel gelingen würde, seine Schwester, die Großfürstin Katharina günstig zu stimmen, daß er sich aber nicht schmeicheln dürfe, dies auch bei seiner Mutter zu bewirken, und daß es stets seine Kräfte übersteigen werde, sie durch Entwickelung seiner kaiserlichen Gewalt zu nöthigen; daß dies der einzige Grund sei, warum er über diesen Gegenstand so viele Zurückhaltung beobachtet habe; daß er übrigens, wenn es in den Wünschen Napoleon's liegen könne, den Versuch zu machen, er es thun werde, ohne jedoch für den Erfolg zu stehen. — Talleyrand war sehr erfreut, die Dinge bis zu diesem Punkte gebracht zu haben, meinte, es sei nun Sache der beiden Souveraine, das Werk zu vollenden, und gab zu verstehen, daß es in einer solchen Angelegenheit an dem Kaiser Alexander sei, zuerst zu sprechen. Nachdem Alexander die eigentliche Schwierigkeit kundgethan hatte, konnte er keinen Widerwillen weiter haben, zu reden, denn er war ja nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, eine Verpflichtung einzugehen, die zu erfüllen ihm unmöglich sein würde. Er verhieß, sich gegen Napoleon bei der nächsten Unterredung auszusprechen.

Zu Erfurt sah man sich täglich, mehrere Male jeden Tag, und man fühlte sich gedrängt, sich Alles zu sagen, denn das Ende der Zusammenkunft nahete heran. Alexander sprach sich in einer seiner Herzensergießungen mit Napoleon über den zarten Gegenstand aus, über welchen Talleyrand mit ihm geredet; betheuerte, wie sehr er wünsche, ein neues Band zu dem zu fügen, das die beiden Reiche schon vereinige, wie glücklich er sich fühlen würde, zu Paris ein Mitglied seiner Familie zu haben und eine Schwester umarmen zu können, wenn er hinkäme, dort über die Verhältnisse der beiden Staaten zu verhandeln. Er wiederholte aber gegen Napoleon, was er schon Talleyrand über die Beschaffenheit der zu besiegenden Hindernisse mitgetheilt hatte, über seine Ehrfurcht und Rücksichtsnahme für seine Mutter, und daß er nie so weit gehen werde, sie zu nöthigen. Er verhieß indeß, allen Fleiß anzuwenden, um den mütterlichen Widerwillen zu überwinden, und gab zu verstehen, daß er von dem zufrieden gestellten russischen Hofe, und dieser sei es, wenn die Nation es wäre, Alles zu verlangen vermöge. Diese Worte wurden von Napoleon freudig angehört und mit den liebevollsten Zusicherungen erwidert. Die beiden Kaiser versprachen sich gegenseitig, einander eines Tages mehr als Freunde, Brüder zu sein. Ein ganz neuer Ausdruck von Zufriedenheit blitzte in ihrem Antlitze auf, und mehr als je schienen sie einer von dem andern bezaubert (17).

Der 12. October war herangekommen, und man mußte sich denn endlich entschließen, über die letzten Schwierigkeiten der schriftlichen Abfassung des Vertrags hinauszukommen. Die beiden Kaiser hatten ihre Minister Romanzoff und Champagny zum Abschlusse ermächtigt, und am 12. noch kamen sie über folgenden, streng geheim zu haltenden Traktat überein:

Die Kaiser von Frankreich und von Rußland erneuern ihre Allianz in feierlicher Weise, und verpflichten sich, sowohl im Frieden wie im Kriege gemeinsam zu handeln;

Jede dem einen von Beiden gemachte Eröffnung soll zur Stelle dem andern mitgetheilt, und es soll auf dieselbe nur eine gemeinsame und verabredete Antwort gegeben werden;

Die beiden Kaiser sind übereingekommen, an England einen feierlichen Friedensantrag, und zwar einen unmittelbaren, öffentlichen und so auffällig als möglich zu machenden Antrag gelangen zu lassen, auf

daß dem brittischen Cabinete die Ablehnung um so schwerer falle;

Die Grundlage der Unterhandlungen soll das uti possidetis sein;

Frankreich darf nur in einen solchen Frieden willigen, welcher Rußland Finnland, die Moldau und die Walachei zusichert;

Rußland darf nur in einen solchen Frieden willigen, welcher Frankreich, abgesehen von Allem was es besitzt, die Krone von Spanien auf dem Haupte des Königs Joseph sichert;

Unmittelbar nach Unterzeichnung des Traktats kann Rußland beginnen, bei der Pforte die nothwendigen Schritte zu thun, um in Frieden oder durch Krieg von ihr die zwei Donauprovinzen zu erhalten; aber (und das war das Abkommen, das man über den Hauptpunkt getroffen hatte) die Bevollmächtigten und Agenten der beiden Mächte werden sich über die zu führende Sprache einverstehen, um nicht die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft zu gefährden;

Ferner, wenn Rußland wegen der Erwerbung der Donauprovinzen Oesterreich als bewaffnetem Feinde begegnen müßte, oder wenn Frankreich wegen Dessen, was es seinerseits in Italien oder in Spanien gethan, einem Bruche mit Oesterreich ausgesetzt wäre, so werden Frankreich und Rußland ihre Truppencontingente gegen diese Macht stellen und einen gemeinsamen Krieg führen;

Endlich, wenn aus der Conferenz von Erfurt der Krieg und nicht der Friede hervorgehen sollte, so versprechen die beiden Kaiser, einander binnen Jahresfrist wiederzusehen.

Das war die schriftliche Abfassung, über welche Champagny und Romanzoff am 12. October des Morgens übereinkamen. Die zweideutige Phrase in Betreff der zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, um die bestehende Freundschaft zwischen Frankreich und der Pforte nicht zu stören, war eine gute Manier, Rußland von jedem Aufschube loszuzählen und doch zu bewirken, daß es nicht zu Constantinopel dergestalt zufahre, daß die Unterhandlungen, die zu London gepflogen werden sollten, nicht gleich von vorn herein unmöglich gemacht würden.

Kaum hatte Romanzoff den Händen des französischen Ministers die so lange ersehnte Beute entrissen, als er sich in ihren definitiven Besitz sichern wollte, indem er verlangte, daß man in demselben Augenblicke noch zur Unterzeichnung schreite. Es mußten indeß doch zwei Abschriften dieses neuen geheimen Traktats genommen werden; er hatte aber nicht soviel Geduld, um darauf in der Canzlei Champagny's zu warten, sondern ließ der größern Schnelligkeit wegen eine in seiner Wohnung nehmen. Wie nun die Abschriften fertig waren, kam er Nachmittags in aller Hast, um sie von Champagny unterzeichnen zu lassen, und rannte dann trunken vor Freude mit ihnen zu seinem Gebieter.

Die Zusammenkunft von Erfurt hatte ihren Zweck erreicht; die beiden Kaiser waren einträchtig, und jedenfalls war dies der Welt augenscheinlich. Alexander glaubte endlich die Moldau und Walachei in Händen zu besitzen; Napoleon glaubte, den jungen Kaiser fest an sich geknüpft zu haben, fest genug wenigstens, um jedwede neue Coalition zu verunmöglichen, fest genug, um von Oesterreich bis zum nächsten Frühjahre nichts zu besorgen zu haben. Er hoffte sogar, daß aus dieser so öffentlich verkündeten engen Allianz zwischen den beiden größten Mächten der Erde der Friede hervorgehen würde. An Stelle der, böses Blut machenden Geschichten aus Bayonne hatte er in den Unterhaltungen von ganz Europa die wunderbare Erzählung von der zu Erfurt gehaltenen Versammlung von Königen gesetzt. Die beiden Monarchen waren vollständig miteinander zufrieden, und ein noch zarteres Band schien sich eines Tages zu ihrer politischen Einigung gesellen zu sollen. Man beschloß den 13. October noch der vertrauten Freundschaft zu widmen, am 14. aber sich zu trennen. Man wollte die Beweise jener Freundschaft während dieser beiden Tage vervielfältigen, und Jeder wollte des Andern Diener mit Geschenken überhäufen. Da Alexander einsah, daß Tolstoy zu Paris zu sehr den Soldaten spiele, kam man überein, ihn durch den alten Fürsten Kurakin zu ersetzen, einen gefügigen Höfling, damals Botschafter zu Wien und unfähig, seinen Gebieter mit Napoleon zu überwerfen. Aber man kam gleichfalls überein, daß, um den Unterhandlungen mit England in der Nähe zu folgen, und um die Schritte bei der Pforte so wenig als möglich zu verzögern, Romanzoff selbst sich nach Paris begebe, damit er Antworten empfange und Erwiderungen ertheile, ohne weitere Verzögerung, als die mit der Entfernung zwischen London und Paris unerläßlich verbundene. Napoleon verfaßte selbst zu Erfurt das gemeinsame Schreiben an den König von England, das von den beiden Kaisern unterzeichnet werden sollte, sowie auch die Beweisnoten, damit ja jeder Verzögerung vorgebeugt sei.

Tolstoy war zu Erfurt. Napoleon wollte hier sein Abberufungsschreiben entgegennehmen, und ihm Gunstbeweise zu geben, die seiner Abberufung jeden Schein einer Ungnade benahmen. Er beschenkte ihn mit dem Sevres-Porzellan und den Gobelin-Tapeten, womit seine Wohnung zu Erfurt ausgeschmückt gewesen. Die ganze Umgebung Alexander's überschüttete er mit Geschenken und Orden. Alexander bewies sich nicht minder prächtig und freigebig, verlieh das große Band des St. Andreasordens den vorzüglichsten Herren an Napoleon's Hof, und theilte Portraits, Dosen und Diamanten in verschwenderischer Fülle aus.

Die einzige Person von Rang, die diesen Auszeichnungen ferne gelassen wurde, war der österreichische Gesandte, General Vincent. Trotz unerhörter Anstrengungen, hinter das Geheimniß von Erfurt zu kommen, hatte er es doch nicht zu erforschen vermocht. Er wußte, daß gegenseitig Freundschaftsbeweise jeder Art gegeben worden, wußte auch, daß man die Grundzüge der Allianz in die Form eines Traktats gebracht; aber das eigentliche Geheimniß der Erwerbungen, die man sich gegenseitig zugestanden,

der Unterhandlungen, die man eröffnen wollte, kannte er nicht, und muthmaßte weit mehr als an der Sache wirklich war. Der Kaiser gewährte ihm seine Abschiedsaudienz, erneuerte seine Ermahnungen, und wiederholte, daß Oesterreich für immer außerhalb der europäischen Angelegenheiten gelassen werden sollte, dafern es sich weiter den Anschein gebe, zu den Waffen greifen zu wollen. Er beauftragte ihn, dem Kaiser Franz folgendes Schreiben, das seine ganzen Gedanken enthielt, zu überbringen:

Erfurt, den 14. October 1808.

„Mein Herr Bruder! Ich danke Ew. kaiserlichen Majestät für das Schreiben, das Sie an mich zu richten so gütig gewesen, und das mir der Herr Baron von Vincent überreicht hat. Ich habe nie an den redlichen Gesinnungen Ew. Majestät gezweifelt, habe aber dennoch einen Augenblick gefürchtet, daß die Feindseligkeiten zwischen uns sich erneuern werden. Es giebt zu Wien eine Partei, welche Furcht heuchelt, um Ihr Cabinet in gewaltsame Maßregeln zu stürzen, welche noch viel größeres Unglück, als das frühere gewesen, zum Gefolge haben würden. Es stand bei mir, die Monarchie Ew. Majestät zu zerstückeln, oder sie wenigstens an Macht zu verringern; ich habe das nicht gewollt. Was sie ist, das ist sie mit meiner Zustimmung. Das ist ein offenbarer Beweis, daß unsere Rechnungen geschlossen sind, daß ich nichts von ihr will. Ich bin jeden Augenblick bereit, die Integrität der österreichischen Monarchie zu garantiren. Ich werde nie etwas gegen die wesentlichen Interessen derselben thun, aber Ew. Majestät mögen nicht wieder in Frage stellen, was 15 Kriegsjahre entschieden haben. Ew. Majestät müssen jede Proclamation, jeden Schritt verbieten, der den Krieg herausfordert. Die letzte Aushebung in Masse würde ihn zur Folge gehabt haben, wenn ich irgend hätte besorgen müssen, daß sie sammt den anderen Rüstungen im Einverständniß mit Rußland geschehen sei. Ich habe die Lager des Rheinbundes aufgelöst. 100,000 Mann meiner Truppen marschiren nach Boulogne, um meine Pläne gegen England wieder aufzunehmen. Möge Ew. Majestät sich jeder Rüstung enthalten, die mir Besorgniß einflößen und eine Ablenkung zu Gunsten Englands sein könnte. Ich hätte glauben sollen, daß, nachdem ich das Glück gehabt, mich mit Ew. Majestät zu besprechen, und nachdem ich den Preßburger Frieden geschlossen habe, unsere Angelegenheiten für immer beendigt wären, und daß ich dem Seekriege, ohne beunruhigt oder abgelenkt zu werden, mich würde widmen können. Mögen Ew. Majestät Denjenigen mißtrauen, welche von Gefahren für Ihre Monarchie sprechen, und dadurch Ihr, Ihrer Familie und Ihrer Völker Glück stören. Die, die so sprechen, sind die Gefährlichen; sie allein rufen die Gefahren herbei, die sie zu fürchten sich stellen. Mit einem geraden, offenen und einfachen Benehmen werden Ew. Majestät Ihre Völker glücklich machen, werden selbst das Glück genießen, dessen Bedürfniß Sie nach so vielen Unruhen empfinden müssen, werden sicher sein, in mir einen Mann zu finden, der niemals etwas gegen Ihre wesentlichen Interessen unternehmen wird. Mögen Ew. Majestät Schritte Vertrauen zeigen und sie werden es einflößen. Die beste Politik ist heutzutage Einfachheit und Wahrheit. Mögen Ew. Majestät, wenn man Ihnen Besorgnisse einflößt, sie mir anvertrauen, und ich werde dieselben zur Stelle zerstreuen. Und erlauben Ew. Majestät mir ein letztes Wort: folgen Sie Ihrer Ansicht, Ihrem Gefühle, es ist dem Ihrer Rathgeber weit überlegen. Ich bitte Ew. Majestät, mein Schreiben in einem guten Sinne zu lesen, und darin nichts zu erblicken, was nicht das Heil und die Ruhe Europas und Ew. Majestät zum Zwecke hätte."

Diesem ebenso artigen als stolzen Schreiben fügte Napoleon das abermalige formelle Begehren der Anerkennung Joseph's als König von Spanien bei, weil es das sicherste Mittel war, die wahren Gesinnungen Oesterreichs zum Ausbruche zu zwingen, und es entweder in sein System fortzureißen, oder in eine Verlegenheit zu verwickeln, aus der, sobald ihm gefiele die Sache auf das Aeußerste zu treiben, er es zwingen würde, sich entweder durch den Frieden oder durch den Krieg zu ziehen.

Nachdem die nach Erfurt geströmten Souveraine sich von den beiden Kaisern verabschiedet hatten, reisten sie einer nach dem andern ab. Am Morgen des 14. Octobers 1808 stiegen Alexander und Napoleon in Mitte einer von allen Seiten herbeigeeilten Volksmenge, und während die Truppen paradirten, zu Pferde, und verließen Erfurt in der nämlichen Art, wie sie in dasselbe eingezogen waren. Sie ritten miteinander eine geraume Strecke, dann stiegen sie ab, überließen ihre Pferde den Piqueurs, wandelten einige Augenblicke nebeneinander, und sagten sich nochmals und in Kürze, was sie über die Nützlichkeit, Fruchtbarkeit und Größe ihrer Allianz, über ihre gegenseitige Zuneigung, und über ihren Wunsch und ihre Hoffnung, ihre Bande noch enger zu knüpfen, so viele Male schon sich gesagt hatten, und umarmten sich in lebhafter Bewegung. Wieviel Politik, Ehrgeiz und Interesse ihrer Freundschaft immer zum Grunde lag, Alles in ihr war nicht Berechnung. Selbst die zur Verstellung am meisten genöthigten Menschen sind niemals so falsch, so baar aller Gefühlswärme, als die Feinheit des Haufens es sich einbildet, welcher Tiefe zu zeigen glaubt, wenn er allenthalben nur Böses voraussetzt. Alexander und Napoleon schieden gerührt von einander, und drückten sich, jener von der Höhe seines Wagens, dieser von der Höhe seines Pferdes herab, in gutem Glauben die Hand. Alexander reiste nach Weimar und St. Petersburg, Napoleon nach Erfurt und Paris. Sie sollten sich niemals wieder sehen, und keiner ihrer damaligen Entwürfe, auch nicht einer, sollte verwirklicht werden!

Nach Erfurt zurückgekehrt, ertheilte Napoleon den Männern von Rang, Prinzen und Anderen, die noch geblieben waren, Abschiedsaudienz, stieg einige Stunden später in seinen Reisewagen, und hinterließ im Schweigen und in der Einsamkeit jene kleine Stadt,

die er einen Augenblick aus ihr gezogen, um sie mit Geräusch, Glanz und Bewegung zu füllen, und sie dann wieder in ihre friedliche Dunkelheit versinken zu lassen. Sie wird indeß berühmt bleiben als der Platz, wo diese wunderbare Schaustellung menschlicher Größe stattgefunden hat.

Napoleon hatte Erfurt am 14. October verlassen, und traf am 18. des Morgens in St. Cloud ein. Er hatte durch die Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander seinen Zweck erreicht, denn Oesterreich wurde im Zaum gehalten, für den Augenblick wenigstens; er hatte Zeit zu einem kurzen und entscheidenden Feldzuge auf der Halbinsel gewonnen; er hatte den Eindrücken, welche die spanischen Angelegenheiten in Europa hervorgebracht, andere minder peinliche untergeschoben; das in Europa so allgemein, in Frankreich so wenig bekannte Ereigniß von Baylen erlosch vor dem Allen bekannten Ereignisse zu Erfurt; endlich war es, da die Streitkräfte von Frankreich und Rußland vereint werden sollten, möglich, daß das eingeschüchterte England sich willig zeige, Friedensworte anzuhören.

Kaum zu St. Cloud angekommen, betrieb Napoleon auch das Project einer Unterhandlung mit England. Er befahl dem Befehlshaber der Seemacht zu Boulogne, die beiden von Erfurt gesendeten Boten, welche als Couriere, der eine des Kaisers von Rußland, der andere des Kaisers der Franzosen bezeichnet wurden, in der allerauffälligsten Art einzuschiffen. Die Botschaft, mit der sie für Herrn Canning beauftragt waren, und welche ein Schreiben der beiden Kaiser an den König von England enthielt, um ihm in würdigen, aber gemessenen Ausdrücken den Frieden anzubieten, besagte auf ihrer äußeren Hülle, daß sie von Ihren Majestäten dem Kaiser der Franzosen und dem Kaiser von Rußland an Seine Majestät den König von Großbritannien gerichtet sei. Die Couriere hatten Befehl, überall und besonders in England zu sagen, daß sie von Erfurt kämen, wo sie die beiden Kaiser vereint gelassen, und daß sie auf ihrer Reise zahlreiche Truppen getroffen hätten, die nach dem Lager von Boulogne im Marsch begriffen wären. Dergestalt wollte Napoleon auf dem brittischen Cabinete die Verantwortlichkeit einer Friedensverweigerung lasten lassen, und die Phantasie der Engländer durch die Möglichkeit einer neuen Expedition von Boulogne aufschrecken.

Er nahm sich vor, zu Paris die Anzahl Tage zu bleiben, welche zur Ausführung seiner letzten Befehle nothwendig waren, und dann nach Spanien zu eilen, um mit der ihm eigenen Thätigkeit und Schnellkraft die militairischen Operationen zu leiten, was um so nothwendiger war, damit England das Hülfsmittel der spanischen Insurrection entrissen werde, und auf daß seine eigenen Streitkräfte schneller verfügbar für den Fall eines Bruches mit Oesterreich würden, den er fortwährend für das kommende Frühjahr für möglich hielt. Sein lebhaftester Wunsch indessen ging auf Entfernung dieser neuen Krisis. Aufschreckung Englands und Beruhigung Oesterreichs, um jener Macht Friedensgedanken einzuflößen, diese von Kriegsgedanken abzubringen, war der doppelte Beweggrund, der seine letzten Anordnungen dictirte.

Demzufolge vertheilte er die Streitkräfte, die er in Deutschland gelassen, in einer ganz neuen Art. Er entzog ihnen zuvörderst den Titel Große Armee, gab ihnen den bescheidneren Namen Rheinarmee, und vertraute den Oberbefehl dem Marschall Davout an, dem fähigsten aller seiner Marschälle, um einer Armee Halt und Disciplin zu geben. Das Corps des Marschalls Soult wurde aufgelöst, und dieser Marschall selbst erhielt Befehl, sich nach Spanien zu begeben. Von den drei Divisionen, aus denen sein Corps bestand, wurde die Division Saint-Hilaire dem Corps Davout's beigegeben, welches zur Rheinarmee wurde; die beiden andern Divisionen, Carra-Saint-Cyr und Legrand wurden nach Frankreich, allem Anscheine nach um sich nach dem Lager von Boulogne zu dirigiren, in Marsch gesetzt, sehr langsam jedoch, so daß sie im Nothfalle stets zurück nach der oberen Donau sich wenden konnten. Die Divisionen Boudet und Molitor erhielten Befehl, auf Straßburg und Lyon, gleich als wären sie nach Italien bestimmt, zu marschiren, ohne jedoch die Möglichkeit zu verlieren, binnen einer bestimmten Zeit in Schwaben und in Baiern zu erscheinen. Der Marschall Davout sollte mit seinen drei alten Divisionen, Morand, Friant und Gudin, mit seiner neuen, vom Corps Soult's abgelösten Division Saint-Hilaire, mit der schönen Elite-Division Oudinot, mit allen Küraſſieren, mit einem großen Theile der leichten Cavallerie und mit einer herrlichen Artillerie das linke Ufer der Elbe besetzt halten, indem seine Cavallerie in Hannover und Westphalen, seine Infanterie in den alten fränkischen und sächsischen Provinzen Preußens cantonnirte. Er hatte ungefähr 60,000 Mann Infanterie, 12,000 Küraſſiere, 8000 Husaren und Chasseurs, 10,000 Soldaten von der Artillerie und dem Geniecorps, im Ganzen 90,000 Streiter und zwar die besten aller französischen Armeen. An der Küste der Nordsee blieben 6000 Franzosen und 6000 Holländer unter Befehl des Marschalls Bernadotte. Die nach Frankreich marschirenden Divisionen konnten durch eine Bewegung nach links die in Deutschland gebliebenen Truppen verstärken. Mittels jener Organisation, die zu allen Regimentern ein fünftes Bataillon fügte, und dem Corps selbst das vierte zutheilte, sollten unter Beihülfe der neuen Conscription diese Streitkräfte sich auf 180,000 Mann erhöhen.

In Folge derselben Organisation sollten die italienischen Regimenter, deren jedes gleichfalls vier Bataillone bei dem Corps hatte, eine Gesammtsumme von 120,000 Mann bilden, darunter 80,000 Infanterie, 12,000 Cavallerie, der Rest Artillerie und Geniewesen. Napoleon befahl, die letzten Tage des Octobers zu benutzen, um die Conscribirten vor Eintritt des Winters aufbrechen zu lassen. Die Armee von Dalmatien, die stets noch das zweite Corps der großen Armee hieß, welches seit der Schlacht von Austerlitz unter dem Marschall Marmont zur Besetzung jener Provinz entsendet war, empfing nun

den Namen des ersten Corps der Armee von Italien die dadurch auf 120,000 Mann gebracht wurde.

Während dergestalt Napoleon Oesterreich durch die Vertheilung und Richtung seiner Streitkräfte beruhigte, hielt er sich doch in Bezug auf diese Macht in guter Verfassung. Andererseits ließ er, um England aufzuschrecken, über den Marsch der Divisionen Carra-Saint-Cyr und Legrand nach dem Lager von Boulogne großen Lärmen schlagen.

Zugleich gab Napoleon die letzten Befehle in Betreff der Zusammensetzung der Armee von Spanien. Er theilte sie in acht Corps, über welche er den Oberbefehl selbst übernahm, während der Marschall Berthier wie gewöhnlich sein Major-General war. Das erste Corps der großen Armee, das gegen Ende des October von Berlin nach Bayonne aufgebrochen war, wurde nun unter dem Marschall Victor erstes Corps der Armee von Spanien. Das Corps des Marschalls Bessières wurde das zweite und war dem Marschall Soult bestimmt. Das Corps des Marschalls Moncey erhielt den Namen drittes Corps der Armee von Spanien. Die Division Sebastiani wurde mit den Polen und Deutschen unter dem Marschall Lefebvre vereinigt und viertes Corps genannt. Das fünfte Corps der großen Armee unter dem Marschall Mortier, das auf einen von Erfurt aus erlassenen Befehl vom Rheine nach den Pyrenäen aufgebrochen war, wurde zum fünften Corps der Armee von Spanien. Das sechste Corps der großen Armee, kürzlich aus Deutschland angelangt, immer noch aus den Divisionen Marchand und Bisson zusammengesetzt, hieß nun sechstes Corps der Armee von Spanien. Man schuf ihm aus einigen nach der Halbinsel marschirten alten Regimentern eine dritte und schöne Division unter dem General Desfolles, welche das sechste Corps zahlreicher machte, als es je gewesen. Der General Gouvion-Saint-Cyr sollte mit den zu Barcelona eingeschlossenen Truppen des Generals Duhesme, mit der vor Figueras stehenden Division Reille, und mit den aus Piemont und Roussillon gekommenen Divisionen Pino und Souham das siebente Corps der Armee von Spanien bilden. Die zu Schiffe aus Portugal zurückgekommenen, frisch bewaffneten, durch Recruten ergänzten, mit Artillerie- und Cavalleriepferden versorgten Truppen unter Junot bildeten das achte Corps. Der Marschall Bessières wurde an die Spitze der, 14,000 Dragoner und 2000 Chasseurs starken Cavalleriereserve gestellt. Der General Walther übernahm den Befehl über die 10,000 Mann starke Kaisergarde. Das war eine Masse von 150,000 Mann alter Truppen, welche mit den 100,000 Mann, die sich bereits in Spanien befanden, die außerordentliche Gesammtsumme von 250,000 Streitern gab. Man sieht, zu welchen Anstrengungen Napoleon genöthigt war, weil er im Anfange Spanien mit einer zu wenig zahlreichen und zu wenig kriegsgewohnten Armee überzogen hatte.

Von dieser Verstärkung um 150,000 Mann, befanden wenigstens 100,000, die zu Ende des August aus Deutschland und aus Italien aufgebrochen waren, zu Ende des Octobers sich an den Pyrenäen, nämlich: das erste, das vierte, das sechste, das siebente Corps, die Garde und die Dragoner. Das fünfte Corps unter dem Marschall Mortier, das später aufgebrochen war, als die übrigen, und das achte Corps unter dem General Junot, das kürzlich von den Engländern zu La Rochelle an das Land gesetzt worden, waren noch auf dem Marsche begriffen.

Joseph hatte, wie wir gesehen haben, unaufhörlich falsche Bewegungen, bald auf seinem rechten, bald auf seinem linken Flügel, ersonnen und ausgeführt, aber durch diese Nachahmung der Manoeuvres des Kaisers kein anderes Ergebniß erzielt, als daß er seine Truppen nutzlos abmattete, und daß sie alles Vertrauen in seinen Oberbefehl verloren. Um diesen traurigen Herbstfeldzug am Ebro zu krönen, hatte er selbst, oder man hatte für ihn eine offensive Bewegung auf Madrid entworfen, indem man die Communicationen der Armee mit Frankreich dem Zufalle preisgab und Napoleon die Sorge überließ, sie mit den 150,000 Mann, die er aus Deutschland herbeiführte, wieder herzustellen. Napoleon lächelte mitleidig über einen so thörichten Entwurf, schrieb Joseph über diesen Gegenstand und über jene Kunst, in der er ein so großer Meister war, die schönsten, die lehrreichsten Briefe, und schärfte ihm ein, sich ruhig zu Vittoria zu verhalten, keine Operation zu versuchen, die Insurgenten zur Rechten unter dem General Blake bis Bilbao, die zur Linken unter den Generalen Palafox und Castaños bis Sanguesa und noch weiter, wenn sie wollten, vorrücken zu lassen, weil er selbst, demnächst im Centrum bei Vittoria mit einer zermalmenden Masse von Streitkräften ankommend, plötzlich gegen sie sich wenden, sie im Rücken nehmen, sie erdrücken und den Krieg, wie er sagte, mit einem einzigen Schlage beendigen können würde. Der Major-General Berthier ging nach Bayonne voraus, um daselbst den Generalstab zu organisiren und jedes Corps auf seinen Platz zu stellen, damit Napoleon nach seiner Ankunft weiter nichts als die Befehle zur Bewegung zu geben habe. Nachdem Napoleon den gesetzgebenden Körper mit wenig Prunk eröffnet und Talleyrand den Auftrag anvertraut hatte, die Mitglieder der beiden Versammlungen zu empfangen, sie ohne Unterlaß zu besuchen und sie auf dem ruhigen und arbeitsamen Wege, den sie damals einschlugen, zu leiten; nachdem er ferner den Herren Romanzoff und Champagny die Sorge überlassen hatte, die projectirte Unterhandlung mit England zu führen: verließ er am 29. October 1808 Paris, um sich nach Bayonne zu begeben. Seine Verwandten, und alle Diejenigen, die an seiner unschätzbaren Person hingen, sahen ihn mit vieler Besorgniß sich in diesem Lande der Fanatiker aussetzen, wo der General Gobert durch eine hinter einem Gesträuch abgeschossene Kugel den Tod gefunden hatte. Er aber, ruhig und heiter, dachte ebensowenig an eine hinter dem Gesträuch hervorgeschossene Kugel als er an die Kanonenkugeln gedacht, die das Schlachtfeld von Eylau durchsauseten, reiste voll Zuversicht ab, und nährte die lebhafteste Hoffnung, den

Engländern irgend ein demüthigendes Unglück zuzufügen.

Vor der Abreise hatte er Befehle für die Marine erlassen. Da er genöthigt war, auf seine großen Entwürfe zur See zu verzichten, die er gemacht hatte, als er glaubte, Spanien mit leichter Mühe zu beherrschen und zu nöthigen, zu seinen riesenhaften Expeditionen mitzuwirken: so war er neuerdings auf einfache Kreuzfahrten beschränkt. Er hatte mehrere Fregatten entsendet, um Soldaten und Lebensmittel nach den Colonien zu fahren, von da Zucker und Kaffee für Rechnung des Handelsstandes zurückzubringen, und während der Fahrt zu streifen. Er hatte überdies zwei starke Kreuzfahrten angeordnet, von denen die eine, drei Linienschiffe und mehrere Fregatten stark, unter dem Contreadmiral Lhermite von Rochefort, die andere, gleichfalls drei Linienschiffe und mehrere Fregatten stark, unter dem Capitain Troude von Lorient ausgehen, beide zu Guadeloupe und Martinique anlegen, Truppen und Lebensmittel ausschiffen, Colonialwaaren einnehmen, und ihre Rückkehr nach Toulon bewerkstelligen sollten. Endlich befahl er seiner Flotte zu Vliessingen, bei der ersten günstigen Gelegenheit auszulaufen, und entweder durch den Kanal La Manche, oder um die brittischen Inseln herum nach dem Mittelmeere zu segeln. Er hatte fortwährend im Sinne, vor Abschluß des Friedens ein großes Unternehmen auf Sicilien zu versuchen, um es mit dem Königreiche Neapel zu vereinigen. Murat hatte sich um diese Zeit der Insel Capri bemächtigt, und Napoleon verzweifelte nicht, unter diesem kriegerischen Fürsten und mit Unterstützung der französischen Marine das Königreich beider Sicilien wieder ganz aufleben zu sehen.

Während er auf dem Wege nach Spanien war, sollten, wie gesagt, die Unterhandlungen in seiner Abwesenheit von Champagny und Romanzoff, in Gemäßheit der Rathschläge Talleyrand's fortgesetzt werden. Die von Boulogne abgegangenen Couriere hatten Mühe nach England zu gelangen, denn alle Kreuzer der brittischen Marine hatten den gemessenen Befehl, kein Parlamentairschiff durchzulassen. Aber ein geschickter und muthiger Seeoffizier und Commandant der Brigg, auf der sie sich befanden, fuhr, ohne bemerkt zu werden, mitten durch die Linie der englischen Kreuzer und landete an den Dünen. Man machte anfangs Schwierigkeiten, die beiden Couriere zuzulassen; dann schickte man den russischen nach London und hielt den französischen in den Dünen zurück. Bald gestattete jedoch ein Befehl Canning's auch diesem, sich nach London zu begeben. Man erwies den beiden Courieren viele Rücksichtsnahme, stellte sie aber doch unter die Obhut eines englischen Staatsboten, der sie keinen Augenblick verließ, und fertigte sie nach 48 Stunden mit einem einfachen Empfangsschein für die Herren von Champagny und Romanzoff wieder ab, und zeigte an, daß man auf die Botschaft der beiden Kaiser später Antwort senden werde.

Dieser trotzige, von so vielen Vorsichtsmaßregeln in Betreff der beiden Couriere begleitete Empfang deutete nichts weniger als den Wunsch an, sich mit dem Festlande in Verkehr einzulassen. Wirklich waren jenseits der Meerenge die Gemüther keineswegs für den Frieden gestimmt. So sehr auch die englische Nation im Allgemeinen sich stets geneigt zeigte, die ihrer Regierung gemachten Friedensvorschäge zu billigen, und so gerne sie die Hartnäckigkeit des Cabinets in Fortsetzung des Krieges tadelte, offenbarte sie diesmal doch eine ganz andere Gesinnung. Dieser Unterschied in der Stimmung rührte aus verschiedenen Ursachen her. Wenn nach Tilsit der Krieg mit dem ganzen Continente, und namentlich auch mit Rußland, anfangs England erschreckt hatte, wie es im Jahre 1801 erschrak, so gewann es doch bald wieder Zuversicht, als es sah, daß die Folgen dieses allgemeinen Krieges in der Wirklichkeit nicht sehr ernst wären. England hatte nicht einen einzigen effectiven Feind mehr als sonst auf dem Nacken, und da es fortwährend den Ocean beherrschte, mochte es alle Anstrengungen seiner Gegner verlachen. England war stolz auf deren Ohnmacht, hatte vollkommene Freiheit in seinen Bewegungen, denn es brauchte auf Niemand Rücksicht zu nehmen, und glaubte sich in der Verfassung, mehrere Unternehmungen zu versuchen und zu seinem alleinigen Nutzen zu lenken. Zwar schien der Continent ihm von einem Ende zum andern verschlossen, war es aber doch nicht in dem Grade, daß England nicht im Norden und im Süden, besonders über Triest, noch immer viele Waaren einführen konnte. Ueberdies versprachen ihm die jüngsten Ereignisse in Spanien unermeßliche Handelsvortheile, indem sie ihm die Häfen der Halbinsel öffneten und die ausschließliche Ausbeutung der spanischen Colonien sicherten, welche sich sämmtlich gegen das Königthum Joseph's erhoben hatten. England fand hier plötzlich einen ungeheuern Markt für den Absatz seiner Erzeugnisse, und zugleich die Gelegenheit, die herrlichen spanischen Colonien entweder in Besitz zu nehmen oder zur Unabhängigkeit aufzustacheln, eine glänzende Rache wegen des Aufruhrs der Vereinigten Staaten! Napoleon hatte daher seit dem Kriege mit Spanien und durch seine Nöthigung Rußlands, sich gegen England zu erklären, diesem keinen neuen Feind erweckt, vielmehr, indem er ihm die Häfen des Nordens schlecht verschloß, die Häfen des europäischen Südens sowie des südlichen Amerika geöffnet. Ueberdies schuf die spanische Insurrection für England auf dem Continente einen Verbündeten, und zwar den einzigen seit 1802, der über die französischen Truppen Vortheile davon getragen hatte. Es giebt kein Volk, das sich leichter für etwas blind einnehmen läßt als das ernste brittische Volk, und es war damals in die spanischen Insurgenten vernarrt, wie wir gesehen haben, daß es sich in unsern Tagen in die Insurgenten aller Länder vernarrt hat. Es bewunderte ihre hochherzige Hingebung, ihren unvergleichlichen Muth, und indem es den Sieg von Baylen als nackte Thatsache betrachtete, ohne nach seiner Ursache zu forschen, war es nahe daran, sie den Franzosen mindestens gleich zu achten. Oesterreich hatte zwar dem Scheine nach seine Verhältnisse mit der britti-

schen Regierung abgebrochen, gab ihr aber in der Stille Zeichen des Einverständnisses, rüstete ohne Unterlaß, und es war im hohen Grade wahrscheinlich, daß es den Krieg gegen Frankreich wieder beginnen werde. So stiegen, dem Urtheile der Engländer zufolge, von allen Seiten Hoffnungen auf einen neuen, vielleicht glücklichen Kampf auf; das war daher nicht der Augenblick, an einen Frieden zu denken, dessen erste Bedingung gewesen sein würde, daß England die zweite der Seemächte des Festlandes, Spanien nämlich, definitiv Napoleon unterwerfen lasse. Endlich erhitzte ein Zufall, ein reiner Zufall damals alle Köpfe. Man legte die Convention von Cintra den brittischen Generalen als eine unwürdige Schwäche aus. Indem man diese Convention mit jener von Baylen verglich, ärgerte man sich darüber, daß man über die Franzosen nicht auch einen so vollkommenen Vortheil davon getragen habe wie die Spanier, und behauptete, daß der General Junot sich nach der Schlacht von Vimeiro in einer ebenso schlimmen Lage befunden habe als der General Dupont nach der Schlacht von Baylen, was falsch war. Die Engländer aber, durch solche Scheingründe geblendet, beklagten, daß der Armee des Generals Junot hundertmal vortheilhaftere Bedingungen gewährt worden als jener des Generals Dupont, und vor Allem beklagten sie, daß ihnen das Vergnügen ohne Gleichen entgangen sei, an den Ufern der Themse eine gefangene französische Armee defiliren zu sehen.

Die Erbitterung gegen das Ministerium stieg bei dieser Gelegenheit bis zum Wahnsinn, und man hatte die Bildung eines Gerichtshofes gefordert, um die siegreichen englischen Generale zu richten. Selbst Sir Arthur Wellesley, obschon man seine militairischen Operationen lobte, war mit Sir Hugh Dalrymple in dieser Sache blosgestellt. Statt wie sonst die Erbitterung gegen die Franzosen zu tadeln, tadelte man jetzt die äußerste Gefälligkeit gegen sie, es war mithin der Augenblick für eine Friedenseröffnung sicherlich sehr schlecht gewählt. Das Ministerium Canning-Castlereagh, das die Politik Pitt's nachahmte und übertrieb, fürchtete noch heftigere Anschuldigungen, wenn es unter solchen Umständen Friedenseröffnungen Folge geben würde. So schlugen, bald aus der einen, bald aus der andern Ursache alle Gelegenheiten zur Annäherung an Großbritannien nacheinander fehl: jene Lord Lauderdale's im Jahre 1806, weil Frankreich die Eroberung des Continents fortsetzen und vollenden wollte; jene 1807 nach Tilsit, jene 1808 nach Erfurt, weil England die Eroberung der Meere fortsetzen und vollenden wollte. So wenig aber auch England zu Unterhandlungen geneigt war, wagte das brittische Cabinet doch nicht, im Angesichte Europas und seiner Nation das Anhören von Friedensworten zu verweigern. Wenige Tage nachher, am 28. October, antwortete es den Herren von Champagny und Romanzoff durch eine Botschaft, welche ein englischer Courier überbrachte.

Diese Botschaft besagte, daß England, obschon es oft Friedensvorschläge erhalten, welche für nicht ernstlich zu halten es starke Gründe gehabt, nie sich weigern werde, Anträgen der Art Gehör zu schenken, nur müßten sie für dasselbe ehrenvoll sein. Und indem es diesmal verzichtete, die Grundlage der Unterhandlungen, das uti possidetis nämlich, zu erörtern, eine Grundlage, an der wenig zu tadeln war, da die brittische Regierung sie früher so oft vorgeschlagen hatte: setzte die Botschaft die Ehre und Pflicht Englands in die Forderung, daß alle seine Verbündeten in die Unterhandlung eingeschlossen würden, die spanischen Insurgenten so gut als andere, obschon kein förmlicher Vertrag diese mit England vereinigte. Indeß ließen auch in Ermangelung eines solchen Bandes dennoch Gemeinsamkeit der Interessen, Edelmuth und die zahlreichen bereits eingeleiteten Beziehungen nicht zu, sie im Stiche zu lassen. Unter dieser Bedingung erklärte Canning sich bereit, Bevollmächtigte zu ernennen und sie hinzusenden, wohin man wolle.

Das brittische Cabinet wußte gar wohl, daß das Verlangen der Zulassung der spanischen Insurgenten zu den Conferenzen, die eröffnet werden sollen, um über den Frieden zu verhandeln, jede Unterhandlung zum Voraus unmöglich machen müsse; denn zwischen den Königen Joseph und Ferdinand VII. war kein Vergleich denkbar. Für den einen wie für den andern hieß es: Alles oder nichts, Madrid oder Valençay!

Als Romanzoff und Champagny diese Antwort erhielten, welche von einer Entschuldigung begleitet war, daß man nicht unmittelbar den Souverainen, sondern ihren Ministern antworte, weil der eine der beiden Kaiser von England nicht anerkannt sei, — geriethen sie in beträchtliche Verlegenheit. Sich über die wesentliche Bedingung, die Zulassung der spanischen Insurgenten bejahend oder verneinend aussprechen, schien ihnen, selbst wenn sie sich auf den Rath Talleyrand's stützten, doch zu kühn. Sie kamen überein, an Napoleon zu berichten. Inzwischen verfuhr man gegen Canning wie er selbst verfahren war, richtete einen einfachen Empfangsschein an ihn und verschob die Antwort auf seine Botschaft für später.

Romanzoff, der anfangs die Unterhandlungen mit London so schnell als möglich abgethan wissen wollte, um sich desto früher die Donauprovinzen zueignen zu können, Romanzoff setzte jetzt, da er sich öffentlich in einen Friedensversuch mit England eingelassen, seine Ehre darein, denselben gelingen zu machen, obschon der Erfurter Traktat festgesetzt hatte, daß Finnland, die Moldau und Walachei in allen Fällen Rußland gesichert sein sollten. Er war daher mit Talleyrand und Champagny der Meinung, daß die englische Botschaft, indem sie die Anwesenheit aller Verbündeten Englands bei der Unterhandlung, die spanischen Insurgenten mit eingeschlossen, verlange, doch in ihrer Form nicht so peremtorisch sei, daß es unmöglich wäre sich einzuverstehen. Aus diesem Grunde schrieben alle Drei an den Kaiser und baten ihn, eine Antwort zu erlassen, welche gestatte, die Vorverhandlungen fortzusetzen und einen Zusammentritt von Bevollmächtigten herbeizuführen.

Napoleon befand sich in diesem Augenblicke am

Ebro, ganz in den Krieg vertieft, voll Hoffnung die Spanier und Engländer zu erdrücken, und legte unter den neuen Eindrücken, die ihn beherrschten, diesen Vorverhandlungen nicht mehr die Wichtigkeit wie früher bei. Die Botschaft Canning's zerstreute in ihm jede Täuschung, und er war der festen Ueberzeugung, daß nur durch ein großes, der brittischen Armee zugefügtes Unglück der Starrsinn des Londoner Cabinets gebrochen werden könne. Er war daher jetzt auch geneigter, die Führung dieser Angelegenheit Anderen zu überlassen, und erlaubte den drei zu Paris befindlichen Diplomaten, zu antworten wie sie es am besten fänden, dafern nur die spanischen Insurgenten förmlich von der Unterhandlung ausgeschlossen würden. Er überschickte einen Antwortsentwurf und ermächtigte Champagny, Romanzoff und Talleyrand, denselben nach Gutdünken umzuarbeiten, wie sie ihn denn auch wirklich merklich abänderten.

Diese neue, nach London von denselben Courieren wie früher überbrachte Botschaft fertigte zuerst einige verletzende Anspielungen der englischen Botschaft ab, und ließ dann ohne Schwierigkeit alle Verbündeten Englands zu der Unterhandlung zu, mit Ausnahme der spanischen Insurgenten, welche lediglich Rebellen wären und Ferdinand VII. nimmermehr repräsentiren könnten, weil dieser von Valençay aus sie verläugne und seine Entsagung auf die spanische Krone bestätige.

Da das brittische Cabinet fürchtete, durch Friedensgerüchte seine neuen Verbündeten in Spanien oder Oesterreich zu entmuthigen, den Fanatismus der einen zu dämpfen, die Rüstungen der andern zu verlangsamen, so beschloß es, nach Empfang der zweiten Botschaft, eine Unterhandlung, die ihm weder nützlich noch aufrichtig erschien, kurz abzubrechen. Er hatte Documente in Händen, welche bewiesen, daß Frankreich den spanischen Insurgenten, die in England eine unermeßliche Popularität genossen, keine Zugeständnisse machen wolle, fürchtete daher, wie die Frage lag, nichts von dem Parlamente. Demgemäß erließ es eine peremtorische, sowohl für Rußland als für Frankreich beleidigende Erklärung, worin es hieß, daß kein Friede mit zwei Höfen möglich sei, von denen der eine die legitimsten Könige entthrone und gefangen halte, der andere sie aus eigennützigen Beweggründen unwürdig behandeln lasse; daß übrigens die an England gerichteten Friedensanträge illusorisch wären, keinen andern Zweck hätten als die hochherzigen Völker, welche das erdrückende Joch der Franzosen schon abgeschüttelt hätten, oder es abzuschütteln sich vorbereiteten, zu entmuthigen; daß daher die Vorverhandlungen als durchaus abgebrochen anzusehen wären, und daß man den Krieg mit aller von den Umständen gebotenen Energie fortsetzen werde.

Offenbar hatte England, indem es diesmal auf eine baldige Erneuerung des Kampfes rechnete, gefürchtet, daß bei Fortsetzung der Unterhandlung die Spanier und Oesterreicher erkalten möchten. Talleyrand empfand den gewöhnlichen ihm Ehre machenden Schmerz, der ihn jedesmal befiel, wenn ein Friedensversuch scheiterte. Romanzoff war durch die beleidigenden Anspielungen auf seinen Hof verletzt, ärgerte sich, keinen Erfolg errungen zu haben, tröstete sich aber mit der Freiheit, die Rußland nun erworben, im Orient unverzüglich handelnd aufzutreten. Champagny, der mit der größten Treue an dem Kaiser, an dessen Ideen und Glück hing, sah in dieser Verweigerung nur eine Veranlassung zu neuen siegreichen Kriegen eines Gebieters, den er für unüberwindlich hielt. Das Publicum achtete gar nicht auf die ganze Verhandlung, von der es kaum etwas wußte, und erwartete nur von der Anwesenheit des Kaisers in Spanien entscheidende Ergebnisse.

Während England in solcher Art antwortete, machte Oesterreich den Erklärungen Rußlands und Frankreichs gegenüber es kaum besser. Es betheuerte seine Absicht, den Frieden zu bewahren, und vermied in der That alles Aufsehen bei seinen übrigens ununterbrochen fortgesetzten Rüstungen. Mit Bitterkeit aber nahm es den von den beiden Mächten gemeinsam gemachten Antrag, Joseph als König von Spanien anzuerkennen, auf und erklärte, daß, wenn man es hätte wissen lassen, was in Erfurt vorgehe, es sich in Betreff des neuen in Spanien errichteten Königthums aussprechen würde, und fügte hinzu, daß die Kenntniß dessen, was zwischen den beiden Kaisern beschlossen worden, unerläßlich sei, um mit Klarheit Entschlüsse fassen zu können. Sowohl Form als Inhalt dieser Erklärung offenbarten Oesterreichs hohe Gereiztheit. Es war klar, daß Napoleon einen Feldzug in Spanien würde machen können, aber auch nur einen. Man erwartete von seinem Genie und seinen Truppen, daß dieser Feldzug entscheidend sein werde. Das Publicum, an den Krieg gewöhnt, vor Allem gewöhnt unter diesem allgewaltigen Gebieter zu schlafen beim Kanonendonner, dessen fernes Echo nur Sieg weissagte, blieb trotz Allem, was dieser, jenseits der Pyrenäen gegen den Fanatismus einer ganzen Nation unternommene Krieg Trauriges und Verderbliches hatte, voll Ruhe und Zuversicht. Das glänzende, zu Erfurt gegebene Schauspiel blendete noch alle Augen und verhüllte die nur zu wirklichen Gefahren der Lage.

Drei und dreißigstes Buch.

Somo-Sierra.

Napoleon in aller Hast nach Bayonne abgereist, fand die Straßen in Folge der Jahreszeit und der großen Menge militairischen Fuhrwerkes in Grund und Boden verdorben, die Postpferde durch allzuhäufigen Dienst erschöpft, zürnte gewaltig gegen die mit diesen Dienstzweigen beauftragten Administrationen, und legte von Mont-de-Marsan aus den Weg durch die Landes zu Pferde zurück. Am 3. November um 2 Uhr des Morgens langte er zu Bayonne an. Er ließ sogleich den Marschall Berthier kommen, um zu erfahren, in welcher Lage die Dinge sich befänden, und sich Rechenschaft über die Vollziehung seiner Befehle geben zu lassen. Nichts war so vollzogen worden, wie, und vor Allem nicht, so schnell er es gewollt, obschon er der mit der größten Voraussicht begabte, unumschränkteste, und den meisten Gehorsam findende aller Administratoren gewesen ist.

Er hatte gewollt, daß 20,000 Conscribirte aus den rückständigen Classen, welche im Süden genommen wurden und die Bestimmung hätten, den Kern der vierten Bataillone der in Spanien dienenden Regimenter zu bilden ([18]), zu Bayonne vereinigt sein sollten. Er fand höchstens 5000 vor. Er rechnete auf 50,000 Ueberröcke, auf 129,000 Paar Schuhe und auf eine verhältnißmäßige Menge anderer Bekleidungsstücke, während das Uebrige je nach Maßgabe des Bedürfnisses verfertigt werden sollte. Er fand 7000 Oberröcke und 15,000 Paar Schuhe. Worauf er, wie wir schon anderwärts gesagt haben, den meisten Werth legte, besonders in Winterfeldzügen, das waren Ueberröcke und Schuhe; er war daher außerordentlich unzufrieden. Während der Vorrath an Kleidungsstücken so gering war, war der an Lebensmitteln um so größer, ein Unsinn, denn diese sind in den beiden Castilien im Ueberfluß vorhanden, besonders Cerealien und Schlachtvieh. Ich schweige vom Weine, diesem reichsten Producte der Bergesabhänge der Halbinsel. Napoleon hatte große Ankäufe von Maulthieren angeordnet, und man hatte, weil es andere nicht gab, fünftehalbjährige Thiere genommen, die für den Dienst zu jung sind; ein nicht am Mindesten beklagenswerther Umstand, denn gerade Fuhrwerk fehlte am meisten in Spanien, sowohl wegen des Zustandes der Straßen als wegen der Weise des Transportes, der fast nur auf dem Rücken der Maulthiere geschieht. Ferner hatte Napoleon vorgeschrieben, daß die aus Deutschland kommenden Truppen zwischen Bayonne und Vittoria concentrirt würden, daß man nicht nur keine Operation anfange, sondern sogar den Insurgenten gestatte, uns links und rechts zu überragen, denn es lag in seinem Plane, die spanischen Generale in ihrem lächerlichen

Plane, uns einzuschließen, sich stark über unsere Flügel hinaus vorwagen zu lassen. Aber die schönen der großen Armee entnommenen Truppen waren übereilt nach allen Punkten zerstreut worden, wo die Furchtsamkeit des Generalstabes Joseph's eine Gefahr zu gewahren glaubte. Endlich hatte der Marschall Lefebvre, durch die Gelegenheit verführt, mit seinem Corps die Spanier bei Durango geschlagen, ein Vortheil von gar keinem Werthe in Napoleon's Augen, der nur nach außerordentlichen Resultaten dürstete und sie in seiner gegenwärtigen Lage nöthig hatte.

Wie groß auch die Querstriche waren, die in Napoleon's Rechnung kamen, konnte er sich doch deshalb weder an seinen Mangel an Vorsorge, noch an die Ungelehrigkeit seiner Agenten, sondern nur an die Natur der Dinge halten, der durch das, was er seit einiger Zeit unternahm, Gewalt angethan wurde. Er hatte zwei Monate Zeit gegeben, um an den Pyrenäen die Anstalten zu einem ungeheuern Kriege zu treffen. Wenn nun auch zwei Monate vielleicht am Rheine oder an den Alpen genügten, wohin seit mehreren Jahren alle Hülfsquellen des Reichs geleitet worden waren: genügten zwei Monate nicht entfernt an den Pyrenäen, wohin seit 1795, also seit 13 Jahren kein Theil unserer militairischen Hülfsmittel dirigirt worden, weil Frankreich seit jener Zeit stets im Frieden mit Spanien gewesen. Da die Verwaltungsbeamten die Natur und die Bedürfnisse dieses neuen Kriegsschauplatzes noch nicht kannten, schickten sie z. B. Lebensmittel, während man Kleidungsstücke brauchte. Ferner änderten sich, indem man von 60 bis 80,000 Conscribirten zu 250,000 Mann aufstieg, die Zahlenverhältnisse so plötzlich, daß alle Maßregeln der Vorsorge überschritten waren. Wenn übrigens die Truppen, statt bei Vittoria concentrirt zu sein, in verschiedenen Richtungen zerstreut waren, so lag die Ursache hiervon darin, daß ein Generalstab, in welchem sich noch keine in Napoleon's Schule gebildeten thatkräftigen Feldherren befanden, bei dem ersten Anscheine von Gefahr in Besorgniß gerieth, und die Corps, wie sie eben ankamen, überallhin, wo der Feind sich zeigte, sendete. Endlich hatte der Marschall Lefebvre selbst seiner unzeitigen Kampflust nur nachgegeben, weil dort, wo Napoleon nicht war, der Oberbefehl erschlaffte und schwach und unsicher wurde ([19]).

Napoleon verwendete den 3. November, um mündlich oder schriftlich den Beamteten, die seine Befehle schlecht verstanden und schlecht ausgeführt hatten, seinen äußersten Unwillen zu bezeigen ([20]), und nun, was mehr werth war, die mehr oder minder unvermeidlichen Ungenauigkeiten und Langsamkeiten, über die er sich zu beklagen hatte, gutzumachen. Er cassirte alle, durch die Unternehmer schlecht vollzogenen Lieferungsverträge; gebot unverzüglich zu Bordeaux Werkstätten zu eröffnen, in denen die Tuche des südlichen Frankreichs zu Bekleidungsstücken verarbeitet werden sollten; bestellte alle Sendungen von Getreide und Schlachtvieh ab, um seine Mittel lediglich der Bekleidung zuzuwenden; ließ zu Bayonne Baracken für die vierten Bataillone errichten; beschleunigte den Marsch der Conscribirten, um deren Stämme auszufüllen; erließ an die Verwaltungsbehörden der Posten wie der Brücken- und Straßenbauten eine Menge lichtvoller und gebieterisch dringender Befehle; überschritt am 4. November des Abends die Grenze, übernachtete zu Tolosa, und begab sich am andern Tage nach Vittoria, wo sich das Hauptquartier seines Bruders Joseph befand. Er ritt unter Bedeckung der Gardecavallerie und langte des Nachts zu Vittoria an, verbat sich jedwede Huldigung, und wollte außerhalb der Stadt wohnen, sowohl um in freier Luft zu sein, als auch um sich so wenig nahe als möglich bei seinem Bruder zu befinden. Das war in dessen Betreff weder Kälte noch Abneigung, sondern Berechnung. Er sah ein, daß ihm zur Seite Joseph's Stellung eine untergeordnete wäre, wie er dies schon während ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Bayonne zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte; er wünschte im Gegentheil, daß derselbe in den Augen der Spanier den ersten Platz einnehme. Auch wollte er in Spanien nichts weiter sein als Feldherr, bekleidet mit allen Rechten des Krieges und unerbittlich in deren Ausübung, bis Spanien sich unterwürfe. So behielt er mit Selbstverläugnung sich die Rolle der Strenge, ja der Grausamkeit vor, während er Joseph jene der Milde und Majestät zuwies. Unter diesem Gesichtspunkte war es klug, nicht mit Joseph zusammen zu wohnen.

Kaum war er zu Vittoria angekommen, und hatte seinen Bruder, der ihm außerordentlich zugethan war, umarmt, so forderte er dessen Generalstab und insbesondere jene französischen oder spanischen Offiziere vor sich, die am besten die Straßen und Wege des Landes kannten, um dann sofort die entscheidenden Operationen zu beginnen, die er entworfen hatte.

Um die denkwürdigen Operationen, die er anordnete und die keineswegs zu den minder schönen seiner militairischen Laufbahn gehören, zu verstehen, muß man wissen, was in Spanien während der Monate September und October sich zugetragen, Monate, die zu Paris und Erfurt mit Unterhandlungen und mit Anordnung von Kriegsrüstungen und Truppenbewegungen vergangen waren.

Die Spanier, durch den unverhofften Triumph von Baylen und durch den Rückzug des Königs Joseph an den Ebro doppelt in Enthusiasmus versetzt, waren vor Freude und Stolz halb verrückt. Nicht blos einige von der Hitze erdrückte, von einem unglücklichen General schlecht geführte Conscribirte, sondern die große Armee und in ihr Napoleon selbst wähnten sie besiegt zu haben. Sie hielten sich für unbesiegbar, und dachten an nichts Geringeres als an die Vereinigung einer Masse von 500,000 Mann, womit sie die Pyrenäen überschreiten und in Frankreich einbrechen wollten. In den Unterhandlungen mit den Engländern, welche in Portugal gesiegt hatten, und deren Convention von Cintra die Spanier im Vergleich zu der von Baylen verachteten, sprachen diese nur von Unternehmungen gegen das südliche Frankreich. Den Beistand einer englischen

Armee nahmen sie an, ja wünschten ihn sogar, aber ohne davon die Rettung Spaniens abhängig zu glauben, die sie sich vielmehr vorsetzten ganz unabhängig von jedem fremden Beistande zu bewirken. Man stelle sich die spanische, zu allen Zeiten so große Prahlhaftigkeit, noch exaltirt durch einen unerhörten Triumph vor, und man wird doch kaum zu einer richtigen Idee von den Uebertreibungen kommen, die von den Insurgenten aufgetischt wurden.

Was am dringendsten nothwendig, aber am schwersten auszuführen war, das war die Constituirung einer Regierung; denn seit der Abreise der königlichen Familie nach Compiegne und Valençay und seit dem Rückzuge Joseph's an den Ebro gab es keine andere Autorität als jene der insurrectionellen in jeder Provinz gebildeten Junten, eine ausschweifende Autorität, die sich in zwölf bis funfzehn Mittelpunkte theilte, von denen einer dem andern auffässig war. Zu Madrid, sonst dem einzigen Mittelpunkte der königlichen Regierung, war nur der Rath von Castilien geblieben, der ebenso verachtet als gehaßt wurde, weil er der fremden Usurpation keinen andern Widerstand entgegengesetzt hatte, als eine wenig üble Laune und viele Winkelzüge. Diese Körperschaft befand sich damals in Spanien in der Lage, in welcher sich in Frankreich im Anfange der Revolution die alten Parlamente befanden, deren man sich vor 1789 bedient hatte, von denen man aber nach 1789 nichts mehr wissen wollte, weil sie hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben waren. Begabt jedoch gleich allen andern Körperschaften mit einem geduldigen und zähen Ehrgeize, verzweifelte der Rath von Castilien nicht, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen und glaubte die Gelegenheit dazu in der Niedermetzelung eines Greises zu finden, des Don Luis Viguri, ehemaligem Intendanten der Havannah und Günstling des Friedensfürsten, der seit langer Zeit vergessen war, unglücklicherweise aber durch einen Streit mit einem alten Diener, der den Verräther an seinem Herrn machte, dem Volk in das Gedächtniß zurückgerufen wurde. Nachdem der unglückliche Viguri ermordet und durch die Straßen geschleift worden war, fühlte man allgemein das Bedürfniß einer öffentlichen Autorität, und der Rath von Castilien berief die über die Franzosen siegreichen spanischen Generale nach Madrid, um dem Gesetze Kraft zu geben. Er forderte zugleich die insurrectionellen Junten auf, daß jede einen Abgeordneten sende, um mit dem Rathe von Castilien zu Madrid eine Centralregierung zu bilden.

Die spanischen Generale beeilten sich in der That, in Madrid im Triumphe einzuziehen, und man sah nacheinander anlangen, Don Gonzales Llamas mit den Valencianern und Murcianern den angeblichen Besiegern des Marschalls Moncey, und Castaños mit den Andalusiern, den nur zu gewissen Besiegern des Generals Dupont. Der Enthusiasmus für die Letztern war außerordentlich, war sogar verdient, sofern Glück dem Genie gleichgeachtet werden darf. Aber die Junten hatten nicht Lust, sich dem Uebergewichte des Raths von Castilien zu unterwerfen, und sich mit einfacher Theilnahme an der höchsten Gewalt unter der obersten Leitung dieser Körperschaft zu begnügen. Als einzige Antwort richteten alle Junten, mit Ausnahme jener von Valencia, die heftigsten Vorwürfe an den Rath von Castilien, und erklärten, daß sie eine Autorität nicht anerkennen wollten, die bisher eine reine Verwaltungs- und Gerichtsbehörde gewesen, und die sich neuerlich keineswegs in der Art benommen habe, um von dem Vertrauen der Nation eine Macht zu erlangen, die sie kraft der spanischen Staatseinrichtungen nicht besitze. Sie erörterten unter sich durch Abgeordnete die Form der zu errichtenden Centralregierung, waren aber hierüber in ihren Ansichten ebenso getheilt wie in ihren Ansprüchen. Alle waren auf ihre Nachbarjunten eifersüchtig. Die Junta von Sevilla lag in Hader mit jener von Granada, weil jede sich die Ehre des Triumphs von Baylen zuschrieb, und beide trieben ihre Wuth gegeneinander so weit, daß sie sich bekriegen wollten, was auch ohne Dazwischenkunft des verständigen Castaños geschehen sein würde. Ueberdies wollte die Junta von Sevilla sowohl wegen ihrer Verdienste als wegen ihrer geographischen Lage, da sie so weit von den Franzosen entfernt war, Regierungscentrum werden und zwar durch aufeinanderfolgende Zustimmung aller übrigen Junten. Die Junten des nördlichen Spaniens bildeten zwei Gruppen, die nur wenig freundliche Gesinnungen gegeneinander hegten, auf der einen Seite jene von Galicien, Leon und Castilien, auf der andern die von Asturien; doch suchten sie einander sich zu nähern und, wenn einmal vereinigt, die Regierung Spaniens im Norden einzusetzen. Weniger ehrgeizig, einsichtsvoller und darum nicht minder verdienstlich hatten die Junten von Estremadura, Valencia, Granada und Saragossa kein so ausschließliches Trachten, sondern sprachen sich für die Bildung einer einzigen Regierung aus, die jedoch nicht zu Madrid säße, um die Herrschaft des Raths von Castilien zu vermeiden.

Alle diese Junten kamen endlich überein, nach Ciudad-Real, Aranjuez oder Madrid je zwei Mitglieder zu senden, um eine Centralregierungsjunta zu bilden. Die Abgeordneten wurden ernannt und begaben sich nach vielen Umtrieben, die einen nach Madrid, die andern nach Aranjuez. Die Abgeordneten der Junta von Sevilla, welche wegen ihres höheren Ehrgeizes auch mehr Eifersucht hatten, wollten nicht über Aranjuez hinausgehen, und schließlich begaben sich auch alle übrigen dahin. Uebrigens gefiel es dem Hochmuthe dieser Ersetzlinge des abwesenden Königthums, ihren Sitz in seiner alten Residenz aufzuschlagen und dasselbe bis auf die Aeußerlichkeiten zu usurpiren.

Unter dem Vorsitze des ehemaligen Ministers Carl's III., Florida Blanca, eines berühmten, aufgeklärten und fähigen, aber leider alten und der damaligen Zeit fremden Mannes erklärte die zu Aranjuez constituirte Centraljunta sich als Inhaberin der vollen königlichen Gewalt, legte sich den Titel Majestät, seinem Präsidenten Hoheit, den Mitgliedern Excellenz bei, und setzte jedem derselben einen Gehalt

von 120,000 Realen aus. Die Versammlung, anfangs aus vierundzwanzig Mitgliedern bestehend, wurde alsbald auf fünfunddreißig vermehrt, und ihre erste Handlung war, daß sie dem Rathe von Castilien, sowie allen spanischen Behörden befahl, ihre höchste Gewalt anzuerkennen. Der Rath von Castilien, nach dessen Geschmack die Schöpfung einer solchen Autorität keineswegs war, dachte anfangs an Widerstand. In einer förmlichen Erklärung wendete er ein, daß nach den Gesetzen des Königreichs die Junta als Regentschaftsrath zu zahlreich sei, und als Nationalversammlung in nichts die Cortes ersetzen könne. Daher verlangte auch der Rath von Castilien die Einberufung der Cortes selbst. Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß mit dieser Erhebung Spaniens für das Königthum zugleich alle demokratischen Gefühle losbrachen, und daß man im Namen Ferdinand's VII. eigentlich nur den Leidenschaften von 1793 fröhnte. Daher klang den Ohren der Spanier nichts so lieblich als das Wort Cortes. Aber was vom Rathe von Castilien ausging, wurde Alles schief genommen. Man sah in seinem Vorschlage nur einen Fallstrick, um die Junta zu annulliren und sich an ihre Stelle zu setzen, und ohne auf die Cortes zu verzichten, beantwortete man seine Erklärung nur durch ein allgemeines Geschrei des Hasses und der Verachtung. Die Unterstützung durch die Generale gab damals einzig und allein wirksame Macht. Alle Generale aber gehörten der Centraljunta an, die aus den Provinzialjunten gewählt war, bei denen sie sich erhoben hatten und mit denen sie einverstanden waren. Sie hingen daher auch alle an der Centraljunta mit alleiniger Ausnahme des alten Gregorio de la Cuesta, der in seiner Aergerlichkeit und Unverträglichkeit die insurrectionellen und tumultuarischen Junten, die sich gebildet hatten, verabscheute und dem Rathe von Castilien, dessen Präsident er einst gewesen, bei Weitem den Vorzug gab. Er faßte sogar den Plan, sich mit Castaños einzuverstehen, und mit diesem die Militairregierung zu übernehmen, während die Civilregierung dem Rathe von Castilien bliebe. Die Ereignisse bewiesen bald, daß eine solche Combination die bessere gewesen sein würde; Castaños aber war nicht unternehmend genug, um in den Antrag seines Collegen einzugehen, und gehörte übrigens, als von der Junta von Sevilla erhoben, der Partei der Junten an. Cuesta war daher genöthigt, sich zu unterwerfen, und der Rath von Castilien, jedweder Stütze beraubt, mußte diesem Beispiele folgen.

Die Centraljunta von Aranjuez befand sich seit den ersten Tagen des Septembers im Besitze der Vollgewalt und begann, das unglückliche Spanien nach ihrer Manier zu regieren.

Ihre erste, ja ihre einzige Sorge hätte sein sollen, sich mit Aushebung, Organisation und Leitung der Truppen zu beschäftigen. In einem Lande aber, wo es von jeher nur sehr wenig Verwaltung gegeben, und wo eine plötzliche Revolution auch dieses Wenige vernichtet hatte, vermochte die Centraljunta nichts oder fast nichts über den wesentlichen Theil, über die Organisation der Streitkräfte nämlich, und höchstens etwas über ihre allgemeine Leitung. Der Enthusiasmus war ganz gewiß in Spanien sehr geräuschvoll, so geräuschvoll, als man es nur denken kann. Man wird aber sehen, wie unzulänglich der Enthusiasmus als effective Hülfsquelle ist, und wie tief seine Resultate unter denen eines allgemeinen Gesetzes stehen, das alle Bürger in Anspruch nimmt und, sie mögen wollen oder nicht, dem Vaterlande zu dienen nöthigt. Mit einem solchen Gesetze hätte Spanien 4 bis 500,000 Mann, die von Natur aus sehr beherzt waren, stellen können; es stellte aber kaum 100,000 Mann, schlecht ausgerüstet, noch schlechter disciplinirt, und nicht vermögend, selbst im Verhältniß von vier gegen eins, auch nur unseren mittelmäßigsten Truppen Stand zu halten. Nach gewaltigem Lärmen und großer Bewegung nahmen nur die jungen Leute der Universitäten, einige von den Mönchen gespornte Bauern, und nur eine sehr kleine Anzahl der Exaltirten der Städte freiwillig Kriegsdienste. In einigen Provinzen vermehrten diese Freiwilligen die Reihen der Linientruppen; in anderen bildeten sie als Tercios, ein den alten spanischen Armeen entlehnter Name, besondere Bataillone, die neben der Linie dienten. Das auf seinen Erfolg so stolze Andalusien hatte seine aus vier Divisionen bestehende und von Castaños befehligte Armee. Granada hatte die seinige unter Reding. Valencia und Murcia sendeten unter Llamas einen Theil der Freiwilligen, die dem Marschall Moncey Widerstand geleistet hatten. Estremadura, das bisher noch nicht in den Reihen der bewaffneten Insurrection figurirt hatte, bildete unter dem General Galuzzo und dem jungen Marquis von Belveder eine Division, in welche neben den Freiwilligen auch viele Deserteure der spanischen Truppen in Portugal, eintraten. Zu dieser Division gesellten sich auch die Freiwilligen der Mancha und Neucastiliens. Catalonien fuhr fort, die Miquelets aufzubieten, welche den General Duhesme in Barcelona enge einschlossen. Aragonien entsprach dem Aufrufe des Generals Palafox und organisirte, ermuthigt wie es durch den Widerstand von Saragossa war, eine ziemlich regelmäßige Armee, die aus Linientruppen und aragonesischen Bauern, den schönsten und verwegensten Männern Spaniens bestand. Die nördlichen Provinzen, Galicien, Leon, Altcastilien und Asturien, welche einen beträchtlichen Kern von Linientruppen besaßen, von denen ein Theil aus Portugal zurückgekehrt, der andere von der Besatzung von Ferrol war, stellten sich unter die Generale Blake und Cuesta, die für ihre Niederlagen bei Rio-Seco durch den Triumph der Insurrection auf der übrigen Halbinsel entschädigt waren. Auch erhielten sie eine unerwartete Verstärkung durch die Truppen des Marquis de la Romana, der mit seinem Corps von den Ufern der Ostsee wie durch ein Wunder, das erzählt zu werden verdient, entronnen war.

Man wird sich erinnern, daß die von Napoleon, um zur Bewachung der Ostseeküsten mitzuwirken, gesendeten spanischen Truppen in den dänischen Provinzen vertheilt worden waren, um den Engländern

und Schweden die Stirne zu bieten. Als diese Truppen aufgefordert wurden, Joseph den Eid der Treue zu leisten, begannen sie zu murren. Diejenigen, welche auf der Insel Seeland um Kopenhagen lagen, lehnten sich auf, und wollten ihren Commandanten den General Fririon ermorden, trafen aber nur seinen Adjutanten, den sie niedermachten. Sie erklärten, von einem usurpatorischen Königthume nichts wissen zu wollen. Der König von Dänemark ließ sie entwaffnen. Der größte Theil des spanischen Corps befand sich auf der Insel Fühnen und auf Jütland. Diese Truppen, seit langer Zeit durch spanische, auf englischen Schiffen gekommene Agenten bearbeitet, beschlossen, dem Beherrscher des Festlandes zu entfliehen, und zu dem Ende sich unversehens nach einem Punkte der Küste zu begeben, wo sie von den englischen Flotten freudig aufgenommen werden würden. Der Marquis de la Romana, ein feuriger und eigenthümlicher Geist, erfüllt mit der Lectüre der alten Schriftsteller, unterrichtet, aber nicht ebenso einsichtsvoll, mehr sprudelnd als energisch, stand an der Spitze dieses edlen Complottes. Auf ein gegebenes Zeichen eilten alle Abtheilungen nach dem Hafen Nyborg, wo man sich einschifft, um über den großen Belt zu fahren, fanden da an hundert kleine Fahrzeuge, bemächtigten sich derselben und erreichten die Insel Langland. Hier hatten sie unter dem Schutze der englischen Flotten nichts zu fürchten. Die übrigen Abtheilungen, die in Jütland zerstreut waren, eilten ihrerseits nach Fridericia, fuhren auf weggenommenen Fahrzeugen über den kleinen Belt, landeten auf der Insel Fühnen, begaben sich nach dem Hafen Nyborg und erreichten von da Langland, den gemeinsamen Sammelplatz dieser Flüchtlinge. Die Cavallerie ließ ihre Pferde auf den Feldern im Stiche, folgte der Artillerie zu Fuße, und traf mit ihr auf dem allgemeinen Sammelplatze ein. Nachdem die davon benachrichtigten Engländer die für eine kurze Ueberfahrt nöthigen Schiffe gesammelt hatten, brachten sie die Flüchtlinge nach der schwedischen Küste, wo dieselben sich außer dem Bereiche jedwedes Unternehmens gegen sie befanden. Als dann alle Transportmittel vereint waren, schifften die Engländer sie von der schwedischen Küste nach Spanien ein, wo sie nach dreimonatlichen Abenteuern in den ersten Tagen des Octobers 1808 anlangten. Von 14,000 Spaniern, die an der Ostsee gestanden hatten, kamen 9 bis 10,000 nach Spanien zurück, und 4 bis 5000 blieben entwaffnet und gefangen in Dänemark.

In einem Augenblicke, wo die Spanier den geringsten Erfolg für einen Triumph, das mindeste Zeichen von Muth oder Einsicht für einen Beweis von Heroismus und Genie ansahen, mußte ihnen der Marquis de la Romana als ein vollendeter Held, als ein großer Mann erscheinen, Plutarch's würdig. Wenn sie aber überschwenglich im Bewundern waren, waren sie es auch in der Eifersucht, und Castaños zum Beispiele, welcher, wiewohl oft unentschlossen, dennoch der einsichtsvollste und klügste ihrer Generale war und dem eben darum die allgemeine Leitung des Krieges gebührte, erhielt dieselbe nicht. Jede Junta hatte ihren Helden, den sie dem Helden der benachbarten Junta nicht untergeben wollte; man beschränkte sich daher, neben der Centraljunta zu Aranjuez einen Kriegsrath zu bilden, der aus den vornehmsten Generalen oder ihren Stellvertretern bestand. Was alles Lächerliches in diesem Kriegsrathe vorgeschlagen wurde, läßt sich gar nicht sagen. Der Plan, den man als eine Nachahmung Baylens vorzog, bestand darin, daß man die an den Ebro zurückgegangene und um Vittoria concentrirte französische Armee umwickeln wollte, indem man sie auf der einen Seite über Bilbao, auf der andern über Pampelona umging. Es ist richtig, daß in Folge der bizarren Gestaltung der Thäler, die in den Hochgebirgen ineinandergreifen, die französische Armée, welche die über Tolosa und Mondragon führende Straße nach Madrid besetzt hielt, auf ihrem rechten Flügel das Thal mit Bilbao zum Mittelpunkte und Biscaya geheißen, auf ihrem linken Flügel das Thal mit der Festung Pampelona im Mittelpunkte und Navarra geheißen, hatte. Von Bilbao konnte man über Durango auf Mondragon im Rücken von Vittoria sich werfen und die große Straße sperren, welche die Hauptcommunication der Franzosen bildete. Von Pampelona konnte man sich auf Tolosa werfen und die Straße nach Frankreich sperren, wohl auch über Saint-Jean-Pied-de-Port auf Bayonne vorbrechen. Falls man auf französische Truppen stieß, die feige genug waren, um vor indisciplinirten, von unfähigen Generalen geführten Banden zu weichen, hatte man allerdings gegründete Hoffnung, die französische Armee zu umzingeln; Joseph, seinen Hof und die 50 bis 60,000 Mann, die er am Ebro hatte, gefangen nehmen und den Bruder Napoleon's in Banden nach Madrid führen! Das wäre ganz gewiß eine glänzende, und da Ferdinand VII. zu Valencay gefangen saß, eine gerechte Rache gewesen. Aber der Zufall wiederholt sich nicht, und Baylen war ein Zufall, der sich gar nicht wiederholen konnte, weil die spanischen Armeen, wenn sie auch alle vereinigt waren, mit den Soldaten und Generalen, die bis an den Ebro sich zurückgezogen, nicht fertig geworden wären, geschweige mit den Soldaten, welche Napoleon herbeiführte. Um die Päße von Bilbao nach Mondragon, von Pampelona nach Tolosa zu erzwingen, hätte man einerseits über die Corps der Marschälle Victor und Lefebvre, andererseits über die der Marschälle Ney und Lannes und der Generale Mouton, Lasalle und Lefebvre-Desnoettes, die an der Spitze alter Soldaten von der großen Armee standen, schreiten müssen, und es gab keine Truppe in Europa, die das zu vollbringen vermocht hätte. So ließ man, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit die Franzosen umgehen zu können, ihnen die Fähigkeit, von Vittoria als dem Mittelpunkte vorzubrechen und links oder rechts in Masse auf die eine oder oder andere der spanischen Armeen, die durch weite Entfernungen getrennt waren und einander nicht unterstützen konnten, zu stürzen und ihnen dergestalt dasselbe Unglück zuzufügen, das sie der französischen

Armee zugedacht hatten. Aber es war den unerfahrenen spanischen Generalen nicht gegeben, diese so einfachen Data zu fassen. Eine französische Armee umzingeln und gefangen nehmen, galt ihnen seit Baylen als eine unfehlbare militairische Operation. Der fragliche Plan ging im Kriegsrathe durch, und es war in der That ein Wunder, wenn in ihm etwas durchging, so zahlreich und heftig waren in ihm die Widersprüche. Es wurde beschlossen, gleichzeitig über die Gebirge von Biscaya und Navarra, auf der einen Seite nach Bilbao, auf der andern nach Pampelona vorzurücken, um Joseph zu Vittoria abzuschneiden, und ihn so zu behandeln, wie man den General Dupont behandelt hatte. Dann schritt man zur Vertheilung der Streitkräfte, über die man verfügte und die nach den Hoffnungen der Spanier mindestens 400,000 Mann hätten stark sein sollen.

Man bildete vier Armeecorps oder Armeen, von denen die des linken Flügels unter dem General Blake eine beträchtliche Menge Linientruppen, als die der Division Taranco, des Marinebezirks Ferrol, und des Marquis de la Romana neben Freiwilligen aus Galicien, Leon, Castilien und Asturien enthielt, und unter welchen letzteren man besonders Studenten von Salamanca und asturische Gebirgsleute gewahrte. Man konnte diese Armee des linken Flügels ohne die Division Romana zu 36,000, mit dieser Division aber, deren Cavallerie aus dem Norden ohne Pferde zurückgekommen war, zu 45,000 Mann rechnen. Die Armee des Generals Blake sollte längs des südlichen Abhanges der asturischen Gebirge von Leon auf Villarcayo vorrücken, dann diese Gebirge bei Espinosa überschreiten, um in das Thal von Biscaya einzudringen und nach Bilbao niederzusteigen. Die Verbindung mit dieser Armee des linken Flügels unterhaltend, sollte eine Armee des Centrums unter dem General Castaños sich bilden, zusammengesetzt aus den castilianischen, von Cuesta organisirten, von Pignatelli geführten Truppen, aus den von dem General Galuzzo und dem jungen Marquis von Belveder befehligten Truppen Estremaduras, aus den zwei andalusischen Divisionen unter dem General Peña, endlich aus den Valencianern und Murcianern, welche Llamas nach Madrid geführt hatte. Wenn man die nach rückwärts sich befindlichen Estremadurenser abzieht, so mochten diese Truppen ungefähr 30,000 Mann stark sein, und sollten sich längs des Ebro von Logroño bis Calahorra aufstellen. Die Estremadurenser sollten mit den wallonischen und spanischen Garden, den besten Truppen Spaniens, Burgos besetzen, ungefähr 12,000 Mann stark. Die Armee des rechten Flügels war von Palafox in Aragonien gebildet, bestand aus Valencianern, einigen Truppen aus Granada und Aragonesen, zählte ungefähr 18,000 Mann, sollte bei Tudela den Ebro überschreiten, längs des Flusses Aragon und über Sanguesa auf Pampelona marschiren. Die Armee des Centrums unter Castaños sollte sich mit der Armee des rechten Flügels vereinigen und in Masse auf Sanguesa drücken, sobald der Augenblick gekommen wäre, den Plan der Umzingelung der französischen Armee definitiv auszuführen. Hinter diesen drei Armeen wollte man eine vierte, eine Reservearmee aufstellen, aus Aragonesen, Valencianern und Andalusiern, die niemals in Linie erschienen, bestehend und von durchaus unbekannter Stärke. Auf dem äußersten rechten Flügel endlich, in Catalonien, befanden sich außerhalb des allgemeinen Planes, ohne Möglichkeit der Zahlenermittelung und isolirt wie die Provinz selbst, Miqueletsbanden, die mit den von den Balearen gekommenen Regimentern und mit spanischen Soldaten, die aus Lissabon herübergeschifft worden waren, diesen Theil Spaniens dem General Duhesme streitig machten und ihn in Barcelona einschlossen. Wenn man sich auf die Aufzählung der Streitkräfte beschränkt, die auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze wirkten, jene nämlich des linken Flügels unter Blake, jene des Centrums unter Castaños (mit Einschluß der Division aus Estremadura), jene endlich von Aragonien unter Palafox, so erreichte die Gesammtsumme kaum 100,000 Mann. Diese Zahl schloß fast Alles ein, was Spanien an disciplinirten Soldaten und begeisterten Freiwilligen besaß, eine verworrene Mischung von Linientruppen, die hinlänglich disciplinirt waren, um die Mangelhaftigkeit ihrer Organisation zu fühlen und dadurch entmuthigt zu werden, von Bauern und Studenten ohne militairische Abrichtung, ohne die geringste Idee vom Kriege, bereit zur Flucht bei dem ersten Zusammentreffen, das Ganze schlecht gekleidet, schlecht bewaffnet, schlecht genährt, von Generalen angeführt, die entweder unfähig oder wegen ihrer Umsicht verdächtig waren, einer auf den andern eifersüchtig, und tief gespalten. Der hohe Muth der spanischen Nation konnte so viele Mängel nicht ergänzen, und wenn nicht das Klima, eine fremde Armee, die allgemeinen Zustände Europas und die politischen Fehler Napoleon's der alten Dynastie zu Hülfe kamen, von ihren bewaffneten Vertheidigern hätte sie nimmermehr ihre Wiedereinsetzung zu erwarten gehabt.

Das Hauptmittel der Rettung Spaniens bereitete sich indessen vor: der Beistand Englands, welches, nachdem es Portugal von den Franzosen befreit hatte, keineswegs dabei stehen bleiben wollte. Bestürmt von spanischen, von den Junten gesendeten Agenten, in der Erhebung der Halbinsel eine mächtige Diversion gewahrend, die einen Theil der französischen Streitkräfte verschlang, in voller Hoffnung auf dem Continente abermals eine Coalition gegen den geschwächten Napoleon zu Stande zu bringen, war England entschlossen, den Spaniern jeden nur möglichen Beistand zu leisten. Es hatte nach Santander, Coruña und nach andern Häfen der Halbinsel Waffen, Munition, Kriegsbedarf aller Art gesendet, und wollte auch Geld schicken. Und seine commerciellen Interessen ebensowenig als seine politischen vernachlässigend, hatte es überdies die Halbinsel mit seinen Waaren überschwemmt. Ein letzter Grund endlich, wenn alle andern nicht entscheidend genug gewesen wären, würde für sich allein schon England bestimmt haben, energisch aufzutreten, der Lärmen nämlich wegen der Convention von Cintra, über

welche das brittische Publicum in kaum beschreiblichem Grade ergrimmt war. Wiewohl die Expedition nach Portugal eine der bestgeleiteten und glücklichsten Expeditionen gewesen ist, welche England jemals auf dem Festlande ausgeführt hat, mußte man doch den Eindruck davon gutmachen, gleich als hätte es gegolten, ein großes Unglück gutzumachen. Sei es aus Nothwendigkeit, sei es aus Enthusiasmus der Engländer für die spanische Sache, kurz das brittische Cabinet sah sich zu großen Anstrengungen genöthigt und beschloß, eine beträchtliche Armee nach Spanien zu senden. Der südliche Theil der Halbinsel würde, weil sicherer, von den Franzosen ferner und Portugal näher, dem brittischen Cabinete als Schauplatz seiner militairischen Unternehmungen sehr zugesagt haben. Da aber der allgemeine Sammelplatz am Ebro war, da man sich schmeichelte, die für entmuthigt, für halb vernichtet ausgegebenen Truppen des Königs Joseph an den Thoren von Frankreich selbst zu erdrücken, so würde es eine neue, eine schlimmere Schmach als die von Cintra gewesen sein, wenn man schüchtern zu Cadiz landete, oder von Lissabon über Elvas nach Sevilla vorrückte. Aus diesen Beweggründen wurde daher die Vereinigung einer englischen Armee in Altcastilien als Princip angenommen. Um sie zu formiren, ging man in folgender Art zu Werke.

Von der durch die Schlacht von Vimeiro beendeten Expedition nach Portugal waren ungefähr 18,000 Mann in und um Lissabon geblieben. Sir John Moore war mit 10,000 Mann, nach einem fruchtlosen Versuche, sie in Schweden zu verwenden, aus dem Norden gekommen, und wenige Tage nach der Convention von Cintra zu Lissabon gelandet, so daß die brittischen Truppen in Portugal nun ungefähr 28,000 Mann betrugen. Sir John Moore war ein kluger, heller, im Rathe unschlüssiger, wiewohl auf dem Schlachtfelde äußerst tapferer Offizier, voll Loyalität und Ehrgefühl, höchst würdig eine englische Armee zu befehligen. Dem Ruhme der letzten Expedition ebenso fremd als den in Betreff ihrer erhobenen Vorurtheilen, weil er ankam, nachdem Alles schon beendigt war, wurde er mit dem Oberbefehle betraut, den er gewiß mehr als jeder Andere verdiente, hätten die Engländer nicht Sir Arthur Wellesley zur Verfügung gehabt. Dieser hatte aber gewissermaßen erst mit der öffentlichen Meinung abzurechnen und seine Rolle in Spanien wurde verschoben. Sir John Moore erhielt daher den Oberbefehl. Von den 28,000 Mann, die sich schon in Portugal befanden, sollten 20,000 zu der neuen Expedition im nördlichen Spanien mitwirken. 12 bis 15,000 Mann, darunter einige Cavallerie, sollten unter Sir David Baird, einem Veteran der Armee von Ostindien, zu Coruña ausgeschifft werden. Diese Vereinigung gab 35 bis 36,000 Mann vortrefflicher Truppen, die allein alle Streitkräfte, welche Spanien auf den Beinen hatte, aufwogen. Man stellte unter die Befehle des Sir John Moore eine unermeßliche Transportflotte, um den Bewegungen seiner Truppen zu folgen, sie an Ort und Stelle zu bringen falls er die Fahrt zu Meere vorzog, und ihnen, welche Straße immer gewählt werde, Lebensmittel, Munition, Artillerie- und Cavalleriepferde zu liefern. Man überließ es seiner Einsicht, wie er zu Werke ginge, nur mußte er im Norden der Halbinsel wirken und sich mit den spanischen Generalen zur Erzielung des größtmöglichen Erfolges des Feldzugs in Einvernehmen setzen.

Nach Madrid waren Stuart und Lord William Bentink gesendet worden, um die Junta von Aranjuez zur Annahme einiger guten Rathschläge zu vermögen, und um einige Einheit in die militairischen Operationen der beiden Nationen zu bringen.

Sir John Moore, welcher freie Hand hatte, konnte die 20,000 Mann, die er von der Armee von Portugal nehmen sollte, zu Schiffe nach Coruña abgehen lassen und sich in diesen Hafen mit den 15,000 Mann des Sir David Baird vereinigen; oder er konnte durch Portugal auf den Straßen marschiren, auf denen die Franzosen in dieses Königreich gekommen waren. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich zu Letzterem. Einerseits waren fast alle Transportfahrzeuge der Flotte mit Ueberschiffung der Armee Junot's nach Frankreich beschäftigt; andrerseits konnte eine neue Einschiffung nur schädlich auf die Organisation der englischen Armee wirken. Die Straße von Coruña nach Leon war übrigens durch die Armee Blake's schon aufgezehrt, und konnte höchstens der Division des Sir David Baird genügen. Indem man vor der Regenzeit aufbrach, und langsam und in kleinen Abtheilungen marschirte, hoffte Sir John Moore in gutem Zustande in Altcastilien anzulangen und seinen Truppen zu geben, was den englischen Truppen gewöhnlich fehlt, die Geduld und Kraft des Marschirens. Er beschloß daher, seine Infanterie auf den beiden nach Salamanca führenden Gebirgsstraßen, der von Coimbra nach Almeida und der von Abrantes nach Alcantara, die Artillerie und Cavallerie aber durch das ebene Land von Lissabon nach Elvas, von Elvas nach Badajoz, von Badajoz nach Talavera, von Talavera nach Valladolid in Marsch zu setzen. So hoffte er im Laufe des Octobers seine Infanterie und Cavallerie im Centrum von Altcastilien vereinigt zu haben. Das Corps des Sir David Baird, das stärker an Cavallerie war, sollte zu Coruña ausgeschifft werden, von da nach Lugo in Asturien marschiren und sich längs des Duero mit der Hauptarmee vereinigen. Nach Festsetzung dieses Planes trat Sir John Moore gegen Ende des Septembers seinen Marsch an; Sir David Baird aber verließ die englische Küste und ging nach Coruña unter Segel.

Man muß den Spaniern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus Selbstüberschätzung oder aus Patriotismus, wahrscheinlich aber aus einem Gemisch beider Gefühle stolz mit den Engländern verhandelten, indem sie deren Beistand nur unter gewissen Beschränkungen und unter der Bedingung annahmen, ihnen ihre großen Marineanstalten nicht zu überliefern zu haben. Nie hatten sie die 5000 Mann, die ihnen Sir Hugh Dalrymple anbot, in Cadiz zulassen wollen, und als das Corps des Sir David Baird vor Coruña erschien, verweigerten sie

ihm die Einfahrt in diesen großen Hafen. Man mußte nach Madrid um die Ermächtigung zur Landung dieses Corps schreiben, bis dieselbe endlich auf das Andringen Stuart's und des Lords William Bentink gewährt wurde.

Während die Engländer Mühe hatten, die Landung der Hülfstruppen, welche man von ihnen verlangt, zu bewerkstelligen; während die spanischen Generale mit der Junta oder gegen sie intriguirten, während sie einer mit dem andern rivalisirten, der Ausführung des einstimmig angenommenen Planes Schwierigkeiten entgegensetzten und die Zeit in unglaublicher Verwirrung vergeudeten: erfuhren sie aus einem von den allenthalben streifenden Banden aufgefangenen Schreiben des französischen Generalstabs, daß vom October bis zum November 100,000 Mann Verstärkungen, ohne zu rechnen was schon angekommen war, in Spanien einrücken würden; daß sie daher, indem sie sich abarbeiteten ohne zu handeln, die Gelegenheit entschlüpfen ließen, die französische Armee zu überrumpeln, die sie sich so erschöpft, geschwächt und niedergeschlagen wie die bei Baylen dachten. Dieser Regierung, die gleich allen tumultuarischen und schwachen Regierungen nur stoßweise zu Werke ging, mußte eine solche Kunde einen momentanen Antrieb geben. Man hörte auf zu zanken, man ließ die Generale aufbrechen, sie mochten unter sich eins sein oder nicht; man schickte Castaños an den Ebro; man beschleunigte den Marsch der Division von Estremadura nach Madrid und von da nach Burgos; kurz man setzte Alles in Bewegung, was und wie man konnte.

Es galt keine Zeit zu verlieren; dennoch verlor man noch viel, und erst gegen Ende des Octobers befand man sich in der Verfassung zum ernsten Handeln zu schreiten. Obschon der General Blake nicht alle seine Streitkräfte vereinigt hatte, war er doch der Erste in Linie, marschirte längs der asturischen Gebirge, überschritt sie bei Espinosa und machte mehrere Demonstrationen auf Bilbao. Die Castilianer unter Pignatelli hielten das Ufer des Ebro in der Umgegend von Logroño besetzt. Die Valencianer und Murcianer unter Llamas und die zwei andalusischen Divisionen unter Peña dehnten sich längs dieses Flusses von Tolosa bis Calahorra und Alfaro aus. Die Aragonesen und Valencianer unter Palafox überschritten den Ebro, standen längs des kleinen Flusses Aragon und hatten ihr Hauptquartier zu Caparroso.

Nach dem verabredeten Plane sollten Castaños und Palafox sich auf dem äußersten linken Flügel der Franzosen gegen Pampelona zu vereinigen; und es war die höchste Zeit, weil der General Blake, der auf dem rechten Flügel der Franzosen schon in Kampf verwickelt war, sehr gefährdet werden konnte, wenn man nicht eilte, einen Theil der feindlichen Streitkräfte zu beschäftigen. Aber das Einverständniß zwischen Castaños und Palafox war nicht leicht, da Jeder den Andern an sich ziehen wollte. Castaños fürchtete, den Ebro zu sehr zu entblößen; Palafox wollte in den Stand gesetzt werden, Navarra mit überlegenen Streitkräften zu überziehen. Endlich gingen sie doch über den Ebro und den Aragon, und lagerten auf der einen Seite zu Logroño, auf der andern zu Lerin.

Aber es war zu spät. Die Franzosen hätten, auch wenn keine Verstärkungen angelangt wären, die unbesonnene Verwegenheit ihrer Gegner nicht länger geduldet, um wie viel weniger, seit die schönsten Truppen der Welt jeden Tag zu ihnen stießen. Man wird sich erinnern, daß noch bevor die vier Corps der großen Armee in Bewegung gesetzt wurden, Napoleon nacheinander aus Frankreich und Deutschland eine Reihe alter Regimenter entsendet hatte, und daß man aus den zuletzt angekommenen zuerst die Division Godinot, dann die Division Dessolles gebildet hatte, welche letztere die dritte des Corps des Marschalls Ney sein sollte. Mit ihr befand sich der unerschrockene Marschall am Ebro, und harrte da der Ankunft seiner übrigen Divisionen.

Obschon Napoleon in dem Wunsche, die Spanier auf seinen Flügeln so Terrain gewinnen zu lassen, daß sie nicht mehr rückwärts könnten, jedwede Operation vor seiner Ankunft untersagt hatte, wollte doch der Generalstab Joseph's keinen müßigen Zuschauer ihrer Bewegungen abgeben, sondern sie zurücktreiben. Er befahl daher den Marschällen Ney und Moncey die Linie des Ebro und des Aragon wieder zu nehmen. Ney marschirte am 25. October nach Logroño, drang mit dem Bajonett ein, und nöthigte die Insurgenten, sich bis Nalda am Fuße der Berge zurückzuziehen, die das Gebiet von Logroño von jenem von Soria scheiden. Der Marschall Mortier hatte seinerseits die Generale Wathier und Maurice-Mathieu mit einem Weichselregimente und mit dem 14. Linienregimente nach Lerin gesendet. Diese Generale trieben die Spanier zuerst in Stadt und Schloß Lerin zurück, schnitten sie dann von jeder Hülfe ab, und nahmen sie, etwa Tausend und darüber, gefangen. Allenthalben wurden die Spanier mit einer Kraft und einer Schnelligkeit über den Haufen geworfen, welche bewies, daß der französischen Armee, wenn sie angeführt wurde, wie sie gewohnt war, angeführt zu werden, die insurrectionellen Truppen Spaniens keinen ernsten Widerstand entgegensetzen konnten.

In diesem Momente langte das erste Corps unter dem Marschall Victor, das vierte unter dem Marschall Lefebvre, und das sechste, dem Marschall Ney, bestimmte, mit seinen beiden Divisionen Bisson und Marchand an, mit denen er sich in allen Landen so außerordentlich hervorgethan hatte.

Kaum hatte Joseph in den Ebenen von Vittoria über die schöne Division Sebastiani vom Corps des Marschalls Lefebvre Heerschau gehalten, als er sie unter völligem Vergessen der ihm von seinem Bruder ertheilten Verhaltungsbefehle auf seinem rechten Flügel auf der Straße von Durango in das Thal von Biscaya in Marsch setzte, um den General Blake in Zaum zu halten, der ihm auf der Seite von Bilbao Besorgnisse einflößte. Und dabei blieb er nicht einmal stehen. Den Aussagen der spanischen Bauern, welche, wenn es irgendwo 20,000 Mann gab, aus

Aufschneiderei oder Leichtgläubigkeit 80,000 angaben, vollen Glauben beimessend, urtheilte er keineswegs, daß das Corps des Marschalls Lefebvre genüge, sondern schickte, um seinen Rücken besser zu sichern, die Division Villatte vom Corps des Marschalls Victor über Mondragon nach Durango. Und als die Spitze des sechsten Corps zu Bayonne eintraf, beeilte er sich, die Division Bisson über Saint-Jean-Pied-de-Port nach Pampelona zu dirigiren um seinen linken Flügel zu sichern, wie er seinen rechten durch die Stellung, welche er den Marschall Lefebvre nehmen lassen, gesichert hatte. In demselben Momente langten 10,000 Mann von der Kaisergarde an, und stellten sich staffelförmig zwischen Bayonne und Vittoria auf.

Diese unzeitigen strategischen Verfügungen führten auf dem rechten Flügel einen Kampf zwischen dem General Blake und dem Marschall Lefebvre herbei, wie sie auf dem linken Flügel einen Kampf zwischen Pignatelli und den Marschällen Ney und Moncey herbeigeführt hatten. Der General Blake hatte nach Ueberschreitung der asturischen Gebirge bei Espinosa und nach der Besetzung von Bilbao, vorwärts Zornoza auf den Höhen, Durango gegenüber, Stellung genommen. Da die Division Romana noch nicht heran war, hatte er ungefähr 20 bis 22,000 Mann, zur Hälfte Linie, zur Hälfte Bauern und Studenten. Rückwärts zur Rechten hatte er in den benachbarten Thälern zwischen Villaro, Orozco, Amurrio und Balmaseda ungefähr 15,000 Mann gelassen, um die Pässe zu bewachen, die nach den Ebenen von Vittoria führten, und von woher andere französische Colonnen hätten erscheinen können.

Als Blake im Angesichte des Corps des Marschalls Lefebvre nicht fern von Durango auf der Straße nach Mondragon angelangt war, und sich so dem vorgesetzten Ziele, die französische Armee zu umgehen, nahe befand, zögerte er, wie man, sobald man eine Aufgabe über seine Kräfte übernommen hat, in dem entscheidenden Augenblicke zu zögern pflegt.

Kühner als er, weil unwissender, waren seine Soldaten, welche eine Zuversicht zeigten, die er selbst nicht hatte, von der Höhe ihrer Stellung herab mit wildem Geschrei unsere Truppen beschimpften und sie durch Geberden bedrohten. Die Ungeduld unserer Soldaten, die wenig gewohnt waren, vom Feinde Beschimpfungen zu erdulden, erreichte den höchsten Gipfel und stachelte auch den alten Lefebvre auf, dem es in seiner plumpen Feinheit lieb war, gegen die spanische Armee irgend einen guten Handstreich vor Ankunft des Kaisers ausführen zu können. Der Marschall hatte bei sich die Division Sebastiani, die aus vier alten Infanterieregimentern (dem 32., 58., 28. und 35. von der Linie) und einem Dragonerregimente bestand und eine effective Stärke von 3000 Mann besaß; ferner die Division Leval, zusammengesetzt aus 3000 Hessen, Badensern, und Holländern; endlich, aber nur als Hülfstruppen, die Division Villatte, vier alte Regimenter, etwa 8000 Mann und zwar von den besten Truppen der französischen Armee. Das war mehr als genug, um die spanische Armee zu schlagen, obschon ein Theil der französischen Mannschaft in Folge des langen Marsches noch nicht heran war.

Die Spanier standen vorwärts Durango auf einer Linie von Höhen, deren rechter minder stark gestützter Flügel umgangen werden konnte. Der Marschall Lefebvre stellte die Division Sebastiani in das Centrum seiner Linie, und auf beiden Flügeln die Deutschen, gemengt mit der Division Villatte, um ihnen als Beispiel zu dienen. Er ließ den Angriff von seinem linken Flügel beginnen, um den rechten der Spanier, der wie gesagt, minder fest angelehnt war, zu umgehen. Am 31. October des Morgens während eines dichten Nebels griff der General Villatte mit zwei seiner Regimenter, dem 94. und 95. von der Linie, und einer Abtheilung Deutschen die Stellung so nachdrücklich an, daß die überrumpelten Spanier kaum Stand hielten. Obschon sie den Franzosen viele Terrainhindernisse hätten entgegensetzen können, ließen sie sich doch von Posten zu Posten werfen, bis hinab in den Thalgrund. Ein von dem General Villatte angezündetes Feuer diente dem Centrum und dem rechten Flügel zum Signal, und sie marschirten mit nicht minderem Nachdrucke als der linke Flügel. Schon hatte ein Regen von Haubitzgranaten, die durch den Nebel geworfen wurden, die Spanier erschüttert. Man griff sie darauf kraftvoll an, und warf sie so schnell den rückwärtigen Abhang der von ihnen besetzten Höhen hinab, daß man sie kaum ereilen konnte. Ihre Art zu fechten bestand darin, daß sie unsere im Marsche begriffenen Colonnen beschossen, dann sich aufgelöst in die Thalniederungen warfen. Auf einer Ebene würde die Cavallerie sie nach Tausenden niedergesäbelt haben. Alles was unsere Infanterie in diesem gebirgigen Terrain thun konnte, war, sie auf ihrer Flucht aus dem Kleingewehr zu beschießen, wobei sie besser zielte als der Feind. Man tödtete oder verwundete diesem dergestalt 15 bis 1800 Mann auf 200 der unsrigen, welche kampfuntüchtig geworden waren. Aber mehrere Tausend Spanier, von Schreck ergriffen, zerstreuten sich nach diesem ersten Zusammentreffen, in welchem sie den Krieg mit den Franzosen zu begreifen und weniger zu lieben begannen. An natürlichem Muthe fehlt es den Spaniern keineswegs, aber wo es an Disciplin gebricht, bewahrt die Mannschaft in der Gefahr niemals die Haltung, welche geziemt und ohne die jedwede Kriegsoperation unmöglich ist.

In Verfolgung seines Sieges drang der Marschall Lefebvre am nächsten Tage in Bilbao ein, wo einige feindliche Soldaten, einige Verwundete, und vieles von den Engländern gelieferte Kriegsmaterial in seine Hände fielen. Die zitternden Einwohner waren entflohen, die einen in die Gebirge, die andern in die Gebäude jeder Art, die in den Gewässern von Bilbao standen. Der Marschall Lefebvre drang darauf bis Balmaseda vor, wagte sich aber nicht weiter, denn darüber hinaus befand sich der Gebirgspaß, der von Espinosa nach den Ebenen von Castilien führt, und da er bereits ohne Befehl gekämpft hatte, wäre es zu arg gewesen, seine Operationen noch weiter auszudehnen. Er legte nach Balmaseda die Division

Villatte, die nicht ihm, sondern dem Marschall Victor gehörte, und ging mit seinem Corps nach Bilbao zurück, Lebensmittel zu suchen, die es in diesen Gebirgen, wo man von Mais und Milchproducten lebt, keineswegs im Ueberflusse giebt.

So war die Lage der Dinge im Augenblicke der Ankunft Napoleon's beschaffen. Seine Absichten waren gänzlich verkannt worden, denn er hatte gewollt, daß man sich auf dem rechten wie auf dem linken Flügel fast ganz umgehen lassen solle, damit er, wenn er auf Vittoria vormarschirte, desto sicherer die beiden spanischen Hauptarmeen im Rücken nehmen könne. Die von den Marschällen Ney und Moncey am Ebro vollzogene Bewegung hatte in der That das Ergebniß gehabt, Castaños und Palafox etwas zu entfernen, wodurch ihnen der Dienst geleistet wurde, daß sie aus einer gefährlichen Lage gerissen wurden. Die Bewegung, die der Marschall Lefebvre sich erlaubt hatte, indem er Blake von Bilbao nach Balmaseda zurückdrängte, zog den spanischen General aus einer Lage, aus der er sich niemals hätte retten können, wenn man ihm Zeit gelassen haben würde, sich tiefer in sie zu verwickeln. Ueberdies waren die französischen Truppen in verschiedenen Richtungen verstreut, die keineswegs die bestgewählten waren. Das erste und das sechste Corps, welche Napoleon zu Vittoria unter seiner unmittelbaren Leitung haben wollte, waren an verschiedenen, von einander sehr entlegenen Orten zerstreut. Das erste Corps hatte eine seiner drei Divisionen, die des Generals Villatte, in Biscaya. Das sechste Corps hatte die Division Bisson zu Pampelona, und die Division Marchand nebst seiner ganzen Artillerie auf der Straße nach Vittoria.

Am 5. November zu Vittoria angekommen, drückte Napoleon wie zu Bayonne seinen Unwillen aus, daß man ihm so schlecht gehorcht habe, und ertheilte am 6. die nothwendigen Befehle, um die in seiner Abwesenheit begangenen Fehler gutzumachen. Wenn die Ausführung seiner Pläne nicht durch unzeitige Operationen gestört worden wäre, so würde er dem General Blake, lediglich um ihn festzuhalten, das Corps des Marschalls Lefebvre gegenüber gestellt haben; den Generalen Palafox und Castaños hätte er, wieder nur um sie festzuhalten, das Corps des Marschalls Moncey (das dritte) entgegengesetzt; dann würde er unter seinem unmittelbaren Befehle das Corps des Marschalls Soult, sonst Bessières (das zweite), das des Marschalls Victor (das erste), das des Marschalls Ney (das sechste), die Kaisergarde, die 14,000 Dragoner vereinigt haben, wäre mit 80,000 Mann auf Burgos vorgebrochen, hätte die spanische Armee vom Centrum aus abgeschnitten, sich dann gegen sie gewendet, sie nacheinander im Rücken genommen, umzingelt und vernichtet. Zum Unglück konnte dieser Plan nicht mehr mit derselben Sicherheit und Vollständigkeit ausgeführt werden: erstens weil der zu vorzeitig begonnene Angriff die spanischen Generale ein wenig aufgehalten und gehindert hatte, sich tiefer, die einen in Biscaya, die andern in Navarra einzulassen; zweitens weil die verschiedenen Corps der französischen Armee, die gleich im Momente ihrer Ankunft verwendet wurden, sehr zerstreut waren. Indeß begriff weder Blake, der hinter Balmaseda zurückgegangen war, noch begriffen Castaños und Palafox, die an den Ebro zurückgedrängt worden, nichts weniger als die Gefährlichkeit ihrer Lage, und thaten nichts um sich derselben zu entziehen. Der Plan Napoleon's war also noch ausführbar. Er traf daher seine Dispositionen nach demselben Princip, die spanische Linie nämlich im Centrum in zwei Hälften zu trennen, um sich dann gegen die eine wie gegen die andere zu wenden. Er befahl dem Marschall Victor, von dessen Divisionen bereits die des Generals Villatte von ihrem Wege zur Verstärkung des Marschalls Lefebvre abgewichen war, diesen wenn nöthig auf der Straße von Vittoria nach Orduña zu unterstützen, dann über Orduña nach Vittoria zurückzukehren, um sich mit dem Centrum der französischen Armee zu vereinigen. Es gingen im Lande solche Gerüchte über die Stärke der Spanier, daß Napoleon nicht zu viel zu thun glaubte, indem er zwei Corps (das erste und vierte) der Armee Blake's entgegensetzte, welche nach der geringsten Schätzung zu 50,000, nach der höchsten zu 70,000 Mann angegeben wurde. Indessen sollten die beiden Marschälle nach Napoleon's Plan Blake mehr festhalten als zurückdrängen, bis vom Centrum der französischen Armee aus das Zeichen gegeben würde, sich auf ihn zu stürzen.

Nachdem Napoleon dergestalt die Operationen seines rechten Flügels angeordnet hatte, beschäftigte er sich mit seinem linken und schrieb dem Marschall Moncey vor, bereit zu sein zum Handeln, sobald er den Befehl dazu erhalten würde, bis dahin aber sich auf Bewachung des Ebro von Logroño bis Calahorra zu beschränken. Er gab ihm die Division Morlot, die einen Augenblick von seinem Corps entsendet worden war, wieder, fügte eine Verstärkung von Dragonern hinzu, und da eine der Divisionen des sechsten Corps (Marschall Ney), die Division Bisson in Folge einer falschen Vorschrift Joseph's die Straße nach Pampelona eingeschlagen hatte, so befahl er, sie solle in dieser Festung ausruhen, dann auf Logroño marschiren, um den rechten Flügel des Marschalls Moncey zu unterstützen und provisorisch daselbst zu bleiben. Diese Division erhielt einen andern Commandanten, den General Lagrange, und wurde fortan nach diesem genannt. Sie sollte sich später mit dem Marschall Ney wieder vereinigen und inzwischen beitragen, die Spanier am Ebro in Schach zu halten.

Nachdem Napoleon seinen rechten und linken Flügel dergestalt gesichert, aber keineswegs vorgeschoben hatte, beschloß er mit den Corps der Marschälle Soult und Ney (das zweite und sechste), mit der kaiserlichen Garde und der Mehrzahl der Dragoner aus dem Centrum vorzubrechen. Das Corps des Marschalls Soult, sonst Bessières, enthielt zwar viele junge Soldaten, aber auch die Division Mouton, die aus vier alten Regimentern bestand, denen nichts in Spanien widerstehen konnte, wie sie dies bei Rio-Seco bewiesen hatten. Das Corps des Marschalls Ney, obschon der Division Bisson beraubt, die so zur

Unzeit nach Pampelona dirigirt worden war, enthielt indeß die Division Marchand, die ihm stets angehört hatte, und die Division Dessolles, die aus alten nacheinander nach Spanien berufenen Regimentern gebildet war. Diese Truppen hatten in der Welt nicht ihres Gleichen. Mit diesen beiden Corps, mit der Garde und mit der Reservecavallerie hatte Napoleon 50,000 Mann, um nach Burgos vorzurücken. Das war mehr als nothwendig, um das Centrum der spanischen Armee zu zermalmen.

Die Ausführung dieser am 6. und 7. November beschlossenen Dispositionen wurde durch einen neuen Zwischenfall nochmals aufgeschoben. Obwohl die spanischen Generale durch den Nachdruck der Angriffe, die auf die einen zu Zornoza, auf die andern zu Logroño und Lerin gemacht worden, etwas verblüfft waren, verzichteten sie auf ihren Plan doch keineswegs, waren aber mehr als je in Betreff seiner Ausführung uneinig, und verlangten einer von dem andern Verstärkungen. Blake vor Allen, der am härtesten mitgenommen worden war und in seinen Flanken die Corps der Marschälle Lefebvre und Victor sah, hatte dringend um Unterstützung vom Centrum und vom rechten Flügel nachgesucht. Man mußte aber, um von einem Ende der spanischen Linie zum andern zu gelangen, einen Weg von 50 bis 60 (französische) Meilen zurücklegen, und Castaños und Palafox hatten, nachdem sie zu Tudela Kriegsrath gehalten, geantwortet, daß es ihnen unmöglich sei der Armee von Asturien zu Hülfe zu kommen, und sich darauf beschränkt, der Division von Estremadura Beschleunigung ihres Marsches vorzuschreiben, um in die Linie einzurücken und in der Stellung von Frias den rechten Flügel Blake's zu decken. Die beiden Generale versprachen überdies, so schleunig als möglich thätig zu werden, um einen Theil der französischen Streitkräfte auf sich zu ziehen.

Inzwischen hatte Blake, nachdem er von Bilbao und Balmaseda nach den Schluchten, die den Zugang zu Biscaya bilden, zurückgegangen war, hier Halt gemacht, und es stießen zu ihm die 15,000 Mann, welche, während er bei Zornoza kämpfte, zu Villaro und Orozco gestanden, wie auch das Corps Romana's. Er hatte an Todten und Verwundeten und vor Allem an Ausreißern 6 bis 7000 Mann verloren, und es blieben ihm noch ungefähr 36,000 Mann in Linie. Er rückte daher am 5. November auf Balmaseda vor, wo der Marschall Lefebvre die Division Villatte gelassen hatte, um selbst nach Bilbao zurückzukehren und da leichter zu leben.

Nach dem Fehler, zu weit vorgegangen zu sein, hätte der Marschall Lefebvre keinen größern begehen können, als plötzlich nach Bilbao zurückzukehren und die Division Villatte allein zu Balmaseda zu lassen. Es bedurfte so unerschütterliche Soldaten wie die unsrigen, und einen so wenig furchtbaren Feind wie die spanischen Insurgenten, damit auf so falsche Anordnungen nicht irgend ein schweres Unglück folgte.

Der Marschall Victor hatte es seinerseits nicht besser gemacht. Ueber Orduña nach Amurrio gesendet, um den Marschall Lefebvre zu flankiren, schickte er den General Labruyere mit einer Brigade nach Oquendo und ließ ihn in dieser Stellung, ohne daß ihm in den Sinn kam, sich selbst hinzubegeben, um die Bewegung zu leiten. Der General Labruyere, in Mitte dieser steilen Gebirge, wo es so schwer ist sich zu erkennen, wo die Winternebel die Dunkelheit der Landschaft erhöhen, jedweder Leitung baar, und in voller Unkenntniß, wieviel Feinde er vor sich habe, ließ sich in kein Gefecht ein, ließ die Corps, welche Blake während des Treffens von Zornoza flankirt hatten, an sich vorüberziehen, und wagte nicht, etwas zu thun, um ihren Rückzug aufzuhalten. Die folgenden Tage war er in Stellung geblieben, von der aus er in der Ferne die Division Villatte sah, ohne daran zu denken, sich mit ihr zu vereinigen, auch die Division Sebastiani gewahrte, die von Bilbao aus auf der Straße nach Orduña recognoscirte. Dergestalt waren unsere Truppen, statt sich zur Erdrückung Blake's zu vereinigen, was, nachdem man einmal das Unrecht begangen, ohne Befehl aus dem Hauptquartier zu kämpfen, die einzige vernünftige Operation gewesen sein würde, vielmehr zwischen Bilbao, Balmaseda und Oquendo zerstreut und in ihrer Vereinzelung schweren Unfällen blosgestellt.

Der Marschall Victor hatte darauf seine Fehler keineswegs beschränkt. Da er so schnell als möglich mit dem Hauptquartier sich vereinigen wollte, um unter den Augen des Kaisers selbst zu kämpfen, und da er in seinen Verhaltungsbefehlen fand, daß er, sobald seine Anwesenheit in Biscaya nicht mehr nothwendig wäre, die Straße von Vittoria einschlagen könne: rief er den General Labruyere zurück, um über das Gebirge zurückzukehren und in die Ebene von Vittoria niederzusteigen, und ließ dergestalt die Division Villatte, die ganz allein zu Balmaseda blieb, im Stiche. So begann jene Reihe von Fehlern, die aus dem Egoismus und der Eifersucht unserer Generale hervorgingen, und welche, indem sie die Sache Frankreichs in Spanien verdarben, dieselbe zugleich in ganz Europa zu Grunde gerichtet haben.

Während der Marschall Victor diese rückgängige Bewegung ausführte, beschloß der, wie gesagt um die Truppen seines linken Flügels und um die Romana's verstärkte General Blake, vorzurücken und die Division Villatte, von der er wußte, daß sie ganz allein zu Balmaseda stehe, anzugreifen. Der Aufenthalt des Marschalls Lefebvre zu Bilbao und der Abzug des Marschalls Victor auf Vittoria gewährte seinem Unternehmen jedwede Erleichterung. Wirklich rückte er am 5. November mit dreißig und einigen Tausend Mann vor, krönte die Höhen um Balmaseda, Willens die Stadt, bevor er sie angreife, einzuschließen und die Franzosen, die sie besetzt hielten, gefangen zu nehmen. Der General Villatte, der an der Spitze einer herrlichen Division von vier alten Regimentern stand, hatte aber andere Feinde und andere Gefahren gesehen, als die waren, welche ihm in Biscaya drohten. Seine Kaltblütigkeit war ebenso groß als seine Einsicht. Er versicherte sich der Höhen von Gueñes, welche hinter Balmaseda liegen und die Communication mit Bilbao beherrschen, indem er da

drei seiner Regimenter staffelförmig aufstellte; das 27. leichte Regiment ließ er in Balmaseda selbst, um die Stadt so lange als möglich zu vertheidigen. Nachdem er diese Anordnungen getroffen, ließ er die Spanier herankommen und empfing sie mit einem Feuer, an das sie nicht gewöhnt waren. Diejenigen, welche Balmaseda selbst angreifen wollten, wurden von dem 27. schrecklich mitgenommen und bedeckten die Umgegend der Stadt mit ihren Todten und Verwundeten. Da indeß der Feind die umliegenden Höhen immer mehr krönte, und der Marschall Lefebvre von Bilbao nicht ankam, hielt General Villatte sich zum Rückzuge verpflichtet. Er führte das 27. auf die Höhen von Gueñes, und zog sich mit seinen durchaus ungebrochenen Regimentern in Masse zurück. Die Spanier, welche nahe genug kamen, wurden nachdrücklich empfangen, und büßten ihre unkluge Verwegenheit theuer. Indeß hatte auch die Division Villatte 200 Todte und Verwundete, während der Feind 7 bis 800 Mann einbüßte. Wenn der Marschall Lefebvre bei der Hand gewesen wäre, und wenn der Marschall Victor, statt die Brigade Labruyere aus der Stellung, die sie inne hatte und von wo sie auf Balmaseda sich werfen konnte, abzurufen, vielmehr mit seinem ganzen Corps auf diesen Punkt gewirkt hätte, so möchte den Tag die Armee Blake's umwickelt und gefangen worden sein.

Das Gefecht von Balmaseda, das keine andere Wichtigkeit als die Abwehr einer Gefahr hatte, in die man sich gar nicht hätte begeben sollen, wurde von Nachbar zu Nachbar mit der gewöhnlichen Uebertreibung so mitgetheilter Berichte in das Hauptquartier gemeldet, und verdoppelte Napoleon's üble Laune gegen Generale, welche seine Ideen so schlecht begriffen und ausführten ([21]). Er ließ ihnen durch den Major-General Berthier einen scharfen Verweis geben, befahl dem Marschall Lefebvre, wieder auf Balmaseda vorzurücken, dem Marschall Victor, nach Biscaya zurückzukehren, Blake mit dem größten Nachdrucke vor sich her zu treiben, und ihn, wenn sich die Gelegenheit böte, zu vernichten. Trotz seines Planes, das Centrum der feindlichen Linie zu durchbrechen, bevor er gegen dessen Flügel agirte, wollte er sich doch nicht eher in Bewegung setzen, als bis er versichert war, daß nicht etwa ein Fehler auf seinen Flügeln seine Operationsbasis gefährde.

Als der Marschall Lefebvre den Tadel des Kaisers empfing und die Gefahr des Generals Villatte erfuhr, beeilte er sich, auf Balmaseda zu marschiren. Er verwendete den 6. November, um die in die Umgegend von Bilbao zur Verjagung der Engländer vom Gestade entsendeten Abtheilungen zu sammeln, und ging am 7. des Morgens über Sodupe und Gueñes auf Balmaseda los, und zwar mit den Divisionen Villatte, Sebastiani und Leval, die beiden ersten Franzosen, die dritte Deutsche. Diese drei Divisionen zählten ungefähr 18,000 Mann, fast ganz ohne Artillerie und Cavallerie, denn in diesen engen Thälern, wo man Mühe hatte, die Munition der Infanterie zu transportiren, gab es keinen Raum und keinen Weg für sie.

Die Straße ging im Thalgrunde. Der Marschall Lefebvre rückte mit der Division Villatte links dieser Straße vor, die Division auf ihr selbst, die Division Sebastiani rechts von ihr und ein wenig vorwärts der andern. Die Division Sebastiani nahm zuerst das Dorf Sodupe, und stieß, über dasselbe hinausrückend, auf den Höhen von Gueñes auf Blake mit zwanzig und einigen Tausend Mann und mit drei Kanonen. Die Truppen Sebastiani's erstiegen sofort diese Höhen trotz des feindlichen Feuers, das indeß sehr wenig zu bedeuten hatte, da die Spanier aus der Ferne schossen, um desto schneller fliehen zu können. Auf dem Gipfel angelangt, konnten sie nur wenige Gefangene machen, denn die Spanier, ganz anders behende als unsere Soldaten, die das doch im äußersten Grade waren, liefen, was sie konnten, die rückwärtigen Abhänge ihrer Berge nieder. Während man so die Stellungen zur Rechten wegnahm, bewältigte man zugleich alle Hindernisse auf der Straße selbst, und 10,000 Spanier, durch die rasche Bewegung überflügelt, blieben auf den Höhen des linken Flügels zurück, getrennt von ihrem Hauptcorps. Der Marschall Lefebvre ließ eines der Regimenter der Division Sebastiani, das 28. von der Linie, über den Fluß gehen, der im Thalgrunde läuft, wodurch dasselbe sich dadurch im Rücken dieser spanischen Abtheilung befand, während der General Villatte, sie in der Front anzugreifen im Begriffe stand. Aber unsere Truppen konnten die Insurgenten, die stets außer Schußweite feuerten, nirgends erreichen, und erlitten so wenig Schaden als sie zufügten. Indeß tödtete oder verwundete man dem Feinde doch einige hundert Mann. Eine ungleich größere Zahl zerstreute sich und bekam Abscheu gegen das Waffenhandwerk.

Blake, der mit ungefähr 36,000 Mann nach Balmaseda zurückgekehrt war, führte nicht ebenso viele zurück, als er sich neuerdings nach den Schluchten zurückzog. Wenn er aber das Corps des Marschalls Victor in seinem Rücken gefunden hätte, so würde alle Behendigkeit seiner Soldaten nicht gehindert haben, daß sie eingeschlossen und zum größern Theile gefangen genommen wurden. Am Morgen des 8. hatte der Marschall Victor sich seinerseits nach dem Ziele, das er nie hätte aus den Augen verlieren sollen, in Bewegung gesetzt, während der Marschall Lefebvre in Balmaseda einzog. Sie waren fortan vereint und in der Verfassung, gegen die spanische Armee Alles zu unternehmen. Die einzige Schwierigkeit lag in der Verproviantirung. In Mitte dieser schroffen Gebirge, wo die Bodencultur selten ist, fehlte es unseren Soldaten an Allem. Die Spanier litten nicht geringern Mangel. In dieser gegenseitigen Noth wurde das Land ausgeplündert und verheert. Balmaseda und alle Dörfer wurden verwüstet, zuweilen auch angezündet, um beiden Armeen Feuerung zu gewähren.

Am 9. November des Morgens wußte Napoleon, daß seine Truppen, nachdem sie die Offensive ergriffen, sich nur zu zeigen gebraucht hatten, damit der Feind vor ihnen verschwinde. Obschon er nie an die Tapfer-

keit der Insurgenten geglaubt, hatte er doch, bevor er die vollständige Ueberzeugung erlangte, was sie eigentlich wären, bei seinen Bewegungen mehr Vorsichtsmaßregeln genommen, als eigentlich nothwendig gewesen. Er zögerte nun nicht länger, und befahl am 9. des Morgens dem Marschall Soult, mit dem zweiten Corps und einer starken Abtheilung Reiterei nach Burgos vorzudringen. Der herrliche Lasalle befehligte die leichte Cavallerie dieses Corps, welches aus Chasseurs und polnischen Lanziers der Garde zusammengesetzt war. Man gab ihm die Division Michaud bei, die aus vier schönen Dragonerregimentern bestand. Das waren im Ganzen ungefähr 17 bis 18,000 Mann Infanterie und 4000 Pferde. Napoleon hatte erfahren, daß die Truppen von Estremadura zu Burgos erschienen wären. Er schrieb dem Marschall Soult vor, ohne auf den Marschall Ney oder auf die Garde zu warten, vorwärts zu gehen, dieses spanische Corps, das die Kühnheit hatte, ihm so nahe zu kommen, zu durchbrechen und ihm Burgos zu entreißen.

Der Marschall Soult, am Tage zuvor nach Briviesca gekommen, befahl sofort den drei Divisionen Merle, Mouton und Bonnet, sich auf der Straße von Briviesca nach Burgos, bei Monasterio zu vereinigen. Voraus befand sich die Cavallerie Lasalle's, jene Michaud's aber bei dem Hauptcorps. Jenseits Burgos beginnen die Ebenen von Castilien, und um dieselben im Galopp zu durcheilen und die spanischen Flüchtlinge zu verfolgen, hatte Napoleon eine so große Masse Dragoner mit sich gebracht.

Am 10. November um 4 Uhr des Morgens setzte der Marschall Soult sein Corps auf der Straße von Monasterio nach Burgos in Bewegung, die leichte Cavallerie Lasalle's und die tapfere Division Mouton an der Spitze, die Division Bonnet und die Dragoner Milhaud's in zweiter Linie, und die Division Merle als Nachhut. Ungefähr 12,000 Mann von dem Corps von Estremadura waren von Burgos aufgebrochen, um nach dem obern Ebro zu marschiren und zu Frias die rechte Flanke des Generals Blake zu decken, wie es in dem Kriegsrathe zu Tudela besprochen worden war. 6000 Mann von demselben Corps blieben zu Aranda auf der Straße nach Madrid. Die 12,000 Mann, die vorwärts Burgos waren, bestanden wie alle spanischen Armeen aus einer Mischung Linientruppen und Freiwilliger, Bauern, Studenten und Anderen. Allerdings hatte dieses Corps in seinen Reihen einige Bataillone wallonischer und spanischer Garden, welche die besten Soldaten Spaniens waren. Dasselbe besaß ferner eine zahlreiche, wohlbespannte und gutbediente Artillerie; aber es hatte in Abwesenheit des Generalcapitains Galuzzo zum Oberbefehlshaber den Marquis von Belveder, einen jungen Mann ohne Erfahrung, der gegen die Franzosen mit dem tollsten Uebermuthe vorrückte.

Mit Tagesanbruch stieß die an der Spitze des Armeecorps marschirende Cavallerie Lasalle's auf die feindlichen Vorposten, wechselte einige Karabinerschüsse mit ihnen, und zog sich auf die Division Mouton zurück, denn man befand sich Hindernissen gegenüber, welche nur von Infanterie überwältigt werden konnten. Indem man der großen Straße folgte und sich Burgos selbst näherte, hatte man zur Linken ein Flüßchen, den Arlanzon, der am Fuße der bewaldeten Höhen der Karthause sich hinschlängelt; im Centrum den Wald von Gamonal, der quer über die große Straße sich hinstreckt; zur Rechten die Höhen des Parks von Villimar, deren Gipfel das befestigte Schloß von Burgos, deren Fuß diese Stadt selbst einnimmt. Die Spanier hatten auf den Höhen am rechten und linken Flügel dieser Stellung Plänkler, ihre vorzüglichste Infanterie in dem Walde von Gamonal, die große Straße sperrend, ihre Cavallerie am Saume dieses Waldes, ihre Artillerie vorwärts. Kaum war der Marschall Soult auf dem Gelände angekommen, als er die Division Mouton zum Angriffe auf das ernsteste Hinderniß, den Wald von Gamonal nämlich, in Bewegung setzte. Hinter ihr stellte er seine Cavallerie auf, um nach Ueberwältigung des Waldhindernisses auf die Spanier einzusprengen; etwas weiter rückwärts befand sich die Division Bonnet, um die vom Feinde gekrönten Höhen wegzunehmen, wenn sie einigen Widerstand entgegensetzen würden. Der ruhmreiche General Mouton rückte ohne die geringste Zögerung mit vier alten Regimentern (das 2. und 4. leichte, das 15. und 36. von der Linie) auf den Wald von Gamonal los. Die spanische Artillerie eröffnete ein lebhaftes Feuer und riß uns anfangs einige Glieder nieder; aber unsere Soldaten rückten mit gefälltem Bajonnet gegen den Wald, drangen trotz der wallonischen und spanischen Garden ein, und bemächtigten sich seiner im Nu. Bei diesem Anblicke entschaarte sich die ganze feindliche Armee mit unerhörter Schnelligkeit; Fahnen, Kanonen, Alles wurde im Stiche gelassen. Die nachrückenden Truppen sammelten im Walde mehr als 20 Geschütze. Alle umliegenden Höhen wurden gleichfalls von den Spaniern preisgegeben, und die Masse ihrer Flüchtlinge warf sich theils nach Burgos, ging theils über den Arlanzon, um sich schneller zu retten. Da überschritten auch Lasalle und Milhaud den Arlanzon mittels Furthen und auf Brücken, sprengten den zerstreut fliehenden Soldaten von Estremadura nach und hieben eine große Menge nieder. Die Infanterie des Generals Mouton drang hinter den Spaniern in Burgos ein, empfing einige Schüsse aus mehreren Klöstern, die sie darauf plünderte, und bemächtigte sich sowohl der Stadt als des Schlosses, das der Feind in Vertheidigungsstand zu setzen vernachlässigt hatte. Dieser Tag, den die Division Mouton durch einen einzigen Stoß entschieden hatte, überlieferte uns Burgos und sein Schloß, 12 Fahnen, 30 Geschütze, ungefähr 900 Gefangene, ungerechnet die Flüchtlinge, die man in der Ebene tödtete oder gefangen nahm. Man schätzte die Zahl Derjenigen, welche jenseits Burgos durch die Säbel unserer Cavalleristen getödtet oder verwundet wurden, auf 2000. Bei einem in der Flucht so behenden Feinde gab es kein anderes Mittel, seine Zahl zu vermindern, als die Flüchtlinge niederzuhauen, denn es war unmög-

lich, es anders zu machen, um Gefangene zu erlangen. Der Marschall Soult stellte die Ordnung in Burgos her, wo im ersten Augenblicke durch Zusammenwirken der Besiegten und der Sieger, sowie in Folge der Flucht fast aller Einwohner, beträchtliche Verwirrung geherrscht hatte. Binnen wenigen Tagen indeß bot diese wichtige Stadt wieder ihren gewohnten Anblick dar.

Voll Ungeduld, den Centralpunkt Burgos zum Angelpunkte seiner Operationen zu machen, war Napoleon am 10. November geeilt, sein Hauptquartier vorwärts zu verlegen. Er übernachtete am 10. zu Cubo, und kam am 11. nach Burgos. Während seines Aufenthaltes zu Vittoria hatte er befohlen, zu Miranda, Pancorbo und Briviesca Posten zu errichten, welche halbe Festungen wären, stark genug zur Beschützung eines Spitals, eines Magazins, eines Munitionsdepots, und wo die Marschcolonnen ausruhen, sich verproviantiren, und ihre Maroden und Kranken außer dem Bereiche der Guerillas lassen konnten. Er hatte mit seiner gewohnten Raschheit bereits erkannt, daß in einem Lande, wo die reguläre Streitmacht so wenig furchtbar war, die irregulären Schaaren aber so großen Schaden anrichteten, man für seine Communication viel zu besorgen habe. Daher that er keinen einzigen Schritt vorwärts, ohne ihn zu sichern.

Napoleon kam des Nachts Incognito nach Burgos, indem er darauf bestand, Joseph die königlichen Ehren zu lassen, auf sich selbst allein dagegen das Gehässige aller strengen Kriegsmaßregeln zu nehmen ([22]). Er befahl, die Fahne zu verbrennen, die zur Ausrufung Ferdinand's VII. gedient hatte; empfing den Clerus und die Behörden mit außerordentlicher Härte, und nahm die Haltung eines erzürnten Eroberers an, der alle Rechte des Kriegs erstritten hat, der sie alle ausüben und von ihnen nur soweit ablassen will, als die barmherzige Milde des Königs Joseph ihn dazu etwa vermögen würde.

Es gab sowohl in den Magazinen von Burgos als in denen der Umgegend beträchtliche Wollvorräthe, welche den größten Grundeigenthümern Spaniens gehörten, wie den Herzögen von Medina-Celi, von Ossuna, von Infantado, von Castel-Franco und Anderen. Diese beschloß Napoleon schwer zu treffen, Allen aber, die unter ihnen standen, Gnade angedeihen zu lassen. Er befahl die Confiscation jener Wollvorräthe, die einen Werth von 12 bis 15 Millionen Franken hatten. Er hatte die Absicht, diese Wolle dem Handelsstande zu Bayonne zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen, um die französische Tuchmacherei zu begünstigen, und den Ertrag des Verkaufs theils zur Entschädigung der Franzosen, die zu Valencia, zu Cadiz und in anderen spanischen Städten Verluste erlitten hatten, theils zur Vermehrung des Armeeschatzes zu verwenden. Bisher hatte er dem Senat alle den feindlichen Armeen abgenommene Fahnen gegeben. Er wollte nun, daß der gesetzgebende Körper auch seinen Theil an diesen Trophäen habe, und übersandte ihm zwölf den spanischen und wallonischen Garden abgenommene Fahnen, denn er wünschte, in Frankreich die Ungunst, in welcher der spanische Krieg stand, so sehr als möglich zu mindern.

Aber das waren für ihn nur Nebensorgen. Die Leitung der militairischen Operationen war in diesem Augenblicke dringende Hauptsache. Am 11. November zu Burgos angekommen, entsendete er noch denselben Tag den General Lasalle mit der leichten Cavallerie über Lerma und Aranda, um die Spanier bis an den Fuß des Guadarrama zu verfolgen, das Land zu säubern, und die Wege für die Colonnen, welche die spanische Armee im Rücken nehmen sollten, in Stand zu setzen. Während er Lasalle geradeaus vorwärts schickte, entsendete er rechts die 2000 Dragoner Milhaud's auf Walladolid, um die Fliehenden niederzusäbeln, um Gefangene zu machen, um überall die im Namen Ferdinand's VII. eingesetzten Behörden zu verjagen, und neue im Namen Joseph's einzusetzen. Was ihm aber am meisten am Herzen lag und was er that, nachdem er den Truppen nur einen einzigen Ruhetag gegönnt hatte, das war, daß er den Marschall Soult von Burgos nach Reynosa in Bewegung setzte, um dem General Blake in den Rücken zu kommen. Mit der Ankunft zu Burgos war der Moment gekommen, sich rechts und links gegen den Rücken der spanischen Armeen zu wenden. Man mußte mit derjenigen, welche der General Blake befehligte, beginnen, weil sie sich bereits wirklich mit den französischen Generalen umherschlug, und weil man eilen mußte, um zur rechten Zeit hinter ihr zu erscheinen. Napoleon befahl dem Marschall Soult, am 12. des Morgens von Burgos aufzubrechen, mit der größten Raschheit zu marschiren und sich durch eine Bewegung rückwärts rechts über Huermece und Canduela auf Reynosa zu begeben. Wenn die spanische Armee Blake's geschlagen worden war, so traf Marschall Soult sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Rückzuge und falls sie nicht in Ordnung, wie regelmäßige Armeen zu thun pflegen, sich zurückzog, sondern in völliger Auflösung floh, so mochte er wenigstens einige Trümmer erhaschen. Von Reynosa sollte der Marschall Soult nach Santander marschiren, um Asturien zu unterwerfen. Napoleon sah in diesem Marsche des Marschalls Soult einen doppelten Vortheil: erstens Blake zu umgehen; zweitens das zweite Corps, welches ehedem Bessières befehligt hatte, seiner ersten Bestimmung wiederzugeben, nämlich Altcastilien und das Königreich Leon besetzt zu halten, ein Landstrich, den es kannte und in welchem es zu wirken gewohnt war. Er beabsichtigte zugleich, die Marschälle Lefebvre und Victor nach Beendigung ihrer Operationen in Biscaya über Vittoria, wo ihre Artillerie, die sie in die Gebirge nicht hatten mitnehmen können, sie erwartete, zu sich zu berufen und sie über Miranda und Burgos auf die Straße nach Madrid zu ziehen. Da der Marschall Soult mit seiner ganzen Artillerie, die er, weil er auf der Hauptstraße marschirt war, nicht hatte zurücklassen müssen, von Burgos aufbrach, so besaß er Alles, was zu den Operationen, die ihm aufgetragen worden, nöthig war.

Napoleon sorgte noch denselben Tag für die Mittel, ihm eine beträchtliche Reserve vorzubereiten. Zu Burgos gingen unbestimmte Gerüchte von den Engländern, und mehrere mit Umsicht befragte Gefangene hatten ihre Anwesenheit auf den Straßen bekräftigt, welche aus Portugal nach Spanien führen. Andere sprachen von Engländern, die zu Coruña gelandet wären und sich über Astorga nach Leon in Bewegung gesetzt hätten. Die aufgefangenen Briefe enthielten dieselben Anzeigen. Es war offenbar, daß man, wenn man gleich den Zeitpunkt, wann man auf sie stieße, nicht kannte, doch zuverlässig in den Ebenen von Altcastilien mit ihnen zu thun bekommen würde, sie mochten nun aus Lissabon über Salamanca, oder aus Coruña über Astorga kommen. Napoleon glaubte sie nicht so nahe, als sie, da der brittische Plan pünktlich vollzogen wurde, in der That waren. Abtheilungen von der Armee Moore's waren schon über Badajoz und Almeida hinaus, und das Corps des Sir David Baird, das endlich zu Coruña aufgenommen worden war, rückte über Lugo und Astorga vor. Die Engländer mochten näher oder ferner sein, daran lag Napoleon wenig, im Gegentheile wünschte er, sie möchten in das Innere der Halbinsel sich so vertiefen, daß sie nicht mehr zurückkönnten, und dieser Ansicht gemäß bereitete er auch Alles vor, sie zu erdrücken. Er hatte beschlossen, dem Marschall Soult das Corps des Generals Junot beizugeben, und erließ aus Burgos neue Befehle, welche dahin gingen, daß die erste Division, die des Generals Delaborde am 1. December über die Bidassoa gehe; daß die zweite Division, die des Generals Loison, unmittelbar folge; daß endlich die dritte Division, die des Generals Haudelet, die weniger in Bereitschaft war als die beiden andern, ihnen sobald als möglich nachkomme. Napoleon zweifelte nicht, daß dieses bereits kriegsgewohnte Corps höchst begierig und höchst fähig sein werde, den Tag von Vimeiro zu rächen. Während die Corps des Marschalls Soult und des Generals Junot den Engländern in der Front Widerstand leisteten, konnte Napoleon von Madrid aus, wo er demnächst zu sein sich vorgenommen hatte, gegen ihre Flanken und in ihrem Rücken ein Manoeuvre ausführen, um so entscheidender je weiter man sie vorrücken ließ. Er beschäftigte sich daher mit den Engländern, deren Erscheinen leicht vorherzusehen war, jetzt nur insofern, als er die Mittel vorbereitete, sie später in ihrem Marsche aufzuhalten.

Nach Abzug des Marschalls Soult beschleunigte Napoleon, der mit der kaiserlichen Garde und einem Theile der Dragoner allein zu Burgos geblieben war, den Marsch der beiden Divisionen des Marschalls Ney nach dieser Stadt. Dieselben waren, sobald Napoleon mit dem General Blake fertig geworden war und sein Centrum zu Gunsten seines linken Flügels schwächen durfte, bestimmt, im Rücken des Generals Castaños zu operiren. Napoleon schrieb dem Marschall Ney den Weg auf Burgos über Haro, Pancorbo und Briviesca vor.

Während er den Marschall Soult gegen Asturien in den Rücken des Generals Blake sendete, fuhren Lefebvre und Victor fort, den spanischen Feldherrn durch Biscaya zu verfolgen. Da der Marschall Lefebvre am 7. zu Gueñes keinen ernsten Widerstand gefunden, zog er am 8. in Balmaseda ein, und schob die ihm für einige Tage geliehene Division Villatte bis in die Gegend von Barcena vor. Seinerseits war der Marschall Victor, dem es verwiesen worden, daß er sich aus Biscaya entfernen wollen, über Orduña, Amurrio, Aquendo nach Balmaseda zurückmarschirt, hatte sich am 9. bei dieser Stadt mit dem Corps des Marschalls Lefebvre vereinigt, und mochte sich für die neue ihm gegebene Richtung dadurch entschädigt halten, daß er die Division Villatte wieder erlangte, und daß er auf einen bereits demoralisirten Feind treffen und denselben schlagen konnte. Er besprach sich am 9. mit dem Marschall Lefebvre und verhieß, seinen Marsch mit dem dieses Feldherrn in Einklang zu bringen. Am andern Tage aber, den 10. November, überkam Victor die Besorgniß vor einer Nachbarschaft, die ihn noch fernerhin seiner Division Villatte berauben mochte, und er drängte aus allen Kräften die Armee Blake's bis an den Eingang der Schluchten von Biscaya, überschritt sie hinter ihr ohne einen Augenblick zu verlieren, und langte in der zweiten Hälfte desselben Tages auf der andern Seite der Gebirge bei Espinosa an, einer kleinen durch ihre Lage wichtigen Stadt, denn sie liegt am Kreuzungspunkte aller Straßen der Ebene und des Gebirges. Von Espinosa konnte man sich auf einer großen Straße nach Bilbao oder Santander begeben, wenn man aus der Ebene in das Gebirge wollte; und wenn man im Gegentheile aus dem Gebirge in die Ebene niedersteigen wollte, konnte man sich auf einer großen Straße nach Villarcayo oder Reynosa begeben und entweder Burgos oder Leon erreichen. Es war daher für den General Blake der Mühe werth, auf diesem Punkte Halt zu machen und ihn mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Und ebenso verlohnte es der Mühe, daß der Marschall Victor kämpfe, um sich dieses Platzes zu bemächtigen; er rechnete übrigens darauf, daß im Nothfalle der Marschall Lefebvre, obschon er diesen ohne Wort und Nachricht verlassen, ihn unterstützen würde. Der Marschall Lefebvre war in dasselbe Thal auf einer Parallelstraße, ein wenig links rückwärts, marschirt, sehr verletzt dadurch, daß sein unversehens aufgebrochener College über den Gegenstand der gemeinsam zu vollziehenden Operation ihm weder etwas gesagt, noch sagen lassen. Zum Glück genügte eins der beiden auf die Verfolgung Blake's ausgesandten französischen Corps, ihn zu erdrücken, so schlecht organisirt waren die spanischen Truppen, und so unwiderstehlich diejenigen, welche Napoleon nach Spanien hatte marschiren lassen!

Als der Marschall Victor den 10. um Mittag vor Espinosa de los Monteros angekommen war, fand er den General Blake in Stellung auf Höhen, deren Zugang sehr schwierig war und die er mit Umsicht besetzt hatte. Es blieben ihm noch 30 bis 32,000 Mann von den 36,000, die er gehabt, als er

wieder auf Balmaseda marschirt war; auch hatte er sechs Kanonen, die er indeß von Reynosa empfangen und keineswegs mitgeführt hatte, denn es war unmöglich sie in diesen Gebirgen mitzuschleppen. Keine der beiden Armeen führte Kanonen mit sich, man schlug sich ohne Artillerie und ohne Cavallerie, lediglich mit Flinte und Bajonnet. Kaum daß man einige Maulthiere folgen lassen konnte, welche Zwieback und Patronen trugen.

Der General Blake hatte auf dem linken Flügel steil abfallende bewaldete Höhen; im Centrum ein zwar zugängliches, aber durch allerlei Gehäge gedecktes Terrain; auf dem rechten Flügel eine Hochfläche, zwar von den Höhen zur Linken übertroffen, aber doch immer sehr hoch, gleichfalls bewaldet und überdies an einen kleinen Fluß gelehnt, an die Trueba, welche aus den Gebirgen hervorbrach und längs der Rückseite dieser Aufstellung floß. Die von der Trueba durchschnittene Stadt Espinosa lag genau hinter dem Centrum der spanischen Armee. Der zu erreichende Zweck war daher, einen der beiden Flügel der spanischen Armee auf sein Centrum treiben und das Ganze nach Espinosa werfen, wo eine einzige Brücke für den Uebergang einer fliehenden Armee unmöglich hinreichen konnte. Bei der vorgerückten Tageszeit und der Kürze der Novembertage konnte man kaum hoffen, das Alles in einem einzigen Tage zu bewerkstelligen.

Der General Villatte, der sich an der Spitze des Corps des Marschalls Victor befand, gewahrte, indem er auf der Straße von Edesa vormarschirte, die spanische Armee in dieser furchtbaren Stellung mit ihren sechs Kanonen im Centrum ihrer Linie. Obschon diese Armee seit dem Beginn der Operationen stets den Kürzern gezogen hatte, fehlte es ihr doch nicht an Zuversicht. Villatte nahm die aus dem 27. leichten und 63. Linienregimente bestehende Brigade Pacthod vor, befahl dem 27. leichten, die Spanier nach den Höhen zurückzutreiben, auf welche ihr linker Flügel sich stützte, und schrieb dem 63. vor, vor ihrem Centrum in Schlachtordnung aufzumarschiren, um es in Zaum zu halten. Mit der zweiten Brigade, die aus dem 94. und 95. Linienregimente bestand und von dem General Puthod befehligt wurde, ging er auf die bewaldete Hochebene los, auf welche der rechte Flügel der Spanier sich stützte. Man mußte ohne Artillerie gegen eine Armee vorrücken, welche Geschütze hatte, wenn auch in geringer Zahl, mußte alle Stellungen mit Flinte und Bajonnet wegnehmen. Zum Glück gestattete das bewaldete Terrain, das man vor sich hatte, keine andern Waffen anzuwenden, als diejenigen, über welche die Franzosen in diesem Augenblicke verfügten. Die Soldaten Romana's, die auf der Hochebene standen, vertheidigten sich tapfer, und richteten unter Begünstigung des Waldes ein mörderisches Feuer auf unsere Truppen. Aber der General Puthod überwältigte mit dem 94. und 95. alle Hindernisse, drang in den Wald, vertrieb die Spanier daraus und sprengte einige in die Trueba. Die übrigen zogen sich in nichts weniger als großer Unordnung auf ihr Centrum zurück, das sich an die Stadt Espinosa lehnte. Während unsere Brigade des linken Flügels diesen lebhaften Kampf gegen den rechten des Feindes unterhielt, hatte das 27. leichte Regiment von der Brigade des rechten Flügels den ganzen Tag mit den Spaniern am Fuße der Höhen ihres linken Flügels geplänkelt, und das 63. hatte mehrere Male mit dem Bajonnet angreifen müssen, um ihr Centrum in Zaum zu halten. Dieser ganze Kampf ermangelte nicht schwierig zu sein, und hätte mit andern Truppen schwankend sein mögen, denn 6 bis 7000 kämpften gegen mehr als 30,000 Mann. Aber der Marschall Victor, der inzwischen mit den Divisionen Ruffin und Lapisse ankam, beeilte sich, die Division Villatte links und rechts zu unterstützen, und wollte die Schlacht zur Entscheidung bringen, als gegen 5 Uhr des Nachmittags ein dichter Nebel, der die beiden Armeen sich zu sehen hinderte, einfiel und sie nöthigte, das Ende dieses Kampfes auf den nächsten Tag zu verschieben. Die Spanier betrachteten sich ihrer Gewohnheit nach als Sieger, weil sie nicht gänzlich geschlagen worden waren, zündeten Freudenfeuer an, stießen Triumphgeschrei aus, und verkündeten so ihren Sieg. Ihr Vergnügen sollte von kurzer Dauer sein.

Am folgenden Morgen, 11. November, mit Tagesanbruch begann der Marschall Victor den Kampf wieder, um ihn zur Entscheidung zu bringen. Er zählte in seinen drei Divisionen 17 bis 18,000 Mann Infanterie anwesend unter Waffen, mehr als er gegen die dreißig- und etliche Tausend Spanier bedurfte, die ihm gegenüberstanden. Schon am gestrigen Abend hatte er das 94. und 95. von der Linie, die sich den ganzen Tag geschlagen, durch das 9. leichte und 24. von der Linie ablösen lassen, und zu ihrer Unterstützung rückwärts das 96. von der Linie aufgestellt. Diese drei Regimenter von der Division des Generals Ruffin, welche die Brigade Puthod ablösten, sollten den Sieg auf unserm linken Flügel auf der an die Trueba gelehnten Hochfläche vollenden. Der Oberbefehlshaber beauftragte die, von dem General Maison, einem der unerschrockensten und einsichtsvollsten Offiziere der französischen Armee befehligte erste Brigade der Division Lapisse, auf unserm rechten Flügel das 27. zu unterstützen, die Spanier von den steilen und bewaldeten Höhen, auf denen ihr linker Flügel stand, zu vertreiben und auf Espinosa zu drängen, wo ihnen zur Flucht nur die einzige Brücke dieser Stadt blieb. Im Centrum ließ der Marschall das 63. des Generals Villatte durch das 8. Linienregiment von der Division Lapisse unterstützen. Als Reserve behielt er das 54., das letzte Regiment der Division Lapisse, um es dorthin, wohin es Noth thun würde, zu bewegen.

Mit Tagesanbruch setzte der General Maison an der Spitze des 16. leichten, das mit dem 27. leichten des Generals Villatte wetteiferte, sich in Marsch, erkletterte unter einem von oben nach unten gerichteten Feuer die Höhen auf unserm rechten Flügel, erstürmte sie mit dem Bajonnet, tödtete den Spaniern mehrere Generale, eine große Menge Offiziere und Soldaten, und warf den Feind

auf sein Centrum, d. h. auf Espinosa. Zu gleicher Zeit trieben das 63., welches der tapfere Mouton-Duvernet befehligte, und das 8. die Spanier auf dem abhängigen und ausgedehnten Terrain, welches das Centrum der Stellung bildete, von Gehäge zu Gehäge. Nachdem unsere Soldaten eine Gartenmauer nach der andern weggenommen hatten, drängten sie die Spanier auf Espinosa in demselben Momente, wo der General Maison sie gleichfalls dahin getrieben hatte, und nahmen ihnen ihre sechs Kanonen ab. Die von dem General Labruyere geführte Brigade des linken Flügels hatte gleichfalls ihre Aufgabe vollendet und in eine Krümmung der Trueba den rechten Flügel der Spanier eingeschlossen, wo diese eine tiefe Masse in Form eines vollen Vierecks bildeten, offenbar um dem Stoße unserer Truppen besser zu widerstehen. Der von allen Seiten zugleich nach Espinosa getriebene Feind gerieth zuletzt in eine schreckliche Verwirrung und floh in Unordnung nach allen Richtungen, indem er sich entweder an der Brücke von Espinosa häufte, um sie zu überschreiten, oder in das Bett der Trueba hinabeilte, um eine Furth zu suchen. Da erblickte man statt eines Rückzugs die unerhörte Zerrüttung einer Masse von 30,000 von Schreck ergriffenen Menschen, die sich einer über den andern stürzten und sich im Wahnsinn der Verzweiflung retteten. In der Ebene und mit Cavallerie wären sie fast alle gefangen genommen oder niedergehauen worden. Unsere Soldaten, die in diese dichten Massen von oben nach unten schossen oder Bajonnetangriffe gegen sie ausführten, tödteten oder verwundeten nahe an 3000 Mann, machten aber nur einige hundert Gefangene, denn im Laufen konnten sie es mit den behenden Gebirgsbewohnern nicht aufnehmen. Wir verloren an Todten und Verwundeten gegen 1100 Mann, ein größeres Verhältniß als gewöhnlich im Kampfe gegen Spanier, das sich aus der Beschaffenheit des Terrains, welches genommen werden mußte, hinreichend erklärt. Wir hatten aber Besseres gethan als Gefangene auflesen, wir hatten die Armee Blake's vollständig desorganisirt. Dieser, fast aller seiner Generale beraubt, die getödtet oder verwundet worden waren, sah voll Verzweiflung keine Armee mehr um sich. Die Asturier hatten sich auf der Straße nach Santander entschaart. Die Trümmer der Linientruppen des Generals Romana und von Galicien entwichen über Reynosa auf der Straße nach Leon. Eine andere Abtheilung floh auf der Straße nach Villarcayo in der Hoffnung, da auf keine Franzosen zu stoßen. Der größere Theil warf die Gewehre weg und rannte über Hals und Kopf mit dem Entschlusse davon, nie wieder zu den Waffen zu greifen. Allerdings mochte der Muth ihnen ebenso schnell wiederkommen als er sie verlassen hatte: man war indeß, wenn nicht für immer, so doch für lange Zeit mit dieser Armee von Leon und Galicien fertig, welche über Mondragon die Operationslinie der französischen Armee hatte durchschneiden wollen.

Während dieser Zeit hatte der Marschall Lefebvre, der seinerseits aus dem Gebirge in die Niederung, aber auf einer andern Straße als der Marschall Victor vorgebrochen war, sich beim Rollen des Kleingewehrfeuers genähert, um seinen Collegen, von dem er keine Mittheilung erhielt, zu unterstützen. Er kam zeitig genug, um dessen linken Flügel zu decken; da er aber sah, daß sein Beistand nicht nothwendig sei, so schlug er die Straße von Villarcayo ein, welche ihm als die beste, um nach Reynosa zu gelangen, geschildert worden war. Auf dem Wege stieß er auf die Abtheilung Blake's, die in dieser Richtung zurückzog, ließ sie von der Division Sebastiani angreifen, zerstreute sie, nahm ihr viele Waffen, machte viele Verwundete und auch einige Gesunde zu Gefangenen, und gelangte am 11. des Abends nach Villarcayo.

Der Marschall Victor brachte den Rest des 11. und den ganzen 12. November in Espinosa zu, denn unmöglich konnte er Soldaten weiter führen, die durch die Märsche in diesen Gebirgen erschöpft waren, deren Schuhwerk abgenutzt war, und die fast alle ihre Patronen verschossen und den Zwieback, den sie auf ihren Rücken getragen, ganz verzehrt hatten. Uebrigens hatte man nur sehr geringe Hoffnung, die dem General Blake noch gebliebenen 5 bis 6000 Mann zu ereilen, da sie sehr schnell marschirten und sich nicht minder schnell aufzulösen und zu zerstreuen vermochten. An der bereits in die Ebenen von Castilien ausgesendeten Reiterei oder an dem Marschall Soult, wenn er nicht zu spät kam, war es, sie aufzuhalten und gefangen zu nehmen. Der General Blake kam am 12. nach Reynosa, wo sich alle Depots der spanischen Armee befanden, hielt sich aber da nicht auf, sondern suchte mittels eines Gebirgsweges die Straße von Leon zu gewinnen.

Der Marschall Soult, der am 13. des Morgens von Burgos aufgebrochen war und über Huermece auf Canduela marschirte, stieß auf eine fliehende Truppe von 2000 Mann, welche 42 Wagen mit Flinten und mit vielem Gepäck und Verwundeten geleitete, überließ ihre Vernichtung den Dragonern, welche ein großes Gemetzel anrichteten, und nachtlagerte halbwegs von Reynosa. Er rückte am folgenden Tage, 14. November, in diese Stadt, wo er das ganze Material der Armee Blake's fand, 35 Geschütze, 15,000 Flinten, und eine große Menge Lebensmittel, welche die Engländer geliefert hatten. Der Marschall Lefebvre stieß hier zu ihm, und nachdem sie sich miteinander besprochen hatten, schlug Soult die Straße nach Santander ein, um seinen Befehlen gemäß die Unterwerfung von Asturien zu bewirken.

So schlimm stand es um die Communication, daß die Nachricht von der entscheidenden, der Armee Blake's am 11. gelieferten Schlacht erst in der Nacht vom 13. zum 14. zu Napoleon's Kenntniß gelangte. Er hatte keinen Augenblick am Erfolg gezweifelt, aber er begann, und zwar nicht zu seiner Freude, einzusehen, daß der stets gewisse Sieg über die Spanier doch in Folge der Schwierigkeit, sie zu ereilen, nicht dieselben Früchte trage wie anderwärts. Er war überzeugt, daß der Marschall Soult, wenn er zeitig genug zu Reynosa ankam, zwar die ohnehin

fast vollkommene Zerstreuung der Armee Blake's noch mehr vervollständigen, aber nur wenige Gefangene machen werde. Nur von dem Säbel des Reiters ließ sich etwas hoffen. Napoleon befahl daher dem General Milhaud, mit seinen Dragonern alle Straßen von Castilien zu bestreifen; auch schrieb er den übrigen Divisionen derselben Waffe vor, sich mit dem General Milhaud zu vereinigen, um nach allen Richtungen zu suchen und um Alles, was man von den Flüchtlingen der Armee des Generals Blake etwa ereilen würde, mitleidslos niederzusäbeln.

Nach Vernichtung des linken Flügels der Spanier, mußte man sich gegen ihren rechten wenden und suchen ihm ebenso mitzuspielen, wie man jenem mitgespielt hatte. Napoleon befahl dem Marschall Victor, nachdem das erste Corps zu Espinosa ausgeruhet, und sobald derselbe überzeugt wäre, daß der Marschall Soult fortan nur Flüchtige vor sich habe, die Straße nach Burgos einzuschlagen, um sich seiner ersten Bestimmung gemäß mit dem Hauptquartier zu vereinigen. Dem Marschall Lefebvre, der sich ohne Unterlaß über die zu geringe Zahl seiner Truppen beklagte, weil er 2000 Deutsche zu Bilbao gelassen, weil er die Division Villatte nicht mehr und die Polen noch nicht hatte, — schärfte Napoleon ein, sich mit den 9 bis 10,000 Mann Fußvolk, die ihm blieben, zu Carrion festzusetzen, da auszuruhen, seine Artillerie und seine Nachzügler an sich zu ziehen, und dergestalt das Verbindungsglied zwischen dem nach Asturien aufgebrochenen Marschall Soult, der Cavallerie Milhaud's, welche die Ebenen Castiliens absuchen sollte, und dem Hauptquartier zu bilden, das sich anschickte, von Burgos nach Aranda zu gehen. Zu Carrion war der Marschall Lefebvre in der That ziemlich gleich weit von Reynosa, von Leon, von Valladolid, von Burgos entfernt. Sobald das Corps Junot's ihn in der Flanke des Marschalls Soult ablösen konnte, wollte Napoleon ihn der Straße nach Madrid, entweder über Aranda oder über Segovia nähern.

Da Napoleon bald den Marschall Victor bei sich haben mußte, und da der Marschall Lefebvre ihn mit dem Corps des Marschalls Soult verband, zögerte er nicht länger den Marschall Ney von sich zu lassen, um im Rücken des Generals Castaños zu manoeuvriren. Er behielt zu Burgos lediglich die Garde und einen Theil der Cavallerie bei sich, und setzte am 14. des Morgens den tapfern Marschall an der Spitze der Divisionen Marchand und Dessoles nach Lerma und Aranda in Bewegung. Seine Absicht war, den Marschall Ney, sobald er zu Aranda angekommen, von da links nach Osma, Soria und Apredo zu dirigiren, was ihn in den Rücken des Generals Castaños brachte, der sein Hauptquartier zu Cintruenigo zwischen Calahorra und Tudela hatte. Der Marschall Ney sollte nach Aranda ohne Zeitverlust, aber auch ohne Uebereilung marschiren, um im guten Zustande hinter einem unermeßlichen Vorhange von Reiterei anzulangen, die sich in der Ebene bis zum Fuße des Guadarrama ausdehnte, jener großen vor Madrid liegenden Gebirgskette, welche Altcastilien von Neucastilien scheidet.

Dem Marschall Moncey empfahl Napoleon, am Ebro keine Bewegung auszuführen, damit Castaños nicht Lunte rieche, wohl aber sich bereit zu halten, um auf das erste Signal handeln zu können. Er hatte zu Logroño, wie wir gesehen haben, jene Division Ney's vereinigt, die zurückgeblieben war, früher Division Bisson geheißen hatte, und jetzt Division Lagrange hieß. Nachdem Napoleon ihr ihre Artillerie wiedergegeben, ließ er ihr noch die leichte Cavallerie Colbert's, die früher schon mit dem sechsten Corps verbunden gewesen war, und fügte die Dragonerbrigade des Generals Digeon hinzu. Diese zu Logroño vollständig versammelte und ausgeruhte Division hatte nur einen Schritt zu thun, um sich mit dem Marschall Moncey zu vereinigen, der dann über eine Masse von 30,000 Streitern, darunter ein Theil alte Soldaten, gebot, wohl hinreichend, um Castaños und Palafox auf den von Soria kommenden Ney zu treiben, sie zwischen zwei Feuer zu bringen und zu erdrücken. Wenn dieses schöne Manoeuvre gelang, so war das ganze Corps des Generals Castaños gefangen, soweit wenigstens als man ein spanisches Corps, dessen Soldaten sich stets retten, indem sie von ihrem Stamme entweichen, gefangen zu nehmen im Stande war. Damit aber dieses Manoeuvre gelinge, mußte der Marschall Moncey sich zum Handeln bereit halten und doch stille liegen; mußte der Marschall Ney seinen Marsch so beschleunigen, daß er sich im Rücken Castaños' befand, bevor dieser es gewahr geworden. So sehr auch Napoleon den Marschall Moncey achtete, baute er doch zu wenig auf die Entschlossenheit seines Charakters, um ihm ein großes Commando anzuvertrauen. Er hatte den gefeierten Lannes, der sich von einem gefährlichen Sturz vom Pferde zu erheben begann, bei sich und bestimmte ihm den Oberbefehl aller am Ebro vereinigten Truppen. Zwischen Lannes und Ney also, zwischen zwei Eisenarmen sollte die spanische Armee des rechten Flügels eingekeilt und nach aller Wahrscheinlichkeit vernichtet werden. Um seine letzten Befehle zu ertheilen, wartete Napoleon, bis der Marschall Ney Lerma und Aranda erreicht haben würde, von wo ihm vorgeschrieben war, sich rechts auf die Straße von Soria zu wenden.

Während Napoleon so große Thätigkeit entwickelte, — denn kaum zu Vittoria angekommen und über den Zwischenfall mit der Division Villatte beruhigt, hatte er den Marschall Soult auf Burgos vorgeschoben; kaum Herr von Burgos, hatte er denselben Marschall rückwärts gegen Blake gesendet; kaum war Blake vernichtet, so warf er den Marschall Ney auf Castaños, — während Napoleon, sage ich, so ungeheure Thätigkeit und eine so große Manoeuvrirkunst gegen Armeen entwickelte, die man nur in der Front anzugreifen brauchte, um sie auch zu besiegen: vernahmen die Centraljunta zu Aranjuez und der Kriegsrath der Generale sammt ihrer Umgebung von royalistischen Demagogen die Vernichtung der Armee Blake's und jener des Marquis von Belveder mit einem außerordentlichen Erstaunen, gleich als wäre keines dieser Ereignisse vorherzusehen gewesen.

Die Junta ahmte nicht ganz das Beispiel jener feigen Soldaten nach, die auf der Flucht ihre Offiziere des Verraths beschuldigten und ermordeten (wovon man bald neue und schreckliche Beispiele sehen wird), aber sie gehorchte einem ziemlich ähnlichen Gefühle, indem sie die besiegten Generale ohne Gnade absetzte. In Mitte der Verwirrung, die gewöhnlich in ihren Berathungen herrschte, erklärte sie Blake, der jedenfalls der beste aller Offiziere der Armee von Galicien war, für unwürdig des Commandos und belohnte seine Hingebung durch Absetzung. Ebenso verfuhr sie gegen den glücklichen Sieger von Baylen, gegen Castaños, der ohne alle Frage der klügste und einsichtsvollste aller spanischen Generale war, indem sie seine Unentschlossenheit zum Vorwande nahm, weil er nämlich allen tollen Vorschlägen der Gebrüder Palafox Widerstand entgegengesetzt hatte. Castaños war gewiß nicht der kühnste der spanischen Generale, aber er hatte das richtige Gefühl seiner Lage und war der Ansicht, daß man aus dem Vorrücken an den Ebro, wozu man sich entschieden hatte, nur namenloses Unheil ernten könne. Als er gewahr geworden, wie die Franzosen, die am Guadalquivir so schwach gewesen, am Ebro so stark wären, wollte er, daß man ihnen in den südlichen oder in den Seeprovinzen die Hindernisse des Klima, der Entfernung, der brittischen Hülfe entgegensetze, und tadelte sehr den Krieg, den er mit zwei andalusischen Divisionen, die übrigens ziemlich gut waren, und mit einem Haufen undisciplinirter Studenten und Bauern gegen die ersten Armeen Europas führen sollte. Gegen alle, aus der blindesten Selbstüberschätzung hervorgegangenen Pläne der Centraljunta brachte er die verständigsten und stichhaltigsten Einwürfe vor, und dieser unbequeme Einredner hatte, weil er klüger als seine Mitbürger sein wollte, bereits seinen Ruhm und seine Gunst eingebüßt. Man sagte in der Armee, man wiederholte zu Aranjuez, daß es in den spanischen Reihen eine Menge Verräther gebe, und daß Castaños Der sei, der vor Allen am meisten überwacht zu werden verdiene. Auch die von unsern Vortruppen aufgefangenen Briefe waren mit solchen albernen Urtheilen angefüllt. So wurde das Commando den Generalen Blake und Castaños zu gleicher Zeit genommen, und endlich einem Einzigen gegeben, dem glücklichen Günstling der spanischen Demagogie, dem Marquis La Romana, dem Flüchtlinge aus Dänemark. Ein einziges Commando wäre eine vortreffliche Einrichtung gewesen, wenn es einen dieser Rolle fähigen spanischen General gegeben hätte, und jedenfalls war nur Castaños es, den allein man bei dem gegenwärtigen Zustande der Armeen der Insurgenten damit hätte betrauen können. Aber man beneidete ihm Baylen, man verabscheute ihn wegen seines praktischen Verstandes, und der bizarre Marquis La Romana, der tagtäglich die ausschweifendsten Pläne entwarf, der durch eine Art romantischer Exaltation gefiel, der durch eine Flucht, die etwas Wunderähnliches an sich hatte, empfohlen, allen Eifersüchtigen angenehm, weil er noch keinen Sieg erfochten hatte, und jedwedem Hasse fremd war, weil er in weiter Ferne gelebt, der Marquis La Romana war der erlesene Feldherr der Armeen Blake's und Castaños'. Er befand sich jedoch in der physischen Unmöglichkeit, beide Commandos zu führen, denn er mußte sich mittels eines sehr langen und höchst peinlichen Marsches über schneebedeckte Gebirge nach Leon mit 7 bis 8000 Flüchtlingen zurückziehen, die er übrigens wieder fest zu vereinigen und auf die Zahl von 15 bis 20,000 Mann zu bringen hoffte. Zu Leon war er mehr als 100 (französische) Meilen von Tudela entfernt, mithin außer Stande, das Centrum und den rechten Flügel zu commandiren. Castaños mußte daher inzwischen das Commando beibehalten. Thomas Morla, der treulose und hochmüthige Generalcapitain von Cadiz, über welchen die Franzosen nach der Capitulation von Baylen so sehr sich zu beklagen hatten, wurde zum Director der Militairangelegenheiten bei der Junta ernannt. Er sollte die Eintracht unter den spanischen Generalen, und insbesondere zwischen diesen und den Engländern, die demnächst in die Linie rücken würden, herstellen oder aufrecht halten.

Nachdem Napoleon den 15., 16. und 17. November zugebracht hatte, um Nachrichten über seine verschiedenen Corps einzuziehen, und nachdem er mit Gewißheit ersehen, daß der Marschall Soult ohne irgend eine Schwierigkeit in Santander eingerückt sei, daß der Marschall Lefebvre zu Carrion Stellung genommen, daß der Marschall Victor auf dem Marsche nach Burgos sich befinde, und daß der Marschall Ney endlich zu Aranda hinter dem Vorhange der französischen Cavallerie angekommen wäre, befahl er diesem Letztern, am 18. November von Aranda nach San-Estevan aufzubrechen, und von da nach Almazar zu marschiren. Er schrieb ihm vor, wenn er einmal da angekommen sei, Auge und Ohr auf Soria und Calatayud offen zu halten, um zu erfahren, ob Castaños sich zurückziehe, und um, dieser möge sich auf der Straße von Pampelona nach Madrid, die über Soria geht, oder auf der Straße von Saragossa nach Madrid, die über Calatayud geht, zurückziehen, eine solche Stellung zu nehmen, daß er sich am 22. oder 23. im Rücken der spanischen Armee befinde; denn am 22. oder 23. sollte Lannes sie mit 30,000 Mann ungestüm, wie er den Feind zu drängen pflegte, in einer dieser beiden Richtungen zurücktreiben. Vergleicht man Oertlichkeiten und Umstände, so waren die Verhaltungsbefehle so klar als nur irgend möglich. Denselben Tag schickte Napoleon den Marschall Lannes, der nur mit Mühe zu Pferde sitzen konnte, nach Logroño, um daselbst die Infanterie der Division Lagrange, die Cavallerie der Generale Colbert und Dijeon mit den Truppen des Marschalls Moncey zu vereinigen und mit 24,000 Infanteristen, 2000 Artilleristen und 4000 Reitern auf Castaños und Palafox loszugehen und sie in die Bajonnete des Marschalls Ney zu treiben.

Die beiden Marschälle begannen unverzüglich die Vollziehung der ihnen vorgeschriebenen Bewegungen. Der Marschall Ney brach am 19. von Aranda auf, kam noch denselben Tag Abends nach San-Estevan, und am 20. nach Berlanga. Wenn es stets schwer

hielt, seinen Marsch in Spanien aufzuklären, so vermehrte diese Schwierigkeit sich unendlich, wenn man die große Straße von Madrid verließ und in das bergige Gebiet von Soria einsenkte, in jenen Gebirgszug, der sich zwischen den Pyrenäen und dem Guadarrama erhebt. Man mußte denselben in Rücken nehmen, um an den Ebro und hinter Castaños zu gelangen. Je weiter der Marschall Ney in diesem weniger besuchten Landstriche, wo daher die alten Sitten Spaniens mit größerer Kraft herrschten, vorrückte, ein desto feindseligeres Volk traf er, desto mehr war er falschen Nachrichten ausgesetzt. Die Einwohner entflohen bei seiner Ankunft und ließen die französische Armee von dem leben, was dieselbe nahm, ohne zu bedenken, daß ihr Schaden der geringere gewesen wäre, wenn sie an Ort und Stelle geblieben wären und jener Armee geliefert hätten, was dieselbe bedurfte. Die sehr wenigen Einwohner, welche zurückgelieben waren, sprachen mit Nachdruck von den Armeen der Generale Castaños und Palafox, die nach den einen 60,000, nach den andern 80,000 Mann stark sein sollten. Jeder gab ihnen in seiner Erzählung ein anderes Hauptquartier. Es verlautete nichts, daß Castaños sich nach Madrid zurückziehe, und wenn das der Fall war, ob über Soria oder über Calatayud. Napoleon hatte in seinen Verhaltungsbefehlen beide Fälle als möglich angesehen und der Marschall Ney wurde von außerordentlicher Ungewißheit gefoltert. Mit der Division Marchand und Dessoles zählte er nur 13 bis 14,000 Mann, und so unerschrocken er, der bei Guttstadt mit 15,000 Franzosen gegen 60,000 Russen Stand gehalten hatte, auch war, fragte er sich zuerst, ob er sich wirklich auf der Rückzugsstraße des Generals Castaños befinde, und dann, ob er nicht zu fürchten habe, daß Castaños und Palafox, bevor sie geschlagen worden, sich vereint zurückzogen und ihm dann mit 60 bis 80,000 Mann gegenüberstanden, was seine Lage sehr schwierig gemacht haben würde. Er marschirte daher ungemein vorsichtig, horchte und forschte ringsum, und verlangte von dem Hauptquartier die Nachrichten, die er an Ort und Stelle nicht einzusammeln vermochte. Am 21. war er mit einer seiner Divisionen zu Soria, und erwartete am nächsten Tage die andere, der er einen Umweg nach rechts vorgeschrieben hatte, um Nachrichten von Calatayud einzuziehen. Der unerschrockene Marschall zögerte zum ersten Male in seinem Leben, überrascht und in Verlegenheit gesetzt durch die verschiedenen Gerüchte, die er in diesem Lande der Unwissenheit, der Uebertreibung und der Abenteuer einsammelte. Inzwischen drängte die Zeit, denn am 22. oder 23. mußten die französischen Truppen am Ebro mit Castaños und Palafox im Kampfe begriffen sein.

Der Marschall Lannes, der noch vor seiner vollständigen Genesung zu Pferde stieg, war am 19. November von Burgos aufgebrochen und befand sich denselben Tag Abends zu Logroño. Er befahl der Division Lagrange, der Cavallerie des Generals Colbert und der Dragonerbrigade des Generals Dijeon, sich am 20. um Logroño zu concentriren, am 21. des Morgens über den Ebro zu gehen und am rechten Ufer dieses Flusses abwärts bis gegenüber Lodosa zu marschiren, von wo der Marschall Moncey vormarschiren würde. Er kam am 20. nach Lodosa, sprach da den Marschall Moncey, der für den Augenblick unter seine Befehle gestellt war, und trug ihm auf, sich bereit zu halten, um am 21. des Abends über die Brücke von Lodosa zu gehen und seine Vereinigung mit den Truppen des Generals Lagrange zu bewerkstelligen.

Die Befehle des Marschalls Lannes wurden pünktlich vollzogen, und am 21. des Abends langte der General Lagrange, am rechten Ufer des Ebro herabmarschirend, vor Lodosa an, aus welchem das Corps des Marschalls Moncey marschirte. Es war eine Gesammtmasse von 28 bis 29,000 Mann Infanterie und Cavallerie. Der Marschall Lannes gab dem tapfern Lefebvre-Desnoettes den Befehl über seine ganze Cavallerie, welche aus polnischen Lanziers, provisorischen Kürassieren und Dragonern, den von dem General Colbert mitgebrachten Chevaurlegers und aus alten Dragonern bestand, die der General Dijeon aus dem Innern von Deutschland herbeigeführt hatte. Die Infanterie bestand aus der Division Lagrange, ehemaligen Division Bisson, und aus den jungen Truppen vom Corps des Marschalls Moncey, denen später das 14. und 44. Linienregiment und die Weichsellegionen beigegeben worden waren. Diese jungen Soldaten waren fast der alten würdig geworden, nur daß es ihnen, wie fast allen Corps von neuer Formation an guten Offizieren fehlte, da man deren Stämme aus pensionirten Offizieren hatte bilden müssen. Lannes ließ die sämmtlichen Truppen bivouakiren, um mit dem frühesten Morgen den Marsch anzutreten. Jeder Soldat hatte für vier Tage Brod bei sich.

Wirklich brach man am Morgen des 22. November auf, und marschirte am Ebro abwärts gegen Calahorra. Lannes ritt mit Lefebvre-Desnoettes an der Spitze, hinter ihnen der Schrecken der Spanier, die polnischen Lanziers. Als man im Angesichte von Calahorra anlangte, erblickte man die Spanier im Rückzuge auf Alfaro und Tudela, wo man erwarten mußte sie am folgenden Morgen in Schlachtordnung zu finden. Lannes ließ den Marsch beeilen und erreichte am Abend Alfaro, wo er übernachtete. Man konnte, wenn man am andern Morgen mit Tagesanbruch von Alfaro aufbrach, bei Tudela zeitig genug anlangen, um eine Schlacht zu liefern. Die Divisionen Maurice-Mathieu, Musnier und Grandjean bildeten den linken Flügel am Ebro. Die Divisionen Morlot und Lagrange bildeten den rechten Flügel und übernachteten zu Corella. Die Cavallerie war auf diesem Marsche der Infanterie voran.

Lannes befahl, daß man sich am 23. um 3 Uhr des Morgens gegen Tudela in Bewegung setze. Um keine Zeit zu verlieren, brach er im Galopp mit Lefebvre und den polnischen Lanziers auf, denn er wollte mit seinen Truppen voraneilen und die Stellung erkennen, falls der Feind Stand hielte um zu kämpfen.

Die spanischen Generale hatten sich lange wegen des zu befolgenden Planes gezankt. Palafox wollte in Navarra offensiv zu Werke gehen, Castaños dagegen wollte den Ebro nicht überschreiten und behauptete sogar, das Beste wäre, sich in das Innere von Spanien zurückzuziehen und allen allgemeinen Kämpfen mit den Franzosen auszuweichen. Bei diesem Stande der Streitfrage wurden sie durch die Bewegung des Marschalls Lannes überrascht, und von dem Geschrei des spanischen Pöbels, der sie Verräther nannte, zur Annahme der Schlacht gezwungen. Ja so war die Lage der Dinge beschaffen, daß die Aragonesen unter O'Neil am 23. des Morgens noch nicht bei Tudela über den Ebro zurückgegangen waren, und daß ihr rechter Flügel, den diese bildeten, von dem äußersten Ende ihres linken Flügels, den die Andalusier hatten, durch eine Entfernung von fast drei (französischen) Meilen getrennt war. Castaños beeilte sich, die einen wie die andern auf den Höhen vorwärts Tudela, die sich bis in die Gegend von Cascante in Mitte weiter mit Oelbäumen bewachsenen Ebenen verflachen, in Schlachtordnung zu stellen.

Als Lannes im Angesichte dieser Stellung anlangte, gewahrte er zur Linken auf den Höhen vor Tudela und nahe am Ebro eine starke Masse Spanier. Es waren das die Aragonesen, welche ihren Uebergang vollendeten und von einer zahlreichen Artillerie geschützt waren. Im Centrum erblickte er auf niedrigeren, von einem Oelbaumwalde gedeckten Höhen eine andere Masse: die Valencianer, Murcianer und Castilianer. Weiterhin zur Rechten, aber in sehr großer Entfernung und gegen Cascante zu, sah man in der Ebene eine dritte Masse: es waren die noch nicht in Linie gerückten andalusischen Divisionen unter den Generalen Peña und Grimarest. Das Ganze mochte 40,000 Mann stark sein.

Lannes faßte zur Stelle den Entschluß, die Höhen zur Linken wegzunehmen, dann im Augenblicke des Gelingens das Centrum zu durchbrechen, sich hierauf rechts gegen den Theil der spanischen Armee zu wenden, den man bei Cascante erblickte, und gegen den er seine Arrieregarde, die Division Lagrange, die noch ziemlich weit zurück war, zu senden beabsichtigte.

Er ließ alsbald die Division Maurice-Mathieu, deren Zusammensetzung ebenso vortrefflich war als ihre Anführung, gegen die Höhen zur Linken, die sich an den Ebro lehnten, vorgehen, und behielt die Divisionen Musnier, Grandjean und Morlot in Reserve, um gegen das Centrum zu wirken, sobald dazu die Zeit gekommen sein würde. Die Cavallerie war in der Ebene entwickelt, und ein Theil derselben machte Front nach rechts gegen den linken Flügel des Feindes bei Cascante, um ihn im Zaume zu halten und der Division Lagrange Zeit zum Herankommen zu gewähren.

Die Generale Maurice-Mathieu und Habert, denen ein Tirailleursbataillon vorausging, rückten an der Spitze eines Weichselregiments und des 14. Linienregiments vor, das bei Eylau die Probe bestanden, und für das daher Schlachten gegen Spanier nichts Furchtbares hatten. Lannes hatte befohlen, nicht zu viele Flintenschüsse gegen einen Feind zu thun, der an Zahl überlegen und vortheilhaft aufgestellt war. Sowie daher die Plänkler die Spanier nach den Höhen zur Linken zurückgedrängt hatten, bildeten die Generale Maurice-Mathieu und Habert Angriffscolonnen und begannen das Gelände hinanzusteigen. Die Aragonesen, welche an Tapferkeit und Enthusiasmus die übrigen Spanier übertrafen und sich auch durch ihre frühere Demonstrationen tiefer verwickelt hatten, mußten Stand halten und hielten auch Stand. Nachdem sie von ihrer Artillerie gegen die Franzosen guten Gebrauch gethan, machten sie ihnen einen Hügel nach dem andern streitig, und tödteten ihnen viele Mannschaft. Aber die kräftig unterstützte Division Maurice-Mathieu zwang sie nach zweistündigem Kampfe zum Rückzuge auf Tudela. Als Lannes sah, daß auf dieser Seite der Kampf nicht mehr zweifelhaft sei, setzte er die eben angekommene Division Morlot in Bewegung, ließ die Division Grandjean nachrücken und führte beide gegen das spanische Centrum, das, wie gesagt, aus Valencianern, Murcianern und Castilianern bestand. Die zahlreichen Terrainhindernisse boten der Division Morlot viele Schwierigkeiten zur Ueberwältigung. Aber die jungen und feurigen Truppen dieser Division überwältigten sie, wenn auch mit einer Einbuße von 3 bis 400 Mann, und warfen die Spanier auf Tudela zurück, wohin auch der General Maurice-Mathieu von seiner Seite vorzudringen Befehl hatte.

Von da an war die Niederlage allgemein, denn die Spanier, durch die Divisionen Maurice-Mathieu und Morlot von den Hügeln, welche Tudela umgaben, nach der Stadt selbst und in eine weite mit Oelbäumen bedeckte Ebene, die sich jenseits ausdehnt, geworfen, entflohen in der schrecklichsten Unordnung und hinterließen viele Todte und Verwundete, eine beträchtlichere Anzahl von Gefangenen als gewöhnlich, ihre ganze Artillerie und einen unermeßlichen Park von Munitions- und Packwagen.

Es war 3 Uhr des Nachmittags. Lannes befahl dem Marschall Moncey, die Fliehenden auf der Straße nach Saragossa mit den Divisionen Maurice-Mathieu, Morlot und Grandjean, der leichten Cavallerie Colbert's und den polnischen Lanziers unter dem Befehl des Generals Lefebvre-Desnoettes zu verfolgen. Diese Cavallerie ging durch die Lücke des Centrums zwischen Tudela und Cascante, und sprengte auf allen Wegen durch die Oelbaumpflanzungen, welche Saragossa weit und breit umgaben, den Fliehenden im Galopp nach. Lannes blieb mit der Division Musnier und den Dragonern zurück, um dem linken Flügel der Spanier, den Truppen des Generals Peña nämlich, die man in der Ferne bei Cascante sah, die Stirne zu bieten.

Castaños war von den Fliehenden mit fortgerissen worden, und vermochte nicht zu seinem linken Flügel zu gelangen. Peña befand sich daselbst allein mit einer imposanten Masse Infanterie, jener selben, welche Dupont bei Baylen im Rücken genommen, und den ganzen Stolz dieses Tages hatte, ohne dessen

Verdienst zu haben. Peña führte seine Infanterie in Linie von Cascante nach Tudela in eine Ebene, wo die Cavallerie sich entwickeln konnte. Lannes sendete ihr die Dragoner der Brigade Dijeon entgegen, welche sie durch wiederholte Angriffe bis zur Ankunft der Division Lagrange festhielt, die noch keinen Antheil an dem Gefechte genommen hatte. Endlich langte sie zu einer ziemlich späten Stunde an. Der General Lagrange stellte sich in Staffeln auf, die dicht aneinander waren, und schritt sofort zum Angriffe auf Cascante. Er selbst führte das 25. leichte Infanterieregiment an, das die erste Staffel bildete. Diese alten Regimenter von Friedland betrachteten es als nichts Schwieriges, mit den angeblichen Siegern von Baylen fertig zu werden. Das 25. ging mit gefälltem Bajonnet auf Cascante los, warf die Division Peña über den Haufen und trieb sie nach Borja, rechts der Straße nach Saragossa. Der General Lagrange, der an der Spitze seiner Division angriff, erhielt einen Flintenschuß in den Arm.

Die Nacht machte der Schlacht ein Ende, die sowohl auf dem rechten wie auf dem linken Flügel nur noch eine unermeßliche Niederlage und Zerrüttung darbot. Die Aragonesen hatten sich nach Saragossa geworfen, die Andalusier nach Borja, und von da auf die Straße nach Calatayud. Der Rückzug würde in verschiedenen Richtungen erfolgt sein, auch wenn die Generale nicht durch ihre Gesinnungen getrieben worden wären, nach einem gemeinsam erlittenen Unfalle sich voneinander zu trennen. Dieser Tag gab uns 40 Geschütze und 3000 Gefangene, die fast alle verwundet waren, weil die Cavallerie ihrer nicht anders habhaft werden konnte, als indem sie sie niedersäbelte. 2000 Todte oder Sterbende lagen auf dem Schlachtfelde. Die Zerstreuung war hier wie zu Espinosa das Hauptergebniß. Die folgenden Tage sollten uns noch viele Gefangene bringen, welche wie die andern durch den Säbel unserer Reiter dazu gemacht wurden.

Am Morgen des andern Tages konnte Lannes, der zu frühe nach seinem Sturze wieder zu Pferde gestiegen war, das Reiten nicht länger aushalten. Er beauftragte den Marschall Moncey, mit den Divisionen Maurice-Mathieu, Morlot, Grandjean, und mit einem Theile der Cavallerie die Verfolgung der Aragonesen auf Saragossa fortzusetzen. Er vertraute die Division Lagrange, deren Chef verwundet worden war, dem tapfern Maurice-Mathieu an, gab ihm noch die Division Musnier, die Dragoner und die polnischen Lanziers bei, und befahl diesen unter das Obercommando des Generals Maurice-Mathieu gestellten Truppen, Castaños ohne Rast und Aufenthalt über Calatayud und Siguenza, auf der Straße von Saragossa nach Madrid zu verfolgen. Er hoffte, obschon er über den Marsch des Marschalls Ney nichts in Erfahrung gebracht hatte, daß die Andalusier ihn auf ihrem Wege finden und unter seinen Streichen den Tag von Baylen büßen würden.

Zum Unglück hatte der Marschall Ney in der Ungewißheit, in welcher er sich befand, da er nicht wußte, ob er auf der Straße von Soria nach Tudela, oder auf jener von Soria nach Calatayud vorrücken solle, und aus dem Hauptquartier weitere Befehle erwartete, die nicht anlangten, — hatte der Marschall Ney, sage ich, zu Soria nicht nur den 22., um seine beiden Divisionen zu vereinigen, sondern auch den 23. und 24. zugebracht, um Nachrichten einzusammeln, und hatte sich erst am 25. entschlossen, auf Agreda zu marschiren, von wo man einen Tagemarsch nach Cascante hat. Wenn er auch nur am 23. des Morgens aufgebrochen wäre, so würde er am Abende desselben Tages oder am folgenden Morgen im Rücken des Generals Castaños sich befunden haben. Aber die Verhaltungsbefehle aus dem Hauptquartier, obschon äußerst klar, hatten dem Marschall doch einen zu weiten Spielraum gelassen. Die letzten Nachrichten, die er zu Soria über die Streitmacht des Generals Castaños eingezogen, hatten seinen Geist in eine wahrhafte Verwirrung gesetzt (23). Man hatte ihm erzählt, daß Castaños 80,000 Mann habe, und daß Lannes selbst geschlagen worden sei. Durch solche und ähnliche Gerüchte getäuscht, hatte der kühne Marschall gefürchtet, diesmal allzuverwegen zu sein. Nachdem er, wie gesagt, den 23. und 24. November zu Soria zugebracht hatte, setzte er sich auf die wiederholten Befehle aus dem Hauptquartier am 25. in Marsch, kam am Abende dieses Tages nach Agranda, am 26. nach Taragona, wo er endlich zu seinem großen Leidwesen erfuhr, in welchen Irrthum er sich hatte verleiten lassen, und welche Gelegenheit er verloren, unermeßliche Resultate zu erzielen. Wie ihm so war es noch allen Generalen ergangen, die sich durch die Uebertreibungen der Spanier hatten täuschen lassen, Uebertreibungen, vor denen Napoleon sie umsonst gewarnt, indem er ihnen oft und oft wiederholte, daß die Truppen der Insurrection Gesindel wären, denen man ohne Umstände zu Leibe gehen müsse. Er gab ihnen davon wenige Tage später selbst ein denkwürdiges Beispiel.

Der Marschall Ney bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem Marschall Moncey, der durch den Abgang der Divisionen Lagrange und Musnier, welche Castaños verfolgten, sehr geschwächt war. Da der Marschall Ney seine Anwesenheit nutzbringend machen wollte, so kam er mit dem Marschall Moncey überein, ihn bei der Berennung von Saragossa, wohin sich die Gebrüder Palafox mit den Aragonesen geflüchtet hatten, zu unterstützen. Während dieser Zeit betrieb der General Maurice-Mathieu mit ebenso großer Raschheit als Kraft die Verfolgung der Trümmer der Armee des Generals Castaños, die sich in Unordnung auf Calatayud zurückzogen. Lannes blieb krank zu Tudela, erbot sich aber gegen Napoleon, noch vor seiner Genesung wieder zu Pferde zu steigen, wenn es sich darum handeln sollte, irgendwo den Engländern die Stirne zu bieten und sie in das Meer zu werfen. Wollte der Himmel, Napoleon hätte einen solchen Heerführer mit der Aufgabe betraut, diese Feinde des Reichs zu verfolgen!

Erst am 26. November erhielt Napoleon in Folge der Schwierigkeit der Communicationen die Nachricht

von dem kraftvollen Verhalten Lannes' bei Tudela, von der Zerstreuung der spanischen Armeen des Centrums und des rechten Flügels, und von der Nichtausführung der dem Marschall Ney vorgeschriebenen Bewegung. Da er diesen Marschall für einen der ersten Feldherren seiner Zeit hielt, so schrieb er seinen Irrthum nur den falschen Begriffen zu, welche die französischen Generale von Spanien und von den Spaniern hatten. Obschon das schöne Manoeuvre, das er über Soria angeordnet hatte, mißglückt war, betrachtete er doch die regelmäßigen Heere Spaniens als vernichtet und die Straße nach Madrid als geöffnet. Wirklich waren die Aragonesen unter Palafox höchstens noch fähig, Saragossa zu vertheidigen. Die Andalusier unter Castaños zogen sich, noch etwa 8 bis 9000 Mann stark, über Calatayud zurück, und konnten höchstens die Besatzung von Madrid verstärken, wenn sie über Siguenza und Guadalararra dahin zurückgingen, und wenn man ihnen die Zeit dazu ließ. Der General Romana erreichte mit 6 bis 7000 von Allem entblößten Flüchtlingen mühsam über schneebedeckte Gebirge das Königreich Leon. Auf der Straße nach Madrid selbst gab es nur noch die Trümmer der Armee von Estremadura, welche bereits vor Burgos so hart mitgenommen worden war.

Ein einziges Hinderniß hätte Napoleon aufhalten mögen, die englische Armee, über welche er nur höchst allgemeine und unzuverlässige Nachrichten hatte. Diese Armee war aber noch keineswegs in der Verfassung, irgend das Geringste zu unternehmen. Sir John Moore, der seine beiden Hauptcolonnen Infanterie durch das nördliche Portugal führte, kam zu Salamanca mit 13 bis 14,000 Mann Infanterie an, ermattet vom langen Marsche und verdrießlich über Entbehrungen, an welche der englische Soldat nicht gewöhnt war. Der General Moore hatte weder ein Pferd, noch eine Kanone bei sich, da seine Cavallerie und Artillerie unter Bedeckung einer Infanteriedivision die Straße von Badajoz nach Talavera eingeschlagen hatte. Sir David Baird endlich, der mit 11 bis 12,000 Mann zu Coruña gelandet war, rückte schüchtern auf Astorga vor, und war von seinem Oberbefehlshaber 60 bis 70 (französische) Meilen entfernt. Diese drei Colonnen wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, sich zu vereinigen, und hatten in ihrer Isolirung weder die Fähigkeit, noch den Wunsch etwas zu unternehmen. Auch fühlten sie sich sehr wenig durch das, was sie rings um sich sahen, ermuthigt, denn statt mit Enthusiasmus empfangen zu werden, empfingen die Spanier Altcastiliens, die durch die Niederlage Blake's in Schrecken gesetzt waren und sich einer einfachen Schwadron französischer Cavallerie unterwarfen, sie mit Kälte, und wollten ihnen nichts geben als gegen Souveraind'ors und schwere Piaster, womit sofort alle Lieferungen bezahlt werden mußten. Daher schrieb auch der einsichtsvolle Moore an seine Regierung, um sie über die spanische Insurrection zu enttäuschen und ihr zu beweisen, daß man eine englische Armee in ein sehr gefährliches Abenteuer verwickelt habe.

Napoleon war von diesen Umständen nicht unterrichtet, und wußte nur, daß Engländer aus Portugal und aus Galicien im Anmarsche wären. Er beharrte bei seinem Plane, sie in das Innere der Halbinsel zu locken, um sie dann durch irgend ein großes Manoeuvre zu umwickeln, während der Marschall Soult und der General Junot, die er in seinem Rücken gelassen, sie in der Front zu beschäftigen hatten. Um so zu handeln war Madrid, von wo man rechts auf Portugal oder auf Galicien operiren konnte, ein besseres Centrum, was für Napoleon einen Beweggrund mehr bildete, ohne weitern Verzug dahin zu marschiren. Er gab daher, sowie er von der Schlacht von Tudela Kenntniß erhalten, demgemäß seine Befehle.

Zuerst schrieb er dem Marschall Ney, den er bei der Hand haben wollte, um ihn in schwierigen Gelegenheiten, namentlich gegen die Engländer zu verwenden, vor, die Berennung von Saragossa, was ihn selbst betraf, nicht fortzusetzen, sondern nach Madrid auf derselben Straße zu marschiren, welche Castaños eingeschlagen hatte, und diesen aus allen Kräften zu verfolgen, bis kein Mann seiner Armee mehr vorhanden sei. Dem General Maurice-Mathieu, der in der Verfolgung des Generals Castaños mit einem Theile der Truppen des Marschalls Moncey begriffen war, befahl er, Halt zu machen und diesem Marschall die Truppen, die ihm gehörten, zurückzugeben, damit derselbe mit allen seinen Divisionen zu den Belagerungsarbeiten von Saragossa schreiten könne. Er drang neuerdings in den mit Führung des Krieges in Catalonien beauftragten General Saint-Cyr, die Operationen zu beschleunigen, welche ihn nach Barcelona bringen und den Ersatz dieser großen Stadt bewirken sollten. Nachdem Napoleon diese Anordnungen für seinen linken Flügel getroffen, schickte er seinem rechten Flügel folgende Verhaltungsbefehle.

Der Marschall Lefebvre, der zu Carrion in Stellung war, um das Centrum der französischen Armee mit dem Marschall Soult, der mit der Unterwerfung von Asturien beauftragt war, zu verbinden, sollte der allgemeinen Bewegung auf Madrid folgen und sich mit den Dragonern Milhaud's nach Valladolid und Segovia begeben, um die rechte Seite des Hauptquartiers zu decken. Der General Junot, dessen erste Division sich näherte, sollte seinen Marsch beschleunigen, um den Marschall Lefebvre auf dem südlichen Abhange der asturischen Gebirge abzulösen, wo auch der Marschall Soult nach vollendeter Unterwerfung von Asturien wieder einzutreffen hatte. Diese beiden Corps, von denen das eine unter dem Marschall Bessières vordem Altcastilien, das andere unter dem General Junot Portugal erobert hatte, sollten unter dem Marschall Soult vereinigt, gegen die Engländer zuerst in Altcastilien, dann in Portugal wirken, je nach den Operationen, die man gegen sie zu unternehmen sich bemüßigt sehen würde. Da endlich die Spitze des fünften, aus Deutschland zuletzt aufgebrochenen Corps zu Bayonne sich zu zeigen begann, befahl Napoleon dem Commandanten desselben, Marschall Mortier, zu Burgos den Platz einzunehmen,

der durch Verlegung des Hauptquartiers nach Madrid bald leer werden sollte.

Nachdem Alles dergestalt auf seinen Flügeln und in seinem Rücken geregelt war, marschirte Napoleon geraden Weges auf Madrid. Er hatte nur das Corps des Marschalls Victor, die Kaisergarde und einen Theil der Cavallerie bei sich, das heißt weniger als 40,000 Mann. Das war dem Feinde gegenüber, den er zu besiegen hatte, mehr als nothwendig, um sich die Thore der Hauptstadt von Spanien zu öffnen.

Nachdem er zuerst den Marschall Victor links der Straße von Madrid entsendet hatte, um den Marschall Ney im Rücken zu unterstützen, rief er ihn über Ayllon und Riaza wieder nach derselben zurück und zwar nach dem Punkte, wo sie sich zu erheben beginnt, um über das Guadarramagebirge zu führen. Bereits hatte er Lasalle mit der leichten Cavallerie bis an den Fuß dieses Gebirges gesendet. Er schickte überdies die Dragoner Lahoussaye's und Latour-Maubourg's hin. Endlich setzte er seine Garde in Bewegung, von welcher die Füsiliere unter dem General Savary, der sie in Polen zu befehligen gewohnt gewesen, bis Bocequillas vorrückten, um die zwischen Sepulveda und Segovia geflüchteten Reste des Corps des Marquis von Belveder zu beobachten. Seit dem 23. November war er selbst von Burgos nach Aranda aufgebrochen.

Nach der Niederlage von Burgos war die spanische Hauptstadt blosgestellt; aber die Junta von Aranjuez, die in ihrer hochmüthigen Ignoranz sich nicht vorzustellen vermochte, daß Napoleon bald dahin marschiren werde, hatte sich begnügt, alle zu Madrid befindlichen verfügbaren Streitkräfte nach den Schluchten des Guadarrama zu senden. Man hatte daher am Gipfel dieses Gebirges und an dem Engpasse, der von einem Abhange desselben zum andern führt, die Trümmer der Armee von Estremadura und das, was von den andalusischen Divisionen zu Madrid geblieben war, vereinigt. Das gab eine Streitmacht von 12 bis 13,000 Mann unter dem Befehl eines fähigen und tapfern Offiziers, Namens Benito San-Juan. Dieser hatte jenseits des Guadarrama am Fuße des Abhanges, den wir hinan mußten, und ein wenig zu unserer Rechten, in die kleine Stadt Sepulveda eine Avantgarde von 3000 Mann gelegt. Seine übrigen 9000 Mann vertheilte er am Somo-Sierrajoche, im Innern der Schlucht, durch welche wir mußten. Ein Theil seiner Mannschaft war links und rechts der Straße, die sich in vielen Niederungen erhebt, aufgestellt und sollte unsere Soldaten durch ein Kleingewehrfeuer von allen Seiten aufhalten. Der andere Theil sperrte die Straße selbst an der schwierigsten Stelle des Joches mit einer Batterie von 16 Geschützen. Es war eines der ernstesten Hindernisse, auf die man im Kriege stoßen kann. Die Spanier hielten sich in der Stellung von Somo-Sierra für unüberwindlich, und die Junta rechnete so sehr auf einen erfolgreichen Widerstand, daß sie nicht die geringste Veranstaltung traf, Aranjuez zu verlassen. Sie hoffte übrigens, daß Castaños, den sie hartnäckigerweise als nicht vernichtet annahm, auf der Straße von Guadalararra zeitig genug anlangen werde, um hinter dem Guadarrama zwischen Somo-Sierra und Madrid Stellung zu nehmen; und daß die Engländer, indem sie eine, jener des Generals Castaños entsprechende Bewegung ausführten, die einen von Avila, die andern von Talavera herbeieilen würden, um die spanische Hauptstadt zu decken. Man wird sehen, inwiefern solche Hoffnungen gegründet waren.

Die am 26. für den Marsch nach Madrid gegebenen Befehle waren am 29. vollständig vollzogen. Napoleon begab sich am letzteren Tage in Person an den Fuß des Guadarramagebirges und schlug sein Hauptquartier in Bocequillas auf. Der General Savary hatte eine Recognoscirung gegen Sepulveda unternommen, keineswegs um das daselbst befindliche Corps zu zerstreuen, sondern um dessen Stärke und Absicht in Erfahrung zu bringen. Nachdem er einige Gefangene gemacht, zog er sich zurück, weil ihm nicht befohlen war, weiter vorzudringen. Die Spanier waren voll Ueberraschung, daß sie ihre Stellung bewahren durften, und schrieben nach Madrid, sie hätten einen beträchtlichen Vortheil über die Kaisergarde davongetragen.

Napoleon, am 29. Mittags zu Bocequillas angekommen, stieg zu Pferde, senkte sich in die Schlucht der Somo-Sierra ein; recognoscirte sie mit eigenen Augen, und machte alle seine Dispositionen für den folgenden Morgen. Er befahl der Division Lapisse, sich zur Rechten der Straße zu wenden, um mit Tagesanbruch den Posten von Sepulveda wegzunehmen, und gebot der Division Ruffin, in demselben Momente aufzubrechen, um die steilen Abhänge des Guadarrama bis zum Passe Somo-Sierra selbst zu erklettern. Das 9. leichte Regiment sollte von Höhe zu Höhe auf dem Abhange zur Rechten, das 24. von der Linie auf dem Abhange zur Linken folgen, um alle zu beiden Seiten der Straße befindlichen Vertheidigungen wegzuräumen. Das 96. sollte in Colonne auf der Straße selbst vordringen. Ihm sollte die Cavallerie der Garde und Napoleon mit seinem Generalstabe folgen. Die Füsilire der Garde waren angewiesen, diese Bewegung zu unterstützen.

Das Wetter zu dieser Jahreszeit war herrlich, aber die Sonne wurde erst gegen Mittag sichtbar. Von 6 Uhr bis 9 Uhr des Morgens bedeckte ein dichter Nebel das Land, besonders im Gebirge; nach dieser Stunde aber strahlte die Sonne und gewährte der Armee wahre Frühlingstage. Da Napoleon Sepulveda um 6 Uhr des Morgens angreifen ließ, rechnete er darauf, Herr dieser Nebenstellung gegen 9 Uhr zu sein, den Augenblick, wo die gegen Somo-Sierra gesendete Colonne am Gipfel des Joches angekommen sein würde. Man sollte unter dem Schutze des Nebels dort anlangen, ohne gesehen zu werden, und oben auf dem Berge sollte das Feuer beginnen, wann es am Fuße aufgehört haben würde.

Am Morgen des 30. November hatte die gegen Sepulveda gesendete Colonne kaum Zeit, sich zu zeigen, so schnell entflohen die 3000 Mann, die es hätten vertheidigen sollen, flohen gegen Segovia, um

sich mit den Flüchtlingen des Marquis von Belveder zu vereinigen.

Die Colonne, welche die Abhänge der Somo-Sierra erkletterte, langte, ohne bemerkt zu werden, sehr nahe an dem Punkte an, den der Feind mit Macht besetzt hatte. Als der Nebel plötzlich sank, waren die Spanier nicht wenig erstaunt, von den Höhen zur Rechten und Linken durch das 9. leichte und 24. von der Linie angegriffen zu werden. Von Posten zu Posten getrieben, vertheidigten sie schlecht die Abhänge zu beiden Seiten. Aber die Hauptmacht stand auf der Straße selbst hinter 16 Geschützen, und eröffnete ein mörderisches Feuer auf die Colonne, die auf der Straße selbst vordrang. Napoleon wollte seinen Soldaten zeigen, daß man Spaniern gegenüber auf keine Gefahr Rücksicht nehmen, ihnen vielmehr zu Leibe gehen müsse, wo man sie treffe, und befahl der Cavallerie der Garde, Alles wegzunehmen, was vor ihr sich befinde. Der General Montbrun, einer der glänzendsten Cavallerieoffiziere, rückte an der Spitze der polnischen Chevaurlegers vor, eine junge Elite-Truppe, welche Napoleon zu Warschau formirt hatte, um in seiner Garde alle Nationen und alle Trachten zu haben. Der General Montbrun stürzte sich mit diesen tapfern jungen Leuten im Galopp auf die 16 Geschütze der Spanier, einem schrecklichen Kleingewehrfeuer und Kartätschenhagel trotzend. Die erste Schwadron erhielt eine Lage, welche sie in Unordnung brachte, indem dieselbe 30 bis 40 Reiter niederriß. Aber die folgenden Schwadronen setzten über die Verwundeten weg, erreichten die Geschütze, säbelten die Kanoniere nieder, und eroberten alle 16 Kanonen. Die übrige Cavallerie machte sich zur Verfolgung jenseits des Joches auf und eilte mit den Fliehenden den andern Abhang des Guadarramagebirges hinab. Umsonst suchte der tapfere San-Juan, der aus mehreren Wunden blutete, seine Soldaten zum Stehen zu bringen. Es war, wie zu Espinosa, wie zu Tudela, eine schreckliche Niederlage, eine gänzliche Auflösung. Alle Fahnen, die ganze Artillerie, 200 Munitionskarren und fast alle Offiziere fielen in unsere Gewalt. Die Soldaten zerstreuten sich links und rechts im Gebirge; vor Allem suchten sie die rechte Seite zu gewinnen, um nach Segovia zu flüchten.

Am Abende befand sich die ganze Cavallerie mit dem Hauptquartier zu Buytrago. Es waren die Franzosen, von denen die Spanier das Unglück der Truppe erfuhren, die sie die Armee von der Somo-Sierra nannten. Napoleon war hocherfreut, seinen Generalen bewiesen zu haben, was an den spanischen Insurgenten, was an seinen Soldaten sei, und wie man mit den einen wie mit den andern zu Werke gehen müsse; war auch hocherfreut ein Hinderniß überwältigt zu haben, das man für sehr ernst und furchtbar gehalten. Die Polen hatten einen Verlust von 50 Mann an Getödteten und Verwundeten. Napoleon überhäufte die Polen mit Belohnungen und berücksichtigte in Vertheilung seiner Gnaden auch Philipp von Segur, der bei diesem Angriffe von mehreren Kugeln verwundet worden war. Er wählte ihn, die zu Burgos und auf der Somo-Sierra erbeuteten Fahnen dem gesetzgebenden Körper zu überbringen.

Napoleon eilte, seine Cavallerie von Buytrago bis an die Thore von Madrid auszubreiten und sich in Person dahin zu begeben, um die Uebergabe dieser großen Hauptstadt durch eine Mischung von Ueberredung und Gewalt zu versuchen, da er ihr die Schrecken einer Einnahme durch Sturm zu ersparen wünschte. Zum Glück befand sie sich in keinem Vertheidigungszustande, und auch wenn sie Mauern gehabt hätte, fähig, dem furchtbaren Feinde, der sie bedrohte, zu widerstehen: so würde doch die Verwirrung, die zu Madrid herrschte, jede Vertheidigung unmöglich gemacht haben.

Auf die Nachricht von der Einnahme der Somo-Sierra war plötzlich der tolle Uebermuth der Spanier verschwunden, und die Junta hatte sich beeilt, Aranjuez zu verlassen und sich nach Badajoz zu begeben. Bei ihrer Entfernung hatte sie den Entschluß verkündet, im Süden der Halbinsel Mittel des Widerstandes zu bereiten, deren Macht, wie sie sagte, Baylen hinlänglich offenbare. Nichtsdestoweniger wurde beschlossen, Madrid dem Besieger des Occidentes streitig zu machen. Die gewaltthätige und anarchische Partei der Bevölkerung wollte es so und sprach davon, Jeden zu erwürgen, der von Uebergabe sprechen würde. Thomas Morla und der Marquis von Castellar waren nebst einer Junta, die im Postgebäude berathschlagte und in welcher Leute alles Schlages saßen, mit der Vertheidigung beauftragt. Zu Madrid waren 3 bis 4000 Mann Linientruppen von höchst mittelmäßiger Beschaffenheit geblieben; aber zu dieser Besatzung hatte sich eine fanatische und zügellose Volksmenge aus der Stadt wie aus der Umgegend gesellt und hatte Waffen gefordert und erhalten, die in ihren Händen für die Rettung der Hauptstadt nutzlos und nur den ehrlichen Leuten furchtbar waren. Einige Rasende, die in den Patronen, die man unter die Menge vertheilt hatte, einen schwärzlichen Staub gewahrten, von dem sie behaupteten, er sei Sand und nicht Pulver, hielten sich an den Marquis von Perales, den Corregidor von Madrid, der lange Zeit ein Günstling der Menge war, weil er in seinen ausschweifenden Gelüsten ganz öffentlich die schönsten Frauen aus dem Volke sich gesucht hatte. Eine von diesen, die er verlassen hatte, klagte ihn an, diese betrügerische Munition bereitet zu haben, und Genosse einer gegen die Sicherheit von Madrid angezettelten Verschwörung zu sein. Da bemächtigte sich die Truppe der Würger des Unglücklichen, metzelte ihn nieder, wie sie schon so viele Andere seit der verhängnißvollen Revolution von Aranjuez niedergemetzelt hatte, und schleifte die Leiche durch die Straßen. Nachdem die blutdürstigen Beherrscher von Madrid sich dieses Vergnügen gemacht hatten, führten sie unter Leitung von Männern vom Fach in aller Eile einige Vertheidigungswerke aus. Madrid ist nicht befestigt; ist nur, wie Paris noch vor einigen Jahren, bevor unermeßliche Arbeiten es unbezwinglich gemacht haben, von einer einfachen, weder mit Bastionen, noch mit Absätzen versehenen Mauer um-

geben. Man versah diese Mauer mit Schießscharten, man verbarrikadirte die Thore und führte Kanonen auf. Besonders geschah das an den Thoren Alcala und Atocha, die nach der großen Straße führen, auf welcher die Franzosen sich näherten. Hinter den Thoren machte man Einschnitte und verbarrikadirte die einschlagenden Straßen, auf daß, wenn der erste Widerstand besiegt sei, rückwärts noch ein zweiter bleibe.

Gegenüber den Thoren Alcala und Atocha erheben sich auf einem beherrschenden Gelände Schloß und Park Buen-Retiro, von Madrid nur durch den berühmten Spaziergang des Prado geschieden. Man versah die Umfassungsmauer des Parkes mit Schießscharten, man machte Erdaufwürfe, brachte Kanonen hin, und legte in das Schloß eine fanatische Menge, wohl fähig es zu verwüsten, nicht aber es zu vertheidigen. Die Frauen vereinigten ihre Anstrengungen mit denen der Männer, rissen das Straßenpflaster auf, und schleppten die Steine auf die Dächer, um sie von da auf die Stürmenden herabzuschleudern. Die Glocken stürmten Tag und Nacht, um die Bevölkerung in Athem zu erhalten. Der Herzog von Infantado war insgeheim aus Madrid entsendet worden, um die Armee des Generals Castaños aufzusuchen und herbeizuführen.

All dieses Getreibe war kein Mittel ernsten Widerstandes gegen Napoleon. Er langte am 2. December 1808 des Morgens an der Spitze der Cavallerie, der Garde und der Dragoner Lahoussaye's und Latour-Maubourg's unter den Mauern von Madrid an. Es war der Jahrestag zugleich seiner Krönung und der Schlacht von Austerlitz, und an diesem denkwürdigen Tage haftete eine Art Aberglaube, sowohl von Seite Napoleon's als von Seite der Soldaten. Das Wetter war außerordentlich heiter. Als diese schöne Cavallerie ihren glorreichen Chef erblickte, brach sie in einen einstimmigen Freudenruf aus, der sich mit dem Wuthgeschrei mengte, das die Spanier bei unserem Anblicke ausstießen. Der Marschall Bessières, Herzog von Istrien, befehligte die kaiserliche Cavallerie. Nachdem der Kaiser die spanische Hauptstadt einen Augenblick betrachtet hatte, befahl er dem Marschall Bessières, einen Offizier seines Generalstabs abzusenden, um sie zur Oeffnung der Thore aufzufordern. Dieser junge Offizier konnte nur mit der größten Mühe dahin gelangen. Ein Fleischer aus Estremadura, der der Bewachung eines der Thore vorgesetzt war, behauptete, daß kein Geringerer als der Herzog von Istrien selbst mit einer solchen Sendung betraut werden dürfe. Der General Montbrun, der zugegen war und diese lächerliche Anmaßung zurückweisen wollte, mußte zu seiner Vertheidigung den Säbel ziehen. Als der Parlamentair in das Innere der Stadt eingelassen war, fiel ihn der Pöbel an und hätte ihn ermordet, wenn nicht die Linientruppe, welche ihre Ehre angetastet fühlte, dafern die Gesetze des Krieges verletzt würden, ihn den Händen der Mörder noch zur rechten Zeit entrissen hätte. Die Junta beauftragte einen spanischen General mit Ueberbringung der abschlägigen Antwort. Aber die Häupter des Pöbels verlangten, daß 30 Männer aus dem Volke diesen General geleiten sollten, um ihn zu überwachen und noch mehr um ihn zu beschützen, denn die tolle Menge witterte allenthalben Verrath. In solcher Umgebung erschien der spanische Abgeordnete vor dem kaiserlichen Generalstabe, und es war aus seiner verlegenen Haltung leicht zu entnehmen, welche Tyrannei jetzt zu Madrid ihn und die ehrlichen Leute daselbst zu Boden drücke. Auf die wiederholte Bemerkung, daß die Stadt Madrid sich gegen die französische Armee nicht zu halten vermöge, daß man durch Widerstand nichts thue, als daß man Greise, Weiber und Kinder der Gefahr aussetze, im Falle der Einnahme mit Sturm niedergemetzelt zu werden, schlug der Unglückliche die Augen nieder und schwieg, denn er wagte vor den mitgebrachten, ihn beobachtenden Zeugen nicht, den Gefühlen, die ihn erfüllten, Luft zu machen. Man schickte den Unglücklichen mit seinem traurigen Geleite zurück und erklärte ihm, daß man das Feuer beginnen werde.

Napoleon hatte nur seine Cavallerie bei sich und erwartete seine Infanterie erst gegen Ende des Tages. Er unternahm selbst zu Pferde rings um Madrid eine Recognoscirung, und entwarf einen Angriffsplan, der in mehrere aufeinander folgende Acte zerfiel, um nach jedem derselben die Stadt aufzufordern und sie mehr durch Einschüchterung als durch wirkliche Anwendung der furchtbaren Zerstörungsmittel des Krieges zu unterwerfen.

Nachdem gegen Ende des Tages die Divisionen Villatte und Lapisse vom Corps des Marschalls Victor angelangt waren, traf Napoleon seine Dispositionen, um den Buen-Retiro, der Madrid von der Ostseite beherrscht, und die Thore los Pozos, Fuencarral und del Duque wegzunehmen, die es von der Nordseite beherrschen. Es war herrlicher Mondenschein, und man nahm im Laufe des Abends Stellung. Der General Senarmont stellte Artillerie auf, um die Mauern des Parkes von Buen-Retiro einzuschießen, und Alles wurde zu einer ersten nachdrücklichen Handlung vorbereitet. Vorläufig nahm der General Maison, dem die Thore los Pozos, Fuencarral und del Duque zugefallen waren, unter einem wohlgenährten und gutgezielten Feuer alle äußern Bauten weg. An die Thore selbst angekommen, machte er Halt und erwartete das Zeichen zum Angriffe.

Bevor Napoleon beginnen ließ, sendete er noch einen Offizier ab, diesmal einen Spanier, der bei Somo-Sierra gefangen genommen worden war. Dieser Offizier war Träger eines zugleich drohenden und milden Schreibens Berthier's an den Commandanten von Madrid, Marquis Castellar. Die Antwort ließ nicht auf sich warten, war abschlägig und besagte, daß man vor Fassung eines Entschlusses Zeit haben müsse, die Behörden und das Volk zu Rathe zu ziehen. Bei Tagesanbruch stellte Napoleon sich auf den Höhen auf, wo er den Buen-Retiro zur Linken, die Thore los Pozos, Fuencarral und del Duque zur Rechten hatte, und befahl selbst den An-

griff. Da eine wohlgeleitete spanische Batterie den Platz, wo er sich befand, mit ihren Kugeln stark bestrich, mußte er sich etwas ferner aufstellen. Und wahrlich solche Kugeln waren es nicht, durch welche ein solcher Mann fallen sollte! Sobald der Morgennebel der Sonne, die seit längerer Zeit täglich in größter Herrlichkeit strahlte, Platz gemacht hatte, rückte der General Villatte, der beauftragt war, auf dem linken Flügel zu wirken, mit seiner Division gegen den Buen-Retiro vor. Nachdem der General Senarmont mit Kanonen die Mauern dieses schönen Parkes niedergeschmettert hatte, drang die Infanterie mit gefälltem Bajonnet ein und vertrieb mit großer Raschheit 4000 Mann, Bürger und Leute aus dem Volke, welche die Verwegenheit gehabt, ihn vertheidigen zu wollen. Der Widerstand war fast Null, unsere Colonnen durchzogen den Buen-Retiro ohne Schwierigkeit, und brachen unmittelbar nach dem Prado vor. Diese herrliche Promenade dehnt sich vom Atochathore bis zum Alcalathore aus und nimmt sie gewissermaßen im Rücken. Unsere Truppen bemächtigten sich sowohl dieser Thore als der Artillerie, womit man sie bewaffnet hatte. Darauf gingen Eliten-Compagnien auf die ersten Barrikaden in den Straßen Atocha, San-Jeronimo und Alcala los, und erstürmten sie trotz eines äußerst heftigen Kleingewehrfeuers. Man mußte mehrere in diesen Straßen gelegene Paläste erstürmen und die Vertheidiger, welche sie inne hatten, über die Klinge springen lassen.

Zur Rechten griff der General Maison, der die ganze Nacht unter einem mörderischen Feuer hatte aushalten müssen, um die Häuser der Vorstädte zu behaupten, die Thore Fuencarral, del Duque und San-Bernardino an, um bis zu einem großen Gebäude, dem Gardehause, vorzudringen, dessen Mauern, stark wie die einer Festung, Kanonen zu widerstehen fähig waren. Es gelang ihm, in das Innere der Stadt zu kommen und das Gardehaus, aus welchem ein furchtbares Feuer gegen ihn unterhalten wurde, von allen Seiten zu umzingeln. Da die Feldgeschütze keine Bresche in die Mauern zu legen vermochten, rückte der General Maison an der Spitze einer Sappeursabtheilung vor, um die Thore mit Aexten einzuschlagen. Aber die hinter den Thoren aufgehäuften Gegenstände machten es unmöglich, sie zu öffnen. Jetzt ließ der General aus allen benachbarten Häusern ein heftiges Kleingewehrfeuer auf das Gebäude unterhalten. Er war seit 21 Stunden im Feuer, und wurde nun von einer Kugel schwer am Fuße verwundet. 200 Mann waren bereits vor diesem furchtbaren Gebäude gefallen, als der Kaiser, bevor zum allgemeinen Sturme geschritten wurde, Halt gebot. Er war Herr der Thore Fuencarral, del Duque und San-Jeronimo, welche der General Maison angegriffen hatte, der Thore Alcala und Atocha, welche der General Villatte genommen, und seine auf den Höhen des Buen-Retiro aufgestellte Artillerie genügte zur baldigen Bezwingung der unglücklichen Stadt. Dennoch stellte er um 11 Uhr Vormittags den Angriff ein, und schickte der Vertheidigungsjunta eine neue Aufforderung, worin es hieß, daß Alles bereit sei, die Stadt in Grund und Boden zu schießen, wenn sie länger noch Widerstand leiste, daß er aber, gefaßt wie er sei, ein schreckliches Beispiel allen Städten Spaniens, die ihm die Thore verschließen würden, zu geben, dennoch die Uebergabe von Madrid lieber der Vernunft und dem Menschengefühle Derjenigen, die sich zu Gebietern der Hauptstadt gemacht, verdanken wolle.

Die Einnahme des Buen-Retiro und der östlichen und nördlichen Thore hatte bereits einen tiefen Eindruck auf die Vertheidiger von Madrid hervorgebracht. Kein vernünftiger Mensch zweifelte an den Folgen einer Erstürmung. Der Pöbel selbst hatte am Atocha- und am Alcalathore erfahren, was man gewinne, wenn man von der Höhe der Häuser auf die Franzosen schießt, und die heftige Aufregung der Gemüther begann sich etwas zu legen. Die Vertheidigungsjunta benutzte es, um Thomas de Morla und Don Fernando Iriarte in das Hauptquartier zu senden.

Napoleon empfing sie an der Spitze seines Generalstabs und wies ihnen ein kaltes strenges Antlitz. Er wußte, daß Don Thomas de Morla jener Generalcapitain von Andalusien sei, unter welchem die Capitulation von Baylen verletzt worden war. Er nahm sich vor, ihnen eine Sprache hören zu lassen, die in ganz Europa wiederhallen sollte. Thomas de Morla, eingeschüchtert durch den Anblick des außerordentlichen Mannes, vor den er getreten war, sowie durch den in seinen Zügen sichtlichen, wenn gleich zurückgehaltenen Zorn, brachte vor, daß alle verständigen Leute in Madrid von der Nothwendigkeit der Uebergabe überzeugt wären, daß es aber unerläßlich sei, die französischen Truppen zurückzuziehen und der Junta Zeit zu lassen, das Volk zu beruhigen und es zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. — „Den Namen des Volkes führen Sie unnützerweise an," antwortete ihm Napoleon mit zorniger Stimme. „Wenn Sie das Volk nicht zu beruhigen vermögen, so liegt das daran, daß Sie selbst es durch Lügen aufgereizt und mißleitet haben. Rufen Sie die Pfarrer, die Vorsteher der Klöster, die Alkalden, die vornehmsten Eigenthümer zusammen, und sagen Sie ihnen, daß die Stadt binnen jetzt und 6 Uhr des Morgens sich ergeben haben muß, oder sie hört auf zu existiren. Ich will und darf meine Truppen nicht zurückziehen. Ihr habt die unglücklichen französischen Gefangenen, die in Eure Hände fielen, ermordet. Ihr habt noch vor wenigen Tagen zwei Bediente des russischen Gesandten durch die Straßen schleifen und ermorden lassen, weil sie geborne Franzosen waren. Die Ungeschicklichkeit und Feigheit eines Generals hat in Ihre Hände Truppen geliefert, die auf dem Schlachtfelde von Baylen capitulirt haben, und die Capitulation ist gebrochen worden. Und was für einen Brief haben Sie, Herr von Morla, an diesen General geschrieben? Ihnen stand das wohl an, von Plünderung zu sprechen, Ihnen, der Sie im Jahre 1795 in Roussillon eingedrungen, alle Weiber weggefangen und wie eine Beute unter Ihre Soldaten vertheilt haben. Was hatten Sie übrigens für ein

Recht, eine solche Sprache zu führen? Die Capitulation von Baylen untersagte es Ihnen. Sehen Sie, wie die Engländer, die keineswegs darauf versessen sind, strenge Beobachter des Völkerrechts zu sein, sich benommen haben! Sie haben gegen die Convention von Cintra geschrieen, aber sie haben sie vollzogen. Militairische Traktate verletzen, heißt auf jede Civilisation Verzicht leisten, heißt sich den Beduinen der Wüste gleichstellen. Wie können Sie daher wagen, eine Capitulation zu verlangen, Sie, der Sie die Capitulation von Baylen verletzt haben? Da sehen Sie, wie Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit sich stets an Denjenigen rächen, die sich ihrer schuldig gemacht haben. Ich hatte eine Flotte zu Cadiz, sie war die Verbündete Spaniens, und Sie haben auf dieselbe die Mörser der Stadt gerichtet, in der Sie den Befehl führten. Ich hatte eine spanische Armee in meinen Reihen, aber lieber sah ich sie auf englische Schiffe gehen und mich gezwungen, sie von den Felsen bei Espinosa herabzustürzen, als daß ich sie entwaffnet hätte. Lieber wollte ich 9000 Feinde mehr zu bekämpfen haben, als dem gegebenen Worte und der Ehre untreu werden. Kehren Sie nach Madrid zurück, ich gebe Ihnen Zeit bis morgen früh 6 Uhr. Kommen Sie dann wieder, um zu mir von dem Volke zu sprechen, falls Sie seine Unterwerfung zu melden haben. Wenn nicht, so springen Sie und Ihre Truppen, ohne Ausnahme über die Klinge" (24).

Bei diesen furchtbaren und wohlverdienten Worten bebte Thomas de Morla vor Schreck. Nach seiner Rückkehr zur Junta vermochte er seine Unruhe nicht zu verbergen, und es mußte Iriarte statt seiner über ihre gemeinschaftliche Sendung in das französische Hauptquartier Rechenschaft ablegen. Die Unmöglichkeit des Widerstandes war so einleuchtend, daß die Junta selbst, obschon sie gespalten war, mit Stimmenmehrheit anerkannte, daß man sich unterwerfen müsse. Sie schickte abermals Thomas de Morla an Napoleon, um ihm die Uebergabe von Madrid unter gewissen unwesentlichen Bestimmungen kundzuthun. Während der Nacht (vom 3. zum 4. December) entzog der Marquis von Castellar mit seinen Truppen sich ebensowohl der Milde als der Strenge des Siegers. Im Gefolge seiner Soldaten wie der am meisten compromittirten Personen zog er durch die westlichen und südlichen Thore, welche die Franzosen nicht inne hatten, ab. Obschon am folgenden Morgen das rasende Volk noch Wuthgeschrei ausstieß, hatten doch die Bewaffneten die an sie ergangene Aufforderung, weiter keinen Widerstand zu leisten, angenommen, und wurden alle Thore der Stadt dem General Belliard übergeben. Die französische Armee bemächtigte sich der vorzüglichsten Stadtviertel und quartierte sich in den großen Gebäuden, hauptsächlich in den Klöstern ein, auf deren Kosten sie nach Napoleon's Willen ernährt werden sollte. Er befahl allgemeine und unverzügliche Entwaffnung: Dann nahm er, ohne sich herabzulassen in Madrid einzuziehen, in Mitte seiner Garde zu Chamartin seine Wohnung in einem kleinen Landhause, das dem Herzoge von Infantado gehörte. Seinem Bruder Joseph schrieb er vor, über den Guadarrama zu gehen und seine Residenz nicht zu Madrid, sondern in dem königlichen Lustschlosse El Pardo, das von der Hauptstadt zwei bis drei (französische) Meilen entfernt liegt, aufzuschlagen. Seine Absicht war, Madrid unter einer längern militairischen Besetzung Furcht einzuflößen, bevor er ihr mit dem neuen Könige die Civilregierung wiedergab. Sein Verfahren unter diesen Umständen war ebenso geschickt als kraftvoll.

Er wollte, indem er nicht Grausamkeit, sondern nur Einschüchterung übte, die Nation zwischen die Wohlthaten, die er ihr brachte, und die Furcht vor der schrecklichen Züchtigung stellen, welche Diejenigen erwartete, die hartnäckig in der Rebellion verharren würden. Er hatte bereits die Einziehung der Güter der Herzöge von Infantado, von Ossuña, von Altamira, von Medina-Celi, von Santa-Cruz, von Hijar, des Fürsten von Castel-Franco und des Herrn Cevallos angeordnet. Die beiden letztern wurden bestraft, weil sie Dienste unter Joseph angenommen und ihn dann verlassen hatten. Napoleon war entschlossen mit ganz besonderer Strenge gegen Diejenigen zu verfahren, die von einem Lager in das andere überliefen und zu dem Widerstande, der an sich sehr legitim war, den Verrath fügten. Der Fürst von Castel-Franco und der Herzog von Infantado waren nur schwach gewesen; Cevallos hatte aber gehandelt wie ein Verräther. Daher wurde auch Befehl gegeben, ihn, wo man ihn immer betreten würde, zu verhaften. Da er entflohen war, ließ Napoleon Castel-Franco und Santa-Cruz, die nicht Zeit gewonnen, sich bei Seite zu machen, festnehmen. Den Herzog von Saint-Simon, welcher Franzose von Geburt, folglich den Strafen verfallen war, die auf Dienstleistung gegen das Vaterland standen, ließ er verhaften und vor eine Militaircommission verweisen. Seine Absicht war nicht, zur äußersten Strenge zu schreiten, er wollte nur einschüchtern, indem er zeitweilig die Männer, die er verhaften und verurtheilen ließ, in Staatsgefängnisse sperrte. Auch die Präsidenten und königlichen Procuratoren des Rathes von Castilien ließ er festnehmen und nach Frankreich abführen. Ebenso verfuhr er gegen einige Volksführer, welche in die Ermordung der französischen Soldaten und jener vornehmen Spanier, die als Opfer der Volkswuth gefallen, verwickelt waren. Zu gleicher Zeit befahl er neuerdings die vollständigste und allgemeinste Entwaffnung. Von den Klöstern forderte er, wie schon gesagt, daß sie einen Theil der französischen Armee aufnahmen und ernährten.

Während er diese scheinbare Strenge entwickelte, wollte er auf die Masse der spanischen Nation durch die Vorstellung der Wohlthaten wirken, die für sie aus der französischen Herrschaft fließen sollten. Daher verfügte er in einer Reihe von Decreten die Aufhebung der Zolllinie zwischen den Provinzen, die Absetzung aller Mitglieder des Rathes von Castilien und die unverzügliche Ersetzung dieses Rathes durch

Organisation eines Cassationsgerichtshofes, die Abschaffung des Inquisitionsgerichts, das Verbot, daß eine einzige Person mehr als eine Komthurei besitze, die Aufhebung der Feudalrechte, und die Verminderung der bestehenden Klöster Spaniens auf den dritten Theil.

Der Wunsch, den Adel und Clerus zu schonen, hatte ihm, als er zu Bayonne mit Vorbereitung der spanischen Verfassung beschäftigt war, über die Angemessenheit dieser großen Maßregeln Zweifel eingeflößt. Nachdem aber in Folge der allgemeinen Insurrection die Schwierigkeit so groß als nur denkbar geworden, hatte er keine Rücksichten mehr gegen diese oder jene Classe zu beobachten und mußte lediglich darauf bedacht sein, durch weise Einrichtungen den gesunden und intelligenten Theil der Nation zu gewinnen, es der Zeit und der Gewalt der Dinge überlassend, ihm auch den übrigen Theil zuzuführen.

Nach Verkündigung dieser Decrete erklärte er den verschiedenen Deputationen, die sich bei ihm einfanden, daß es ihm nicht zukomme, in Madrid einzuziehen, da er in Spanien nur ein fremder Feldherr, nur der Oberbefehlshaber einer Hülfsarmee der neuen Dynastie sei; daß er den König Joseph den Spaniern nur dann wiedergeben werde, wenn er sie für würdig halte, ihn durch eine aufrichtige Rückkehr zu ihm zu besitzen; daß er ihn nicht wieder in den Palast der spanischen Könige einsetzen wolle, um ihn zum zweiten Male daraus vertrieben zu sehen; daß, wenn die Einwohner von Madrid entschlossen wären, sich in Folge einer aufgeklärten Werthschätzung des Guten, das ihnen das neue Königthum zusichere, diesem Fürsten zuzuwenden, er ihn ihnen wiedergeben wolle, jedoch nur nachdem alle in den Pfarren Madrids versammelten Familienhäupter ihm den Eid der Treue auf die heiligen Evangelien geleistet; daß er, wenn das nicht geschehe, darauf verzichte, den Spaniern ein Königthum aufzudringen, welches sie nicht wollten; daß er aber, da er Spanien erobert habe, sich des Rechts des Sieges, wie es ihm gefiele, bedienen, das Königreich wahrscheinlich zerstückeln und für sich selbst nehmen werde, was ihm zu dem Gebiete Frankreichs zu fügen genehm dünken würde.

Auch beschäftigte er sich damit, seinem Bruder Joseph die ersten Anfänge einer Armee zu schaffen. Er befahl ihm, in ein Regiment von mehreren Bataillonen alle Deutschen, Neapolitaner und Ausländer zu vereinigen, die seit langer Zeit Spanien gedient hatten und nichts so sehr wünschten, als wieder Sold zu erhalten. Dieses Regiment sollte Royal-Etranger heißen und ungefähr 3200 Mann stark sein. Er befahl ferner, alle in spanischen Diensten stehenden Schweizer, die treu geblieben waren oder wieder zu Joseph zurückkehren würden, in ein Regiment zu vereinigen, das den Namen Reding führen sollte, weil es einen Offizier dieses Namens gab, der sich gut benommen hatte. Man hoffte, daß dieses Regiment 4800 Mann zählen werde. Er wollte ferner, daß unter dem Namen Royal-Napoleon alle spanischen Soldaten, welche auf Seite der Sache Joseph's getreten waren, in der muthmaßlichen Zahl von 4800 Mann vereinigt würden, und ebenso als königliche Garde die Franzosen, die nach dem Unglücke von Baylen unter Castaños Dienste genommen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Man nahm an, daß dieselben mit den aus Bayonne genommenen Conscribirten einen Effectivbestand von 3200 Mann haben würden. Das war ein erster Kern von 16,000 Soldaten, die beträchtlichen Werth haben mochten, wenn man sie gut bezahlte und sich emsig mit ihrer Organisation beschäftigte.

Nachdem Napoleon alle diese Maßregeln getroffen hatte, erwartete er deren Wirkung, und bestand darauf, für seine Person zu Chamartin zu wohnen und Joseph in dem Lustschlosse Pardo zu lassen, wo derselbe, umgeben von jedweder königlichen Etikette, residirte, ohne nöthig zu haben, sich vor der höheren Souverainetät des Kaisers der Franzosen zu neigen. Inzwischen aber und bis die Spanier ihn begriffen, fuhr dieser fort, seine militairischen Anordnungen für die Eroberung der ganzen Halbinsel zu treffen.

Er hatte das Corps des Generals Victor, bestehend aus den Divisionen Lapisse, Villatte und Ruffin, die Kaisergarde und den größeren Theil der Dragoner mit nach Madrid gebracht. Auf das Gerücht, daß das Corps des Generals Castaños sich über Calatayud, Siguenza und Guadalararra auf Madrid zurückziehe, hatte er die Division Ruffin und eine Dragonerbrigade nach der Alcalabrücke entsendet. Dieses Corps des Generals Castaños, von dem General Maurice-Mathieu mit den Divisionen Musnier und Lagrange und mit den polnischen Lanziers ohne Rast und Aufenthalt verfolgt, bei Bubierca ereilt, lebhaft angegriffen und mit großem Verluste heimgesucht, zog sich in der That in Unordnung auf Guadalararra zurück, und zählte noch höchstens 9 bis 10,000 Mann, während es bei Tudela 24,000 stark gewesen war. Statt des von der Centraljunta abgesetzten Castaños hatte der General Peña den Oberbefehl übernommen. So von Chef zu Chef geworfen, über die Niederlage und wegen der vielen Leiden und Entbehrungen erbittert, hatte das Corps sich empört, und sich schließlich dem Herzoge von Infantado als seinem Oberbefehlshaber untergeordnet, welcher, wie wir gesehen haben, von Madrid insgeheim entsendet worden war, um Verstärkungen für die Vertheidiger der Hauptstadt herbeizuholen. Der Einzug der Franzosen in Madrid und die Anwesenheit der Division Ruffin mit den Dragonern an der Alcalabrücke ließen dieser ehemaligen Armee des Centrums keine andere Wahl als den Rückzug auf Cuenca. Sie lief nur dann Gefahr, hier beunruhigt zu werden, wenn die Franzosen den Entschluß faßten, auf Valencia zu marschiren, was nicht sofort geschehen konnte.

Als Napoleon die zu drei Viertheilen zerstreute Armee des Centrums sich entfernen sah, überließ er den Dragonern die Sorge die Flüchtlinge aufzulesen, und rief die Division Ruffin, die zum Corps Victor's gehörte, zurück, da er diesem Corps die Bestimmung gegeben hatte, nach Aranjuez und Toledo zur Ver-

folgung der Armee von Estremadura aufzubrechen. Nachdem sein linker Flügel durch die Zurückwerfung der ehemaligen Armee des Generals Castaños bis Cuenca gesichert war, wollte er ebenso auch seinen rechten Flügel sichern, indem er die Trümmer der Armee von Estremadura, die bei Burgos und am Somo-Sierra-Passe gekämpft hatten, bis über Talavera zurücktrieb. Er ließ die Divisionen Ruffin und Villatte, denen die leichte Cavallerie Lasalle's und die Dragoner Lahoussaye's vorangingen, aufbrechen, und behielt in Madrid nur die Division Lapisse und die kaiserliche Garde. Lasalle eilte nach Aranjuez und Toledo, die Dragoner eilten nach dem Escurial, um die ordnungslosen Reste der Armee von Estremadura zurückzuwerfen, die schon, als sie ihren Rückzug begann, in Zerrüttung war. Diese verschlimmerte sich noch, als sie die Spitze der Säbel unserer Reiter fühlte. Sie bestand nur noch in verworrenen Banden, welche wie alle zu kämpfen unfähigen Truppen ihre eigene Feigheit an ihren Anführern zu rächen suchten. Der unglückliche Don Juan Benito, welcher das Schlachtfeld von Somo-Sierra zuletzt und aus vielen Wunden blutend verlassen hatte, wurde ihr erstes Opfer. Er war mit den Flüchtlingen von Somo-Sierra in Segovia zu den Resten der so feige geflohenen Besatzung von Sepulveda und der bei Burgos von dem Marschall Soult geschlagenen Truppen, gestoßen. Nachdem diese Haufen sich einen Moment Madrid auf der Straße von Segovia nach dem Eskurial genähert hatten, flohen sie auf die Kunde von der Uebergabe der Hauptstadt nach Toledo. Die unter dem Marquis von Castellar aus Madrid entflohene Besatzung vereinigte sich mit ihnen. Ihr Mangel an Zucht überstieg allen Glauben. Sie plünderten und raubten unendlich mehr als die Sieger dieses Land aus, das das ihrige war und das zu vertheidigen sie den Beruf hatten. Die Anführer, bei diesem Schauspiele von Scham und Schmerz ergriffen, wollten einige Ordnung in diesen Rückzug bringen und den Einwohnern die schreckliche Behandlung ersparen, der sie ausgesetzt waren. Aber die Elenden, statt sich in Zaum halten zu lassen, klagten ihre Offiziere an, sie verrathen zu haben. Der tapfere Don Juan Benito, der am strengsten war, weil er den meisten Muth besaß, wurde das Ziel ihrer Wuth. Als er zu Talavera ihren Ausschweifungen Einhalt thun wollte, wurde er in der bescheidenen Kammer, die ihm zur Wohnung diente, überfallen, auf die öffentliche Straße geschleppt und an einen Baum gehangen, wo die Ungeheuer, die ihm nicht in den Kampf gefolgt waren, seinen Körper Stunden lang mit Kugeln durchlöcherten. Das waren die Menschen, denen Spanien in seiner patriotischen Verblendung seine Vertheidigung gegen ein Königthum anvertraute, das in seinen Augen den Makel hatte, ein ausländisches zu sein.

Der General Lasalle langte an der Spitze seiner raschen Schwadronen bald zu Talavera an, und warf diese indisciplinirten Banden über die Brücke bei Almaraz nach dem jenseitigen Ufer des Tajo. Die Brücke, welche die Spanier mit einigen Schanzen befestigt hatten, war nur mit Fußvolk einzunehmen. Der General Lasalle machte Halt und erwartete die Befehle des Kaisers zu neuen Operationen im südlichen Theile der Halbinsel.

Während die spanischen Armeen dergestalt zurückgetrieben wurden, die des Generals Palafox nach Saragossa, die des Generals Castaños nach Cuenca, die von Estremadura nach Almaraz, die des Generals Blake nach Leon und Asturien, und während wir so binnen wenigen Tagen wieder Herren der einen Hälfte von Spanien geworden waren: befanden die Engländer, denen man verheißen hatte, sie würden nur kommen um Trophäen zu ernten, und höchstens einen schon gesicherten Sieg zu vervollständigen, sich vielmehr in der grausamsten Verlegenheit, denn es hatte ihnen bisher nicht gelingen können, ihre verschiedenen Abtheilungen in einen Armeekörper zu vereinigen. Der einzige Fortschritt, den sie in dieser Beziehung gemacht hatten, bestand darin, daß zu ihrer über Ciudad-Rodrigo und Salamanca gekommenen Infanterie, die unter dem General Hope über Badajoz und Talavera marschirte, Cavallerie und Artillerie endlich stieß. Es fehlte nicht viel, so wäre Hope in Mitte der Schwadronen Lasalle's gerathen; er entzog sich aber durch einen geschickten Marsch in das Gebirge und vereinigte sich schließlich über Avila mit seinem Oberbefehlshaber in der Gegend von Salamanca. Nach dieser Vereinigung hatte der General Moore ungefähr 19,000 Mann. Aber noch eine Vereinigung mußte vollzogen werden, jene mit Sir David Baird, der von Coruña zu Astorga mit ungefähr 11,000 Mann angekommen war. Mehr als je dachte der englische Feldherr auf den Rückzug, denn mit 30,000 Mann konnte er den Franzosen um so weniger die Spitze bieten, da die spanischen Armeen allenthalben vernichtet worden waren. Der Wunsch sich der Gefahr zu entziehen und sich mit Sir David Baird zu vereinigen, gab ihm den heilsamen Gedanken ein, die Rückzugslinie nach Portugal aufzugeben und jene nach Galicien zu wählen, was ihm den doppelten Vortheil gewährte, seine Streitmacht um ein Drittel zu vermehren und sich einem guten Einschiffungshafen zu nähern. Er wollte daher über Toro nach Benavente marschiren und schickte Sir David Baird den Befehl, sich dahin von Astorga zu begeben. Indem er so handelte, gab er sich überdies den Anschein, die Communicationen der Franzosen zu bedrohen, denn er hatte nur einen Schritt zu thun, um zu Valladolid, zu Burgos zu sein, während er in Wirklichkeit auf der Straße nach Coruña, das ist nach dem Meere, seiner sichersten Zuflucht sich befand. Durch diese Bewegung sicherte er seinen Rückzug, schien zugleich etwas für die spanische Sache zu thun, und war mit einer Antwort gegen Frere gerüstet, der der Seide der insurrectionellen Regierung geworden war und der englischen Armee unaufhörlich vorwarf, daß sie nichts thue. Der unglückliche, ebenso einsichtsvolle als tapfere Sir John Moore, der an eine methodische Kriegsführung gewöhnt war, dem man einen enthusiastischen Empfang,

Hülfsmittel jeder Art, leichte Siege verheißen hatte, und der nun die Spanier fand niedergeschlagen, auf der Flucht nach allen Richtungen begriffen, sich selbst kaum zu ernähren fähig, befand sich in einem unbeschreiblichen Zustande der Ueberraschung, der Unzufriedenheit, des Ekels, und erblickte nur im Rückzuge auf der kürzesten Straße Sicherheit. Uebrigens verheimlichte er seiner Regierung keine einzige dieser trostlosen Wahrheiten.

Napoleon hatte sich mit den Engländern, obschon er wohl wußte, daß eine gewisse Anzahl von Lissabon und Coruña komme, im Anfange nicht beschäftigt, denn er wollte zuerst die spanischen Armeen vernichten, wollte dann die brittische Armee in das Innere der Halbinsel sich einsenken lassen, um sie desto sicherer zu umwickeln und gefangen zu nehmen. Wenn er indeß, so richtig dieser Gedanke auch war, wissen hätte können, bis zu welchem Grade die englische Armee zerstreut und entmuthigt war, so würde er doch besser gethan haben, sich auf sie zu stürzen und Moore bei Salamanca, Hope in den Gebirgen von Avila zu vernichten. Aber man weiß nicht Alles im Kriege, man weiß nur was man aus gewissen Anzeigen schließen kann, und Napoleon hatte in diesem Falle deren zu wenige, um aus ihnen die Lage der Engländer zu errathen, was um so minder in Erstaunen setzen kann, da Moore selbst, obschon er mitten unter einem befreundeten Volke sich befand, nicht das Geringste von den Bewegungen der französischen Armee wußte. Als jedoch Napoleon durch die Streifzüge seiner Cavallerie nach Talavera in Erfahrung brachte, daß die Engländer zwischen Talavera, Avila und Salamanca waren, und daß sie vom Tajo zur Höhe des Duero hinanstiegen, sah er sogleich, daß der Augenblick zum Handeln gegen sie gekommen sei, und traf alle Verfügungen, um die zu ihrer Vernichtung nothwendigen Streitkräfte zu vereinigen.

Er befahl dem Marschall Lefebvre, von Valladolid nach Segovia und von da nach dem Eskurial zu marschiren, was ihn fast nach Madrid versetzte. Die Absicht Napoleon's war, ihn die Stellung vom Eskurial, von Toledo und Talavera einnehmen zu lassen, um das Corps des Marschalls Victor nach Madrid zurückrufen zu können. Der Marschall Lefebvre erhielt endlich die polnische Division, die bisher noch zurückgewesen war, und auch die Holländer, die man einige Zeit an der Küste von Biscaya gelassen hatte. Mit den Dragonern Milhaud's und mit der Cavallerie Lasalle's hatte er den rechten Flügel der Armee gegen Talavera zu bilden. Er gebot jetzt über ungefähr 15,000 Mann.

Indem Napoleon sich rüstete, die englische Armee, deren Festigkeit er kannte, anzugreifen, wollte er eines seiner besten Corps, geführt von einem der energischesten seiner Unterbefehlshaber bei der Hand haben. Dieses Corps war das sechste, dieser Anführer war der Marschall Ney. Er hatte dem Marschall Ney die Langsamkeit seines Marsches über Soria vorgeworfen und wollte ihn für diesen Vorwurf entschädigen, indem er ihm die Engländer zu schlagen gab. Er hatte ihn bereits von Saragossa nach Madrid gerufen und ihm aufgetragen, auf seinem Wege Castaños auf das Aeußerste zu verfolgen. Er befahl ihm, seinen Marsch zu beschleunigen, um in Madrid etwas ausruhen zu können, bevor er rechts nach dem Tajo oder Duero aufbreche.

Napoleon vereinigte daher zu Madrid die Corps der Marschälle Victor, Lefebvre und Ney, die kaiserliche Garde und eine beträchtliche Masse Cavallerie, was ihn in den Stand setzen sollte, demnächst einen entscheidenden Schlag zu thun. Die Herberufung des Marschalls Ney mit dem ganzen sechsten Corps, einschließlich die Division Lagrange, welche vorübergehend dem Marschall Moncey für den Tag von Tudela beigegeben war, versetzte diesen in die Unmöglichkeit, die Belagerung von Saragossa fortzusetzen, denn er hatte nicht Streitkräfte genug, um zugleich das Feld zu halten, wenn er die Stadt angriff. Napoleon befahl daher dem Marschall Mortier, mit dem fünften Corps eine Stellung am Ebro zu nehmen, um die Belagerung von Saragossa zu decken, wobei jedoch dem Marschall Moncey die ausschließliche Leitung der Angriffe blieb.

Die schöne Division Delaborde, die erste des Generals Junot, kam eben zu Vittoria an. Napoleon wies sie nach Burgos. Der Division Heudelet, der zweiten Junot's, die unmittelbar der ersten folgte, befahl er, in aller Schnelligkeit in derselben Richtung vorzurücken. Die Dragoner des Generals Lorge, welche das fünfte Corps geleitet hatten, erhielten dieselbe Bestimmung. Die Dragoner des Generals Millet, die ein wenig hinter jenen zurück waren, wurden nach Madrid gezogen. Dem Marschall Soult schrieb Napoleon einen diesen verschiedenen Bewegungen entsprechenden Marsch vor. Dieser Marschall war in Asturien eingedrungen und hatte die von Espinosa zurückkehrenden Trümmer der asturischen Bataillone vor sich her bis zum Lager von Colombres getrieben. Er hatte in Folge mehrfacher lebhafter Gefechte eine ziemliche Anzahl Gefangener aufgesammelt, und viele Munition und Waaren erbeutet, die von den Engländern in den cantabrischen Häfen aufgehäuft worden waren. Napoleon befahl ihm, über das Gebirge zurückzugehen und in das Königreich Leon zu marschiren, wo er vereint mit dem Corps Junot's, mit den Dragonern Lorge's und Millet's, den Engländern, wenn sie gegen unsern rechten Flügel vorrückten, die Spitze bieten, oder falls sie sich vor den von Madrid aufgebrochenen Truppen zurückzögen, sie lebhaft drängen, ja sogar ihnen nach Portugal folgen sollte. So war Napoleon mit drei Armeecorps, mehr der kaiserlichen Garde und einer unermeßlichen Cavallerie zu Madrid, mit zwei Armeecorps und gleichfalls vieler Cavallerie auf seinem rechten Flügel rückwärts, in der Verfassung, gegen die Engländer nach allen Richtungen zu operiren, und konnte sie überallhin, wohin sie sich zurückzogen, verfolgen. Er harrte nur noch der Ankunft der Marschälle Ney und Lefebvre, um von Madrid aus zu neuen Operationen zu eilen. Uebrigens hatte das Wetter nicht aufgehört, voll-

kommen schön zu sein. Der Monat December glich einem wahren Frühling sowohl zu Madrid wie in Castilien. Unsere Corps vollzogen lange Märsche, ohne irgend eine der gewöhnlichen Unbequemlichkeiten dieser Jahreszeit zu empfinden. Napoleon beritt jeden Tag die Umgegend von Madrid, welche Hauptstadt er niemals betrat, hielt Heerschau über seine Corps; sorgte für Alles was sie auf den Märschen und in den Gefechten verloren hatten, und beschäftigte sich vor Allem mit einer großen militairischen Niederlassung im Buen-Retiro, von wo er Madrid im Zaume halten, und wo er seine Kranken, seine Depots, sein Material in voller Sicherheit lassen konnte. Stets voll emsiger Sorge, seine Operationslinie zu sichern, ordnete er das, was er für Miranda, für Pancorbo, für Burgos angeordnet hatte, auch für die Somo-Sierra auf dem hohen Punkte selbst, wo man gekämpft hatte, und zu Madrid auf der Höhe des Buen-Retiro an, welche gegen dasselbe Front macht. Er wollte, daß man Feldschanzen rings um diesen schönen Park errichte, daß man dazu in der Gegend der Porzellanfabrik (wo die Könige von Spanien das chinesische Porzellan nachahmen ließen) eine starkbefestigte Rückenschanze füge, und in derselben für hinreichende Räume sorge, um die Verwundeten, das Artilleriematerial und die Lebensmittel der Armee aufzunehmen. Er wollte, daß man die ganze Befestigung mit zahlreichem Geschütze besetze, und daß, wenn die vordern Werke auch genommen würden, ein regelmäßiger Angriff nothwendig sei, um die Rückenschanze zu bezwingen.

Während diese Dinge um Madrid vorgingen, trugen andere Ereignisse in Aragonien und Catalonien sich zu. In Aragonien hatte seit der Schlacht von Tudela das Gehen und Kommen unserer verschiedenen Armeecorps den Marschall Moncey momentan der Mittel beraubt, mit Nachdruck gegen die Stadt Saragossa zu wirken. Am Morgen nach der Schlacht mußte man Truppen zur Verfolgung des Corps des Generals Castaños entsenden, und in Ermangelung jener des Marschalls Ney, die noch nicht eingetroffen waren, entsendete man die Divisionen Musnier und Lagrange unter dem General Maurice-Mathieu. Es blieben daher dem Marschall Moncey nur die Divisionen Grandjean und Morlot, welche nicht mehr als 9 bis 10,000 Mann zählten. Da kam allerdings von Soria her der Marschall Ney und erbot sich, mit den Divisionen Dessoles und Marchand zur Belagerung von Saragossa mitzuwirken. Aber an demselben Tage, an welchem er mit dem Marschall Moncey die berühmte Hauptstadt von Aragonien angreifen und sich des Monte-Torrero bemächtigen wollte, langte der Befehl aus dem Hauptquartier an, er solle Castaños aus allen Kräften verfolgen und auf Madrid treiben. Wenn Napoleon in der Entfernung von Aragonien, in der er sich befand, hätte wissen können, was daselbst vorging, so würde er dem Marschall Ney die Sorge, Saragossa zu belagern, und dem General Maurice-Mathieu die Sorge, Castaños zu verfolgen, gelassen haben. Maurice-Mathieu würde mit den Divisionen Musnier und Lagrange ziemlich ebenso viele Leute nach Madrid gebracht haben, als der Marschall Ney mit den Divisionen Dessoles und Marchand. Man würde dadurch die unnütz sich kreuzende Bewegung des Generals Maurice-Mathieu, der nach Saragossa zurückmarschiren mußte, und des Marschalls Ney, der von da sich entfernte, um über Calatayud nach Madrid zu marschiren, gänzlich vermieden haben. Aber die Zufälle und falschen Bewegungen vervielfältigen sich im Kriege mit den Zahlen und Entfernungen, und Napoleon vergrößerte jeden Tag die Wahrscheinlichkeit der Irrthümer durch die erstaunliche Ausdehnung seiner Operationen. Ney, der sich wie alle andern Marschälle nur zu glücklich fühlte, in seiner Nähe zu dienen, vollzog eilig die erhaltenen Befehle und verließ den Marschall Moncey, der nun ganz isolirt blieb und tiefen Verdruß darüber empfand, daß er in dem Zustande der Schwäche, in den man ihn versetzt hatte, nichts gegen Saragossa unternehmen konnte, um so weniger, da der Marschall Ney auf seinem Marsche dem General Maurice-Mathieu die Division Lagrange nahm und blos die Division Musnier zurückschickte. Er führte auch die berühmten, mit Aragonien so vertrauten polnischen Lanziers fort, und ließ dem Marschall Moncey nur die bisher seinem Corps beigegebenen provisorischen Cavallerieregimenter. Da der Marschall Moncey nur die Division Musnier wieder erhielt, mußte er den Angriff auf Saragossa verschieben. Allerdings wurde während dieser Zeit die schwere Artillerie durch die Fürsorge des Generals Lacoste von Pampelona nach Tudela und von da auf dem aragonesischen Kanal nach Saragossa gebracht. Ihrerseits erholten die Aragonesen sich von ihrer Niederlage und befestigten sich in ihrer Hauptstadt. Alle die Zögerungen gaben Veranlassung zu einer höchst denkwürdigen Belagerung.

In Catalonien hatten sich ernste Ereignisse zugetragen, der Mittheilung nicht minder würdig als die bereits erzählten. Seit dem Rückzuge Joseph's an den Ebro war der General Duhesme, der im Anfange seiner Festsetzung zu Barcelona bald nach dem Llobregat, bald nach Girona zu Ausfälle gemacht hatte, in jener Hauptstadt dergestalt blokirt, daß er die Thore nicht überschreiten konnte. Die beiden Divisionen Lechi und Chabran, durch Kämpfe und Beschwerden sehr geschmolzen, zählten kaum 8000 Mann Infanterie, und mit der Artillerie und Cavallerie höchstens 9500 Mann. Alle Versuche, die man gemacht, Barcelona vom Meere her zu verproviantiren, waren fruchtlos geblieben, da die Engländer den Golf von Rosas inne hatten, dessen Citadelle von 3000 Spaniern vom regelmäßigen Militair vertheidigt wurde. Der General Duhesme schwebte daher in Gefahr, bald weder für sich selbst, noch für die zahlreiche Bevölkerung der catalonischen Hauptstadt Lebensmittel zu haben. Aus diesem Grunde war Napoleon so oft in den General Saint-Cyr gedrungen, er möge seine Operationen beeilen und rasch Barcelona zu Hülfe kommen.

Um Catalonien, das sich ganz erhoben hatte und

von zahlreichen Truppencorps bewacht wurde, zu durchziehen, hatte der General Saint-Cyr neben der ungefähr 7000 Mann starken Division Reille, noch die französische Division Souham mit 6000 Mann, die italienische Division Pino mit 5000, die neapolitanische Division Chabot mit 3000, dann 1000 Artilleristen und 2000 Cavalleristen, mithin im Ganzen 23 bis 24,000 Streiter. Wenn es gelang, Duhesme zu entsetzen, hatte man 34 bis 36,000 Mann, um diese wichtige Provinz zu unterwerfen, welche von allen Landschaften der Halbinsel am schwersten zu erobern ist, sowohl wegen der so äußerst zahlreichen Bodenhindernisse als auch wegen der sehr verwegenen und sehr unternehmenden Einwohner, die eine zu große Annäherung an das französische Kaiserreich als gefährlich für ihre Industrie erachteten.

Die spanische Armee, welche diese Provinz vertheidigte und lediglich annäherungsweise geschätzt werden kann, war ungefähr 40,000 Mann stark. Sie bestand aus Linientruppen von den Balearen und aus Portugal, welche auf englischen Schiffen nach Catalonien gebracht worden waren, aus einer Division von Granada unter dem General Reding; aus einer aragonesischen Division unter dem Marquis von Lassan, Palafox' Bruder; endlich aus den regelmäßigen Truppen der Provinz. Oberbefehlshaber war Don Juan de Vives, der während des Revolutionskrieges gegen Frankreich gedient hatte, und sich rühmte, Erfolge erlangt zu haben. Diese Armee wurde von Freiwilligen unterstützt, welche Miquelets hießen, in Bataillone, die man Tercios nannte, sich theilten und den Dienst von leichten Truppen verrichteten. Diese tapfern und behenden Freiwilligen, zugleich sehr gute Schützen, leisteten der spanischen Armee, auf deren Flanken sie streiften, zahlreiche Dienste. Zu diesen Streitkräften muß man noch die Somathenen fügen, eine Art Landwehr, zusammengesetzt aus allen Einwohnern, die nach altem Gebrauche beim ersten Schall ihrer Glocken sich erhoben und verpflichtet waren, ihre Dörfer und Städte zu vertheidigen und die Hauptpässe zu besetzen und streitig zu machen. Diese Linientruppen, diese Miquelets, diese Somathenen, in ihrem Widerstande durch einen außerordentlich rauhen und unfruchtbaren Boden unterstützt, waren weit ernstere Schwierigkeiten, als diejenigen, die man in den übrigen Provinzen traf. Dazu kommt noch, daß Catalonien mit festen Plätzen bedeckt war, die alle Land- und Wassercommunicationen beherrschten, wie Figueras, das wir besaßen, wie Rosas, Girona, Hostalrich, Tarragona, die nicht in unserm Besitze waren.

Entfernung und Gestalt trennten diese Provinz von dem übrigen Spanien und erhoben sie zu einem besondern Kriegsschauplatze. Deßwegen hatte Napoleon auch mit ihrer Unterwerfung einen General beauftragt, vortrefflich wenn er allein war, gefährlich wenn er Nachbarn hatte, die er stets schlecht unterstützte, so kleinlich eifersüchtig, daß er glaubte, Napoleon sei auf seinen Ruhm neidisch, und schicke ihn nach Catalonien, um ihn zu verderben: aber, diese Wunderlichkeiten abgerechnet, ein fähiger Feldherr, tief in seinen Combinationen, und unter allen Militairs seiner Zeit der erste im methodischen Kriege, Napoleon, wohl verstanden, stets außer Vergleich mit allen Feldherren des Jahrhunderts!

Die in Catalonien vereinigten Streitmittel trugen wie anderwärts Spuren der Ueberstürzung, womit man bei den Vorbereitungen zu diesem Kriege zu Werke gegangen war. Das Material der Artillerie war ungenügend. Schuhwerk und Monturen fehlten ganz. Die Division Reille war ein aus allen Corps und allen Nationen zusammengeraffter Haufen, welcher Uebelstand allerdings durch den Werth und die Tapferkeit ihres Anführers gut gemacht wurde. Die Division Souham war zwar aus alten Stämmen gebildet, wimmelte aber von Conscribirten. Die Division Pino bestand aus Italienern, die in der Schule der großen Armee zum Kriege erzogen und gewöhnt worden waren. Die in einem Lande, wo man keine Bodenproducte fand, doppelt nothwendigen Transportmittel waren gleich Null. Das Alles sah man auch in Castilien, obwohl Napoleon dort in Person befehligte. Der General Saint-Cyr glaubte aber dennoch, das sei aus Bosheit gegen ihn Alles so angestiftet, und Napoleon, der auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, sinne darauf, ihm den Erfolg zuzumessen und denselben vor Allem minder rasch zu machen als seinen eigenen ([25]).

Dem General St.-Cyr gaben seine Verhaltungsbefehle die freieste Hand in Betreff der Operationen in Catalonien und waren nur in Bezug auf die Nothwendigkeit, Barcelona sobald als möglich zu entsetzen, gebieterisch. Da man sich im Besitze von Figueras befand, blieben in der Richtung nach Barcelona drei feste Plätze wegzunehmen, Rosas zur Linken am Meere, Girona und Hostalrich zur Rechten. Diese Plätze waren in dem gebirgigen Lande so gelegen, daß man sie schwer vermeiden konnte, wollte man Wege einschlagen, die für die Artillerie gangbar waren. Drei regelmäßige Belagerungen unternehmen, bevor man Barcelona entsetzte, war etwas Unpraktisches. Der General Saint-Cyr entschloß sich zu einer einzigen Belagerung, jener von Rosas, und zwar aus zwei Gründen, die triftig genug waren, um die aus ihr sich ergebende Verzögerung zu entschuldigen: erstens weil Figueras ohne Rosas keinen hinreichenden Stützpunkt jenseits der Pyrenäen gewährte, denn die Besatzung von Rosas hätte jene von Figueras unaufhörlich beunruhigt, und nichts konnte in dem letztern Platze ein- oder ausgehen, wenn man nicht auch den benachbarten Platz hatte; zweitens weil der Golf von Rosas der gewöhnliche Standort der englischen Schiffe war, welche Barcelona blokirten, das man ihretwegen nicht verproviantiren konnte. Der General Saint-Cyr, der bestimmt war, sich in dieser Stadt festzusetzen, wollte daselbst keineswegs eines Tages ausgehungert werden, wie der General Duhesme eben jetzt dieses Schicksal befürchtete.

Trotz des Andringens des Generalstabs, der ihm unaufhörlich Schnelligkeit in seinen Operationen einschärfte, beschloß der General Saint-Cyr die Be-

lagerung von Rosas, bevor er weiter in Catalonien vordrang. Er ging in den ersten Tagen des November, also zur selben Zeit als die Hauptmassen der französischen Armee in Castilien zu operiren begannen, als die Marschälle Lefebvre, Victor und Soult mit Blake und dem Marquis von Belveder im Kampfe begriffen waren, über die Grenze. Die Division Reille, die zuerst zu La Jonquere lag, marschirte am 6. nach Rosas. Ihr unmittelbar folgte die Division Pino und deckte den Zug der schweren Artillerie. Die Division Souham stellte sich hinter der Fluvia auf, einem kleinen Flusse, der das Lampurdan bewässert. Diese letztere Division hatte die Belagerung von Rosas gegen die spanischen Truppen zu decken, welche dieselbe zu stören unternehmen würden. Während unsere Armeen in Castilien und Aragonien sich des herrlichsten Wetters erfreuten, hatte die in Catalonien sündfluthartige Regen zu erdulden, welche während mehreren Tagen das Land überschwemmten und jede Truppenbewegung unmöglich machten. Unsere Soldaten ertrugen diese Leiden mit Geduld; sie hatten zum Oberbefehlshaber einen General, der in den Reihen der Rheinarmee gelernt hatte, Alles zu erdulden und zu verlangen, daß man rings um ihn ohne Murren dulde.

Bis zum 12. November war jede Truppenbewegung unmöglich. Nachdem der Regen aufgehört hatte, näherte man sich Rosas und beschränkte die Besatzung auf ihre Wälle. Sie war gegen 3000 Mann stark, wurde von einem guten Offizier befehligt, und hatte tüchtige Ingenieure, an denen es überhaupt Spanien nie gemangelt hat. Die Festung Rosas ist ein Fünfeck, liegt zwischen dem Meere und einem sandigen Terrain, im Centrum eines geräumigen, tiefen, gegen schlechte Winde geschützten Golfes. Am Eingange dieses Golfes befindet sich auf einer Höhe das Fort Bouton, welches mit seinen Kanonen den besseren Theil der Rhede beschützt. Die Division Mazuchelli entsendete zwei Bataillone, um den Angriff auf das Fort zu beginnen. Hier, wie bei der Festung selbst, mußte man die Besatzung, welche von dem Feuer der englischen, sechs Linienschiffe und mehrere kleinere Kriegsschiffe starken Flotte unterstützt wurde, in das Innere der Mauern zurückwerfen.

Nach kräftiger Zurückweisung verschiedener Ausfälle wurden die Laufgräben vor Rosas in der Nacht vom 18. zum 19. November vor zwei einander entgegengesetzten Fronten eröffnet, im Osten nämlich und im Westen, um durch das Feuer aus den Laufgräben die Verbindung mit dem Meere zu sperren. Binnen wenigen Tagen machte eine nahe am Strande errichtete Batterie es so gefährlich für die Engländer, vor Anker zu bleiben, daß sie das Weite suchten und die Garnison ihren eigenen Kräften überließen.

Die kleine Stadt Rosas, die nur aus den Häusern einiger Kaufleute und Fischer besteht, liegt östlich und außerhalb des Kreises der Befestigungen. Man griff sie in der Nacht vom 26. zum 27. November an. Die Spanier, im offenen Felde so schwachmüthig, gingen hinter Mauern plötzlich zur äußerster Energie über, vertheidigten sich höchst nachdrücklich, und ergaben sich erst, nachdem sie 300 Mann verloren und uns 300 Gefangene gelassen hatten. Uns kostete die Einnahme des Städtchens 45 Mann an Todten und Verwundeten. Von diesem Augenblicke an fehlte es der Besatzung an jedweder äußern Unterstützung.

Während dieser Zeit schritt man auch mit den Arbeiten gegen das Fort Bouton vor. Man hatte einige Geschütze von schwerem Caliber mühsam durch Menschenhände auf die Höhen gebracht, zerschoß dann das Fort und nöthigte die Besatzung, es zu räumen. Am 3. December wurde die dritte Parallele vor Rosas eröffnet. Am 4. fuhr man die Breschebatterie ein, und es blieb nur noch der Sturm übrig, als die Besatzung nach 16 Tagen offener Tranchee einwilligte, sich kriegsgefangen zu geben. Der Widerstand war ehrenhaft und allen Regeln gemäß gewesen. Wir nahmen 2800 Mann und viele Verwundete gefangen, und erbeuteten bedeutende, von den Engländern herbeigeschaffte Kriegsvorräthe. In Folge dieser wichtigen Eroberung wurden unsere Verbindungen zur See mit Barcelona wenn nicht ganz, so doch sehr zuverlässig, und unsere auf Figueras und Rosas gestützte Operationslinie war sowohl zu Lande als von der Meeresseite gesichert.

Während dieser Belagerung hatte der General Saint-Cyr sowohl von dem General Duhesme als aus dem Hauptquartier dringende Mahnungen erhalten, doch endlich auf Barcelona zu marschiren. Er hatte das mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit verweigert, bis Rosas in seiner Gewalt war; jetzt aber, da dieser Platz capitulirt hatte, gab es keinen Grund zu weiterer Zögerung. Und wirklich, da der eingeschlossene General Duhesme kaum noch Lebensmittel hatte, da Napoleon bis Madrid vorgedrungen war (er zog in diese Hauptstadt an demselben Tage ein, an welchem Saint-Cyr in Rosas einrückte), war es gewiß dringend nothwendig, daß der linke Flügel der französischen Armee auf dieselbe Höhe mit dem rechten vorrücke und Saragossa dergestalt zu beiden Seiten überragt werde. General Saint-Cyr zauderte auch nach der Einnahme von Rosas nicht länger, auf Barcelona zu marschiren.

Er hatte seine Reiterei nach dem Roussillon geschickt, weil er sie im Lampurdan nicht ernähren konnte. Jetzt ließ er sie zurückkommen, um sie mit sich nach Barcelona zu führen. So erwünscht auch seine Artillerie für das Zusammentreffen mit der spanischen Armee war, so bildete sie doch eine höchst mißliche Last, um sie durch Catalonien zu bringen, besonders da man die große, von den Festungen Girona und Hostalrich, deren Herr man nicht war, gesperrte Straße vermeiden mußte. Der General Saint-Cyr faßte einen Entschluß von außerordentlicher Kühnheit, den nämlich, seine Artillerie zu Figueras zu lassen, die Trainpferde aber, die sie zu ziehen bestimmt waren, an der Hand mitzuführen. Der General Duhesme hatte ihm von Barcelona geschrieben, daß es ein unermeßliches Kriegsmaterial in den Zeughäusern dieses Platzes gebe, und daß man, wenn nur Pferde mitgebracht würden, genug

zur Ausrüstung eines vollständigen Artillerieparks finden werde. Er beschloß daher, nur Pferde, Maulthiere und Infanterie mit sich zu nehmen, aber keinen einzigen Wagen. Er gab jedem Soldaten Lebensmittel für vier Tage und 50 Patronen, ließ die Maulthiere mit einigem Zwieback und einigen Patronen beladen, und schickte sich, dergestalt leicht equipirt, zum Aufbruche an. Wenn er auf dem verwegenen Marsche, den er zu unternehmen im Begriffe stand, auf die spanische Armee treffen sollte, war er entschlossen, sich mit dem Bajonnet Bahn zu brechen; denn für ihn lag der wahre Sieg darin, Barcelona zu erreichen, wo eine französische Armee, die mit allem nothwendigen Material im Ueberflusse versehen war, ihn erwartete, und mit welcher vereint er allen Ereignissen gewachsen war.

Nachdem Alles in der angegebenen Art geregelt war, rückte er am 9. December 1808 gegen die Fluvia vor, ließ die Division Reille zurück, welche zu Rosas und Figueras zur Behauptung unserer Operationsbasis unerläßlich war, und zog vorwärts mit 15,000 Infanteristen, 1500 Reitern und 1000 Artilleristen, also mit 17 bis 18,000 Mann. Bereits hatte eine starke Avantgarde, die aus einem aragonesischen Corps unter dem Marquis von Lassan und aus einer Abtheilung der Armee des Generals Vives, unter dem General Alvarez bestand, mehrere Versuche gegen die Division Souham gemacht, welche siegreich zurückgeschlagen worden waren. Der General Saint-Cyr warf diese Avantgarde von den Ufern der Fluvia an jene des Ter, und nöthigte sie, sich über Hals und Kopf zurückzuziehen. Zwei Straßen boten sich ihm dar, beide höchst schwierig zurückzulegen. Die Binnenstraße, welche rechts lag, bot ihm Girona und Hostalrich, unter deren Kanonen es wenn nicht unmöglich, doch sehr gefährlich war, vorbei zu marschiren. Die Straße am Meere, welche links lag, bot ihm die Gefahr, von den englischen Flotten auf allen Strichen, wo er gesehen werden konnte, beschossen zu werden, die Miquelets nicht gerechnet, welche ihr Kleingewehrfeuer mit den Artilleriesalven der Engländer vereinigen würden. Er beschloß, unter Benutzung von Querwegen, die von einer Straße zur andern führten, abwechselnd auf beiden Straßen zu marschiren. Für den Augenblick suchte er den Spaniern vorzuspiegeln, daß er nach Girona marschire, um nach der Einnahme von Rosas zur Belagerung auch dieser Festung zu schreiten. Am 11. December rückte er wirklich in der Richtung von Girona vor; als er aber die spanische Avantgarde spornstreichs hineilen sah, entzog er sich, indem er links nach Bisbal einbog, welcher Weg ihn nach Palamos längs des Meeres führen mußte. Er langte am Abend des 11. zu Bisbal an, brach von da am 12. nach Palamos auf, und traf am Passe von Calonja auf Miquelets und Somathenen, die seine Flanken lebhaft beschossen. Der Soldat, gut geführt, durch den bereits errungenen Erfolg ermuthigt, von keinerlei Geschleppe aufgehalten, war munter, obschon er schwer trug, und in einer Gemüthsverfassung, um Alles zu unternehmen.

Wenn indeß die Spanier mehr Kriegserfahrung besessen hätten, so würden sie den Moment, wo der General Saint-Cyr von der Division Reille getrennt und noch nicht zu dem Corps Duhesme gestoßen war, wo er sich ohne Artillerie gegen einen Feind wagte, der sie in Menge hatte, wählen haben müssen, um ihm mit der Gesammtheit ihrer Streitkräfte entgegen zu treten. Wahr allerdings ist, daß kein noch so guter Plan etwas nützt, wenn man keine Truppen hat, die in Linie Stand halten; und ebenso wahr ist, daß die spanischen Offiziere die Umstände des Marsches des Generals Saint-Cyr nicht kannten, und daß keiner so viel Genie hatte, um sie zu errathen. Dennoch bleibt es unbestreitbar, daß dieser General am schwächsten in dem Zeitpunkte war, wo er sich von den Pyrenäen entfernte, ohne noch bis Barcelona gekommen zu sein, und daß, wenn man ihn angreifen wollte, man diese Gelegenheit benutzen und sich in Masse vereinigen mußte, um ihm bei allen Pässen, die nach Barcelona führen, entgegen zu treten. Aber die Insurgenten hatten ungefähr 10,000 Mann an die Fluvia entsendet, und der Rest war beschäftigt, Duhesme in Barcelona zu blokiren. Der Commandant von Girona General Claros hatte, als er den General Saint-Cyr auf diesen Platz losrücken glaubte, sich begnügt, einen Courier an Don Juan de Vives zu senden.

Der General Saint-Cyr, in der Vollführung seines Planes unerschütterlich, brach am Morgen des 12. December von Palamos auf, hielt längs des Meeres das wenig mörderische Feuer einiger englischen Kanonenschaluppen aus, und richtete seinen Marsch auf Vidreras, indem er dieses Mal die große Binnenstraße wieder genommen, weil er voraussetzte, daß die Spanier, getäuscht durch seinen Marsch von Bisbal nach Palamos, in Masse nach dem Meere eilen würden. Was er vorausgesehen hatte, geschah wirklich. Ein unter Milans von dem Einschließungsheere von Barcelona gesendetes Corps marschirte über Mataro am Meere hin; und auch einige aus Hostalrich ausgezogene Abtheilungen, ferner Miquelets und Somathenen eilten spornstreichs nach dem Gestade, um mit den Engländern die Hauptpässe zu vertheidigen, wo sie den Franzosen begegnen zu müssen glaubten.

Der General Saint-Cyr marschirte auf Seitenwegen von Palamos nach Vidreras, sah die Truppen Lassan's und Alvarez', die er getäuscht und verleitet hatte, sich auf Girona zu werfen, darauf beschränkt, ihm von Weitem zu folgen statt ihm den Weg versperren zu können, sah sie hinter seinem Rücken in einer Entfernung lagern, die jeden Angriff unmöglich machte. Sie waren indeß auch nicht stark genug, um sich mit 17 bis 18,000 gut und kraftvoll geführten Franzosen zu messen.

Der General Saint-Cyr, der die 10,000 Mann Lassan's und Alvarez', die er früher vor sich gehabt, jetzt hinter sich, und überdies zu seiner Linken die verschiedenen Truppenabtheilungen hatte, die die Straße am Meere bewachten, rückte vor wie ein von Jägern umzingelter Eber. Der Weg, den er ge-

nommen hatte, führte ihn gerade nach Hostalrich und unter die Kanonen dieser Festung. Dank der Leichtigkeit seiner Ausrüstung, vermochte er über die Höhen, welche Hostalrich umgeben, zu gelangen, ohne auf der Straße selbst marschiren zu müssen, und kam mit einigen Kanonenkugeln davon, die ihm so wenig Schaden thaten als die der englischen Kanonierschaluppen. Am 14. machte er in der Umgegend Halt und setzte am 15. seinen Marsch nach Barcelona, nachdem er den beiden festen, die Binnenstraße sperrenden Plätzen ausgewichen war, auf eben dieser Straße fort, auf welcher er nun nichts mehr zu fürchten hatte, als die große Armee des Don Juan de Vives selbst. Auf eine erste Abtheilung dieser Armee, dieselbe, welche von Barcelona unter dem Befehle Milans' über Mataro marschirt war, stieß er wirklich noch am Nachmittage des 15. December am Eingange des Defilees Trenta-Passos. Er eilte, diese Enge zu nehmen, da er dies nicht im Angesichte der spanischen Armee zu thun wünschte, die er stündlich auf seinem Wege zu finden erwartete; denn er war nur noch zwei Tagemärsche von Barcelona entfernt.

Don Juan de Vives, durch den an ihn gesendeten Eilboten von Allem unterrichtet, brach endlich mit einem Theile des Einschließungsheeres von Barcelona auf, um sich dem Marsche des Generals Saint-Cyr zu widersetzen. Voraus hatte er Milans mit 4 bis 5000 Mann gesendet, er selbst folgte mit 15,000, darunter ein Theil der Division von Granada unter dem General Reding. Der Rest der großen Armee von Catalonien befand sich in der Umgegend von Barcelona am Llobregat.

Der General Don Juan de Vives nahm Stellung bei Cardedeu auf bewaldeten Höhen, durch welche die große barceloneser Straße führt. Er stand da mit 15,000 Mann, die er aus seinem Lager mitgebracht, und erwartete auf seinem rechten Flügel Milans mit 5000 Mann. Schaaren von Miquelets schwärmten rings in der Gegend. Diese regelmäßige Streitmacht, die sich in vortrefflicher Stellung befand, zahlreiche Artillerie hatte und von verwegenen Freischützen unterstützt wurde, mußte der französische Feldherr über den Haufen werfen, um sich den Weg nach Barcelona zu öffnen.

Sein Entschluß war schnell gefaßt. Durch Tasten und Versuchen würde er die Spanier ermuthigt, die Franzosen entmuthigt haben, indem er die einen wie die andern über ihre Lage aufklärte, denn jene hatten Kanonen, diese nicht; würde er ferner Claros, Alvarez und Lassan Zeit gelassen haben, heranzukommen und ihn im Rücken zu fassen, während Vives ihn in der Front angriff. Er gab daher der Division Pino, die voran marschirte, Befehl, sich nicht zu entwickeln, nicht zu schießen, denn das war Verlust von Zeit und Munition, wovon man nicht viel zu verlieren hatte, sondern fest und rasch die steile Straße hinanzumarschiren und sich den Weg mit dem Bajonnet zu öffnen. Unglücklicherweise hatte, bevor die Befehle des General-en-Chef überbracht und verstanden waren, die Brigade Mazuchelli von der Division Pino sich links der barceloneser Straße unter dem Feuer der Division Reding, der besten der spanischen Armee, entwickelt und litt durch dasselbe vielen Schaden. Der General Saint-Cyr schickte sofort auf den äußersten linken Flügel dieser Brigade die Division Souham in geschlossener Colonne, und befahl ihr, unter Vermeidung aller Entwickelung auf den Feind mit gefälltem Bajonnet loszugehen. Gerade vor ihm, auf der großen Straße selbst, schrieb er eine ähnliche Bewegung der Brigade Fontana, der zweiten der Division Pino vor, und ließ sie in geschlossener Colonne auf das Centrum der Spanier losgehen. Zur Rechten der großen Straße entsendete er zwei Bataillone, um den äußersten linken Flügel der Spanier zu bedrohen. Seine Cavallerie, bereit zum Einhauen wo das Gelände es gestatten würde, rückte in den Zwischenräumen, von einer Colonne zur andern, vor.

Diese Befehle wurden mit seltener Pünktlichkeit und Kraft vollzogen und von dem schnellsten und vollständigsten Erfolge gekrönt. Die Colonne Souham auf dem äußersten linken Flügel unserer Linie und die Brigade Fontana im Centrum griffen die spanische Linie mit solcher Entschlossenheit an, daß sie dieselbe im Nu durchbrachen, über den Haufen warfen, und der Brigade Mazuchelli, die sehr zur Unzeit sich entwickelt hatte, Luft machten. Die italienischen Dragoner und das 24. französische Dragonerregiment sprengten im Galopp auf die schon zurückgedrängten Spanier ein und brachten sie in eine entsetzliche Unordnung. Der Feind floh nach allen Richtungen, und ließ auf dem Schlachtfelde 600 Todte, 800 Verwundete, 1200 Gefangene, seine ganze Artillerie mit Ausnahme auch nicht einer einzigen Kanone, und einen Munitionspark, dessen wir sehr bedurften. Die Generale Vives und Reding wurden in die allgemeine Flucht mit fortgerissen und retteten sich wie durch ein Wunder, der eine an das Meer, wo er sich einschiffte, um wieder zu seinem Lager am Llobregat zu gelangen, der andere auf der barceloneser Straße, auf welcher er durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam. Diese in weniger als einer Stunde gewonnene Schlacht gewährte uns nebst der Erlangung von Allem, das uns fehlte, die Straße nach Barcelona und ein unwiderstehliches Uebergewicht über den Feind. Lassan, Alvarez und Claros erschienen gegen Ende des Tages in unserem Rücken, aber viel zu spät, um Theil an dem Gefechte zu nehmen. Da dasselbe beendigt war, blieb ihnen nur übrig, nach Girona zurückzukehren, oder auf Umwegen das Lager am Llobregat zu erreichen.

Man hatte nur noch eine Etappe zurückzulegen, um Barcelona zu erreichen. Raschheit war der Lebensmittel wegen nothwendig, denn der Zwieback unserer Soldaten war gänzlich aufgezehrt. Der General Saint-Cyr ließ die Verwundeten, welche fortgeschafft werden konnten, auf Artillerie- und Cavalleriepferde setzen, mußte Diejenigen, die den Transport nicht zu ertragen vermochten, dem Mitleid der Somathenen überlassen, und brach nach Barcelona auf, wo er am 17. December zum Erstaunen der Spanier und zur größten Freude der Soldaten Duhesme's

anlangte, welche der Anblick einer französischen Armee, die sie deblokirte, mit Wonne erfüllte. Von allen Seiten umarmte man sich mit Entzücken und verhieß sich von dieser Vereinigung die glücklichsten Ergebnisse.

Ungerechnet die Artillerie, welche der General Saint-Cyr zu Cardedeu erobert hatte, fand er zu Barcelona eine sehr zahlreiche und schöne, die mit den Pferden, die er mitgebracht, sehr leicht zu bespannen war. Er hatte sehr wenige Leute verloren, und zählte noch wenigstens 17,000 Mann unter Waffen. Der General Duhesme hatte, abgesehen von den Kranken und Verwundeten, noch 9000 Mann, fähig zu activem Dienste. Das gab einen Effectivbestand von 26,000 Mann, fast gleich an Zahl und weit überlegen an Güte Allem, was die Spanier ihnen entgegensetzen konnten. Diese Vereinigung war das glorreiche Ergebniß eines ebenso kühn als wissenschaftlich ausgeführten Marsches seltenster Art.

Wiewohl Barcelona von Lebensmitteln nicht so sehr entblößt war, wie der General Duhesme vorgespiegelt hatte, um den Eifer der mit seinem Entsatze Beauftragten anzuspornen: durfte man sich doch auch nicht lange in dieser Stadt einschließen, wenn man leben wollte. Der General Saint-Cyr war entschlossen, seine Vortheile zu verfolgen, die spanische Armee allenthalben aufzusuchen und gänzlich zu vernichten, um dann die festen Plätze der Provinz einen nach dem andern zu belagern. Er gönnte seinen Soldaten am 18. und 19. December Ruhe, und brach am 20. aus Barcelona nach dem Llobregat auf.

Indem er seinen Truppen Zeit zum Ausruhen gönnte, war es ihm ganz willkommen, daß eben dadurch auch die Spanier Zeit gewannen, in dem Lager, das sie seit lange am Llobregat, einige (französische) Meilen von Barcelona, vorbereitet hatten, sich zu concentriren. Wenn man alle Ursache hat, einen furchtbaren Feind zu theilen zu suchen, hat man im Gegentheile jedweden Grund zu wünschen, einen Feind, der besser laufen als kämpfen kann, in Masse zu treffen, um ihn mit einem Schlage zu vernichten. Der General Saint-Cyr zog mit seinem Armeecorps und mit einer der Divisionen Duhesme's, jener des Generals Chabran, aus. Die andere Division, die des Generals Lechi, ließ er zur Bewachung von Barcelona zurück. Er hatte an ungefähr 20,000 Mann genug, um Alles, was auf seinem Wege sich zeigen würde, über den Haufen zu werfen.

Am 20. December des Abends langte er am Llobregat an, dessen Lauf er von Molins-del-Rey bis San-Feliu besetzte. Die Spanier hatten sich da, dreißig und einige Tausend Mann stark und mit zahlreicher Artillerie versehen, auf bewaldeten Höhen festgesetzt, und waren vom Llobregat gedeckt, der nur an einigen Stellen Furthen hat. Die Brücke von Molins-del-Rey, über welche die große Straße von Barcelona nach Valencia führt, war durch sehr schwer zugängliche Werke stark vertheidigt. Mit guten Truppen hätte der Feind auf eine solche Stellung bauen und sich in ihr in Sicherheit glauben dürfen.

Der General Saint-Cyr entwickelte, um diese Stellung wegzunehmen, jene Kunst, die ihn zu einem der ersten Taktiker seines Jahrhunderts machte. Am 21. December des Morgens stellte er die Division Chabran vor Molins-del-Rey auf, und befahl ihr eine Batterie zu errichten, wie wenn man es alles Ernstes auf diesen Ort abgesehen habe, und nichts zu vernachlässigen, um den Spaniern vorzuspiegeln, daß hier der wahre Angriffspunkt sei. Wenn aber die Division Chabran sehen würde, daß die andern Colonnen unterhalb den Llobregat überschritten hätten, so sollte sie mit dem größten Ungestüm auf die Brücke losstürzen, sie wegnehmen und sich auf der Straße nach Valencia im Rücken des Feindes aufstellen. Während er diese Rolle der Division Chabran zutheilte, beorderte er die Division Pino links und unterhalb jener mittels der Furth von Llors über den Llobregat zu gehen, und noch weiter unten sollte die Division Souham den Fluß mittels der Furth bei Saint-Jean-Despi überschreiten. Nach Ueberschreitung des Llobregat sollten die beiden Divisionen die Stellung der Spanier überflügeln, kräftig angreifen und wegnehmen. Diese Bewegung mußte die Spanier auf die Division Chabran werfen, falls dieselbe ihre Verhaltungsbefehle ausgeführt hatte. Dann würde nur eine geringe Anzahl sich haben retten können.

Die Dispositionen des Generals Saint-Cyr wurden treu vollzogen, zum Theil wenigstens. Der General Chabran spiegelte den vorgeschriebenen Angriff auf Molins-del-Rey gut vor. Die Divisionen Pino und Souham überschritten nicht minder gut den Llobregat an den zwei bezeichneten Punkten, und kamen dadurch an den Fuß der feindlichen Stellung dergestalt, daß sie dieselben überragten. Sie stiegen die Stellung hinan, ohne zu wanken unter dem sicher gerichteten Feuer des Feindes, welches bewies, daß die Spanier bereits etwas gelernt hatten. Im Augenblicke, als wir an die Spanier heran waren, ging deren zweite Linie colonnenweise durch die Zwischenräume der ersten, führte dieses Manoeuvre mit einer großen Genauigkeit aus, und machte Miene uns aufhalten zu wollen. Aber diese Linie brach bei dem Anblicke unserer Bajonnete, und die spanischen Reserven, welche mit Schießen nicht warteten, bis jene das Terrain geräumt hatte, thaten ihr so vielen Schaden wie uns. Da entfloh die ganze Masse in Unordnung, ließ ihre Artillerie, ihren Munitionspark im Stiche und warf Flinten und Tornister weg. Wenn in diesem Augenblick der General Chabran dem Scheinangriffe einen ernsten Angriff, wie er Befehl hatte, folgen ließ, Moulins-del-Rey zur rechten Zeit weggenommen hätte, und im Rücken der Spanier vorgebrochen wäre, so würde kein Mann von ihnen sich gerettet haben. Der General Chabran nahm allerdings diese Stellung weg, aber zu spät, als daß seine Anwesenheit auf der Straße nach Valencia noch den gewünschten Vortheil hätte bringen können. Dennoch erlitten die Spanier eine schreckliche Niederlage und Zerrüttung. In unsere Gewalt fielen 50 Kanonen, eine unermeßliche Menge Flinten,

die von den Fliehenden weggeworfen worden, und 1200 bis 1500 Gefangene, welche unsere Cavallerie aufgelesen hatte. Unter ihnen befand sich der spanische General Caldagnes. Die Zerstreuung des Feindes war so vollständig, wie bei Espinosa und Tudela.

Zu Tarragona sammelten sich von der ganzen Armee des Generals Vives nicht mehr als 15,000 Mann, waffenlos und im höchsten Grade demoralisirt. Von diesem Augenblicke an war der General Saint-Cyr Herr des Landes Catalonien und nichts hinderte ihn, es nach allen Richtungen zu durchziehen, um die Belagerungen zu beginnen, die er zu unternehmen für gut finden würde. Das unterworfene Barcelona konnte nichts weiter versuchen.

Die Bezwingung eines festen Platzes mittels einer regelmäßigen Belagerung, ein Marsch der allerkühnsten und schwierigsten Art durch ein mit Feinden bedecktes Land, zwei gewonnene Schlachten, und ein unseren Waffen errungenes entschiedenes Uebergewicht, das waren die Ergebnisse, welche die Armee des Generals Saint-Cyr vom 6. November bis zum 21. December 1808 erzielt hatte, und welche wohl einige diesem fähigen Feldherrn vorgeworfene Zögerungen aufwiegen. Schneller hätte man vielleicht handeln können, besser zuverlässig nicht.

In der zweiten Hälfte des Decembers 1808 besaßen mithin die Franzosen volle Freiheit ihrer Bewegungen in Catalonien, waren in Aragonien mit den Vorbereitungen zur Belagerung von Saragossa beschäftigt, waren Herren von Asturien und Altcastilien durch den Marschall Soult, von Madrid und Neucastilien durch den Haupttheil der französischen Armee, und sendeten Cavalleriepatrouillen durch die Mancha bis in die Sierra-Morena. Sie hatten nur noch einen Schritt zu thun, um in den Süden der Halbinsel einzurücken; vorher jedoch wollte Napoleon die Corps, die er erwartete, bei sich haben, entweder um die Engländer im Rücken zu nehmen, wenn sie sich in das nördliche Spanien einsenkten, oder ihnen südwärts zu folgen, wenn sie sich nach Portugal zurückzogen; ein möglicher Wechselfall, der durch die widersprechenden Nachrichten, die man von Deserteurs und Gefangenen einsammelte, glaublich gemacht wurde.

In demselben Momente, wo in Catalonien die eben erzählten glücklichen Ereignisse sich erfüllten, langten die im Marsche befindlichen Corps an, klärken umständlichere Berichte die Lage auf. Der Marschall Ney kam nach Madrid mit den Divisionen Marchand und Lagrange (jetzt Maurice-Mathieu in Folge der Verwundung des Generals Lagrange). Die Division Dessoles, die einige Tage zurückgeblieben war, um die Provinz Guadalaxarra zu beruhigen, ließ daselbst das 55. Linienregiment mit einer Artillerie- und einer Dragonerabtheilung und folgte dem sechsten Corps nach Madrid. Der Marschall Lefebvre, zu welchem, wie schon gesagt, die polnische Division gestoßen war, wurde, nachdem er über den Guadarrama nach dem Eskurial herabgestiegen war, nach Talavera gesendet, ihm voran die leichte Cavallerie Lasalle's und die Dragoner Milhaud's. Napoleon hatte daher zu Madrid die Corps der Marschälle Victor, Ney und Lefebvre, die Kaisergarde, die Dragonerdivisionen Latour-Maubourg, Lahoussaye und Milhaud, zusammen ungefähr 75,000 Mann und unmittelbar bereit zum Aufbruche. Er konnte daher, wohin er wollte, einen entscheidenden Schlag führen. Rückwärts kamen die Division Delaborde, die schon zu Burgos war, die Division Loison, die ihr folgte, die Dragoner des Generals Lorge, die jenseits, die Dragoner des Generals Millet, die diesseits Burgos standen, endlich der Marschall Soult, der aus Asturien nach dem Königreiche Leon mit den Divisionen Merle und Mermet und mit einer Cavallerieabtheilung im Marsche begriffen war. Napoleon erwartete jeden Augenblick genauere Nachrichten über die Engländer, um in ihrem Betreff einen bestimmten Entschluß fassen zu können.

Der General Moore, der nicht minder in Verlegenheit war als Napoleon, in einem Lande die Wahrheit zu erfahren, wo man den Franzosen aus Haß nichts mittheilte, und nicht um Vieles mehr den Engländern aus Widerwillen gegen Fremde, und wären dieselben auch Bundesgenossen, hatte nach langem Zögern endlich einen Feldzugsplan beschlossen. Beunruhigt durch seine Lage in Mitte der französischen Armeen, über seine Alliirten enttäuscht, die er voll Feuer, voll Hingebung, voll Eifer, ihn zu unterstützen sich gedacht hatte, und die er niedergeschlagen, bestürzt und unwillig, etwas zu liefern außer gegen baares Geld, fand, wünschte er sich zurückzuziehen, und würde wirklich sich zurückgezogen haben, wenn nicht die Bitten der nach Sevilla geflüchteten Centraljunta ihn daran verhindert, und wenn nicht vor Allem der englische Geschäftsträger Frere die Bitten der Junta durch gebieterische Aufforderungen unterstützt hätte ([26]). Der einsichtsvolle General Moore hatte bereits, wie wir gesehen haben, seine Communicationslinie mit Portugal aufgegeben, um sich eine neue mit Galicien zu schaffen, und sich gegen den Duero zur Vereinigung mit Sir David Baird in Marsch gesetzt. Er gab jetzt seinem Beschlusse einige Ausdehnung, indem er nach Valladolid marschiren wollte, was den Schein, daß er die Communicationen der Franzosen bedrohe und für die Sache der Spanier etwas thue, vermehrte, ohne daß dadurch seine Vereinigung mit Sir David Baird oder sein Rückzug auf Coruña gefährdet wurde. Nachdem der englische General diesen Entschluß einmal gefaßt, brach er von Salamanca nach Valladolid auf und gab Sir David Baird Befehl über Benavente zu ihm zu stoßen. Kaum hatte er aber diese Bewegung angetreten, so geschah, daß die Spanier bei einem französischen Offizier, den sie ermordet hatten, Befehle des Kaisers an den Marschall Soult fanden und dieselben für einige Goldstücke an die englische Cavallerie verkauften. Dadurch erfuhr Sir John Moore, daß der Marschall Soult aus Asturien nach dem Königreiche Leon marschire, und daß er daselbst an Streitmacht geringer sein werde als die brittische Armee, denn es war in den aufgefangenen Depeschen gesagt, daß der Marschall in

diesem Momente nur zwei Infanteriedivisionen habe, die mit der Cavallerie höchstens 15,000 Mann stark waren, während die Engländer nach Vereinigung des Hauptcorps mit Sir David Baird 29 bis 30,000 Mann stark wurden.

Obschon der General Moore unter solchen Umständen ein Zusammentreffen eher zu wünschen als zu vermeiden hatte, beschloß er dennoch, indem er seine Vereinigung mit Sir David Baird beschleunigte, dieselbe mehr rückwärts, als er vorher gewollt hatte, zu vollziehen, und sie statt bei Valladolid über Toro und Benavente, wohin er Sir David Baird berufen hatte, zu bewerkstelligen. Diese Bewegung wurde vollzogen wie sie beschlossen war, er langte am 18. December zu Castronuevo und Sir David Baird zu Benavente an. Am 20. waren sie zu Mayorga vereint und hatten ungefähr 29,000 Mann, darunter 24,000 Infanteristen, 3000 Reiter, 2000 Artilleristen mit 50 Geschützen, eine übrigens vortreffliche Armee, die schon in Portugal gelernt hatte, sich mit den Franzosen zu messen. An den Marquis Romana, der Leon mit den Trümmern der Armee Blake's verließ, um in Galicien Unterkunft zu suchen, schrieb General Moore, er möge ihn doch nicht den Franzosen allein gegenüber lassen. Der Marquis Romana, zu der Zeit spanischer Generalissimus und unmittelbar die Armeen von Altcastilien, Leon, Asturien und Galicien befehligend, hatte an 20,000 Mann in einem Zustande absoluten Mangels an Allem, zusammengerafft, welche dem Feinde entgegenzutreten durchaus unfähig und auch selbst davon überzeugt waren, denn sie wünschten nichts weniger als mit den Franzosen zusammenzutreffen. Daher führte Romana sie aus Leon nach Galicien, wo er hoffte, sie unter dem im Winter mehr noch als sonst zuverlässigen Schutz der Gebirge zu reorganisiren. Der General Moore, der weniger bedauerte seine Unterstützung zu verlieren, als vielmehr über das Versperren der Straßen nach Galicien, der einzigen Rückzugslinie, welche die Engländer von nun an hatten, erschrocken war, bewog ihn endlich durch Bitten zur Rückkehr nach Leon. Wirklich führte Romana dahin über 10,000 Mann zurück, die am wenigsten entblößten und desorganisirten Reste jener Armee des Generals Blake, von der man sich so große Wunder versprochen hatte. Der spanische Feldherr schickte sogar eine Avantgarde von 5 bis 6000 Mann nach Marsilla an dem Flusse Esla.

Als der General Moore mit Sir David Baird vereint war und 29,000 Mann guter Truppen hatte, nebst ungefähr 10,000 Spaniern, die wenigstens als leichte Truppen von einigem Nutzen waren, begann er, sachte an den Marschall Soult sich heranzuschleichen, indem er ebensowohl fürchtete als wünschte, demselben zu begegnen, es wünschte, wenn er an die geringen Streitkräfte des Marschalls dachte, es fürchtete, wenn er an die Masse der in Spanien stehenden Franzosen und an die Schnelligkeit dachte, womit Napoleon sie in Bewegung zu setzen verstand. Am 21. December marschirte er nach Sahagun, wo der General Paget einige Mann einer Abtheilung von Lorge's Dragonern aufhob.

Es geschah am 19. December, daß Napoleon von Deserteuren vom ehemaligen Corps des Generals Dupont mit Gewißheit erfuhr, daß die englische, wie die Deserteure sagten, 15 bis 20,000 Mann starke Armee von Salamanca nach Valladolid aufgebrochen wäre. Berichte der Cavallerie meldeten ihm zu gleicher Zeit die Gefangennehmung einiger Engländer vorwärts Segovia, die wahrscheinlich zu dem Corps unter dem General Hope gehörten, welches so große Umwege hatte machen müssen, um sich mit dem General Moore zu Salamanca zu vereinigen. Auch wußte Napoleon mit Gewißheit, daß ein anderes Corps von Coruña nach Astorga marschirt sei. Er nahm daher an, daß die englische Armee 30,000 Mann stark sein möge, und hatte anfangs einige Mühe sich ihre Bewegungen zu erklären, weil er bisher geglaubt hatte, sie würde eher nach Portugal entfliehen als den Franzosen in den Rücken gehen. Schnell aber erfaßte er die Wahrheit, indem er aus ihrem Marsche nordwärts folgerte, daß sie ihre Rückzugslinie ändern und auf die Straße nach Coruña verlegen wolle. Sofort war sein Entschluß mit jener Schnelligkeit der Bestimmung und jener Sicherheit des Blicks gefaßt, die ihn nie verließen.

Weit entfernt, sich darüber zu beunruhigen, daß die Engländer sich auf seiner Operationslinie befanden, wünschte er vielmehr, sie möchten auf derselben weiter sein, als sie waren, um ihnen in Person in den Rücken zu kommen. Er befahl dem Marschall Soult und allen Corps, die auf dem Marsche nach Burgos oder jenseits dieser Stadt waren, wie der Division Delaborde vom Corps Junot's und den Dragonern des Generals Lorge, sich zwischen Carrion und Palencia zu concentriren, und die Zeit nicht zum Vorrücken, sondern zur Vereinigung zu verwenden, denn er wollte die Engländer lieber angelockt als zurückgetrieben wissen. Er selbst wollte mittels einer nach rückwärts rasch ausgeführten Bewegung, zwischen dem Eskurial und der Stadt Segovia, also rechts von Madrid, über das Guadarramagebirge gehen, um den Engländern in die Flanke zu fallen, wenn das Glück wollte, daß sie sich tief genug in Altcastilien einsenkten, um dem Marschall Soult zu begegnen. Wenn sie, wie berichtet wurde, zu Valladolid erschienen waren, so war es möglich, indem man rasch über das Eskurial nach Villacastin, Arevallo und Tordesillas marschirte, sie zu umzingeln und bis auf den letzten Mann gefangen zu nehmen. Aber man mußte in aller Eile in dieser Richtung sich bewegen und sich das Wetter, das um Madrid noch herrlich war, zu Nutze machen, um diesen entscheidenden Marsch auszuführen.

Napoleon, am 19. December, wie gesagt, von jenen Umständen in Kenntniß gesetzt, befahl dem Marschall Ney, am 20. mit zwei Divisionen aufzubrechen, welche, abgesehen von dem Vortheile, daß sie diesen Marschall an ihrer Spitze hatten, zu den besten der ehemaligen großen Armee gehörten. Auf dem Wege sollten die über Avila marschirenden Dragoner Lahoussaye's zu dem Marschall Ney stoßen. Die Divisionen Dessoles und Lapisse, letztere dem

Marschall Victor entlehnt, sollten so schnell folgen als es ihre gegenwärtige Aufstellung um Madrid gestattete. Im Fall als die noch nicht zuverlässigen Nachrichten, auf welche hin diese beträchtliche Bewegung beschlossen wurde, sich bestätigen sollten, wollte der Kaiser selbst mit seiner ganzen Garde zu Fuß und zu Pferde und mit einer unermeßlichen Artilleriereserve aufbrechen, um sich mit dem Marschall Ney zu vereinigen und die Engländer, falls man sie ereilte, zu erdrücken. Dergestalt führte er etwa 40,000 Mann mit sich, der Marschall Soult konnte mit 20,000 dazu stoßen: mehr als genug, um die Engländer, wenn man gut manoeuvrirte, zu zermalmen, und sie sämmtlich gefangen zu nehmen.

Napoleon vertraute dem Marschall Victor die Bewachung von Madrid und Aranjuez mit den Divisionen Ruffin und Villatte an, zusammt der deutschen Division Leval, welche der Marschall Lefebvre nicht mit sich nach Talavera geführt hatte. Er gab ihm überdies die Dragonerdivision Latour-Maubourg bei, die zahlreichste der Armee. Dem Marschall Lefebvre, der zu Talavera die schöne französische Division Sebastiani, eine gute polnische Division, die Cavallerie Lasalle's und die Dragoner Milhaud's, das heißt 10,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter, vortreffliche Truppen, hatte, befahl Napoleon, von Talavera, wo der Marschall Zeit gehabt auszuruhen, eiligst nach der Tajobrücke bei Almaraz aufzubrechen, sie der Armee von Estremadura zu entreißen, diese selbst bis über Trurillo zurückzutreiben, sich ihrer dergestalt auf lange Zeit zu entledigen, und dann rechts nach Palencia auf der Straße nach Ciudad-Rodrigo zu marschiren. Es war in der That möglich, den Engländern, wenn sie zwar geschlagen, aber nicht eingeschlossen wurden und dann die Straße nach Portugal zur Rückzugslinie nahmen, dieselbe über Ciudad-Rodrigo abzuschneiden. Es gab daher viele günstige Wechselfälle, um ihnen den Rückweg zum Meere zu verschließen. Was die ehemalige auf Cuenca zurückgeworfene Armee des Generals Castaños betrifft, so war der Marschall Victor mit den französischen Divisionen Ruffin und Villatte, mit der deutschen Division Leval und mit den Dragonern Lahoussaye's stark genug, jeden Versuch, wenn dieselbe zufällig einen machen sollte, zu vereiteln. Für jeden Fall waren Verhaltungsbefehle zurückgelassen, auf daß der Marschall Lefebvre auf das erste Signal eine rückgängige Bewegung nach Aranjuez und Madrid mache.

Nachdem Napoleon so für Alles gesorgt und in der Ansicht, die er sich über den Marsch der Engländer gebildet, sich immer mehr befestigt hatte, brach er selbst am 22. December auf, während die Garde bereits hinter den Divisionen Dessoles und Lapisse in Bewegung war. Seinem Bruder gab er die wiederholte Weisung, fortwährend in dem königlichen Schlosse Pardo zu bleiben, da er die Zeit noch nicht für reif hielt, um ihn den Einwohnern von Madrid wieder zu geben und in die Stelle der Militairregierung die Civilregierung treten zu lassen.

Am 22. December des Morgens von Chamartin aufgebrochen, langte er über das Eskurial ohne Aufenthalt am Fuße des Guadarrama an, als eben die Infanterie seiner Garde den Berg hinanzusteigen begann. Das Wetter, welches bisher herrlich gewesen, wurde plötzlich abscheulich, und das in einem Momente, wo man Eilmärsche zurückzulegen hatte. Das Glück hatte sich also schon gegen Napoleon gekehrt, denn nachdem es ihm die Sonne von Austerlitz hatte leuchten lassen, sendete es ihm heute den Schneesturm des Guadarrama, während, um die Engländer zu erreichen, kein Augenblick hätte verloren gehen sollen. War es denn wirklich vom Schicksal beschlossen, daß wir, stets glücklich gegen das verbündete Europa, es nicht ein einziges Mal gegen das unversöhnliche England sein sollten? Als Napoleon sah, daß die Infanterie seiner Garde am Eingange der Schlucht, den auch Artilleriefuhrwerk zu sperren begann, sich zusammenballe, sprengte er in Galopp vor und erreichte die Spitze der Colonne, die er von dem Schneesturm aufgehalten fand. Die Bauern sagten, man könne nicht über das Gebirge, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen. Das konnte jedoch den Besieger der Alpen nicht aufhalten. Er ließ die Chasseurs seiner Garde absitzen und befahl ihnen mit den Führern in geschlossenen Colonnen voranzugehen. Diese kühnen Reiter marschirten an der Spitze der Armee, traten den Schnee mit ihren und ihrer Pferde Füßen nieder und machten so Denjenigen, welche folgten, Bahn. Napoleon selbst stieg den Berg zu Fuße in Mitte der Chasseurs seiner Garde hinan und lehnte sich, wenn er ermüdet war, auf den Arm des Generals Savary. Die Kälte, die ebenso streng als zu Eylau war, hinderte ihn nicht mit seiner Garde über den Guadarrama zu gehen. Er wollte zu Villacastin übernachten, mußte es aber in dem Dorfe Espinar, wo er in dem erbärmlichen Posthause, wie es deren so viele in Spanien giebt, wohnte. Man nahm von dem geringen Vorrathe auf dem Rücken der Maulthiere, die sein Gepäcke trugen, was nothwendig war, um ihm ein Mahl zu bereiten, das er mit seinen Offizieren theilte, mit denen er sich heiter über diese Reihe von Abenteuern unterhielt, die in der Schule zu Brienne begonnen hatte und, man wußte nicht wo, enden würde; zuweilen klagte er über seine Cavalleriegenerale, die seit mehreren Wochen das Land zwischen Valladolid, Salamanca und Segovia durchstreift hatten, ohne ihm zur rechten Zeit Kunde von der Nähe der englischen Armee zu geben. Deserteure vom Corps Dupont's, die der Zufall daherführte, hatten kommen müssen, ihm von einer für seine weiteren Operationen so wichtigen Thatsache zu benachrichtigen!

Am 23. December begab der Kaiser sich mit seiner Garde nach Villacastin. Jenseits des Gebirges war auf den Schnee Regen gefolgt, und statt des Frostes fand man schrecklichen Koth. Man sank in den durchweichten Boden Castiliens ein wie vor zwei Jahren in jenen Polens. Die Infanterie kam mit Mühe, die Artillerie gar nicht vorwärts. Am 24. konnte man nicht über Arevalo hinausgelangen. Der Marschall Ney, welcher mit zwei Divisionen Infan-

terie und mit den Dragonern Lahoussaye's die Spitze der Colonne bildete, war, obschon er zwei Marschtage voraus hatte, nicht über Tordesillas hinausgekommen.

Der Kaiser, des Wartens müde, wollte selbst zu seiner Avantgarde, um die Bewegungen seiner verschiedenen Corps zu leiten, verließ die kaiserliche Garde und die Divisionen Dessoles und Lapisse, die er mit sich geführt hatte, und begab sich nach den Vorposten. Am 26. zu Tordesillas an der Spitze seiner Chasseurs angekommen, empfing er eine Depesche des Marschalls Soult, die in zwölf Stunden von Carrion angelangt war. Der Marschall Soult, welcher Asturien verlassen hatte und von Potes nach Saldaña marschirt war, befand sich diesen Tag zu Carrion, und hatte auf seinem linken Flügel die Division Delaborde zu Paredes, die Dragoner Lorge's zu Frechilla. Man hatte ihm die Anwesenheit der Engländer zwischen Sahagun und Villalon gemeldet, nur einen Marsch von den französischen Truppen entfernt. Er hatte seit seiner Vereinigung mit den Generalen Delaborde und Lorge 20,000 Mann Infanterie und 3000 Pferde, war also in der Verfassung sich zu vertheidigen, wenn auch nicht stark genug, die Engländer, welche er in einer Zahl von 29 bis 30,000 Mann vor sich hatte, zu erdrücken.

Diese Depesche erfüllte Napoleon mit Hoffnung und Besorgniß. — „Wenn die Engländer," antwortete er dem Marschall Soult, „einen Tag länger in dieser Stellung bleiben, so sind sie verloren, denn ich gehe ihnen in die Flanke." — Der Marschall Ney traf in der That diesen Tag zu Medina-del-Rio-Seco ein und marschirte auf Valderas und Benavente. Napoleon befahl dem Marschall Soult, die Engländer, falls sie sich zurückzögen, aus Leibeskräften zu verfolgen, sich aber, falls sie angriffen, einen Marsch weit zurückzuziehen, denn je mehr sie sich einlassen, sagte er, desto besser wird es sein.

Das Glück indeß, welches Napoleon so oft begünstigt hatte, wollte ihm nicht die Freude gewähren, eine ganze englische Armee gefangen zu nehmen, obwohl die Geschicklichkeit und Kühnheit seiner Operationen einen solchen Erfolg wohl verdient hätte. Der General Moore, der am 23. December nach Sahagun gekommen und entschlossen war, dem Marschall Soult, den er in tiefer numerischer Minderzahl zu finden hoffte, noch einen Marsch entgegen zu thun, hatte doppelte Nachricht erhalten. Einerseits erfuhr er, daß zu Palencia Fourrage in großer Menge für die französische Cavallerie bestellt worden sei; andererseits hatte der Marquis Romana Nachrichten aus dem Eskurial bekommen und sie ihm mitgetheilt, wonach starke Colonnen die Richtung nach dem Guadarrama eingeschlagen hätten, augenscheinlich um aus dem Süden nach dem Norden, aus Neucastilien nach Altcastilien zurückzugehen. General Moore erhielt diese doppelte Nachricht am Abend des 23. December, und gab in Betreff des Marsches auf Carrion sofort Gegenbefehl, entschlossen zu warten, bevor er sich weiter einließe. Da aber am folgenden Tage die Gerüchte von dem Heranmarsche zahlreicher französischer Truppen sich mehrten, besorgte er, daß irgend ein großes Manoeuvre von Seite Napoleons im Werke sei, und entschloß sich, seinen Rückzug ohne Verzug zu bewerkstelligen. Er begann denselben in der That noch am Abend des 24. mit der Infanterie, und setzte ihn am 25. mit der Cavallerie und Arrieregarde fort. Sir David Baird hatte sich über die Esla mittels der Furth von Valencia zurückgezogen; der Haupttheil ging auf der Brücke bei Castro-Gonzalo gleichfalls über die Esla. Jeder dieser beiden Uebergangspunkte führte nach Benavente. Zu gleicher Zeit bat der General Moore den Marquis Romana, die Eslabrücke zu Mansilla gut zu bewachen, damit die Franzosen ihn nicht umgehen könnten, was auf das Verlangen hinauskam, daß er sich für die Rettung der englischen Armee zusammenhauen lassen sollte. Indem der General Moore abzog, verfehlte er nicht, an die spanische Regierung zu Sevilla und an die englische in London zu schreiben, daß, wenn er sich zurückziehe, dies geschehe, nachdem er ein wichtiges Manoeuvre ausgeführt und Spanien einen großen Dienst erwiesen habe; denn indem er Napoleon nach dem Norden gezogen, habe er dem Süden freie Hand und den Streitkräften der südlichen Provinzen Zeit verschafft, sich zu organisiren und in die Linie zu rücken.

Diese übermüthige, dem General Moore sonst nicht geläufige Darstellungsweise der Ereignisse war ihm durch den Wunsch eingegeben, dem traurigen Feldzuge, den zu thun man ihn verurtheilt hatte, wenigstens einige Färbung zu geben. Eigentlich hatte er, nachdem er einmal auf dem Schauplatze der Operationen angekommen und über den Gehalt der spanischen Armeen aufgeklärt war, nie an etwas Anderes gedacht, als sich nach Portugal, wie er im Anfange gewollt, dann nach Galicien zurückzuziehen. Seine Bewegung nach Norden, die er für ein wichtiges im Interesse der Spanier unternommenes Manoeuvre ausgab, hatte daher nie einen andern Zweck gehabt, als seine Rückzugslinie zu ändern, die früher nach Oporto ging, jetzt nach Coruña gehen sollte. Uebrigens war er am 26. December dem Netze, in welchem Napoleon ihn fangen wollte, entgangen, weil an diesem Tage der Marschall Soult noch zu Carrion, und der Marschall Ney erst zu Medina-del-Rio-Seco war. Nachdem am Abend des 26. und am Morgen des 27. die Nachzügler, der Troß und die letzte Cavallerie über die Esla gegangen, sprengten die Engländer die Brücke in die Luft, welche ein Werk aus jener Zeit war, da die Könige von Spanien von einsichtsvollen Ministern berathen waren und schöne Bauten ausführten. Man verursachte durch jene Zerstörung den Spaniern Schaden und tiefes Mißvergnügen.

Voll Ungeduld, die Engländer zu erreichen, eilte Napoleon mit seinen Chasseurs zur Avantgarde, konnte aber doch am 28. erst zu Valderas und am 29. an den Zugängen zu Benavente eintreffen. Der General Moore, welcher eine feste, aber langsame Armee befehligte, die sich nicht zu schlagen verstand, wenn sie nicht gut gegessen hatte, und nicht gut

essen konnte, wenn sie nicht einen großen Troß mit sich führte, hatte den ganzen 28. December zu Benavente verloren, indem er unter seinen Augen das sämmtliche Material, das seinen Marsch erschwerte, defiliren ließ. Am 29. brach er von da, mit einer aus leichten Truppen und aus Cavallerie zusammengesetzten Arrieregarde auf, als von Valderas die Chasseurs der kaiserlichen Garde heraneilten, an ihrer Spitze der ungestüme Lefebvre-Desnoettes, welcher gewohnt war, auf die Spanier zu stürzen ohne sie zu zählen, und sie über den Haufen zu werfen, wie groß auch ihre Zahl sein mochte. Er hatte vier Schwadronen der Gardechasseurs bei sich. Die Esla, die in einiger Entfernung von Benavente fließt, und deren Brücke (die bei Castro-Gonzalo) man zerstört hatte, war von den winterlichen Regengüssen angeschwollen. Nachdem Lefebvre-Desnoettes eine Furth gesucht und gefunden hatte, setzte er mit seinen Schwadronen hinüber, sprengte in die Flanken der Engländer ein und säbelte einige nieder. Aber er hatte nicht gesehen, daß die englische Cavallerie in Masse hinter der Arrieregarde vereinigt sei, und in diesem Augenblicke aus Benavente marschire, um den Rückzug zu decken. Diese Cavallerie war nahe an 3000 Mann stark, wandte sich gegen die Chasseurs Lefebvre-Desnoettes' und umwickelte sie. Dieser indeß verlor die Fassung nicht, brach durch die Reihen Derer, die ihn angreifen wollten, gewann die Esla und suchte durch Schwimmen das andere Ufer zu erreichen, denn mit nur 300 Pferden gegen 3000 zu kämpfen, war eine Unmöglichkeit. Die Mehrzahl seiner Reiter entkam, 30 indeß wurden getödtet oder gefangen, und er selbst, der der Letzte in den Fluß setzte, war, da sein Pferd von einer Kugel getroffen wurde und ihn nicht mehr tragen konnte, dem Ertrinken nahe, als zwei Engländer ihn retteten, indem sie ihn gefangen nahmen. Er wurde als kostbare Trophäe vor den General Moore geführt. Der englische Feldherr besaß die großen Nationen eigenthümliche feine Artigkeit, empfing den berühmten Anführer der leichten Reiterei Napoleon's mit jeder nur denkbaren Rücksichtsnahme, zog ihn an seine Tafel und verehrte ihm einen prachtvollen indischen Säbel. Der Haupttheil der englischen Armee setzte seinen Rückzug nach Astorga fort, wohin auch der General Baird zu marschiren Befehl erhalten hatte.

Während die englische Armee sich aus der Klemme zog, indem sie die Brücken in die Luft sprengte, benahm die spanische Armee Romana's sich, wie man sich in seinem Hause benimmt, und zerstörte die Brücke bei Mansilla nicht, welche vorwärts Leon über die Esla führt, wie die bei Castro-Gonzalo über denselben Fluß vorwärts Benavente geführt hatte. Obschon ebenso voll Eile zu entfliehen wie die Engländer, hatte er doch eine Arrieregarde von 3000 Mann an der Brücke bei Mansilla gelassen. Diese Brücke lag auf dem Wege des von Sahagun kommenden Marschalls Soult. Am 29. December, dem Tage des Unglücks für Lefebvre-Desnoettes, sprengte der General Franceschi, Commandant der leichten Cavallerie des Marschalls Soult, in Galopp nach der Brücke bei Mansilla, die man nicht einmal verrammelt hatte, warf eine Linie Infanterie, welche die Brücke bewachte, über den Haufen, sauste hinter den Fliehenden über dieselbe hin, durchbrach am anderen Ufer eine zweite Linie Infanterie, nahm ihr ihre Artillerie, tödtete einige Hundert Mann, nahm 1500 gefangen, und eilte dann nach der Stadt Leon, die er vom Feinde reinigte. Die Esla war also auf allen Punkten überschritten, und obschon die Gebirge von Galicien, in welche man hinter Astorga sich einsenkt, zahlreiche und ernste Hindernisse darboten, gestattete doch die Schnelligkeit unserer Soldaten das englische Heer zu erreichen, wenn anders der Boden nicht unter ihren Füßen wich. Aber der Regen hielt fortwährend an, und die durch den Marsch zweier Armeen, Moore's und Romana's verdorbene Straße mochte bald sich als ungangbar ausweisen.

Napoleon hatte, als er zu Benavente anlangte, unglücklicherweise nicht den Haupttheil seiner Streitkräfte bei sich, denn der Marschall Ney, seine Generale Lapisse und Dessoles, und die Kaisergarde, wie sehr sie auch eilten, sich mit ihm zu vereinigen, vermochten doch weder seiner Person, noch seinen Chasseurs zu Pferde zu folgen. Am 31. December 1808 befand er sich zu Benavente. Der Marschall Soult, der die Straße von Leon eingeschlagen hatte, war dem Feinde viel näher, den ohne Rast und Aufenthalt zu verfolgen, Napoleon ihm geboten. Aber der Koth war tief und unsere Soldaten sanken bis an die Knie hinein.

Am 1. Januar 1809, eines Jahres, das an blutigen Scenen nicht minder reich werden sollte, als es die mörderischesten Jahre dieses Jahrhunderts gewesen waren, eilte der Marschall Bessières vor Napoleon her mit 7 bis 8000 Pferden auf Astorga, während der General Franceschi vor dem Marschall Soult her eben dahin auf der Straße von Leon eilte. Man langte daselbst am 1. Januar des Abends an. Nichts vermag einen Begriff von der Unordnung zu geben, welche die Straße und insbesondere die Stadt Astorga selbst darbot. So sehr der General Moore auch den Marquis Romana gebeten hatte, ihm den Weg von Astorga nach Coruña frei zu lassen und nach Asturien zu gehen, um von da aus die rechte Flanke der Franzosen zu beunruhigen, hatte der spanische Feldherr dennoch vorgezogen, die Straße nach Coruña gleichfalls zu gewinnen, weil er das fernere und von Gebirgen besser geschützte Galicien für sicherer hielt als Asturien. Die englische und die spanische Armee, so ungleich an Sitten, Geist und Aussehen, begegneten, hemmten einander auf der Straße von Astorga, und bedeckten sie mit ihren Trümmern. Ueberall sah man Spanier in Lumpen Halt machen, nicht weil sie ermüdet waren, sondern weil ihnen unsere Reiter Säbelhiebe beigebracht hatten; sah man Engländer, die nicht marschiren konnten, weil sie übervoll betrunken waren; sah man eine unermeßliche Menge Wagen, welche von Ochsen gezogen wurden und mit spanischem Plunder oder dem reichen Zeug der Engländer beladen waren. Es gab da zahlreiche Fänge zu thun; ein peinliches Schauspiel machte aber auf

unsere Soldaten tiefern Eindruck als alles Uebrige, das war die höchst beträchtliche Menge schöner Pferde, die todtgeschossen auf der Straße lagen. Die Engländer machten, wenn ihre Pferde ermattet waren, Halt, streckten sie mit einem Pistolenschuß durch den Kopf nieder, und gingen dann zu Fuße weiter. Lieber tödteten sie ihr treues Kriegsroß, als daß sie es dem Feinde zum Gebrauch leben ließen. Diese Art von Muth konnte man von unsern Reitern niemals erlangen. Alle Wohnungen an der Straße waren verwüstet. Da die Engländer die Einwohner nicht geneigt fanden, ihnen zu geben, was sie hatten, so schalten sie dieselben Undankbare, plünderten, verbrannten dann ihre Häuser, und fanden nicht selten, viehisch trunken von dem spanischen Weine mitten in dem Brande, den sie angestiftet, ihren Untergang. — Wir, Undankbare? sagten die unglücklichen Spanier. Sie sind ihretwegen gekommen und gehen fort, ohne uns zu vertheidigen. — Ja, zu einem solchen Punkte waren die Spanier gebracht, daß sie unsere Soldaten fast als Befreier betrachteten.

Zu Astorga zeigte sich dieses Schauspiel in noch traurigerer Gestalt als anderwärts. Das von den Engländern im Stiche gelassene Material war unermeßlich. Die Zahl ihrer Nachzügler und Kranken nahm im Verhältniß zu den zurückgelegten Entfernungen zu. Eine kraftvolle und ehrenfeste Proclamation Moore's, um ihnen das Plündern und die Trunkenheit zu untersagen, brachte nicht die geringste Wirkung hervor: denn wenn diese Armee, die nur durch die Disciplin aufrecht erhalten wird, dieselbe in Folge von Ermattung und übereilten Märschen verliert, so büßt sie Alles ein, was sie achtungswerth macht. Nach der Befriedigung, die es gewährt haben würde, sie gefangen zu nehmen, konnte es keine lebhaftere Genugthuung geben, als zu sehen, wie sie von so großer Regelmäßigkeit und Festigkeit überging zu so großer Unordnung und Entmuthigung, zu so gehäuftem Elende und zu so schmählichem Benehmen.

Napoleon, der dicht hinter seiner Avantgarde folgte, kam am nächsten Tage, 2. Januar 1809, nach Astorga. Er war auf dem Wege von einem aus Frankreich kommenden Courier eingeholt worden, und hatte sofort von den Depeschen, die ihm derselbe brachte, Kenntniß nehmen wollen. Ein großes Bivouakfeuer wurde angezündet, und er begann den Inhalt der Depeschen zu lesen. Sie meldeten ihm etwas, woran er niemals gezweifelt hatte, die Wahrscheinlichkeit nämlich eines großen Krieges mit Oesterreich im Anfange des Frühjahres. Das Einverständniß dieser Macht mit England, das sie, so lange sie ihre Pläne zu enthüllen sich scheute, tief verheimlicht hatte, die Rüstungen geleugnet, ja zum Theil eingestellt, so lange noch ein rascher Marsch der Truppen der großen Armee an die Donau zu fürchten war, das Alles wurde jetzt nicht mehr verborgen, da sie den größten und besten Theil der Streitkräfte Napoleon's auf der spanischen Halbinsel beschäftigt glaubte. Sie täuschte sich, diese Macht, indem sie annahm, daß das, was zwischen dem Rheine und der Elbe zurückgeblieben war, nicht hinreiche um sie zu besiegen, und sollte denn eine neue schreckliche Erfahrung machen. Nachdem sie aber die Gelegenheit, da die Franzosen an der Weichsel beschäftigt waren, unbenutzt gelassen hatte, wollte sie jetzt, da sie am Tajo zu thun hatten, nicht ebenso handeln, und rüstete mit einer Offenkundigkeit, die keinem weiteren Zweifel über ihre Absichten Raum gab. Zu gleicher Zeit verdüsterte sich der Orient. Nicht durch friedliche Unterhandlungen durfte man hoffen von den Türken zu erlangen, was man den Russen versprochen hatte. Und auch Rußland, zwar der Allianz fortwährend treu um den bedungenen Preis der Donauprovinzen, zwar fortwährend in Oesterreich dringend, dieses möge Europa nicht einer neuen Erschütterung aussetzen, zeigte doch nicht mehr den frühern Enthusiasmus für das französische Bündniß, seitdem das Wunderbare verschwunden war, und es sich, statt um Constantinopel, um Bucharest und Jassy handelte. Diese letztere Erwerbung wäre an sich gewiß herrlich genug gewesen, denn nach einem Zeitraume von 40 Jahren ist Rußland noch nicht in diesen beiden Hauptstädten; aber dieselbe war (wie Rußland wenigstens damals glaubte) einfache Wirklichkeit und nichts Wunderbares. Rußland wiederholte fortwährend, daß es im Falle, als Oesterreich angreifen sollte, sich mit den Franzosen vereinigen würde, um dieser Macht ihre Verwegenheit bereuen zu machen; jedenfalls aber war es selbst zu sehr an der unteren Donau beschäftigt, um den Franzosen nicht ausschließlich die obere Donau zu lassen, und Napoleon hatte zu gewärtigen, daß die Aufgabe, Oesterreich, Deutschland, England zu besiegen, auf ihm allein lasten werde, wie vordem. Er mußte daher den Januar, Februar und März verwenden, um seine Armeen von Deutschland und Italien zu rüsten. Das war hinreichende Beschäftigung für sein wunderbares Organisationstalent, wenn auch keine zu große. In Gedanken versunken, setzte er den Weg nach Astorga fort. Sein tiefes Sinnen war so sichtbar, daß es seinen Umgebungen auffiel.

Zu Astorga angelangt, änderte er alle seine Pläne. Er verzichtete zwar nicht darauf, die Engländer ohne Rast und Aufenthalt zu verfolgen, wohl aber darauf es in Person zu thun. Er betraute mit dieser Aufgabe den Marschall Soult, der auf der Straße von Leon marschirte, folglich Astorga näher war als der Marschall Ney, der von Benavente hermarschirte. Er stellte außer den Divisionen Merle und Mermet unter seine Befehle noch die Divisionen Delaborde und Heudelet, welche das Corps Junot's bildeten. Die aus provisorischen Regimentern gebildete Division Bonnet war in Asturien geblieben. Aber die Divisionen Merle (ehemalige Division Mouton) und Mermet waren vortrefflich. Das ganze Corps Junot's befand sich in den beiden Divisionen Delaborde und Heudelet, und war von seinem letzten Feldzuge in Portugal her höchst kriegsgewohnt. Die Division Heudelet war noch zurück, aber die Division Delaborde hatte sich bereits mit dem Marschall Soult vereinigt, welcher dergestalt drei schöne Divisionen, zusammen ungefähr 20,000 Mann stark, bei der Hand

hatte. Napoleon fügte noch die Dragoner Lorge's und Lahoussaye's hinzu, die mit der Cavallerie Franceschi's 4000 Pferde zählten. Um die Division Heudelet verstärkt, hatte der Marschall 30,000 Soldaten, bis dahin jedoch nur 24,000. Der Marschall Ney an der Spitze der Divisionen Marchand und Maurice-Mathieu sollte ihn wenn nöthig unterstützen. Napoleon befahl dem Marschall Soult, die Engländer aus allen Kräften zu verfolgen, und nichts zu vernachlässigen, um ihre Einschiffung zu verhindern.

Napoleon schickte dann die Division Dessoles nach Madrid zurück, um in dieser Hauptstadt zu bleiben und allen möglichen Fällen die Spitze zu bieten. Die Division Lapisse behielt er in Altcastilien, weil er wollte, daß einige Truppen in dieser Provinz bleiben sollten. Er selbst ging mit der Kaisergarde über Benavente nach Valladolid, um da für seine Person zu weilen und von dieser Residenz aus die Angelegenheiten von Spanien und von Europa zu lenken.

Gegen die Engländer gab es in der That kein großes Manoeuvre weiter auszuführen. Man mußte schnell marschiren und hart hinter ihnen sein, wozu ein Unterfeldherr Napoleon's ebenso geeignet war als er selbst, besonders wenn jener Feldherr der Marschall Ney gewesen wäre. Dieser befand sich aber zum Unglück zu weit zurück, um als Hauptperson mit der Verfolgung beauftragt werden zu können. Wie dem immer sei, Napoleon betrachtete sich hinter den Engländern nicht mehr für nöthig und hielt seinen Aufenthalt zu Valladolid für zweckmäßig, weil er von diesem Punkte aus den Krieg in Spanien leiten konnte und auf der Straße der Couriere aus Frankreich sich befand, während, wenn er seinen Sitz zu Astorga oder zu Lugo aufgeschlagen hätte, dieselben, um zu ihm zu gelangen, einen Umweg von mehr als hundert (französischen) Meilen machen mußten, und er, während er die Armeen von Spanien leitete, nicht zugleich sich mit der Organisation jener von Italien und von Deutschland hätte beschäftigen können. Er begab sich daher nach Valladolid mit der Garde, die er sowie sich selbst den Ereignissen in Deutschland so nahe als möglich zu bringen wünschte.

Nachdem er das Corps Junot's aufgelöst hatte, um das des Marschalls Soult zu verstärken, suchte er jenen zu entschädigen, indem er ihm den Oberbefehl der Belagerungstruppen von Saragossa gab, welche der Marschall Moncey nach seiner Ansicht nicht kräftig genug commandirte. Er bestimmte den Marschall Moncey später für die Operationen in dem Königreiche Valencia, welches derselbe bereits kannte. Der Marschall Lefebvre, welchem vorgeschrieben worden war, die Spanier von der Brücke bei Almaraz bis Trurillo zurückzuwerfen, hatte allerdings diese Brücke genommen, aber den seltsamen Gedanken gefaßt auf Ciudad-Rodrigo zu marschiren, bevor er den Befehl dazu erhalten, indem er die erste Andeutung Napoleon's für einen definitiven Verhaltungsbefehl nahm. In dieser Bewegung begriffen, ließ er sich durch den ausgetretenen Tietar theilen, und sendete eine Hälfte seines Corps nach Toledo, während er die andere Hälfte nach Avila führte. Napoleon war darüber sehr ungehalten, und setzte das Corps des Marschalls Lefebvre, das er einem so wenig fähigen, obschon auf dem Schlachtfelde höchst unerschrockenen Anführer nicht länger anvertrauen konnte, unter den Befehl des Generalstabs Joseph's. Dieses Corps wurde zwischen Madrid, Toledo und Talavera vertheilt, bis man nach Beendigung der Angelegenheiten im nördlichen Spanien an das südliche würde denken können. Nachdem Napoleon diese Verfügungen getroffen, begab er sich, wie gesagt, nach Valladolid, um sich daselbst mit der Organisation seiner Armeen von Deutschland und Italien ebenso sehr zu beschäftigen als mit der Leitung jener von Spanien.

Der Marschall Soult hatte sich mit den Divisionen Merle, Mermet und Delaborde, mit der Cavallerie Franceschi's und mit den Dragonern Lorge's und Lahoussaye's zur Verfolgung des Generals Moore aufgemacht. Zum Unglück war die Straße in Folge der fortwährenden Regengüsse und des Zuges zweier Armeen, der englischen und spanischen, fast ungangbar geworden. Jeden Augenblick stieß man auf Transporte von Munition, Waffen, Lebensmitteln, Lagergeräthschaften, welche den Engländern gehörten und von spanischen Maulthiertreibern geführt wurden, die beim Anblick der Helme unserer Dragoner das Weite suchten. Zu Hunderten sammelte man englische Soldaten auf, die von den Anstrengungen ermattet oder von Wein so voll waren, daß sie keinen Widerstand zu leisten vermochten.

Am 31. December hatte der General Moore die Ebene verlassen, um bei Manzanal, einige Meilen von Astorga, das Gebirge zu betreten. Am 1. Januar war er zu Bembibra, wo er umsonst sein ganzes Ansehen aufgewendet hatte, um seine Soldaten vor Ankunft der französischen Dragoner aus den Häusern und Kellern zu reißen. Er brach endlich von Bembibra aus, wie immer mit der Cavallerie und Reserve die Arrieregarde bildend, ohne daß ihm jedoch gelang, alle die Seinigen zu bewegen, ihm zu folgen, von denen dann ein guter Theil in unsere Hände fiel. Unsere Dragoner sprengten ein auf eine lange Reihe von englischen, größtentheils betrunkenen Soldaten, von spanischen Frauen, Kindern und Greisen, die ihre Wohnungen verließen, ohne zu wissen, wo sie Zuflucht suchen sollten, die ihre Verbündeten scheuten, welche plündernd entflohen, und nicht minder ihre Feinde fürchteten, welche verhungert ankamen, den Säbel in der Faust, und von jeder Rücksicht gegen eine insurgirte Bevölkerung entbunden. Diejenigen, welche den Muth hatten, zu bleiben, wünschten sich Glück zu diesem Entschlusse, sobald sie die Menschlichkeit unserer Soldaten mit der Brutalität der englischen Soldaten vergleichen konnten, welche trotz aller noch so ehrenhaften Anstrengungen ihres Feldherrn und ihrer Offiziere für Aufrechthaltung der Disciplin, durch nichts sich im Zaume halten ließen.

Zu Ponferrada hatte der General Moore zwi-

schen der Straße nach Vigo und jener nach Coruña zu wählen. Beide Straßen führen zu sehr schönen Rheden, die zur Einschiffung einer zahlreichen Armee äußerst geeignet sind. Er zog jene nach Coruña vor, weil er auf ihr um drei Tagemärsche weniger hatte, um zu einem Einschiffungsplatze zu gelangen. Er hatte erlangt, daß der General Romana die Straße nach Vigo, die über Orense führt, einschlage und dergestalt jene nach Coruña frei lasse. Er gab ihm 3000 Mann leichter Truppen unter dem General Crawford mit, welche die Stellung von Vigo für den Fall besetzen sollten, als man später doch dahin müßte, um sich einzuschiffen. Er schickte Eilboten um Eilboten, um dem Commandanten der britischen Flotte Sir Samuel Hood die Weisung zu bringen, alle Transportschiffe von Vigo nach Coruña abgehen zu lassen.

Am 3. Januar marschirte der General Moore nach Villafranca. Da er hier Halt zu machen und Allem, was mit ihm marschirte, ein wenig Ruhe verschaffen wollte, beschloß er bei Pietros, vorwärts Villafranca, in einer schönen militairischen Stellung, in der man sich mit Vortheil vertheidigen konnte, ein Arrieregardengefecht zu liefern.

Die Straße führte zuerst durch ein sehr enges Defilee, fiel dann hinab in eine offene Ebene, ging mitten durch das Dorf Pietros, und stieg wieder zu einer mit Reben bepflanzten Höhe hinan, welche der General Moore gewählt hatte, um daselbst 3000 Infanteristen, 600 Pferde und eine zahlreiche Artillerie vortrefflich aufzustellen.

Der General Merle mit seiner schönen Division und der General Colbert mit seiner leichten Cavallerie gingen, die Infanterie voraus, auf das erste Defilee los, um allen Widerstand, der ihnen da entgegengesetzt würde, zu überwältigen. Aber die Engländer waren jenseits in der zweiten Stellung am Ende der Ebene. Wir marschirten ohne Hinderniß vorwärts, die Cavallerie setzte sich an die Spitze der Colonne und galoppirte hinab in die Ebene. Sie traf da auf eine Masse englischer Plänkler, und mußte die Infanterie abwarten, welche zu erscheinen nicht zögerte, und sich ihrerseits in Plänklertrupps auflöste, um den Feind zurückzutreiben. Der General Colbert, voll Ungeduld die Truppen in die Linie zu führen, war selbst beschäftigt, einige Voltigeurscompagnien aufzustellen, als er eine Kugel durch die Stirn erhielt und verschied, indem er mit rührenden Worten bedauerte, nicht daß er aus dem Leben, sondern daß er so frühe schon von der schönen Laufbahn, die sich ihm aufgethan, fortgerissen werde.

Nachdem der General Merle mit seiner Division in die Ebene vorgebrochen war, marschirte er durch das Dorf Pietros, und griff dann die Stellung der Engländer in der Front an, während zahlreiche Plänklertrupps sich in den Weinbergen hinschlichen und ihren rechten Flügel zu überragen suchten. Nach einem sehr lebhaften Kleingewehrfeuer zogen die Engländer sich zurück und ließen uns einige Todte, einige Verwundete, einige Gefangene. Dieses Arrieregardengefecht kostete uns an 50 Verwundete und Todte, insbesondere den General Colbert, einen Offizier von dem höchsten Verdienste. Die Dunkelheit gestattete uns kein weiteres Vorrücken. Der Feind verließ Villafranca in der Nacht, um nach Lugo zu marschiren, welches, wie es hieß, eine sehr schöne militairische Stellung darbot. Wir fanden Villafranca verheert von den Engländern, welche die Keller aufgebrochen, die Häuser verwüstet, und allen Wein, den sie trinken konnten, getrunken hatten; viele lagen in bleiernen Schlaf versunken in allen Winkeln der Stadt, trotz der wiederholten Bemühungen ihrer Offiziere, sie zu ermuntern und zu versammeln. Wir nahmen noch einige Hundert gefangen, und erbeuteten eine große Menge Munition und Gepäcke.

Am andern Tage fuhr man in der Verfolgung fort, konnte aber, so überlegen unsere Infanteristen im Marschiren auch den Engländern waren, nicht schneller fortkommen als diese, weil die Straße sich in dem abscheulichsten Zustande befand und weil die Fortschaffung der Artillerie außerordentlich schwierig war. Unsere Soldaten lebten von dem, was die Engländer übrig gelassen, nachdem sie ihre unglücklichen Verbündeten geplündert und in Verzweiflung gebracht hatten.

Indem wir dem Feinde stets auf dem Fuße folgten, langten wir am 5. Januar des Abends im Angesichte von Lugo an. Wir hatten auf dem Wege viele Artillerie und einen beträchtlichen Schatz erbeutet, den die Engländer in die steilen Schluchten hinuntergeworfen hatten. Unsere Soldaten füllten ihre Taschen, indem sie sich nicht scheuten, in die tiefsten Spalten hinunterzuklettern. Man rettete dergestalt eine Summe in Piastern, die ungefähr 1,800,000 Franken betrug.

Am 5. Januar des Abends zeigte die englische Armee sich in Schlachtordnung auf den Höhen vorwärts Lugo. Da der General Moore von den Franzosen so nachdrücklich gedrängt wurde, jeden Tag erwartete, ihre Hauptmacht auf dem Halse zu haben, und seine Armee in Folge der außerordentlichen Beschleunigung des Marsches immer mehr schwinden sah, faßte er einen Entschluß, wie man ihn oft auf Rückzügen fassen muß, in einer guten Stellung nämlich Halt zu machen und dem Feinde die Schlacht anzubieten. Mit so festen Soldaten wie die englischen und in einer so vortrefflichen Vertheidigungsstellung hatte er gegründete Hoffnung zu siegen. Geschah das, so schob er die Franzosen für geraume Zeit von sich, erleuchtete seinen Rückzug durch eine glänzende Waffenthat, hob wieder die Stimmung seiner Soldaten, und konnte ganz ruhig seinen Marsch fortsetzen. Wurde er besiegt, so erduldete er mit einem Male alles Uebel, das er auf diesem eiligen Rückzuge nach und nach doch auch erduldete. Ueberdies muß der Feldherr, wenn die Klugheit es räth, im Kriege ebensowohl der Niederlage, wie der Soldat dem Tode Trotz bieten. Endlich war es unmöglich, zur Ausführung einer solchen Absicht eine bessere Lage zu finden als jene Vigo's. Die von Mauern umgebene Stadt erhebt sich auf einer Anhöhe, welche auf der einen Seite steil gegen den

Minho abfällt, während sie auf der andern Seite von einem kleinen Flusse eingesäumt ist, gegen den sie sich verflacht. Zahlreiche Verzäunungen befanden sich auf diesem Abhange und erleichterten dessen Vertheidigung. Auf diesem Schlachtfelde stellte der General Moore die 16 bis 17,000 Mann Infanterie, die er noch hatte, in zwei Linien auf. Seine Artillerie hatte er vor der Front, und füllte die zahlreichen Gehäge, welche die zugängliche Seite seiner Stellung deckten, mit Plänklern. Er rief die Cavallerie, welche, seitdem er die Gebirgsgegend betreten hatte, an der Spitze marschirt war, zu sich und zeigte uns dergestalt ungefähr 20,000 Mann in starker Stellung vor Lugo. Das war Alles, was ihm von den 28 oder 29,000 Mann, die er zu Sahagun gehabt, geblieben. 5 bis 6000 hatte er entsendet, theils nach Vigo, theils voraus gegen Coruña, und ungefähr 3000 hatte er verloren.

Als die Franzosen am 5. des Abends vor Lugo ankamen, konnten sie den Feind kaum noch unterscheiden. Sie machten gegenüber bei San Juan de Caribo gleichfalls in einer starken Stellung Halt, wo sie, ohne die Engländer aus dem Gesichte zu verlieren, ruhig abwarten konnten, daß Alles, was noch zurück war, zu ihm stoße.

Am andern Tage, 6. Januar, trafen die Divisionen Mermet und Delaborde, welche der Division Merle folgten, in der Schlachtlinie ein, hatten aber die Hälfte ihrer Mannschaft zurückgelassen, und außer dieser Masse von Nachzüglern auch noch ihre Artillerie und ihre Munitionswagen. In einem solchen Zustande konnte man nicht an einen Angriff auf die Engländer denken, denn man stand gegen sie sowohl an Zahl, als an materiellen Hülfsmitteln, als an dem Terrain, auf welchem der Kampf geliefert werden sollte, im Nachtheile.

Jeden Augenblick jedoch trafen Nachzügler und Artilleriefuhrwerk ein, und am 7. Januar war man schon weit mehr im Stande eine Schlacht zu liefern. Aber vor der starken Stellung der Engländer, welche auf der einen Seite wegen des steilen Abfalles zum Minho ganz unzugänglich, und auf der andern wegen der vielen Gehäge sehr schwer zu nehmen war, zögerte der Marschall Soult und verschob den Angriff auf den folgenden Tag, 8. Januar. An diesem waren alle unsere Streitmittel vereint, und nur ein Theil der Artillerie war noch zurück. Aber fortwährend vor den Schwierigkeiten, welche die feindliche Stellung darbot, sich scheuend, verschob der Marschall Soult auf den 9. Januar eine Bewegung seiner Cavallerie von seinem rechten Flügel aus gegen den linken der Engländer, wodurch sie erschüttert werden sollten.

Es hieß der Geduld des Generals Moore etwas viel zumuthen, wenn man sich einbildete, daß er, nachdem er den 5. zu Lugo angekommen und da den 6., 7. und 8. verweilt war, auch noch den 9. bleiben würde. Der General Moore, der drei ganze Tage gehabt hatte, um sein Gepäck und seine am meisten ermatteten Truppen voranzuschicken, die moralische Beschaffenheit seiner Armee zu verbessern, und durch das dreimal wiederholte Anerbieten der Schlacht die volle Waffenehre wieder zu gewinnen, glaubte sich in der That von der Nothwendigkeit entbunden, das Glück länger zu versuchen. Da er einen Theil der Zwecke, die er sich bei seinem Halt vorgesetzt, erreicht hatte, zog er in der Nacht vom 8. zum 9. Januar in aller Stille ab. Vorsichtig ließ er viele Lagerfeuer und eine starke Arrieregarde zurück, um die Franzosen zu täuschen.

Am Morgen des 9. Januar fanden die Franzosen die Stellung von Lugo verlassen, und machten auch in ihr zahlreiche Fänge an Lebensmitteln und Material. In der Umgegend und in Lugo selbst nahm man 7 bis 800 Mann gefangen, welche trotz der wiederholten Befehle ihrer Offiziere sich nicht zur rechten Zeit zurückzuziehen gewußt hatten. Die von dem General Moore mühsam erzielte Rückkehr zur Disciplin war von kurzer Dauer: denn von Lugo bis Betanzas, am 9., 10. und 11. Januar, zerstreuten sich ganze Corps, und unsere Dragoner nahmen beinahe 2000 Engländer gefangen und erbeuteten eine beträchtliche Menge Gepäck. Am 11. erreichte der General Moore Betanzas, durchschnitt endlich den Gürtel der Höhen rings um Coruña und stieg an das Gestade jenes schönen und großen Golfes, an welchem diese Stadt liegt. Aber statt eine Menge von Segeln zu erblicken, die man da zu finden hoffte, sah man kaum einige Kriegsschiffe, höchstens gut um eine Armee zu geleiten, nicht aber um sie aufzunehmen. Widrige Winde hatten die große Masse der Transportfahrzeuge gehindert, von Vigo nach Coruña zu segeln. Bei diesem Anblicke befiel Bangigkeit den General Moore, Traurigkeit die Armee. Indeß ergriff man alle Maßregeln, sich in Coruña bis zum Eintreffen der Flotte zu vertheidigen. Ein breites und an seiner Mündung sumpfiges Wasser floß bei Coruña und den Höhen, über welche man zu dieser Stadt gelangt; es war der Fluß Mero, den man bei Burgo auf einer Brücke zu überschreiten pflegte. Die Brücke wurde in die Luft gesprengt. Dasselbe geschah unter einem entsetzlichen Gekrache, das gleich einem Windstoße den Golf in Bewegung setzte, mit einer ungeheuern Menge Pulver, das die Engländer in einer, in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Pulvermühle aufbewahrt hatten. Mit den besten Truppen endlich nahm man auf dem Kreis der Höhen, die Coruña umgeben, Stellung. Die erste Linie dieser Höhen war hoch und sehr gut zu vertheidigen, aber von der Stadt zu entfernt, und konnte eben deshalb umgangen werden. Man überließ sie den anrückenden Franzosen und nahm auf den nähern und weniger herrschenden, aber auf Coruña selbst sich stützenden Höhen Stellung. Am Gestade vereinigte man alle Kranken, Verwundeten, Gelähmten, das Material zur unverzüglichen Einschiffung auf einige Kriegs- und Transportschiffe, die vorher schon im Golf vor Anker gelegen. So sah der General Moore mit ängstlichem Bangen einer günstigen Aenderung des Windes entgegen, ohne welche er capituliren mußte.

Es war nur eine Avantgarde, welche am 11. Januar den Engländern bis an die Burgo-Brücke

über den Mero folgte und deren Trümmer in die Luft fliegen sah. Erst am 12. erschienen, zuerst die Division Merle, dann nacheinander die Divisionen Mermet und Delaborde. Der Marschall Soult, der sich durch den Mero aufgehalten sah, schickte die Cavallerie Franceschi's weit links, um Uebergangspunkte zu suchen, von denen jedoch keiner für Artillerie gangbar war. Zur Rechten schickte er einige Abtheilungen an das Meer und wollte Batterien aufstellen, die ihre Kugeln bis in das Innere des Golfes, bis auf die Quais von Coruña senden könnten, was jedoch in Anbetracht der Entfernung eine sehr schwierige Sache war.

Der Marschall Soult verbrachte den 12. und 13. Januar mit der nothwendigen Herstellung der Brücke, was den Nachzüglern und dem Material Zeit gab anzulangen. Am 14. war die Brücke wieder gangbar, und es ließ der Marschall Soult nun einen Theil seiner Truppen über den Mero gehen, überschritt die Linie der herrschenden Höhen, die man ihm preisgegeben hatte, und nahm auf ihrem jenseitigen Abhange Stellung, gegenüber den geringeren, Coruña näheren Höhen, welche die Engländer inne hatten. Die Division Mermet bildete den linken Flügel, die Division Merle das Centrum, die Division Delaborde den rechten Flügel gegen den Golf von Coruña zu. In dieser Entfernung war es möglich, Batterien zu stellen, die einen Anfang von Wirkung auf den Golf machten.

Der Marschall Soult fühlte sich nicht stark genug, denn er zählte höchstens 18,000 Mann, während die Engländer nach Allem, was sie verloren, entsendet oder schon eingeschifft, noch immer 17 bis 18,000 Mann in Schlachtordnung hatten, und beschloß daher zu warten, bis seine Reihen sich mit der noch zurückgebliebenen Mannschaft füllen würden und besonders bis seine ganze Artillerie in Linie wäre. Die Engländer ihrerseits harrten des Erscheinens der Transportflotte, die immer noch außen blieb, und befanden sich in einer höchst peinlichen Stimmung. Ja die vornehmsten Offiziere der Armee schlugen Sir John Moore sogar vor, eine Unterhandlung zu eröffnen, welche ihnen gestatte, sich ehrenvoll zurückzuziehen, wie man dies zu Cintra den Franzosen gewährt habe. Da indeß die Engländer, wenn die Transportflotte nicht sehr bald ankam, keine Möglichkeit der Rettung hatten, war es höchst zweifelhaft, ob sie zufrieden stellende Bedingungen erhalten würden. Der General Moore wies daher auch jeden Gedanken an eine Unterhandlung zurück und beschloß, dem Glücke zu vertrauen, welches ihm wirklich, wie man sehen wird, die Rettung seiner Armee, aber nicht seiner Person gewährte und ihm Ruhm gab um den Preis des Lebens.

Am 14., 15. und 16. Januar erschienen, da der Wind sich geändert hatte, mehrere hundert Segel nacheinander im Golfe und schaarten sich um die Quais von Coruña, außerhalb der Tragweite der französischen Kugeln. Man konnte die Schiffe von den Höhen, auf denen wir standen, gewahren, und bei diesem Anblicke stieg der Kampfeseifer unserer Soldaten auf den höchsten Gipfel. Sie verlangten mit lautem Geschrei zu kämpfen, so lange noch Zeit dazu sei, denn die englische Armee stehe im Begriffe zu entrinnen. Der Marschall Soult, der am 12. dem Feinde gegenüber angelangt war, hatte den 13., 14. und 15. benutzt, um seine Stellung zu verbessern, um alle Verspäteten zu erwarten, und vor Allem um an seinem äußersten linken Flügel auf einem vortheilhaften Punkte eine Batterie von 12 Geschützen zu errichten, welche die englische Linie von der Seite nahm und sie ihrer ganzen Länge nach bestrich.

Nachdem der Marschall Soult am 16. Januar des Morgens die Stellung der Engländer in letzter Hand recognoscirt hatte, beschloß er einen Versuch zu machen, ihre Linie zu überragen und aufzurollen. Das kleine Dorf Elmina, auf unserm äußersten linken Flügel und auf dem äußersten rechten Flügel der Engländer in der Niederung gelegen, welche die beiden Armeen trennte, war von vielen Plänklern von der Division des Sir David Baird besetzt. Gegen Mittag des 16. setzte auf Befehl des Marschalls Soult die Division Mermet sich in Bewegung und rückte auf Elmina los, während unsere Batterie des linken Flügels, die über unsere Soldaten wegschoß, in der ganzen feindlichen Linie die größten Verheerungen anrichtete. Die kräftig geführte Division Mermet nahm den Engländern das Dorf Elmina und zwang sie zum Weichen. In diesem Momente führte der General Moore, der auf das Schlachtfeld mit dem Entschlusse des kräftigsten Kampfes vor seiner Einschiffung gekommen war, das aus der Division Hope bestehende Centrum seiner Linie gegen Elmina zur Unterstützung Sir David Baird's, und entsendete nach seinem äußersten rechten Flügel einen Theil der Division Fraser, um die französische Cavallerie am Umgehen seiner Stellung zu verhindern.

Die Division Mermet, welche jetzt überlegene Streitkräfte vor sich hatte, mußte zurück, und der General Merle, der im Centrum stand, ging nun mit seinen alten Regimentern in den Kampf, der äußerst blutig wurde. Das Dorf Elmina wurde mehrere Male genommen, verloren und wieder genommen. Obschon der Marschall Soult auf seinem rechten Flügel die Division Delaborde hatte, welche, wenn gegen das englische Centrum geführt, dasselbe wahrscheinlich durchbrochen haben würde, brach er dennoch das Gefecht ab, da er nicht auch den Rest seiner Truppen in dasselbe verwickeln wollte, und Bedenken trug, von dem Glücke zu viele Gunst gegen einen Feind zu verlangen, der im Begriffe war, sich zurückzuziehen.

Der Kampf endete mit sinkendem Tage. Wir verloren 3 bis 400 Mann an Todten und Verwundeten, die Engländer dagegen 1200 Mann in Folge der mörderischen Wirkung unserer Artillerie. Der General Moore wurde, während er seine Regimenter in Person in das Feuer führte, von einer Kanonenkugel getroffen, welche ihm Arm und Schlüsselbein zerschmetterte. Auf einer Bahre nach Coruña getragen, verschied er im Momente als er in diese Stadt kam, zu Ende eines Feldzuges, welcher bei

minder guter Leitung für England ein großes Unglück hätte werden können. Er starb ruhmvoll und tief beklagt von einer Armee, die ihn zwar zuweilen kritisirt hatte, aber dennoch seiner klugen Festigkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auch General Sir David Baird hatte eine tödtliche Wunde erhalten. Der General Hope übernahm den Oberbefehl, führte die Armee in die Stadt und ließ noch am Abende die Einschiffung beginnen. Die Mauern von Coruña waren fest genug, um uns aufzuhalten und um den Engländern Zeit zu gewähren, unter Segel zu gehen.

Sie schifften am 17. und 18. Januar sich ein und gaben außer den von uns auf dem Schlachtfelde von Coruña aufgelesenen Verwundeten, einige Kranke und Gefangene und eine ansehnliche Menge Material preis. Sie hatten in diesem Feldzuge ungefähr 6000 Mann an Gefangenen, Kranken, Verwundeten und Todten verloren, mehr als 3000 Pferde die von ihren eigenen Reitern getödtet worden waren, ein unermeßliches Material, und ganz gewiß nichts von ihrer militairischen Ehre, wohl aber sehr viel von ihrer politischen Geltung in den Augen der Spanier; sie zogen sich mit dem Rufe, für den Moment wenigstens, zurück, daß sie nicht im Stande waren, Spanien zu retten.

Lebhafter verfolgt, oder weniger von der Jahreszeit begünstigt, würden sie von der Halbinsel nimmermehr fortgekommen sein. Seitdem haben, wie es zu gehen pflegt, einige Historiker, indem sie Combinationen erdachten, von denen zur Zeit der Ereignisse kein Mensch träumte, von dem Marschall Soult auf den Marschall Ney den Vorwurf gewälzt, daß er die Engländer habe einschiffen lassen, welche, diesen Schriftstellern zufolge, erreicht und bis auf den letzten Mann hätten gefangen werden müssen. Vor Allem muß man in Anbetracht der höchst ungünstigen Jahreszeit und des schrecklichen Zustandes aller Wege bezweifeln, daß es möglich war, schnell genug zu marschiren, um sie zu erreichen, und daß der Marschall Soult, der in beständigen Gefechten mit ihrer Arrieregarde begriffen war, ihnen so nahe zu kommen vermochte, um sie zu umwickeln. Obschon ihm das Glück zu Lugo drei, zu Coruña vier Tage gewährte, müßte man, um seine Zögerung mit vollgültigem Grunde einen Fehler zu nennen, wissen, ob seine Infanterie, deren Stämme jeden Abend zur Hälfte leer anlangten, hinlänglich vereint und seine Artillerie zureichend versehen gewesen sei, um mit Vortheil gegen eine englische Armee zu kämpfen, welche, an Zahl gleich, und jedesmal, wenn man auf sie traf, in Stellungen von allerschwierigstem Zugange sich befand. Wenn zwar eine Frage der Art in Betreff des Marschalls Soult erhoben werden kann, vermag man in Betreff des Marschalls Ney eine ähnliche gar nicht zu stellen, weil er mehrere Tagemärsche von der englischen Armee entfernt war. Die Annahme, daß er hätte die Straße nach Orense einschlagen und Coruña über Vigo umgehen können, entbehrt jedweder Begründung. Weder der Kaiser, der den Oertlichkeiten nahe war, noch der Marschall Soult, welcher ermächtigt war, im Nothfalle den Marschall Ney zum Beistande aufzufordern, dachten damals auch nur entfernt daran, daß man einen solchen Umweg machen könne. Der Marschall Ney hätte den doppelten Weg auf schlechtesten, für Artillerie völlig ungangbaren Straßen, zurücklegen müssen. Als der Marschall Soult gegen das Ende des Rückzuges, am 9. Januar, den Wunsch zu erkennen gab, daß die Division Marchand auf Orense marschire, um den Marquis Romana und die 3000 Engländer unter Crawfurd zu beobachten, befahl der Marschall Ney sogleich dem General Marchand diese Bewegung, die dieser jedoch nur mit seiner Infanterie ohne eine einzige Kanone bewerkstelligen konnte. Der Marschall Ney wäre gewiß auf dieser Straße im Kothe stecken geblieben, wenn er sie mit seinem ganzen Corps hätte einschlagen wollen.

Was aber geschehen hätte können und nicht geschah, das war, die Truppen des Marschalls Ney unmittelbar hinter dem Marschall Soult marschiren zu lassen, so daß ein Tag zur Vereinigung der beiden Corps genügt haben möchte. Da man nun zu Lugo drei, zu Coruña vier Tage hatte, so wäre es möglich gewesen, die Engländer mit fünf Divisionen zu bekämpfen. Der Marschall Ney, der durch Befehl aus dem Hauptquartier zur Verfügung des Marschalls Soult gestellt war, erbot sich gegen diesen, sich mit ihm zu vereinigen, erhielt aber von demselben nur die späte Einladung, ihm eine seiner Divisionen zu leihen, als keine Zeit mehr war, auf daß diese Division nutzbringend anlange ([27]); ein neuer Beweis des Auseinandergehen des Willens, der Zerfahrenheit der Unternehmungen, sobald Napoleon nicht mehr anwesend war. Das eigentliche Unglück, der eigentliche Fehler bestand darin, daß er nicht in Person hinter den Engländern her war, und daß er seinen Unterfeldherren auftrug, sich zur Vernichtung jener zu einigen. Er wurde aber anderswo festgehalten in Folge des Fehlers, des unwiderbringlichen Fehlers seines Lebens, in zu viele Unternehmungen auf einmal sich eingelassen zu haben; denn während er zu Lugo hätte sein sollen, um die Engländer zu zermalmen, war er nach Valladolid gerufen, um sich zu rüsten, den Oesterreichern die Spitze zu bieten ([28]).

Von der Dringlichkeit der Ereignisse in Oesterreich und in der Türkei, welche einen neuen allgemeinen Krieg in Aussicht stellten, immer mehr in Anspruch genommen, beschloß er, auch Valladolid zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, indem er die Angelegenheiten Spaniens in einem Zustande hinterließ, der ihn zur Hoffnung auf baldige gänzliche Unterwerfung der Halbinsel berechtigte. Die Engländer waren in der That in den Ocean getrieben, die Franzosen hatten das ganze nördliche Spanien bis Madrid inne; die Belagerung von Saragossa wurde mit der größten Thätigkeit betrieben; der General Saint-Cyr war siegreich in Catalonien. Napoleon hatte die Absicht, den Marschall Soult mit dem zweiten Corps, in welches das des Generals Junot ganz einverleibt worden war, zu senden;

den Marschall Ney in den Gebirgen von Galicien und Asturien zu lassen, um diese so schwierigen und hartnäckigen Landstriche definitiv zum Gehorsam zu bringen; den Marschall Bessières in den Ebenen von Castilien mit vieler Reiterei zu lassen; und während der Marschall Soult auf Lissabon marschirte, den Marschall Victor mit drei Divisionen und zwölf Cavallerieregimentern durch Estremadura nach Sevilla in Bewegung zu setzen. Sobald der Marschall Soult Herr von Lissabon geworden, konnte er eine seiner Divisionen über Elvas dem Marschall Victor senden, um diesem in Unterwerfung Andalusiens beizustehen. Nach Eroberung von Saragossa sollten die Truppen vom ehemaligen Corps Moncey's, welche die Belagerung führten, die Straße nach Valencia einschlagen und ihrerseits die Eroberung des südlichen Spaniens vollenden. Während dieser wissenschaftlich combinirten Bewegungen hatte Joseph zu Madrid in der Division Dessoles (der dritten Ney's, die nach Madrid zurückkehrte), und in dem Corps Lefebvre's, das aus einer deutschen, einer polnischen und einer französischen Division (Sebastiani) bestand, eine beträchtliche Reserve, um sich in der Hauptstadt Achtung zu verschaffen, und sich überallhin, wo es nöthig war, zu begeben. Diesem Plane gemäß und nach zweimonatlichen Operationen sollte, wenn die Dazwischenkunft Europas die Lage nicht änderte, die ganze Halbinsel, Spanien wie Portugal, unterworfen sein, ohne einen Soldaten mehr dazu zu verwenden.

Für den Moment jedoch wollte Napoleon, daß seine Armee einen ganzen Monat ausruhe, von Mitte Januar bis Mitte Februar. So lange, glaubte er, werde noch die Belagerung von Saragossa dauern; während dieses Monates wird der Marschall Soult seine Truppen zusammenziehen, mit ihnen jene Theile des ehemaligen Corps Junot's, die bisher noch nicht zu ihnen gestoßen waren, vereinigen und seine Artillerie gut ausrüsten; die wieder nach Madrid gesendeten Divisionen Dessoles und Lapisse werden Zeit gewinnen, daselbst anzulangen und auszuruhen; die remontirte Cavallerie wird marschfertig werden, und man dergestalt sich vollständig in der Verfassung befinden, gegen den Süden der Halbinsel zu ziehen. Die einzige Operation, welche Napoleon zur unverzüglichen Ausführung vorschrieb, bestand darin, daß er dem Marschall Victor mit den Divisionen Ruffin und Villatte auf Cuenca vorschob, um die Trümmer der ehemaligen Armee des Generals Castaños, die etwas im Schilde zu führen schienen, vollends zu zerstreuen. Die Befehle Napoleon's waren diesen Zwecken gemäß. Er setzte die Reste des ehemaligen Corps Junot's zu dem Marschall Soult in Bewegung; er ließ einen kleinen Park Belagerungsgeschütz für den Marschall Victor ausrüsten, damit derselbe, wenn Sevilla Widerstand leiste, die Thore dieser Hauptstadt zusammenschießen könne; er verschrieb aus den Depots Pferde, um die Artillerie zu remontiren, und ließ die Conscribirten, welche die Corps während des denselben zugestandenen Ruhemonates ergänzen sollten, in Marschbataillone gesammelt, von Bayonne aufbrechen. Da er fand, daß der General Junot, der den Marschall Moncey im Commando des dritten Corps abgelöst hatte, und der Marschall Mortier, der an der Spitze des fünften stand, nicht kräftig genug zur Belagerung von Saragossa zusammenwirkten, beauftragte er den von seinem Sturze wieder hergestellten Marschall Lannes die Oberleitung der beiden Corps zu übernehmen, damit in die Führung dieser Belagerung, welche als eine ebenso eigenthümliche als schreckliche Kriegsoperation sich gestaltete, mehr Kraft und Einheit wie bisher komme.

Endlich beschäftigte sich Napoleon auch mit dem Einzuge Joseph's in Madrid. Dieser Fürst war bisher im Pardo geblieben, und war zwar sehr begierig, endlich in seine Hauptstadt zurückzukehren, wagte es aber nicht ohne Ermächtigung von Seite seines Bruders, obschon er von der ganzen Bevölkerung, die in seiner Rückkehr das zuverlässige Pfand einer mildern Regierung und die Gewißheit der baldigen Ablösung der Militairgewalt durch die Civilgewalt erblickte, inständig darum gebeten wurde. Napoleon hatte in seiner tiefen Berechnung in der That beabsichtigt, daß sein Bruder ersehnt werde, und hatte gefordert, daß man ihm die Pfarrbücher von Madrid als Beweis vorlege, daß alle Familienhäupter ihm den Eid der Treue geleistet haben. Und es hatte Napoleon als Beweggrund dieser Forderung angeführt, daß er keineswegs seinen Bruder Spanien aufdringen wolle, daß es den Spaniern freistehe ihn als König anzunehmen oder nicht, daß er dann aber keine Ursache habe sie weiter zu schonen, auf sie das Recht des Krieges anwenden und das Land als ein erobertes betrachten werde. Durch die hierdurch erregte Furcht angetrieben, und andrerseits von den feindlichen Einflüssen befreit, die sie gegen das neue Königthum aufstachelten, waren die Bewohner von Madrid in ihre Pfarrkirchen geströmt, um den Eid der Treue gegen Joseph auf die heiligen Evangelien zu leisten. Diese im December vollzogene Förmlichkeit hatte ihnen aber noch im Januar den König nicht verschafft, nach welchem sie sich sehnten ohne ihn zu lieben. Napoleon willigte endlich ein, daß Joseph in die Hauptstadt Spaniens einziehe, zuvor aber sollte ihm selbst nach Valladolid eine Deputation das Register der in den Pfarreien geleisteten Eide bringen. Er empfing diese Deputation zwar mit geringerer Strenge, als er Diejenigen empfangen hatte, die ihm Madrid sendete, als er vor den Thoren der Stadt stand, erklärte ihr aber doch höchst deutlich und bestimmt, daß, wenn Joseph zum zweiten Male genöthigt sein sollte, seine Hauptstadt zu verlassen, diese die grausamste und schrecklichste militairische Expedition zu gewärtigen habe. Napoleon hatte in der angeblichen Aufopferung des spanischen Volkes für das Haus Bourbon sehr klar die demagogischen Leidenschaften erkannt, die es in Bewegung setzten und welche, um sich zu entwickeln, diese seltsame Form annahmen, denn das Ganze war die heftigste Demagogie unter dem Anscheine des allerreinsten Royalismus. Dieses stets extreme Volk hatte in der That wieder zu morden begonnen, um sich wegen der Un-

glücksfälle der spanischen Armeen zu rächen. Seit der Ermordung des Marquis von Perales zu Madrid, des Don Juan Benito zu Talavera hatte es zu Ciudad-Rodrigo Don Juan Duro, Kanonikus von Toledo und Freund des Friedensfürsten, zu Malagon den ehemaligen Finanzminister Don Soler ermordet. Allenthalben, wo die französischen Armeen sich nicht befanden, zitterten alle ehrlichen Leute für ihr Eigenthum und für ihre persönliche Sicherheit. Napoleon wollte ein Schreckensbeispiel mit den Mördern aufstellen, befahl zu Valladolid die Verhaftung von einem Dutzend Bösewichter, die als Theilnehmer an allen Mordthaten, namentlich an der Ermordung des unglücklichen Gouverneurs von Segovia Don Miguel Cevallos bekannt waren, und ließ sie trotz der scheinbar höchst ernstlich gemeinten Fürbitte der vornehmsten Einwohner von Valladolid aufknüpfen ([29]). — „Man muß bewirken," schrieb er an seinen Bruder, „zuerst daß man Sie fürchtet, dann daß man Sie liebt. Hier hat man von mir die Begnadigung einiger Banditen, die gemordet und geraubt haben, verlangt, aber man hat sich gefreut, daß ich mich weigerte, und seitdem ist Alles zur Ordnung zurückgekehrt. Seien Sie zugleich gerecht und stark, und ebenso sehr das eine wie das andere, wenn Sie regieren wollen." — Napoleon verlangte ferner, daß man zu Madrid hundert Schurken verhafte, welche die Franzosen, weil sie Ausländer, die Spanier, weil sie Verräther wären, ermordeten; er gebot, daß man einige von ihnen erschießen lasse, und wollte überdies, daß man diese Handlungen ihm allein zuschreibe, auf daß neben der bekannten Milde des neuen Königs über den Bösewichtern der Schrecken schwebe, den der Besieger von Europa einflößte.

Nach Absendung dieser Befehle verließ Napoleon Valladolid, entschlossen von dieser Stadt bis Bayonne Post zu reiten, so sehr drängte es ihn, in Paris zu sein. Sein Bruder hatte ihm Glück zum neuen Jahre mit folgenden Worten gewünscht: „Ich bitte Ew. Majestät, meine Wünsche zu genehmigen, es möge im Laufe dieses Jahres das dem Frieden durch Ihre Mühewaltung wiedergegebene Europa Ihren Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen ([30])....." Napoleon antwortete: „Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche zum neuen Jahre. Ich theile die Hoffnung nicht, daß Europa noch in diesem Jahre den Frieden werde erlangen werden. Ich hoffe es so wenig, daß ich eben ein Decret zur Aushebung von 100,000 Mann erlassen habe. Der Haß Englands, die Ereignisse zu Constantinopel, Alles weissagt, daß die Stunde der Ruhe und Muße noch nicht geschlagen hat!" — Die schrecklichen Tage von Eßling und Wagram waren in diesen einfachen düstern Worten wie vorbedeutet. Napoleon verließ Madrid am Morgen des 17. Januar mit einigen Adjutanten, von Pikets der Kaisergarde geleitet, die von Valladolid bis Bayonne aufgestellt waren. Er ritt den ganzen Weg, und verbreitete überall, daß er binnen 20 Tagen zurückkehren werde, versprach sogar Joseph, noch vor Ablauf eines Monates zurück zu sein, wenn es nicht Krieg mit Oesterreich gebe.

Nachdem Joseph die Erlaubniß, zu Madrid zu residiren, erhalten hatte, traf er alle Vorbereitungen zu seinem feierlichen Einzuge in diese Hauptstadt. Er liebte den Prunk wie alle Brüder des Kaisers, genöthigt wie sie waren im äußern Pompe zu suchen, was er in seinem Ruhme fand. Es fehlte Joseph an Geld, und er hatte daher zwei Millionen in Münze von Napoleon auf Abrechnung vom Preise der confiscirten Wolle erhalten, an welchem der spanische Staatsschatz seinen Antheil haben sollte. Napoleon hatte sich diese zwei Millionen verschafft, indem er aus dem Silbergeräthe, das den großen Herren, deren Güter wegen Hochverrathes sequestrirt wurden, weggenommen worden, Münzen mit dem Bildnisse des neuen Königs schlagen ließ. Joseph wünschte indeß, unter den Auspicien irgend eines glänzenden Erfolges in seine Hauptstadt einzuziehen. Die Vertreibung der Engländer von dem spanischen Boden in Folge der Schlacht von Coruña, welche man als verderblich für dieselben schilderte, war bereits eine Waffenthat von großem Glanze, welche jedes Vertrauen in den Beistand Großbritanniens untergraben mußte. Aber man erwartete von einem Tage zum andern eine Waffenthat des Marschalls Victor gegen die auf Coruña zurückgegangenen Reste der ehemaligen Armee des Generals Castaños, und Joseph bereitete Alles vor, um in Madrid nach Eingang guter Nachrichten von dieser Seite, einzuziehen. Die Einnahme von Saragossa würde das glücklichste Ereigniß dieser Art gewesen sein, konnte aber wegen der seltenen Hartnäckigkeit dieser Stadt noch nicht gehofft werden.

Der Marschall Victor war in dem Augenblicke, als das Eintreffen der Division Dessoles zu Madrid gestattet hatte, Truppen von dieser Hauptstadt wegzuziehen, mit den Divisionen Villatte und Ruffin nach dem Tajo aufgebrochen. Er hatte von seinem linken Flügel aus die Richtung nach Tarancon genommen, um gegen die von Cuenca aufgebrochenen Truppen zu marschiren. Folgendes war die Veranlassung zu dieser Art von offensiver Bewegung der ehemaligen Armee Castaños', die nach seiner Verungnadung unter die Befehle des Generals Peña, und letztlich unter jene des Herzogs von Infantado gekommen war.

Als der General Moore, ganz erschrocken über das, was er zu unternehmen begann, auf der Straße nach Burgos vorrückte, um, wie er sagte, die Communicationen des Feindes zu bedrohen, eigentlich aber um sich der Straße von Coruña zu nähern, hatte er in der Besorgniß, daß sich alsbald alle Streitkräfte Napoleon's gegen ihn kehren würden, verlangt, die Armeen des Südens sollten eine Demonstration gegen Madrid machen, um die Aufmerksamkeit der Franzosen nach einem andern Punkte zu lenken. Die Centraljunta, welche in ihrer Unfähigkeit zu commandiren nichts anders zu thun wußte, als daß sie das Ansuchen um Hülfe, welches ein Corps der Insurgenten an das andere stellte, an dasselbe beförderte, hatte die Armee von Cuenca dringend aufgefordert, irgend eine Bewegung in dem

von dem General Moore angedeuteten Sinne auszuführen. Der Herzog von Infantado, im Kriege wie in der Politik stets unglücklich, hatte sich beeilt, einen Theil seiner Truppen auf der Straße von Cuenca nach Aranjuez vorzuschieben. Von Peña hatte er 8 bis 9000 sehr ungelehrige und sehr demoralisirte Soldaten übernommen, in die es ihm gelang ein wenig Ordnung zu bringen; auch hatte er sie nach und nach vermehrt, zuerst durch eintreffende Nachzügler, dann durch einige Abtheilungen, die aus Granada, Murcia und Valencia kamen, und so waren seine Streitkräfte auf ungefähr 20,000 Mann gestiegen. Von den Depeschen der Centraljunta gespornt, hatte er 14 bis 15,000 Mann auf Ucles, Straße nach Tarancon, dirigirt. Er hatte die Anführung dieses Corps, das den Haupttheil seiner Armee bildete, dem General Venegas anvertraut, welcher auf dem Rückzuge von Calatayud eine gewisse Energie gezeigt. Er hatte sich vorgesetzt, mit einer Arrieregarde von 5 bis 6000 Mann zu folgen.

Der Marschall Victor, der seit der Rückkehr der Division Dessoles nach Madrid über die Division Ruffin verfügen konnte, hatte sie unverzüglich nach Aranjuez in Bewegung gesetzt, um sie mit der Division Villatte zu vereinigen, die mit den Dragonern Latour-Maubourg's sich bereits an den Ufern des Tajo befand. Am 12. Januar marschirte er mit den beiden Infanteriedivisionen und mit den Dragonern nach Tarancon, zusammen eine Streitmacht von ungefähr 12,000 Mann der besten Truppen Europas, fähig drei- bis viermal mehr Spanier, als die, auf welche sie stoßen würden, über den Haufen zu werfen.

Da er wußte, daß die Spanier ihn zu Ucles in einer ziemlich starken Stellung erwarteten, so faßte er den Gedanken, ihnen nur die Dragoner Latour-Maubourg's und die Division Villatte entgegenzusetzen, welche genügten, sie zurückzudrängen, während er von seinem linken Flügel aus mit der Division Ruffin einen Umweg durch die Gebirge von Alcazar machte, um ihnen den Rückzug so zu verlegen, daß sie nicht entkommen konnten.

Am 13. des Morgens rückte die Division Villatte kühn auf Ucles vor. Die Stellung bestand aus zwei ziemlich hohen Bergen, zwischen denen das Städtchen Ucles lag. Die Spanier lehnten ihre Flügel an die beiden Berge, ihr Centrum an die Stadt. Der General Villatte griff sie höchst ungestüm mit seinen alten Soldaten an, und trieb sie aus allen ihren Stellungen. Während das 27. leichte auf dem linken Flügel den rechten der Spanier über den Haufen warf, erstürmte im Centrum das 63. Linienregiment die Stadt Ucles, und ließ in ihr an 2000 Feinde, darunter die Mönche des Klosters zu Ucles, die auf unsere Truppen geschossen hatten, über die Klinge springen. Auf dem rechten Flügel manoeuvrirte das 94. und das 95. von der Linie, um die Spanier zu überflügeln, und nöthigte sie zum Rückzuge über Carascosa, wo in den Schluchten des Alcazargebirges die Division Ruffin sie erwartete. Diese Unglücklichen flohen aus Leibeskräften in dieser Richtung, und fanden da die Division Ruffin, die aus einer engen Schlucht gegen sie hervorbrach. Sie nahmen sogleich Stellung, um sie als entschlossene Männer zu vertheidigen. Aber in der Front von dem 9. leichten und dem 96. Linienregiment angegriffen, und von dem 24. umgangen, sahen sie sich genöthigt, die Waffen zu strecken. Ein Theil von ihnen suchte die Schlucht des Alcazar, aus welcher die Division Ruffin vorgebrochen war, zu gewinnen und sich zu retten durch diesen Ausgang, den jetzt einzig die Artillerie des Generals Senarmont besetzt hielt, die wegen der schlechten Wege zurückgeblieben war. Sie konnte von den Flüchtlingen genommen werden; Senarmont aber, stets so entschlossen und klar wie zu Friedland, ließ seine Artillerie ein Viereck bilden, schoß nach allen Seiten, und hielt dadurch die fliehende Colonne auf, welche dergestalt wieder den Bajonneten der Division Ruffin entgegen getrieben war. Ungefähr 13,000 Mann legten in Folge dieser glänzenden Operation die Waffen nieder, und überlieferten 30 Fahnen und eine zahlreiche Artillerie.

Ohne einen Augenblick zu verlieren eilte der Marschall Victor nach Cuenca, um das Wenige, was von dem Corps des Herzogs von Infantado noch übrig war, zu erreichen. Dieser war bereits über Hals und Kopf auf der Straße nach Valencia entflohen, und ließ in unserer Gewalt Verwundete, Kranke, Kriegsmaterial. Unsere Dragoner eilten den Trümmern seines Corps nach, und säbelten noch mehrere Hundert nieder.

Nach dieser Waffenthat konnte man in Madrid auf lange Ruhe rechnen, und der Sieg von Ucles bewies, daß es nicht schwer halten werde, den südlichen Theil der Halbinsel zu erobern. Indeß konnte man daran jetzt noch nicht denken. Zuvor mußte Joseph zu Madrid wieder residiren, mußte die französische Armee ausruhen, mußte Saragossa eingenommen sein. Die Ereignisse von Coruña waren jetzt allgemein bekannt. Man wußte, daß die Engländer sich in Unordnung zurückgezogen, daß sie ihr Material preisgegeben, und daß sie auf dem Rückzuge oder auf dem Schlachtfelde ihre vorzüglichsten Offiziere und ihren Oberbefehlshaber selbst verloren hatten. Die Gefangennehmung einer ganzen spanischen Armee bei Ucles, ein wahres Seitenstück zu Baylen, wenn anders die Gefangennehmung einer spanischen Armee einen so großen Eindruck hätte hervorbringen können wie jene einer französischen, war eine neue Trophäe, sehr geeignet, den Einzug des Königs Joseph in Madrid zu schmücken. Napoleon wollte, daß dieser Einzug etwas Triumphartiges habe. Er hatte seinem Bruder die Divisionen Dessoles und Sebastiani beigegeben, damit er die schönsten Truppen der französischen Armee um sich habe, und in Mitte der Spanier umgeben erscheine von den alten Legionen, welche Europa besiegt hatten. — „Ich habe Ihnen Kinder gesendet," sagte er, auf die jungen Soldaten Dupont's anspielend, „und sie haben dieselben aufgefressen; ich will Ihnen aber Wölfe schicken, die sie auffressen sollen." — An der Spitze dieser gefürchteten Soldaten zog Joseph am 22. Ja-

nuar 1809 ein in Madrid unter Glockengeläute, Kanonendonner, und im Angesichte der Bewohner der durch den Sieg unterworfenen Hauptstadt, welche sich gefaßt in das neue Königthum ergaben, und, wiewohl im Herzen verwundet, die Herrschaft der Franzosen jener des blutdürstigen Pöbels vorzogen, der den unglücklichen Marquis von Perales ermordet hatte. Der Pöbel allein war erbittert und noch zu fürchten. Aber man verhaftete gegen Hundert seiner Führer, die wegen ihrer Verbrechen notorisch waren, und im Retiro, gegenüber von Madrid, erhob sich ein furchtbares Bollwerk, starrend von Geschützen, und fähig binnen wenigen Stunden die Hauptstadt Spaniens in Asche zu legen. Joseph wurde daher mit vieler Achtung, ja sogar mit einer gewissen Befriedigung von der Masse der Einwohner, mit concentrirter Wuth aber von dem Pöbel empfangen, der sich durch Einsetzung einer regelmäßigen Regierung wie entthront fühlte, denn es war mehr seine als Ferdinand's VII. Herrschaft, deren Sturz er beklagte. Joseph zog in den Palast, wo die Civil- und Militairbehörden, der Clerus und diejenigen großen Herren des spanischen Hofes, welche Madrid nicht hatten verlassen können oder nicht hatten verlassen wollen, ihm die Aufwartung machten. Joseph galt so sehr für den Beschützer der Spanier bei dem Eroberer, der seinen schrecklichen Arm über sie ausgestreckt hatte, daß man es nicht als Verbrechen betrachtete, ihm Ehrfurcht zu bezeugen. So sehr fesselt jedoch der Ruhm die Menschen, daß man, hätte man irgend etwas vom französischen Hofe geliebt, näher daran war, die erschreckende Größe Napoleon's als die nachsichtige Schwäche Joseph's zu lieben, und wenn diese den Vorwand hergab, war jene der wahre Beweggrund, der noch viele Huldigungen dem neuen Monarchen zu Füßen legte.

Joseph hatte daher in seinem Palaste Umgebung genug, um sich fest in denselben eingesetzt zu dünken. Der bekannte Thomas von Morla nahm aus seinen Händen Aemter. Man bat Joseph, die Schwere verschiedener Verurtheilungen zu mildern. Mehr als eine Nachricht kam ihm von Sevilla zu, worin es hieß, daß es nicht unmöglich wäre, mit Andalusien zu unterhandeln: denn abgesehen, daß die Centraljunta durch ihre Regierungsweise auf die unterste Stufe der Verachtung gesunken war, hatte sie auch den Präsidenten verloren, der allein noch etwas Glanz auf sie ausgoß, den berühmten Florida Blanca. Jeder, der nicht in das Geheimniß des Verhängnisses eingeweiht war, mochte sich über das Schicksal der neuen Spanien aufgedrungenen Dynastie täuschen, und man durfte glauben, sie beginne so fest sich zu begründen, wie jene von Neapel, Holland und Westphalen.

Inmitten dieses Scheines von Unterwerfung hielt ein Ereigniß, das stets angekündigt wurde, aber in Erfüllung zu gehen stets zögerte, die erwartete Einnahme von Saragossa die Gemüther in Spannung, und es flößte diese Verzögerung den auf Widerstand versessenen Spaniern noch einige Hoffnung ein. Wir haben die Spanier auf offenem Felde ohne alle und jede Rücksicht auf ihre Waffenehre und auf ihren alten Ruhm fliehen sehen: zu Saragossa löschten sie alle ihren Waffen zugefügten Demüthigungen aus, indem sie unseren Soldaten die glorreichste Vertheidigung entgegensetzten, welche je eine belagerte Stadt fremder Eroberung entgegengesetzt hat.

Wir haben bereits die unvermeidlichen Zögerungen hervorgehoben, welche die kreuzende Bewegung unserer Truppen bei Saragossa in die Belagerung dieser Stadt gebracht hat. Obschon der Sieg von Tudela, welcher Aragonien unseren Soldaten öffnete und die Straße zwischen Pampelona und Saragossa völlig frei machte, am 23. November erfochten worden war, hatte doch der Marschall Moncey, zuerst des besseren Theiles seiner Streitkräfte durch Entsendung von zwei Divisionen zur Verfolgung des Generals Castaños beraubt, dann zwar mit dem Marschall Ney vereinigt, aber von diesem in dem Augenblicke verlässen, wo er die Außenstellungen von Saragossa angreifen wollte, dieser Stadt sich nicht vor dem 10. December nähern können. Am 19. December endlich durch den Marschall Mortier verstärkt, welchem befohlen worden war die Belagerung zu decken, die Belagerungstruppen sogar bei wichtigen Anlässen zu unterstützen, ohne jedoch seine Soldaten durch Arbeiten und Angriffe zu ermüden, hatte er diesen sehr beschränkten Beistand benutzt, um den Platz einzuschließen und die Außenstellungen wegzunehmen. Am 21. December bemächtigte die Division Grandjean sich durch ein kühnes und geschicktes Manoeuvre des Monte-Torrero, der Saragossa beherrscht und auf welchem die Aragonesen ein Werk errichtet hatten: während die Division Suchet vom Corps Mortier's sich zu Herrn der Höhen von St.-Lambert auf dem rechten Ebroufer machte, und auf dem linken die demselben Corps angehörige Division Gazan die Stellung von San-Gregorio erstürmte, den Feind in die Vorstadt zurückwarf und 500 Schweizer, welche Spanien treu geblieben waren, theils gefangen nahm, theils über die Klinge springen ließ. An diesem Tage wurden die Aragonesen entschieden auf die Stadt selbst beschränkt, und von nun an konnten auch die Arbeiten an den Annäherungsgräben beginnen. Nach diesem vom dritten Corps geleisteten Beistande, beschränkte Mortier sich wieder lediglich auf die ihm vorgeschriebene Rolle, die Belagerung zu decken. Indem er die Division Gazan am linken Ebroufer ließ, um die auf demselben liegende Vorstadt zu blokiren, ging er mit der Division Suchet nach dem rechten Ebroufer und nahm ferne von dem Schauplatze der Angriffe Stellung zu Calatayud, um jeden Versuch der Spanier zu hindern, mochten sie aus Valencia oder aus Centralspanien kommen. Das war genug, um die Belagerung von Saragossa mit dem Ganzen unserer Operationen in Spanien zu verbinden; war aber viel zu wenig für den Fortschritt der Belagerung, denn das dritte Corps, das seit dem Abmarsche der Division Lagrange aus den Divisionen Morlot, Musnier und Grandjean bestand, zählte kaum mehr als 14,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Cavallerie, 1000 Mann Artillerie und

1000 vom Geniewesen. Bei den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, hätte man müssen die 8000 Mann der Division Gazan, die am linken Ebroufer die Vorstadt blokirten ohne dieselbe anzugreifen, und die 9000 Mann der Division Suchet benutzen dürfen, welche zu Calatayud in einer Entfernung von 20 (französischen) Meilen standen. Diese von Oben und aus der Ferne verfügte Anordnung Napoleon's, welcher das Corps Mortier's stets frisch erhalten wollte, um es nöthigenfalls anderswo zu gebrauchen, hatte den Nachtheil aller in zu großer Entfernung von den Oertern entworfenen Pläne, den nämlich, zur wirklichen Lage der Dinge nicht zu passen. Die 36 bis 38,000 Mann, aus denen die beiden Corps bestanden, wären nicht zu viel gewesen, um mit Saragossa zu Ende zu kommen.

Beide Theile hatten diese Zögerungen benutzt, um in wie außerhalb Saragossa die schrecklichsten Mittel des Angriffes wie der Vertheidigung zu bereiten. Die Aragonesen, stolz auf ihren frühern Widerstand und in voller Kenntniß des Werthes ihrer Mauern, waren entschlossen durch die Vertheidigung ihrer Hauptstadt alle Unfälle, die sie im freien Felde erlitten, zu rächen. Nach der Schlacht von Tudela hatten sie sich, 25,000 Mann stark, in den Platz zurückgezogen, und mit sich 15 bis 20,000 Bauern gebracht, zugleich Fanatiker, verwegene Schmuggler und vortreffliche Schützen, fähig von einem Dache oder aus einem Fenster jene selben Soldaten, vor denen sie im offenen Felde davonliefen, einen nach dem andern niederzuschießen. Zu ihnen hatten sich viele Landbewohner, die der Schrecken vertrieb, geflüchtet, so daß die Bevölkerung von Saragossa, gewöhnlich 40 bis 50,000 Seelen, jetzt auf mehr als 100,000 stieg.

Fortwährend führte Palafox den Oberbefehl. Tapfer, übermüthig, von geringer Einsicht, aber durch fähige Mönche geleitet, von treuergebenen Brüdern dem Marquis von Lassan und Franz Palafox unterstützt, übte er über das aragonesische Volk eine Herrschaft ohne Grenzen, besonders seitdem man wußte, daß er der Klugheit des Generals Castaños, die man als Verrath bezeichnete, stets seinen verwegenen Eifer, den man Heroismus nannte, entgegengesetzt hatte. Die friedliche Bürgerschaft von Saragossa war bestimmt, in dieser schrecklichen Belagerung der Wuth der Menge, welche durch zwei Mönche Palafox, die Stadt und die Armee beherrschte, geopfert zu werden. Unermeßliche Vorräthe von Getreide, Wein und Schlachtvieh waren durch die Furcht der Einwohner der Umgegend, welche auf ihrer Flucht in die Stadt Alles was sie besaßen, mitbrachten, in ihr aufgehäuft worden. Die Engländer hatten überdies Kriegsmunition in Ueberfluß gesendet, und so besaß man Alles, um den Widerstand auf unbestimmte Zeit zu verlängern. Damit er desto länger währe, hatte man auf den öffentlichen Plätzen Galgen errichtet und unverzügliche Aufknüpfung Jedem angedroht, der von Uebergabe reden würde. Kurz es war nichts vernachlässigt, um die den Spaniern angeborene Standhaftigkeit zu erhöhen, und um ihrer echten Vaterlandsliebe noch die Stütze eines barbarischen und fanatischen Patriotismus zu leihen.

In der nach Saragossa zurückgegangenen Armee von Aragonien befanden sich zahlreiche Abtheilungen Linientruppen und viele sehr fähige und ergebene Ingenieuroffiziere. Bei den alten kriegerischen Nationen, die von ihrer ehemaligen Tapferkeit herabgesunken sind, erhalten stets die gelehrten Waffen sich am längsten. Die spanischen Ingenieure, die im 16. und 17. Jahrhunderte so hoch hervorragten, hatten einen Theil der alten Geschicklichkeit bewahrt und rings um Saragossa zahlreiche und furchtbare Werke errichtet.

Saragossa war, wie wir schon früher gesagt haben, nicht regelmäßig befestigt, aber seine Lage und die Beschaffenheit seiner Gebäude konnten es in den Händen eines Volkes, das entschlossen war sich bis zum Tode zu vertheidigen, sehr stark machen. Es war von einer weder mit Basteien noch mit Absätzen versehenen Ringmauer umgeben: hatte aber zur Vertheidigung auf der einen Seite den Ebro, an dessen Rand und rechtem Ufer es liegt und am linken nur eine Vorstadt hat, und auf der andern Seite eine Reihe mächtiger Bauwerke wie das Schloß der Inquisition, die Klöster der Kapuziner, Santa-Engracia, St. Joseph, der Augustiner, der heiligen Monika, wahrhafte Festungen, in die man Bresche schießen mußte um sie einzunehmen, und die durch einen kleinen, tief eingeschnittenen Fluß, die Huerba gedeckt waren, der längs der halben Ringmauer fließt, bevor er in den Ebro fällt. Im Innern gab es gleichfalls ungeheure Klöster, so fest wie die außen, und große massive viereckige Häuser, deren Fenster, wie dies in den südlichen Ländern bräuchlich, nach Innen gehen, und die nach Außen sehr wenig durchbrochen sind, alle zum Voraus der Zerstörung geweiht, denn es war beschlossen, nach dem Falle der äußeren Wehren, aus jedem Hause eine Citadelle zu machen, die man bis auf das Aeußerste vertheidigen wollte. Jedes Haus war mit Schießscharten versehen und im Innern durchbrochen, so daß eins mit dem andern in Verbindung stand; jede Straße war verbarrikadirt, jede Barrikade stark mit Geschütz besetzt. Man hoffte indeß, bevor man auf diese innere Vertheidigung beschränkt würde, sich gut und lange in den außerhalb errichteten Werken, die wirklichen militairischen Werth hatten, zu halten.

Vom Ebro und dem Inquisitionsschlosse, das am Ufer dieses Flusses steht, ausgehend, hatte man, der von unserm linken Flügel besetzten Stellung gegenüber, um die befestigte Umwallung, welche fehlte, zu ersetzen, eine terrassirte Mauer aus trockenen Steinen erbaut, welche vom Inquisitionsschlosse bis zum Kloster der Kapuziner und zu jenem der Santa-Engracia führte. An diesem Punkte bildete die Stadt einen ausspringenden Winkel, und der kleine Fluß Huerba, der ihr hier nähert, fließt ihr entlang bis zum untern Ebro, unserm äußersten rechten Flügel gegenüber. Wo die Huerba zur Stadt tritt, war ein viereckiger, stark verschanzter Brückenkopf errichtet. Wenn man

von diesem Punkte der Huerba folgte, stieß man an ihr und zwar vorwärts ihres Bettes auf das St. Josephskloster, eine Art Festung mit einer Fronte, die man mit Graben und terrassirtem Wall umgeben hatte. Hinter dieser Linie lief ein Theil der Mauer, hier und da mit Absätzen versehen, und allenthalben von Artillerie starrend. 150 Geschütze deckten diese verschiedenen Werke. Man mußte also die Linie der Klöster und der Huerba, dann die mit Absätzen versehene Mauer, hierauf die Häuser nach einander unter dem Feuer von 40,000 Vertheidigern nehmen, von denen die einen allerdings mittelmäßige Soldaten, die andern aber Fanatiker von seltener Tapferkeit hinter Mauern waren, alle mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen, alle entschlossen, eine Stadt zu zerstören, die nicht ihnen, sondern zitternden und tyrannisirten Einwohnern gehörte. Endlich überzeugte alle der Glaube an eine Kirche von hohem Alterthume, Notre-Dame-del-Pilar, daß an deren wundermächtigem Schutze die Franzosen scheitern würden.

Wenn man die 8000 Mann der Division Gazan, die sich darauf beschränkte, die Vorstadt am linken Ebroufer zu beobachten, und die 9000 Mann der zu Calatayud stehenden Division Suchet abrechnet, so hatte der General Junot, welcher ankam und den Oberbefehl übernahm, zur Belagerung einer von 40,000 Vertheidigern behüteten Stadt 14,000 Infanteristen, 2000 Artilleristen und Mannschaft vom Geniewesen, 2000 Reiter, sie alle, alt wie jung, Polen wie Franzosen, bewundernswürdige Soldaten und von Offizieren ohne Gleichen angeführt, wie man bald urtheilen wird.

Commandant des Geniewesens war der General Lacoste, Adjutant des Kaisers, ein Offizier von großem Verdienste, thätig, unermüdlich, unerschöpflich an Hülfsquellen, unterstützt von dem Ingenieurobersten Rogniat, und von dem Bataillonschef Haro, dem nachherigen so berühmten General. Etwa 40 Offiziere von derselben Waffe, alle ausgezeichnet durch Bravour und Kenntnisse, vervollständigten dieses Personale. Der General Rogniat hatte den Monat, der mit Gehen und Kommen der Truppen verflossen war, für die Arbeiten seiner Waffe nicht verloren, vielmehr von Pampelona nach Tudela zu Lande, und von da auf dem aragonesischen Kanal 20,000 Hacken und andere Werkzeuge, 100,000 Säcke für Erde, 60 Geschütze von schwerem Caliber herbeibringen lassen. Zugleich hatte er durch die Soldaten seiner Waffe mehrere Tausend Schanzkörbe und Faschinen verfertigen lassen. Der Artilleriegeneral Dedon hatte ihm bei allen diesen Operationen mit der größten Thätigkeit Beistand geleistet.

In der Nacht vom 29. zum 30. December 1808, während Napoleon die Engländer diesseits des Guadarrama verfolgte, während die Marschälle Victor und Lefebvre die Spanier in die Mancha und nach Estremadura zurückwarfen, und der General St.-Cyr sich zum Herrn des offenen Landes in Catalonien machte, eröffnete der General Lacoste die Laufgräben in einer Entfernung von 160 Klaftern von der ersten Vertheidigungslinie, welche, wie man eben gesehen hat, aus befestigten Klöstern, aus Theilen der terrassirten Mauern, und eine Strecke lang aus dem Bette der Huerba bestand. Der General Lacoste hatte die Annahme des Planes dreier Angriffe erwirkt: der erste auf dem linken Flügel, vor dem Inquisitionsschlosse, war der Division Morlot anvertraut, und sollte mehr Ablenkung als Wirklichkeit sein; der zweite im Centrum, vor dem Kloster Santa-Engracia und dem Brückenkopfe an der Huerba, war der Division Musnier anvertraut und sollte sehr ernst werden; der dritte endlich auf dem rechten Flügel, vor dem furchtbaren St. Josephskloster, war der Division Grandjean anvertraut und der ernsteste von allen, weil er nach Einnahme dieses Klosters über die Huerba zu dem am mindesten starken Theile der Ringmauer und zu einem Stadtviertel führte, von wo man den Corso zu erreichen hoffte, eine breite, innere, die ganze Stadt durchziehende Straße, welche sehr den Boulevards in Paris gleicht. Nach kühn eröffneten Laufgräben, schritt man so schnell als möglich zur Vervollständigung der ersten Parallele, und grub sich nach der zweiten ein, um sich dem St. Josephskloster auf dem rechten Flügel, dem Brückenkopfe der Huerba im Centrum zu nähern.

Am 31. December wurde ein von den Linientruppen der Besatzung versuchter Ausfall nachdrücklich zurückgewiesen. Nicht auf offenem Felde war es, wo sich die angeborne Tapferkeit der Spanier erhärtete. Am 2. Januar 1809 eröffnete man die zweite Parallele. Die folgenden Tage verwendete man, um in verschiedenen Batterien 30 schon angelangte schwere Geschütze einzufahren, mit denen man den Brückenkopf und das St. Josephskloster einschießen und die hinter der ersten Linie aufgestellte feindliche Artillerie zum Schweigen bringen wollte. Während dieser Arbeiten, mit denen jeden Tag 2000 Arbeiter unter Leitung der Soldaten vom Geniewesen beschäftigt waren, gossen die Belagerer über unsere Laufgräben einen Hagel von Steinen und Granaten aus, die aus Mörsern geworfen wurden. Wir antworteten durch das Feuer unserer Plänkler, die hinter Erdsäcken aufgestellt waren, und mit großer Genauigkeit nach allen Schießscharten des Feindes schossen.

Am 10. Januar waren unsere Batterien fertig und begannen zu feuern, die einen gerade, die andern im Ricochetschusse, gegen den Brückenkopf an der Huerba und gegen das St. Josephskloster. Obschon die spanische Artillerie sehr gut bedient war, gelang es der Ueberlegenheit der unserigen doch bald, sie zum Schweigen zu bringen, und in der Angriffsfronte des rechten Flügels eine große Bresche im St. Josephskloster, und in der Angriffsfronte des Centrums im Brückenkopfe an der Huerba den Anfang einer Bresche zu legen. Da letztere nicht gangbar war, mußte man den Sturm verschieben; nicht verschieben wollte man ihn aber auf das St. Josephskloster, weil er möglich war, und weil die Einnahme dieses Klosters eine große Beschleunigung der Annäherungswerke zur Folge haben mußte. Nachdem

das Feuer bis zum 11. um 4 Uhr des Nachmittags gedauert hatte und die Bresche zu dieser Stunde völlig gangbar sich zeigte, rückte man kühn zum Sturme auf das Kloster vor. In diesem Momente machte der Feind einen Ausfall, der im Sturmschritte zurückgewiesen wurde. Von der Vertheidigung ging man unmittelbar zum Angriffe über. Es waren die Voltigeurs und Grenadiere von zwei alten Regimentern, dem 14. und 44. von der Linie, welche man nebst zwei Bataillonen der Weichselregimenter mit diesem schwierigen Unternehmen beauftragte. Sie wurden von einem Bataillonschef im 14. Regimente, Namens Stahl, der mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung der Armee war, befehligt. Das Kloster, ein viereckiges Gebäude, lehnte sich an die Huerba und der Feind hatte 3000 Mann hineingelegt.

Zur genannten Stunde und während der Bataillonschef Haro mit vier Infanteriecompagnien und zwei Vierpfündern unter offenem Feuer der Feinde außerhalb der Laufgräben marschirt, das Kloster im Rücken nimmt und mit seinen Kugeln die an das Bett der Huerba gelehnte Fronte bestreicht, was die Vertheidiger erschreckt, so daß eine gute Zahl derselben über den Fluß zurückgeht, rückt der Bataillonschef Stahl vorne bis an den Rand des Grabens, um dann sich auf die Bresche zu stürzen. Aber die Trümmer der Mauer haben den Graben nicht ausgefüllt, der 18 Fuß tief und senkrecht ist, denn das trockene feste Erdreich in Spanien hält ohne Böschung und Mauerwerk. Der unerschrockene Junot, der der Unternehmung in Person beiwohnte, hatte seine Grenadiere mit einigen Leitern versehen. Die einen bedienen sich ihrer zum Hinuntersteigen, die andern springen ohne Weiteres hinab, eilen dann, von dem tapfern Stahl geführt, nach der Bresche. Aber sie haben viele Mühe sie zu erklettern. Während sie dieses gefährliche Werk versuchen, untersucht der Ingenieuroffizier Daguenet an der Spitze von 40 Voltigeurs unten den Graben, wendet sich links nach der Seitenfronte, und gewahrt eine über den Graben in das Innere des Werkes führende Brücke. Er steigt hinan, stürzt sich mit seinen 40 Mann auf die Besatzung des Klosters und erleichtert dem Bataillonschef Stahl das Eindringen durch die Bresche. 300 Spanier, die bis zuletzt ausgehalten hatten, wurden ersäuft oder mußten über die Klinge springen, 40 wurden gefangen.

Diese Operation, die höchstens eine halbe Stunde Zeit in Anspruch nahm, kostete uns 30 Todte und 150 fast nur schwer Verwundete, was in Anbetracht der geringen Ausdehnung des angegriffenen Werkes für die Heftigkeit des Gefechtes Zeugniß ablegt.

Kaum im Besitze des Klosters, arbeitete man daran, sich darin gründlich festzusetzen, geschützt gegen die offensive Rückkehr des Feindes wie gegen das Feuer des Platzes, welches, je mehr wir uns näherten, in desto größerer Fülle Granaten, Bomben und Kartätschen spie. Jeden Tag wurden uns 40 bis 50 Mann kampfuntüchtig gemacht, meist durch sehr schwere Wunden.

Am 16. Januar erkannte man die Bresche an dem Brückenkopfe der Huerba für gangbar, beschloß den Sturm, und 40 polnische Voltigeurs, von Offizieren und Soldaten vom Geniewesen geführt, eilten auf das Werk los. Sie erkletterten es schnell, die einen mit den Händen, die andern auf Leitern. Während sie hinanstiegen, flog plötzlich eine von dem Feinde gelegte Mine auf, verwundete aber keinen einzigen unserer Soldaten, die zum Glück außerhalb des Feuerkreises dieses Vulkans sich befanden. Nachdem es ihnen gelungen, in den Brückenkopf selbst einzudringen, vertrieben sie aus ihm die Vertheidiger, welche über die Huerba zurückgingen und hinter sich die Brücke in die Luft sprengten.

Nach Erstürmung des an die Huerba gelehnten Klosters St. Joseph auf dem rechten Flügel, und des Brückenkopfes der Huerba im Centrum, waren wir Herren der Außenwerke in der halben Ausdehnung ihrer Linie. Das war von der größten Wichtigkeit, denn die Operationen auf dem linken Flügel hatten nur den Werth einer Demonstration. Es handelte sich nun um Ueberschreitung der Huerba auf den beiden Punkten, an denen wir sie berührten, um den Bau von Brücken mit Schulterwehren über diesen schmalen, aber sehr tief eingeschnittenen Fluß zu schlagen, um Bresche zu schießen in jene Theile der Ringmauern, die sich jenseits ausdehnten und auf der einen Seite an das Kloster Santa-Engracia, auf der andern an das Augustinerkloster sich lehnten. Endlich mußte man neue Batterien gegen jene der Stadt errichten, welche, je mehr man sich ihr näherte, desto zahlreicher und mörderischer wurden. Dazu verwendete man die Zeit vom 16. bis zum 21. Januar.

Inzwischen stiegen immer höher die Leiden drinnen bei den Belagerten, wie außen bei den Belagerern. Die Masse der in die Stadt geflüchteten Einwohner, die Anhäufung der Verwundeten und Kranken hatte eine Epidemie erzeugt. Jeden Tag mehrte ein Regen von Wurfgeschossen die Zahl der Opfer der Belagerung selbst unter Denjenigen, die an der Vertheidigung nicht Theil nahmen. Aber die wüthende, von den Mönchen fanatisirte Menge unterdrückte die friedlichen Einwohner, welche diesen hoffnungslosen Widerstand als eine nutzlose Barbarei betrachteten. Die Galgen, die in den Hauptstraßen errichtet waren, beugten jedem Murren vor. Uebrigens erfand man alle Arten von Gerüchten, um den Muth der Belagerten aufrecht zu halten. Man sprengte aus, Napoleon sei von den Engländern, der Marschall Soult von dem Marquis Romana, der General Saint-Cyr von dem General Vives geschlagen. Man verhieß ferner die Ankunft eines gewaltigen Entsatzheeres, und so oft solche Nachrichten bei Trommelschall von den öffentlichen Ausrufern verkündet wurden, erscholl wildes Geschrei, das bis in unser Lager wiederhallte.

Was wir von den allgemeinen Kriegsereignissen erzählt haben, wird genügen, um die Wahrhaftigkeit dieser Gerüchte zu beurtheilen, die von Palafox und den Mönchen, deren Eingebungen er folgte, verbreitet wurden. In einem Punkte waren dieselben

jedoch nicht ganz falsch, denn die zwei Brüder Joseph's Palafox, der Marquis von Lassan und Franz Palafox hatten die Stadt mit schrecklichen Befehlen verlassen, um das Land nach allen Richtungen in Aufstand zu bringen, auf der einen Seite bis Tudela, auf der andern bis Calatayud, Daroca, Terruel und Alcañitz. Alle männlichen Personen, fähig die Waffen zu tragen, wurden aufgefordert, sie zu ergreifen, und sollten im Verhältniß von je einem auf zehn unter selbstgewählten Offizieren sich sammeln und ein Ersatzheer bilden. Jedes Dorf war verpflichtet, die Ausmarschirenden zu ernähren und zu bezahlen. Diejenigen, welche nicht ausmarschirten, sollten unsere Zufuhren auffangen, unsere Kranken tödten, unser Lager aushungern. Für Nichterfüllung dieser Befehle waren die allerschwersten Strafen angedroht.

Man muß gestehen, daß die Aragonesen die gedachten Befehle mit wahrhaft patriotischem Eifer zu vollziehen beflissen waren. Schon regten 20 bis 30,000 Mann sich auf der Seite von Alcañitz am rechten Ebroufer, und auf der Seite von Zuera, Perdiguerra, Liciñena am linken Ufer. Trotz der Anstrengungen unserer Cavallerie langte kein Fleisch im Lager an, weil die Hammeltransporte auf dem Wege aufgefangen wurden. Unsere Soldaten, denen es an Fleisch fehlte um Suppe zu kochen und die häufig nicht einmal eine ganze Brodportion erhielten, ertrugen ohne Murren diese harten Entbehrungen und sahen ohne Wanken noch einem oder zwei Monaten einer gräßlichen Belagerung entgegen. Betrübt aber waren sie, wenn sie ihre geringe Zahl betrachteten, da 14,000 Mann alle Beschwerden der Belagerung ertragen mußten, während die 8000 der Division Gazan sich auf Blokade der Vorstadt am linken Ufer beschränkten, und die 9000 der Division Suchet zu Calatayud gar nichts thaten. Bereits mehr als 1200 Mann waren den Strapazen oder dem Feuer erlegen. Man schaffte die Verwundeten oder Kranken nach dem Spital von Alagon, einem verpesteten Orte, wo man nur verfaulte Wäsche, und weder Lebensmittel noch Arzneien hatte. Der General Harispe, der zur Inspicirung dieses Spitals gesendet wurde, zeigte sich als ein Heros an Menschlichkeit, strafte strenge die Beamten, die sich so grober Fahrlässigkeit schuldig gemacht, reorganisirte die Anstalt und verschaffte unsern Soldaten wenigstens den Trost, daß sie im Spital nicht schlimmer daran waren als in den Laufgräben. Am 21. langte endlich der ruhmgekrönte Marschall Lannes an, der sich damals dem Ende seiner Heldenlaufbahn näherte, denn man war im Januar 1809 und in wenigen Monaten wurde die schreckliche Schlacht von Eßlingen geschlagen. Seine Anwesenheit war geeignet, den moralischen Zustand des Soldaten zu erhöhen, und ihm Zuversicht einzuflößen, falls er sie verloren hätte. Der General Junot bezauberte die Soldaten durch seine Bravour, aber man bedurfte einen Anführer, der es über sich nahm, die Befehle des Kaisers zu modificiren und alle in der Nähe befindlichen französischen Truppen zu dem Fortgange der Belagerung beitragen zu lassen. Dadurch erwies der Marschall Lannes sich gleich im Anfange nützlich.

Er begann damit, daß er kraft seines Oberbefehls das fünfte Corps verpflichtete, zur Einnahme des Platzes und zur Unterdrückung der äußern Unruhen, die unser Lager aushungerten, kräftig mitzuwirken. Er befahl dem mit seiner Division am linken Ufer stehenden General Gazan, die Blokade der Vorstadt in einen förmlichen Angriff zu verwandeln. Sobald dieses Asyl der Einwohner fiel, mußten sie in die Stadt selbst zurückweichen und die Ueberfüllung mehren, während wir das Mittel erlangten, Saragossa auch vom linken Ufer des Ebro zu beschießen. Er gab dem General Gazan zur Leitung der Operation einen vortrefflichen Ingenieuroffizier, den Obersten Dode bei.

Dem Marschall Mortier befahl der Marschall Lannes, von Calatayud, wo er nicht den geringsten Nutzen stiftete, weil von der Seite von Valencia her durchaus keine feindliche Streitmacht kommen konnte, nach dem linken Ebroufer aufzubrechen, um die uns beunruhigenden Zusammenrottungen zu zerstreuen.

In Vollziehung der erhaltenen Befehle ging der Marschall Mortier, indem er das 40. Linienregiment zur Unterstützung der Division Morlot, der schwächsten des Belagerungscorps zurückließ, mit dem 34., 64. und 88. Linienregimente, mit dem 10. Husaren- und dem 21. Chasseursregimente und mit 10 Geschützen am 23. Januar über den Ebro und rückte auf der Straße nach Perdiguerra vor. Zu Liciñena, am Abhange der Gebirge, fand er den größern Theil eines Corps von 15,000 Mann in Stellung, welches aus dem nördlichen Aragonien der belagerten Hauptstadt zu Hülfe marschirte. Diese Schaar bestand aus Linientruppen und Bauern. Es gab darunter Abtheilungen der Regimenter Savoyen, Prado und Avila, der Bataillone von Jaca, der Jäger Palafox' und andere Truppen alter und neuer Formation. Der Marschall Mortier ließ die Spanier von dem 64. Linienregiment angreifen, das gegen sie in Front und mit der Festigkeit und Entschlossenheit unserer alten Truppen vorrückte, während das 34. und 88. Linienregiment sie über die Höhen umgingen, um sie nach der Ebene zu treiben. Diesem doppelten Angriff hielten die Spanier nicht Stand, flohen über Hals und Kopf in die Ebene und kamen da dem 10. Chasseursregiment in den Wurf, das im Galopp auf sie einsprengte und sie unerbittlich niedersäbelte. 1500 blieben auf dem Platze. Wir erbeuteten sechs Geschütze und zwei Fahnen. Um dieselbe Zeit war der Adjutant-Commandant Gasquet mit drei Bataillonen der Division Gazan auf der Straße nach Zuerra, parallel mit dem Marschall Mortier vorgerückt, warf ungefähr 3000 Mann von demselben Corps über den Haufen und nahm ihnen Gefangene und Kanonen ab. Nachdem der Marschall Mortier für die ganze noch übrige Dauer der Belagerung die Aufgebote des nördlichen Aragoniens zurückgeschlagen hatte, marschirte er den Ebro abwärts bis Pina mit dem Befehle, die Insurgenten zu vertrei-

ben, die unterwürfigen Dörfer zu schonen, die nicht unterwürfigen zu verbrennen, und unter Cavalleriebedeckung Schlachtvieh nach dem Lager der Belagerungsarmee zu senden.

Während der Marschall Mortier das linke Ufer reinigte, hatte der General Junot den Commandanten der Cavallerie des dritten Corps, General Wathier, mit 1200 Mann auserlesener Infanterie und mit 600 Pferden entsendet, um eine Zusammenrottung von Insurgenten aus den 80 Gemeinden zu zerstreuen, die zum Gerichtssprengel von Alcañitz gehörten. Sie waren in Alcañitz verschanzt, und hatten die Stadt selbst verbarrikadirt und mit Schießscharten versehen. Der General Wathier griff sie in der Stellung, wie er nur immer in der Ebene hätte thun können, an der Spitze seiner Reiter so ungestüm an, daß er mit den Fliehenden zugleich in Alcañitz eindrang. Er erstürmte alle Barrikaden und ließ mehr als 600 dieser unglücklichen Spanier über die Klinge springen. Die andern wurden von den Reitern verfolgt und retteten sich in ihre Heimath. Die Stadt wurde geplündert, alles Vieh im umliegenden Lande zusammengetrieben und dem Belagerungsheere gesendet.

In Folge dieser verschiedenen Züge hatten die Belagerer für ihren Rücken nichts weiter zu besorgen. Doch kamen ihnen nur jene Hammelheerden zu, die unter sehr guter Bedeckung getrieben wurden, und das Fleisch blieb im Lager sehr selten.

Während der Marschall Lannes diese Operationen in der Umgegend von Saragossa ausführen ließ, wurden die Ingenieurarbeiten unter dem General Lacoste und seinen Unterbefehlshabern Rogniat und Haro mit der äußersten Thätigkeit betrieben und gediehen endlich so weit, daß sie den allgemeinen Sturm zu unternehmen gestatteten. Wenn derselbe glückte, so befand man sich in der Stadt und in der Verfassung, den furchtbaren Häuserkrieg zu beginnen.

Auf der Angriffsfronte des rechten Flügels hatte man vorwärts des am 11. Januar erstürmten Klosters St. Joseph zwei Bockbrücken mit Schulterwehren über die Huerba geschlagen. Nach Ueberschreitung der Huerba an diesen beiden Punkten grub man sich nach einer Oelmühle ein, deren isolirtes Gebäude nahe der Stadtmauer lag. Etwas zur Linken hatte man einen Arm des Laufgrabens gegen einen andern Punkt derselben Mauer geführt. Zwei Stürme mußten an diesen zwei Orten unternommen werden, sobald die Geschütze Bresche geschossen haben würden.

Auf der Angriffsfronte des Centrums hatte man verzichtet, sich des, den Belagerten entrissenen Brückenkopfes der Huerba zu bedienen, weil er unter einem Flankenfeuer lag. Man war unterhalb über eine stumpfe Krümmung der Huerba gegangen, gegenüber dem Kloster Santa-Engracia an dem ausspringenden Winkel, den die Stadt auf dieser Seite bildet. Eine gegen das Kloster gerichtete Breschebatterie sollte seine Mauern einer Sturmcolonne zugänglich machen. Wenn wir Herren dieser drei Breschen, zwei auf dem rechten Flügel, eine im Centrum, geworden, so besaßen wir drei Eingänge, um in die Stadt zu dringen, welche alle drei nach großen, senkrecht nach dem Corso gehenden Straßen führten.

Am 26. Januar donnerten 50 Geschütze von schwerem Caliber zu gleicher Zeit gegen Saragossa, die einen um Breschen auf dem rechten Flügel und im Centrum zu legen, die andern um die Stadt mit Bomben, Granaten und Kugeln zu überschütten. Die Stadt hielt diesen Feuerregen tapfer aus, denn die Spanier ertragen Alles hinter ihren Mauern, wenn sie nur dem Feinde nicht in das Gesicht sehen; und was die harmlosen Einwohner betraf, kümmerte man sich um sie so wenig als um das Vieh, das man täglich niederschlug, um zu leben. Nachdem das Feuer den ganzen 26. und die Hälfte des 27. Januar gedauert hatte, zeigten die Breschen sich als gangbar, und man beschloß unverzüglich zum Sturme zu schreiten.

Das ganze dritte Corps stand unter Waffen, Junot und Lannes an der Spitze. Auf dem rechten Flügel befand sich die Division Grandjean, die hauptsächlich aus dem 14. und 44. Linienregiment bestand, in den Werken und erwartete mit Ungeduld das Signal. Im Centrum harrte die Division Musnier, in welcher die Polen besonders zahlreich waren, desselben Signals mit der nämlichen Ungeduld. Diese Division war von der Division Morlot unterstützt, welche in Masse auf ihrem rechten Flügel aufgestellt war, um den Angriff des Centrums zu unterstützen. Das 4. Linien- und das 13. Kürassierregiment nahmen auf dem rechten Flügel den Platz, den die Division Morlot verlassen hatte, ein und sollte die aus dem Inquisitionsschlosse, gegen das man bisher nur einen Scheinangriff gerichtet hatte, etwa erfolgenden Ausfälle zurückweisen.

Um Mittag giebt Lannes das ersehnte Signal und sofort brechen die Colonnen aus den Schanzen vor. Eine Abtheilung Voltigeurs des 14. und 44. Regiments, das an der Spitze eine Sappeursabtheilung hat und von dem tapfern Bataillonschef Stahl commandirt wird, marschirt aus der vereinzelt stehenden Oelmühle, von der oben die Rede gewesen ist, vor und eilt nach der am meisten rechts gelegten Bresche. In der Voraussicht, daß man aus diesem Gebäude zum Sturme vorbrechen würde, hatte der Feind eine Mine unter dem Raum angebracht, den unsere Soldaten durchschreiten mußten. Zwei Kammern fliegen plötzlich mit schrecklichem Gekrache auf, aber zum Glücke hinter unserer ersten Sturmcolonne, ohne auch nur einen einzigen Mann fortzureißen. Die Colonne stürzt sich auf die Bresche und bemächtigt sich ihrer. Als sie aber weiter vordringen will, wird sie durch ein Kleingewehr- und Kartätschenfeuer aufgehalten, das von den dahinter stehenden Häusern sowie von mehreren Batterien ausgeht, die am Eingange der Straßen errichtet sind. Dieses Feuer ist so schrecklich, daß es unmöglich wird, sich unter demselben zu behaupten, und daß man nach dem Verluste vieler Leute, namentlich des tapfern Stahl, der schwer verwundet wird, sich begnügen muß, sich auf der Bresche zu verschanzen und mit der Oel-

mühle, aus welcher man vorgegangen war, eine Verbindung zu errichten. Das von der feindlichen Mine aufgeworfene Erdreich dient zur Erleichterung dieser Arbeit.

Nach der zweiten Bresche, sehr nahe aber links der ersten, eilen 36, von einem tapfern Offizier, Namens Guetteman angeführte Grenadiere zum Sturme. Trotz eines Kugelregens nehmen sie die Bresche, überschreiten dieselbe, und setzen sich in den benachbarten Häusern fest. Kaum aber zeigt man sich an einer Thüre oder an einem Fenster, so schmettert ein entsetzliches, aus tausend Schießscharten hervorbrechendes Feuer Diejenigen nieder, welche die Verwegenheit haben, sich blicken zu lassen. Indessen bemächtigt man sich doch der benachbarten Häuser, indem man Durchschläge von einem in das andere machte. So gelangt man, indem man sich links hielt, an eine der vorzüglichsten Straßen der Stadt, die Straße Quemada, die von der Ringmauer gerade nach dem Corso führt. Hier aber wehrt der Kartätschenhagel von den Barrikaden jedes weitere Vordringen. Bei dieser zweiten Bresche war man zwar glücklicher als bei der ersten, konnte aber doch nicht mehr als ein Dutzend Häuser gewinnen.

Im Centrum ist das Gefecht nicht minder heiß. Polnische Voltigeurs, von Soldaten und Offizieren vom Ingenieurscorps geleitet, eilen nach der im Kloster Santa-Engracia gelegten Bresche. Sie müssen bei offenem Feuer des Feindes von der Huerba bis zur Mauer des Klosters eine Strecke von 120 Klaftern zurücklegen, was sie im Laufschritte unter dem heftigsten Kugelregen thun. Sie langen ohne allzugroßen Verlust an der Bresche an und ersteigen sie ohne ein anderes Hinderniß als das gegen sie gerichtete Kleingewehrfeuer, denn der hinter Mauern seltene Muth der Spanier ging keineswegs so weit, um uns mit ihren Bajonneten auf dem Gipfel jeder Bresche zu erwarten. Die tapfern Polen dringen im Verein mit unsern Sappeurs in das Kloster, verjagen was sich in demselben befindet, brechen nach dem Santa-Engracia-Platze vor, öffnen sich sogar die Häuser, die ihn umgeben, und schreiten bis zu einem benachbarten kleinen Kloster vor, das sie gleichfalls nehmen. Herren des Santa-Engracia-Platzes, sind sie es auch der Straße gleiches Namens, welche wie die Straße Quemada senkrecht nach dem Corso führt. Zahlreiche Barrikaden, welche von Artillerie starren und Kartätschen speien, gestatten nicht weiter vorzudringen, wenn man nicht außerordentlichen großen Verlust erleiden will. Zum weitern Vorgehen bedarf es der Sappe und Mine.

Vom Kloster Santa-Engracia gelangt man über eine dem feindlichen Feuer ausgesetzte Strecke zu dem vorspringenden Winkel, den die Stadt an der Mitte ihres Umkreises bildet. Unsere Soldaten legen diesen unterminirten Raum rasch zurück, und obschon mehrere Minekammern zugleich auffliegen und ungeheure Trichter öffnen, wird doch kein einziger unserer Leute verletzt. Von diesem vorspringenden Winkel aus geht links eine Linie Mauerwerk aus trockenen Steinen, mit Graben und Abschnitten versehen, bis zum Kapuzinerkloster und weiterhin bis zum Inquisitionsschlosse. Obschon es keineswegs im Angriffsplane liegt, diese Linie von Werken, in welche keine Bresche gelegt ist, wegzunehmen, so stürzt man sich doch auf dieselben, da ein unvorhergesehener Zufall den Eifer der Division Morlot und Musnier aufstachelt, mit unerhörter Verwegenheit. Da nämlich eine am Kloster der Kapuziner aufgestellte Batterie der Division Morlot lästig wird, so stürzen einige Carabiniers vom 5. leichten Regiment sich im Laufschritte auf diese Batterie, um sich ihrer zu entledigen. Ihnen folgt das ganze Regiment und nimmt die Batterie. Bei diesem Anblicke vermag das 115. Linienregiment, eines der Regimenter neuer Formation, nicht länger in den Laufgräben zu bleiben. Es bricht auf nach der langen Ringmauer, die sich vom Santa-Engracia-Kloster bis zum Kapuzinerkloster ausdehnt, steigt in den Graben hinunter, erklettert die Böschung mittels der Schießscharten, bemächtigt sich der Mauer, der ganzen Artillerie und wagt sich in das Innere der Stadt. Da streckt das wüthende Volk von der Höhe der umliegenden Häuser unsere Soldaten fast Schuß für Schuß nieder. Die Spanier, die sich auf diesem Punkte verwegener zeigen als auf den andern, rücken sogar aus ihren Verschanzungen hervor, um das Kapuzinerkloster wieder zu nehmen. Mönche führen sie an, Weiber stacheln sie auf. Man treibt sie mit Bajonnet zurück und bleibt Herr des Klosters, in welchem man jedoch ein schreckliches Artilleriefeuer, das an mehreren Orten die Mauern zerschmettert, auszuhalten hat. Man sucht sich mit Erdsäcken zu decken. Da man sich jedoch bei offenem Feuer des Feindes längs der Mauer nicht halten kann, so muß man über dieselbe zurück, ohne sie jedoch zu verlassen und indem man sucht, sich da zu verschanzen.

An diesem blutigen Tage hatte man sich sonach des ganzen Umkreises der Umwallung bemächtigt. Wäre es eine gewöhnliche Belagerung gewesen, welche darin besteht, daß man sich des befestigten Theiles des Platzes bemächtigt, so würde Saragossa unser gewesen sein. Hier mußte man aber jeden Häuserblock, einen nach dem andern mit Gewalt einnehmen, und die gewaltigen Schrecknisse der Belagerung begannen jetzt erst. Die Franzosen hatten 186 Todte und 593 Verwundete ([31]), also beinahe 800 Mann kampfunfähig, ein höchst beträchtlicher Verlust, zuzuschreiben dem Eifer und der heldenmüthigen Verwegenheit unserer Truppen.

Der Marschall Lannes, tief ergriffen von diesem schrecklichen Schauspiele, befahl den Ingenieuroffizieren, nicht weiter zu dulden, daß die Soldaten bei offenem Feuer des Feindes vorrückten, denn er wollte lieber Zeit als Menschen verlieren. Er gebot, mit der Sappe und Mine vorzugehen und die Gebäude in die Luft zu sprengen, vor Allem aber das Blut seiner Armee zu schonen. Dieser große Kriegsmann, der ebenso menschlich fühlte als er tapfer war, empfing durch das, was er gesehen, einen unauslöschlichen Eindruck ([32]).

Die Besetzung von drei Punkten der Umwallung machte einen Angriff vom äußersten linken Flügel

gegen das Inquisitionsschloß überflüssig, denn es handelte sich jetzt darum, die Spanier in ihren Häusern zu bezwingen, und wenig lag weiter an einer Umfassung, in der nicht länger die Stärke der Vertheidigung bestand. Man ließ die Division Morlot zur Beobachtung auf dem linken Flügel und schritt mit den Divisionen Musnier und Grandjean, die zusammen 9000 Mann stark waren, mittels Sappe und Mine zur Eroberung jedes einzelnen Hauses, während vor der Vorstadt am linken Ebroufer der General Gazan die Arbeiten fortsetzte, um demnächst der Bevölkerung von Saragossa diese letzte Zufluchtsstätte zu nehmen. Man schickte ihm sogar einen Theil des Belagerungsgeschützes, das auf dem rechten Ufer keine Verwendung mehr fand, seitdem man die Umwallung durch Breschen geöffnet hatte und sich von Straße zu Straße schlagen mußte.

Die Divisionen Musnier und Grandjean theilten sich in zwei Hälften von je 4500 Mann, die einander ablösten in diesem schrecklichen Kampfe, in welchem man abwechselnd mit der Sappe arbeitete, oder Mann gegen Mann auf engem Raume kämpfen mußte. Nie, selbst nicht in jener Zeit, wo die Kriege fast nur in Belagerungen hingingen, hatte man etwas Aehnliches gesehen. Die Spanier hatten die Thüren und Fenster ihrer Häuser verrammelt, im Innern Oeffnungen von einem Hause zum andern angebracht, und die Mauern mit Schießscharten versehen, um nach den Straßen schießen zu können, die überdies von Strecke zu Strecke von, mit Artillerie bewaffneten Barrikaden durchschnitten waren. So wie unsere Soldaten in den Straßen sich zeigen wollten, wurden sie sofort mit einem Kugelregen von den oberen Stockwerken und aus den Luftlöchern der Keller, und mit einem Kartätschenhagel von den Barrikaden begrüßt. Zuweilen machten sie, um die Spanier zur Vergeudung ihres Feuers zu verleiten, sich das Vergnügen, einen Tschako auf der Spitze eines Bajonnets zu einem Fenster hinauszuhalten und sofort war derselbe von Kugeln durchlöchert (33). Es gab daher kein anderes Mittel, als wie sie durch innere Verbindungen von Haus zu Haus zu gelangen, gegen einen gedeckten Feind gleichfalls gedeckt vorzurücken und langsam zu Werke zu gehen, um nicht die ganze Belagerungsarmee in dieser schrecklichen Fechtart zu Grunde zu richten. Nothwendig mußte hierdurch der Kampf lang und erbittert werden.

Die Spanier, welche über den Verlust der Umwallung und über die daraus folgende Steigerung der Gefahr im äußersten Grade erbittert waren, gingen in einen Zustand wahrer Raserei über. Sie wollten sich nicht mehr auf die Vertheidigung beschränken, wollten wiedererobern, was sie verloren hatten. Im Centrum wollten sie namentlich das Kapuzinerkloster wieder einnehmen, um von da die Stellung von Santa-Engracia zu überragen. Auf dem rechten Flügel waren sie Herren der Klöster der heiligen Monika und der Augustiner, welche den beiden von uns besetzten Breschen sehr nahe lagen, und machten von da unglaubliche Anstrengungen, uns zu vertreiben. Die Mönche, thätiger als je und von einigen jener flammenden Frauen unterstützt, welche, wenn sie sich einmal zu Gewaltthaten hinreißen lassen, in Folge ihrer reizbaren Natur weit grimmiger werden als die Männer, führten in das Feuer Schaaren, die aus den wüthendsten Fanatikern und dem entschlossensten Theile der Linientruppen bestanden. So wagten sie an der Angriffsfronte des Centrums, nachdem sie mit ihrer Artillerie in das uns verbliebene Kapuzinerkloster Bresche zu schießen versucht hatten, es nochmals, unter unserem Feuer zum Sturme gegen dasselbe anzurücken. Unsere Truppen trieben sie wiederholt mit dem Bajonnet zurück, und benahmen ihnen diesmal so sehr jede Hoffnung auf Erfolg, daß sie alle Lust zur Erneuerung ähnlicher Versuche verloren.

Die bei Santa-Engracia begonnene Eroberung wurde fortgesetzt. Von diesem Kloster führt eine breite Straße, die gleichfalls so heißt, gerade nach dem Corso. Ungeheure Gebäude fassen dieselbe zu beiden Seiten ein: zur Rechten (von französischer Seite aus gesehen) das Kloster der Jungfrauen von Jerusalem und das Irrenhaus, zur Linken das Franziskanerkloster. Waren diese Gebäude genommen, so befand man sich auf dem Corso (wie gesagt, eine Art innerer Boulevard) und besaß die vornehmste und breiteste Straße im Innern der Stadt.

Man machte sich denn daran, auf beiden Seiten der Santa-Engracia-Straße von Haus zu Haus innerwärts vorzudringen, um allmälig zur Eroberung der großen Gebäude zu kommen, deren Besitz so wichtig war. Wenn man in ein Haus eindrang, entweder durch die Verbindungsöffnung, welche die Spanier gemacht hatten, oder durch jene, welche wir brachen, so stürzte man sich auf die Vertheidiger mit dem Bajonnet los und machte sie nieder, wenn man sie erreichen konnte, oder begnügte sich mit ihrer Vertreibung. Oft aber ließ man hinter sich, unten in den Kellern oder oben auf den Böden Halsstarrige, die in den Häusern blieben, von denen bereits ein oder zwei Stockwerke erobert waren. So war man untereinander gemengt und hatte unter dem Fuße oder über dem Haupte, indem man durch die zum Theil durchbrochenen Decken schoß, Streiter, welche, gewohnt an diese Kriegsart, vertraut mit den damit verknüpften Gefahren waren und, eine Einsicht und einen Muth entwickelten, wie man sie dies niemals im freien Felde thun gesehen hatte. Unsere Soldaten, geschickt und tapfer, in jeder Fechtart aber Willens den Kampf zu verkürzen, schritten zu dem Ende zu verschiedenen Mitteln. Sie rollten Bomben in die Häuser, deren mittleres Gestock sie erobert hatten, oder brachten Pulversäcke hinein, und sprengten mit den Dächern die auf denselben sich befindlichen Vertheidiger in die Luft. Oder sie wandten Minen an und stürzten das ganze Gebäude um. Wenn sie aber dergestalt zuviel zerstört hatten, mußten sie unter den Kugeln des Feindes vorrücken. Die Erfahrung von einigen Tagen lehrte sie bald, die Mine nicht zu überladen und keine größere Verheerung anzurichten, als nothwendig war um eine Bresche zu legen.

Dergestalt gelangte man in der Santa-Engracia-Straße bis zum Kloster der Jungfrauen von Jerusalem, in welches man mittels Minen einzudringen suchte. Bald gewahrten unsere Minirer die Nähe des feindlichen Minirers, der gegen sie vorging, um ihnen zuvorzukommen. Man kam aber ihm zuvor, indem man die Minenkammer früher füllte und so die Spanier in ihrer Mine begrub. Nachdem im Kloster der Jungfrauen von Jerusalem eine Bresche gelegt war, drang man mit dem Bajonnet ein und tödtete viele Menschen, nahm auch eine Anzahl gefangen. Aus diesem Kloster drang man in das Irrenhaus, stets auf der rechten Seite der Santa-Engracia-Straße. Man mußte sich aber auch auf der linken Seite dieser Straße einen bedeckten Gang bahnen, um zu dem riesenhaften Gebäude des Franziskanerklosters zu gelangen, nach dessen Einnahme man sich am Rande des Corso befand. Man begann daher in dieser Richtung zu miniren. Während man auf der Angriffsfronte des Centrums von Kloster zu Kloster gegen den Corso vorschritt, war auf der Angriffsfronte des rechten Flügels der Erfolg nicht minder bestritten und wurde durch dieselben Mittel erzielt. Man hatte die Klöster der heiligen Monika und der Augustiner eingenommen, indem man die Spanier in demselben Augenblicke in die Luft sprengte, in welchem sie uns in die Luft sprengen wollten, was man der Einsicht und Geschicklichkeit unserer Minirer verdankte. Dann war man, stets mittels desselben Verfahrens längs der Monika- und der Augustinerstraße, die nach dem Corso führen, vorgerückt. Die Spanier waren auf ein neues Mittel zur Verzögerung unserer Fortschritte verfallen: sie steckten ihre Häuser in Brand, und da dieselben wenig Holzwerk und Gewölbe statt der Dielen hatten, brannten sie langsam, und waren, so lange die Brunst dauerte, unzugänglich. Man mußte daher auf der Straße vorwärts schreiten, indem man sich mit Erdsäcken deckte. Die ersten Leute aber, die erschienen, ohne daß die Schulterwehr sie schützte, wurden fast zuverlässig getödtet oder verwundet. Zu gleicher Zeit rückte man an der einen der beiden Breschen der Angriffsfronte des rechten Flügels längs der Monika- und Augustinerstraße gegen den Corso, und von der andern längs der Quemadastraße nach demselben Ziele vor, indem man von der einen Seite dieser Straße nach der andern ging, bald unter der Erde mit Hülfe der Mine, bald unter dem Feuer des Feindes durch Erdsäcke gedeckt. Man gelangte so durch diese verschiedenen Straßen an zwei große an den Corso stoßende Gebäude, von denen das eine das Hauptwerk, das andere die Seite bildete. Da wurde gekämpft mit Muth, List, Heftigkeit in den Mitteln, indem man bald minirte und gegenminirte, um sich einander in die Luft zu sprengen, bald mit dem Bajonnet angriff, oder in dichter Nähe aufeinander schoß. In diesen tausend Kämpfen, den seltsamsten, den außerordentlichsten die man sich denken kann, hatten unsere Soldaten durch Klugheit und Muth fast immer die Oberhand, und wenn sie häufig viele Leute verloren, geschah es weil ihre Ungeduld sie zu allzuverwegenen Angriffen trieb, und weil sie sich ungedeckt einem stets verborgenen Feinde darboten. Seit dem Beginn des Häuserkriegs hatten wir täglich nicht weniger als hundert Mann an Todten und Verwundeten; die Spanier dagegen, die der doppelten Gefahr des Feuers und der Epidemie ausgesetzt waren, mußten täglich an vierhundert Mann in die Spitäler bringen. Bei einem jener Angriffe wurde der tapfere General Lacoste durch eine Kugel in die Stirn getödtet. Der Oberst Rogniat ersetzte ihn, und wurde verwundet, so auch der Bataillonschef Haro.

Diese Art Operationen nahm die Zeit vom 26. Januar, dem Tage des allgemeinen Angriffs, bis zum 7. Februar hinweg, an welchem man endlich die Vorstadt am linken Ebroufer angriff. Der Marschall Lannes hatte dem General Gazan befohlen, hier die größte Thätigkeit zu entwickeln. Letzterer war, obschon krank, stets zu Pferde, und hatte sich, immer unterstützt von dem Obersten Dode, am 7. der Vorstadt hinreichend genähert, um in ein großes Kloster, das nicht ferne vom Ebro stand, Bresche zu schießen. Dieses Kloster hieß zum Jesus und befand sich einem andern Kloster nahe, dessen Besitz für die Eroberung der Vorstadt entscheidend sein mußte. Am 7. konnte man in der That das Feuer aus 20 Geschützen von schwerem Caliber eröffnen, und binnen zwei Stunden war in dem ersten Kloster, das wir nehmen wollten, eine breite Bresche gelegt, und wurden 400 Spanier, die es besetzt hielten, daraus vertrieben. Eine Colonne Voltigeurs stürzte sich nämlich auf das Kloster und nahm es fast im Augenblicke. Als sie aber aus dem Kloster, das isolirt stand, weiter vordringen wollten, es sei nach den Häusern der Vorstadt, oder nach dem zweiten Kloster, jenem, an dessen Wegnahme ganz besonders lag, wurden sie durch die Heftigkeit des Kleingewehrfeuers zur Umkehr genöthigt. Man entschied sich daher dafür, von dem bereits eingenommenen Kloster aus die Annäherungsarbeiten auf das zweite zu richten, welches das St. Lazaruskloster hieß, an den Ebro sich lehnte, und an den Eingang der großen Brücke stieß. Aus dem Lazaruskloster konnte man sich zum Herrn der Brücke machen, den die Vorstadt vertheidigenden Truppen den Rückzug abschneiden, und dieselbe mit einem Schlage zum Falle bringen. Die ganze Artillerie des rechten Ufers wurde sofort dem General Gazan gesendet, um diese wichtige Operation sobald als möglich auszuführen.

Im Innern der Stadt dauerte auf den Angriffsfronten des rechten Flügels und des Centrums der unterirdische Krieg, den wir beschrieben haben, mit der nämlichen Erbitterung fort. Von beiden Seiten jedoch waren die Leiden außerordentlich. Die Epidemie wüthete in den Mauern von Saragossa. Von den 40,000 Mann, die bei der Vertheidigung thätig waren, befanden sich bereits mehr als 15,000 in den Spitälern. Die an dem Kampfe nicht theilnehmende Bevölkerung starb hin, ohne daß man sich um sie kümmerte. Man hatte weder zum Begraben der Leichen noch zum Auffammeln der Verwundeten Zeit.

Man ließ sie inmitten der Trümmer, von wo sie ein furchtbares Miasma verbreiteten. Palafox selbst wurde von der herrschenden Seuche ergriffen und seine letzte Stunde schien gekommen zu sein, ohne daß deshalb die Kraft und Festigkeit des Commandos nachließ. Die Mönche, die unter seinem Namen herrschten und fortwährend bei der Menge allmächtig waren, ließen Alle, die beschuldigt wurden, Schwäche gezeigt zu haben, aufknüpfen. Die Masse der friedlichen Bevölkerung verabscheute diese Regierung, wagte aber nicht sich auszusprechen.

In äußersten Lagen denkt man nur an seine eignen Leiden, und stellt sich diejenigen des Feindes nicht gehörig vor, was zur unrichtigen Beurtheilung des wirklichen Zustandes der Dinge führt. Da unsere Soldaten die Sachlage im Innern von Saragossa nicht kannten und nur wußten, daß sie nach vierzig und einigen Kampftagen blos zwei bis drei Straßen erobert hatten, fragten sie sich, was aus ihnen werden würde, wennn man sich der ganzen Stadt durch dieselben Mittel bemächtigen solle. — Wir werden alle umkommen, sagten sie. Hat man je den Krieg in solcher Art geführt? Haben unsere Chefs ihr Handwerk vergessen? Warum nicht frische Verstärkungen und frisches Material erwarten und diese Rasenden unter Bomben begraben, statt uns Mann für Mann in den Tod senden, um einige Keller und einige Böden zu erobern? Kann man denn nicht auf nützlichere Art unser Leben für den Kaiser verwenden, das, wie man sagt, ihm gehört, und das wir uns auch gar nicht weigern für ihn aufzuopfern? — Solche Reden wurden jeden Abend in den Bivouaks in der Hälfte der Divisionen Grandjean und Musnier geführt, deren Reihe zum Ausruhen gekommen war. Lannes beruhigte, frischte durch seinen Zuspruch ihren Muth auf. — „Ihr leidet, meine Freunde," sagte er zu ihnen, „aber glaubt Ihr denn, daß der Feind nicht auch leidet? Auf einen Mann, den Ihr einbüßt, verliert er vier. Glaubt Ihr denn, er werde alle seine Straßen vertheidigen, wie er einige vertheidigt hat? Er ist am Ende seiner Energie und binnen wenigen Tagen werdet Ihr triumphiren und im Besitze einer Stadt sein, auf welche die spanische Nation alle ihre Hoffnungen setzt. — Noch einige Anstrengungen, meine Freunde, und Ihr werdet am Ziele Eurer Mühen und Arbeiten sein." — Der heldenmüthige Marschall dachte indeß nicht, wie er sprach. Er redete als Feldherr zu den Soldaten, zu dem Kaiser aber als Soldat, und schrieb ihm, daß er nicht wisse, wann diese Belagerung enden werde und daß es unmöglich sei, einen Zeitpunkt zu bestimmen, denn manches Haus koste Tage.

Indeß wurde weder Lannes, noch wurden die Soldaten, obschon sie sich beklagten, minder thätig oder minder muthig. Während man auf der Angriffsfronte des Centrums vom Irrenhause mittels der Mine zu dem großen Franciskanerkloster sich grub, gewahrte man, daß die Belagerten gegenminirten. Man füllte sofort die Mine mit 3000 Pfund Pulver und spiegelte in der Absicht, einen desto größern Menschenverlust zu bewirken, einen offenen Angriff vor, um desto mehr Feinde herbeizulocken. Hunderte von Spaniern besetzten sofort alle Stockwerke und erwarteten uns festen Fußes. Da gab der Ingenieurmajor Breuille den Befehl zum Anzünden der Mine. Ein entsetzlicher Knall, von dem die ganze Stadt bebte, erfolgte, und eine ganze Compagnie des Regiments Valencia wurde mit den Trümmern des Franciskanerklosters in die Luft geschleudert. Alle Herzen schauderten vor Schreck. Dann rückte man mit gefälltem Bajonnette über Trümmer, Feuer und Kugeln vor und vertrieb die Spanier. Diese aber flüchteten in einen Thurm und auf das Dach der Klosterkirche, machten Oeffnungen, warfen Handgranaten, und nöthigten unsere Soldaten einen Augenblick zum Weichen. Aber trotz alles Widerstandes blieben wir Herren dieses Postens und befanden uns hier endlich am Corso. Sogleich begann man zu miniren, um unter ihm hinüber zu gelangen, und durch noch schrecklichere Explosionen sowohl die eine als die andere Seite dieser öffentlichen Promenade auffliegen zu machen.

Auch auf der Angriffsfronte des rechten Flügels waren wir, indem wir der Quemadastraße, der Monikastraße und der Augustinerstraße folgten, am Corso angelangt. Unsere Truppen hatten das Piaristencollegium genommen, das ungeheuere Universitätsgebäude unterminirt, und eine Spitze gegen den Ebro vorgeschoben, um zum Angriffe auf die Vorstadt mitzuwirken. Die Universität sollte denselben Tag fallen, wo die Vorstadt fallen würde.

Der 18. Februar war herangekommen. Fünfzig Tage waren es her, seitdem wir Saragossa angriffen; neunundzwanzig davon hatten wir gebraucht, um in seine Mauern einzudringen; seit einundzwanzig Tagen führten wir den Häuserkrieg, und der Augenblick nahete heran, wo der erschöpfte Muth des Feindes in irgend einem großen Zwischenfall der Belagerung einen entscheidenden Grund finden sollte, sich zu ergeben. Diesen selben Tag, den 18. Februar, wollte man in der Stadt die Universität in die Luft sprengen, in der Vorstadt das an die Ebrobrücke stoßende Lazuruskloster erobern. Am Morgen ließ Lannes, zu Pferde neben dem General Gazan, den Angriff der Vorstadt beginnen. Fünfzig Feuerschlünde donnerten gegen das Lazaruskloster. Die aus Ziegelsteinen aufgeführten Mauern hatten eine Dicke von vier Fuß. Um 3 Uhr des Nachmittags war die Bresche endlich gangbar. Ein Bataillon vom 28. und eines vom 103. Linienregiment eilten im Laufschritte hin, drangen über die Bresche und tödteten 3—400 Spanier. Wenn die Bresche breit genug gewesen wäre, um die ganze Division Gazan einzulassen, so war es um die 7000 Mann, welche die Vorstadt vertheidigten, geschehen, denn man konnte aus dem Kloster nach der Brücke vorbrechen und die Vorstadt von der Stadt abschneiden. Man führte indeß in das Kloster so viele Truppen als anging und eilte nach der Brücke. Als die Besatzung der Vorstadt ihren Rückzug abgeschnitten sah, versuchte sie durchzubrechen. 3000 Mann stürzten nach dem Eingange der Brücke; man wollte sie aufhalten,

wurde mit ihnen handgemein und schlug einen Theil zu Boden, dem andern gelang es zu entkommen. Die 4000 Mann, die in der Vorstadt geblieben waren, mußten diese übergeben und die Waffen strecken.

Diese glänzende und entscheidende, von Lannes in Person geleitete Operation hatte uns nur zehn Todte und hundert Verwundete gekostet. Sie nahm der Bevölkerung ihre vorzüglichste Zufluchtsstätte und setzte die Stadt auch dem Feuer aller Geschütze des linken Ufers aus. Während dieses Ereigniß in der Vorstadt sich zutrug, standen die Truppen der Division Grandjean unter Waffen und harrten des Augenblickes, wo die Universität auffliegen würde, um auf deren Trümmer zu eilen. Das Gebäude flog unter 1500 Pfund Pulver mit einem entsetzlichen Gekrache auf; sofort schritten die Soldaten des 14. und 44. Regiments zum Sturme, und bemächtigten sich des Einganges zum Corso und der beiden Seiten. Auf der Angriffsfronte des Centrums wollte man am nächsten Tage die Mitte des Corso durch Minen zerstören.

Wie hartnäckig auch der Muth dieser Mönche, dieser Bauern war, die freudig die Langeweile des Klosters oder die harte Feldarbeit mit den Aufregungen des Krieges vertauscht hatten: vor den wiederholten Schlägen des 18. Februar hielt ihre Wuth nicht Stand. Von der kämpfenden Bevölkerung hielt sich nur noch ein Drittel auf den Füßen. Die nichtkämpfende Bevölkerung war in Verzweiflung. Palafox rang mit dem Tode. Die Vertheidigungsjunta, durch so gehäufte Unglücksfälle endlich gebeugt, beschloß zu capituliren und schickte einen Parlamentair, der in Palafox' Namen auftrat. Die unglücklichen Vertheidiger von Saragossa hatten so oft wiederholt, die Franzosen wären geschlagen worden, bis sie es endlich selbst glaubten. Der Parlamentair verlangte daher, man möge Erlaubniß zur Sendung eines Boten außerhalb Saragossa geben, um zu erfahren, ob wirklich die spanischen Armeen zerstreut wären, ob wirklich der Widerstand der unglücklichen Stadt unnütz wäre. Lannes antwortete, daß sein Wort nie unwahr sei, selbst nicht in einer Kriegslist; daß man ihm vollen Glauben schenken könne, wenn er bekräftige, daß die Spanier von den Pyrenäen bis zur Sierra Morena besiegt, daß die Reste Romana's gefangen genommen, daß die Engländer sich eingeschifft, daß Infantado seine Armee verloren. Hierzu fügte er, daß man sich ohne Bedingungen ergeben müsse, sonst werde er morgen die ganze Mitte der Stadt in die Luft sprengen lassen.

Am folgenden Tag, 20. Februar, begab die Junta sich in das Lager und willigte in die Uebergabe des Platzes. Man kam überein, daß Alles, was von der Besatzung noch übrig, durch das Hauptthor, jenes von Portillo ziehe, die Waffen strecke und kriegsgefangen sei, ausgenommen wer in den Dienst des Königs Joseph treten wolle.

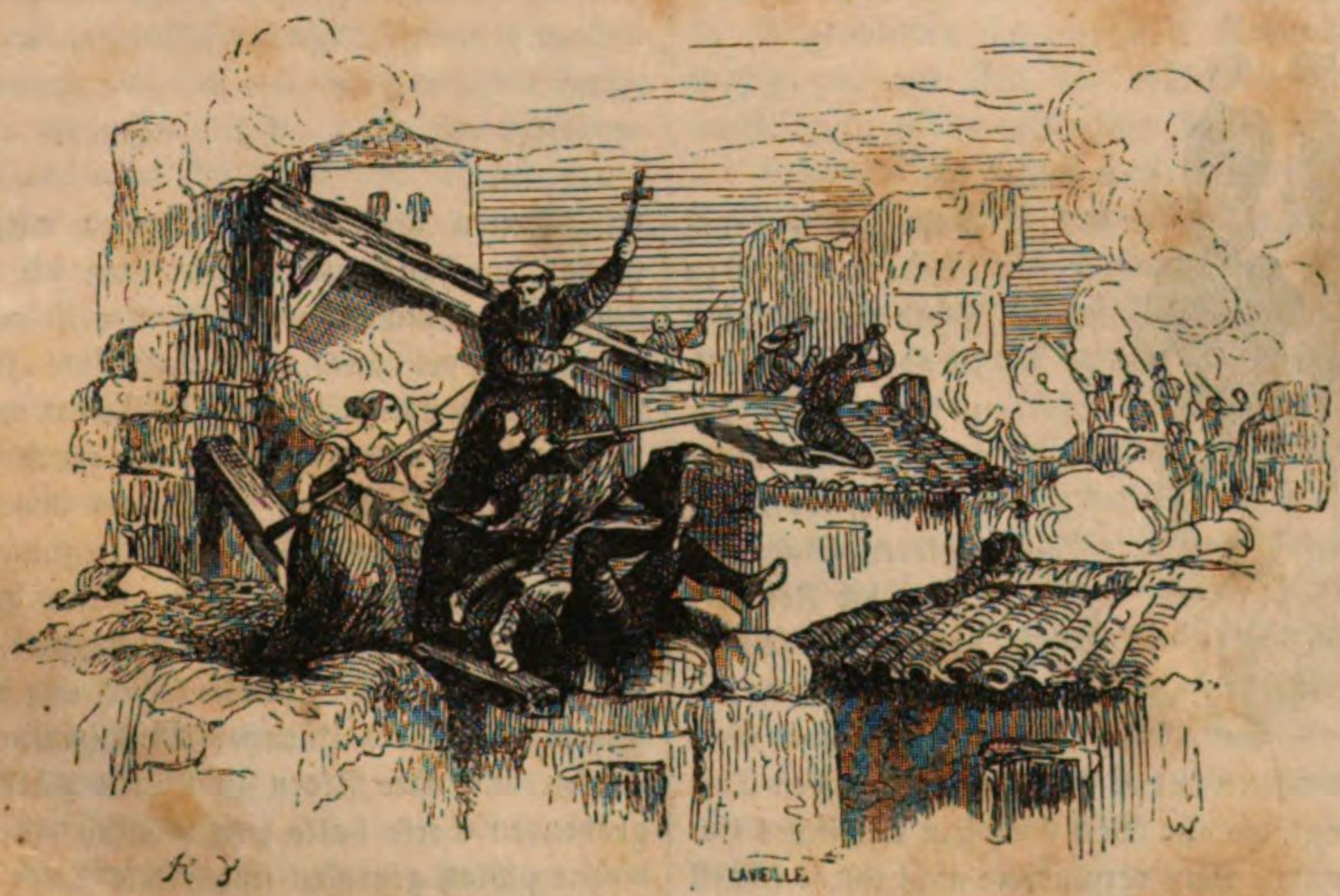
Am 21. Februar 1809 zogen 10,000 Infanteristen und 2000 Reiter, bleich, abgemagert, niedergeschlagen, an unseren von tiefem Mitleid ergriffenen Soldaten vorüber. Diese rückten dann in die unglückliche Stadt ein, welche nichts darbot als mit faulenden Leichen angefüllte Ruinen. Von 100,000 Menschen, Einwohnern oder nach Saragossa Geflüchteten, waren 54,000 umgekommen. Ein Drittheil der Gebäude der Stadt lag in Trümmern; die übrigen zwei Drittheile waren von Kanonenkugeln durchlöchert, mit Blut befleckt, und mit tödtlichen Miasmen geschwängert. Das Herz unserer Soldaten war tief erschüttert. Auch sie hatten grausame Verluste erlitten. Von 14,000 Mann, die activ an der Belagerung Theil genommen, waren 3000 kampfunfähig. Von 40 Ingenieuroffizieren waren 27 verwundet oder getödtet, und unter der Zahl der Todten befand sich der berühmte General Lacoste. Die Hälfte der Soldaten vom Ingenieurcorps war unterlegen. Nichts in der neuern Geschichte glich dieser Belagerung, und man müßte in das Alterthum nach zwei oder drei Beispielen aufsteigen, wie Numantia, Sagunt oder Jerusalem, um ähnliche Scenen zu finden. Aber die Schrecknisse des neuern Ereignisses überstiegen die Schrecknisse jener Ereignisse des Alterthums um die ganze Macht der von der Wissenschaft erfundenen Zerstörungsmittel. Das sind die traurigen Folgen des Zusammenstoßes großer Reiche! Die Fürsten, die Völker irren, hat ein Alter gesagt, und Tausende von Schlachtopfern büßen schuldlos für ihren Irrthum.

Der Widerstand der Spanier war erstaunlich, besonders durch seine Hartnäckigkeit, und offenbarte an ihnen ebenso großen angebornen Muth, als ihr Benehmen im freien Felde wenig von jenem erworbenen Muthe zeugte, welcher die Stärke der regelmäßigen Heere bildet. Aber der Muth der Franzosen, welche, nur 15,000 Mann stark, 40,000 verschanzte Feinde angriffen, war noch viel außerordentlicher; denn ohne Fanatismus, ohne Wildheit kämpften sie für jenes Ideal von Größe, deren glorreiches Abzeichen damals ihre Fahnen waren.

Das war das Ende dieses zweiten Feldzuges in Spanien, der mit Burgos, Espinosa, Tudela begann und mit Saragossa endete, und durch die Anwesenheit Napoleon's auf der Halbinsel, durch den übereilten Rückzug der Engländer, und durch eine neue scheinbare Unterwerfung der Spanier unter den König Joseph denkwürdig war. Die Manoeuvres Napoleon's waren bewunderungswürdig, seine Truppen waren es ebenfalls, und doch, so groß die Ergebnisse waren, gleich kamen sie keineswegs denjenigen, die wir über die nach den Regeln der Wissenschaft organisirten Heere Oesterreichs, Rußlands und Preußens errungen haben. Es schien, als ob so viel Wissen, Erfahrung und Bravour scheitern solle an der Unerfahrenheit und Unordnung der spanischen Armeen, gleich wie zuweilen die Geschicklichkeit eines Fechtmeisters an der Ungeschicklichkeit eines Menschen scheitert, der nie ein Rappier in den Händen gehabt hat. Die Spanier hielten im freien Felde nicht Stand, sie flohen, sie warfen ihre Gewehre weg, sie ließen ihre Fahnen, ihre Kanonen im Stiche, aber man fing sie nicht, und es blieben ihre weiten Ebenen, ihre steilen Gebirge, ihr versengendes Klima, ihr Haß gegen alle Fremden zu besiegen übrig, und überdies ihr Hang,

eine Reihe von Abenteuern von vorne zu beginnen, die ihnen nichts gekostet hatten als die Mühe zu fliehen, die ihnen durch ihre Behendigkeit und Entblößung leicht genug gemacht wurden; und endlich blieb noch zuweilen irgend ein furchtbarer Widerstand hinter den Mauern zu besiegen, gleich jenen von Saragossa! Allerdings ist es wahr, daß Saragossa die letzte Anstrengung dieser Art war, die man von den Spaniern zu besorgen hatte. So unermüdlich sie waren, konnte man sie ermüden; so verblendet sie waren, konnte man sie aufklären, konnte man sie die Vortheile der Regierung, welche Napoleon ihnen durch das Mittel seines Bruders brachte, würdigen lehren. Nach Espinosa, Tudela, Somo-Sierra, Coruña, Ucles, Saragossa waren sie in der That niedergeschlagen und entmuthigt, wenigstens für den Moment, und wenn die allgemeine Politik sie nicht durch neue Verwickelungen unterstützt hätte, so möchten sie nochmals durch eine fremde Dynastie regenerirt worden sein. Aber undurchdrungen und undurchdringlich war damals das Geheimniß des Schicksals. Napoleon hatte auf ein Schreiben des Prinzen Cambacérès, worin ihm dieser seinen Glückwunsch zum neuen Jahr darbrachte, geantwortet: Damit man diesen Wunsch noch dreißig Male an mich richten könne, muß man weise sein. — Nachdem er eingesehen, daß man weise sein müsse, wird er es auch sein? Da lag die Frage, die einzige Frage. Nächst Gott hielt er allein in seinen Händen die Geschicke der Spanier, der Deutschen, der Polen, der Italiener, und zum Unglücke auch der Franzosen wie aller übrigen.

Während seine Armeen, nachdem sie kurze Ruhe genossen, sich anschickten, jene des Marschalls Soult von Coruña nach Lissabon, jene des Marschalls Victor von Madrid nach Sevilla, jene Aragoniens von Saragossa nach Valencia aufzubrechen, müssen wir ihm selbst von den Gipfeln des Guadarrama nach den Ufern der Donau, von Somo-Sierra nach Eßling und Wagram folgen. Es blieben ihm damals einige schöne Tage zu hoffen, weil es noch Zeit war weise zu sein, weil die letzten, die unwiederbringlichsten Fehler noch nicht begangen waren. Es war zwar in Anbetracht des Ganges, den er den Dingen gab, zweifelhaft, aber keineswegs unmöglich, daß Spanien durch seine Hand regenerirt wurde, daß Italien von den Oesterreichern frei wurde, daß Frankreich groß blieb, wie er es dazu gemacht hatte, daß sein Grab sich an der Seine befand, ohne einen Augenblick am äußersten Ende des Oceans sich befunden zu haben.



K Y LAVELLE.

Vier und dreißigstes Buch.

Regensburg.

Napoleon war am 17. Januar 1809 zu Pferd von Valladolid abgereist, am 18. zu Burgos, am 19. zu Bayonne angekommen, hatte in letzterer Stadt sich kaum die Zeit genommen, einige Befehle auszufertigen und war hierauf zu Wagen mitten in der Nacht am 22. in den Tuilerien angelangt, wo alle Welt über sein plötzliches Erscheinen erstaunte. Man vermuthete nicht ihn so schnell wiederzusehen und mußte darüber in Frankreich wie überhaupt in Europa einige Unruhe verspüren. Der Grund zu dieser Unruhe erklärt sich aus dem nämlichen Grund zu seiner hastigen Rückkehr. Er war von Valladolid abgereist und hatte seinen leider entzweiten und durch den zaghaften Oberbefehl Joseph's nur schwach einander wieder näher gebrachten Generalen die Sorge überlassen, die Eroberung Spaniens zu vollenden; er war abgereist, weil ihm von allen Seiten die Nachricht zu Ohren kam, daß Oesterreich mit größerem Eifer als je vorher seine seit zwei Jahren so oft eingestellten und ebenso oft wieder aufgenommenen Rüstungen von Neuem betreibe; weil man ihm von Wien, München, Dresden und Mailand die genauesten Einzelheiten über diese Rüstungen mitgetheilt hatte, so daß durchaus kein Zweifel über die drohende Gefahr aufzukommen vermochte; weil man ihm von Constantinopel aus über unerhörte Anstrengungen Oesterreichs berichtete, um die Türkei mit Frankreich zu entzweien und wieder mit England auszusöhnen; weil man endlich von Paris aus ihm meldete, daß sich eine bisher ungekannte Aufregung in den Gemüthern kundgebe, daß man, wenn auch schüchtern aber augenscheinlich am Hofe intriguire, daß man in der Stadt eine kecke Sprache führe, und daß mit einem Worte allerwärts Unruhe, Mißstimmung, üble Gedanken und üble Reden zu spüren wären. In seiner glühenden Seele hatte jetzt plötzlich eine gereizte Bewegung Platz gegriffen und nichts hatte ihn abhalten können, sofort nach Frankreich zurückzukehren. Die, welche im Innern wie von Außen her seine Rückkehr provocirt hatten, ahneten Schlimmes und wurden schon im Voraus davon beunruhigt. Die europäische Diplomatie machte sich auf einen Eclat gefaßt. Der erschrockene Hof befürchtete harte Maßregeln.

Wirklich fand auch Napoleon bei seiner Rückkehr nach Paris Frankreich, wie er es noch nie gesehen. Konnte er auch seit ungefähr zehn Jahren seiner Herrschaft neben der Bewunderung, die er einflößte, Mißtrauen, ja selbst Mißbilligung wahrnehmen — so hatte er Frankreich noch nie gekannt, wie es ihm jetzt einige treue Diener zeichneten, wie er es eben selbst in Augenschein nahm. Diese Umwandelung war

einzig und allein dem spanischen Kriege zuzuschreiben, der seine unseligen Folgen zu entwickeln begann.

Anfangs hatte man das Unternehmen selbst getadelt, das der schweren Last, mit welcher das Reich schon beladen war, ein neues Gewicht hinzuzufügen schien. Man hatte die Form getadelt, die nichts weiter als eine Treulosigkeit gegen unglückliche, schwachköpfige und ohnmächtige Fürsten war. Allein man hatte dabei immer noch auf das allezeit glückliche Genie Napoleon's gerechnet, das diese neuen Schwierigkeiten besiegen würde; man war geblendet und stolz geworden von den Huldigungen, mit denen man ihn in Erfurt überhäuft, und hatte so zwischen Furcht, Hoffnung und befriedigtem Hochmuth hin und her geschwankt. Inzwischen hatte aber dieser Feldzug selbst, wo er nur zu erscheinen brauchte, um die Massenaufstände der Spanier zu zerstreuen, dunkle Ahnungen aufsteigen lassen. Man hatte gesehen, wie er genöthigt war, seine tapferen Armeen vom Norden, wo sie noch immer gebraucht wurden, nach dem Süden kommen zu lassen, von wo her keine ernstliche Gefahr für Frankreich drohte; wie er sie in einem aufreibenden Lande vertheilen mußte, wo sie sich erschöpften, um Haufen zu vernichten, die nirgends Stand hielten, aber unabläßig als Guerillas zurückkehrten, sobald sie nicht mehr in Armeecorps kämpfen konnten; wie die Engländer sich muthvoll vertheidigten, dann wieder sich zurückzogen, sich einschifften, um alsbald an andern Uferpunkten wieder zum Vorschein zu kommen, und sich mit ihren Schiffen ebenso leicht wie die Spanier mit ihren Beinen bewegten. Allerwärts sagte man sich, daß hier ein Abgrund gähne, der viel Geld und viel Menschen verschlinge eines sehr geringen Erfolgs wegen, der zwar wünschenswerth wäre, wenn man sich noch im Zeitalter Ludwig's XIV. befände, aber unendlich weniger bedeutsam zu einer Zeit sei, wo Frankreich den Continent beherrschte, ein Erfolg, den man übrigens Angesichts so vieler anderen zu beendigenden Unternehmungen leicht aufschieben konnte und der den allgemeinen Frieden, der schon so schwierig und so mit Recht ersehnt war, nur noch mehr erschweren mußte. Was aber die öffentliche Mißbilligung aufs Höchste trieb, war die weitverbreitete Ueberzeugung, daß Oesterreich den Abmarsch der französischen Armee aus der Halbinsel benutzen und diese Gelegenheit ergreifen würde, um den Krieg mit günstigen Aussichten auf Erfolg wieder zu beginnen. Zu dieser Gewißheit kam noch die Furcht, daß durch die Verbindung anderer Mächte mit Oesterreich die Coalition wieder allgemein werden würde. So erblickte man in einem Fehler tausend andere, von denen sich einer an den andern kettete und eine unendbare Reihe von unseligen Folgen nach sich zog. Gleichzeitig begannen die wiederholten Aushebungen, die sich nicht nur auf die Altersclassen von 1809, sondern auch auf die von 1810, also auf ein Jahr voraus, ja sogar auf die früheren Classen von 1806, 1807, 1808 und 1809 erstreckten, welche sich schon befreit glaubten — es begannen diese Aushebungen eine allgemeine Unzufriedenheit in den Familien hervorzurufen und ihnen diesen Krieg als ein großes Leiden erscheinen zu lassen, obschon er bisher nur Gelegenheit zu Triumphen geboten, ein Gegenstand des Stolzes und ein Mittel gewesen war, um in die entferntesten Lande die Zeichen kaiserlicher Freigebigkeit gegen alte Soldaten gelangen zu lassen. Die zum Theil wieder ausgesöhnten alten Royalisten hatten bis jetzt geschwiegen, ebenso die Geistlichkeit. Jetzt fanden aber die am wenigsten Bekehrbaren in den Ereignissen in Spanien und Oesterreich wie in den Jammern der Familien einen Grund zu Reden voll Gift und Galle. Die Geistlichkeit, die insgemein durch Interesse und Gesinnung mit dem Adel verbunden ist, erblickte in der üblen Behandlung, die man dem Papst zu Rom widerfahren ließ, eine gleich gewichtige Ursache zum Mißvergnügen, wie sie die alten Royalisten in den erzwungenen Abdankungen zu Bayonne auffinden konnten. So erlaubten sich denn die Pfarrer auf gewissen Kanzeln in der Stadt wie auf dem Lande eine sehr zweideutige Sprache und begannen unter dem Vorwande christliche Demuth zu predigen, zum Volke in einer Weise zu sprechen, wie es die Kirche in Zeiten der Verfolgung immer gewohnt gewesen ist.

An den öffentlichen Orten vernahm man ungewöhnlich freie Worte und das so lebhafte Paris, das der Reihe nach so ungestüm und wieder so folgsam, so lästernd und so schwärmerisch begeistert, nie ganz unterwürfig und ununterwürfig ist, das man stets in Augenblicken der größten Verirrungen wieder mäßig und zur Zeit der vollkommensten Mäßigung unsinnig zu sehen vermuthen kann, Paris, das von der Bewunderung seines Kaisers bis zur Langweiligkeit ermüdet war und das selbst die Dankbarkeit vergaß, die es ihm für Niederreißung der Blutgerüste und Wiederaufrichtung der Altäre, für Zurückführung der Ruhe, des Luxus und der Vergnügungen schuldete, Paris fand Gefallen daran, sein Unrecht hervorzuheben, seine Fehler zu erörtern, und begann sich, neben der Genugthuung zu schimpfen, ernstlichen Befürchtungen für die Zukunft hinzugeben, die es in verdrießlicher, oft bitterer Rede hören ließ. Die öffentlichen Fonds fielen, trotz aller Einkäufe des Staatsschatzes, unter 80 Francs — den vom Kaiser für die fünfprocentige Rente festgestellten Normalsatz — herab und würden noch tiefer gefallen sein, wenn man sich nicht große Mühe gegeben hätte, sie zu halten.

Inmitten der Regierung zeigte sich keine geringere Unruhe und Zerfahrenheit. Der gesetzgebende Körper war während der ganzen Zeit des kurzen Feldzuges Napoleon's jenseits der Pyrenäen versammelt geblieben. Nach dem Brauche der damaligen Zeit hatte man sich weniger mit Politik, als mit Finanzangelegenheiten, namentlich aber mit Gegenständen der Gesetzgebung beschäftigt. Man hatte das Gesetzbuch der Criminalgerichtsordnung, ein schwieriges Werk, das mehr als eine alte Meinungsverschiedenheit hervorrufen konnte, zu berathen. Die anfangs noch wenig zahlreichen Opponenten, die nie mehr als 10 bis 15 verneinende Stimmen gegen die Vorlagen zusammenbrachten, boten jetzt der Regierung die Spitze und verfügten

unter 250 bis 280 Stimmenden über nahe an 80 bis 100 verneinende Stimmen, die sie bei der Berathung der verschiedenen Titel dieses Coder geltend machten. Der Erzkanzler Cambacérès, der mit seiner gewohnten Scharfsinnigkeit dieses Wiederaufleben des Widerspruchsgeistes erkannte und ihn aufzuregen fürchtete, wenn er ihm die Berathung eines Gesetzbuches anheim gab, welches die alten Neigungen der Einen für die Freiheit, der Andern für die Autorität einander so stark entgegen stellte, — der Erzkanzler Cambacérès benachrichtigte den Kaiser von dieser Gefahr und suchte ihn davon abzubringen, den Criminalcoder schon dieses Jahr vollenden zu lassen. Ihm wäre ein Zeitpunkt passender erschienen, wo man zur Annahme geneigter oder der Kaiser in Person gegenwärtig war, denn in seiner Abwesenheit sprach sich Jedermann dreister aus. Allein Napoleon kannte kein Hinderniß und wollte, daß die Criminalgerichtsordnung noch dieses selbige Jahr in Berathung gezogen würde; lebhafte Verhandlungen, auf welche getheiltere Abstimmungen als gewöhnlich erfolgten, setzten die nachdenkenden Köpfe in Erstaunen und trugen dazu bei, einen aufmerksamen Oberherrn, der, wenn auch abwesend sich doch um alle Ereignisse in Frankreich kümmerte, unwillig zu machen.

Ermuthigt durch diese Abwesenheit hatten einige Personen ihrer Sprache und ihrem Hang zur Intrigue freiern Lauf gelassen. Namentlich waren es zwei, die bis zur Unbesonnenheit den Gehorsam vergessen hatten, an den sie seit beinahe zehn Jahren gewöhnt zu sein schienen, nämlich Fouché und Talleyrand. Wir haben schon den Charakter und die Rolle dieser beiden so verschiedenen, gegenseitig so feindlichen Persönlichkeiten während der ersten Jahre des Consulats kennen gelernt, Persönlichkeiten, die nach dem Erzkanzler Cambacérès um diese Zeit den größten Einfluß übten. Der Erzkanzler Cambacérès, der zwar weniger als früher zu Rathe gezogen wurde, bemühte sich unablässig im Stillen und ohne Schaugepränge im Geiste Napoleon's den Gedanken der Mäßigung und Besonnenheit das Uebergewicht zu verschaffen, womit er jedoch gegen ehemals viel seltener zum Ziele gelangte. Die Ereignisse fingen übrigens auch an ihn zu ermüden und zu entmuthigen; er versuchte sich täglich mehr und mehr zurückzuziehen, was allezeit leicht ist, denn die auf die Bühne der Welt gedrängten Schauspieler sind niemals böse darüber, daß man ihnen den Platz leer läßt. Napoleon allein bemerkte das Zurückziehen des Erzkanzlers mit Bedauern, denn er schätzte seine seltene Klarheit, mochte sie ihm auch oft unbequem erscheinen. Man dachte daher weniger an den Fürsten Erzkanzler. Fouché und Talleyrand dagegen sahen es Beide gern, wenn man sich mit ihnen beschäftigte und zogen gern Alles an sich, was bei einem Publicum, dessen beinahe alleiniger Gedanke durch Napoleon ausgefüllt wurde, von Aufmerksamkeit übrig blieb. Fouché, während der ersten Zeiten des Consulats als Polizeiminister ausgezeichnet durch seine nachsichtige Gleichgültigkeit gegen die Parteien, die ihn veranlaßte, gegen alle Welt schonend zu verfahren, hatte gleichwohl für einen Minister der Polizei zwei gewichtige Unannehmlichkeiten, nämlich die Sucht, sich auf Kosten der Regierung geltend zu machen und den Drang, sich in Alles zu mischen. Schonte er diesen oder jenen, verhinderte er einen Act der Strenge, so schrieb er sich bei den Betheiligten das alleinige Verdienst zu und gab ihnen anzuhören, daß man ohne seine Dazwischenkunft ganz anders unter der Tyrannei eines heftigen Herrschers zu leiden haben würde. Er gab sich das Ansehen, den auffahrenden Eifer des Polizeipräfecten Dubois, eines dem Kaiser persönlich ergebenen Staatsbeamten, in Schranken zu halten, spöttelte über die Enthüllungen, die er gemacht zu haben behauptete und behandelte alle von diesem Agenten angezeigten Complotte als leere Hirngespinnste. Fouché konnte vielleicht darin Recht haben, allein er selbst überschritt in seinem Eifer oft Maß und Ziel. In Alles wollte er sich mischen, um ja in jeder Beziehung einflußreich zu erscheinen. So hatte er neuerdings, um sich wichtig zu machen, es über sich genommen, der Kaiserin Josephine die Ehescheidung einzureden, weil er dadurch Napoleon zu gefallen glaubte, daß er ein Opfer veranlaßte, welches dieser nicht zu verlangen wagte, obschon er es sehnlichst wünschte. Diese allzu persönlichen Ansichten, dieses indiscrete Einmischen in Angelegenheiten, die ihn nichts kümmerten, hätten ihn beinahe bei Napoleon in Ungnade gebracht, der natürlich nicht wollte, daß man sich auf seine Unkosten wichtig mache, daß man ihn den Parteien gegenüber als hart und grausam darstelle und die Ehre der Milde für sich in Anspruch nehme, daß man durch erheuchelte Ungläubigkeit rücksichtlich der Complotte die Sicherheit seiner Regierung compromittire und daß man sich endlich erlaube, in wichtigen Staats- und Familienangelegenheiten die Initiative zu ergreifen, die ihm allein zukamen und deren Zeitigung er allein beurtheilen konnte und wollte.

Ein Umstand in neuester Zeit gab ihm Gelegenheit, seine Gesinnung in dieser Beziehung zu erkennen zu geben und zwar auf eine für Fouché ziemlich verdrießliche Weise. Ein alter Militair, der General Malet, ein unverbesserlicher Verschwörer, der ehemalige Kriegsminister Servan, ein altes Mitglied des Convents, und Florent-Guyot, ein wenig bekannter Angestellter im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, hatten sich in ein Complott eingelassen, das wenn auch wenig bedeutsam, doch schon den beginnenden Widerstand gegen die unumschränkte Gewalt verkündigte. General Malet nämlich hatte sich in den Gedanken verrannt, daß man, da Napoleon oft wegen des Krieges abwesend war, von dieser Abwesenheit Nutzen ziehen, ihn todt sagen und dadurch einen Aufstand hervorrufen müsse. Ob Malet's Plan, der später wirklich ins Leben trat, damals noch im Keime lag oder schon in der fraglichen Verschwörung, welche Dubois entdeckt zu haben glaubte, gänzlich gereift war, ist jetzt zu ermitteln unmöglich. Fouché spottete viel über Dubois und dieser, der sich gestützt wußte, behandelte seinen Minister mit keiner großen Achtung. Napoleon hörte in Spanien von diesem

Zwiste; er sah es nicht gern, daß sein Polizeiminister in Verschwörungssachen den starken Geist spielte oder sich vielleicht bei den höheren Staatskörpern durch Vertuschung einer Angelegenheit wichtig machte, in welche einige seiner Mitglieder verwickelt schienen; deshalb unterstützte er Dubois in jeder Weise und verlangte, daß der fragliche Gegenstand vor einem unter dem Vorsitz des Fürsten Cambacérès versammelten Staatsrath erörtert würde. Der umsichtige Erzkanzler legte den Streit bei und entschied, daß wenn er auch keine große Ursache gehabt, sich darauf einzulassen, er dennoch diesen ersten Anzeichen eines revolutionairen Geistes sorgfältiger Rechnung zu tragen habe. Auf Befehl des Kaisers erhielt Fouché einen nachdrücklichen Verweis. Rücksichtlich seines Ehescheidungsvorschlages sollte es ihm noch schlimmer ergehen. Dieser von dem Polizeiminister der Kaiserin Josephine von freien Stücken gemachte Vorschlag erschien derselben als vom Kaiser selbst eingegeben, denn sie konnte nicht voraussetzen, daß ein Minister es auf sich nehmen würde, einen solchen Schritt zu wagen, wenn er nicht dazu beauftragt wäre und es hatte dies heftige Erschütterungen zur Folge, von welchen Napoleon lebhaft ergriffen war. Indem er seine Herrschaft dauernd zu befestigen wünschte, verlangte er nach einem Erben und gewahrte so, wie nach und nach der Entschluß der Scheidung in seinem Innern reif wurde. Je mehr er aber auch dem Augenblicke des genannten Entschlusses näher kam, um so weniger wollte er sich im Voraus einem Schmerz hingeben, der für ihn äußerst empfindlich war. Fouché wurde daher wegen des gethanen Schrittes desavouirt und zu den demüthigendsten Entschuldigungen der Kaiserin gegenüber verurtheilt. Endlich machte Cambacérès den Vermittler und Friedensstifter in diesem Streite. Fouché konnte aber zur Zeit schon die reißend schnelle Abnahme seines Einflusses gewahren.

Auch Talleyrand's Stellung war ziemlich verwickelt und ebenfalls durch seine Schuld. Er hatte dem Kaiser mehr als einen Grund zum Mißtrauen und Widerwillen gegeben, namentlich als er im Jahre 1807 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter dem eitlen Vorwande, Großwürdenträger des Reiches zu werden, aufgab. Später war ihm wieder die kaiserliche Gnade zu Theil geworden, als er sich zum thätigen Werkzeug der Politik hergab, die den Krieg mit Spanien herbeiführte; Napoleon hatte ihn bald nach Erfurt berufen, bald wieder nach Paris zurückgeschickt, um bei der europäischen Diplomatie das zu bemänteln, was diese Politik Gehässiges und Beunruhigendes für die fremden Höfe mit sich führen mochte. Talleyrand war aber am allerwenigsten fähig, der Tagesmeinung entgegenzutreten, und der spanische Krieg, der mit allgemeiner Mißbilligung endigte, war in seinen Augen zu nichts mehr gut, als desavouirt zu werden. Er hatte auch gar kein Hehl, es offen zu sagen, daß er nicht dazu gerathen habe, wobei er sich jedenfalls darauf stützte, daß er unter den vorgeschlagenen Plänen sich für eine Theilung Spaniens und gegen die Usurpation der Krone ausgesprochen hatte. Da er einmal abzuleugnen begonnen, so ging er zurück bis zur Blutthat gegen den Herzog von Enghien, denn in diesem Augenblicke der Mißgunst kam man auf alle Fehler zurück, die Napoleon hatte begehen können; Talleyrand wollte jetzt bei keinem einzigen der Mitschuldige sein. Seine Unvorsichtigkeit war groß; denn wenn sich schon jetzt Alles in Paris weiter plaudert, so ging dies damals noch viel schneller, wo sich mehr als zu jeder andern Zeit zur Indiscretion die verrätherische Sucht sich gefällig zu machen mischte. Es konnte daher nicht fehlen, daß Talleyrand in kurzer Zeit beim Kaiser angegeben wurde.

Sein Unrecht beschränkte sich aber nicht allein darauf, einige wenig begründete Ableugnungen zu unternehmen, er hatte sich auch nach zehn Jahren des Hasses und der gegenseitigen Verleumdung wieder mit Fouché versöhnt. Fouché erblickte in Talleyrand einen leichtsinnigen Intriguant, der eine Diplomatie zu leiten vorgiebt, welche vom Siege getragen ganz von selbst geht, während Talleyrand in Fouché den untergeordneten Intriguant gewahrte, der den Kaiser mit gewöhnlichen Denunciationen in Bewegung erhält und eine Polizei ausbeutet, die durch die allgemeine Unterwerfung leicht, fast nutzlos geworden ist. Talleyrand verachtete Fouché's Gemeinheit und dieser Talleyrand's Frivolität. Inzwischen hatten sich Beide, als ob eine schwierige Stellung das Vergessen alten Hasses zu erheischen schien, wieder ausgesöhnt und sich zum allgemeinen Erstaunen öffentliche Besuche abgestattet. Der wahre Grund ihrer Aussöhnung war übrigens, daß Zustände in nächster Zukunft eintreten konnten, welche die Vereinigung für Beide nöthig machten. Man redete sich in der That ein, daß Napoleon, sei's nun in Spanien durch den Dolch eines Fanatikers oder in Oesterreich durch eine Kanonenkugel, ein Ende finden würde. Fouché und Talleyrand waren ganz geneigt an den Untergang einer Ordnung der Dinge zu glauben, die nicht mehr nach ihrem Geschmack war, und schienen die Meinung zu theilen, daß Napoleon's Person unfehlbar einer so oftmals Trotz gebotenen Gefahr erliegen werde. Was wird dann aus uns werden? was fangen wir dann an? Das waren die Fragen, die sie an sich gerichtet und auf die sie noch keine gewisse Antwort gefunden hatten. Die Zwischenträger jedoch, die wie gewöhnlich das Halbvertrauen übertrieben, das diese beiden Personen zu einander hatten, behaupteten, daß für den Fall, daß Napoleon geschlagen würde, ein Plan über die Regierung schon ganz fertig von ihnen ausgearbeitet sei. Man legte ihnen sogar den Gedanken unter, die Kaiserkrone auf Murat zu übertragen, der, bevor er sich nach Neapel begeben, in Paris seinen Verdruß, daß er nicht König von Spanien geworden war, offen zur Schau getragen hatte.

Diese leeren Gerüchte verdienten keine Erwähnung in der Geschichte, wenn sie nicht den Anfang einer geistigen Aufregung bezeugten, die durch die Fehler Napoleon's hervorgerufen wurde, und wenn sie namentlich nicht die traurige Veranlassung gewesen

wären, die Fremden über Alles, was in Paris vorging, in Kenntniß zu erhalten, ihnen vorzureden, daß Napoleon's Ansehen bedeutend geschwächt, die Nation von Widerwillen gegen seine Politik eingenommen, seine Thatkraft bedeutend vermindert und endlich der Augenblick gekommen sei, ihm von Neuem den Krieg zu erklären. Es ist gewiß, daß der Zustand in den Köpfen zu Paris damals mächtig auf den Zustand in den Köpfen des übrigen Europa's einwirkte ([34]) und außerordentlich viel dazu beitrug, den Krieg, wie wir bald sehen werden, von Neuem zu entzünden.

Bevor noch Napoleon Valladolid verließ, hatte er von dem größten Theile dessen, was wir eben erzählt haben, Kenntniß erhalten und war so heftig davon aufgeregt worden, daß er einen Ausbruch seines Zornes nicht zurückhalten konnte. Tags vor seiner Abreise erfuhr er, daß die alten Grenadiere der alten Garde darüber murrten, daß man sie, wenigstens für den Augenblick, in Spanien zurücklasse, während man ihn gleichzeitig benachrichtigte, daß General Legendre, einer der Unterzeichner der Capitulation von Baylen, bei einer Revue, die er eben abhalten wollte, sich ihm vorstellen würde. Dies brachte ihn in Zorn, der sich in einer Weise kund gab, die Alle, welche davon Zeuge waren, tief betrübte. Er durchschritt zu Fuß die Reihen der Grenadiere, die vor ihm das Gewehr präsentirten; hatte er nun einiges Murren vernommen oder einen der Unzufriedenen herausgefunden, kurz, er riß einem das Gewehr aus der Hand und zog ihn mit den Worten hervor: „Elender, du verdientest, daß ich dich niederschießen ließ und wenig fehlt, daß ich's nicht thue!" Dann schleuderte er ihn in die Reihen zurück und wendete sich an seine Kameraden: „O, ich weiß wohl," sagte er zu ihnen, „ihr wollt nach Paris zurück zu euren Bekannten und Weibern; wartet's ab, ich will euch noch achtzig Jahre unter den Waffen festhalten!" — Hierauf erblickte er den General Legendre; er faßte ihn bei der Hand und redete ihn an: „Diese Hand, General, diese Hand, warum ist sie denn nicht verdorrt, als sie die Capitulation von Baylen unterzeichnete?" — Der unglückliche, durch diese Worte niedergeschmetterte General war außer sich vor Scham und Alles beugte sich vor dem flammensprühenden Antlitz des Kaisers, wenn auch im Geheimen diese ungeeigneten Wuthausbrüche getadelt wurden.

Napoleon reiste hierauf nach Paris ab, wo er, wie wir bereits erzählt haben, mit einer seiner Leidenschaftlichkeit entsprechenden Hast ankam. Man hatte ihm viel nach Spanien brieflich berichtet, denn außer seinen Ministern hatte er noch zahlreiche Correspondenten, die ihm über Alles, was sie dachten oder sammelten, Mittheilung machten ([35]); viel hatte er auch unterwegs, wenn auch nur im Fluge, erfahren; eine große Anzahl von Befehlen war bereits von ihm erlassen, so namentlich die Verhaftung des Abbé Anglade, der in der Gironde von der Kanzel herab gegen die Conscription gepredigt, und die Berufung des Erzbischofs von Bordeaux nach Paris angeordnet worden, weil letzterer die Reden des Abbé Anglade geduldet hatte. Kaum war er in die Tuilerien eingetreten, als ihm auch tausende von Berichten über die zeitherigen Vorfälle in Paris zuströmten. Diese etwas übertriebenen Berichte konnten jedoch einen so scharfsehenden Geist, wie den seinigen, nicht täuschen; man nimmt jedoch gern das auf, was der augenblicklichen Aufregung schmeichelt und so glaubte oder schien wenigstens Napoleon viel ganz unwahrscheinliche Sachen zu glauben. Er rief jetzt den Erzkanzler Cambacérès zu sich, dem er mit außerordentlicher Erregung Alles, was man ihm mitgetheilt hatte, erzählte, namentlich was Fouché und Talleyrand betraf, die sich, nach seiner Ansicht, nur in sehr schlechten Absichten wieder ausgesöhnt haben konnten. Der Erzkanzler Cambacérès suchte ihn zu beruhigen, allein es wollte nicht recht gelingen. Was Napoleon zunächst verletzte, war, daß man über seine Erbfolge verfügt hatte, als ob sein Tod ganz gewiß wäre; noch mehr beleidigte ihn aber das Verleugnen seiner Politik und zwar von einem Manne, der der thätigste Beförderer derselben gewesen und von ihm mit nach Erfurt genommen und dann in Paris zurückgelassen worden war, damit er ihr als Schutzredner diene. So mußte sich denn auch das Hauptwetter über Talleyrand's Haupte entladen, zumal Fouché bereits schriftlich derbe Verweise empfangen und wenn er auch zu mißfallen begann, doch sein Maß noch nicht voll genug gemacht hatte, um geopfert zu werden.

In einem Ministerrathe, dem auch mehrere in Paris anwesende Großwürdenträger beiwohnten, beschwerte sich Napoleon über die ganze Welt, denn es gab gar nichts, worüber er nicht ungehalten war. Man hatte um diese Zeit, während der Ruhe im Reiche, verlernt auf die öffentliche Meinung und ihren heftigen Umschlag zu achten; man wähnte, daß eine Regierung sie nach Willkür leiten könne und setzte in dieser Beziehung ein kindisches Vertrauen auf den Einfluß der Polizei, weil diese eine unumschränkte Gewalt auf die Presse ausübte. Napoleon beschwerte sich darüber, daß man die Geister in Beurtheilung der Tagesereignisse auf Irrwege habe gerathen und ihnen seinen letzten Feldzug, der durchaus von glücklichen Erfolgen begleitet gewesen, als einen nur in Unfällen fruchtbaren darstellen lassen; dabei schleuderte er mehrere bittere Pfeile gegen Die, welche gesprochen und gehandelt hätten, als sei die Erbfolge schon ganz ausgemacht und gehe das Reich seinem Ende entgegen. Hauptsächlich beschwerte er sich mit außerordentlicher Bitterkeit über Die, welche um ihn zu verleugnen kein Bedenken getragen, sich selbst zu verleugnen; endlich konnte er sich nicht länger halten; mit großen Schritten durchmaß er den Sitzungssaal und wendete sich dann plötzlich an Talleyrand, der unbeweglich an ein Kamin gelehnt dastand; mit überaus lebhaften Gesticulationen fuhr er ihn an: — „Und Sie wagen noch zu behaupten, mein Herr, daß Sie keinen Antheil an dem Tod des Herzogs von Enghien haben! Und Sie wagen noch zu behaupten, daß Sie keinen Antheil haben an dem spanischen Krieg! — Keinen Antheil," wiederholte Napoleon, „an dem Tod des Herzogs von Enghien!

Aber Sie vergessen wohl, daß Sie mir schriftlich dazu gerathen haben? Keinen Antheil an dem spanischen Kriege! Aber Sie vergessen wohl, daß Sie mir in Ihren Briefen angerathen haben, die Politik Ludwig's XIV. wieder aufzunehmen? Sie vergessen wohl, daß Sie die Mittelsperson bei allen Unterhandlungen waren, die sich auf den jetzigen Krieg bezogen?" — Drauf schritt er vor Talleyrand auf und nieder, schleuderte ihm jedesmal die verletzendsten Worte ins Gesicht und begleitete sie mit den drohendsten Gesten; alle Anwesenden waren starr vor Schrecken; voll Schmerz sahen Die, welche ihn liebten, wie bei diesem Auftritte die doppelte Würde des Thrones und des Genie's mit Füßen getreten wurde (36). Endlich entließ Napoleon den Staatsrath, selbst ungehalten über das, was er eben begangen, so daß nun in ihm zu der Mißstimmung über Andere auch noch Verdruß über sein eigenes Auftreten hinzukam.

Als Talleyrand nach Hause kam, war er von Schrecken und Gemüthsbewegung heftig ergriffen. Die Aerzte fürchteten für sein Leben, denn er besaß durchaus nicht den Muth die Ungnade zu ertragen, obschon er dieselbe mit scheinbarer Unempfindlichkeit hinnahm. Napoleon war jedoch zu erbittert, um sich mit einem Erguß seiner Worte zu begnügen. Eine officielle Kundgebung sollte das Publicum benachrichtigen, daß Talleyrand in Ungnade gefallen sei. Dieser Mann, der nach jeder Art von Ehre geizte, hatte darnach getrachtet, Großkämmerer zu werden, als er das wichtige Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete. Zum Großwürdenträger erhoben, blieb er doch noch Großkämmerer und vereinigte somit die pecuniären Vortheile mit denen seiner neuen Würde. Am Tage nach der genannten stürmischen Sitzung, die im Ministerrathe stattgefunden, ließ ihm Napoleon den Schlüssel des Großkammerherrn abfordern, den er jetzt dem Herrn von Montesquiou, einem der verdienstvollsten Mitglieder des gesetzgebenden Körpers ertheilte, der mit seinen neuen Titeln alte verband, welche Napoleon hochschätzte, sobald sie auf wirkliches Verdienst sich gründeten. Dessenungeachtet suchte Talleyrand, der wohl merkte, daß er sich allzusehr beeilt hatte, die kaiserliche Regierung wie eine zu Grunde gegangene zu behandeln, durch die vollständigste Unterwürfigkeit die unklugen Worte, die man ihm vorwarf, wieder gut zu machen. Nach zwei bis drei Tagen begab er sich, prachtvoll gekleidet zu einem großen Feste in die Tuilerien, beugte sich hier tief vor seinem Herrn, von dem er den Schimpf erlitten, und suchte beinahe ihm selbst, hauptsächlich aber dem Publicum Zweifel über das Vorgefallene beizubringen. Dies glückte ihm auch einigermaßen, denn Napoleon wurde durch diese berechnete Unterwürfigkeit entwaffnet, durchschaute zwar das ganze Spiel, gestattete ihm aber sich zu demüthigen.

Nachdem er die Stimmen in seiner Umgebung zum Schweigen gebracht, ohne jedoch Gleiches beim Publicum zu vermögen, das man nicht in Ungnade fallen lassen konnte, beschäftigte sich der Kaiser sofort mit den wichtigen Angelegenheiten, die ihn nach Paris gezogen hatten. Es waren dies die Diplomatie und der Krieg, den man wieder von vorn anfangen mußte, denn man befand sich am Vorabende eines Bruches mit Oesterreich. Diese Macht, die, wie wir gesehen, seit drei Jahren so aufgeregt wechselsweise zwischen dem Verlangen die erlittene Demüthigung zu rächen und der Furcht vor neuen Unfällen hin- und herschwankte, die unablässig nach einer passenden Gelegenheit suchte und sie schon in der kühnen Bewegung Napoleon's gegen den Norden im Jahre 1807 gefunden zu haben glaubte, welche sie dann unbenutzt vorübergelassen hatte und dies bitter bereute, die jetzt im spanischen Kriege eine neue Gelegenheit zu erblicken glaubte und seit einem halben Jahre unschlüssig gezaudert, ob sie dieselbe benutzen solle oder nicht, mitten in diesem Zögern aber mit einer gesteigerten Thätigkeit gerüstet hatte, diese Macht schien endlich zum Losschlagen bereit. Alles, was sie innerhalb ihrer Reichsgrenzen als militairische Rüstung und den europäischen Cabinetten gegenüber als politische Intrigue vornahm, verrieth den so ziemlich fest gefaßten Entschluß. Ueberdies gab die Ankunft des Frühlings der Vermuthung Raum, daß man höchstens noch zwei bis drei Monate brauchen würde, um ihm die Spitze bieten zu können. Er mußte sich also beeilen, wenn er nicht unversehens überfallen werden wollte; aber gerade in der Kunst seine Zeit wohl zu verwenden und wie durch ein Wunder das, was noch nicht da war, zu schaffen, zeichnete sich Napoleon aus. Auch diesmal gab er hiervon einen neuen und glänzenden Beweis.

Neben den militairischen Rüstungen mußte er noch gleichzeitig die Unterhandlungen leiten, welche dem Krieg vorbeugen oder ihm mittels wohl eingeleiteter Verbindungen zu einem sicherern Erfolge verhelfen sollten. Bei seiner ersten Rückkehr aus Spanien vor einigen Monaten hatte er mit dem österreichischen Gesandten so offene, rückhaltslose und doch so wenig erfolgreiche Unterhandlungen gepflogen, daß eine Erneuerung derselben überflüssig und ebensowenig würdig wie wirksam erschien. Napoleon war der Ansicht, daß eine ausnehmende Zurückhaltung diesem Gesandten gegenüber das beste Mittel sein würde, um in Wien nützliche Betrachtungen, wenn solche anders möglich wären, hervorzurufen. Er zeigte sich daher höflich aber kalt und wortkarg gegen Herrn von Metternich. Der ganzen kaiserlichen Familie, in deren Mitte Metternich gewöhnlich wohlwollend aufgenommen wurde, empfahl er diese Zurückhaltung ebenfalls zu zeigen. Dagegen benahm er sich gegen die übrigen Gesandten viel offener, gestand ihnen den Grund seiner Rückkehr nach Paris, erklärte ihnen, daß Oesterreich und seine Rüstungen ihn so schleunig zurückgerufen hätten und daß er jetzt mit furchtbaren Rüstungen antworten werde. — „Es scheint," so sprach er zu Allen, „als ob die Fluthen des Lethe und nicht die der Donau bei Wien flössen und als ob man dort alle Lehren der Erfahrung vergessen habe. Es braucht neue und soll sie haben, diesmal aber in schrecklicher Weise, dafür stehe ich ihm. Ich will den Krieg nicht, ich habe kein Interesse dabei, und ganz Europa ist Zeuge

daß all' meine Anstrengungen, all' meine Aufmerksamkeit auf das von England gewählte Schlachtfeld, nämlich auf Spanien gerichtet waren. Oesterreich, das schon im Jahre 1805 die Engländer gerettet, als ich eben den Kanal überschreiten wollte, Oesterreich rettet sie noch einmal, indem es mich einen Augenblick aufhält, wo ich sie bis nach Coruña zu verfolgen mich anschickte: es soll diese neue Ablenkung theuer bezahlen. Es stellt entweder augenblicklich die Rüstungen ein, oder es wird einen Vernichtungskrieg zu bestehen haben. Entwaffnet es so, daß mir durchaus keine Zweifel über seine künftigen Absichten bleiben, so will ich selbst das Schwert in die Scheide stecken, denn ich habe nur Lust es in Spanien und gegen die Engländer zu ziehen. Wo nicht, so soll der Entscheidungskampf sofort beginnen, und dann wird England auf dem Festlande keinen Alliirten mehr haben."

Der Kaiser brachte auf Alle, die ihn anhörten, den gewünschten Eindruck hervor, denn seine Sprache war einfach und er sprach die Wahrheit, wenn er versicherte, daß er den Krieg nicht wünsche, daß dieser aber schrecklich enden werde, wenn er gezwungen würde, ihn wieder zu beginnen. Bedachte man, daß Oesterreich sich dies Alles durch sein Auftreten in Spanien zugezogen, so mußte man bekennen, daß es eine große Unbesonnenheit begangen, wie man für Europa wegen der Folgen zitterte, denen dieser Hof sich aussetzte.

Man hatte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland, Romanzoff, seit der Zusammenkunft zu Erfurt bald aus diesem, bald aus jenem Grunde zurückgehalten. Wie früher gemeldet, hatte sich dieser Minister in Napoleon's Gefolge nach Paris begeben, um selbst über den Verhandlungen zu wachen, die eben mit England eröffnet wurden, und die Erlangung der Donauprovinzen nach Möglichkeit zu beschleunigen. Nachdem die Unterhandlungen mit England gescheitert waren, hätte Romanzoff nach Petersburg zurückreisen können, wo ihn sein junger Gebieter mit lebhafter Ungeduld erwartete. Allein ein besonderer Grund hielt Romanzoff zurück. Es bedarf kaum zweier Monate, hatte man ihm in Paris gesagt, so sind die Angelegenheiten in Spanien beendigt, die Engländer ins Meer gestürzt, ist der König Joseph nach Madrid zurückgeführt, daselbst von Neuem gekrönt und Europa ist anstatt der Widerstandsgedanken rücksichtlich der zu Erfurt gefaßten Pläne mit Resignationsgedanken erfüllt. Er konnte also hierbei doch ein wahrhaftes Interesse haben, die Vorschläge noch zu verschieben, die er rücksichtlich der Moldau und Walachei in Constantinopel versuchen wollte; denn wenn Napoleon vollständig Sieger blieb, so würde Oesterreich nicht wagen, einen neuen Kampf zu beginnen, England auf dem Continent keine Verbündeten finden, die Türkei desgleichen keine, weder zu Wasser noch zu Lande, und Rußland konnte, ohne einen europäischen Brand zu entzünden, die Donauprovinzen sich aneignen, wie es eben durch einen ganz localen Krieg von sehr beschränkter Wichtigkeit Finnland zu nehmen sich anschickte. Aus diesem Grunde konnte man schon noch einige Geduld haben, denn es war höchstens eine Verzögerung von zwei Monaten und Romanzoff hatte geglaubt, diese zwei Monate in der Nähe der Ereignisse, deren Ausgang er erwartete, hinbringen zu müssen. Inzwischen beobachtete er sorgfältig den Koloß, mit welchem Rußland für eine gewisse Zeit mehr als Mitschuldiger, wie als Alliirter verbunden war; er studirte die vorübergehende wie die dauernde Macht desselben, dabei suchte er den Gehalt von tausend Vorschlägen, welche die Echo's der europäischen Diplomatie in St. Petersburg wiederholt hatten, abzuschätzen und lebte so in Erwartung, umgeben von Weihrauchwolken, denn der kaiserliche Hof hatte Befehl erhalten, den alten Minister Katharina's, den jetzigen Rathgeber Alexander's, mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen, einen Befehl, dem man in Paris am bereitwilligsten nachkam, wo man nur zu gefallen liebt, wenn man nicht seinen Stolz darin sucht, zu verletzen.

Romanzoff verbrachte erst zwei, dann drei Monate in Paris, merkte kaum, wie schnell die Zeit verfloß, und suchte nur seinen ungeduldigen Gebieter zufrieden zu stellen, der ohne Unterlaß ihn zur Rückkehr mahnte. Napoleon hatte Wort gehalten; in zwei Monaten hatte er die spanischen Armeen wie Staub zerstreut, die Engländer vom spanischen Boden vertrieben und seinen Bruder nach Madrid zurückgeführt, ohne jedoch gegen irgend Jemand den Gedanken zu äußern, daß mit dem Krieg in Spanien schon der Krieg beendigt sei. Das hatte er auch weder gehofft noch überhaupt versprochen, denn man konnte sich nicht mehr schmeicheln, durch einen einfachen Willensausspruch große im Orient projectirte Erwerbungen geschehen zu machen. Kaum war Napoleon in Paris angelangt und hatte Romanzoff gesehen, als er auch die gewohnte Macht der Bezauberung auf ihn ausübte, durch seine geistige Kraft Alles ins Werk setzte, was er nicht durch die Waffen vermocht hatte, und seinem Zorn Luft machte, daß Oesterreich noch im letzten entscheidenden Augenblicke dazwischengetreten sei, um die Engländer seinen Händen zu entreißen; „denn", so sagte er, „wenn er sie selbst verfolgt hätte, so hätte sich kein Einziger von ihnen retten können", und zum Schluß ließ er die Absicht durchblicken, wegen dieser Treulosigkeit (er erinnerte stets an die Versprechungen, die man ihm im Bivouac von Urschitz gemacht) eine glänzende Rache zu nehmen. Im Vertrauen auf die zahllosen Hülfsmittel, über die er verfügen konnte, benahm er sich gegen den Vertreter Rußlands weder prahlerisch noch unterwürfig, aber fest und bestimmt und verlangte von ihm die Erfüllung der in Erfurt übernommenen Verbindlichkeiten; überhaupt zeigte er sich wie ein Mann, der sich noch mit aller Welt zu schlagen bereit ist, mit Denen, die durch ihren Angriff gegen ihn ihr Wort gebrochen, wie mit Denen, die es dadurch gebrochen, daß sie ihm nicht die versprochene Hülfe leisteten. — „Wenn Ihr Kaiser in Erfurt meinen Rath befolgt hätte," sagte er zu Romanzoff, „wären wir jetzt nicht da, wo wir sind. Statt einfacher Ermahnungen hätten wir ernstliche Drohungen ergehen lassen, und Oesterreich wäre entwaffnet worden. Aber wir haben geschwatzt anstatt zu handeln, und jetzt können wir leicht Krieg haben, ich,

wegen dessen, was ich noch in Spanien vollenden will, Sie wegen dessen, was Sie in Finnland beendigen und in der Türkei beginnen wollen. Jedenfalls zähle ich auf das Wort Ihres Herrn. Er hat mir versprochen, eine Armee zu meiner Disposition zu stellen, falls das Wiener Cabinet der angreifende Theil würde. Jetzt mag er sein Versprechen erfüllen, den Krieg in Finnland lebendiger führen, um mit dieser kleinen Macht, die ihn in Schach hält, bald ein Ende zu machen, eine genügende Macht an der Donau aufstellen, um alle gegen die Türken gespielten Intriguen der Engländer und der verbündeten Oesterreicher zu vereiteln, endlich eine imposante Armee an der obern Weichsel in Bereitschaft halten, um den Oesterreichern begreiflich zu machen, daß das Spiel mit uns ernsthaft ist. Was mich anlangt, so will ich an der Donau und dem Po 300,000 Franzosen und 100,000 Deutsche aufstellen; ihr Erscheinen wird wahrscheinlich Oesterreich nöthigen, uns in Frieden zu lassen, was mir Ihret- und meinetwegen lieb wäre, denn in diesem Falle bekämen Sie die Moldau und Walachei fast ohne Schwertstreich und ich könnte ohne neuen Aufwand die Unterwerfung der Halbinsel vollenden. Genügten diese Demonstrationen nicht, müßten wir Gewalt anwenden, nun gut! dann werden wir für alle Zukunft den Widerstand zermalmen, der sich unsern gemeinsamen Plänen entgegenstellt. D'rum einen Bund für den Frieden wie für den Krieg, einen aufrichtigen, thatsächlichen Bund, den habe ich versprochen, der ist mir versprochen worden, den erwarte ich." — Napoleon fügte zu dieser Sprache eines Mannes, der nichts weniger als eingeschüchtert war, die nöthigen Schmeicheleien, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, und erhielt jetzt von Romanzoff die zufriedenstellendsten Erklärungen. Letzterer verhehlte zwar den Kummer nicht, den es ihm machte, Rußland einem Zusammenstoß mit Oesterreich ausgesetzt zu sehen, er erkannte die Schwierigkeiten, die mit den im Orient projectirten Erwerbungen verknüpft waren und noch durch alle die vermehrt wurden, welche sich der französischen Politik im Occident entgegenstellten, mit einem Worte, er sah, wie sich der Kreis des Kampfes immer weiter ausdehnte, anstatt sich zu schließen; allein er erkannte auch die Nothwendigkeit, in Wien eine energische Sprache zu führen, um nicht zu energischer That gezwungen zu werden; er war überzeugt, daß man zu den Worten auch einige Demonstrationen hinzufügen müsse, wenn man wollte, daß diese Worte eine Wirkung hätten, und deshalb versprach er, daß Rußland eine Armee in Galizien bereit halten würde, um auf der Straße von Prag oder der von Olmütz vorzugehen, die beide nach Wien führen.

Napoleon war durch Romanzoff's Worte zufriedengestellt und wollte ihm zeigen, wie sehr er den Frieden und nicht den Krieg wünsche; er machte daher den Vorschlag, Oesterreich die doppelte Garantie Frankreichs und Rußlands für die Erhaltung seines gegenwärtigen Staatengebiets anzutragen, eine Garantie, welche dasselbe vollständig beruhigen mußte, wenn die Befürchtungen, die es in Folge der Ereignisse zu Bayonne seiner selbst wegen gefaßt hatte, bei ihm aufrichtig waren. In der That lag in dem Vorschlage dieser Garantie, wenn anders nur persönliche Furcht die Handlungsweise Oesterreichs bestimmte, Grund genug sich zufrieden zu geben und vielleicht konnte dadurch der Krieg vermieden werden. Romanzoff übernahm es, sowohl seinem als dem Wiener Hofe eine schleunige Mittheilung des Besprochenen zukommen zu lassen.

Mit diesen Gesprächen Napoleon's gegen Romanzoff verband Ersterer noch tausenderlei zarte Aufmerksamkeiten, so führte er ihn selbst in die Manufacturen der Gobelins, zu Sevrès und Versailles, zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten seines Reiches und wollte ihm aller Augenblicke Proben davon geben, so daß Romanzoff, wie er selbst äußerte, nichts mehr diesem prachtliebenden Souverain gegenüber zu loben wagte, aus Furcht, sich damit neue Geschenke an Tapeten, Porzellan oder Prachtwaffen zuzuziehen.

Nachdem das Nöthige mit dem Gesandten seines Hauptverbündeten abgemacht war, ließ Napoleon auch gegen die Gesandten des Rheinbundes ebenso zweckdienliche Worte fallen. Er sagte ihnen und schrieb es an ihre Gebieter, die Könige von Baiern, Sachsen, Württemberg, Westphalen, die Herzöge von Baden, Hessen und Würzburg, er wolle sie nicht zu voreiligen Kosten verleiten, indem er von ihnen die unmittelbare Zusammenziehung ihrer Truppen verlange, er lade sie aber ein, sich vorzubereiten, da er demnächst den Ausbruch von Feindseligkeiten erwarte; jedenfalls, um dem Kriege vorzubeugen, wenn noch Zeit dazu wäre, oder ihn mit Glück zu führen, wenn er unvermeidlich sei, jedenfalls müsse man Maßregeln treffen, um der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen; er selbst stehe im Begriff 150,000 Franzosen und Italiener am Po und 150,000 Franzosen an der obern Donau aufzustellen, er zähle ferner auf 100,000 Deutsche, mit diesen 400,000 Mann werde er dem Krieg vorbeugen oder entscheiden; schließlich wollte er seine Alliirten auf immer vor Einflüssen sicher stellen, die sich Oesterreich den deutschen Fürsten gegenüber anmaßte, die ehemals vom Reiche abhängig oder ihm unterworfen gewesen waren. Insbesondere schrieb er an die Könige von Baiern und Sachsen und stellte an sie den förmlichen Antrag, einen Theil ihrer Streitkräfte bei München, Dresden und Warschau ins Feld zu stellen. An Preußen, dem er mißtraute und das sich versucht fühlen konnte, Oesterreichs Beispiel nachzuahmen und durch eine That der Verzweiflung seinen großen Verlusten wieder beizukommen, richtete er die Mahnung, daß wenn es auch nur einen einzigen Mann über die 42,000, zu deren Aufstellung es durch die geheimen Verträge ermächtigt war, ausheben würde, er ihm sofort den Krieg erkläre. Rußland beauftragte er, nach Königsberg wissen zu lassen, daß auch nur die geringste Feindseligkeit einen neuen Kampf veranlassen würde, der, falls man Miene mache, sich mit Oesterreich zu verbinden, das Dasein des einen oder des andern Staates in Frage stellen würde.

Außer diesen Manifestationen, die um so bedeutsamer werden mußten, als sie auf nicht minder thatsächlichen wie wahrscheinlichen Vorsichtsmaßregeln be-

ruhten, ließ Napoleon noch Bewegungen seiner eigenen Truppen vornehmen, die nur eine Folge der bereits zu Valladolid gefaßten und angeordneten Combinationen waren. Diese Berechnungen waren überdies so großartig, als die Stellung und Masse der Feinde — der bekannten wie unbekannten, mit denen er bald zu thun haben sollte — es erheischte.

Während sich Napoleon in Spanien befand, sah er bereits voraus, daß Oesterreich, obschon es durch die Anwesenheit der beiden Kaiser zu Erfurt eingeschüchtert, noch nicht vollständig gerüstet und noch nicht so weit aufgereizt war, um alle Vorsicht bei Seite zu setzen, endlich doch im Frühjahr losschlagen würde, weshalb er auch mit der äußersten Sorgfalt über der pünktlichen Ausführung seiner Befehle wachte. Hauptsächlich bezogen sich diese auf die Aushebung der beiden vom Senat im September 1808 genehmigten Conscriptionen. Die eine betraf die Conscribirten von 1810, die wie gewöhnlich ein Jahr vorher ausgehoben wurden, aber vor dem 1. Januar 1809 nicht einberufen und während dieses Jahres selbst nur für den innern Dienst verwendet werden konnten. Es war dies eine Aushebung von 80,000 Mann. Da jedoch diese Einberufung in ihren Organisationsplänen Napoleon nicht genügte, so dachte er daran, auf die früheren Classen von 1806, 1807, 1808 und 1809, von denen keine einzige jemals über 80,000 Mann geliefert hatte, zurückzugehen. Die 115 Departements des damaligen Frankreichs zählten keine viel größere Bevölkerung als die der heutigen 86 Departements, denn während die gegenwärtige Classe 320,000 junge Leute umfaßt, die das Dienstjahr erreicht haben, stellten die 115 Departements deren 377,000. Napoleon dachte daher, ein Aufgebot von 80,000 unter 377,000 Mann sei allzuwenig, weshalb er wohl 100,000, also etwas mehr als ein Viertel, ausheben könne. Das ging sicher, nur durfte es nicht zu oft wiederholt werden; denn jede Bevölkerung nimmt leicht ein Ende, wenn man aus ihr jährlich das Viertel der in das Mannesalter eintretenden männlichen Einwohnerschaft aushebt.

Er wollte also die jährliche Aushebung auf 100,000 Mann bringen, was, wenn das Gesetz rückwirkende Kraft hatte, ihn ermächtigte, von jeder der früheren Classen eine Ergänzung von 20,000 Mann zu verlangen. Diese Einberufung hatte noch den Vortheil, daß sie ihm eine viel kräftigere junge Mannschaft verschaffte, als die gewöhnlich ausgehobene; denn erstere zählte Leute von 20, 21, 22 und 23 Jahren, während die von 1810 nur Leute von ungefähr 18 Jahren aufbrachte. Es war aber eine große Ungebühr, Leute ihrem heimischen Heerde zu entreißen, die sich von allem Dienste befreit glaubten, da ja die Classe, der sie angehörten, ihr Contingent bereits gestellt hatte. Um jedoch den fatalen Eindruck dieser Maßregel zu mindern, verfehlte man nicht in dem Senatsbeschluß zu bemerken, daß die Classen vor dem Jahre 1806 ganz entschieden frei bleiben sollten, wobei demnach die unglücklichen Classen von 1806, 1807, 1808 und 1809 neuen Aushebungen fortwährend ausgesetzt blieben. Um die Mißstimmung noch mehr zu beseitigen, verzichtete man darauf, Diejenigen, welche sich in der Zwischenzeit verheirathet hatten, von ihrem Heerde abzurufen; allein auch diese Beschränkung der neuen Maßregel vermochte den Widerwillen der Bevölkerung nur wenig zu heben, da die Ersatzstellen von Tag zu Tag höher im Preise stiegen und die Einberufungen ohne Unterbrechung erfolgten. Mit Ausnahme einiger westlichen Departements, wo eine kleine Anzahl von Widerspenstigen das Chouanerietreiben wieder begannen und wo das Auftreten der Regierung ebenso schnell als energisch streng war, fand man übrigens allerwärts den größten Gehorsam, und waren die Leute einmal in ihre Truppenkörper eingereiht, so erfaßte sie auch sofort der thatkräftige Geist, der die französische Armee belebte.

Dieses großartige Aufgebot junger Mannschaften mußte jetzt untergebracht werden, und in Organisationsgeschäften kam Niemand, wie wir wissen, Napoleon gleich. Seit zwei Jahren hatte er die Formation aller Regimenter zu fünf Bataillonen anbefohlen. Inzwischen hatten verschiedene Ursachen bis jetzt die vollständige Ausführung dieser Maßregel verhindert: anfangs die Anzahl der Conscribirten, die nicht groß genug war und die es nur durch das Einrücken von 160,000 neuerdings Ausgehobenen in die Truppencorps werden konnte; später die Kosten, die natürlich groß werden mußten, und endlich die Bewegung der Regimenter, die unaufhörlich versetzt wurden und, wenn sie sich nicht schlugen, ihre Zeit damit zubrachten, von der Weichsel an den Tajo und von dem Po nach dem Ebro abzumarschiren. Aus diesen Gründen hatte die Mehrzahl der Regimenter damit zu thun, ihr viertes Bataillon zu bilden, und beinahe kein einziges hatte ein fünftes eingerichtet.

Nachdem Napoleon drei Corps der großen Armee: das des Marschalls Victor (früher das erste Corps), das des Marschalls Mortier (früher das fünfte Corps), das des Marschalls Ney (früher das siebente Corps) und die Truppen, welche das Corps des Marschalls Lefebvre gebildet hatten, fast lauter Dragoner, nach Spanien abgeschickt und nachdem er von der italienischen Armee die nöthige Mannschaft detaschirt hatte, um die Armee von Catalonien zu verdreifachen, war er auf der Seite von Deutschland namentlich an alten Soldaten sehr geschwächt. Unter dem Titel der Rheinarmee und dem Befehle des Marschalls Davout blieben ihm sechs Infanteriedivisionen, die schönen Divisionen Morand, Friant, Gudin (die früher das dritte Corps gebildet hatten); die vortreffliche Division Saint-Hilaire, welche einen Theil vom Corps des Marschalls Soult ausgemacht hatte; die berühmte Division Grenadiere und Voltigeurs von Oudinot, jetzt in Hanau; die Division Dupas, die, nur aus zwei Regimentern bestehend, mit den Holländern die Besatzung der Hansestädte bildete; vierzehn Regimenter Küraſſiere, eine unvergleichliche Truppe, gegen welche keine europäische Infanterie Stand halten konnte; endlich siebzehn Regimenter leichter Cavallerie, die am besten einexercirten, die es auf der Welt gab, und eine furchtbare Artillerie. Zu diesen Streitkräften muß man noch die beiden Divisionen Carra Saint-Cyr

und Legrand rechnen, die zum Corps des Marschalls Soult gehörten und jetzt auf Paris marschirten, um eine Demonstration nach dem Lager von Boulogne zu machen; endlich die beiden Divisionen Boudet und Molitor, die lange Zeit an der Elbe als Kern der Reservearmee im Jahre 1807 gelassen, jetzt aber, in der Voraussetzung einer stets projectirten, aber niemals vollzogenen Expedition nach Sicilien, nach Lyon zurückgeführt worden waren. Diese schönen Truppen, die besten Europa's, bildeten jedoch nur eine Masse von 110,000 Mann, nachdem man Alle abgezogen, welche ihr Alter oder ihre Wunden dienstunfähig machten. Mit solchen Streitkräften konnte Napoleon das Haus Oesterreich nicht bezwingen, wie trefflich auch immer die Soldaten waren, aus denen sie zusammengesetzt waren. Er beschloß daher sie auf folgende Weise zu vergrößern:

Die Rheinarmee umfaßte 21 Infanterieregimenter, welche ihre drei Kriegsbataillone bekommen hatten, seitdem man angefangen, die vierten Bataillone zu bilden. Wenn sie erst vier hatten, was von der Bildung der Fünfer abhing, so mußte diese Rheinarmee 84 Bataillone und 70,000 Mann Infanterie aufweisen. Oudinot's Corps, das aus Grenadier- und Voltigeurcompagnien zusammengesetzt war, die ursprünglich von den Regimentern getrennt waren, welche keinen Theil der activen Armee bildeten, hatte nun keinen Grund zum Bestehen mehr. Es wurde wirklich schwer, jetzt, wo die Regimenter so entfernt von ihren Depots auftraten und sie gleichzeitig Bataillone in Deutschland, in Italien und in Spanien hatten, Elitecompagnien zu detaschiren, um sie nach so großen Entfernungen abzusenden. Da Napoleon übrigens in der Kaisergarde eine ausgewählte Truppe hatte, die sich von Tag zu Tage mehr entwickelte, so war er nicht mehr wie früher genöthigt, in der Vereinigung der Grenadier- und Voltigeurcompagnien eine solche zu suchen. Er dachte sich also ganz einfach aus, das Corps von Oudinot in eine Masse von vierten Bataillonen umzuschmelzen, die nun zu den gehörigen Regimentern detaschirt werden sollte. Da dieses Corps 22 Compagnien Voltigeurs und Grenadiere, die zur Armee des Marschalls Davout gehörten, in sich faßte, so schickte er sie jetzt diesem zu, um als Kern zur Formation der vierten Bataillone in dieser Armee zu dienen. Die Füsiliercompagnien sollten so schnell als möglich nach ihren in Elsaß, Lothringen und Flandern zerstreuten Depots abreisen, um diese vierten Bataillone zu vervollständigen. Die anderen Elitecompagnien von Oudinot's Corps gehörten zu 36 Regimentern, die über Deutschland nach Spanien marschirt waren. Napoleon beschloß, auch aus diesen Compagnien den Kern von 36 vierten Bataillonen zu bilden, die für den Augenblick in Deutschland dienen sollten, wohin sie sämmtlich abgeführt wurden, mit Vorbehalt sie später nach Spanien rücken zu lassen, wenn ihre Regimenter dort fortdienen würden. Die Füsiliercompagnien wurden nach und nach zu den im Norden und Westen von Frankreich zerstreuten Depots abgeschickt. Sie sollten in drei Divisionen, jede von 12 Bataillonen, vertheilt werden und nach ihrer Formation eine Masse von 10,000 Mann Infanterie darstellen.

Die vier Divisionen Carra Saint-Cyr, Legrand, Boudet und Molitor, welche 12 Regimenter, jetzt zu drei Kriegsbataillonen zählten, sollten deren bald vier haben, was noch 48 Bataillone ausmachte und gegen 30,000 Mann ergab. So konnte sich die Rheinarmee auf 130,000 Mann Infanterie erhöhen, ohne die 5000 der Division Dupas mitzurechnen. Von dieser großartig angeordneten Recrutirung wollte Napoleon so viel ausheben, um alle Cavallerieregimenter auf 1100 Mann zu bringen, wodurch ihnen 900 Kampffähige gesichert blieben. Die 14 Kürassierregimenter zählten 11 bis 12,000 Reiter in ihren Reihen; nahm er nun Alles, was disponibel war, aus den Depots, so hoffte er, sie auf 13 bis 14,000 unter den Waffen zu bringen. Er nahm sich auch vor, den Effectivbestand der 17 Regimenter leichter Cavallerie bis zu 14 oder 15,000 Reiter zu erhöhen. In gleicher Weise beschloß er, von den 24 in Spanien verwendeten Dragonerregimentern Vortheil zu ziehen. Eine solche Streitmacht war für den Bedarf dieses Krieges mehr als genügend, zumal in Betracht des Bedarfs der übrigen Kriege, die sich im Norden Europa's vorbereiteten. Uebrigens hatten die Depots Ueberfluß an ganz ausgebildeten Dragonern, die Napoleon für den Augenblick besser in Deutschland als in Spanien verwenden zu können glaubte. Er befahl daher dem Generalstab in Madrid, zu dem Depot den Cadre der dritten Kriegsescadron zurückzuschicken, in die beiden ersten Escadrons die dienstfähigsten Mannschaften zu vertheilen — wodurch die active Streitmacht in Spanien beinahe denselben Effectivbestand erhielt — und Cadres herzustellen, um die in den Depots ausgebildeten Reiter zu verwenden. Sein Plan ging dahin, nach und nach alle unterrichteten Leute aus den Depots herauszuziehen, um sie als Cadre der dritten und vierten Escadrons zu gebrauchen, und sie dann nach Deutschland zu schicken, wo aus diesen 48 Escadrons 12 vorläufige Dragonerregimenter, jedes zu vier Escadrons, gebildet werden sollten. Die Dragonerdepots waren in Languedoc, in der Guyenne, in Poitou und Anjou zerstreut. Napoleon hoffte, auf diese Weise anfangs 3000, dann 6000 bis 12,000 Dragoner zu erhalten, sobald ihm die Conscription die dazu nöthige Mannschaft schaffen würde. Er konnte folglich noch vor zwei Monaten auf 13 bis 14,000 Kürassiere, 14,000 Husaren und Jäger und 3000 Dragoner, fast lauter alte Soldaten, mithin auf 30,000 Mann Cavallerie rechnen. Mit 130,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Cavallerie, 20,000 Artillerie, 5000 von der Division Dupas und 15 bis 20,000 Mann Garde durfte er sich schon der Hoffnung hingeben, 200,000 Mann Franzosen in Deutschland zusammen zu bringen, die mit 100,000 Mann deutscher und polnischer Hülfstruppen ihm 300,000 Kämpfer an der Donau zur Verfügung stellten. Dasselbe Formationssystem sollte ihm 100,000 Mann in Italien verschaffen.

Napoleon hatte in Italien 12 Infanterieregimenter, bei denen die Formation in vier Bataillone bei-

nahe vollendet und die in fünf bereits angefangen war. Sie waren in vier Divisionen von drei Regimentern, jede 9 bis 10,000 Mann stark, einschließlich der Artillerie, eingetheilt. Die erste dieser Divisionen stand in Udine, die zweite in Treviso, die dritte in Mantua, die vierte in Bologna. Aus der Armee von Dalmatien hatte man die dritten Bataillone der acht Regimenter, aus denen diese Armee bestand, abberufen, indem man die kräftigen Mannschaften in die beiden ersten Bataillone steckte und nur den Cadre des dritten zurückbehielt, wodurch die effective Stärke für die Besatzung dieser entfernten Provinz nicht bemerkbar vermindert wurde. Mittels dieser acht Cadres der dritten Bataillone und der Formation von acht neuen in Folge der neuen Organisation, hatte man 16 Infanteriebataillone beisammen, die zu Padua eine fünfte, mindestens 12,000 Mann starke Division ausmachten. Die Ruhe, deren sich die italienische Armee erfreute, und die Sorgfalt, welche Napoleon darauf verwendet hatte, ihr bei jeder Conscription den betreffenden Theil zukommen zu lassen, waren Ursache, daß die neuen Formationen hier schneller als anderwärts ins Leben getreten waren. Endlich hatte man aus einigen dritten und vierten Bataillonen von der Armee von Neapel und aus zwei ganz aus Neapel selbst genommenen Regimentern eine schöne Division gebildet, die unter dem General Miollis die römischen Staaten bewachte. An Murat, der jetzt König beider Sicilien geworden war, hatte Napoleon den Befehl ergehen lassen, seine Armee in zwei Divisionen zu theilen, von denen die eine zwischen Neapel und Reggio, die andere zwischen Neapel und Rom Platz nehmen sollte, so daß letztere im Fall der Noth eine Brigade nach Rom abschicken und dadurch die Division Miollis disponibel werden konnte. Die Engländer waren zur Genüge in Spanien beschäftigt und sollten es noch mehr an den deutschen Küsten werden, wenn sich der Krieg im Norden entzündete, als daß man sich groß über ihre Anschläge auf Süditalien zu beunruhigen brauchte. Man konnte also sechs Divisionen zusammenbringen, die gegen 58,000 Mann Infanterie stark waren und größtentheils aus gedienten Leuten bestanden, welche sich seit langer Zeit nicht geschlagen hatten, aber großes Sehnen empfanden, ihr altes Handwerk wieder zu beginnen. Fünf Dragoner- und fünf Husaren- und Jägerregimenter genügten für Italien und boten, da sie sich aus den Depots ergänzten, eine neue Hülfsquelle von 8000 Mann Cavallerie dar. Mit 6000 Mann Artillerie konnte man sicher auf eine Armee von 72,000 Franzosen zählen. Dazu 18 bis 20,000 Mann Italiener und, im Fall man vorwärts rückte, 10,000 Franzosen aus Dalmatien, so hatte man eine Armee von ungefähr 100,000 Mann zusammen, die von Italien aus leicht nach Deutschland gebracht werden konnten. Diese vereinigten Streitkräfte machten es möglich, daß man das Haus Oesterreich mit 400,000 Streitern erdrücken konnte.

Diese Formirungen, welche Napoleon während er in Spanien befehligte, also im November und December 1808, angeordnet hatte und die im Januar 1809, während er sich in Valladolid aufhielt, beschleunigt wurden, ließ er nach seiner Rückkehr nach Paris mit größerer Thätigkeit als je vorher betreiben. Wenn aber auch das Eintreffen der Mannschaften in den Depots mit großer Schnelligkeit vor sich ging, so schritten doch andere Theile der Organisation minder schleunig vorwärts. Das Bekleidungsmaterial, das immer langsam zu beschaffen ist, die Einübung, die sich nicht von selbst macht, und die Bildung neuer Stämme, welche eine große Menge fähiger Offiziere und Unteroffiziere erheischte, ließen noch Vieles zu wünschen übrig. Es ist wahr, daß in letzterer Beziehung unsere alten Armeen Napoleon große Hülfsquellen darboten. Allein man mußte die zerstreuten Elemente aus den verschiedenen Aushebungen zusammenbringen, und selbst dem Genie gegenüber unterwirft sich die Natur der Dinge, wenn sie auch weniger widerspenstig ist, nicht unbedingt. Man kann die Zeit besser anwenden als Andere, und man wird ihrer doch nicht entrathen können. Zwei bis drei Monate, die man noch Zeit zu haben glaubte, genügten nicht und es stand zu befürchten, daß man noch nicht fertig sein würde, wenn der Krieg zu früh ausbräche.

Die Depots hatten zu den Divisionen der Rheinarmee, wie zu den vier Divisionen Carra Saint-Cyr, Legrand, Boudet und Molitor Alles, was disponibel war, abgeschickt, so daß diese Divisionen ihre drei Kriegsbataillone ziemlich complet hatten, sowohl an alten gedienten Soldaten wie an jungen, gehörig einexercirten Mannschaften. Die Organisation der vierten Bataillone ging jedoch nicht so gut vor sich. Bei dieser Gelegenheit zog er jedoch aus seiner Kaisergarde großen Vortheil. Er hatte bestimmt, ihr 10,000 Conscribirte von 1810 und 6 bis 7000 aus den früheren Classen zu überweisen, die sie in Mußestunden einrichten sollte, was übrigens den doppelten Nutzen hatte, bei der Garde einer gefährlichen Faulheit vorzubeugen und den ausgezeichneten Geist, der in ihr lebte, auch auf die Neudazugekommenen überzutragen. Zu Versailles, Paris und den angrenzenden Ortschaften widmete sie sich diesem nützlichen Werke, während die jüngeren Soldaten, die sie unter sich zählte, in Spanien unter den Augen des Kaisers dienten. Ein Theil der für sie bestimmten Conscribirten war eingetroffen, und schon nach wenig Monaten hatte sie Soldaten aus ihnen geschaffen, die ihrer Ausbildung und Haltung nach den Alten glichen. Aus diesen Recruten nahm Napoleon die stärksten und in ihrer militairischen Ausbildung am weitesten vorgerückten und steckte sie in die Grenadier- und Voltigeurcompagnien, die er zu dem Corps Oudinot's absendete, um hier bei der Formirung der 36 vierten Bataillone, die sie als Ersatz für die 22 der Rheinarmee bereits zurückgegebenen Compagnien bilden sollten, verwendet zu werden. In gleicher Weise entsendete er Grenadiere und Voltigeurs nach den Depots der Rheinarmee, um daselbst die Organisation der vierten Bataillone in dieser Heeresabtheilung erleichtern zu helfen. Ebenso suchte er das Eintreffen und die Ausbildung der noch zur Garde gehörigen Conscribirten zu betreiben, um sich ihrer zur Voll-

zähligmachung der Corps zu bedienen, die in ihren Depots nicht die ausreichenden Hülfsmittel fanden. Er ließ den General Mathieu Dumas, einen kenntnißreichen, pünktlichen und thätigen Offizier des Generalstabs, nach den Süd-, West- und Norddepots von Marseille, Grenoble, Lyon und Straßburg, bis Mainz und Köln mit der Post abreisen und beauftragte ihn, die Füsiliercompagnien, die schon eingerichtet wären und zur Vervollständigung der vierten Bataillone dienen sollten, abmarschiren zu lassen. Außerdem verordnete er noch, daß, sobald die 80,000 Conscribirten vom Jahre 1810 in ihren Depots eintreffen würden, die Regimenter, welche schon einen Vorsprung vor den übrigen hätten, zur Formirung der fünften Bataillone vorschreiten sollten, um auf diese Weise die Elemente zu einer starken Reserve im Innern und an den Küsten vorzubereiten.

Die Cavalleriedepots waren reich an Mannschaft und Pferden, denn Napoleon hatte sich unabläßig damit beschäftigt und die Mittel zur Herstellung einer tüchtigen Remonte herbeigeschafft. Er ließ 3000 Küraßiere, Jäger und Husaren abgehen und traf die nöthigen Vorkehrungen, daß in Bälde eine gleich große Zahl ihnen folgen konnte. Zugleich ließ er 12,000 Pferde für die Artillerie einkaufen und die ganze Bespannung für diese Waffe bereit halten. Dem General Lauriston befahl er, zur Gardeartillerie noch eine Reserve von 48 Stücken Geschütz anzuschaffen und dazu 1800 Pferde im Elsaß einzukaufen, wo sie die Garde beim Durchzug mit dem nöthigen Reservematerial in Empfang nehmen sollte. Da er endlich vorhersah, welch große Arbeiten auf den Inseln der Donau auszuführen sein und welche Rolle dieser gewaltige Strom ohne allen Zweifel im nächsten Kriege spielen würde, so befahl er, außer den Geräthschaften, die das Geniecorps gewöhnlich mit sich führte, einen außerordentlichen Vorrath von 50,000 Hacken und Schaufeln anzuschaffen, welche auf Trainwagen der Armee nachgeführt werden sollten. Außerdem zog er noch ein Bataillon von 1200 Seeleuten aus Boulogne und gab es der Garde bei. Hauptsächlich fehlten ihm jedoch Offiziere und Unteroffiziere für die neuen Cadres, außer den aus der Garde entnommenen Offizieren; Saint-Cyr sollte deshalb 300 derselben stellen. Er wollte sogar in jedem Lyceum, wo sich nur Jünglinge von höchstens 16 bis 17 Jahren befanden, Diejenigen auswählen, und zwar zehn Mann aus einem jeden, welche durch eine frühzeitige Körperentwickelung am tauglichsten zum Kriege wären. Aber er beschränkte sich nicht auf diese Maßregel allein, sondern befahl noch Fouché, noch einmal unter den alten adligen Familien, welche ohne Verbindung mit der Regierung zurückgezogen auf ihren Gütern lebten, nachzusuchen, um ihre Söhne, selbst gezwungen, einzureihen und in die Militairschulen abzuschicken. Beklagt man sich, — schrieb er ihm — so sagen Sie nur: „daran geschähe mein Wille und Befehl", wobei er noch einen etwas weniger auffälligen Grund hinzufügte, daß sich nämlich auf Grund bedauerlicher Absonderungen ein Theil der Familien nicht den Anstrengungen entziehen dürfe, welche das gegenwärtige Geschlecht für den Ruhm und die Größe des zukünftigen aufwende (37). Er nahm noch einige Offiziere und Unteroffiziere aus den Veliten und Füsilieren der Garde, einem schon an den Krieg gewöhnten Truppentheil, wenn er auch jünger als das übrige Corps war. Da er viel Cavallerie besaß und sich vornahm, von derselben einen großen Gebrauch gegenüber der österreichischen Infanterie zu machen, so ließ er aus Spanien die beiden Offiziere dieser Waffe, die er am meisten liebte, kommen, die Generale Montbrun und Lasalle. Aus Aragonien rief er den Marschall Lannes, der so eben die Belagerung von Saragossa beendigt hatte, und außerdem noch den Marschall Masséna in seine Nähe.

Ohne schon einen Act der Feindseligkeit beginnen zu wollen, denn bis jetzt hatte sich Oesterreich noch nichts desgleichen erlaubt, hielt er es doch für zweckdienlich, seine Truppen dem muthmaßlichen Kriegsschauplatz näher zu bringen, was den doppelten Vortheil hatte, sie ohne große Anstrengung nach den verschiedenen Concentrationspunkten zu führen und zugleich Oesterreich zur bedeutsamen Warnung zu dienen, die es vielleicht wieder zu sich selbst brächte und ihm vernünftigere Betrachtungen eingäbe. Deshalb schickte er der Division Dupas den Befehl zu, die Ufer des baltischen Meeres zu verlassen und sich nach Magdeburg zu begeben. Alles, was er an französischen Detaschements zu Danzig, Stettin, Küstrin und Glogau besaß, ließ er jetzt durch sächsisch-polnische Truppen ersetzen. Dem Marschall Davout befahl er, sich von Sachsen auf den Weg nach Franken zu machen, sein Hauptquartier in Würzburg zu nehmen und eine seiner Divisionen nach Baireuth vorzuschieben. Dem General Oudinot trug er auf, sich mit Genehmigung des Königs von Baiern von Hanau nach Augsburg zu begeben, den Divisionen Carra Saint-Cyr und Legrand aus den Umgebungen von Paris in die Gegenden von Metz vorzurücken, und den Divisionen Boudet und Molitor von Lyon auf Straßburg vorzugehen. Diese drei Versammlungspunkte, Würzburg, Augsburg und Straßburg, sollten für Oesterreich von hoher Bedeutung werden. Dem Prinzen Eugen empfahl er, seine Truppen noch nicht lagern zu lassen, was die Witterung auch noch nicht recht gestattete, sondern nach und nach seine vier ersten Divisionen, sein Artilleriematerial und seine Cavallerie nach Friaul zu ziehen, so daß er binnen 24 Stunden 50,000 Mann in Schlachtordnung aufstellen könne. Er wiederholte den Befehl an Murat, seine Streitkräfte auf Rom zu richten und dadurch die Division Miollis disponibel zu machen. Ferner sollten alle festen Plätze in Italien ausgerüstet und die dringendsten Arbeiten in Osopo, Palma-nova, Venedig, Mantua und Alessandria beendigt werden. Endlich schickte er noch dem General Marmont, der in Dalmatien befehligte, die Weisung zu, seine Armee bei Zara zu concentriren und in den Mündungen von Cattaro wie auf einigen anderen wichtigen Punkten nur die unerläßlichsten Besatzungen zurück zu lassen; bei Zara ein verschanztes Lager aufzuwerfen, das auf ein Jahr zu verproviantiren sei, und sich hier so einzurichten, daß er entweder bedeu-

tenden Streitkräften mehrere Monate lang die Spitze bieten oder auch vorwärts rücken könne, um sich mit der italienischen Armee zu vereinigen.

Zu diesen militairischen Manifestationen, in denen noch keine Acte der Feindseligkeit erblickt werden konnten, gesellte Napoleon noch eine diplomatische Manifestation: er befahl nämlich dem General Andréossy, seinem Gesandten in Wien, diese Hauptstadt zu verlassen, ohne gerade seine Pässe zu verlangen, was wie eine Kriegserklärung ausgesehen hätte, sondern unter dem Anführen eines vor längerer Zeit erbetenen, jetzt aber erst erhaltenen Urlaubs. In dieser verstellten Abberufung sah Napoleon außer dem Vortheil, sein Mißfallen zu bezeigen, auch noch den, eine Ursache der Erbitterung zwischen beiden Höfen zu entfernen, denn der General Andréossy hegte gegen den Wiener Hof einen Haß, den dieser reichlich zurückgab. Er sandte ihm noch den Befehl zu, auf seiner Rückreise alle Cantonnirungen der österreichischen Truppen in Augenschein zu nehmen, um bei seiner Heimkehr genaue Auskunft über die militairischen Kräfte des Feindes geben zu können. Diese so gewandten als umsichtigen Maßregeln bewiesen übrigens, daß Napoleon ebenso große Sorgfalt darauf verwendete, dem Kriege vorzubeugen, als sich auf ihn vorzubereiten. Leider hatte seine ehrgeizige Politik bei ihm den Krieg schon zu einer traurigen Nothwendigkeit gemacht, wenn selbst sein Geschmack ihm kein Vergnügen mehr daran finden ließ.

Diesen gewaltigen Rüstungen mußte er auch seine finanziellen Mittel anpassen. Man hatte bereits die betrübende Bemerkung gemacht, daß der Krieg in Spanien, indem er die militairischen Kräfte Frankreichs durch ihre Zerstreuung auch unglücklicherweise verminderte, seine Finanzquellen durch die übermäßige Vervielfachung der Ursachen zu Ausgaben in gleichem Grade abnehmen ließ. Wenn auch die zweifache Errichtung der Servis- und Schatzcasse bei der Armee Napoleon vor jeder augenblicklichen Geldverlegenheit schützte, so begannen doch die Quellen weniger ergiebig zu fließen und es war ebenso leicht, ihren Grenzpunkt wie den der französischen Macht überhaupt vorherzusagen, falls man nicht bald auf dieser Bahn der unmäßigsten Unternehmungen innehielt.

Die Budgets waren streng in den angewiesenen Grenzen gehalten worden, was übrigens leicht anging, da die einzig möglichen Ueberschreitungen aus dem Kriegszustand entsprangen und durch die im Voraus gemachten Abzüge auf den Schatz der Armee gedeckt wurden; sie suchten sich daher ohne Deficit zu liquidiren. Die früheren Verwaltungsjahre vor 1806, die mittels Anweisungen auf die Amortisationscasse (die eigentlich nur, wie man sich erinnert, eine allmälige Veräußerung der Nationalgüter waren) saldirt wurden, gingen ihrem definitiven Abschlusse entgegen. Die von 1806 und 1807, die auf 730 Millionen für die allgemeinen Ausgaben und auf 40 für die Departementalausgaben festgesetzt waren, was mit den 120 Millionen Erhebungskosten eine Totalsumme von 890 bis 900 Millionen ergab, ließen keine Besorgniß wegen ihrer Liquidirung aufkommen, da namentlich die Armeen jenseits des Rheines fortwährend durch die preußischen Contributionen bezahlt wurden. Dasselbe galt aber nicht von dem Verwaltungsjahre 1808. Es war wie die übrigen auf 730 Millionen allgemeine und 40 Millionen besondere Ausgaben festgesetzt, da die Rheinarmee noch immer bis zum 31. December durch die Kriegscontributionen bezahlt wurde. Wenn aber das Gleichgewicht zwischen den Bedürfnissen und den Hülfsquellen durch keine Erhöhung der Ausgabe aufgehoben wurde, so mußte dies doch durch eine rückgängige Bewegung in der Einnahme — was bis jetzt unter der Regierung noch nicht dagewesen war — der Fall werden. Diese Bewegung ließ sich weder bei den indirecten Steuern noch bei dem Enregistrement bemerken, was eine Verminderung des innern Wohlstandes angezeigt hätte, wohl aber bei den Douanen und der Veräußerung der Nationalgüter. Die Einfuhr ausländischer Waaren war durch die Decrete von Mailand außerordentlich verringert worden, und man konnte mit Grund befürchten, daß in diesem Zweige der öffentlichen Einnahmen eine Verminderung von 25 Millionen eintreten würde. Die von den Käufern der Nationalgüter zu entrichtenden und noch nicht eingezahlten Summen und der merklich verminderte Verkauf dieser Güter selbst brachten dem Staatsschatz einen Verlust von 15 Millionen bei. Ein erwarteter, aber nicht eingegangener Ueberschuß aus dem Budget von 1807, der schon mit drei bis vier Millionen unter den Einnahmen von 1808 berechnet war, und ein Ausfall von einigen Millionen bei den Posten, beim Pulver und Salpeter und bei den auswärtigen Einnahmen von Italien steigerten das gesammte Deficit für das abgelaufene Jahr 1808 auf 47 bis 48 Millionen.

Das war nur ein Theil der Schwierigkeiten. Die früheren Verwaltungsjahre von 1807, 1806 und 1805 konnten unter der Bedingung als im Gleichgewicht betrachtet werden, daß man sie als Effecten für Werthe ansah, die ohne Zweifel gut, aber erst später realisirbar waren, wie z. B. die Schuld der Vereinigten Kaufleute, die auch noch 18 bis 19 Millionen betrug, die spanische Anleihe, die man auf 25 Millionen angeschlagen und die man nicht über 7 bis 8 gebracht hatte, die Auszahlungen zu Bayonne, die nur provisorisch sein sollten, aber wie der Krieg jenseits der Pyrenäen permanent geworden waren, endlich wie die Vorschüsse für die russischen und neapolitanischen Truppen, die sich auf zwei bis drei Millionen beliefen und noch nicht zurückgezahlt waren. Diese Summen zusammengenommen machten einen Gesammtbetrag von 40 Millionen rückständiger Einkünfte aus, die mit den 47 bis 48 Millionen, welche in den Einnahmen von 1808 fehlten, ein allgemeines Deficit von ungefähr 90 Millionen ergaben. Noch müssen wir hierbei bemerken, daß man, um die Corps in den Stand zu setzen, ihre Kriegsrüstungen auszuführen, ihnen auch früher als gewöhnlich die Summen auszahlen mußte, die von 1808 in Rest geblieben waren, was zur Folge hatte, daß dieses Verwaltungsjahr zugleich im Rückstand hinsichtlich der Einnahmen und im Vorschuß hinsichtlich der Ausgaben war, wo-

durch sich die Schwierigkeit des Augenblicks noch verdoppelte.

Uebrigens hatte die Verlegenheit zur Zeit nichts Bedenkliches, denn die Servis- und Armeecasse waren ganz gut im Stande, auszuhelfen. Man erinnert sich ohne Zweifel an die von Mollien ausgedachte Errichtung der Serviscasse und an das bei dieser Errichtung angenommene Princip. Anstatt die Bank oder eine Gesellschaft von Capitalisten mit der Discontirung der Schuldscheine der Generaleinnehmer zu beauftragen, errichtete der Schatz eine Casse, in welche die Generaleinnehmer ihre Gelder, sowie sie dieselben empfangen, einzahlen mußten, selbst dann, wenn sie dieselben nach der Verordnung noch nicht schuldig waren (38). Man zahlte ihnen die Interessen dafür bis zu dem Tage, wo die Abgabe, welche diese Gelder repräsentirten, fällig war, und deckte sie mit ihren verfallenen Schuldscheinen. Durch dieses Verfahren war man der Discontirung dieser Schuldscheine überhoben. Da man indessen deren jährlich mehr als 125 Millionen hatte, die erst in den vier bis fünf ersten Monaten des nächsten Jahres zahlbar waren, so würde man doch nicht umhin gekonnt haben, einen Theil davon zu discontiren, wenn nicht Napoleon dem Schatze im Namen der Armeecasse 84 Millionen, die sich in derselben deponirt fanden, vorgestreckt hätte. Auf diese Weise konnte die Casse mit den Vorauszahlungen, die sie von den Generaleinnehmern empfing, und mit den ihr geliehenen 84 Millionen davon absehen, die im nächsten Jahre fälligen 125 Millionen an Schuldscheinen zu discontiren, und diese letzteren, die im Portefeuille verschlossen blieben, hörten auf, auf dem Geldmarkt zu figuriren. Die Capitalisten konnten jetzt nicht mehr ihre Capitale in solchen Schuldscheinen anlegen und nahmen nun an ihrer Stelle Billets der Serviscasse, die auf diese Weise jene Schuldscheine ersetzten und zwar zu weit höherem Preise für den Schatz, mit mehr Ordnung und namentlich mit dem Vortheile, die Rechnungsbeamten veranlaßt zu haben, die Steuergelder sofort nach Empfang wieder abzuführen. Dieser Casse war es dadurch gelungen, sich zu ansehnlichen Mitteln zu verhelfen, und sie kam durchaus nicht in Verlegenheit, wenn sie bei einem augenblicklichen Ausfall mit 50, ja selbst mit 100 Millionen eintreten sollte. Gab es z. B. für 40 Millionen Effecten einer auf den früheren Budgets stehengebliebenen Einnahme, so konnte die Casse während der Dauer dieses Vorschusses gegen eine Verzinsung aushelfen. Gab es einen Ausfall von 48 bis 50 Millionen in den Einnahmen von 1808, so konnte sie auch hier Rath schaffen, wenn man ihr bald einen entsprechenden Werth schuf. Dies versäumte Napoleon in der That nicht, und er ließ sowohl unter den Nationaldomainen Frankreichs wie unter denen von Piemont und Toscana nach Gütern im Werthe von ungefähr 50 Millionen nachsuchen, deren Veräußerung, der Amortisationscasse übertragen und allmälig ausgeführt, die Summe decken sollte, für welche die Einnahmen von 1808 hinter der Berechnung zurückblieben. Auf diese Weise diente die Serviscasse zur unmittelbaren, die Nationalgüter Frankreichs und Italiens zur definitiven Hülfsquelle, um das Deficit von 1808 zu decken.

Das Budget von 1809 enthielt dieselben Zahlen wie das von 1808 und 1807, d. h. 730 Millionen allgemeine und 40 Millionen Departementalausgaben, was mit den Erhebungskosten 890 Millionen betrug. Allein in den Jahren 1807 und 1808 waren die Truppen jenseits des Rheines aus dem Armeeschatz bezahlt worden. Wir haben bereits erwähnt, daß nachdem alle Ausgaben für unsere Armeen in Deutschland bis zum 31. December 1808 bezahlt waren, im Schatz der Armee noch ungefähr 300 Millionen übrig blieben, wovon 20 Millionen aus dem österreichischen und 280 Millionen aus dem preußischen Kriege herrührten. Seitdem hatte Napoleon, auf Kaiser Alexander's Verwenden, die preußische Contribution um 20 Millionen ermäßigt; verschiedene Rectificationen hatten andere Erträge erhöht, und der gesammte Activbestand des Schatzes der Armee belief sich im Januar 1809 definitiv auf 282 Millionen, von denen 84 dem Schatz geliehen und dafür gleiche Summen in Renten eingezahlt waren; 10 Millionen bestanden in trefflichen Immobilien, die aus der Liquidation der Vereinigten Kaufleute herrührten; 24 in baarem Gelde oder anderen Deckungen, 64 im Jahre 1809 fällig, 106 in den Jahren 1810 und 1811; und drei bis vier Millionen an verschiedene Personen geliehen, denen Napoleon gern helfen wollte. Das waren also Werthe, die entweder gut angelegt, oder gleich flüssig oder nächstens einziehbar waren. Die 24 Millionen in Geld oder anderen Deckungen boten mit den im Jahre 1809 fällig werdenden 64 Millionen eine sofortige Hülfsquelle von 88 Millionen dar, über welche Napoleon bereits einige Dispositionen getroffen hatte. Er hatte neuerdings vier Millionen als Gratificationen an verschiedene Corps verausgabt, eine Million war den Städten gezahlt worden, welche die Armee bewirthet hatten, 800,000 Francs hatten die Stadt Bordeaux, 2,500,000 die Weinbergsbesitzer der Gironde, acht Millionen die Stadt Paris und eine Million die Universität erhalten. Außerdem hatte er verwendet: eine Million für Unterstützung der Seeexpeditionen, 10 Millionen zum Ankauf des Südcanals, 12 Millionen zum Ankauf von Renten, um den Cours aufrecht zu erhalten, endlich einige hunderttausend Francs zur Gründung von Freistellen an den Lyceen. Die Mehrzahl dieser Summen war für treffliche Zwecke angelegt, welche, indem sie den Anstalten, für welche sie ausgeworfen waren, oder dem Credit des Staates nützlich wurden, dem Kaiser noch freie Hand ließen, die Männer in der Armee, die er belohnen wollte, zu dotiren. Gleichwohl reducirten sie die Hülfsquellen des Jahres um etwa 50 Millionen. Mehr war allerdings für die unmittelbaren Bedürfnisse des Krieges nicht erforderlich. Wenn man fortwährend die in Deutschland befindlichen Truppen aus dem Armeeschatz bezahlte, so würde Napoleon, um dem Budget von 1809, das mit der Besoldung der Armeen in Spanien und Italien genug zu thun hatte, kein Deficit zu bereiten, für das Jahr 77 Millionen nöthig gehabt haben, wovon 22 von den großen

Magazinen, die uns geblieben, und 55 von baaren Werthen vorauszunehmen waren. Napoleon begnügte sich jedoch nur so viel zu nehmen, als er für einen dreimonatlichen Unterhalt der Rheinarmee brauchte, ungefähr 20 Millionen. Er beschränkte sich daher darauf, diese 20 Millionen, die, nebst den von dem ordentlichen Budget den verschiedenen Corps vorgeschossenen Summen, alle diese Corps jeder Verlegenheit überheben mußten, aus dem Armeeschatz unmittelbar zu entnehmen. Napoleon glaubte, daß seine Truppen in den ersten Monaten des Jahres 1809 sich auf feindlichem Gebiete befinden würden, wo sie reichlich und unentgeltlich zehren konnten; daß der Sieg die Quelle der Kriegscontributionen wieder eröffnen und den Schatz der Armee in weitem Maße für alle Opfer entschädigen würde, die er ihm auferlegen mußte. Von den 12 Millionen Renten (wohlverstanden, in Capital), die neuerdings angekauft waren, vertheilte er auf der Stelle sieben Millionen an seine Generale, denen er gern einige Genugthuung zu gewähren wünschte, bevor er sie von Neuem dem Tode entgegenführte.

So sollte denn, wie wir oben gesehen haben, das Budget von 1808 in einer Veräußerung von Nationalgütern eine Entschädigung für die Abnahme der Einkünfte finden; das Budget von 1809 sollte, wie die vorhergehenden Budgets, sich mittels des Armeeschatzes der Ausgaben für die Truppen in Deutschland entledigen, und was die laufenden Zahlungen anlangte, so sollten, bevor die neuen Werthe realisirt sein würden, die Serviscasse, welche einen ausgezeichneten Credit genoß, und die Armeecasse, in welche fortwährend der Ertrag der Kriegscontributionen floß, unmittelbar dafür Sorge tragen. Wenn sich aber auch jetzt noch keine Geldnoth spüren ließ, so ließ sich das Versiegen der Hülfsquellen doch schon vorhersehen, und es war Zeit, inne zu halten, wenn man nicht die Finanzen ebenso gut wie die Armee ruiniren wollte. Napoleon urtheilte hierüber ebenso, denn während er die für Spanien bewilligte Anleihe suspendirte und seinem Bruder als alleinige Hülfsquelle den Ertrag der in Castilien weggenommenen Wolle und einige hunderttausend Francs zu Geld umgeschmolzenes Silberzeug überließ, hielt er auch mit dem Ankauf der Renten an, der seit August bis December 1808 zur Unterstützung des Courses bewerkstelligt worden war. Man hatte davon 46 Millionen eingekauft, und zwar 10 für Rechnung der Bank, 11 für die Serviscasse und 25 für die der Amortisationscasse (welche letztere sowohl für sich wie für die Armee agirte). Außer diesen Summen hatte die Bank bereits 16 Millionen für sich selbst erworben, wodurch die Ankäufe dieses Jahres auf 62 Millionen gebracht wurden, gewiß eine ungeheure Summe, wenn man sie mit der Masse der ins Große Buch eingeschriebenen Renten vergleicht, welche im Jahre 1809 56 Millionen, für 900 Millionen Capital, betrug. Man mußte diese Anstrengungen machen, um die Rente gegen die Einwirkung der Ereignisse in Spanien beim Course von 80 zu erhalten, welches nach Napoleon's Ansicht der Normalsatz unter seiner Regierung sein sollte; immerhin ein schmerzliches Zugeständniß, denn nach Tilsit und vor Bayonne hatte sich dieser Cours auf 94 belaufen. Während im Januar 1809 die Vorgänge in Oesterreich dem Credit einen neuen Schlag versetzten und die Neigung zur Baisse sich noch stark bemerkbar machte, wollte Napoleon seine disponibeln Mittel nicht schwächen, um einem Verfall Einhalt zu thun, der mehr dem spanischen, als dem österreichischen Kriege beizumessen war. Seiner Ansicht nach mußte der üble Erfolg auf die treulosen Mächte zurückfallen, die besiegt ihm zugelobt hatten, Frieden zu halten und jetzt, nachdem sie sich kaum von ihrer Niederlage erholt hatten, den Krieg wieder begannen. Er täuschte sich jedoch, denn alle Welt knüpfte den österreichischen Krieg an den spanischen an und machte ihn für den gegenwärtigen Mißcredit verantwortlich, den er nicht mehr bekämpfen wollte, wie für den frühern, den er mit vielem Gelde aufzuhalten gewußt hatte. Seine beste Rechtfertigung mußte sich übrigens im Siege finden und er vernachlässigte in der That nichts, um ihn sicher in Händen zu haben, denn, wie wir oben gesehen haben, die Conscribirten strömten nach den Depots, die neuen Cadres organisirten sich und die Hauptarmeen rückten gegen die Oberpfalz, Baiern und Friaul vor, um Oesterreich zur Besinnung zu bringen oder um es zu Boden zu drücken, wenn es von Drohungen zur That überschreiten würde.

Leider hatte sich diese Macht schon zu tief eingelassen, um wieder zurücktreten zu können. Sie konnte sich nie darüber trösten, innerhalb 15 Jahren (von 1792 bis 1806) die Niederlande, die kaiserlichen Besitzungen in Schwaben, das Mailänd'sche, die venetianischen Staaten, Tyrol, Dalmatien und endlich die deutsche Kaiserkrone selbst verloren zu haben. Hätte die Welt vielleicht eine feste Gestalt angenommen, wie im Jahre 1713 nach dem Vertrag von Utrecht, oder wie im Jahre 1815 nach dem Vertrag von Wien, so würde sie sich vielleicht der allgemeinen Unbeweglichkeit gegenüber der Nothwendigkeit unterworfen haben. Da aber Napoleon alltäglich das Schicksal Europa's und das seinige neuen Wechselfällen aussetzte, so konnte sie nicht umhin, bei jedem sich darbietenden Zufall zu zittern, und obwohl der österreichische Hof oligarchisch war und wenig mit seinen Völkern in Berührung kam, so empfand er doch keine Bewegung, die nicht zugleich die österreichische Nation mit ihm empfunden hätte, denn nie bleiben die Nationen, welche Form auch immer ihre Institutionen haben mögen, gleichgültig bei dem Loose ihrer Regierung. Um Stolz und Ehrgeiz zu besitzen, müssen sie nicht gerade freie Institutionen haben. Als daher Napoleon über das zu Boden geworfene Preußen hinwegschritt, um sich nach Polen zu stürzen, und eine Hälfte des Continents hinter sich gelassen hatte, da dachte auch Oesterreich daran, die Gelegenheit zu benutzen, um in seinem Rücken über ihn herzufallen. Aber dieser Entschluß war so sehr bedenksam, es blieb so viel zu thun, die österreichischen Armeen wiederherzustellen, Napoleon war so pfeilgeschwind, daß die Gelegenheit, nachdem sie sich kaum

gezeigt, auch wieder entschwunden war und man in Wien einen Verdruß, ja fast eine Verzweiflung darüber empfunden hatte, die sich in Wort und That kundgab. Diese erste, vom Glück gewiesene und durch das Zögern der Vorsicht wieder verlorengegangene Gelegenheit hatte eine allgemeine Wuth gegen die klugen Leute hervorgerufen, welche alle Gelegenheit zum Handeln, wie man sagte, ungenützt vorübergehen ließen. Es war dann nöthig geworden, daß Napoleon Braunau wieder an Oesterreich zurückgab, damit es sich nur einigermaßen beruhigte. Seit einigen Monaten, vom Ende des Jahres 1807 bis Anfang 1808, war es wirklich still geworden, als es sah, daß Napoleon seine rastlose Thätigkeit auf einen andern Punkt richtete, daß Rußland sich mit ihm verband und England ganz Europa durch die barbarische Expedition gegen Kopenhagen in Harnisch brachte; es hatte sogar dieser letzteren Macht angedeutet, daß man sich, wenigstens für einige Zeit, ruhig halten müsse. Allein diese Resignation war nur von kurzer Dauer. Das gegen die spanische Krone begangene Attentat hatte alle seine Leidenschaften wieder aufgeweckt. Es fühlte sich aufrichtig empört und trug dieses um so lieber zur Schau, als Napoleon sich zum ersten Male in Verlegenheit zu befinden schien. Die schleunige Rückkehr desselben im vergangenen August nach den Ereignissen von Bayonne, seine herben Anreden an Metternich, seine Vertraulichkeit mit dem Kaiser von Rußland zu Erfurt hatten Oesterreich zwar in Schranken gehalten, aber keineswegs beruhigt; im Gegentheil empfand es über das in Betreff seiner selbst beobachtete mysteriöse Schweigen doppelten Verdruß und Unruhe. Ohne davon unterrichtet zu sein, hatte es geahnt, daß die Donauprovinzen das Opfer waren, mit welchem Napoleon die russische Allianz zu Erfurt erkauft hatte, und dieser Umstand hatte nicht eben dazu beigetragen, Oesterreich wieder zur Vernunft zu bringen. Endlich hatte Napoleon's Feldzug in Spanien Oesterreichs Eifer eher erhitzt als abgekühlt. Er hatte zwar die spanischen Armeen geschlagen, was jedoch kein Wunder war, da er seine besten Armeen undisciplinirten Bauernhaufen entgegengestellt hatte; allein diese Bauern waren mehr zerstreut als besiegt und in keinem Falle schon unterworfen. Was die Engländer betraf, so hatte sie Napoleon zwar gezwungen, sich wieder einzuschiffen, aber er hatte sie auch nicht vernichtet; und wenn die Capitulation von Baylen dem Glanze Frankreichs bedeutenden Abbruch gethan hatte, so verursachte ihm die schwache Verfolgung der Engländer durch Marschall Soult in diesem Augenblicke nicht geringern Schaden. Man rühmte die Engländer mit außerordentlicher Uebertreibung und wiederholte zu Wien mit ebenso großer Genugthuung, als man es nur zu London hätte thun können, daß die Franzosen endlich auf dem Continente eine Armee gefunden hätten, die im Stande wäre, ihnen die Spitze zu bieten. Zu diesen Gründen, mit denen man sich in Wien Muth einzusprechen suchte, kamen noch andere von gleichem Einfluß hinzu, nämlich die allgemeine Stimmung Deutschlands, das gegen die Franzosen erbittert war, die, nicht damit zufrieden, es so oftmals geschlagen und gedemüthigt zu haben, es auch noch seit geraumer Zeit besetzt hielten und aussaugten. Gewiß ist, daß die Anwesenheit unserer Truppen in den besiegten Ländern, in Verbindung mit den herben Erinnerungen der letzten Jahre, ein Gefühl außerordentlicher Gereiztheit hervorrief. Der gehässige Act von Bayonne und die in Spanien vorgefundenen Schwierigkeiten hatten gleichzeitig in Deutschland wie in Oesterreich Unwillen erzeugt und Hoffnungen rege gemacht. Man verabscheute nicht allein, man verachtete eine Treulosigkeit, die nicht geglückt war, und Europa — so sagte man — mußte deshalb nothwendigerweise Rache nehmen. Preußen, seines Königs beraubt, der seit Jena sich nach Königsberg zurückgezogen und nicht wagte, sich vor seinen Unterthanen blicken zu lassen, denen er nur die Nothwendigkeit einer abermaligen Contribution von 120 Millionen zu verkündigen hatte, Preußen war bereit, sich vollständig zu empören, vom Bauer bis zum Standesherrn, von Königsberg bis Magdeburg. Der Rückzug der Franzosen, den man nicht wie die treue Vollziehung eines Vertrags, sondern wie eine Folge ihrer Unfälle in Spanien betrachtete, zog ihnen ebenso ungerechte als unkluge Herabsetzung zu. Die letzten aus den Oderfestungen abgezogenen Detaschements unserer Truppen waren, während sie unsere Magazine escortirten, die man in Magdeburg vereinigte, allerorten insultirt worden und hatten durch kein Dorf marschiren können, ohne mit Koth und Steinen geworfen zu werden. Die Franzosen wagten sich kaum in Berlin zu zeigen, während ein Parteigängerchef, der Major Schill, der 1807 durch einiges Marodiren die Belagerung von Danzig etwas in Verlegenheit gebracht hatte, mit Entzücken aufgenommen und gefeiert wurde, gleich als ob ein Parteigängerhäuptling Deutschland aus den Händen Napoleon's zu entreißen vermocht hätte.

In den mit Frankreich verbündeten Ländern ließ man nicht viel bessere Gesinnungen blicken. In Sachsen sagte man, obschon wir dem regierenden Hause Polen zurückgegeben und den Königstitel verliehen hatten, daß der König die Sache Deutschlands für seine persönlichen Interessen verrathe und seine Unterthanen mit Steuern und Truppenaushebungen erdrücke, denn schon galt die Conscription als eine europäische Plage, an welcher einzig und allein Napoleon Schuld sei. In Westphalen, wo ein junger Prinz aus dem Hause Bonaparte die Stelle des alten Hauses Hessen eingenommen hatte, und weit mehr durch seinen glänzenden Luxus, als durch die weise Umsicht seiner Regierung einen auffälligen Contrast zu jenem von jeher überaus geizigen Hause bildete, hegte man den lebhaftesten Haß. In Baiern, in Württemberg, im Lande Baden, wo die Fürsten Vergrößerungen an Titeln und Länderumfang gewonnen, was die Völker mit Einquartierungen, Conscriptionen und Steuern bezahlten, beschwerte man sich laut und offen über die Herrscher, die ihre Länder einem persönlichen Ehrgeize zum Opfer brachten.

Bei allen diesen Völkern erweckte das Gefühl der nationalen Unabhängigkeit das Gefühl der Freiheit und man sprach laut davon, sich von Napoleon frei zu machen. Man ging noch weiter und schon stifteten einige feurigere Geister geheime Gesellschaften, um Europa von seinem Bedrücker und die Völker von ihren absoluten Regierungen zu befreien. Ein erschreckendes Phänomen begann sich schon zu zeigen: einige Köpfe, die sich an der allgemeinen Flamme erhitzten, nährten insgeheim, wie wir bald sehen werden, den verabscheuungswürdigen Gedanken des Meuchelmordes gegen Napoleon, den die Bewunderung und der Haß der Welt den Augen Aller als die alleinige Ursache der Ereignisse dieses Jahrhunderts darstellte.

In Tyrol, wo eine alte erbliche Anhänglichkeit für das Haus Oesterreich existirte, ertrug man das baierische Joch mit Ungeduld. Man trug keine Scheu, diese Gesinnung offen zu zeigen; man versammelte sich bei den Schenkwirthen, den Hauptpersonen in diesen Gebirgen wie in denen der Schweiz, und bereitete hier für den Tag, wo die ersten Feindseligkeiten stattfinden würden, eine allgemeine Empörung vor. Zahlreiche Emissaire gingen täglich, ohne sich vor den baierischen Behörden zu verbergen, die nicht Kraft genug besaßen, sich Respect zu verschaffen, nach Wien, um über diese Stimmung Bericht zu erstatten. Es war dies allerdings nichts weiter als eine erste Herzensaufwallung bei allen deutschen Völkern. Es waren für sie noch viele Leiden und für die Franzosen noch große Unfälle erforderlich, bevor sie es wagten, gegen den vermeintlichen Attila aufzustehen. Wenn aber Oesterreich seine Fahne entrollte und einen ersten Erfolg errang, so konnte der Aufstand in Deutschland ohne allen Zweifel allgemein werden und selbst unsere Bundesgenossen konnten dann leicht einen eclatanten Abfall wagen.

Diese Umstände wurden nach Wien berichtet, dort natürlich übertrieben und dadurch die Aufregung aufs Höchste gesteigert. Man redete sich ein, die Zeit zum Handeln sei endlich gekommen und man dürfe diesmal nicht, wie es 1807 geschehen, die Gelegenheit wieder vorüber gehen lassen; vernachlässige man den günstigen Umstand der spanischen Erhebung, so werde er sich nie wieder darbieten; der Augenblick sei um so günstiger, als Napoleon nicht 80,000 Mann Truppen (das war jedoch sehr ungenau) in Deutschland zur Hand habe, die überdies von der Ostsee bis zur obern Donau zerstreut wären; selbst Italien sei wegen Catalonien von Truppen entblößt worden; die Conscription gehe nur unter großen Schwierigkeiten vor sich, der Tyrann Europa's sei auch der Tyrann von Frankreich, denn um seine Mitbürger, die erst seine Unterthanen, dann seine Sclaven geworden, in Zaum zu halten, müsse er selbst seine besten Diener opfern (dies sollte auf Talleyrand und Fouché gehen, von denen man sagte, daß sie in Ungnade gefallen wären). Man setzte hinzu, daß Napoleon die alten jenseits der Pyrenäen geschickten Soldaten nicht würde ersetzen können, man würde ihn unvorbereitet überfallen; beim ersten Signal würden die mit ihm verbündeten deutschen Staaten sich von ihm losreißen und die ihm feindlichen deutschen Staaten würden sich in Begeisterung erheben; Preußen würde sich bis zum letzten Mann in Bewegung setzen; Kaiser Alexander selbst, der sich in eine von der russischen Nation verworfene Politik eingelassen habe, würde beim ersten Unfall einem Bunde entsagen, den er nur eingegangen, weil er ihm Macht verliehen und ihm gefallen habe; kurz man müsse nur das Signal geben, die ganze Welt würde dem Signale folgen und so würde man für Alle Heil und Segen begründen.

Zu diesen sehr plausibeln Gründen fügte man, um sich aufzureizen, andere von weit minder ernstem Gewichte. Man behauptete, man müsse so schnell wie möglich losschlagen, nicht nur um sich wieder zu erheben, sondern um sich zu retten, denn nach dem Untergange des Hauses Bourbon sei der Untergang des Hauses Habsburg beschlossen. Der Kaiser der Franzosen wollte — so hieß es — alle Dynastien erneuern und auf alle Throne Europa's Dynastien von seiner Schöpfung setzen. Mit besonderer Geflissenheit citirte man eine nichtssagende Rede, die Napoleon unter den Mauern von Madrid an die Spanier gehalten, als er sie mit einer Art von Affectation auf die Rückkehr seines Bruders Joseph vorbereitet hatte. — Wenn ihr ihn nicht zum König haben wollt — hatte er zu ihnen gesagt — so will ich ihn euch nicht aufzwingen; ich habe ihm noch einen andern Thron zu geben; und was euch betrifft, so werde ich euch wie ein erobertes Land betrachten. — Dies war eine Gelegenheitsrede, die nur eine momentane Wirkung hervorbringen sollte; und wenn Napoleon bei diesen Worten wirklich an einen andern Thron als an den spanischen dachte, so war damit höchstens der Thron von Neapel gemeint, welchen Joseph selbst inständigst zurückverlangt und der damals kranke Murat noch nicht in Besitz genommen hatte. Dieser andere Thron jedoch war, wenn man den höhern Ständen Wiens Glauben schenken sollte, nur der von Oesterreich. Man mußte also entweder schmachbedeckt untergehen, indem man sich unterwarf, oder ruhmvoll sterben, indem man Widerstand leistete, wobei man noch immer die Möglichkeit der Rettung hatte. Es giebt, so versicherte man, keine andere Wahl, man müsse daher seinen Entschluß fassen und zwar so schnell als möglich. So bot Wien im Jahre 1809 das Bild von Berlin im Jahre 1806.

Zu diesem aus gehäuften Nachwehen erwachsenen Impulse kam noch ein anderer, der aus den Rüstungen selbst entsprang, die seit dem Ende des Jahres 1808 so weit getrieben waren, daß man sich derselben entweder unbedingt bedienen oder ihnen entsagen mußte. Oesterreich hatte nach seinen militairischen Unfällen natürlich über die Ursache derselben wie über die Mittel zu ihrer Abwehr nachgedacht. Es hatte daher das Kriegsministerium dem Erzherzog Karl übertragen und diesen beauftragt, die österreichische Armee dergestalt zu organisiren, daß man bei der ersten günstigen Gelegenheit den Kampf gegen Frankreich mit größeren Aussichten auf Erfolg wieder

anfangen könne. Dieser Prinz befleißigte sich mit größter Gewissenhaftigkeit, seine Aufgabe zu erfüllen; zunächst verstärkte er die Cadres, indem er die dritten Bataillone jedes Regiments vollzählig machte, um sie in Kriegsbataillone umwandeln zu können; dann erfand er die Landwehr, eine Art Miliz, die nach Art unserer Nationalgarden aus Adel und Volk bestand, von denen der eine dem andern als Stamm diente, und die aufgerufen ward, sich an gewissen bestimmten Punkten zu sammeln und daselbst Reservecorps zu bilden. Man exercirte diese Miliz sehr fleißig und allsonntäglich konnte man junge Leute aus allen Classen in Uniform und Schnurrbärten und unter Nachäffung der militairischen Manieren, zu denen Napoleon ganz Europa gezwungen, in den österreichischen Städten unter Anleitung alter Edelleute manoeuvriren sehen, welche sich seit langer Zeit von dem Armeedienst zurückgezogen hatten, aber bereit waren, für den Dienst einer Dynastie wieder einzutreten, der sie sich früher gewidmet hatten. Die Fremden, welche Oesterreich früher so ruhig, so abgeneigt gegen den Krieg erblickt hatten, konnten es jetzt, wo sie es so aufgeregt, so kampfmuthig sahen, kaum wieder erkennen. Man hatte eben den ungarischen Reichstag abgehalten und von ihm die sogenannte „Insurrection," eine Art Aufgebot in Masse verlangt, das hauptsächlich aus Cavallerie bestand und unabhängig von den regulairen aus ungarischen Soldaten recrutirten Regimentern war. Der Reichstag hatte diese „Insurrection" votirt und überdies außerordentliche Gelder bewilligt, um die Kosten derselben zu bestreiten. Man nahm sich also nicht mehr die Mühe, diese Rüstungen zu verheimlichen, ja man beschleunigte sie sogar, wie für einen Krieg, der im Frühjahr, d. h. in zwei bis drei Monaten losbrechen sollte. Man rechnete auf ungefähr 300,000 Mann activer Truppen, auf deren Organisation der Erzherzog drei Jahre verwendet hatte, auf 200,000 Mann Reservetruppen, die das, was die Landwehr Militairisches enthielt, umfaßten, und endlich auf eine Kriegsmacht, die unmöglich zu schätzen war, nämlich auf die ungarische Insurrection. Schon hatte man die Regimenter in Kärnthen, Oberösterreich und Böhmen zusammen zu ziehen begonnen, um zur Formirung der Armeecorps zu schreiten. Man bespannte die Artillerie und ließ sie am hellen Tage mitten durch die Stadt Wien durchfahren, wobei unter dem Jubel der Bevölkerung Infanterieregimenter vor- oder nachmarschirten. Auf drei Plätzen wurden beträchtliche Arbeiten, die in den Operationsplan eintreten sollten, ausgeführt. Diese Plätze waren Enns, am Zusammenfluß der Donau und der Enns, mit einer Brücke zu Mauthausen, um Wien gegen einen Einfall von Baiern her zu decken; Bruck an der Muhr, um Wien gegen einen Einfall von Italien her sicher zu stellen und endlich Komorn, um im Falle eines Rückzuges nach Ungarn einen großen Depotplatz herzustellen, womit man zugleich zu verstehen gab, daß man den Krieg aufs Aeußerste treiben und selbst nach dem Verluste Wiens den Kampf nicht als beendigt ansehen wollte. Diese letztgenannte Stadt wurde ganz öffentlich gerüstet und die Kanonen auf ihre Wälle aufgefahren.

Die Sprache, die man wählte, um sich und Anderen ein derartiges Verfahren mitten im Frieden zu erklären, besagte, daß die Vernichtung des Hauses Spanien einen Versuch gegen das Haus Oesterreich in nahe Aussicht stelle; daß man sich also für die Monate März und April bereit halten müsse; daß man unfehlbar werde angegriffen werden und daß man bei einer solchen Gewißheit sich nicht den Vorrang ablaufen lassen dürfe, sondern einem perfiden Feinde zuvorkommen müsse; daß endlich wenig daran läge, von welcher Seite der erste Kanonenschuß abgefeuert würde, der eigentliche Angreifer würde in den Augen aller ehrlichen Leute der Urheber des Attentats von Bayonne sein. Die Masse der Bevölkerung schenkte diesen Reden den vollkommensten Glauben; der Hof hielt wenig oder nichts davon, obschon ihn die Thronentsetzung der Bourbonen ernstlich beunruhigt hatte; er war jedoch hauptsächlich über seine eigenen Unfälle erbittert, und fürchtete, nachdem er die Gelegenheit des polnischen Krieges versäumt, sich auch die, des spanischen Krieges entschlüpfen zu sehen. Der ganze Adel theilte diese Ansicht und war zugleich durch einen gerechten Nationalstolz wie durch die schlechten Leidenschaften der deutschen Aristokratie aufgeregt. Ueberdies reizten ihn die zahlreichen Agenten Englands, die man diensteifrig wieder in Wien eingeführt hatte, um die Wette auf. Die Erzherzöge waren bei dieser Art von Kreuzzug nicht minder eifrig, mit Ausnahme des bedeutendsten und verantwortlichsten unter ihnen, des Erzherzogs Karl, der zum Oberbefehlshaber bestimmt bei dem Gedanken an den Kugelregen nicht erzitterte — denn es gab keinen bravern Soldaten als ihn — wohl aber bei dem Gedanken, sich dem Sieger von Tagliamento noch einmal gegenüber zu stellen und das Schicksal der österreichischen Monarchie gegen ihn aufs Spiel zu setzen. Seiner Gewohnheit gemäß rüstete er zum Kriege, ohne ihn zu wünschen. Um seinen Muth anzustacheln, gab man ihm einen von den spanischen Ereignissen entnommenen Beinamen, nämlich den des „Friedensfürsten." Der stets verständige, aber nicht sehr energische Kaiser Franz ließ sich mit fortreißen, obschon er dies tadelte und begnügte sich damit, einige satyrische Pfeile gegen die Fehler zu schleudern, die er begehen ließ, zumal wenn diese Fehler das Werk seiner Brüder waren. Neuerdings, seit seinem Wittwerstande hatte er sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Modena vermählt, die ganz von den österreichischen Vorurtheilen angesteckt war; dies gewährte ihm den für seine Schwachheit bequemen Vortheil, das Innere seiner Familie ganz im Einklang mit dem Streben, dem er nachgab, zu finden und auf diese Weise alle seine Anverwandten, nur ihn ausgenommen, das billigen zu sehen, was eben den Vorzug behauptete. Dies paßte für seine Ruhe und seinen Charakter.

Die Prinzen und Herren, welche Oesterreich regierten, waren auf diese Weise bei ihren mehrmonatlichen Rüstungen, ihren Reden und gegenseitigen

Exaltationen in offene Feindseligkeit hineingerathen und mußten jetzt unbedingt zu einem Entschlusse kommen. Die hastige Rückkehr Napoleon's nach Paris, die an die Fürsten des Rheinbundes gerichtete Aufforderung und die Bewegungen der französischen Truppen gegen die Oberpfalz und Baiern gaben dem Bedenken Raum, daß Frankreich sich selbst zum Kriege rüste, mit dem man ihm zu begegnen gehofft hatte. So hatte man, während man sich gegen eine Gefahr zu schützen suchte, die gar nicht vorhanden war, dieselbe erst geschaffen. Man hätte sich sicher noch mit Napoleon verständigen können und würde das Mittel dazu in dem zu Paris durch die russische und französische Diplomatie gemachten Anerbieten einer Garantie gefunden haben. Allein diese Art von Entwickelung war abgebraucht, denn sie hatte schon zu Tilsit herhalten müssen, um sich aus einer ähnlichen üblen Lage herauszuziehen. Es war schwierig, noch einmal aus einer derartigen Stellung durch eine abermalige Scheinversöhnung davon zu kommen. Man mußte also entweder den Entschluß fassen, Krieg zu beginnen oder sofortige Entwaffnung eintreten lassen; denn, abgesehen davon, daß man für so weit vorgerückte Rüstungen keine scheinbaren Erklärungen mehr auffinden konnte, so wurde es andererseits auch unmöglich, den Aufwand für diese Rüstungen länger zu tragen. Aber Deutschland, England und sich selbst gegenüber sich plötzlich für beruhigt zu erklären, nachdem man so aufgeschreckt erschienen, Die im Stich zu lassen, die man nur die heroischen Spanier nannte, noch einmal das einbüßen zu sollen, was man übereinstimmend die schönste aller Gelegenheiten nannte, — das war unmöglich. Man mußte siegen oder die Waffen in der Hand untergehen; und überdies hatte man, so sagte man wenigstens, viel günstige Chancen für sich: die österreichische Armee reorganisirt und blühender als je vorher; das erbitterte Deutschland, das feurige Gelübde that und beim ersten Erfolg bereit war, vom Gelübde zur thätigsten Beihülfe überzugehen; England, das seine Subsidien anbot; das schwankende Rußland; Frankreich, das denselben Gedanken wie das übrige Europa nachhing und dem Eroberer, der, um die Welt zu verheeren, es selbst erschöpfte, eine minder mächtige Unterstützung gewähren mußte; und endlich die französische Armee, zerstreut von der Oder bis zum Tajo, von den böhmischen Bergen bis zu denen der Sierra-Morena, decimirt durch achtzehnjährige unablässige Kriege und schwach recrutirt durch junge Soldaten, die man ihren verzweifelnden Familien in einem Alter entriß, das kaum an die Jünglingsjahre reichte. Unter der Herrschaft dieser tausend Gründe fand man sich eines Tages, ohne selbst zu wissen wie von der allgemeinen Leidenschaft mit fortgerissen und der Krieg wurde beschlossen. Man erließ den Befehl, fünf Armeecorps in Böhmen, zwei in Oesterreich, zwei in Kärnthen und eins in Galizien, zusammenzuziehen. Der Erzherzog Karl sollte Generalissimus derselben sein. Die Bemühungen der Diplomatie einigten sich mit denen der Kriegsverwaltung, um noch ein anderes Kriegsmittel anzubahnen, nämlich das der Bündnisse.

Man knüpfte mit England wieder Verbindungen an, die nur zum Schein abgebrochen gewesen waren; man empfing die Subsidien, die es mit vollen Händen anbot und man setzte das bereits begonnene Werk der Versöhnung mit den Türken fort; endlich dachte man auch daran einen Versuch bei dem Kaiser Alexander zu wagen, um ihn wieder darauf zurückzuführen, was man das Interesse Europas und sein eigenes wohlverstandenes Interesse nannte.

Die österreichische Politik hatte in Constantinopel viel zu thun: die Türken von Frankreich abwendig zu machen, sie England wieder zu nähern, sie dahin zu stimmen, sich auf Rußland zu werfen, falls dieses fortführe, mit Napoleon zu gehen, oder es in Frieden zu lassen, wenn es mit ihm bräche, so daß man es nur mit dem gemeinsamen Feinde Europas zu thun hätte; dies war eine sehr gut berechnete Politik, die mit aller Thätigkeit verfolgt zu werden verdiente. Uebrigens leisteten die fortwährenden Revolutionen am türkischen Hofe allen äußeren Intriguen Vorschub.

Seit dem Sturze des Sultans Selim hatten neue Katastrophen den Serail mit Blut befleckt und der Türkei das Ansehen eines Reiches gegeben, das inmitten innerer Convulsionen in sich selbst zusammenbricht. Der berühmte Pascha von Rutschuk, Mustapha-Baïraktar, hatte sich, entweder, wie er behauptete, aus Anhänglichkeit an seinen Gebieter Selim, oder weil es ihn verletzte, daß eine fanatische aus Janitscharen und Ulema's zusammengesetzte Partei das Scepter vergeben hatte, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, zu Adrianopel an die Spitze einer ihm ergebenen Armee gestellt. Von dort aus hatte er anscheinend das Reich regiert, denn alle Pascha's hatten Deputirte an ihn gesendet oder sich in Person zu ihm begeben, um sich von seinem Willen zu unterrichten, und selbst der neue Sultan, Mustapha, hatte Abgesandte in sein Lager geschickt, um sich gleichsam zu seiner Verfügung zu stellen. Auf diese Weise verfügte Mustapha-Baïraktar über das Reich, unter dem Vorwande, über das Schicksal desselben zu berathen. Bald hatte er sein Lager unter den Mauern von Constantinopel aufgeschlagen und eines Tages war er endlich in den Serail marschirt, um Selim, der mit seinen Frauen eingeschlossen und von Eunuchen bewacht lebte, wieder auf den Thron zu setzen. Allein im Augenblick, wo er diesen Plan ausführen wollte, hatte man ihm den Kopf seines unglücklichen Gebieters, des besten Fürsten, der seit langer Zeit zu Constantinopel geherrscht hatte, vor die Füße geworfen. Um Selim zu rächen, hatte Baïraktar den Sultan Mustapha nach einer kurzen Regierung abgesetzt. In Ermangelung eines Andern war er genöthigt gewesen, Mustapha's Bruder selbst, den vierundzwanzigjährigen Mahmud, einen Prinzen, dem es nicht an Fähigkeiten fehlte und der sich von dem gefangenen Selim den Geschmack an der europäischen Civilisation angeeignet hatte, zum Thronfolger zu wählen. Nachdem diese Revolution geglückt, hatte Mustapha-Baïraktar das Reich einige Monate hindurch unter dem Namen des jungen Sultans mit unumschränkter Gewalt beherrscht. Allein

eine neue Revolte der Janitscharen hatte, Katastrophe auf Katastrophe häufend, diesem Despotismus ein Ende gemacht. Baïraktar, durch die Janitscharen überrascht, bevor er den Serail wieder erreichen konnte, hatte sich in einem Souterrain seines den Flammen übergebenen Palastes verborgen und war hier unter Asche und Trümmern umgekommen.

Mahmud besaß neben geistiger Kraft etwas Kühnheit und einen Grad von Arglist; er hatte an dieser letzten Revolution einigen Antheil gehabt. Von einem anmaßenden Hofmeister befreit, hatte er es unternommen, sein wankendes Reich selbst zu beherrschen und er versuchte dies in dem nämlichen Augenblicke, wo Frankreich und Oesterreich sich noch einmal an den Ufern der Donau zu messen im Begriff waren. Wie wir eben erwähnten, war es für Oesterreich von der größten Wichtigkeit, die Türken an sich anzuziehen, um nach Belieben über sie verfügen zu können, denn es konnte entweder den Russen einen Feind mehr auf den Hals werfen, wenn diese fortwährend Verbündete Frankreichs blieben, oder sie von diesem lästigen Feinde befreien, wenn sie sich dem anzuschließen geneigt waren, was man die europäische Sache nannte.

Seit der neuen Stellung Frankreichs gegen die Türken wurde die Sache leicht. Es war für erstgenanntes in der That unmöglich, mit letzteren bei seiner jetzigen Verbindung mit Rußland auf vertrautem Fuße zu bleiben. Um die nach den Ereignissen zu Tilsit eingetretene Veränderung zu beschönigen, hatte Frankreich anfangs den Sturz seines ausgezeichneten Freundes Selim zum Vorwand genommen. Hierauf hatte Sultan Mustapha geantwortet, daß diese Veränderung Frankreich durchaus nicht kälter stimmen dürfe, denn die Pforte bliebe seine beste Freundin. Napoleon hatte nun erwidert, weil dem so sei, so würde er sich bemühen, einen guten Frieden zwischen den Russen und Türken herbeizuführen, allein er hatte nicht gewagt, von den Bedingungen, unter welchen dies geschehen solle, zu sprechen. Gleichwohl bestanden die Russen, sowohl vor als nach der Zusammenkunft zu Erfurt darauf, daß man mit den Türken zum Abschluß käme und die Donauprovinzen von ihnen fordere; dagegen beklagten sich die Türken ihrerseits bei Frankreich, daß es den versprochenen Frieden nicht herbeiführe; Napoleon, der unausgesetzt von Bayonne nach Paris, von Paris nach Erfurt und von Erfurt nach Madrid eilte, hatte, um beide Theile ein wenig zu beschäftigen, endlich den Türken unter Bezeigung seines lebhaftesten Bedauerns zu verstehen gegeben, daß sie nicht mehr im Stande wären, die Moldau und Walachei zu vertheidigen, daß sie daher wohlthun würden, darauf zu verzichten, sich dafür einen soliden Frieden zu sichern und alle ihre Streitkräfte in den Provinzen zu concentriren, die fest am Reiche hingen; wenn sie um diesen Preis einen Krieg beendigten, der ihnen verderblich zu werden drohte, so verspreche er, ihnen sofort ein Arrangement zu verschaffen und die Integrität des ottomanischen Reiches im Namen von Frankreich zu garantiren. Man kann sich keinen Begriff davon machen, was für eine Revolution diese Eröffnung der französischen Diplomatie in den Köpfen der Türken erregte. Obschon man dabei mit großer Schonung verfahren war und nur das gesagt hatte, was man nach den mit Rußland eingegangenen Verpflichtungen nicht zu verschweigen vermochte, so war der Zorn des Sultans Mahmud, des Divan's, der Ulema's und der Janitscharen doch auf den höchsten Grad gestiegen und jene einfache Erklärung hatte das türkische Ministerium so gewaltig aufgeregt, daß die Bewegung sich blitzschnell der ganzen Nation mittheilte. Man sprach davon, auf der Stelle 300,000 Mann zu bewaffnen, ja das osmanische Volk in Masse zu erheben und sich lieber bis auf den letzten Anhänger des Propheten zu opfern als nachzugeben. Nimmermehr wollte man in Frankreich einen Freund erblicken, der gegen sein inneres Herz den Verbündeten zu verstehen gab, daß er eine schmerzliche Nothwendigkeit gern sah; man blieb dabei, in ihm nur einen perfiden Freund zu erblicken, der seine alten Bundesgenossen verrieth und einem unersättlichen Nachbar preisgab. Oesterreich, das diesem Schauspiele der Wechselfälle mit der größten Ungeduld, daraus Vortheile zu erlangen, zusah, Oesterreich interpretirte die Zusammenkunft in Erfurt in der gebührenden Weise und versicherte den Türken, daß das Geheimniß dieser berufenen Zusammenkunft kein anderes als das Opfer der von Frankreich an Rußland versprochenen Donaumündungen sei; daß Frankreich, um in den spanischen Angelegenheiten der Nachsicht Rußlands gewiß zu sein, diesem die Pforte preisgegeben habe und ebenso, nachdem es seine Freunde, die Spanier, verrathen, sich dafür Verzeihung zu verschaffen suche, indem es seine Freunde, die Türken, verriethe; so zöge es sich aus Verlegenheiten und häufe Verrath auf Verrath. Zu diesen schwarz aufgetragenen Schilderungen gab Oesterreich noch einen sehr ungenauen Bericht über die Ereignisse in Spanien, stellte darin die Franzosen als von insurgirten Bauern, hauptsächlich aber von den englischen Waffen geschlagen dar; und da die Muselmänner einen fabelhaften Respect für den Sieg empfanden, so machte es auf sie den entschiedensten Eindruck, denn es stellte Napoleon als durch den Erfolg, mit anderen Worten, als durch Gott selbst gerichtet, hin. Aus allen diesen Angaben zog Oesterreich bei den Türken den Schluß, daß die Pforte sich von Frankreich trennen, sich wieder an England annähern, die Erinnerung an den neulichen Durchgang des Admirals Duckworth durch die Dardanellen vergessen und sich endlich auf die österreichischen und englischen Armeen stützen müsse, um der Habgier eines furchtbaren Nachbars und dem Verrathe eines treulosen Freundes Widerstand leisten zu können.

Diese an erbitterte Gemüther gerichteten Reden drangen mit unglaublicher Schnelligkeit in dieselben ein und es währte nur kurze Zeit, so hatte man in Constantinopel eine Umwandlung in der äußern Politik herbeigeführt, die ebenso wunderbar war, wie die, welche in der innern Politik stattgefunden hatte. Während im vorhergehenden Jahre die Türken den

Franzosen Beifall zuriefen, und unter ihrer Anleitung furchtbare Batterien gegen die Engländer aufwarfen und glühende Kugeln und Wuthgeschrei diesen entgegenschleuderten, sah man sie jetzt die Franzosen dergestalt mit Beleidigungen überhäufen, daß sich diese nicht in den Straßen von Constantinopel blicken lassen konnten, ohne insultirt zu werden, während die Engländer vom ganzen Volke herbeigewünscht wurden. Das auf alle Bewegungen eines feurigen und fanatischen Volkes aufmerksame Oesterreich benachrichtigte die Engländer von dem Erfolge seiner Umtriebe und ließ den Herrn Adair nach den Dardanellen kommen. Er ging daselbst auf einer englischen Fregatte vor Anker und brauchte nicht lange auf die Erlaubniß zu warten, nach Constantinopel zu kommen. Die Einladung, sich dorthin zu begeben, wurde auf Bitten der österreichischen Diplomatie an ihn gerichtet; er kam an und nach kurzen Verhandlungen ward in den ersten Tagen des Januars 1809 der Friede mit England unterzeichnet. Von diesem Augenblicke an stand die Pforte der neuen Coalition zur Verfügung und war bereit, Alles zu thun, was Oesterreich und England für ihre gemeinsame Sache ihr eingeben würden.

Oesterreich war in seinen Umtrieben in St. Petersburg nicht minder thätig, wie in Constantinopel. Der Wiener Hof hatte zu seinem Vertreter in diesem Falle den Fürsten Schwarzenberg erwählt, einen braven Soldaten, der in den Finessen der Diplomatie wenig geübt, aber im Stande war, durch seine Treuherzigkeit zu imponiren und über die wahren Absichten seines Hofes, die er kaum selbst kannte, zu täuschen. Er erhielt den Auftrag, zu bestätigen, daß die Absichten Oesterreichs aufrichtig und uneigennützig wären, daß es nichts unternehmen wolle und daß im Gegentheil seine einzige vorherrschende Meinung dahin ginge, sich gegen ähnliche Unternehmungen, wie zu Bayonne zu vertheidigen; wolle der Kaiser Alexander auf eine bessere Würdigung der europäischen und russischen Interessen zurückkommen, so würde er in ihm einen zuverlässigen, durchaus nicht eifersüchtigen Freund finden, der ihm keine mit dem allgemeinen Gleichgewichte verträgliche Vergrößerung seines Gebietes streitig zu machen Willens sei. Insbesondere war Schwarzenberg beauftragt, das große Argument des Augenblicks in die Wagschale zu legen, nämlich die gegen Spanien begangene Treulosigkeit, welche keinem Menschen mehr erlaube, ohne wirkliche Entehrung der Bundesgenosse des französischen Cabinets zu bleiben. Schwarzenberg, der ein durchaus ehrenhafter Mann war, sollte in dieser Hinsicht alle Saiten anschlagen, die in dem Herzen des Kaisers Alexander eine ehrenwerthe Empfindlichkeit hervorzurufen vermöchten. Gelang es ihm endlich, sich Gehör zu verschaffen, so sollte er, wie man versichert ([39]), für den Erben des Kaiserthums Oesterreich um die Hand der Großfürstin Anna anhalten, was keinem Hindernisse Seitens der Kaiserin Mutter begegnen konnte und das intime Verhältnisse zwischen den beiden Kaiserhöfen wiederhergestellt haben würde.

Kaiser Alexander war um diese Zeit schon nicht mehr aufrichtig in seinem Verhältniß zu Napoleon, obschon er es früher gewesen, als der Enthusiasmus chimärischer Pläne ihn bestimmt hatte, seinem Bundesgenossen Alles zu bewilligen. Damals hatte er das Geniale und die Persönlichkeit Napoleon's aufrichtig bewundert, was wohl auch der Bewunderung werth war, und da das Interesse seinem Enthusiasmus zu Hülfe kam, so war er ein durchaus aufrichtiger Alliirter Napoleon's geworden. Seitdem es sich nicht mehr um Constantinopel, sondern nur um Bucharest und Jassy handelte, war die Illusion der großen Pläne entschwunden. Die Erwerbung der Donauprovinzen, die bis auf den heutigen Tag noch nicht einmal geglückt ist, war für Rußland unstreitig ein durchaus hinreichender Gegenstand des Interesses; indessen ließ dieses mehr positive als blendende Interesse den Kaiser Alexander kälter und machte ihn um die Mittel der Ausführung besorgt. Anfänglich hatte es geschienen, als ob die Einwilligung Napoleon's genügen würde, um die Donauprovinzen zu erlangen; allein im Augenblicke, wo sich dieser Wunsch verwirklichen sollte, zeigten sich praktische Bedenken von weit größerem Gewichte, als man früher geglaubt hatte. Wenn Napoleon Spanien rasch unterworfen, den Engländern eine glänzende Niederlage beigebracht und Oesterreich verhindert hätte, auch nur von fern an Widerstand zu denken; wenn die Türken damals nur zu unterschreiben gehabt hätten, was man über ihre Provinzen beschlossen, so hätte der Kaiser Alexander, in Ermangelung des durch seine ersten Entwürfe genährten Enthusiasmus, ein eifriges Bündniß festhalten können, welches ihm so schnelle und sichere Vortheile gewährte. Wie groß aber auch das Genie Napoleon's war, welche mächtigen Hülfsmittel ihm auch zu Gebote standen, er hatte sich doch derartige Schwierigkeiten hervorgerufen, daß er bei seinen Feinden aller Art den Muth, ihn aufs Neue zu bekämpfen, erweckt hatte. Rußland hatte seinerseits in Finnland nicht alle die Erfolge gehabt, auf die man in St. Petersburg wie in Paris gezählt hatte. Dieses weit ausgedehnte Reich, dessen Zukunft unermeßlich, dessen Gegenwart aber weit entfernt ist, seiner Zukunft zu gleichen, ein wahrer Hercules in der Wiege, hatte während des Sommerfeldzuges niemals mehr als 40,000 Mann Effectivbestand gegen Finnland senden können; es hatte die schöne Jahreszeit dazu verwendet, eine Art von Krieg gegen Schweden zu führen, der mit seiner Größe wenig in Einklang stand. Dieser schwedische Krieg war, um es kurz zu sagen, in seinem Principe nicht moralischer als der spanische, hatte auch keine entscheidenderen Erfolge gehabt und obschon beide Kaiser ihren Gegnern weit überlegen waren, so hatten sie doch vom Glück keine verblendenden Begünstigungen erlangt. Auch war der Kaiser Alexander durchaus nicht glückstrunken. Er fand, daß er das, was ihm Napoleon überließ, noch durch mühevolle Anstrengungen erobern mußte und die bei ihm stets so rasch eintretende Entzauberung zeigte sich bereits ganz merklich. Er hielt Napoleon noch für mächtig genug,

als daß er es hätte darauf ankommen lassen, sich mit ihm zu überwerfen; aber er glaubte ihn nicht mehr siegreich genug, um in einer Verbindung mit ihm noch dieselben Vortheile zu finden, namentlich hielt er ihn aber nicht mehr für hinlänglich rein, um noch in jenem Bunde dieselbe Ehre zu erblicken. Da er übrigens von Oesterreich und England wahrscheinlich nicht die Eroberungen erlangt haben würde, die noch fortwährend seine herrschende Leidenschaft waren, nämlich die Donauprovinzen, da ferner eine neue Umwandlung in seinen freundschaftlichen Verbindungen ihn entehrt haben würde, so war er entschlossen, bei dem Bündnisse mit Frankreich zu beharren, zugleich aber aus diesem Bündnisse den größten Vortheil zu ziehen, für welchen er so wenig als möglich einsetzen wollte (40).

Bei einer solchen Stimmung mußte dieser Krieg Frankreichs mit Oesterreich für Alexander sehr ungelegen und beunruhigend erscheinen, denn er machte die Erwerbung der türkischen Provinzen schwieriger, erforderte eine kostspielige Anstrengung, falls er Napoleon durch das Aufstellen einer Armee in Galizien unterstützen mußte, und gesellte einen neuen Krieg zu den vieren, die man bereits gegen die Schweden, die Engländer, die Perser und die Türken zu führen hatte. Ueberdies konnte dieser Krieg Rußland in noch viel schreienderen Widerspruch mit seinem früheren Verfahren bringen, denn er konnte es der Gefahr aussetzen, auf den Feldern von Austerlitz sich für Frankreich gegen Oesterreich zu schlagen, und zugleich der russischen Aristokratie, welche die innige Freundschaft mit Frankreich mißbilligte, neuen Grund zu Beschwerden geben. Am Ende mußte er, glücklich oder unglücklich, ein gleich mißliches Resultat herbeiführen: denn im Fall des Glücks konnte er Napoleon den unseligen Gedanken eingeben, Oesterreich zu zertrümmern und somit jede Zwischenmacht zwischen dem Rhein und dem Niemen zu vernichten; im Fall des Unglücks mußte er Rußlands Bündniß mit Frankreich, das es zum großen Aerger des ganzen alten Europa eingegangen, lächerlich, gefahrvoll und zum mindesten fruchtlos machen. Es giebt keine schlechtere Lage, als die, weder den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Krieges wünschen zu dürfen und das Beste, was man unter solchen Verhältnissen zu thun vermag, ist, daß man ihn zu verhindern sucht. Dies mit allen nur erdenkbaren Mitteln zu versuchen, hatte sich auch wirklich Alexander entschlossen.

Romanzoff war wieder nach St. Petersburg zurückgekommen, ebenso sehr durch Napoleon's Benehmen verführt, wie Caulaincourt durch das von Alexander. Allein beide Souveraine waren ihren Ministern genugsam überlegen, um sich nicht von den Verführungen, welche diese Letzteren täuschte, gefangen nehmen zu lassen. Alexander ließ sich die Wunder von Paris und die Artigkeiten, mit denen Napoleon Romanzoff überhäuft hatte, erzählen, ebenso wie sich Napoleon die liebenswürdige Zuvorkommenheit schildern ließ, deren täglicher Gegenstand Herr von Caulaincourt war; allein er gab deshalb auch nicht einen seiner Entschlüsse auf. Er bestimmte mit Romanzoff, in welcher Weise man sich gegen Frankreich aussprechen und benehmen wolle und hatte mit Caulaincourt einige sehr wichtige Unterredungen. In denselben verhehlte er ihm beinahe nichts von dem, was er über seine Lage dachte; er sprach darüber unparteiisch für Napoleon und bescheiden für sich selbst. Daß der Krieg in Finnland nicht gut geführt worden sei, gab er zu, drückte aber zugleich das Bedauern aus, daß Napoleon seinerseits gegen die Engländer auch keine entscheidenderen Erfolge zu erlangen vermocht hätte; er schien sogar zu glauben, daß bei dem Unternehmen auf Spanien die Engländer am Ende einzig und allein etwas gewonnen hätten, da sie die spanischen Colonien zur Verfügung erhielten, was doch in jedem Falle die übrigens noch sehr zweifelhafte Eroberung von Lissabon und Cadiz durch die Franzosen ausglich. Er sprach sein ganzes Bedauern aus, das er empfinden würde, wenn er die alten Bundesgenossen bekämpfen müßte, an deren Seite er sich bei Austerlitz befunden, und gestand die Verlegenheit zu, die ihm diese eigenthümliche Stellung zu St. Petersburg in den höheren Kreisen der Gesellschaft wie im Volke selbst verursachen müßte; er bekannte, daß es ihm schwer sein würde, außer einer neuen Armee in Finnland Observationstruppen längs der Ostsee, eine große Eroberungsarmee gegen die Türkei und eine Hülfsarmee gegen Oesterreich zusammenzubringen, indem dies nicht nur militairische, sondern hauptsächlich finanzielle Schwierigkeiten mit sich führe. Endlich ging er in seinen vertraulichen Mittheilungen so weit, zu erklären, daß selbst der glückliche Erfolg des neuen Krieges ihn mit Sorgen erfülle, denn nur mit Schrecken könne er Oesterreich verschwinden sehen und er würde sich nie dazu hergeben, es durch ein Polen zu ersetzen. Er erklärte, daß der Friede für ihn nothwendig sei, daß er ihn aber auch für Napoleon nothwendig erachte; denn, sagte er, es entgehe ihm nicht, daß Frankreich ihn zu wünschen und ein Gesinnungswechsel gegen den ruhmreichen Beherrscher desselben einzutreten beginne. In jeder dieser Bemerkungen lagen gleich viel Gründe, ihn in Freiheit gegen Oesterreich handeln und überhaupt Alles thun zu lassen, um einen Krieg zu verhindern, an den nur zu denken ihm schon im höchsten Grade unangenehm war. Leider, fügte er hinzu, sei er weit entfernt mit Napoleon die Ansicht zu theilen, daß es schon hinreiche zu drohen und ein Ultimatum Namens der beiden größten Mächte der Welt zu erlassen, um bestürzte, von Haß und Schrecken beherrschte Köpfe zur Besinnung zu bringen, bei denen übrigens, neben einer sehr übertriebenen Ausdrucksweise, ein Theil aufrichtiger Furcht vorhanden sei, der man Rechnung tragen müsse. In Folge dessen verlangte er, daß man ihm gestatte, sie gleichzeitig zu beruhigen und einzuschüchtern; sie zu beruhigen, indem er mit aller Entschiedenheit den vermeintlichen Plan, sie in gleicher Weise wie Spanien zu behandeln, in Abrede stelle, sie einzuschüchtern, indem er sie auf die unseligen Folgen aufmerksam mache, die ein neuer Krieg für sie nach sich ziehen würde.

Ueberdies weigerte sich noch Alexander die Leitung dieser Angelegenheit, wie es Napoleon gewünscht hatte, den beiden Ministern von Frankreich und Rußland in Wien anzuvertrauen. Napoleon, der wirklich den Frieden wollte, war der Ansicht, daß diese beiden Minister entschiedener auftreten und deshalb geneigteres Gehör finden würden. Dagegen glaubte Alexander, sie würden geradeswegs auf den Krieg losgehen. — „Unsere Minister werden Alles verwirren," sagte er zu Caulaincourt. „Lassen Sie mich handeln und reden, und wenn der Krieg verhütet werden kann, so werde ich ihn verhüten; ist dies nicht möglich, so werde ich, wenn er unvermeidlich geworden, offen und ehrlich handeln." —

Es blieb also nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen, da im Grunde seine ganz friedlichen Ansichten genau mit denen Napoleon's übereinstimmten, der lebhaft eine Vermeidung des Krieges wünschte. Er verlangte darnach in dem Grade, daß er insgeheim Alexander ermächtigt hatte, für die Integrität des österreichischen Staatengebietes nicht nur die doppelte Garantie Rußlands und Frankreichs, sondern auch die vollständige Räumung aller zum Rheinbund gehörigen Staaten zu versprechen, was so viel hieß, als keinen einzigen französischen Soldaten mehr in Deutschland zu lassen.

Alexander hielt Wort und sprach sich gegen Schwarzenberg mit der größten Offenheit aus. Weniger Herr seiner Verlegenheit, als ihm der österreichische Minister vorwarf ([41]), sich zum Mitschuldigen des unwürdigen zu Bayonne beobachteten Verfahrens zu machen, ließ er sich doch durchaus nicht durch die auf sein Herz berechnete Berufung zu Gunsten der europäischen Sache rühren; er warf der österreichischen Politik alle die Lügen, alle die Verstellungen vor, deren sie sich seit zwei Jahren schuldig gemacht, denn Oesterreich hatte ja nicht aufgehört vom Frieden zu sprechen, während es sich zum Kriege rüstete, und so schloß er mit der Erklärung, er sei förmliche Verpflichtungen im alleinigen Interesse seines Kaiserthums eingegangen und werde sich ihnen nicht entziehen; sei man thöricht genug, es zum Bruche kommen zu lassen, so würde man von Napoleon zermalmt werden, man werde aber auch Rußland zwingen, sich einzumischen, weil es sein Versprechen gegeben und Wort halten, mithin seine Truppen zu den französischen stoßen lassen würde; jene Befreiung Europas, die man unabläßig im Munde führe, werde man nicht erzielen; wenn man Den, welchen man einen erdrückenden Koloß nenne, zu neuen Anstrengungen veranlasse, so mache man ihn dadurch nur noch erdrückender; das einzige Resultat, das man erhalten könne, würde das sein, daß man England, einem ebenso erdrückenden Koloß zur See, die Mittel zur Hand gäbe, den Frieden weiter hinaus zu schieben, dessen man doch so dringend bedürfe; was ihn selbst anlange, so wolle er weiter nichts, als den Frieden (mit Einschluß der Donauprovinzen, hätte er hinzusetzen können); dazu müsse man endlich gelangen; er würde daher Jeden für seinen Feind halten, der diesen Augenblick des Friedens weiter hinausrücke, und gegen einen solchen, wer es auch immer sei, alle Kräfte seines Reiches aufbieten. Alexander umging jede Andeutung auf ein Familienbündniß mit Oesterreich, denn er konnte nicht füglich die Unschicklichkeit begehen, einem Erzherzoge die Hand einer Prinzessin zuzusagen, die er schon halb und halb an Napoleon versprochen hatte.

Der österreichische Minister war über diese offenen Erklärungen höchlichst erstaunt. Die feine Welt in Petersburg, die allerdings weniger begeistert als die Wiener war, hatte ihn doch ein anderes Resultat erwarten lassen. Er hatte alle Welt auf Seiten der europäischen Partei gegen Frankreich gefunden, obschon man aus Furcht, in Widerspruch mit dem Kaiser zu gerathen, es nicht offen auszusprechen wagte. Außerdem hatte er die Gewißheit erlangt, daß man in der kaiserlichen Familie dieselben Gesinnungen hege und so hatte er sich geschmeichelt, eine ganz andere Aufnahme bei dem Kaiser zu finden. Ein mehr geübter Diplomat würde gesehen haben, daß unter sehr reellen Grundsätzen, die in einem gewissen Grade von Alexander selbst getheilt wurden, jene Interessen lagen, die in diesem Augenblicke an die von Frankreich sich anknüpften; daß, wenn die russische Aristokratie und die kaiserliche Familie ihrer augenblicklichen Laune gehorchen durften, indem sie sich die Sprache erlaubten, die für ihre Vorurtheile am geeignetsten war, der Kaiser und sein Cabinet ein anderes Verfahren einzuhalten hatten und wenn sie ein schönes Ländergebiet erwerben konnten, während Napoleon die Bourbonen vernichtete, ihre Rolle ganz natürlich vorgezeichnet war, nämlich die Hofleute und die Frauen schwatzen zu lassen und inzwischen die Angelegenheiten des Kaiserstaates zu besorgen, indem man bei diesem Umsturze die sehnlich erwünschten Ufer der Donau zu gewinnen suchte.

Der vortreffliche Fürst von Schwarzenberg begriff nichts von diesen scheinbaren Widersprüchen und erfüllte ganz Petersburg mit seinen Lamentationen. Er schrieb an seinen Hof Depeschen, die denselben hätten zurückhalten müssen, wenn er an dem Abhange, der ihn hinabzog, noch hätte aufgehalten werden können. Alexander merkte, daß er einen gewissen Eindruck auf den Repräsentanten Oesterreichs hervorgebracht hatte, gefiel sich in der Aussicht, daß Schwarzenberg vielleicht doch noch etwas bei seinem Hofe vermögen würde, obschon er nicht gerade fest darauf rechnete, weshalb er auch seine Anstalten für einen bevorstehenden Krieg traf. Es lag ihm am Herzen, den Krieg in Finnland sobald als möglich zu Ende zu bringen; er schickte daher eine Verstärkung nach dem Kriegsschauplatz ab, welche die daselbst agirenden Truppen auf ungefähr 60,000 Mann brachte. Zugleich befahl er, quer über das gefrorene Meer in die Mitte von Schweden zu marschiren. Eine Colonne sollte dem bothnischen Meerbusen entlang ziehen, um über Uleaborg auf Tornea und Umea loszurücken. Eine zweite sollte auf dem Eise über den bothnischen Meerbusen gehen, um von Wasa aus der erstgenannten Colonne unter Umea

die Hand zu reichen. Die dritte, zugleich die bedeutendste, sollte ebenfalls ihren Weg über das Eis nehmen und über die Alandinseln auf Stockholm marschiren. Die Garde und zwei Divisionen waren bestimmt, zwischen Petersburg, Reval und Riga stehen zu bleiben, um hier die Versuche der Engländer gegen die baltische Küste zu überwachen. Vier Divisionen Infanterie und eine Cavalleriedivision, im Ganzen 60,000 Mann, erhielten den Auftrag, in Galizien einzurücken, mehr um hier den Ereignissen die Wage zu halten, als um die französischen Armeen zu unterstützen. Endlich war es ganz natürlich, daß Rußland seine Hauptanstrengungen gegen die Türkei richtete, denn wenn Alexander auch im Abendlande als Vertheidiger der Mäßigung auftreten wollte, so wollte er doch im Morgenlande Eroberer sein; deshalb hatte er auch acht Divisionen an die untere Donau geschickt, von denen eine, als Reserve, aus dritten Bataillonen zusammengesetzt war. Diese letztere sollte eine mittlere Richtung zwischen Siebenbürgen und der Walachei annehmen, um entweder die Invasionsarmee, die gegen die Türken marschirte, zu unterstützen, oder sich auf die Armee in Galizien zurückziehen zu können, um sich dort auf irgend eine Weise bei den Ereignissen zu betheiligen. Diese Division ward Caulaincourt als eine von denen genannt, die für die Bundeszwecke verwendet werden solle. Die Gesammtsumme der in dieser Richtung agirenden Truppen erreichte die Höhe von etwa 120,000 Mann. Die Eroberung von Finnland zu beendigen, den Engländern die Spitze zu bieten, die Donaumündungen zu nehmen und die Ereignisse in Deutschland in gewissen Schranken zu halten: das waren demnach die verschiedenen Bestimmungen, zu denen Alexander die 280,000 Mann, über die er verfügen konnte, ausersehen hatte. Wenn er nicht mehr that, so schob er dies auf seine Finanzen, über deren Zustand er sich beständig gegen Caulaincourt beklagte, wobei er auch unaufhörlich von den fünf Kriegen sprach, die er auf dem Halse habe; derselbe Mann, der sonst immer so stolz in seiner Haltung war, schmiegte sich fast demüthig, sobald es sich um Geld handelte und verlangte, man möge ihm beistehen, in Frankreich oder Holland eine Anleihe abzuschließen.

Rußlands Auftreten brachte das Wiener Cabinet, das erwartet hatte, jenes weniger im Gegensatz zu seinen Ansichten zu finden, weil es das Cabinet nach der Sprache des russischen Adels in den Cirkeln von St. Petersburg beurtheilt hatte, sehr aus der Fassung. Obschon es inzwischen die Mission des Fürsten Schwarzenberg als gescheitert betrachtete, so schmeichelte es sich doch, daß jenes Cabinet der Meinung der Nation, zumal nach dem ersten glücklichen Erfolge der österreichischen Waffen, keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde; es redete sich ein, daß der erste Erfolg, der, wie man sagte, Deutschland fortreißen müsse, auch so den ganzen Continent hinreißen würde, und daß es genüge, das Signal und zwar, es mit gutem Erfolg zu geben, um Nachahmung zu finden. Die für Galizien bestimmten 60,000 Mann wurden als ein einfaches Observationscorps angesehen, dem man nur Truppen von untergeordneter Art, die ebenfalls mehr zum Beobachten, als zum Handeln bestimmt wären, entgegenzustellen brauche. Man nahm also weder die Sprache noch die bewaffneten Demonstrationen Rußlands als ein Argument gegen den Krieg und entschloß sich im Gegentheil, Alles so zu beschleunigen, daß man über die von Magdeburg bis Ulm zerstreuten französischen Truppen jenen ersten Erfolg, der alle anderen Mächte mit fortreißen sollte, davon tragen könne. Man befand sich in einer jener Lagen, wo man nicht mehr zurückgehen kann und deshalb jeden, selbst entmuthigenden Umstand als Grund zum Vorrücken erfaßt.

Nachdem die Kriegsrüstungen und die Hin- und Herreisen der Diplomatie den Monat Februar und einen Theil des Monats März ausgefüllt hatten, gedachte man im Anfang April auf dem Operationsschauplatze zu erscheinen, d. h. in den ersten Tagen, wo der Krieg in Oesterreich möglich ist, denn um diese Zeit mochte hier der Boden kaum die ersten grünen Halme treiben. Man entschied sich also zu Wien über den anzunehmenden Feldzugsplan. Zunächst bestimmte man, daß man gegen Italien und Galizien nur die wenigsten Truppen des Kaiserreichs operiren lassen wolle. Man beschloß unter dem Erzherzog Johann gegen 60,000 Mann abzusenden, um den Aufstand in Tyrol zu unterstützen und durch ihre Gegenwart die Streitkräfte Frankreichs in Italien zu beschäftigen. Hierzu gesellte man noch 8 bis 10,000 Mann, um dem General Marmont in Dalmatien entgegenzutreten. Der Erzherzog Ferdinand erhielt die Weisung, mit 40,000 Mann die unter den Mauern von Warschau zusammengezogene sächsisch-polnische Armee zurückzuhalten und die in Galizien vorrückenden Russen zu überwachen.

Die Hauptmasse, welche die besten und zahlreichsten Truppen enthielt, sollte in Deutschland, von der obern Donau her, agiren und das kühne Wagniß versuchen, die Franzosen, bevor sie sich concentrirt hätten, zu überfallen. Sie sollte der Erzherzog Karl als Generalissimus befehligen, der sie auch als Kriegsminister organisirt hatte. Es war demnach nichts verabsäumt worden. Sie bestand aus ungefähr 200,000 Mann, war namentlich stark an Infanterie, die der Erzherzog in einen vortrefflichen Zustand zu versetzen sich bemüht hatte, desgleichen stark an Artillerie, die in Oesterreich stets sehr gut gewesen war, aber minder wohl mit Cavallerie versehen, welche der Erzherzog nicht vermehrt hatte, die jedoch, ohne eben zahlreich zu sein, ebenso tüchtig als gut einexercirt war. Die ganze Armee war eingetheilt in sieben Armee- und zwei Reservecorps, und in Böhmen und Oberösterreich aufgestellt. Es bildete dies eine Gesammtmasse von 300,000 Mann activer Truppen, einschließlich derer, die in Italien und Galizien operiren sollten. Hinter dieser Hauptmasse sollte die Reserve, sowie der ungarische Heerbann Wien decken und falls dieses verloren ginge, sich nach Ungarn zurückziehen, um hier die Reste der activen Armee aufzunehmen und daselbst den Krieg

fortzusetzen. Diese zweite Abtheilung, die höchstens 200,000 Mann stark war und weniger kriegsgewohnte, aber doch schon leidlich eingeübte Milizen umfaßte, brachte die Hülfsmittel Oesterreichs, das noch nie eine solche Masse von Streitkräften entfaltet hatte, auf mehr als 500,000 Mann.

Es fragte sich, wie man die 200,000 Mann der Hauptmasse verwenden sollte, die bestimmt waren in Deutschland zu agiren und die ersten Schläge auszuführen. Der Hofkriegsrath, den man gewöhnlich als die Ursache der österreichischen Unfälle bezeichnete, weil er, wie es hieß, die Autorität der Generale lähmte, war zu Gunsten des Generalissimus seines Einflusses beraubt worden, ohne daß daraus eine viel größere Einheit in dem Commando erwachsen wäre, denn es giebt nur da Einheit, wo ein thatkräftiger Wille, von einem festen Geiste geleitet, herrscht. Obwohl der Erzherzog ein umsichtiger, aufgeklärter, tapferer Fürst und der beste Feldherr Oesterreichs war, so hatte er doch nicht die nöthige Geistes- und Charakterstärke, um die Einheit des Commandos zu behaupten, und die Uneinigkeit, die sich nicht mehr im Hofkriegsrathe fand, mußte sich in seiner Umgebung, unter den einflußreichen Offizieren seines Generalstabes entwickeln. Es blieb allerdings der Vortheil, diese Uneinigkeit, welcher Art sie auch sein mochte, mehr in die Nähe des Schlachtfeldes heranzurücken und dieser Vortheil war sicher nicht zu verachten.

Zwei Ansichten theilten um diese Zeit den Generalstab des Erzherzogs rücksichtlich des besten Planes, den man befolgen solle. Nach der einen sollte man Böhmen als Ausgangspunkt annehmen (man vergl. Karte No. 28.), und, unter der Voraussetzung, daß die Franzosen noch in Sachsen, Franken und der Oberpfalz zerstreut wären, auf Baireuth, d. h. auf das Centrum Deutschlands losbrechen, sie einzeln schlagen und die deutschen Völkerschaften durch dieses plötzliche Erscheinen und den schnellen Erfolg zur Erhebung bewegen. Dieser kühne Plan, der die Oesterreicher über Baireuth und Würzburg selbst bis unter die Thore von Mainz führte, hatte den Vortheil, sie auf dem kürzesten Wege nach dem Rhein zu versetzen, Unordnung in die französischen Cantonnirungen zu bringen und über ganz Deutschland die lebendigste Aufregung zu verbreiten. Aber eben weil dieser Plan kühn war, so verlangte er zu seiner Ausführung einen Charakter, den im Allgemeinen nur die überlegeneren, gewöhnlich glücklichen und deshalb selbstvertrauenden Heerführer besitzen. Damals gab es keinen dieser Art weder in Deutschland noch anderwärts, außer in Frankreich. Außerdem erheischte dieser Plan, daß die militairischen Rüstungen Oesterreichs bis zu einem Grade vorgeschritten waren, welchen die mehr geschäftige als fördernde Verwaltung dieses Staates ihnen noch nicht zu geben vermocht hatte. Das Höchste, was geschehen konnte, war, daß die Corps, die sich in Böhmen sammeln sollten, in den ersten Märztagen daselbst concentrirt waren. Vielen Regimentern gingen die dritten Bataillone ganz ab; die Artilleriewagen waren noch nicht eingetroffen. Ohne Zweifel wäre dieser Plan, der eigentlich auf die Ueberrumpelung der Franzosen berechnet war, gut gewesen, wenn man sie wirklich überrumpelt und wenn die Kühnheit der Ausführung der Kühnheit des Entwurfes entsprochen hätte; in dem Falle aber, daß man sie nicht vollständig zu überrumpeln vermochte, konnte er leicht verhängnißvoll werden, denn sobald sie die Zeit hatten, von der Elbe nach der Donau zu gelangen und sich zwischen Ulm und Regensburg zu sammeln, so war die österreichische Armee der Gefahr ausgesetzt, sie in ihrer linken Flanke zu haben, indem sie dann Wien mittels der Donau erreichten, alle Abtheilungen, die Oesterreich in Baiern zurückgelassen, aus einander sprengten und vielleicht selbst ihre Operationslinie abschnitten. Bei einem an unerwarteten Manoeuvern so fruchtbaren General, wie Napoleon, war diese letztere Chance sehr zu befürchten.

Der zweite Plan, der bescheidener, aber auch sichererer war, bestand darin, die gewöhnliche Straße, die der Donau, einzuschlagen, auf welcher die Franzosen, wegen der Leichtigkeit der Communicationen längs dieses großen Stromes, natürlich ankommen mußten, ihnen mit der ungeheuern Masse von 200,000 Mann auf dieser Straße entgegenzutreten und aus dem Umstand, daß man mehr vorbereitet war, als sie, Nutzen zu ziehen, nicht um sie zu überrumpeln, sondern um sie zu schlagen, bevor sie an Zahl stark genug wären, um den Sieg streitig zu machen. Dieser Plan verstattete Napoleon keine jener plötzlichen Combinationen zu verfolgen, welche gewöhnlich alle Berechnungen vereitelten und setzte keinem andern Wechselfalle als dem auf dem Schlachtfelde aus, der gegen einen solchen Feldherrn und gegen solche Soldaten immer noch gefahrvoll genug war.

Beide Pläne, um die es sich handelte, wurden lange Zeit zwischen zwei Generalstabsoffizieren des Erzherzogs Karl, dem General Meyer und dem General Grünn, erörtert; die klarsten Köpfe unter den österreichischen Militairs waren darüber verschiedener Meinung. Wie es aber immer unter solchen Verhältnissen geht, so überließ man auch hier dem Schicksal die Sorge, die Frage zu entscheiden und man kam erst zu einem Entschluß, als die österreichischen Spione, die sich unter die französischen Truppen gemischt hatten, den Marsch des Generals Oudinot auf Ulm und den des Marschalls Davout auf Würzburg herausgespürt hatten. Nunmehr begriff man, daß man zu spät eintreffen würde, um statt eines schlechten Erfolges einen glücklichen zu erzielen, und daß man, wenn man durch Böhmen auf Baireuth losgebrochen wäre, die Franzosen in der linken Flanke haben würde, während sie Wien auf der Donau erreichen konnten. Man faßte daher schnell den Entschluß, die Corps, die sich ursprünglich in Böhmen sammeln sollten, nach Oberösterreich zurückzuwerfen. Nur that man noch das, was man zu thun pflegt, wenn die Leitung mittelmäßig ist, man behielt etwas vom ersten Plane bei und nahm den zweiten nur insoweit an, daß man die Hauptmassen der Streitkräfte, die zu seiner Ausführung verwendet werden sollten, zurück-

führte. So ließ man gegen 50,000 Mann unter den Generalen Bellegarde und Kolowrath in Böhmen und führte gegen 150,000 Mann nach Oberösterreich, um sie durch Baiern über Regensburg den Franzosen entgegenzustellen. Die erste dieser Truppenmassen sollte durch die Oberpfalz auf Bamberg losrücken und ihren linken Flügel gegen Regensburg ausdehnen. (Man vergl. Karte No. 28.) Die zweite sollte in Baiern einfallen und die Donau aufwärts gehen, indem sie ihren rechten Flügel nach Regensburg hinstreckte, so daß diese beiden Massen, längs des Flusses in Communication gesetzt, sich im Fall der Noth vereinigen konnten, aber freilich mit ebensoviel Möglichkeit, in dieser Vereinigung zu scheitern. Auf diese Weise rückte man auf beiden Seiten der Donau vor, so zu sagen in der Schwebe zwischen zwei Plänen, fortwährend in der Hoffnung, vor den Franzosen zum Handeln zu kommen und sich gegen ihren Flankenmarsch durch Versetzung eines Theiles der österreichischen Streitkräfte aus Böhmen nach Baiern sicher zu stellen. General Meyer, der, wie es hieß, den ersten Plan unterstützt hatte, ward von dem Generalstab des Erzherzogs Karl zu dem des Erzherzogs Johann versetzt, um in Italien die Talente anzuwenden, die man in Deutschland nicht gewollt hatte, und General Grünn, der für den zweiten Plan gesprochen, blieb allein beim Erzherzog Karl als sein erster Rath.

In Folge dieses neuen Systems behielten das erste Corps, das sich unter dem Generallieutenant Bellegarde zu Saatz formirt, und das zweite Corps, das sich unter dem Artilleriegeneral Kolowrath zu Pilsen gebildet hatte, die nämlichen Versammlungspunkte und erhielten Befehl, mit 50,000 Mann zu Anfang des Aprils von der äußersten Grenze Böhmens gegen Baireuth aufzubrechen. (Man vergl. Karte No. 14.) Die Corps Hohenzollern, Rosenberg, Erzherzog Ludwig, die sich zu Prag, Pisek und Budweis formirt hatten, und das erste Reservecorps des Fürsten Johann von Liechtenstein, das, zu Iglau formirt, aus Grenadieren und Kürassieren bestand, bekamen Ordre, auf der Straße von Budweis nach Linz aus Böhmen nach Oesterreich vorzurücken, bei letztgenannter Stadt über die Donaubrücke zu gehen und sich zu Anfang des Aprils vor dem Inn, der Grenze Baierns, einzufinden. Hier sollten sie mit dem Corps des Generallieutenant Hiller, das zu Wels an der Traun formirt, und mit dem zweiten Reservecorps des Generals Kienmayer, das zu Enns an der Enns gebildet war, zusammenstoßen. Diese sechs Corps sollten miteinander auf Baiern marschiren, mit der Rechten an der Donau, indem sie auf diese Weise, nach Regensburg zu, der Linken Bellegarde's und Kolowrath's zu begegnen suchten. Das Zeichen zu den ersten Feindseligkeiten ward gleichmäßig für den Anfang April in Italien und Polen, wie in Baiern und Böhmen gegeben.

Ohne die Verstellung weit über die erlaubten Grenzen hinaus zu treiben, konnte man inzwischen nicht ferner vom Frieden sprechen, während man die Armeen in Marsch setzte und ihnen die Ordres zukommen ließ, binnen vierzehn Tagen die Grenzen zu überschreiten. Dies hätte geheißen, zu Lande das Benehmen der Engländer zur See zu sehr nachzuahmen, die auch die feindlichen Handelsschiffe gewöhnlich ohne irgend eine vorhergegangene Erklärung wegnahmen. Uebrigens hatte man den Sieg noch nicht so gewiß in Händen, als daß man es gewagt hätte, die Regeln des Völkerrechts, in der Hoffnung auf Straflosigkeit, auf solche Weise zu übertreten. Man trug daher Metternich auf, dem französischen Cabinet eine vorläufige Erklärung zuzustellen, welche den Uebergang von der Sprache des Friedens zur Thatsache des Krieges bilden sollte.

Wirklich stellte sich auch am 2. März Metternich zu Paris bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Champagny ein und erklärte ihm im Namen seines Hofes, daß die plötzliche Ankunft des Kaisers Napoleon in Paris, die an die Rheinbundfürsten gerichtete Einladung zur Zusammenziehung ihrer Contingente, gewisse Journalartikel und verschiedene Bewegungen der französischen Truppen, den kaiserlichen Hof zu Wien bestimmt hätten, seine Armeen vom Friedensfuße, den sie bis jetzt eingehalten, auf den Kriegsfuß zu setzen, daß er diesen Entschluß jedoch nur deshalb gefaßt, weil er durch das Benehmen der französischen Regierung dazu gezwungen worden sei und daß er übrigens diese unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen habe, ohne deshalb schon seine friedfertigen Absichten aufzugeben.

Champagny antwortete auf diese Mittheilung kalt und ungläubig und führte an, daß dieser Uebergang vom Friedens- zum Kriegsfuße bereits seit sechs Monaten datire; daß man sich seit sechs Monaten in der That in Oesterreich auf bevorstehende Feindseligkeiten vorbereite; daß der Kaiser Napoleon sich darüber nicht getäuscht und seinerseits seine Maßregeln ergriffen habe; daß die Befürchtungen, die man heute affectire, nicht aufrichtig sein könnten, denn als die Franzosen Schlesien mit furchtbaren Armeen besetzt hielten, habe sich Oesterreich nicht bedroht geglaubt, während es jetzt, wo der größte Theil der französischen Truppen nach Spanien abgegangen sei, die lebhafteste Unruhe affectire; dies könne keine aufrichtige Sprache sein; augenscheinlich hätte die englische Politik in Wien die Oberhand bekommen; man halte sich dort für fertig und handle, weil man den Augenblick für günstig zum Handeln wähne; man solle aber Frankreich ja nicht zu überraschen glauben, und sich nur selbst die Folgen des Krieges zuschreiben, wenn diese Folgen unheilbringend wären.

Metternich wurde hierdurch zu weiteren Erklärungen veranlaßt und beklagte sich nun über das von Seiten des Kaisers gegen ihn beobachtete Schweigen, wie über die Unkenntniß, in welcher man Oesterreich während der Verhandlungen zu Erfurt gelassen habe. Er schien lediglich diesem Mangel an freundschaftlichen Erklärungen dieses Mißverständniß zuzuschreiben, das auf einen Krieg hinaus zu laufen drohte. Champagny erwiderte hochmüthig, daß der Kaiser nicht mehr zu einem Gesandten spräche, welcher den österreichischen Hof täuschte, oder welcher den fran-

zösischen Hof täuschte, denn nichts von dem, was er versprochen, sei gehalten worden, weder die Einstellung der Rüstungen, noch die Anerkennung des Königs Joseph, noch die Rückkehr zu friedlichen Gesinnungen; die Erklärungen wären also unnütz dem Repräsentanten eines Hofes gegenüber, auf dessen Wort man nicht rechnen könne; es sei nicht die Person des Herrn von Metternich, die man so kalt behandle, sondern der Repräsentant einer all ihren Versprechungen untreuen Regierung; Oesterreich habe die Engländer gerettet, indem es im Jahre 1805 über den Inn ging, als Napoleon sich anschickte, die Meerenge von Calais zu überschreiten; noch einmal habe es sie gerettet, indem es Napoleon abgehalten habe, sie in Person bis Coruña zu verfolgen; zu zwei wiederholten Malen habe es also den Triumph Frankreichs über seinen Nebenbuhler und die Herstellung eines dauerhaften, der Welt so nöthigen Friedens verhindert; dafür würde es seinen Lohn empfangen und es werde Napoleon diesmal weder minder schnell, noch minder vorbereitet, noch minder schrecklich als früher finden.

Nach einigen anderen Klagen derselben Art trennten sich die Minister ohne irgend eine Eröffnung, welche eine Möglichkeit des Friedens hoffen ließ; Metternich schien den Krieg zu beklagen, dessen unselige Folgen sein Geist voraussah, und seine Stellung in Paris ließ ihn den Aufenthalt in dieser Hauptstadt ungern missen; Champagny schien einen neuen Kampf nicht zu befürchten, stellte sich aber aufgebracht, wie es der getreue Unterthan sein muß, der an seinem Gebieter niemals auch nur das kleinste Unrecht findet ([42]).

Nach der Mittheilung, welche Metternich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, konnte Napoleon, wie sehr er auch geneigt war, an den Frieden zu glauben, weil er die Erhaltung desselben wünschte, doch nicht mehr daran denken. Daher ergriff jetzt auch ihn jenes außerordentliche Feuer, das sich seiner, sowie die Ereignisse an Bedeutsamkeit zunahmen, bemächtigte und während der Tage des 3. und 4. März ertheilte er seine Befehle mit einer Rührigkeit sonder Gleichen. Der Wunsch und die Hoffnung des Friedens hatten auf ihn nicht wie auf schwache Gemüther gewirkt und ihn veranlaßt, in seinen Rüstungen zu erschlaffen oder sie ganz zu vernachlässigen. Im Gegentheil hatte er sich nach der Weise starker Seelen benommen, die sich in Bezug auf das, was ihnen gefällt, ganz dem Vergnügen der Hoffnung hingeben, ohne das, was ihnen mißfällt, aus den Augen zu verlieren. In der Ueberzeugung, die er anfangs hegte, daß Oesterreich nicht vor Ende April oder Anfang Mai würde ins Feld rücken können, hatte er als Versammlungspunkte bezeichnet: Augsburg für den General Oudinot, Metz für die Divisionen Carra Saint-Cyr und Legrand, Straßburg für die Divisionen Boudet und Molitor und Würzburg für den Marschall Davout. Er hatte gerade diese Punkte gewählt, weil sie in seinen tiefdurchdachten Combinationen am besten für die Vereinigung aller der Elemente paßten, welche zu seinen neuen Schöpfungen mitwirken sollten. Auf der Stelle wählte er jetzt andere dem Feinde näher gelegene und beschleunigte alle Sendungen von Mannschaften und Material nach diesen neuen Punkten. Ulm ward als Versammlungsort für die vier Divisionen Boudet, Molitor, Carra Saint-Cyr und Legrand bestimmt. Die beiden ersten, die schon von Lyon nach Straßburg unterwegs waren, erhielten Ordre, sich gegen Befort zu wenden, den Schwarzwald auf der kürzesten Straße zu durchziehen und direct auf Ulm loszugehen. Die Divisionen Carra Saint-Cyr und Legrand wurden angewiesen, sich nicht in Metz aufzuhalten und ohne einen Augenblick zu verlieren über Straßburg nach Ulm zu marschiren. Die Verstärkungen und die Sendungen an Material wurden unmittelbar nach der Linie hingewiesen, welcher sie folgen sollten, so daß sie unterwegs einrücken und während des Marsches vervollständigt werden konnten. Glücklicherweise waren diese Truppen alt genug, so daß ihre Organisation unter einer derartigen Beschleunigung nichts zu leiden hatte. Oudinot's Corps, das schon auf dem Marsche nach Augsburg war, befand sich nicht in so guter Lage. Von einer zufälligen Vereinigung von Grenadieren und Voltigeurs hatte es zu einer Formirung von vierten Bataillons übergehen müssen. Der Kaiser ließ zehn Tage früher die aus der Garde entnommenen Grenadiere und Voltigeurs abgehen, um die zwei Elitecompagnien dieser vierten Bataillone einzurichten, und die aus den Depots gezogenen Füsiliere, um damit die vier Compagnien des Centrums herzustellen. Man konnte jedoch allerhöchstens hoffen, daß bei Eröffnung der Feindseligkeiten dieses Corps seine Bataillone zu vier Compagnien anstatt sechs haben und daß zwei Divisionen anstatt drei mit 20,000 anstatt 30,000 Mann eingerichtet sein würden. Ueberdies mußte man sich beinahe im Angesicht des Feindes formiren. Aber der militairische Geist, die Erfahrung der Offiziere, der Soldaten, der Generale, die Wärme, welche alle Welt beseelte und kräftigte, mußte das Mangelnde ersetzen.

Für das Corps des Marschalls Davout, das noch den Namen der Rheinarmee führte, änderte Napoleon den Versammlungspunkt nicht. Er wies schleunigst dorthin die Verstärkungen, welche die drei ersten Kriegsbataillone completiren sollten, und die Detaschements, welche dazu dienen sollten, die ersten Elemente zur Zusammensetzung vierter Bataillone abzugeben. Jede der Cavallerie- und Infanteriedivisionen, die über Würzburg marschirten, sollte daselbst das Material und die Mannschaft finden, die ihr zugehörten. Er befahl nur dem Marschall Davout, dessen Hauptquartier sich zu Würzburg befand, auf der Stelle seine Divisionen nach der Oberpfalz zu führen, so daß er binnen Kurzem eine derselben in Baireuth, eine zu Bamberg, eine zu Nürnberg und eine zu Regensburg hätte, um sie den österreichischen Truppen in Böhmen gegenüberzustellen. Napoleon hatte so große Eile, daß er, um den Abmarsch der Recruten zu beschleunigen, seine Zuflucht zu einer sehr ungewöhnlichen Maßregel nahm, die unter einer anderen

Verwaltung als der seinigen gewichtige Nachtheile und außerordentliche Verwirrung in Gefolge gehabt haben würde. Einige Depots wimmelten von exercirten und eingekleideten Conscribirten, während andere daran Mangel litten. Er verordnete daher, die schon fertigen Conscribirten zu den Regimentern, die derselben bedurften, abgehen zu lassen, mochten sie nun zu diesen Regimentern gehören oder nicht. Man mußte nur, wenn sie beim Corps eintrafen, dafür sorgen, daß die Knöpfe auf ihren Uniformen verändert und durch andere mit den Nummern der Regimenter, zu denen sie jetzt gehörten, ersetzt wurden. Napoleon wendete überdies die Vorsicht an, den Depotchefs die Bestimmung der Conscribirten, die man von ihnen verlangte, nicht wissen zu lassen, denn er befürchtete, daß sie ihnen sonst, da sie kein Interesse mehr an ihnen hatten, Ausschußequipirungen geben möchten. Dasselbe Verfahren schrieb er in Bezug auf die leichte Cavallerie vor. Er ließ Alles abgehen, was von bereits ausexercirten Jägern und Husaren vorhanden war, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob sie zu den Regimentern abgeschickt wurden, zu denen sie eigentlich gehörten, und nur das Eine befahl er an, daß man bei der Einverleibung so viel als möglich die Aehnlichkeit der Uniformen im Auge behalten möchte. Da man jedoch wegen der außerordentlichen Verschiedenheit der Equipirung Husaren nicht mit Jägern vermischen konnte, und da mehr Husaren vorhanden waren, als man unterzubringen wußte, so bildete er daraus Escadronen von Guiden, die er zum Dienste beim Generalstab in jedem Armeecorps bestimmte und dadurch der leichten Cavallerie den Escortedienst ersparte, der sie zu zahlreichen Detaschements und zu einer lästigen Zersplitterung nöthigt.

Wir erwähnen diese Einzelheiten, um begreiflich zu machen, auf welche Auskunftsmittel Napoleon in Folge des Umstandes beschränkt war, daß er seine hauptsächlichsten Streitkräfte nach Spanien geschickt hatte. Nach Erledigung dieser verschiedenen Gegenstände seiner Sorgfalt beschäftigte er sich mit Organisirung der fünften Bataillone. Wie wir bereits erwähnt haben, bestimmte er diese letzteren, abgesehen von ihrer natürlichen Rolle als Depots, zur Formirung von Reserven, theils um die Küsten gegen die Versuche der Engländer sicher zu stellen, theils um eine Anzahl von vierten Bataillonen, die jetzt im Lager von Boulogne verwendet wurden, disponibel zu machen, theils endlich um allen Wechselfällen des Krieges gewachsen zu sein. Nachdem er bereits 80,000 Mann von der Conscription des Jahres 1810 verlangt hatte, wollte er noch 30,000 ausheben, um den Effectivbestand der fünften Bataillone auf mindestens 1200 Mann zu bringen; überdies beschloß er, von den vergangenen Conscribirten, trotz der wiederholten Einberufungen, die man mit ihnen vorgenommen hatte, 10,000 kräftige Männer für seine Garde auszusuchen. Er befahl, daß diejenigen von den fünften Bataillonen, die zuerst formirt sein würden, in vorläufige Halbbrigaden, jede von zwei, drei oder vier Bataillonen, zu Pontivy, Paris, Boulogne, Gent, Metz, Mainz, Straßburg und Mailand vereinigt werden sollten. Hinsichtlich der 10,000 Mann der aus den früheren Classen einberufenen Conscribirten bestimmte er, daß sie dazu verwendet werden sollten, der Kaisergarde eine ganz neue Entwickelung zu geben. Zu den Grenadier- und Jägerregimentern, welche die alte Garde bildeten, hatte er im Jahre 1807 zwei Füsilierregimenter hinzugefügt, die sehr gute Dienste leisteten. Er hatte die Tirailleurs ins Leben gerufen, er rief jetzt die Conscribirten ins Leben, indem er die Namen nach Beschaffenheit der Umstände bei jeder solchen Schöpfung wechselte. So entschloß er sich denn, vier Tirailleur- und vier Conscribirtenregimenter zu errichten, was die Gardeinfanterie auf wenigstens 20,000 Mann und das ganze Corps, mit Einschluß seiner prachtvollen Cavallerie und seiner um 48 Stück Geschütze vermehrten Artillerie auf 25,000 Mann bringen mußte. Die jungen Soldaten sollten hier bald den alten an militairischem Geist gleichkommen und außerdem die Ueberlegenheit physischer Kraft, das gewöhnliche Erbtheil der Jugend, besitzen. Kein Gedanke beweist besser die tiefe Kenntniß, welche Napoleon über die Bildung der Armee besaß, und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seines Organisationsgenies. Schließlich traf er noch alle Vorbereitungen, um die alte Garde mit Postgelegenheit von Bayonne nach Paris und von Paris nach Straßburg kommen zu lassen.

An die Rheinbundfürsten hatte er nur eine Anzeige gemacht. Vom 2. März an ließ er ihnen, als Haupt der Conföderation, Befehle zugehen. Von Baiern verlangte er 40,000 Mann, um wenigstens 30,000 zu erhalten, die er unter den Oberbefehl des alten Marschalls Lefebvre stellte, der Deutsch sprach und im Feuer sich stets der großen Armee würdig zeigte. Der König von Baiern hätte gern gesehen, daß sein Sohn ([13]) die baierischen Truppen commandirte, allein Napoleon wollte es nicht. — „Ihre Armee," sagte er zu ihm, „muß sich in diesem Feldzuge ernstlich schlagen, denn es gilt jetzt, die Gebietsvergrößerungen, die Baiern erhalten, zu bewahren und selbst weiter auszudehnen. Wenn Ihr Sohn sechs oder sieben Feldzüge mit uns durchgemacht haben wird, dann wird er commandiren können. Unterdessen mag er in meinen Generalstab kommen; er wird dort mit aller ihm schuldigen Achtung aufgenommen werden und unser Handwerk lernen." — Dennoch überließ Napoleon in Folge einer Uebereinkunft diesem jungen Prinzen das Commando über eine der baierischen Divisionen. Napoleon bestimmte München, Landshut und Straubing als Sammelplätze für die drei baierischen Divisionen, da diese Orte weit genug hinter dem Inn lagen, um nicht von den Oesterreichern überrumpelt zu werden und doch weit genug vorwärts von dem Lech und der Donau, um unsere Sammelplätze zu decken. (Man vergl. Karte No. 14.) — Von dem König von Württemberg verlangte er 12,000 Mann, die sich bei Neresheim vereinigen und unter dem Befehl des Generals Vandamme stehen sollten, obschon der König von Württemberg sich dieser Wahl widersetzte; allein Napoleon gebot sie und schrieb an den König: „Ich

kenne die Fehler des Generals Vandamme; aber er ist ein echter Kriegsmann und in diesem schwierigen Handwerk muß man großen Fähigkeiten viel zu verzeihen wissen." — Vom Großherzog von Baden forderte Napoleon eine Division von 8 bis 10,000 Mann und vom Großherzog von Hessen-Darmstadt eine von gleicher Stärke. Sie sollten sich gegen Ende März zu Pforzheim und Mergentheim vereinigen. Was die kleineren Fürsten anlangt, die Herzöge von Würzburg, Nassau, Sachsen, so forderte er von ihnen eine aus ihren zusammengeworfenen Contingenten formirte Division, die sich zu Würzburg an das Hauptquartier des Marschalls Davout anschließen sollte. Er verlangte vom Könige von Sachsen 20,000 Sachsen vorwärts von Dresden, und 25,000 Polen vorwärts von Warschau. Diese Contingente bildeten zusammen eine Masse von 110 bis 115,000 Mann, in Wirklichkeit aber nur 100,000 Mann, darunter 80,000 Deutsche und 20,000 Polen. Der Marschall Bernadotte, der mit der französischen Division Dupas von den Hansestädten kam, war beauftragt, die Sachsen unter seinen Befehl zu nehmen und dann mit der Gesammtmasse zur großen Armee an der Donau zu stoßen. Die Polen wurden durch die Nachbarschaft der Russen gedeckt und reichten zur Bewachung von Warschau hin. Da die Kriegsereignisse das momentane Aufgeben von Dresden und München nothwendig machen konnten, so ließ Napoleon den beiden in diesen Hauptstädten residirenden Monarchen sagen, sich auf das Verlassen ihrer Residenz bereit zu halten, um sich nach dem Mittelpunkt des Bundes zu begeben, wobei er ihnen zugleich das Anerbieten machte, ihnen, falls ihnen eine kurze Reise nach Frankreich genehm wäre, sämmtliche prachtvoll eingerichtete kaiserliche Wohnungen zur Verfügung zu stellen. Außerdem befahl er seinem Bruder Hieronymus 20,000 Hessen, und seinem Bruder Louis, 20,000 Holländer aufzustellen, eine doppelte Macht, auf die er wenig rechnete, denn der erstgenannte verwaltete sein neues Königreich ohne alle Haushaltungskunst, während dagegen der zweite das seinige mit der ganzen holländischen Sparsamkeit beglückte.

Die in dieser Weise vorbereiteten Corps organisirte Napoleon folgendermaßen: Er hatte nur einen Theil seiner Marschälle zur Hand, weil vier derselben, Ney, Soult, Victor und Mortier in Spanien dienten. Unter denen, die er zur Verfügung hatte, befanden sich drei, die er höher schätzte, als alle anderen, nämlich die Marschälle Davout, Lannes und Masséna. Er beschloß, unter sie die Masse der französischen Armee zu vertheilen, ihre Rolle und ihr Commando zu vergrößern und jedem von ihnen 50,000 Mann anzuvertrauen. Masséna hatte schon über beträchtlichere Streitkräfte commandirt, aber Davout und Lannes waren noch nicht dieser Ehre theilhaftig geworden, deren sie übrigens durchaus würdig waren. Marschall Davout sollte von der Rheinarmee seine drei alten Divisionen, Morand, Friant und Gudin, behalten, die Küraſſiere Saint-Sulpice, eine Division leichte Cavallerie, eine vierte Division Infanterie unter dem General Demont, die aus vierten Bataillonen dieses Corps bestand, das Ganze 50,000 Mann kriegsgewohnter Soldaten umfassend, ohne allen Vergleich die vorzüglichsten, welche Frankreich damals besaß. Dieses zwischen Baireuth, Amberg und Regensburg aufgestellte Corps hatte letztere Stadt zum Vereinigungspunkt. Die von der Rheinarmee detaschirte Division Saint-Hilaire sollte mit einem Theile leichter Cavallerie und den Küraſſieren des Generals Espagne, verbunden mit den drei Divisionen Oudinot's ein anderes Corps von etwa 50,000 Mann unter dem ruhmgekrönten Marschall Lannes bilden und sich in Augsburg concentriren. Napoleon gab ihm eine Brigade von 1500 bis 2000 Portugiesen bei, die er aus dem Besten, was sich unter den in Frankreich cantonnirenden Truppen dieser Nation vorfand, auswählte; das Nichtsthun langweilte sie und sie konnten besser bei der Armee als im Innern verwendet werden. Desgleichen fügte er die corsischen Jäger und die Jäger vom Po, eine brave und bewährte Truppe, hinzu. Die vier Divisionen Carra Saint-Cyr, Legrand, Boudet und Molitor sollten nebst einer schönen Division leichter Cavallerie und den Hessen und Badenern ein anderes Corps von gleicher Stärke bilden und sich bei Ulm unter dem heldenherzigen Masséna versammeln. Die Küraſſiere und die Carabiniers unter dem General Nansouty, eine zahlreiche Division leichter Cavallerie und die, wie früher erwähnt, organisirten Dragoner, sollten in Murat's Abwesenheit unter dem Marschall Bessières eine Reserve von 14 bis 15,000 Reitern bilden. Die Garde, gegen 20,000 Mann stark, sollte diese zwischen Ulm, Augsburg und Regensburg concentrirte Hauptmasse, mit Einschluß der Parks, auf 190,000 Franzosen bringen. Die Baiern, unter dem Marschall Lefebvre, bildeten nach vorn ein treffliches Hülfscorps von ungefähr 30,000 Mann. Der Marschall Augereau formirte ein ähnliches nach hinten aus den Württembergern, Badenern und Hessen. Endlich sollte, noch weiter rückwärts, der Fürst Bernadotte, wie gesagt, die Sachsen befehligen. Es waren dies demnach fünf französische Corps, darunter zwei als Reserve mit einem Hülfscorps nach vorn und zwei dergleichen nach hinten, das Ganze gemischt aus alten und jungen Soldaten, die vom Othem Napoleon's angeweht und beseelt, in Bezug auf Tapferkeit nichts, in Bezug auf Erfahrung und Alter aber viel zu wünschen übrig ließen, immer aber, so wie sie eben waren, vollkommen sich dazu eigneten, den Ruhm von Frankreich auf seiner derzeitigen Höhe zu erhalten. Fürst Bernadotte wurde zum Major-General (Chef des Generalstabes) und Daru zum Intendanten dieser Armee ernannt. Napoleon bestellte sich selbst zum Befehlshaber en chef. Er gab dem Ganzen den Titel: Armee von Deutschland, nicht mehr den der großen Armee, da die große Armee leider nicht mehr in Deutschland oder in Italien, sondern in Spanien war.

Napoleon's Plan ging dahin, direct auf der großen Straße der Donau von Regensburg auf Wien zu marschiren und auf diesem Strome sein

ganzes Material, seine Kranken, seine Siechen, überhaupt Alles, was der Armee lästig werden konnte, fortschaffen zu lassen, was zu der Annahme berechtigt, daß er gleich von vornherein einen furchtbaren Schlag gegen die Oesterreicher beabsichtigte. In dieser Aussicht hatte er eine Menge Fahrzeuge auf allen baierischen Flüssen aufkaufen lassen, die allmälig die Donau nach Maßgabe der Schnelligkeit, mit welcher er die Nebenflüsse dieses Hauptstromes passiren würde, hinabgehen sollten. Dieselbe Rücksicht hatte ihn auch bestimmt, 1200 der besten Seeleute von der Flotille zu Boulogne zu entnehmen und seiner Garde beizugeben.

Regensburg war es also, wo er seine Streitkräfte zu concentriren beabsichtigte, während er Tyrol ganz außer Acht ließ und den Oesterreichern gestattete, daselbst nach Belieben einzudringen; er war sicher, sie dort einschließen und zwischen seine Armeen von Deutschland und Italien nehmen zu können, wenn sie nicht schleunigst zurückgehen würden (vergl. Karte No. 14). Inzwischen hatte er mehrfache Schanzarbeiten zu Augsburg angeordnet; die Gräben sollten vertieft und mit Wasser angefüllt, der Wall verpalissadirt und Brückenköpfe am Lech errichtet werden, um seine rechte Flanke auf diese Weise durch einen befestigten Posten zu decken, während er mit der Linken vorwärts marschiren würde. Dies war die einzige nach der Seite von Tyrol entworfene Vorsichtsmaßregel, die auch vollkommen genügte.

Der Ausgangspunkt Regensburg war in der Voraussetzung, daß die Oesterreicher nicht vor Ende April die Offensive ergreifen würden, angenommen. War dem anders und brachen sie früher los, so hatte Napoleon sein Augenmerk auf einen weniger nach Baiern vorgerückten Ausgangspunkt gerichtet und anstatt die Truppen, die sich auf jenem ersten Punkte formirt haben würden, von Augsburg nach Regensburg zu führen, um sie dort zu denen stoßen zu lassen, die von Würzburg her unter dem Marschall Davout eingetroffen sein würden, nahm er sich vor, einen Zwischenpunkt, wie Donauwerth oder Ingolstadt (vergl. Karte No. 14), auszuwählen, um die Truppencorps von Augsburg dorthin herab- und die von Regensburg hinauf zu ziehen. Desgleichen wollte er auch Magazine für Munition und Lebensmittel nicht allein in Augsburg, sondern auch in Donauwerth und Ingolstadt errichten, welche eventuell zum allgemeinen Concentrations- und zum Ausgangspunkt für den Marsch auf Wien werden konnten. So wurden demnach Regensburg für den Fall, daß sich die Feindseligkeiten verzögerten, und Donauwerth oder Ingolstadt, für den Fall, daß sie sofort ausbrachen, sein erstes Hauptquartier. Der im Voraus abgesendete Major-General Berthier reiste mit diesen Instructionen ab; Daru empfing ähnliche für die Fortschaffung des Materials. Zwischen Augsburg und Straßburg einerseits und zwischen Würzburg und Mainz andrerseits wurde ein Staffettendienst eingerichtet, der sich an die Telegraphenlinie an der Grenze anschloß und täglich Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze nach Paris beförderte. Postrelais wurden ganz besonders eingerichtet, damit Napoleon die Entfernung von der Seine bis zur Donau möglichst schleunig zurücklegen konnte. So vorbereitet erwartete er die Bewegungen der Oesterreicher und wollte so lange als möglich in Paris bleiben, um die Kriegsverwaltung mit seiner Willenskraft zu beseelen, bevor er mit seiner Gegenwart die Armee beseelte, die unter seinen Befehlen kämpfen sollte.

Zu diesen Anordnungen kamen noch einige andere in Bezug auf Italien, Spanien und die Marine. Napoleon wiederholte den Befehl an Murat, eine Brigade auf Rom marschiren zu lassen, um die Division Miollis disponibel zu machen. Er zeichnete dem Prinzen Eugen die Richtung vor, nach welcher er die Oesterreicher angreifen sollte, und befahl ihm, durch einige leichte Truppen die Straße von Krain nach Laybach zu maskiren und die fünf französischen Divisionen Seras, Broussier, Grenier, Lamarque und Barbou von Udine nach der Ponteba zu führen, um über Tarvis auf Klagenfurt in Kärnthen, die directe Straße von der Lombardei nach Wien, vorzubrechen. Von Toulon hatte er einige Fahrzeuge nach dem adriatischen Meere abgehen lassen und ihnen anbefohlen, die besten unter Segel zu behalten, die übrigen aber zu desarmiren, um sich in Venedig 12 bis 1500 französische Matrosen zu verschaffen, die für die Vertheidigung dieses Platzes von Nutzen sein mußten. Seiner Schwester Elisa, der Statthalterin von Toscana, schärfte er ein, über die Ruhe dieses Landes zu wachen, denn die Unzufriedenheit, die sich in den feindlichen wie befreundeten Ländern ausbreitete, fing bereits an, Italien in Bewegung zu setzen. Napoleon schickte eine Colonne französischer Gensd'armen dahin ab, die dort eine italienische Gensd'armerie organisiren sollten, und befahl, die Schlösser von Florenz, Siena und Livorno in Vertheidigungszustand zu setzen, um Zufluchtsorte bei einer neuen sicilianischen Vesper zu haben; so sehr erkannte seine Voraussicht selbst die Gefahren seiner unklugen Politik.

In Bezug auf Spanien befahl er Joseph, die Zurüstungen zur Expedition nach Portugal fortzusetzen, die der Marschall Soult mit vier Divisionen ausführen sollte, und den Marschall Victor nicht eher nach Andalusien abgehen zu lassen, als bis Marschall Soult über Oporto hinausgekommen sein würde. Er empfahl ihm, für die Divisionen Valence, Leval, Desfoles und Sebastiani, die als Hauptstützen der spanischen Monarchie in Madrid zurückgeblieben waren, Sorge zu tragen und namentlich darüber zu wachen, daß der Marschall Ney mit seinen beiden Divisionen den nördlichen Theil der Halbinsel kräftig im Zaume hielte. Dem General Suchet vertraute er das alte Corps Moncey an, das die Belagerung von Saragossa beendigt hatte, und schickte ihm den Befehl zu, sich zum Marsch auf Valencia vorzubereiten, sobald der General Saint-Cyr seine Operationen in Catalonien beendigt haben würde. Das fünfte vom Marschall Mortier befehligte Corps ließ er von Saragossa auf Burgos zurückgehen, damit es nöthigenfalls dem Marschall Ney im nördlichen Spanien, wenn diese Gegend unruhig würde, die Hand reichen oder nach

Frankreich zurückgehen könne, wenn der Krieg in Deutschland neue Streitkräfte erheischen würde.

Um endlich die Marine bei seinen Operationen verwenden zu können, sandte Napoleon dem Admiral Wuillaumez den Befehl zu, von Brest mit zwei Schiffen von 120 und mit sechs von 74 Kanonen abzugehen, sich vor Lorient und Rochefort zu begeben, wo sich die Contreadmiräle Troude und Lhermitte jeder mit einer Division befanden, diese zu deblokiren und nach den Antillen zu führen, wohin sie Lebensmittel, Munition und Recruten schaffen und dafür Colonialwaaren erhalten sollten, dann wieder nach Europa zurückzukehren und den Admiral Ganteaume zu Toulon an sich zu ziehen, um daselbst Theil an den verschiedenen Expeditionen im mittelländischen Meere zu nehmen. Während der Admiral Wuillaumez diese Fahrt ausführte, sollte Admiral Ganteaume mit seinem Geschwader von Toulon auslaufen und eine ansehnliche Verproviantirung an Pulver, Kugeln und Getreide nach Barcelona bringen. In der Schelde erhielt der Contreadmiral Allemand die Ordre, das Geschwader von Vliessingen auslaufen zu lassen, es immer bereit unter Segel zu gehen im Strome zu halten, dadurch die Engländer zu belästigen und einen ansehnlichen Theil ihrer Streitkräfte zu beschäftigen. Ueberdies schärfte Napoleon der Marineverwaltung ein, eine gewisse Anzahl Kanonenschaluppen an den Mündungen der Schelde und Charente zu sammeln, um daselbst alle Straßen zu bewachen und auf die Zerstörungsversuche Acht zu geben, welche die Engländer wahrscheinlicherweise gegen die in diesen Gegenden ankernden Geschwader unternehmen würden. Er befahl noch dem Minister Decrès, an demselben Tage, an welchem er nach Deutschland abreisen würde, nach den Küsten abzugehen, um die pünktliche Ausführung dieser verschiedenen Anordnungen zu leiten.

Während auf diese Weise Napoleon seine letzten Anstalten traf, vernahm man, daß die Oesterreicher die Dreistigkeit so weit getrieben, zu Braunau einen französischen Courier festzunehmen, welcher Depeschen der Wiener Gesandtschaft an die Münchener Gesandtschaft überbrachte. Dieser Courier war ein ehemaliger französischer Offizier, der in Wien wohnte, diese Hauptstadt im Augenblicke des Krieges verlassen hatte und jetzt den Ministern seiner Nation mehrere Briefschaften überbringen sollte. Die Wegnahme der ihm anvertrauten Depeschen, trotz seiner lebhaften Protestationen, trotz des Siegels der beiden Gesandtschaften, die doch hätten respectirt werden sollen, schien Napoleon einem Friedensbruche gleich zu kommen. Er überließ sich den gewaltigsten Zornesausbrüchen, ließ die heftigsten Interpellationen an Metternich richten und befahl, als Repressalien die österreichischen Couriere auf allen französischen Straßen in Haft zu nehmen. Seine streng und ohne Verzug ausgeführten Befehle verschafften ihm äußerst wichtige Depeschen, die auf der Straße von Straßburg weggenommen worden waren. Er durchlas sie mit großer Aufmerksamkeit und schloß daraus, daß die Feindseligkeiten Mitte April anfangen würden. Inzwischen verlangte Metternich seine Pässe, und dies enthüllte Napoleon vollends die drohende Gefahr, weshalb er auch sofort an den Major-General Berthier den Befehl übersandte, sich nach Donauwerth zu verfügen, um entweder, wenn man Zeit dazu hätte, die Armee bei Regensburg zu vereinigen oder, wenn die Zeit mangelte, sie hinter den Lech nach Donauwerth zurückzuziehen, vorbehaltlich daß Regensburg durch eine Division des Marschalls Davout besetzt blieb. Uebrigens hielt sich Napoleon, die Blicke unausgesetzt nach den Telegraphen gerichtet, bereit, auf das erste Zeichen abzureisen.

Die Feindseligkeiten, deren Anfang er zwischen dem 15. und 20. April setzte, begannen ein wenig früher als er geglaubt hatte. Der Befehl war in der That erlassen worden, den Feldzug am 9. oder 10. April in Italien, Baiern und Böhmen zu eröffnen. Der Generallieutenant von Bellegarde, der die 50,000 Mann befehligte, welche über Böhmen vorrücken sollten, ging auf zwei Punkten über die Grenze der Oberpfalz, bei Tirschenreit und Wernberg. Die vier Corps der Generallieutenants Hohenzollern, Rosenberg, Erzherzog Ludwig und Hiller, und die beiden Reservecorps Johann's von Liechtenstein und Kienmayer's, mit der Artillerie zusammen ungefähr 140,000 Mann, befanden sich am 1. April längs der Traun und am 9. längs des Inn, der fränkisch-baierischen Grenze, deren Verletzung den Krieg entscheiden und einen der blutigsten Feldzüge dieses Jahrhunderts veranlassen sollte. Am 9. Abends sendete der Erzherzog Karl, welcher sich an die Spitze seiner Truppen gestellt hatte und vom Kaiser begleitet wurde, der von Linz gekommen war, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, einen seiner Adjutanten an den König von Baiern und zeigte ihm brieflich an, daß er Befehl habe, vorzurücken und alle Truppen, die ihm Widerstand entgegensetzen würden, als Feinde zu behandeln. „Er wolle gern glauben" — sagte er — „daß keine deutsche Truppe ein Hinderniß der Befreiungsarmee entgegenstellen werde, welche Deutschland von seinen Unterdrückern erlösen wolle." Dieser Brief war die einzige Kriegserklärung, welche an Frankreich und dessen Alliirte gerichtet wurde. Statt aller Antwort verließ der König von Baiern seine Hauptstadt und begab sich nach Augsburg; die baierischen an der Isar, zu München und zu Landshut lagernden Truppen erhielten Befehl, Widerstand zu leisten. Marschall Lefebvre hatte bereits das Commando über dieselben übernommen und führte sie gegen den Feind.

Am 10. April Morgens setzte sich die österreichische Armee in Bewegung, um über den Inn zu gehen und den Krieg zu beginnen. Sie wußte nicht recht genau, wo sich die Franzosen befänden, davon aber war sie unterrichtet, daß welche in Ulm, in Augsburg und hauptsächlich in Regensburg ständen, wohin Marschall Davout seine Richtung nahm; sie hoffte, dieselben in diesem Zustande der Zerstreuung zu überrumpeln, die Donau vor ihrer wirklichen Concentrirung zu erreichen, sie zwischen Donauwerth und Regensburg zu überholen, mit ihrem rechten Flügel zu dem Corps Bellegarde's zu stoßen und die Oberpfalz, Schwaben und Württemberg siegreich in Besitz

zu nehmen. Das Corps Hiller, das des Erzherzogs Ludwig und das zweite Reservecorps, zusammen gegen 58,000 Mann, mit dem Prinzen-Generalissimus an der Spitze, überschritten zu Braunau selbst den Inn am Morgen des 10. April (vergl. Karte No. 14). — Das Corps Hohenzollern, 27 bis 28,000 Mann stark, passirte ihn zu derselben Zeit unterhalb Mühlheim. Das vierte Corps endlich mit der ersten Reserve, gegen 40,000 Mann, bewerkstelligte seinen Uebergang bei Scharding, ziemlich nahe an dem Punkte, wo sich der Inn in die Donau ergießt. Auf der äußersten Linken wurde die Division Jellachich, ungefähr 10,000 Mann, nach ihrem Uebergang über die Salza, auf Wasserburg vorgeschoben, um dort den Inn zu passiren und auf München zu marschiren. Auf der äußersten Rechten sollte die Brigade Vecsay, welche 5000 Mann zählte und aus leichten Truppen bestand, der Donau entlang ziehen, um für die Armee auf ihrer Rechten den Vortrab zu bilden und Passau, einen wichtigen Platz am Zusammenfluß des Inn und der Donau, zu besetzen. Napoleon kannte die Wichtigkeit dieses Punktes und hatte deshalb unablässig dringende Mahnungen an die Baiern ergehen lassen, diesen Ort in Vertheidigungszustand zu setzen, ja er hatte sogar französische Offiziere mit den nöthigen Geldern zur Ausführung der Arbeiten abgeschickt. Allein es war zur Zeit noch nichts geschehen, und der baierische Commandant mußte sich daher den Oesterreichern ergeben. Es war dies ein bedauerlicher Stützpunkt, den man ihnen aus Nachlässigkeit preisgegeben und aus welchem sie nachmals den größten Vortheil zu ziehen vermochten.

Nach Ueberschreitung des Inn marschirten die Oesterreicher in drei Colonnen, um sich der Isar zu nähern, wo sie den baierischen Truppen begegnen und die ersten Flintenschüsse abfeuern sollten. Obwohl sie sich bestrebt hatten, ihrer Armee eine größere Beweglichkeit zu geben, so rückten sie doch, zunächst aus Gewohnheit, dann wegen des schlechten Wetters und endlich wegen Behinderung durch ihre Magazine, nur langsam vorwärts. Sie wollten zwar einen Invasionskrieg führen, verstanden aber nicht überall zu leben wie die Franzosen, und hatten daher den Gedanken gefaßt, ihren ungeheuern Depots von Nahrungsmitteln ambulante Magazine zu substituiren, die ihnen auf ihren Märschen nachfolgen sollten. Auf diese Weise glaubten sie die plötzlichen und gewöhnlich entscheidenden Concentrirungen Napoleon's leichter nachahmen zu können. Zu diesen Magazinen kam noch ein sehr schönes Brückengeräth und ein unermeßliches Artilleriematerial. Sie blieben nun mehrere Tage zwischen Inn und Isar im Kothe stecken und kamen erst am 15. vor diesem letzten Flusse an. Bis dahin hatten sie nur baierische Artilleriepatrouillen wahrgenommen, welche sie absichtlich nicht angegriffen hatten, um eine Täuschung, in der sie sich gefielen, zu verlängern und sich einzureden, daß sie auf keine Feindseligkeiten Seitens der Deutschen stoßen würden. Der Erzherzog schickte sich am nächsten Morgen, den 18., an, die Isar bei Landshut zu passiren, aber diesmal konnte er weder sich, noch Andere länger täuschen, denn die Baiern hielten den Fluß besetzt und hatten durchaus das Ansehen, als wären sie entschlossen, ihn zu vertheidigen.

In Rücksicht auf diese wichtige Operation, die erste in diesem Kriege, die man aus diesem Grunde schnell und entscheidend ausführen mußte, veränderte der Erzherzog die Disposition seiner Colonnen. Von seiner Linken detaschirte er das Corps Hiller nach Moosburg, um die Operation, die jetzt vor Landshut vor sich gehen sollte, gegen jeden Widerstand, der von München her kommen konnte, sicherzustellen. Er näherte das Corps Hohenzollern dem des Erzherzogs Ludwig, das durch die Entfernung des Corps Hiller allein blieb, und befahl ihnen, den Uebergang über die Isar vor Landshut selbst zu forciren. In Colonnen rückwärts stellte er die beiden Reservecorps auf. Dem Corps des Fürsten von Rosenberg, welches die Rechte bildete, befahl er, die Isar bei Dingolfingen zu passiren, einen Punkt, wo man keinen Widerstand zu befürchten hatte, und seine leichten Truppen gegen Ebelsbach zu schicken, um dem Feinde den Muth zu benehmen, Landshut halten zu wollen, wenn er die Isar unterhalb überschritten sähe. Die Brigade Vecsay endlich, welche bereits längs der Donau vorgedrungen war, sollte bis gegen Straubing streifen, folglich sehr nahe bei Regensburg, um Nachrichten über die Franzosen einzuziehen.

Am 16. Morgens rückte der Erzherzog Karl, welcher das Corps des Erzherzogs Ludwig, dessen Avantgarde General Radetzky befehligte, in Person führte, auf Landshut vor, um die Isar zu überschreiten. Wenn man auf der Straße von Braunau kommt, wie dies der Fall für die Oesterreicher war, so steigt man über bewaldete Höhen nach den Ufern der Isar herab, welche die freundliche Stadt Landshut durchströmt und sich dann über grünende Wiesen ausbreitet. Die Stadt liegt zur Hälfte auf dem Abhange der Höhen, zur Hälfte am Ufer des Flusses, der sich, indem er sie durchströmt, in zwei Arme theilt. Die baierische Division Deroy hielt Landshut besetzt und hatte den Auftrag, den Uebergang streitig zu machen. Nachdem sie die obere Stadt und den ganzen Theil derselben, der auf dem rechten Ufer des Flusses liegt, geräumt, hatte sie die Brücke über den großen Arm abgebrochen, zahlreiche Tirailleurs in die Vorstadt Seligenthal geworfen und sich auf der andern Seite der Wiesen auf den waldigen Höhen von Altdorf, welche denen gegenüber liegen, über die man auf Landshut vorrückt, in Schlachtordnung aufgestellt. General Radetzky wurde, als er sich von der obern Stadt nach dem großen Arme und vor die abgebrochene Brücke begab, mit einem äußerst lebhaften Tirailleurfeuer empfangen, welches er durch die Tirailleurs vom Regiment Gradisca erwiderte. Der Erzherzog benutzte jetzt seinerseits die Höhen und ließ seine furchtbare Artillerie spielen, welche die am andern Ufer der Isar gelegene Vorstadt Seligenthal überschüttete, diesen Theil der Stadt Landshut in Trümmern legte und sie für die Baiern, die sich daselbst in Hinterhalt gelegt, unhaltbar machte. Er ließ hierauf die Ueberdeckung der Brücke auf den noch

stehenden Pfeilern wiederherstellen und drang über dieselbe, ohne Widerstand zu finden, in die geräumte Vorstadt ein. Gegen Mittag debouchirte das Corps des Erzherzogs Ludwig mit einer zahlreichen Cavallerie, während ihm in kurzer Entfernung das Corps Hohenzollern folgte, und deployirte sich im Angesicht der baierischen Division Deroy, die gegenüber auf den Höhen von Altdorf in Schlachtordnung stand. Es entspann sich eine lebhafte Kanonade zwischen den Oesterreichern und den Baiern; als diese letztern aber die Nachricht erhielten, daß die Isar oberhalb bei Moosburg und unterhalb bei Dingolfingen überschritten sei, zogen sie sich in guter Ordnung quer durch den Wald auf der Chaussee von Landshut nach Neustadt an der Donau zurück. (Vergl. Karte No. 46.) Von beiden Seiten hatte man ungefähr hundert Mann verloren. Die Baiern befanden sich in einer getheilten Stimmung, sie sollten sich für die Franzosen gegen Deutsche schlagen, während andrerseits ihre alte Eifersucht gegen die Oesterreicher, die ihnen Tyrol wieder nehmen wollten, in ihnen rege war; dennoch hielten sie sich sehr brav. Sie zogen sich auf die Donau, in den Wald von Dürnbach zurück, wohin sich schon die von München kommende Division des Kronprinzen und die von Straubing kommende Division des Generals Wrede zurückgezogen hatten. Hier standen sie in der Nähe der Franzosen, deren Ankunft sie mit der äußersten Ungeduld erwarteten.

Der Erzherzog Karl hatte mit zwei Corps, dem des Erzherzogs Ludwig und dem des Fürsten von Hohenzollern, bei Landshut die Isar überschritten. Seine beiden Reservecorps, Johann von Liechtenstein und Kienmayer, folgten ihm unmittelbar. Ferner hatte er zur Linken mit dem Corps des Generals Hiller Moosburg und zur Rechten mit dem Corps von Rosenberg Dingolfingen besetzt. Er befand sich demnach mit den sechs Armeecorps, die in Baiern operiren sollten, und mit einer Truppenmasse von ungefähr 140,000 Mann jenseits der Isar. Jetzt waren nur noch wenige Schritte nöthig, um auf die Franzosen zu stoßen, denn von der Isar bis zur Donau hat man nur etwa zwölf Meilen und kein beträchtliches Gewässer. Um aber diese zwölf Meilen zurückzulegen, mußten mehrere kleine Flüßchen überschritten werden, wie z. B. zur Linken die Abens, zur Rechten die große und kleine Laber, ferner Anhöhen, Waldungen, Moräste, ein waldiges, finsteres, schwer zu durchschreitendes Land. Dies war wohl zu erwägen, bevor man sich in diese gefährliche Gegend vertiefte, wo man Gefahr lief, mit jedem Schritte auf die französische Armee zu stoßen, die, wenn sich auch Napoleon noch nicht an ihrer Spitze befand, doch immer noch sehr furchtbar war. Zur Linken hatte der Erzherzog Augsburg und Ulm, zur Rechten Regensburg. Alles, was er wußte, beschränkte sich darauf, daß sich Franzosen zu Augsburg und Ulm befänden, ohne daß er sagen konnte, wie viel und welche, und wieder andere Franzosen zu Regensburg, die man besser kannte, denn es war das Corps des Marschall Davout, deren Ankunft in dieser Richtung schon längere Zeit angekündigt war. Der österreichische Generalissimus faßte den Plan, vor ihm, quer durch das Land, das sich von der Isar nach der Donau erstreckt, geradeaus vorzurücken, gegen Neustadt und Kehlheim zu marschiren und so der doppelten Chaussee zu folgen, die von Landshut aus nach diesen beiden Orten hinführt. (Vergl. Karte No. 46.) In Neustadt und Kehlheim mußte er sich zwischen den zwei bekannten Truppenmassen der Franzosen, der von Augsburg und der von Regensburg befinden; er konnte sich nun auf diesen letztern Punkt zurückwenden, den Marschall Davout überwältigen, Regensburg nehmen und dem General Bellegarde die Hand reichen. Da er dann über beinahe 200,000 Mann verfügte, so war es ihm leicht, mitten durch Württemberg auf den Rhein zu marschiren und die überraschten Franzosen vor sich her zu treiben, die, ehe sie sich vereinigen konnten, geschlagen waren. Man mußte jedoch bei Verfolgung dieses Planes durch jenes fast undurchdringliche Land gelangen, bevor die Concentrirung der Franzosen und die Ankunft Napoleon's erfolgt war, und schon war es ein wenig spät, um diesen ehrgeizigen Plan auszuführen, der übrigens durchaus zu billigen war, wenn er anders so, wie er entworfen worden, auch ausgeführt wurde.

Beim Einrücken in diese Gegend fand der Erzherzog Karl zu seiner Linken die Abens, die direct nach der Donau strömt und sich bei Neustadt in dieselbe ergießt, nachdem sie durch Siegensburg, Biburg und Abensberg geflossen. (S. Karte No. 46.) Zur Rechten hatte er die kleine und große Laber, die er bei ihrer Quelle passiren mußte, denn sie entspringen in dieser Gegend und ergießen sich ebenfalls in die Donau. So mußte er zwischen der Abens, die er an seiner Linken zur Seite hatte, und den beiden Labern, die er mit seiner Rechten überschritten, vorwärtsgehen, während er mitten durch Gehölze und Moräste zog, um auf zwei Chausseen, der von Landshut nach Neustadt oder von Landshut nach Kehlheim, die Donau zu erreichen. Wollte er nicht bis Kehlheim und Neustadt vordringen, so konnte er auf einem kürzeren Wege nach Regensburg kommen, wenn er nämlich rechts die Chaussee von Eckmühl einschlug, die, nachdem sie das morastige Bett der großen Laber bei Eckmühl selbst durchschnitten, quer durch waldige Schluchten aufsteigt, dann in die Ebene von Regensburg sich hinabsenkt, in deren Mitte man die Donau sich ausbreiten und ihre Richtung verändern sieht, denn nachdem sie von ihrer Quelle an nordwestlich gelaufen, nimmt sie bekanntlich hinter Regensburg eine beständig östliche Richtung an.

Der Erzherzog Karl entschied sich, am 17. den beiden Chausseen zu folgen, die von Landshut nach Neustadt und Kehlheim führen. Er ertheilte dem General Hiller den Befehl, von Moosburg nach Mainburg an der Abens zu marschiren, um sich gegen die Franzosen zu decken, die man zu Augsburg wußte, während die mehr links stehende Division Jellachich von München nach Freising kommen sollte, um sich an dasselbe Hiller'sche Corps, zu dem sie gehörte, anzuschließen. Etwas weniger links sollte der Erzherzog Ludwig auf der Chaussee von Neustadt vorrücken,

durch Pfaffenhausen ziehen und ebenfalls die Abens zur Seite behalten, um die im Walde von Dürnbach angehäuften Baiern zu überwachen. Im Centrum auf der Chaussee von Landshut über Rottenburg nach Kehlheim sollte das Corps von Hohenzollern, nachdem es die beiden Labern überschritten, auf Kehlheim losgehen und zwei Reservecorps nach sich ziehen, während zur Rechten das Corps von Rosenberg und die Brigade Vecsay auf der querlaufenden Straße von Eckmühl eine Recognoscirung auf Regensburg versuchen sollten.

So rückte mit zwei Corps zur Linken, drei im Centrum, einem sechsten zur Rechten und in Zwischenräumen von zwanzig Meilen der Erzherzog Karl von der Isar nach der Donau vor, quer durch das ebenbeschriebene Land, das zwischen den Punkten Landshut, Neustadt, Kehlheim, Regensburg und Straubing so vielfache Hindernisse darbot. Er befahl dem Generallieutenant Bellegarde, der in die Oberpfalz eingerückt war, den Marschall Davout im Rücken lebhaft auf Regensburg zu drängen und so die allgemeine Vereinigung aller österreichischen Streitkräfte anzubahnen.

Am 17. marschirte der Erzherzog mit gemessenen Schritten, weniger langsam als gewöhnlich, aber immer noch zu langsam für die Umstände, auf der einen Seite auf Pfaffenhausen, auf der andern auf Rottenburg. Das schlechte Wetter, die ambulanten Magazine, die er erwartete, sein großes Brückengeräth und sein Artilleriematerial, welche auf Straßen fortgeschafft wurden, die der Regen bodenlos gemacht, erklärten diese Langsamkeit, wenn sie dieselbe nicht rechtfertigten. Auf dem ganzen Zuge hatte man es nur mit leichter baierischer Cavallerie zu thun, mit der man einige Hiebe wechselte, da man sie jetzt, nachdem man sich bereits zu Landshut mit den Deutschen vom Rheinbund geschlagen, nicht mehr zu schonen hatte.

Fortwährend schlecht auf seiner Linken benachrichtigt, wo er nur erfahren, daß sich in dieser Richtung Baiern hinter der Abens und Franzosen bei Augsburg befänden, aber besser auf seiner Rechten unterrichtet, wo er wußte, daß Marschall Davout auf Regensburg heranzog, kam der Erzherzog Karl am 18. zu der Ueberzeugung, daß die Franzosen in zwei Massen getheilt wären, was ihn noch in seiner Ansicht bestärkte, sich zunächst auf den Marschall Davout zu werfen. Noch ungewiß darüber, ob er geradenwegs nach Kehlheim an das Ufer der Donau gehen und dann diesen Strom entlang auf Regensburg hinabmarschiren, oder ob er sofort auf der Querstraße von Eckmühl auf Regensburg losgehen solle, that er einen Schritt weiter, während das Corps Hiller und Erzherzog Ludwig seine Linke längs der Abens, Hohenzollern und die beiden Reservecorps sein Centrum bei Rohr, Rosenberg seine Rechte bei Langwaid an der großen Laber bildeten und auf den äußersten Punkten seiner Linie die Brigade Vecsay ihre Recognoscirungen über Eckmühl und Egglofsheim auf Regensburg ausdehnte. Der Augenblick der entscheidendsten Ereignisse nahte heran, denn der Erzherzog war auf allen Seiten von Franzosen und Baiern umringt, und dies in einer Gegend von beinahe undurchdringlicher Unwegsamkeit, wo man sich urplötzlich dem Feinde gegenüber befinden konnte. In diesem engen Raume sollten 3 bis 400,000 Mann, Oesterreicher, Franzosen, Baiern, Württemberger, Badener und Hessen auf einander stoßen, und zwar fünf Tage hinter einander mit unerhörter Erbitterung auf einander stoßen, wo der Vortheil nicht allein dem Braven — denn brav war man auf beiden Seiten, — sondern Dem verbleiben sollte, der sich am besten mitten in diesem Chaos von Wäldern, Morästen, Höhen und Tiefen zu bewegen wissen würde!

Während die Oesterreicher, die auf diese Weise einen Vorsprung vor den Franzosen hatten, sich anschickten, diese zu überrumpeln, waren letztere glücklicherweise mit ihrer Kriegsgewöhnung, ihrer Sicherheit in der Gefahr, nicht eben die Leute, die sich, selbst wenn sie noch nicht im Besitz aller ihrer Vortheile waren, aus der Fassung bringen ließen. Das Schlachtfeld, auf welchem sie von der entgegengesetzten Seite ankamen, erschien ihnen nicht minder verworren. Zu unserer Rechten, den Oesterreichern zur Linken, marschirte Marschall Masséna, mit den Divisionen Boudet, Molitor, Carra Saint-Cyr und Legrand auf Ulm concentrirt, gegen Augsburg, um dort sich an Oudinot's Corps anzuschließen. Der Marschall Masséna hatte auf Befehl des Major-Generals Berthier das Commando über alle diese Truppen übernommen, die kaum über 50 bis 60,000 Mann zählten, da die Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren. Fünfundzwanzig Meilen von dort, bei Regensburg, also auf unserer Linken, den Oesterreichern zur Rechten, rückte der Marschall Davout mit der Rheinarmee vor, die aus den Divisionen Morand, Friant, Gudin und Saint-Hilaire, den Kürassieren Saint-Sulpice und der leichten Cavallerie Montbrun's bestand, und ungefähr 50,000 Mann, die besten Truppen der Armee, stark war. Die schwere Cavallerie des Generals Espagne und die des Generals Nansouty hatten ihn bereits verlassen, erstere, um zu Oudinot's Corps zu stoßen, die zweite, um die Cavalleriereserve zu bilden. Man sieht, daß die Eintheilung in drei Corps noch nicht ausgeführt war, denn die Division Saint-Hilaire hätte sich in diesem Augenblicke beim General Oudinot befinden müssen, um das Corps des Marschalls Lannes vollzählig zu machen, und der Marschall Masséna hätte nur seine vier Divisionen, nebst den Hessen und Badenern, haben dürfen.

Zwischen diesen beiden Massen endlich, näher nach Regensburg als nach Augsburg zu, bei Kehlheim und Neustadt, befanden sich die Baiern, 27,000 Mann stark, gedeckt von der Abens und im Walde von Dürnbach. Die Württemberger kamen hier, 12,000 Mann stark, über Ingolstadt an. Dies war demnach eine zerstreute Masse von 140 bis 150,000 Mann, darunter 100,000 Franzosen und 40 bis 50,000 Deutsche. Die Kaisergarde war noch nicht eingetroffen; die Verstärkungen zogen in langen Colonnen von Mannschaften, Pferden und Material auf den Straßen von Schwaben und Württemberg heran.

Major-General Berthier war lange in Straßburg geblieben, um die Organisation der Armee zu beaufsichtigen, da er den Augenblick noch nicht gekommen glaubte, wo sie in Thätigkeit gesetzt werden sollte. Am 11. April empfing er zu Straßburg die Nachricht von dem Abmarsch der Oesterreicher nach dem Inn; er reiste sogleich nach den Ufern der Donau ab und traf am 13. Morgens zu Gmünd und am 13. Abends zu Donauwerth ein. Unterwegs hatte er, inmitten der widersprechenden Nachrichten, die er erhielt, häufig entgegengesetzte Befehle ertheilt, indem er die Ereignisse immer dem Plane Napoleon's gemäß zu gestalten suchte, der, wie bereits erwähnt, darin bestand, zunächst, wenn man Zeit dazu hatte, die Armee bei Regensburg oder bei Donauwerth zu sammeln, wenn die Feindseligkeiten früher, als man vermuthet, beginnen sollten. Als Berthier am Abend in Donauwerth eintraf, hörte er, daß Marschall Davout Regensburg besetzt hielt, daß Marschall Masséna und General Oudinot in Augsburg ständen, daß die Oesterreicher langsam vorgerückt wären und daß folglich Napoleon's Plan noch immer ausführbar wäre; er stellte daher Alles, was um Regensburg herumstand, unter die Befehle des Marschalls Davout, Alles, was sich in Augsburg befand, unter die des Marschalls Masséna, glaubte so die Concentrirung der Armee bei Regensburg bewerkstelligen zu müssen und befahl dem General Oudinot, sich dahin auf den Weg zu machen. Als er jedoch plötzlich am 14. eine Depesche aus Paris empfing, die etwas doppelsinnig war, indem ihm Napoleon darin, die Bewegung, mit welcher ihm die Oesterreicher zuvorgekommen, voraussehend, anempfahl, Alles bei Augsburg zu sammeln, während er gleichwohl den Marschall Davout mit einem Theile der Streitkräfte bei Regensburg zurücklassen sollte, so contremandirte er die dem General Oudinot vorgeschriebene Bewegung und blieb bis zum 17. dem Feinde mit der in zwei Massen getheilten Armee gegenüber, der einen bei Regensburg, der andern bei Augsburg und den Baiern zwischen beiden. In der Zwischenzeit beschäftigte er sich damit, die Corps in Ordnung zu bringen, wagte aber nicht, vor der Ankunft des Kaisers einen Entschluß zu fassen (44).

Zum Glück erhielt Napoleon mittels der im Voraus eingerichteten Communicationsmittel noch rechtzeitig Kunde von dem, was passirte. In der That hatte er am 12. Abends den Uebergang über den Inn erfahren, war noch in der Nacht in den Wagen gestiegen, hatte sich am 15. einige Stunden in Straßburg, am 16. einige Stunden in Stuttgart aufgehalten, war unterwegs mit den deutschen Königen, seinen Verbündeten, zusammengekommen und hatte sie beruhigt, und war am 17. Morgens in Donauwerth noch zur rechten Zeit, um Alles wieder gut zu machen, eingetroffen.

Obwohl es für ihn mit nicht weniger Schwierigkeiten als für den Erzherzog Karl selbst verknüpft war, inmitten so vieler widersprechenden Berichte und in einem so waldigen Lande, wie das, in dem man operirte, die Wahrheit herauszufinden, so hatte er doch durch die Baiern den Uebergang der Oesterreicher bei Landshut erfahren und mit seinem gewohnten Scharfsinn errathen, daß die österreichische Hauptarmee auf die Donau zugehen werde, in der Hoffnung, so zwischen die bei Augsburg wie bei Regensburg zusammengezogenen Franzosen zu gelangen. Einige Augenblicke genügten ihm, um hinter diese Wahrheit zu kommen, und sein Entschluß war mit unglaublicher Schnelligkeit gefaßt.

Zwei Pläne boten sich ihm in diesem Augenblicke dar. Hätte er Alles sehr genau wissen können, was freilich niemals im Kriege vorfällt, hätte er z. B. errathen können, daß der Erzherzog sich mit einigen schlecht unter einander verbundenen Corps nach Regensburg wenden wollte, so hätte er nichts gebraucht, als ihn nur dahin marschiren zu lassen, woselbst Davout mit 50,000 Mann ihn die gehörige Zeit aufgehalten haben würde; dann hätte er sich mit der Masse der um Augsburg concentrirten Streitkräfte, mit Oudinot, Molitor, Boudet, den Baiern und Württembergern, d. h. mit 90,000 Streitern, in den Rücken des österreichischen Generalissimus geworfen, Letztern zwischen zwei Feuer gebracht und seine Armee bis auf den letzten Mann gefangen genommen. Indessen hätte man auch hierbei noch manche Umstände bewältigen müssen, denn Napoleon hätte dem Erzherzog den Vortheil einer concentrischen Stellung gelassen, was den wahren Grundregeln des Krieges zuwider ist, die er mehr als irgend ein anderer Feldherr angenommen und durch unsterbliche Beispiele erläutert hatte. In der That hätte der Erzherzog, bei seiner Stellung zwischen den beiden Massen der französischen Armee, eine nach der andern schlagen und beiden das zufügen können, was Napoleon seinen verschiedenen Feinden so oft zugefügt hatte. Zu einem solchen Plane wäre es übrigens nöthig gewesen, mehr, als Napoleon zur Zeit wußte, von der Lage der Dinge zu wissen, von dem moralischen und materiellen Zustand beider Armeen, der österreichischen wie der französischen, von dem, was man von der einen befürchten, von der andern erwarten konnte, endlich vom Marsche des Feindes selbst; denn je mehr man kühn sein will, um so mehr muß man wissen, mit wem und mit was man es zu thun hat. Daher zog er, nachdem er einen Augenblick über diesen Plan nachgedacht (45), den zweiten vor, der sicherer war, nämlich die Zeit, die ihm übrig blieb, zu benutzen, um die Armee zu concentriren, und deshalb den Marschall Davout von Regensburg nach Neustadt und den Marschall Masséna von Augsburg nach dem nämlichen Punkte kommen zu lassen. Dann war Napoleon, mit 140 bis 150,000 Mann zur Verfügung, sicher, Alles zu bewältigen, was für Umstände auch eintreten mochten, denn diese können für eine gut concentrirte Armee, die ihre gesammte Masse jeder Seite, auf der man sie angreift, entgegenstellen kann, niemals furchtbar werden. Bei der Unkenntniß, in der er sich über Alles befand, zog er daher die Anwendung der wahren Principien den glänzenderen Eventualitäten, die sich ihm darboten, vor. Allein diese schleunige Concentrirung war ebenfalls mit be-

deutenden Gefahren verknüpft, da sie durch einen doppelten Marsch der Marschälle Davout und Masséna im Angesicht des Feindes bewerkstelligt werden mußte. Um diese Gefahren zu überwinden, strengte Napoleon sein ganzes Genie an und führte eine der schönsten Operationen seiner langen und wunderbaren Laufbahn aus.

Am 17. traf er in Donauwerth ein, ohne Garde, ohne Feldequipage, ohne Pferde und ohne Generalstab; unmittelbar darauf ertheilte er seine Befehle und übergab die Besorgung derselben den ersten besten Offizieren, die er zur Hand hatte, denn der Major-General Berthier befand sich in diesem Augenblicke noch in Augsburg.

Zunächst befahl er dem Marschall Masséna, Augsburg am nächsten Morgen, den 18., zu verlassen und sich auf der Straße von Pfaffenhofen an der Abens nach der linken Flanke der Oesterreicher zu wenden, während er sich vorbehielt, nachher den Marsch des Marschalls nach der Donau oder Isar, nach Neustadt oder Landshut zu dirigiren, je nach der Position, welche die Armee bei seiner Ankunft besetzt halten würde. (Vergl. Karte No. 46.) Er schärfte ihm ein, in Augsburg einen tüchtigen Commandanten, zwei deutsche Regimenter, alle siechen und ermatteten Mannschaften, Lebensmittel und Munition, überhaupt Alles zurückzulassen, was dazu gehörte, sich 14 Tage zu halten; beim Aufbruch das Gerücht zu verbreiten, daß es nach Tyrol ginge, dann aber so eilig wie möglich die Donau hinabzugehen, „denn nie" — so fügte der Kaiser hinzu — „habe ich Ihre Hingebung nöthiger gebraucht". Die Depesche schloß mit den Worten: Thätigkeit und Schnelligkeit. Gleichzeitig befahl er dem Marschall Davout, sofort von Regensburg abzumarschiren, ein Regiment zur Bewachung der Stadt daselbst zurückzulassen, mit seinem Armeecorps die Donau aufwärts zu gehen, vorsichtig aber entschlossen zwischen dem Strome und der österreichischen Streitmasse vorzuschreiten und bei Abach oder Ober-Saal in der Gegend von Abensberg, wo sich die Abens in die Donau ergießt, zu ihm zu stoßen. Nach dem, was Marschall Davout bereits von seinen Truppen detaschirt hatte, um die übrigen Corps vollzählig zu machen, konnte er ungefähr noch 50,000 Mann beisammen haben, die zum Glück ganz wohl im Stande waren, sich gegen jede beliebige Anzahl Oesterreicher zu schlagen. Wenn man diese 50,000 Mann etwas näher nach der Abens brachte, hinter welcher die Baiern cantonnirt waren und wohin man eben die Württemberger, die Küraſsiere Nansouty und Espagne, die aus vierten Bataillonen des Corps Davout gebildete Division Demont und den großen Geschützpark dirigirt hatte, so konnte Napoleon gegen 90,000 Mann zur Hand haben, die durchaus hinreichten, um Masséna zu erwarten, der mit 40 bis 50,000 Mann eintreffen mußte. Hatte man diese letzte Zusammenziehung bewerkstelligt, so war man im Stande, die österreichische Armee zu vernichten, welche Stellung sie auch eingenommen, welches Manöver sie auch ausgeführt haben mochte.

Nachdem Napoleon diese Anordnungen beschlossen und Denen, die sie ausführen sollten, mitgetheilt hatte, so begab er sich von Donauwerth nach Ingolstadt, um dem eben gewählten Concentrationspunkte näher zu sein. Seine in demselben Augenblicke ausgefertigten Befehle brauchten keinen großen Weg zu machen, um bis Augsburg zu gelangen, und Masséna konnte unmittelbar nach Empfang derselben in der zweiten Hälfte desselben Tages die nöthigen Vorbereitungen vornehmen und am nächsten Morgen, den 18., aufbrechen. Allein die Entfernung von Donauwerth bis Regensburg betrug mehr als das Doppelte, deshalb empfing auch der Marschall Davout erst spät Abends die ihn betreffenden Befehle. Dieser Marschall befand sich augenblicklich bei Regensburg mit vier Infanteriedivisionen, einer Division Küraſsiere und einer Division leichter Reiterei, zusammen, wie bereits erwähnt, gegen 50,000 Mann. Die Generale Nansouty und Espagne mit der schweren Cavallerie und einem Theile der leichten, der General Demont mit den vierten Bataillonen und der große Artilleriepark hatten die Linke der Donau eingenommen.

Um sich bei Regensburg zu concentriren, hatte der Marschall Davout mehr als eine Schwierigkeit zu besiegen gehabt. Die Division Friant war in der That auf ihrem Marsche von Baireuth nach Amberg einen Augenblick mit den 50,000 Mann des Generallieutenants Bellegarde in Kampf gerathen. Sie hatte dem Sturme wacker die Spitze geboten und die Avantgarden der Oesterreicher muthig zurückgedrängt; während ihres Widerstandes war der Rest des Corps, dem die Division Saint-Hilaire vorausging, längs der Wils und dem Regen gegen Regensburg zu abgezogen. Der 17., während dessen Napoleon seine Befehle ausfertigte, war von früh bis Abends zum Austausch einer lebhaften Kanonade mit den Oesterreichern unter den Mauern von Regensburg selbst verwendet worden, um dem General Friant Zeit zum Anschluß zu geben. Die Division Morand, welche Stadt-am-Hof jenseits der Donau bei ihrem Zusammenfluß mit dem Regen besetzt hielt, hatte die Oesterreicher durch ihre treffliche Haltung aufgehalten und ihr Geschützfeuer erwidert. Die von den Höhen geworfenen Kugeln, welche die Straßen von Regensburg bestrichen, hatten uns einige Leute von den Truppen getödtet, die durch die Stadt zogen, um über die Donau zu setzen. Eine Haubitzgranate war sogar unter dem Pferde des Marschalls Davout zerplatzt und hatte in seiner Nähe die Pferde seiner Adjutanten getödtet oder verwundet. Die alten Soldaten der Divisionen Morand, Gudin, Friant und Saint-Hilaire zeigten die ganze Leidenschaftlichkeit der französischen Armee im höchsten Grade und waren erbittert. Ein französischer Tirailleur war, unter den Augen des Marschalls selbst, auf einen österreichischen Tirailleur zugesprungen und hatte ihm, nachdem er seinem Schusse getrotzt, seinen Säbel in die Brust gestoßen.

Der Marschall Davout brauchte den ganzen Tag des 18., um die Heranziehung der Division Friant zu beendigen und seine sämmtlichen Truppen auf das rechte Donauufer zu führen, während die Division

Morand fortwährend in Schlachtordnung unter den Mauern von Regensburg bleiben, die Oesterreicher unter Bellegarde im Zaume halten und den Uebergang über den Strom decken sollte. Die Divisionen Saint-Hilaire und Gudin gingen an diesem Tage vom linken auf das rechte Donauufer. Die schwere Cavallerie Saint-Sulpice that ein Gleiches, und die leichte Cavallerie unter dem braven und einsichtvollen Montbrun führte Recognoscirungen nach allen Seiten aus, nach Straubing, Eckmühl und Abach, um Nachrichten über den Erzherzog einzuholen, denn der Marschall Davout befand sich zwischen den 50,000 Mann, die aus Böhmen gekommen waren, und der österreichischen Hauptarmee, die von Landshut über Eckmühl einherzog. Diese Recognoscirungen hatten den Zweck, alle Straßen auf dem rechten Ufer zu durchsuchen, auf denen Marschall Davout sich vorgenommen hatte, die Donau aufwärts zu gehen. Er hätte zwar auf dem linken Ufer hinaufgehen können, auf welches die Oesterreicher noch nicht gedrungen und das von unsern Detaschements und unsern Convois gedeckt war, allein die Wege waren hier unbrauchbar und führten ziemlich weit von dem Concentrationspunkte ab, welchen Napoleon zwischen Ober-Saal und Abensberg bestimmt hatte. Marschall Davout zog es daher vor, dem rechten Ufer zu folgen, obschon es dem Feinde ausgesetzt war, denn hier waren die Wege zugänglicher und führten directer zum Ziele. Er wußte wohl, daß der Erzherzog ihm während dieses Marsches zur Seite sein würde, aber er besaß so unerschrockene Truppen, daß er nicht fürchtete, angegriffen, und noch weniger in die Donau geworfen zu werden; er war vielmehr sicher, daß sie, wenn man an sie anstoßen würde, Stoß um Stoß zurückgeben und deshalb doch auf dem angezeigten Vereinigungspunkte beim Kaiser eintreffen würden.

Man mußte die waldigen Höhen, welche die Thäler der großen und kleinen Laber von der Donau scheiden, im Rücken nehmen, sie übersteigen und Angesichts der Oesterreicher über den entgegengesetzten Abhang herunterkommen, worauf man auf dem Plateau der Abens nach Abensberg gelangt, wohin Napoleon die zerstreuten Theile seiner Armee zu führen bemüht war. (Vergl. Karte No. 46.) Dieser Marsch war auf mehreren Straßen auszuführen. Zur Rechten des Marschalls Davout zeigte sich die große Chaussee von Regensburg nach Ingolstadt, die sich beständig längs dem Ufer der Donau hinzieht und über Abach und Ober-Saal nach Abensberg führt. Sie war breit und schön, aber zwischen die Höhen und die Donau eingeschlossen. Marschall Davout hätte ihr folgen können, aber wenn er in dem Defilé, welches sie bildete, vom Feinde überfallen wurde, so konnte er leicht einer Niederlage ausgesetzt werden. Er reservirte sie für seine Bagage und die großen Artilleriewagen und ließ sie durch ein Infanteriebataillon bewachen, das die Hauptpassagen im Voraus besetzt hatte. Zur Linken zeigte sich die querlaufende Chaussee von Regensburg nach Landshut, welche bei Eckmühl über die große Laber geht. Das war ebenfalls eine breite und schöne Straße, allein sie führte mitten in die Feinde hinein. Man hätte sie nur dann einschlagen dürfen, wenn man eine große Schlacht gewünscht hätte; diese wollte man aber nicht, da man nur die Concentrirung bezweckte. Der Marschall Davout schickte seine Avantgarde dahin, welche aus vier Regimentern Jägern und Husaren, nebst zwei Bataillonen des 7. leichten Regiments bestand, die vom General Montbrun befehligt wurden, und trug ihr auf, die Oesterreicher zu beobachten und sie während des Marsches, den man so eben ausführen wollte, zu beschäftigen. Zwischen diesen beiden Chausseen wurden für die Hauptmasse der Armee Dorfwege, die von einem Abhange der Höhen zum andern führten, reservirt. Die beiden Divisionen Friant und Gudin, die eine erste Colonne bildeten und denen die Küraſſiere Saint-Sulpice vorausritten und nachfolgten, sollten über Burg-Weinting, Wolkering, Saalhaupt und Oberfeking marschiren. Die beiden Divisionen Saint-Hilaire und Morand, welche die zweite Colonne formirten, mit Jacquinot's Jägern voraus und hinterher, sollten über Ober-Isling, Gebraching, Peising, Tengen und Unterfeking marschiren. Diese beiden Colonnen, welche sich so einander zur Seite hatten, sollten auf den Abhang der Höhen gelangen, welche die große Laber von der Donau trennen, beim Ausgang aus dem Abacher Defilé, nach Ober-Saal zu, zur Bagagecolonne stoßen und Abensberg gegenüber in der Nähe der Baiern vorrücken — was sogar auszuführen möglich war, ohne von den Oesterreichern bemerkt zu werden, so waldig, gebirgig und unergründlich war das Land. Die Avantgarde, die sich auf der großen Heerstraße von Eckmühl nach Landshut vorgewagt hatte und folglich der Gefahr ausgesetzt war, direct auf die Hauptmasse der Oesterreicher zu stoßen, sollte vorsichtig vorrücken und nachdem sie den Marsch der beiden Infanteriecolonnen verdeckt, sich wieder rechts wenden, um den für das ganze Armeecorps bestimmten Vereinigungspunkt wieder zu erreichen.

Nachdem Davout diese Anordnungen mit ebenso viel Festigkeit als Vorsicht getroffen hatte, bestimmte er den Abmarsch auf den Morgen des 19. April. Während des 18. beendigte man den Durchzug durch Regensburg und am Abend überschritt die Division Friant selbst die Brücken dieser Stadt und brachte die Nacht mit dem Reste der Armee auf dem rechten Ufer zu. Marschall Davout hatte dem 65. Linienregimente die gefahrvolle Rolle zuertheilt, Regensburg gegen die zahlreichen Armeen zu decken, die es auf dem linken und rechten Ufer anzugreifen im Begriff waren; er hatte ihm anbefohlen, die Thore zu schließen, die Straßen zu verbarrikadiren und sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, bis man es befreien würde, was nicht lange ausbleiben konnte.

Am 19. mit Tagesanbruch begannen die vier Heersäulen den schwierigen Marsch, der ihnen anbefohlen war, die Bagage zur Rechten der Donau entlang, zwei Infanteriecolonnen im Centrum auf Dorfwegen und die Avantgarde zur Linken auf der Heerstraße von Regensburg über Eckmühl nach Landshut. Die Franzosen, die sonach früh bei Tage aufgebrochen

waren und über bewaldete Anhöhen zogen, gewahrten anfangs keinen Feind. Ein Zusammentreffen konnte indessen nicht ausbleiben, denn es war unmöglich, daß Hunderttausende, die drei bis vier Meilen von einander manoeuvrirten, nicht endlich aufeinander stoßen und in Kampf gerathen würden. Der Erzherzog Karl, der den Tag über im Lager von Rohr auf dem Plateau verweilte, das die Abens von der großen Laber scheidet, im Rücken derselben Höhen, mit deren Ueberschreitung die Franzosen beschäftigt waren, hatte endlich wirklich seine Entschlüsse gefaßt. Bei jedem Schritte erfuhr er in einer stets positiveren Weise, daß der Marschall Davout in Regensburg war und so entschied er sich jetzt, am 19. dahin abzugehen, während er vorher noch folgende Dispositionen traf: General Hiller, der mit seinem Corps und der Division Jellachich die äußerste Linke bildete, erhielt Ordre, von Mainburg über Siegenburg zu gehen, um sich mit dem Erzherzog Ludwig zu vereinigen, der mit seinem Corps und dem zweiten Reservecorps vor Abensberg gelassen worden war, um die Abens zu bewachen. (Vergl. Karte No. 46.) Begleitet vom Corps Hohenzollern (mit Ausnahme einiger unter General Thierry zur Beobachtung von Kirchdorf aufgestellten Bataillone), vom Corps Rosenberg, dem ersten Reservecorps und der Brigade Vecsay — eine Masse von 70,000 Mann, — wollte der Erzherzog Karl auf Regensburg losrücken, nachdem er zu seiner Linken unter dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig mehr als 60,000 Mann zurückgelassen hatte. Während demnach Napoleon die größten Anstrengungen machte, um seine Armee zu concentriren, zerstreute der österreichische Generalissimus die seinige von München bis Regensburg auf einen Flächenraum von mehr als 30 Meilen.

Am 19. Morgens setzte er sich in Bewegung, gleichzeitig mit dem Marschall Davout und in einer ziemlich ähnlichen Marschordnung. Zwei Infanteriecolonnen, eine aus dem Corps Hohenzollern, die andere aus dem Corps Rosenberg und den Reservegrenadieren gebildet, sollten aus dem Lager von Rohr quer über die Höhen vorrücken, welche die Franzosen überschritten, die erste über Groß-Muß, Hausen und Tengen, die zweite über Langwaid, Schneidart und Saalhaupt. Die Brigade Vecsay, eine dem Erzherzog Ludwig entnommene Brigade, die leichte Cavallerie und die von der Reserve detaschirte schwere Cavallerie sollten auf der Straße von Landshut nach Regensburg, d. h. über Eckmühl marschiren und wahrscheinlich mit der Avantgarde des Generals Montbrun einen Strauß zu bestehen haben.

Wir waren mit Tagesanbruch abgegangen. Von unsern vier Colonnen konnte die der Bagage, die am Donauufer fortzog und durch die Höhen und unsere Infanteriemassen gedeckt war, keinem Feinde begegnen. Die beiden Infanteriecolonnen, die zur Linken durch Gudin und Friant und die zur Rechten durch Morand und Saint-Hilaire gebildet, denen beiden Cavallerie vor und nach ging, setzten ihren Weg ziemlich lange fort, ohne auf etwas zu stoßen. Um 9 Uhr Morgens überschritt die Spitze beider Colonnen die Höhen, stieg dann den Abhang herab und entdeckte nur einige österreichische Tirailleurs. Die Division Gudin, welche die Spitze unserer Colonne links bildete und die Tirailleurs des 7. leichten Regiments weit ausgebreitet hatte, gerieth allein mit den österreichischen Tirailleurs des Fürsten von Rosenberg zusammen. Man kämpfte ziemlich lebhaft um den Besitz des Dorfes Schneidart. Allein unsere Truppen, die Befehl hatten zu marschiren, hielten sich gar nicht auf und während die Tirailleurs vom 7. leichten Regiment darauf versessen waren zu feuern, zogen die Divisionen Morand und Gudin, welche mit einem Theile Cavallerie die Spitze der beiden Colonnen bildeten, auf Befehl des Marschalls Davout, der im Galopp herbeieilte, um den Marsch der Truppen zu beschleunigen, vorüber. Diese Divisionen suchten eiligst Ober- und Unterfeking zu erreichen, was sie mit der Bagagecolonne, die aus dem Abacher Defilé, nahe bei dem der Armee bestimmten Sammelplatze, hervorgekommen war, vereinigen sollte. Die Tirailleurs vom 7. Regiment folgten Gudin, nachdem sie sich tapfer geschlagen und überließen Schneidart den Oesterreichern, die es erobert zu haben glaubten (46). Da jedoch die Oesterreicher fortfuhren, vorzurücken, so mußten die Divisionen Saint-Hilaire und Friant, welche die Nachhut unserer beiden Infanteriecolonnen bildeten, ihnen nothwendig begegnen. Als das Corps von Rosenberg, nachdem es mit dem 7. leichten Regimente zusammengerathen, durch Schneidart zog und sich nach Dinzling wendete, näherte das Corps Hohenzollern sich Hausen, welches die letzten Compagnien des 7. leichten Regiments so eben geräumt hatten, rückten daselbst ein und schickten sich an, das viele Gehölz zu besetzen, das sich Tengen gegenüber hufeisenförmig abgrenzte. (Vergl. Karte No. 47.)

In diesem Augenblicke bemerkte General Saint-Hilaire, der mit seiner Division durch Tengen zog, am Saume des Gehölzes, sich gegenüber, die österreichischen Heerhaufen Hohenzollerns, denen ein Schwarm von Tirailleurs vorausging. Nachdem das 10. leichte Regiment die feindlichen Tirailleurs zurückgedrängt, beorderte Marschall Davout, der sich gerade beim General Saint-Hilaire befand, das 3. Linienregiment rechts und das 57. links, um jene waldigen Höhen zu besetzen, die vor ihm einen Halbkreis beschrieben, in dessen Mitte man die Meierei Roith erblickte. Das 3. Regiment rückte schnell vor und lud seine Gewehre im Feuer. Allein es hatte mit zu großer Eile und bevor es Zeit gehabt hatte sich zu formiren, angegriffen und so erreichte es seinen Zweck nicht, sondern war genöthigt, unter einem Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln eine rückgängige Bewegung zu machen. Inzwischen formirte das 57. Regiment seine Angriffscolonne, stellte sich links vom 3. auf und trieb den Feind von den Hügeln zurück, die er vor dem Gehölz besetzt hatte. Das bald in Linie zurückgeführte 3. Regiment unterstützte diese Bewegung und beiden Regimentern gelang es auf diese Weise, die Oesterreicher in den Wald zurückzuwerfen und sich auf dem bestrittenen

Terrain festzusetzen. Unterdessen waren die drei anderen Regimenter der Division, das 10, 72. und 105. rechts, links und rückwärts von Tengen aufgestellt worden und bereit, die beiden ersten zu unterstützen. Leider war die Artillerie wegen der schlechten Wege noch zurück und man konnte der starken feindlichen Artillerie nur sechs Geschütze entgegenstellen. Als Marschall Davout ([47]) sah, daß das Gefecht auf diesem Punkte gut eingeleitet war, eilte er zu den Divisionen Gudin und Morand, die bereits abgezogen waren, um sich zu versichern, daß sie ohne Unfall nach Unter- und Oberfeking gekommen wären; er stellte sich jetzt auf seiner äußersten Rechten auf und verhinderte dadurch den Feind, dessen Position er nicht kannte, auf dieser äußersten Rechten bis zur Donau durchzubrechen.

Auf dem entgegengesetzten äußersten Punkte, d. h. zur Linken, war General Friant, den die schlechten Wege in seinem Marsche aufgehalten, zwischen 12 und 1 Uhr Mittags auf Saalhaupt vorgerückt und hatte sich, da er ein heftiges Feuer nach Tengen zu hörte, beeilt, zur Linken der Division Saint-Hilaire Position zu nehmen, um diese nöthigen Falls zu unterstützen. Er ließ das 15. leichte und das 48. Linienregiment unter dem Befehl des Generals Gilly vorwärts gehen, um in das Gehölz einzudringen und die Flanke der Division Saint-Hilaire frei zu machen. Zwischen Saalhaupt und Tengen, in der Ebene, stellte er die zweite Brigade der Küraſſiere Saint-Sulpice, nebst dem 33., 108. und 111. Regiment auf, um die äußersten Punkte seiner Linie zu sichern. General Piré, der ein Regiment leichter Cavallerie befehligte, erhielt den Auftrag, die Division mit der Avantgarde des Generals Montbrun gegen Dinzling in Verbindung zu bringen.

Kaum in Schußweite wollte General Gilly das Gehölz zur Linken von der Division Saint-Hilaire räumen lassen. Der Bataillonschef Sarraire drang mit vier Compagnien des 15. Regiments in dasselbe ein und vertrieb die Oesterreicher. So faßten das 15. und das 48. Regiment auf der Flanke von der Division Saint-Hilaire Position; jetzt ließ man sämmtliche Voltigeurscompagnien aus den Regimentern vorgehen, die mit den österreichischen Tirailleurs ein fürchterliches Feuer auszutauschen begannen.

Während dieser Bewegungen auf den Flügeln der Division Saint-Hilaire hatte das Gefecht auf der Fronte der Division selbst wiederholt eine andere Gestalt angenommen. Das 33. Regiment zur Rechten und das 57. zur Linken des Hufeisens, in dessen Hintergrunde man die Meierei Roith erblickte, hatten viel Leute verloren und ihre Munition verschossen, die man nicht leicht ersetzen konnte, da die Artillerietransporte noch nicht eingetroffen waren. General Saint-Hilaire ließ in der Linie das 33. durch das 72. und das 57. durch das 105. Regiment ersetzen und nun begann das Feuer von Neuem mit außerordentlicher Heftigkeit. Der Fürst von Hohenzollern ließ die Regimenter Manfredini und Würzburg, welche der Fürst Ludwig von Liechtenstein führte, vorrücken. Diese Regimenter machten unerhörte Anstrengungen, um über die äußersten Enden des Hufeisens, dessen Mitte die Franzosen besetzt hielten, herauszubrechen. Alle Chefs wurden bei diesen Versuchen verwundet. Marschall Davout hatte sich nach seiner Rückkehr zur Division Saint-Hilaire mit einem Bataillon vom 33. Regiment ins Centrum gestellt und warf sich auf Alles, was über die äußersten Enden hervorzubrechen versuchte, wobei er bei jedem neuen Angriffe der Oesterreicher Gefangene aufbrachte.

Die feindlichen Generale wollten sich jetzt mit aller Kraft auf die Linke der Division Saint-Hilaire, da wo sie sich mit der Division Friant vereinigte, werfen. Fürst Ludwig von Liechtenstein stellte sich an die Spitze des Regiments Würzburg, ergriff eine Fahne, rückte in Colonne vor und marschirte gerade auf die Franzosen los. General Gilly stellte sich mit den Grenadieren des 15. und einem Bataillon des 111. Regiments dem Fürsten Ludwig entgegen, griff ihn mit dem Bajonnet an und warf ihn zurück. Fürst Ludwig von Liechtenstein erneuert den Angriff, erhält mehrere Schüsse und wird kampfunfähig gemacht. Die Oesterreicher wurden zurückgedrängt. Auf der Front der Division Saint-Hilaire versuchte der Fürst von Hohenzollern einen neuen Angriff, allein unsere in diesem Augenblicke eingetroffene Artillerie überschüttet die Oesterreicher mit Kartätschen und treibt sie zurück. Jetzt dringt das 10. leichte Regiment mit dem Bajonnet in das Gehölz, das vor uns im Kreise lag, drängt die Oesterreicher auf Hausen und zwingt sie, sich dahin zurückzuziehen. Unsere ganze Linie unterstützte diese Bewegung und die Oesterreicher sollten eben auf Hausen geworfen werden, als der Fürst Moritz von Liechtenstein an der Spitze des Regiments Kaunitz der wüthenden Verfolgung der Franzosen Einhalt that. Der Fürst wurde verwundet, rettete aber sein Armeecorps.

Der Tag neigte sich zu Ende und inmitten der Verwirrung des Zusammenstoßes hatten weder die Franzosen noch die Oesterreicher große Lust, sich in ein ernstlicheres Treffen einzulassen. Marschall Davout, dem es genügte, seinen Auftrag erfüllt und Abensberg frisch und wohlbehalten erreicht zu haben, und der bereits seinen rechten Flügel, (die Divisionen Gudin und Morand,) der auf dem Sammelplatz eingetroffen und seinen linken (die Divisionen Saint-Hilaire und Friant) als Meister des Schlachtfeldes von Tengen sah, Davout begnügte sich damit, daselbst als Sieger zu übernachten und wegen der weiteren Bewegungen erst die Befehle Napoleon's abzuwarten. Ueberall war sein Marsch glücklich von Statten gegangen; denn der brave Montbrun hatte, als er dem Corps von Rosenberg begegnete, diesem einen tapfern Widerstand entgegengesetzt und sich am Abend dieses Tages auf das Armeecorps zurückgezogen, ohne eine Schlappe erlitten zu haben.

Der Erzherzog Karl, der diesem Gefechte zugesehen, war mit zwölf Grenadierbataillonen, die zum ersten Reservecorps gehörten, unbeweglich auf den Anhöhen von Grub geblieben. Da er links ein Gefecht mit Hohenzollern, rechts eins mit Rosenberg sah, so befürchtete er, die Hauptmasse der Franzosen

vor sich zu haben; bevor er sich aber in eine allgemeine Schlacht einließ, wollte er alle seine Truppen beisammen haben und deshalb ließ er das Corps Hohenzollern sich schlagen, ohne es zu unterstützen. Seine Absicht ging dahin, den Kampf am nächsten Morgen wieder aufzunehmen, nachdem er den vor der Abens postirten Erzherzog Ludwig an sich gezogen und den General Hiller die vom genannten Erzherzog leer gelassene Position hätte einnehmen lassen.

Der Tag war sehr blutig gewesen, denn man hatte sich nicht nur bei Dinzling zwischen Montbrun und Rosenberg und bei Tengen zwischen Saint-Hilaire und Friant gegen Hohenzollern, sondern auch auf den Zwischenposten geschlagen, welche die Oesterreicher und Franzosen gelassen hatten, um die beiden äußersten Enden ihrer Linien in Verbindung zu erhalten. Wir hatten 200 Mann von der Avantgarde des Generals Montbrun, 300 von der Division Friant, 1700 von der Division Saint-Hilaire, nur einige Mann von der Division Morand, 1 bis 200 Reiter auf Seiten der Baiern, im Ganzen gegen 2500 Mann verloren. Die Oesterreicher hatten 500 zu Dinzling, gegen 4500 zu Tengen, einige Hundert zu Buch und Arnhofen, im Ganzen ziemlich 6000 Mann verloren. Eine beträchtliche Anzahl ihrer Soldaten war versprengt worden. — Es sind dies jedoch nur annähernde Zahlen, da die Bulletins durchschnittlich übertreiben und es mag ein für alle Mal gesagt sein, daß in Kriegsberichten, sobald es sich um Zahlen handelt, stets nur annäherungsweise die Wahrheit erlangt werden kann.

Weit wichtiger als der Verlust war die jetzt eingenommene Stellung der beiden Armeen, denn der Marschall Davout, den man auf seinem Marsche von Regensburg nach Abensberg hätte aufhalten und vielleicht in die Donau stürzen können, war glücklicherweise zwischen dem Fluß und den Streitmassen der Oesterreicher durchgeschlüpft, hatte mit seiner Rechten die Gegend von Abensberg erreicht und war mit seiner Linken siegreich dem Centrum der Oesterreicher entgegengetreten. Wäre der Erzherzog Karl in mehr geschlossenen Massen marschirt, hätte er weniger aus Furcht vor der Oertlichkeit und vor Napoleon gezögert, so hätte er seine Grenadierreserve gegen Friant und Saint-Hilare führen, diese erdrücken oder da ihre Tüchtigkeit einen solchen Erfolg schwierig machte, ihnen wenigstens eine ernstliche Schlappe beibringen können.

Anders nutzte Napoleon die von Marschall Davout erlangten Vortheile. Während der Nacht vom 19. zum 20. war er von Ingolstadt nach Voburg abgegangen, hatte hier die Vorfälle des Tages vernommen und war sogleich zu Pferde nach Abensberg gereist, um in Person die Oertlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Von den Höhen dieses Plateau's selbst, wohin er die Truppen des Marschalls Davout gerufen, erkannte er, daß die Oesterreicher nur eine Kette wenig zahlreicher Posten besaßen, die schlecht vertheilt waren und die Massen, die bei Tengen gekämpft hatten, sich nicht mit denen, die längs der Abens ausgebreitet waren, vereinigen konnten. Er wußte nicht genau, wo sich der Erzherzog Karl mit seinem Hauptarmeecorps befand und ob er sich zu Tengen den Divisionen Saint-Hilaire und Friant, oder längs der Abens vor den Baiern befand; das aber sah er klar und deutlich, daß der Generalissimus seine Linie auffällig ausgedehnt hatte, deshalb wollte er die Vortheile der Concentration benutzen, die seit der glücklichen Operation des Marschalls Davout auf seiner Seite zu sein begannen, und den Oesterreichern die Folgen der Zersplitterung, der sie sich unklugerweise ausgesetzt, fühlen lassen. Er traf daher folgende Anordnungen: Dem Marschall Davout nahm er für den Augenblick einen Theil seines Corps, ließ ihm die siegreichen Divisionen Saint-Hilaire und Friant nebst den leichten Truppen von Montbrun (im Ganzen 24,000 Mann) und stellte die Divisionen Morand und Gudin, die zwischen Unter- und Oberfeking bivouakirten, die Küraffiere Saint-Sulpice und die Jäger Jacquinot's einstweilen unter den Oberbefehl des Marschalls Lannes, der eben eingetroffen war. Dem Marschall Davout empfahl er, sich fest zu Tengen zu behaupten und jedem neuen Angriffe, welcher es auch sei, zu widerstehen, denn die Armee sollte diesen Ort als Hauptpunkt betrachten, von dem aus das feindliche Centrum durchbrochen und bis Landshut zurückgedrängt werden sollte. Er sandte an Lannes den Befehl, mit den 25 oder 26,000 Mann, die zu seiner Verfügung standen, vorzurücken und Rohr zu nehmen, welches das Centrum der österreichischen Armee zu bilden schien. Da er selber die Württemberger zur Hand hatte, die in diesem Augenblicke in das Schlachtfeld einrückten, so stellte er sie bei Arnhofen zwischen Lannes und den Baiern auf. Letzteren gab er auf, bei Abensberg über die Abens zu gehen und Arnhofen zu nehmen. Namentlich sollte die hinter der Abens von Biburg bis Siegenburg aufgestellte Division Wrede warten, bis die feindliche Linie zum Wanken gebracht würde, und dann mit Kraft und Nachdruck die Abens passiren und auf unserer Rechten gegen die linke Flanke der Oesterreicher losbrechen. Jede dieser Attaquen war auf einen detaschirten Posten der Oesterreicher gerichtet, die eine lange Kette von der Abens bis zur Laber bildeten. Nach Ueberwältigung dieser sämmtlichen Posten wollte Napoleon bis Landshut vordringen und sich dort der Operationslinie des Erzherzogs bemächtigen, indem er sich entweder auf dessen Arrieregarde oder auf diesen Prinzen selbst werfen würde, wenn dieser sich in Person auf Landshut zurückzöge. Um sich des Erfolges dieser Operation zu vergewissern, beeilte er sich daher auch, den Marsch Masséna's abzuändern. Er hatte diesen nämlich auf Pfaffenhofen, in senkrechter Linie gegen die linke Flanke der Oesterreicher, hinabziehen lassen und sich vorbehalten, seinen Marsch je nach den Umständen entweder auf die Isar oder auf die Donau zu lenken. In der Meinung, Streitkräfte genug bei sich zu haben, denn er verfügte über den Marschall Davout, welcher Tengen mit 24,000 Mann bewachte, über den Marschall Lannes, der mit 25,000 Mann Rohr

nehmen sollte, über den Marschall Lefebvre, der sich mit 40,000 Württembergern und Baiern zum Angriff auf Arnhofen und Offenstetten rüstete und endlich über die Division Demon und die Küraſſiere Nansouty's, die in seinem Rücken anlangten, beorderte er Masséna über Freising und Moosburg auf Landshut und befahl ihm am nächsten Morgen den 21., bei guter Zeit daselbst einzutreffen, um den Rückmarsch der Oesterreicher auf Landshut zu verhindern. Kam Masséna zur rechten Zeit an, so konnte leicht Alles, was sich zwischen der Donau und Isar befand, gefangen genommen werden.

Während sich Napoleon anschickte, den 20. auf diese Weise zu verwenden, hatte sich der Erzherzog Karl, der durch das Gefecht mit den beiden Divisionen Saint-Hilaire und Friant in seiner Bewegung auf Regensburg aufgehalten worden war und ebensowenig wie sein Gegner über den Marsch des Feindes Kenntniß erhalten, aber nicht so gut wie jener vorhergesehen hatte, was zu befürchten war, sich eingebildet, daß der Widerstand, den er erfahren, die Anwesenheit des Kaisers Napoleon zu Tengen mit allen seinen Streitkräften ankündige, weshalb er auch beschloß, das Corps des Erzherzogs Ludwig an sich zu ziehen, das vor der Abens stand, und den General Hiller, der den ganzen Tag hindurch (den 19.) hatte marschiren müssen, die vom Erzherzog Ludwig verlassene Position einnehmen zu lassen. Er faßte also den Entschluß, den 20. zwischen Grub und Dinzling den Anschluß seiner Linken abzuwarten und dann das Gefecht mit dem äußersten Nachdruck wieder aufzunehmen. Indessen ließ er dem Erzherzog Ludwig die Freiheit, diesen Befehl nach Belieben auszulegen und falls er von der Seite der Abens her angegriffen würde, sich zu schlagen, wo er sich eben befinden würde.

Letztere Voraussetzung verwirklichte sich in der That. Gleich am Morgen des 20. bemerkte der Erzherzog Ludwig Massen, die theils von der Abens über Abensberg und Arnhofen, — dies waren die Württemberger, die Baiern, Demont und Nansouty, — theils auf der regensburger Straße über Reißing und Buchhofen — dies waren Morand, Gudin, Jacquinot und Saint-Sulpice — vorrückten. Er sah, daß er in allem Ernste angegriffen werden sollte und anstatt zu manoeuvriren, um sich seinem Bruder, dem Generalissimus, anzuschließen, dachte er sich da zu vertheidigen, wo er eben war, während ihm das von Mainburg nach der Abens herbeigezogene Corps Hiller zu Hilfe kommen sollte.

In diesem Augenblicke sah Napoleon, der auf dem Plateau vor Abensberg stand, die Württemberger und Baiern vor sich vorbeiziehen, die eben in Linie einrückten und von Stolz erfüllt waren, unter einem solchen Manne zu kämpfen. Er redete sie nach einander an (württembergische und baierische Offiziere übersetzten seine Worte) und sagte ihnen, daß er sie nicht für seine Person, sondern für ihr eigenes Interesse gegen den Ehrgeiz des Hauses Oesterreich kämpfen ließe, das jetzt darüber außer sich sei, sie nicht mehr unter seinem Joche zu haben; er würde ihnen diesmal bald und für immer den Frieden mit einem solchen Zuwachs von Macht zurückgeben, daß sie sich in Zukunft selbst gegen die Anmaßungen ihrer alten Zwingherren würden vertheidigen können. Seine Gegenwart und seine Worte electrisirten diese deutschen Bundesgenossen, die sich schmeichelten ihn in ihrer Mitte, ihrer Treue vertrauend zu erblicken, denn er hatte in diesem Augenblicke nur baierische Cavalleriedetaschements zu seiner Bedeckung.

Zwischen 8 und 9 Uhr setzte sich die ganze Linie von der Linken zur Rechten, von Oberseking und Buchhofen bis Arnhofen und Pruck (Vergl. Karte No. 46.) in Bewegung. Lannes rückte zur Linken mit 20,000 Infanteristen von Morand und Gudin, mit den 1500 Jägern Jacquinot's und den 3500 Küraſſieren Saint-Sulpice's entschlossen auf Bachel, die Straße von Rohr, vorwärts durch ein mit Gehölz besäetes und von zahlreichen Defiléen durchschnittenes Land. Er traf auf den österreichischen General Thierry, dem nur seine Artillerie folgte, da seine schneller vorrückende Cavallerie schon in der Nähe von Rohr war. Er ließ ihn durch Jacquinot's Jäger angreifen, die sich mit wilder Hast auf ihn stürzten. So schnell wie möglich suchte die österreichische Infanterie eine Zuflucht im Gehölz. Bevor sie jedoch dieses erreichen und sich in Carré formiren konnte, wurde sie mit dem Säbel angegriffen und ließ viele Todte und Gefangene in unseren Händen. In Unordnung zog sie sich auf Rohr zurück, indem sie von einem Wäldchen ins andere flüchtete. Eine solche Niederlage war jammervoll, da die Masse der Angreifenden mit der der Angegriffenen in zu großem Mißverhältniß stand.

Zu Rohr suchten die Generale Thierry und Schusteck, die sich vereinigt hatten, einander beizustehen. Die beiden Infanteriedivisionen von Lannes gingen mit den Jägern und Küraſſieren an ihrer Spitze, kräftig gegen sie vor. Die Husaren Kienmayer griffen die Jäger Jacquinot mit Nachdruck an; aber ein auf sie geworfenes Regiment französischer Küraſſiere drängte sie in Unordnung zurück und zwang sie, sich nach dem Dorfe Rohr zurückzuziehen. In diesem Augenblicke griff die Infanterie Morand's dieses Dorf an. Unterstützt von den Küraſſieren machte das 30. Regiment eine Attaque in der Front, während das 13. und 17. manoeuvrirten, um es zu umgehen. Als sie dies gewahrten, begaben sich die Generale Schusteck und Thierry von Neuem auf den Rückzug und nach einem erfolglosen Gewehrfeuer gingen sie von Rohr auf Rothenburg, auf einer der beiden Chausseen, die von der Donau zur Isar führen, nämlich auf der von Kehlheim nach Landshut, zurück. Jenseits Rohr, wo das Land offener und der Rückzug schwieriger wurde, that die österreichische Cavallerie ihr Möglichstes, um ihre Infanterie zu decken. An die Husaren Kienmayer hatten sich vier Schwadronen der vom zweiten Reservecorps detaschirten Dragoner Levenehr angeschlossen. Mit der glänzendsten Tapferkeit führten die einen wie die anderen ihre Chargen bei jedem Zusammentreffen mit den französischen Truppen aus. Wenn sie aber auch

einigen Vortheil über unsere Husaren hatten, so stürzten sich dagegen unsere Küraſſiere auf sie ein und säbelten sie ohne Erbarmen nieder. Alles, was man von Infanterie unterwegs fand, wurde gefangen genommen. So traf man mit Tagesschluß in Rothenburg ein, wo sich die Unordnung auf Seiten der Oesterreicher bedeutend steigerte. General Thierry, der vom Pferde gestiegen war, um seine Truppen zu sammeln, wurde von Neuem angegriffen und mit drei ganzen Bataillonen fortgerissen. Die Husaren Kienmayer und die Dragoner Levenehr bezahlten ihre Aufopferung mit einem beinahe totalen Untergange. Die Generale Schusteck und Thierry würden, nachdem sie an Todten, Verwundeten und Gefangenen ungefähr 4 bis 5000 Mann eingebüßt hatten, gänzlich zu Grunde gegangen sein, wenn nicht zu ihrem Glück der General Hiller, der in Folge der erhaltenen Befehle dem Erzherzog Ludwig näher gerückt war, eine Bewegung gemacht hätte, die ihn zur guten Stunde zu ihrer Rettung herbeiführte. Anstatt die Abens bis Siegenburg und Biburg hinabzuziehen, wo der Erzherzog Ludwig kämpfte (Vergl. Karte No. 46.), hatte der General Hiller, als er von weitem die wilde Flucht der Generale Schusteck und Thierry bemerkte, sich rechts gewendet, die Chaussee von Neustadt nach Landshut über Pfaffenhausen perpendikulär durchschnitten und bei Rothenburg Position genommen, indem er in gleicher Richtung auf der Chaussee von Kehlheim nach Landshut zu marschiren fortfuhr.

Lannes konnte mit den Truppen, die ihm zur Verfügung standen, das Corps Hiller angreifen lassen, allein er hatte einen langen Marsch ausgeführt, ohne daß noch sein rechter Flügel zu ihm gestoßen war, der aus Württembergern und Baiern bestand; er machte daher, da es schon ziemlich spät am Tage war, Halt und erwartete neue Befehle. Kaum 200 Mann hatte er verloren gegen 4 bis 5000, die er dem Feinde getödtet oder gefangen genommen. Ueberdies hatte er Geschütz, Bagage und fast alle Verwundeten aus dem Gefecht bei Tengen, die in den Dörfern, die er durchzog, zerstreut waren, zusammengelesen.

Während also Lannes auf einer der beiden Chausseen von der Donau zur Isar die österreichischen Generale Schusteck und Thierry in Unordnung vor sich hertrieb, griffen die Württemberger und Baiern mit außerordentlichem Nachdruck die Position Kirchdorf an, die von den Truppen der Generale Reuß und Bianchi unter dem Erzherzog Ludwig energisch vertheidigt wurde. (Vergl. Karte No. 46.) Das Gefecht mußte hier zweifelhafter sein, denn die österreichischen Truppen waren zahlreicher, in einer sehr starken Position und obschon sie gut angegriffen wurden, so geschah es doch nicht in dem Maße, wie es durch die Divisionen Morand und Gudin geschehen sein würde.

Die Württemberger waren auf Offenstetten marschirt und hatten sich durch ihren linken Flügel mit dem Marschall Lannes und durch ihren rechten mit den Baiern in Verbindung gesetzt. Die letzteren waren über Pruck auf Kirchdorf marschirt. Der österreichische General Bianchi hatte sich von Biburg auf Kirchdorf hingezogen, um sich an die Truppen des Fürsten von Reuß anzuschließen, während der Erzherzog Ludwig Siegenburg beschießen ließ, um die baierische Division Wrede abzuhalten, jenseits der Abens hervorzubrechen. Das Gefecht wurde sehr lebhaft um Kirchdorf, wo sich die Oesterreicher mit großer Energie vertheidigten. Mehrmals wurden die Baiern, wenn sie zu nahe kamen, durch Gewehrfeuer oder Bajonnetangriffe zurückgetrieben. Als jedoch gegen Nachmittag die Württemberger ein Dorf genommen hatten, welches die Rechte der Oesterreicher deckte, und als gleichzeitig der General Wrede auf ihrer Linken die Abens passirt hatte, wurde Erzherzog Ludwig doch gezwungen, sich auf der bei Pfaffenhausen vorüberführenden Chaussee von Neustadt nach Landshut zurückzuziehen. Die baierischen Divisionen verfolgten ihn lebhaft und machten erst sehr spät, in der Gegend von Pfaffenhausen, vor den Grenadieren d'Aspre Halt, welche den Rest des zweiten Reservecorps bildeten und den Generalen Reuß und Bianchi denselben Dienst erwiesen, welchen General Hiller so eben den Generalen Thierry und Schusteck geleistet hatte. Auf dieser Seite hatten die Oesterreicher gegen 3000 Mann an Todten oder Gefangenen, die Baiern und Württemberger ungefähr 1000 Mann verloren.

Dieser Tag, der 20., von Napoleon Schlacht bei Abensberg genannt, hatte, obschon weit weniger bestritten als der 19., den Oesterreichern doch, wenn man die in beiden Richtungen erlittenen Verluste zählt, ungefähr 7 bis 8000 Mann gekostet, was für die beiden Tage schon 13 bis 14,000 ausmachte. Allein in taktischer Beziehung hatte er eine unermeßliche Wichtigkeit und entschied über das Loos dieses ersten Theils des Feldzuges, denn er trennte den Erzherzog Karl von seinem linken Flügel und warf letztere auf die Isar zurück, während der Erzherzog selbst gegen Regensburg auf die Donau zu getrieben werden sollte. Betrachtet man den Tag unter diesem Gesichtspunkte, so verdiente er alle die Titel, die man ihm zuerkennen mochte. Napoleon, der am Abend in Rothenburg anlangte, war ganz trunken vor Freude. Er sah seinen Gegner gleich zu Anfang der Operationen auf die Isar zurückgeworfen und die Oesterreicher demoralisirt, wie die Preußen nach der Schlacht bei Jena. Noch wußte er nicht Alles klar, was das Glück ihm vorbehielt, denn er konnte aus den Antworten der befragten Gefangenen noch nicht herausfinden, wo sich die verschiedenen Erzherzöge befanden; er setzte jedoch voraus, daß der Erzherzog Karl vor ihm auf der Straße von Landshut sein könne und beschloß daher, auf Landshut selbst loszugehen, um ihn beim Uebergang über die Isar zu überfallen und ihn daselbst zu erdrücken, wenn anders der nach diesem Punkte beorderte Masséna zur rechten Zeit einträfe. Er entschied sich daher, am nächsten Tage, den 21., dorthin aufzubrechen und die Oesterreicher mit aller Macht zu bedrängen. Nach dem, was er im Laufe des Tages gesehen, mußte er schließen, daß Alles nach der

Isar flüchte und daß der Marschall Davout, auf den es jetzt hauptsächlich ankam, nur vorwärts zu gehen brauche, um die Trümmer aufzuraffen. In diesem Glauben befahl er ihm, die wenigen Truppen, die er noch vor Tengen aufgestellt vermuthete, zurückzuwerfen, so daß er der Bewegung der ganzen französischen Linie folgen könne, vorbehaltlich jedoch, sich schließlich auf Regensburg zurückwenden zu können, um Bellegarde zu Boden zu werfen, wenn man mit dem Erzherzog Karl fertig geworden sein würde. Er vermuthete gar nicht, daß diese wenigen Truppen, die vor Tengen zu stehen schienen, die Hauptmasse der österreichischen Streitkräfte mit dem Erzherzog Karl selbst waren.

Dieser hatte in der That am 20. den ganzen Tag hindurch auf eine Erneuerung des Gefechts von Tengen und den Anschluß des Erzherzogs Ludwig gewartet. Als sich jedoch das Gefecht nicht erneuerte, der Erzherzog nicht eintraf und dagegen auf beiden Chausseen, die von der Donau nach der Isar führen, viel Franzosen sich zeigten, fing er an um seine Linke besorgt zu werden und nahm eine vorläufige Position ein, um sie heranzuziehen zu versuchen, wenn ihr anders kein Unglück begegnet sei. Er wollte sich daher auf den waldigen Höhen festsetzen, welche die große und die kleine Laber vom Donauthale scheiden, mitten über der Straße, welche von Landshut über Eckmühl nach Regensburg führt. (Vergl. Karte No. 46 u. 47.) Die ganze Kürassierreserve erhielt Befehl, sich auf den Abhängen dieser Anhöhen, beim Eingang in die Ebene von Regensburg, aufzustellen, während die Grenadiere den Gipfel, die Corps Hohenzollern und Rosenberg aber den Abhang nach der Seite der Laber, rechts und und links von Eckmühl, behaupten sollten. In dieser Stellung konnte sich der Erzherzog an Regensburg anlehnen, mit der Front gegen Landshut und stets bereit, die Operationslinie zu wechseln, wenn seine Linke definitiv von ihm getrennt war, und sich durch das Corps Bellegarde zu verstärken, wenn er des Hillerschen Corps beraubt würde. Als der Generallieutenant Hiller, der außer seinem eigenen Corps, auf Grund der Anciennetät, auch das des Erzherzogs Ludwig commandirte, sich mit aller Macht auf die Chausseen von Neustadt und Kehlheim, die nach Landshut führen, gedrängt sah, glaubte er diesen Punkt nicht früh genug erreichen zu können, denn er verzweifelte mit Recht daran, sich an den Erzherzog Karl anzuschließen und befürchtete, daß Landshut selbst, wo man das ganze Armeematerial nebst einer ungeheuern Menge Verwundeter eingebracht hatte, genommen werden möchte. Er befahl daher den beiden Colonnen, welche diesen beiden Chausseen folgten, sich während der Nacht dorthin zu begeben, so daß sie früh bei guter Stunde daselbst eintreffen konnten.

Auf diesen beiden Wegen strömten in der Nacht vom 20. zum 21. die Oesterreicher auf Landshut zu. Die Franzosen ihrerseits stürzten fast ebenso früh wie die Oesterreicher zwei Bergströmen gleich dorthin.

Napoleon hatte seine Kleider nicht gewechselt und nur wenige Stunden auf einem Stuhle geschlafen; mit Tagesanbruch, am 21., stieg er zu Pferde, um die Verfolgung auf der Straße von Landshut selbst zu leiten. Obwohl ihm die Anwesenheit des Erzherzogs Karl bei Eckmühl noch immer unbekannt war, hatte er doch neue Betrachtungen in dieser Hinsicht angestellt und in Folge davon die Division Demont, die Kürassiere Nansouty und die baierischen Divisionen des Generals Deroy und des Kronprinzen auf seiner Linken nach der großen Laber abgeschickt, weil er in einer so unsichern Lage den Marschall Davout nicht auf 24,000 Mann beschränkt wissen wollte. Mit den 25,000 des Marschalls Lannes setzte er die Verfolgung des Corps Hiller und des Erzherzogs Ludwig auf der Straße von Rothenburg nach Landshut fort, während der baierische General Wrede sie auf der Straße von Pfaffenhausen drängte. Er zählte auf die Ankunft Masséna's zu Landshut mit wenigstens 30,000 Mann.

Mit der Infanterie Morand, den Kürassieren Saint-Sulpice und der leichten Cavallerie brach er früh bei guter Zeit gegen Landshut auf. Auf jedem Schritte raffte man Flüchtige, Verwundete, Kanonen und schwere Bagage zusammen. Als man am Ausgange eines Gehölzes zu Altdorf anlangte, von wo man die grünende Ebene der Isar und die Stadt Landshut beherrschte, gewahrte man eine unsägliche Verwirrung. Die österreichische Cavallerie drängte sich mit ihrer Infanterie gegen die Brücken, denn beide strömten auf den zwei Chausseen herbei, auf welchen die Corps von Hiller und dem Erzherzog Ludwig einherzogen. Das Gedränge ward noch durch das Artilleriematerial und namentlich durch einen ausgezeichneten Train von Pontons, die auf Wagen fortgeschafft wurden, um die Donau und selbst den Rhein zu passiren, wenn der Himmel diese Schilderhebung gegen Frankreich begünstigt hätte. Bessières, der wie Lannes und der Kaiser selbst, unversehens eintraf und kaum einen oder zwei Adjutanten bei sich hatte, führte die Kürassiere Saint-Sulpice, die Jäger Jacquinot und das 13. leichte Regiment von der Division Morand. Als er das Schauspiel vor seinen Augen gewahrte, ließ er von seinen Jägern eine Charge gegen die österreichische Cavallerie machen. Diese vertheidigte sich mit Tapferkeit, trotz der Unordnung, des Gedränges und des morastigen, schlüpfrigen Terrains. Allein die französischen Kürassiere griffen sie hierauf in Masse an und nöthigten sie zum Rückzuge. Nun beeilten sich die österreichischen Generale, sie die Brücken passiren zu lassen, vor denen sie uns ihre Infanterie entgegenstellten, um ihrer Bagage Zeit zum Abzug zu lassen. Sie stellten daher die Grenadiere von d'Aspre in Landshut selbst und namentlich in den hochgelegenen Theilen der Stadt auf. Bald traf aber die Division Morand vollständig ein. Das 13. leichte und das 17. Linienregiment griffen die österreichische Infanterie an, während die französische Cavallerie neue Chargen machte. Diesen wiederholten Angriffen

konnte sie nicht widerstehen und wurde gezwungen, sich in eiliger Hast nach den Brücken von Landshut zurückzuziehen, um noch bei Zeiten dieselben passiren zu können. Sie ging in der That über die Brücken und ließ in den Wiesen viele Gefangene, eine beträchtliche Menge Artilleriewagen und den ebengenannten Pontontrain zurück. Das 13. und ein Bataillon vom 17. Regiment warfen sich in die Vorstadt Seligenthal und nahmen sie unter dem lebhaftesten Gewehrfeuer. Man mußte noch die große über den Hauptarm der Isar geschlagene Brücke überschreiten. Sie war von den Oesterreichern in Brand gesteckt worden. General Mouton, Adjutant des Kaisers, stellte sich an die Spitze der Grenadiere des 17. Regiments, feuerte sie mit Wort und Geberden an, führte sie, den Degen in der Hand, auf die in Flammen stehende Brücke, ging unter einem Hagel von Flintenkugeln über dieselbe und erstieg mit seinen Grenadieren die steilen Straßen von Landshut, die sich auf dem andern Ufer der Isar erheben. In diesem Augenblicke kam Masséna mit den Divisionen Molitor und Boudet, einer der beiden Divisionen Oudinot und der leichten Cavallerie des Generals Marulaz an, zu spät, um den Rückzug der Oesterreicher zu verhindern, aber noch zeitig genug, um ihn zu beschleunigen. Beim Anblick dieser erdrückenden Masse von Streitkräften räumen die Oesterreicher Landshut und überlassen uns außer einem unermeßlichen Material, 6 bis 7000 Gefangene und einige Todte und Verwundete. Ihre Operationslinie war ihnen also entrissen und sie hatten mit ihr Alles verloren, was man an militairischen Schätzen verliert, wenn man sich die Hauptstraße nehmen läßt, auf welcher man gegen den Feind gezogen ist.

Während Napoleon diese siegreiche Verfolgung mit seinem durch einen Theil der Streitkräfte Masséna's verstärkten Centrum ausführte, ertönte Kanonendonner zu seiner Linken, von der Seite des Marschalls Davout her, dem er befohlen hatte, Alles, was ihm in den Weg käme, zurückzuwerfen und der noch einmal den Massen des Erzherzogs Karl begegnet war. Der Donner der Geschütze dröhnte weit hin, obwohl man sich acht bis neun Meilen von Landshut befand, und hatte für den Kaiser insoweit etwas Beunruhigendes, als er in der festen Ueberzeugung, die Hauptmasse der österreichischen Armee zu verfolgen, nicht darüber gewiß war, ob er nicht einen zu starken Theil derselben dem Marschall Davout zu bekämpfen überlassen habe. Hätte dieser es auch nur mit der böhmischen Armee zu thun gehabt, so war dies schon viel für die beiden Divisionen, die ihm zur Verfügung standen. Es erging ihm, wie folgt:

Nachdem er am Abend zuvor, wie wir gesehen, den Befehl erhalten hatte, die schwachen Truppen, die man nach der Schlacht bei Abensberg an der Laber aufgestellt vermuthete, zurückzutreiben, hatte er sich am frühen Morgen, im nämlichen Augenblicke, wo Napoleon nach Landshut aufbrach, in Bewegung gesetzt. Die beiden Divisionen Saint-Hilaire und Friant hatten, nachdem sie am 20. vom Gefecht des 19. ein wenig ausgeruht, am 21. früh 5 Uhr Tengen verlassen und waren den Corps Hohenzollern und Rosenberg nachgefolgt, welche die Positionen einnehmen sollten, die ihnen der Erzherzog Karl auf dem Abhange der Höhen, zwischen dem Thale der großen Laber und der regensburger Ebene, angewiesen hatte. Als die Avantgarde unserer beiden Divisionen aus dem Thale von Tengen in das Thal der großen Laber vorrückte, traf sie auf einem waldigen Plateau zwischen Schneidart und Päring auf die österreichische Arrieregarde. (Vergl. Karte No. 47.) Die Tirailleurs des 10. Regiments rückten vor, um die des Feindes zurückzutreiben, während unsere Husaren eine Charge auf seine leiche Cavallerie machten. Man zwang die Oesterreicher zum Rückzug und bald überschüttete sie eine bespannte im Galopp herbeigeführte Batterie mit Kartätschen und nöthigte sie, in aller Eile zurückzuweichen. Die Corps Rosenberg und Hohenzollern glaubten es mit einer beträchtlichen Abtheilung der französischen Armee zu thun zu haben und sich sofort zurückziehen zu müssen, um nicht Zeit und Mittel zur Besetzung der Posten zu verlieren, die man ihnen auf der Chaussee von Landshut nach Regensburg, rechts und links von Eckmühl, bezeichnet hatte. Unsere beiden Divisionen rückten also vorwärts, die von Saint-Hilaire rechts, den Ufern der großen Laber zur Seite, die von Friant links, dem Fuße der bewaldeten Höhen entlang, die eine der Seiten des Thales bilden. Während die Division Friant längs dieser mit den Tirailleurs von Rosenberg besetzten Höhen hinzog, hatte sie größere Mühe, als die Division Saint-Hilaire, die durch das offene Thal der großen Laber vorrückte. General Friant wollte sich von diesen Tirailleurs frei machen und ließ eine beträchtliche Menge Voltigeurs aus den Regimentern vorgehen, welche unter Anführung des braven Geniehauptmanns Henratz die Oesterreicher vertrieben und die Waldungen ausräumten, die unsere Linke bedrohten. So setzte man den Marsch fort, Friant längs der Höhen, Saint-Hilaire längs des Flußufers. Beim Vorrücken kam man in zwei Dörfer, nach Päring am Fuße der Felsen und nach Schierling am Ufer des Wassers. Beide mußten genommen werden. Während unsere Tirailleurs in das Gehölz eindrangen, warf der General Friant das 48. Regiment auf das Dorf Päring. Im Augenblick, wo er seine Befehle mit gewohnter Entschlossenheit und Geschicklichkeit austheilte und sich der Marschall Davout an seiner Seite befand, stürzte sein Pferd durch eine Kanonenkugel. Sofort bestieg er ein anderes, ließ unter seinen Augen das Dorf Päring mit dem Bajonnet nehmen und machte dabei 400 Gefangene. Zu derselben Zeit leitete der General Saint-Hilaire einen ähnlichen Angriff auf das Dorf Schierling, ließ es mit gleichem Nachdruck nehmen und machte ebenfalls einige Hundert Gefangene. Man bemerkte jetzt die Baiern, die Division Demont und die Küraſſiere Nansouty, die in Folge der sehr umsichtigen Befehle Napoleon's auf der Seite von Landshut her eintrafen. Man stellte daher schleunigst die Brücken über die große Laber wieder her, um die Verbindung mit diesen nützlichen Verstärkungen zu erhalten.

Es war Mittag und dieselbe Stunde, in welcher Napoleon in Landshut einzog.

Während Friant und Saint-Hilaire in dieser Weise vorrückten, hatten die Corps Rosenberg und Hohenzollern auf den Höhen, welche die große Laber einfassen, Position genommen und zwar auf dem Punkte, wo die Querstraße von Landshut nach Regensburg diese Höhen durchschneidet. Diese Chaussee, die hier vor dem Schlosse von Eckmühl über die große Laber geht, steigt mitten durch das Gehölz in kleineren Erhöhungen empor und führt dann über Egglofsheim in die Ebene von Regensburg hinaus. (Vergl. Karte No. 46 u. 47.) Links von der Chaussee, oberhalb Eckmühl, waren zwei Dörfer Ober- und Unterleuchling, die sich an einander anlehnen und eine kleine Thalschlucht beherrschen, die nach der großen Laber ausläuft. Das Corps Rosenberg hatte sich in diesen beiden Dörfern festgesetzt. Das Corps Hohenzollern mit seiner Avantgarde jenseits der großen Laber nach Landshut zu, hatte sich auf der Chaussee selbst, längs den Erhöhungen, die sich oberhalb Eckmühl erheben, zusammengedrängt. Man konnte es sehr deutlich in dieser starken Stellung sehen, durch welche es die Straße sperrte, mit deren Vertheidigung es beauftragt war.

Marschall Davout kam heran und entfaltete sich Angesichts der Oesterreicher in Kanonenschußweite, während er links, vor den Dörfern Ober- und Unterleuchling, Friant, rechts aber Saint-Hilaire und die Baiern in den niedrigen Terrains hatte, welche die große Laber bespült. Als man sich noch in dieser Stellung entfaltete, rückte eine Colonne Ungarn vor, als wollte sie einen Ausfall gegen uns machen. Marschall Davout stand an der Spitze seiner Avantgarde und hatte eine bespannte Batterie zur Hand. Diese ließ er auf der Stelle und so rechtzeitig abfeuern, daß die österreichische Colonne unter einem Regen von Kartätschen in Verwirrung gerieth und sich in Unordnung in die Stellung zurückzog, aus welcher sie hatte hervorbrechen wollen.

Man setzte sich nun den Oesterreichern gegenüber in kleiner Kanonenschußweite fest und begann eine furchtbare Kanonade mit ihnen zu wechseln. Diese Kanonade dauerte mehrere Stunden ohne Erfolg, denn die Oesterreicher hatten keinen andern Auftrag, als die Zugänge zur regensburger Ebene zu decken und waren nicht die Leute, die Offensive zu ergreifen; Davout andererseits fürchtete, bedeutende Streitkräfte, vielleicht den Erzherzog selbst an der Spitze der Hauptarmee vor sich zu haben und wollte sich nicht ohne die bestimmten Befehle des Kaisers und ohne hinreichende Mittel in eine entscheidende Schlacht einlassen. Er begnügte sich daher, seine Stellung zu ordnen und sie sicher für die Nacht, wie geeignet für den Angriff am nächsten Tage zu machen, wenn, wie er annahm, Napoleon mit Mitteln, die der zu bewältigenden Schwierigkeit angemessen wären, die Offensive anbefehlen würde. Mit Eintritt der Nacht stellte er das nutzlose Feuern ein; die Oesterreicher folgten seinem Beispiele und überließen sich einer Ruhe, deren sie nöthig bedurften. General Friant postirte sich Oberleuchling gegenüber und lehnte seine Linke an die waldigen Höhen, die uns von der regensburger Ebene trennten. General Saint-Hilaire stützte sich auf seiner Linken nur leicht und nahm seine Stellung vor Unterleuchling, wo er von den Oesterreichern nur durch die kleine Schlucht geschieden wurde, die von der großen Laber ausläuft. Die Baiern und die Cavallerie dehnten sich in der Ebene am Flußufer aus. Dieser Tag war zwar nur mit Arrieregardengefechten, Wegnahme verschiedener Positionen und einer langen Kanonade angefüllt, aber er hatte doch der Division Friant 1100 Mann, der Division Saint-Hilaire 300, zusammen 1400 und den Oesterreichern mindestens 3000 Mann gekostet. Rechnet man noch für die Einnahme von Landshut 3000 Mann auf unserer und ungefähr 7000 Mann auf Seite der Oesterreicher, so machte dies für diesen 21. April 1700 für uns und 10,000 für die Oesterreicher an Todten, Verwundeten oder Gefangenen aus. Diese Reihe von Unfällen entmuthigte die Mannschaften und veranlaßte sie zum Auseinanderlaufen, was auf Seiten des Feindes ziemlich zahlreich war.

Am Ende des Tages sandte Davout sofort den General Piré zum Kaiser, um ihm genaue Auskunft über das Vorgefallene zu geben und ihm zu melden, was man von der Position und Stärke der Oesterreicher in diesem Labyrinthe von Wäldern und Flüssen zwischen Landshut und Regensburg wahrnehmen konnte. Der Kaiser, den die auf seiner Linken nach Eckmühl zu vernommene Kanonade mit Besorgniß erfüllte, hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, um erst die Berichte entgegenzunehmen, die ihm von allen Seiten zugehen mußten. Mit seinem wunderbaren Scharfblick erkannte er bereits zum Theil den Stand der Dinge und war schon nicht mehr in Zweifel, welche Position der Feind eingenommen habe. Masséna, der von Augsburg über Pfaffenhofen nach Landshut kam, war in der That nur auf ein Corps von einigen tausend Plänklern gestoßen, die er vor sich hergetrieben und in Unordnung über die Isar geworfen hatte. Die Massen des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller, die man mitten durch Landshut verfolgt, verriethen weder durch ihre Anzahl noch durch ein anderes Merkzeichen die Anwesenheit der Hauptarmee. Das letzte Gefecht des Marschalls Davout, wovon die Nachricht in der Nacht eintraf, klärte ihn vollends über die feindliche Stellung auf. Napoleon sah jetzt deutlich, daß er auf seiner Linken, längs der Straße von Landshut über Eckmühl nach Regensburg, entweder den Erzherzog Karl selbst mit der Hauptmasse seiner Streitkräfte oder zum allerwenigsten die böhmische Armee hatte, die über die regensburger Brücke vom linken auf das rechte Donauufer übergesetzt war. Im ersteren Falle mußte er sich mit allen seinen Streitkräften auf Eckmühl werfen, im zweiten Falle den Marschall Davout beträchtlich verstärken. Starke Geister legen die ganze Entschiedenheit ihres Denkens in ihre Entschlüsse. Auf die Nachricht von dem Gefecht bei Leuchling ließ Napoleon um 2 Uhr Nachts die Küraſſiere

Saint-Sulpice und die Württemberger unter General Vandamme, die beide ein wenig hinter Landshut standen und folglich einen kürzeren Weg nach Eckmühl zurückzulegen hatten, vorrücken. Sofort schickte er den General Piré wieder zum Marschall Davout mit der Ankündigung dieser Verstärkung und mit dem Versprechen einer noch weit beträchtlicheren, sobald er über die Lage der Dinge definitiv aufgeklärt sein würde, zurück.

Die Anzeigen, die für jeden Andern, als ihn nur Verwirrung herbeigeführt hätten, vervielfachten sich wirklich von Augenblick zu Augenblick und bestärkten ihn immer mehr in seiner Ueberzeugung ([48]). Unter andern empfing er eine, welche seine letzten Zweifel zerstreute, nämlich die Einnahme von Regensburg durch die österreichische Armee. Man erinnert sich, daß Marschall Davout von Napoleon die Weisung erhalten hatte, ein Regiment zur Bewachung der Stadt in Regensburg zurückzulassen, was sonst ein Fehler gewesen wäre, da ein Regiment hierzu nicht ausreichte, wäre es anderntheils nicht dringend nöthig gewesen, mit der größten Truppenmasse, die nur aufzutreiben war, nach Abensberg zu marschiren. Marschall Davout hatte also das 65., ein vortreffliches vom Obristen Coutard commandirtes Regiment mit dem Befehle zurückgelassen, die Thore und Straßen der Stadt zu barrikadiren, denn Regensburg hatte statt aller Befestigung nur eine einfache Ringmauer, und sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Obrist Coutard hatte am 19. mit der Armee von Böhmen zu thun gehabt und ihr durch wohlerhaltenes Gewehrfeuer einen so nachdrücklichen Widerstand geleistet, daß er dem Feinde mehr als 800 Mann getödtet hatte. Am nächsten Morgen jedoch, den 20., hatte er auf dem rechten Ufer die von Landshut kommende Armee des Erzherzogs Karl anrücken sehen und sich ohne Patronen befunden, da er alle die seinigen im Gefecht am vergangenen Tage verschossen hatte. Hiervon in Kenntniß gesetzt, hatte ihm der Marschall Davout auf der Straße von Abach zwei durch seinen tapfern Adjutanten Trobriant geführte Munitionswagen zugeschickt, die jedoch weggenommen wurden, ohne daß auch nur ein einziges Packet Patronen nach Regensburg hatte gelangen können. Zwischen zwei Armeen gedrängt, war Coutard, der keinen Schuß mehr hatte und sich von der Höhe der Mauern oder der barrikadirten Straßen herab nicht mit dem Bajonnet vertheidigen konnte, gezwungen gewesen sich zu ergeben. Der Erzherzog Karl war also Herr von Regensburg, von beiden Donauufern und von dem Anschlußpunkte mit den böhmischen Truppen, was ihn theilweise dafür entschädigte, vom Erzherzog Ludwig und vom General Hiller getrennt worden zu sein, obschon es ihm weder Ersatz für die innerhalb der drei Tage bereits verlorenen 24,000 Mann, noch für seine entrissene Operationslinie, noch vorzüglich dafür darbot, daß das moralische Uebergewicht für ihn gänzlich verschwunden und vollständig zu den Reihen seiner Gegner übergegangen war. So wie Napoleon das Mißgeschick des 65. Regiments erfahren, wurde er sogleich von dem Verlangen nach Rache erfaßt und überzeugt, daß sich der Erzherzog Karl zu seiner Linken, zwischen Landshut und Regensburg, befand, weil das 65. Regiment zwischen zwei Armeen gefangen worden war; daß ferner der Marschall Davout den größten Theil der österreichischen Streitkräfte bei Eckmühl vor sich habe und daß er sich endlich augenblicklich mit Allem, was disponibel war, nach der Linken wenden müsse, um den Marschall Davout zu unterstützen und den Erzherzog Karl zu Boden zu schmettern. Wie wir gesehen, hatte Napoleon in der Nacht den General Saint-Sulpice mit vier Kürassierregimentern und den General Vandamme mit den Württembergern abgesendet. Unmittelbar darauf ließ er den Marschall Lannes mit den sechs Küraſſierregimentern des Generals Nansouty und mit den beiden schönen Divisionen der Generale Morand und Gudin abgehen und befahl ihnen, die ganze Nacht durch zu marschiren, um gegen Mittag in Eckmühl eintreffen und dort noch eine Stunde Ruhe vor dem Beginnen des Kampfes genießen zu können. Napoleon that nichts halb und weil er die Wahrheit nie halb erfaßte, so wollte er noch mehr thun und mit dem Marschall Masséna und den drei Divisionen, die dieser commandirte, in Person abgehen. Dazu nahm er noch die prächtige Küraſſierdivision des Generals Espagne. Der Marschall Davout zählte mit den durch die Gefechte am 19. und 21. stark gelichteten Divisionen Friant und Saint-Hilaire, mit den Baiern und der Division Demont, 32 bis 34,000 Mann. Die Generale Vandamme und Saint-Sulpice führten ihm 13 bis 14,000 Mann zu. Der Marschall Lannes mit den Divisionen Morand und Gudin und mit den Küraſſieren Nansouty brachte 25,000 Mann mit, was eine Gesammtmasse von 72,000 Mann bildete. Napoleon mit dem Marschall Masséna und den Küraſſieren Espagne sollte die Summe der vor Eckmühl Kämpfenden auf 90,000 Mann bringen. Dies war mehr als nöthig, um den Erzherzog Karl zu erdrücken, mochte er sich auch bereits mit der böhmischen Armee vereinigt haben. Napoleon ließ dem Marschall Davout sagen, daß er mit seinen gesammten Streitkräften Mittags zwischen 12 und 1 Uhr eintreffen, daß er seine Anwesenheit durch mehrere Artilleriesalven ankündigen und daß es dann nöthig sein würde, auf dieses Zeichen sofort anzugreifen.

Bevor er aber in Person abging, traf Napoleon noch einige Anordnungen. Dem Marschall Bessières, der die beiden Corps Hiller und Erzherzog Ludwig jenseits der Isar verfolgen sollte, gab er außer der leichten Cavallerie Marulaz und einem Theile der deutschen Cavallerie noch die baierische Division Wrede und die schöne französische Division Molitor. Hierauf beschränkte er aber seine Vorkehrungen nicht. Die Division Boudet, eine von den vier Masséna's, die Division Tharreau und die zweite Oudinot's waren noch disponibel. Napoleon stellte sie staffelförmig zwischen der Donau und Isar, von Neustadt bis Landshut auf, um Alles zu überwachen, was zwischen den beiden Flüssen eintreten könnte und sich nach Neustadt an die Donau zu begeben, falls ein

Theil der böhmischen Armee versuchen sollte, unsere Operationslinie zu bedrohen, oder nach Landshut an die Isar abzugehen, falls der Erzherzog Ludwig und der General Hiller, die vom Generalissimus getrennt waren, ihr Mißgeschick etwa durch eine offensive Wiedervergeltung gegen den Marschall Bessières ausgleichen wollten.

Nachdem diese Befehle ausgefertigt waren, ritt Napoleon, von Masséna begleitet, in Galopp davon, um sich nach Eckmühl, einem der Schlachtfelder zu begeben, die sein Genie unsterblich gemacht hat. Er reiste mit Tagesanbruch, den 22., ab. Seit dem 19. hatte man unaufhörlich gekämpft. Man stand in Begriff es auch an diesem denkwürdigen Tage zu thun, aber diesmal mit mehr Nachdruck und in größerer Anzahl, als an den vorhergehenden Tagen.

In der That rüstete man sich von beiden Seiten zu einem entscheidenden Treffen. Der Erzherzog Karl konnte nicht mehr hoffen, seinen über die Isar zurückgeworfenen linken Flügel wieder an sich zu ziehen. Nur noch einen Wunsch konnte er hegen, sich mit der böhmischen Armee zu vereinigen, was seit der Einnahme von Regensburg leicht wurde. Er wollte jedoch seinerseits auch etwas versuchen, was im Fall des Gelingens das Glück wieder hergestellt und dem Kaiser Napoleon durch Aufhebung seiner Operationslinie vergolten haben würde, was er den Oesterreichern gethan. Er faßte deshalb den eigenthümlichen Plan, einen Angriff in drei Colonnen auf Abach in derselben Richtung zu versuchen, welche der Marschall Davout befolgt hatte, als er von Regensburg nach Abensberg hinabging. (Vergl. Karte No. 46.) Da er jetzt den Rücken gegen Regensburg und das Gesicht gegen Landshut gewendet hatte, so brauchte er nur mit seiner Rechten eine Bewegung auf Abach zu machen, um diesen Plan auszuführen, der ihn auf die Communicationslinie der Franzosen stellte; und da übrigens bei Abach nur die Avantgarde des Generals Montbrun stand, welche, nach dem Gefecht bei Dinzling am 19. gegen das Corps Rosenberg, nicht aufgehört hatte, mit den leichten österreichischen Truppen zu scharmutziren, so wäre es möglich gewesen, sie zu durchbrechen und in unserem Rücken vorzugehen. Der Erzherzog jedoch, der immer zögerte, theils aus Furcht vor dem, was aus jedem kühnen Wagniß vor einem Gegner wie Napoleon entstehen konnte, theils aus Besorgniß, eine Armee zu gefährden, auf welcher die Rettung der Monarchie beruhte, der Erzherzog tappte bei Ausführung dieses neuen Unternehmens so unsicher umher, daß es unmöglich gelingen konnte. Um zunächst dem von der böhmischen Armee detaschirten General Kollowrath Zeit zu geben, über die Donau zu gehen, bestimmte er, den Angriff erst zwischen 12 und 1 Uhr Mittags stattfinden zu lassen, in demselben Augenblicke, den Napoleon gewählt hatte, um die Straße von Eckmühl zu forciren. Er vertheilte seine Truppen in drei Colonnen. Die erste, Kollowrath's Corps, mit einem Theil der Brigade Vecsay als Avantgarde, sollte von Burg-Weinting auf Abach marschiren. (Vergl. Karte No. 46.) Sie zählte 24,000 Mann. Die zweite, die Division Lindenau und der Rest der Brigade Vecsay, sollte unter dem Befehl des Fürsten Johann von Liechtenstein über Weilhöhe auf Peising rücken. Sie war 12,000 Mann stark und hatte den Erzherzog-Generalissimus an ihrer Spitze. Die dritte endlich, ziemlich 40,000 Mann stark, bestand aus dem Corps Rosenberg, das in den Dörfern Ober- und Unterleuchling dem Marschall Davout gegenüber stand, dem Corps Hohenzollern, das die Chaussee von Eckmühl versperrte, den Reservegrenadieren und den Kürassieren, die den Eingang in die regensburger Ebene bei Egglofsheim bewachten, und sollte unbeweglich stehen bleiben, dabei aber die Straße von Landshut nach Regensburg gegen die Franzosen vertheidigen, während die beiden ersten Colonnen gegen Abach manoeuvriren würden. Der Erzherzog rüstete sich also, mit seinem rechten, 36,000 Mann starken Flügel die Offensive zu ergreifen, während sein linker 40,000 Mann zählender Flügel mitten am Abhange der Höhen, welche die große Laber vom Donauthale scheiden, sich auf die Defensive beschränken sollte. Napoleon dagegen, der dem Marschall zu Hülfe eilte, stand im Begriff, sich auf jenen linken Flügel mit allen seinen Streitkräften zu stürzen; die beiden Feldherren agirten also einer gegen die Communicationen des andern, der erste jedoch mit schwankendem Zögern, der zweite mit unwiderstehlichem Nachdruck. Diese Linke des Erzherzogs, die uns die Streße von Regensburg in der Gegend von Eckmühl streitig machen sollte, war in folgender Weise aufgestellt. Das Corps Rosenberg war auf den Abhang der Höhen postirt, die an die Laber stoßen, hinter den Dörfern Ober- und Unterleuchling, und flankirte die Chaussee von Regensburg. Ein wenig entfernter und tiefer befand sich das Corps Hohenzollern, das die Ufer der großen Laber, das Schloß Eckmühl, und die Erhöhungen besetzt hielt, welche die Chaussee von Regensburg oberhalb dieses Schlosses bildet. Auf der andern Seite der Höhen, mitten hinab in die regensburger Ebene, vor und hinter Egglofsheim hielt die ganze Masse Kürassiere und Grenadiere. Der Kampf sollte demnach im Angesichte der beiden Dörfer Ober- und Unterleuchling, ferner auf der Chaussee von Eckmühl und endlich in der Ebene von Regensburg von Statten gehen.

Bis acht Uhr Morgens deckte ein dichter Nebel dieses Schlachtfeld, das einen düstern Anblick darbot und auf welches bald das Blut so vieler Tausende strömen sollte. So wie der Nebel schwand, rüstete man sich auf beiden Seiten, hier zum Angriff, dort zur Vertheidigung. Marschall Davout stellte zu seiner Linken die Division Friant, um sie auf die bewaldeten Gipfel, an die sich die Dörfer Ober- und Unterleuchling anlehnen, zu dirigiren, zu seiner Rechten die Division Saint-Hilaire, um in der Front die beiden Dörfer anzugreifen, welche die Oesterreicher stark besetzt hielten. Weiter rechts und tiefer herab, am Ufer der großen Laber, hatte er die baierische und württembergische Cavallerie aufgestellt und hinter sich im Rücken die Divisionen französischer Kürassiere, die bereits eingetroffen waren. Die Oesterreicher

dagegen postirten sich so gut als möglich auf den Höhen, die sie zu vertheidigen hatten. Der Fürst von Rosenberg hatte Unterleuchling, das am meisten bedrohte von den beiden Dörfen, barrikadiren lassen und einen Theil seiner Streitkräfte in das Innere dieser beiden Dörfer und den Rest oberhalb auf ein waldiges Plateau, das sie beherrscht, aufgestellt. Um sich mit der Chaussee von Eckmühl in Verbindung zu setzen, die hinter ihm vorbei ging, hatte er auf einem Abhange das Regiment Czartoryski mit vieler Artillerie so ausgebreitet, daß diese mit ihren Kanonenkugeln das ganze Thal bestreichen konnte, durch welches die Franzosen hervorkommen mußten. Die Brigade Biber vom Corps Hohenzollern stand in schwerer Masse längs der Chaussee oberhalb Eckmühl, während Wukassowich mit mehreren Detaschements das andere Ufer der großen Laber besetzt hielt und die aus Landshut heranziehenden Franzosen erwartete. Vor Mittag dröhnte kein Flinten- oder Kanonenschuß durch die Lüfte. Man unterschied nur zahlreiche Bewegungen von Mannschaften und Pferden und auf den mit Wald bedeckten Anhöhen, und mitten durch jene feuchten und grünenden Wiesen sah man in langen weißen Linien die Massen der österreichischen Armee sich bezeichnen.

Gegen Mittag erschienen in der Gegend von Landshut dichte Truppencolonnen: es waren die Divisionen Morand und Gudin, denen die Württemberger vorangingen und die Marschälle Lannes und Masséna wie Napoleon selbst im Galopp nachfolgten. Die von Landshut kommenden französischen Truppen rückten über Buchhausen auf einer Kette von Höhen vor, welche Eckmühl gegenüberliegt und den entgegengesetzten Abhang des Thales der großen Laber bildet. (S. Karte No. 47.). Ohne daß man das verabredete Zeichen zu geben brauchte, verkündigte schon der Zusammenstoß der Avantgarden den Beginn des Kampfes. Die aus Buchhausen vorrückenden Württemberger wurden mit Kartätschen aus einer Batterie Wukassowich's und mit Angriffen seiner leichten Cavallerie empfangen. Anfangs zurückgetrieben, aber bald wieder durch den tapfern Vandamme vorwärts geführt und von den Divisionen Morand und Gudin unterstützt, nahmen sie Lintach ein, besetzten die große Laber vor Eckmühl und setzten sich durch ihre Linke mit der Division Demont und den Baiern in Verbindung. Auf ihrer Rechten breiteten sich die Vorposten der Division Gudin bereits zwischen Deckenbach und Zaitzkofen, Eckmühl und Roking gegenüber, aus.

Beim ersten von der Avantgarde abgefeuerten Kanonenschuß setzte der unerschrockene Davout seine beiden Divisionen in Bewegung. Die französische Artillerie spie zunächst einen heftigen Kugelhagel über die ganze Fronte der Oesterreicher und zwang sie, sich in die Dörfer Ober- und Unterleuchling einzuschließen. Die Divisionen Friant und Saint-Hilaire rückten jetzt in Ordnung vor, die erste links gegen das Gehölz, an das sich der rechte Flügel vom Corps Rosenberg stützte, die zweite rechts auf die in Flintenschußweite gelegenen Dörfer Ober- und Unterleuchling. Eins der mörderischsten Musketenfeuer krachte der Division Saint-Hilaire während ihrer Bewegung gegen die beiden Dörfer entgegen, erschütterte jedoch diese alte Truppe nicht, die von dem tapfern Saint-Hilaire geführt wurde, den man in der Armee nur den „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel" nannte. Das tiefer in der Thalschlucht gelegene Dorf Oberleuchling, das minder schwer zugänglich war, wurde zuerst genommen. Unterleuchling, das mehr nach Außen gelegen sich steiler erhebt und im Innern barrikadirt war, wurde von den Oesterreichern energisch vertheidigt. Das mit dem Angriff beauftragte 10. Regiment, das dem doppelten Feuer aus dem Dorfe und dem oberhalb gelegenen Holze ausgesetzt war, verlor in einem Augenblicke 500 Todte und Verwundete. Es ließ sich jedoch nicht irre machen, drang in das barrikadirte Dorf ein, tödtete Alles, was Widerstand leistete, mit dem Bajonnet und machte einige Hundert Gefangene. Die Regimenter Bellegarde und Reuß-Greiz, die uns die beiden Dörfer streitig gemacht hatten, zogen sich jetzt dahinter auf das waldige Plateau zurück und vertheidigten sich dort mit neuer Kraft. Inzwischen hatte die Division Friant zur Linken das Gehölz angegriffen, an welches sich die beiden Dörfer anlehnten, und dort die Regimenter Chasteler, Erzherzog Ludwig und Koburg, die den rechten Flügel des Fürsten von Rosenberg bildeten, zurückgeworfen. Nach einem überaus mörderischen Tirailleurfeuer stürzten sich das 48. und 111. Regiment, die der General Barbanègre führte, mit gefälltem Bajonnet in alle Lichtungen des Waldes, die von den Oesterreichern besetzt waren. Letztere wurden geworfen. Das Corps von Rosenberg war so von der einen Seite gegen die Waldungen, welche die Höhenkette krönten, von der andern Seite über die beiden Dörfer auf das waldige Plateau, das sie beherrschte, geworfen und wurde gegen den Einschnitt hingedrängt, durch welchen die Chaussee von Eckmühl führte. Auf diesem Punkte suchte es sich endlich zu halten. In diesem Augenblicke begannen rechts in der Tiefe, vor Eckmühl, die Angriffe mit gleicher Heftigkeit. Während die baierische Cavallerie, unterstützt von unseren Kürassieren in der Weise eine Charge gegen die österreichische Cavallerie ausführte, setzten sich die württembergischen Infanteristen gegen Eckmühl in Bewegung, um es der Infanterie Wukassowich's zu entreißen. Obgleich von den Mauern des Schlosses ein Hagel von Kugeln auf sie herabschmetterte, so ließen sie sich doch nicht entmuthigen, erneuerten den Angriff und nahmen das Schloß. Man sah jetzt, wie die Chaussee, deren Erhöhungen im Gebirge emporliefen, mit schweren Massen Infanterie und Cavallerie bedeckt war. Auf der einen Seite links zeigten sich die Reste von Rosenberg's Corps, welche das oberhalb der Dörfer Ober- und Unterleuchling gelegene Plateau vertheidigten, auf der anderen rechts die waldigen Höhen von Roking, in welchen ein Theil der Brigade Biber aufgestellt war. Man mußte also die Punkte nehmen und die Massen, welche die Chaussee sperrten, durchbrechen.

Begleitet von Lannes und Masséna ordnete Napoleon sogleich den entscheidenden Angriff an, während General Cervoni, ein tapferer Offizier, beim Ausbreiten einer Landkarte vor ihren Augen von einer Kanonenkugel niedergestreckt wurde. Lannes führte die Division Gudin zur Rechten auf die waldigen Höhen von Roking. Diese Division überschritt die große Laber bei der Stanglmühle, erstieg auf der einen Seite direct die Höhen von Roking, umging, indem sie ihre Bewegung rechts verlängerte, dieselben und nahm sie nach und nach der Brigade Biber ab, die jeden Fuß breit davon streitig machte. Auf der Chaussee warf sich dagegen die Cavallerie auf dieses Terrain, welches einen ziemlich steilen Abhang zeigte, und mit einer dichten Colonne bedeckt war. Es war die baierische und württembergische Cavallerie, welche zuerst angriff und auf die leichte Reiterei der Oesterreicher stieß. Diese stürzte sich muthvoll auf ein abhängiges Terrain und warf unsere Bundesgenossen bis zum Ufer der großen Laber herab. Die französischen Küraſſiere, die ihnen zu Hülfe kamen, sprengten den Abhang in Galopp hinauf und erreichten die Höhe der Chaussee in demselben Augenblicke, in welchem die Infanterie Gudin's, welche die Höhe von Roking genommen, über ihnen erschien. Als die Infanterie sah, wie die französischen Küraſſiere die Chaussee in Galopp heraufsprengte, und trotz des ungünstigen Terrains die österreichischen Reihen durchbrach, klatschte sie in die Hände und rief: Es leben die Küraſſiere!

Zur Linken spann sich der Kampf zwischen Saint-Hilaire und den Regimentern Bellegarde und Reuß-Greiz, welche um das waldige Plateau oberhalb Leuchling stritten, noch immer fort. Saint-Hilaire drang endlich selbst ein, verjagte die Regimenter und warf sie auf die Chaussee zurück. Bei diesem Anblick warfen sich die tapfern Generale Stutterheim und Sommariva mit den leichten Reitern Vincent und den Husaren Stipsicz auf Saint-Hilaire's Infanterie, die sie jedoch durch Vorhalten der Bajonnete zum Halten brachte, nach dem Rande der regensburger Chaussee zurücktrieb und hierauf von der einen Seite diese letztere einschloß, während die Infanterie Gudin's sie von der andern Seite besetzte. Die jetzt auf der Chaussee angehäufte österreichische Cavallerie machte neue Anstrengungen gegen unsere Reitermassen, griff an, wurde wieder angegriffen und mußte am Ende das Terrain uns überlassen.

Um diese Stunde waren die Hindernisse auf allen Punkten besiegt und die regensburger Chaussee gehörte uns, denn zur Linken stieg Friant mitten durch den Wald, der sich über der Hügelkette erhebt, bereits zur andren Seite der Höhen herunter und zur Rechten begann Gudin diese Kette ebenfalls zu überschreiten und in die Ebene von Regensburg nach Gailsbach vorzurücken. Die rechts und links überflügelten Truppen Rosenberg's und Hohenzollern's wollten eine Zuflucht hinter den österreichischen Küraſſieren suchen, die bei Egglofsheim in Schlachtordnung standen. Unsere Cavallerie folgte ihnen im raschen Trabe und ließ sich links von der Infanterie Friant und Saint-Hilaire, rechts von der Infanterie Gudin unterstützen. Es war 7 Uhr Abends, die Nacht brach an und hinter den baierischen und württembergischen Reitern, unseren Bundesgenossen, brachen in Masse, daß die Erde unter den Hufen ihrer Pferde zitterte, die zehn Küraſſierregimenter Nansouty und Saint-Sulpice hervor. Ein furchtbarer Zusammenstoß zwischen den beiden Cavallerien war unvermeidlich, denn die eine wollte die Ebene decken, auf der sich in diesem Augenblicke der Erzherzog Karl zurückzog, während die andere diese Ebene erobern wollte, um dort ihren Sieg unter den Mauern von Regensburg selbst zu vollenden. Unsere Küraſſiere rückten auf der von der verbündeten Cavallerie flankirten Chaussee gegen die österreichischen Küraſſiere vor, die ebenfalls auf der Chaussee aufgestellt und von ihrer leichten Cavallerie flankirt wurden; da setzt sich die Masse der feindlichen Reiter bei mattem Dämmerlichte zuerst in Bewegung. Die Küraſſiere Gottesheim sprengen in Galopp auf die französischen Küraſſiere ein. Diese erwarten kaltblütig ihre Gegner, geben mit ihren sämmtlichen Feuergewehren eine Salve und hierauf faßt ein Theil von ihnen, der ebenfalls vorwärts sprengt, die feindlichen Küraſſiere in der Flanke, wirft sie und verfolgt sie mit aller Macht. Jetzt kommen die österreichischen Kaiserküraſſiere den Küraſſieren Gottesheim zu Hülfe. Die unsrigen empfangen sie und treiben sie zurück. Die braven Husaren Stipsicz wollen ihrer schweren Cavallerie Unterstützung leisten und werfen sich ohne weiteres Bedenken auf unsere Küraſſiere. Nach einer ehrenwerthen Anstrengung werden sie wie die anderen zurückgeworfen und die ganze Masse der österreichischen Cavallerie flüchtet sich zersprengt über Egglofsheim auf Kofering. Während unsere Reiter in Galopp auf der Chaussee einhersprengen, wollen die österreichischen von dem morastigen Boden in der Ebene wieder auf die Chaussee gelangen, mischen sich daher in den Strom der unsrigen und fallen in unsere Glieder. Eine Menge besonderer Gefechte entspinnen sich jetzt bei dem zweifelhaften Lichte des Mondes und inmitten der einbrechenden Dunkelheit hört man nichts als das Rasseln der Säbel auf den Küraſſen, das Geschrei der Kämpfenden und den Hufschlag der Rosse. Da unsere Reiter einen doppelten Küraß tragen und folglich nach allen Seiten bedeckt sind, so haben sie weniger Mühe, sich zu vertheidigen, als die Oesterreicher, die nur den Küraß auf der Brust tragen und daher in großer Anzahl unter den Streichen fallen, die sie von hinten empfangen. Auf solche Weise werden eine Menge solcher Unglücklichen tödtlich verwundet. Seit 20 Jahren hat man niemals wieder eine ähnliche Scene der Verwüstung gesehen.

Da es übrigens Nacht geworden ist, so wird es gerathen, das Gefecht einzustellen. Beim Vorrücken kann man der nach Regensburg sich zurückziehenden Armee des Erzherzogs in Unordnung begegnen und sie in die Donau werfen; man kann sie aber auch in Ordnung und in Masse unter den Mauern dieser Stadt aufgestellt finden, durchaus im Stande, den

Sieger aufzuhalten, der auf verschiedenen Wegen aus dem Thal der großen Laber hervorrückt, ohne das nöthige Ensemble der verschiedenen Waffengattungen zur augenblicklichen Verfügung zu haben. In diesem Augenblicke kommt Napoleon mit Masséna und Lannes in Egglofsheim an. Nach einer flüchtigen Berathung siegt der klügste Entschluß und er verschiebt das Schlagen einer zweiten Schlacht auf den nächsten Tag, falls der Erzherzog vor Regensburg halten bleibt, oder dessen Verfolgung über die Donau, falls er sich hinter diesen Strom zurückzieht. Er ertheilt daher Befehl, auf dem Platze zu bivouakiren. Das war weise gethan, denn die Truppen, namentlich die, welche von Landshut kamen, starben fast vor Mattigkeit. Auch waren nur erst die Württemberger, Morand und Gudin eingetroffen; die drei Divisionen Masséna's waren noch zurück.

Dieser Tag des 22. Aprils, Schlacht bei Eckmühl genannt, verdient den Titel einer Schlacht durch die Zahl der in den Kampf geführten Truppen, und durch die entscheidende Wichtigkeit des Ereignisses; er hatte uns ungefähr 2500 Mann Kampfunfähige gekostet, die zum größten Theile den Divisionen Friant und Saint-Hilaire angehörten, welche beide durch ihr Benehmen in diesen vier Tagen ihrem Chef den mit vollem Rechte glorreich erworbenen Titel eines Fürsten von Eckmühl verschafften. Den Oesterreichern hatte er ungefähr 6000 Todte oder Verwundete, eine große Anzahl Geschütz und 3 bis 4000 Gefangene gekostet, die in der Nacht in den Dörfern zusammengelesen wurden, welche man in der Weise, wie die österreichische Armee ihren Rückzug ausführte, durchsuchte. Diese Schlacht hatte endlich den Erzherzog Karl difinitiv von dem Corps Hiller und Erzherzog Ludwig getrennt und ihn in Unordnung auf Böhmen zurückgeworfen, nachdem er seine Operationslinie, Baiern und die große Straße nach Wien verloren hatte.

Napoleon konnte sich seit vier Tagen zum ersten Male wieder einen Augenblick Ruhe vergönnen, allein er überließ sich nur einer sehr kurzen Erholung, denn er wollte am nächsten Tage die Reihe dieser großen und schönen Eroberungen vollenden. Er vermuthete übrigens, daß er keine Schlacht mehr zu liefern haben und daß der Erzherzog Karl die Donau in aller Eile überschreiten würde, allein er gedachte ihm diesen Uebergang schwer und wenn's möglich wäre verderblich zu machen.

Erzherzog Karl dagegen, der in seiner Bewegung auf Abach Halt gemacht, als er das Unglück seines linken Flügels vernommen, und der nichts gethan hatte, um ihm bei Zeiten vorzubeugen, der Erzherzog Karl war betroffen und machte sich selbst ernstliche Vorwürfe darüber, nicht ausdauernder in seinem Widerstande gegen die Kriegspolitik gewesen zu sein; er hatte jetzt nichts weiter zu thun, als schleunigst über die Donau zu gehen, um sich an die böhmische Armee wieder anzuschließen, von der er schon eine Hälfte unter Kollowrath an sich gezogen und dann diesen großen österreichischen Strom auf dem einen Ufer hinabzugehen, während Napoleon ihm auf dem andern folgen würde. Eine Schlacht zu liefern mit der Donau im Rücken, wäre ein Fehler gegen die Regeln des Kriegs gewesen und zwar ein durchaus nicht zu entschuldigender Fehler bei dem derzeitigen Zustande der österreichischen Armee, die, wenn sie sich auch sonst gut gehalten, doch zur Erkenntniß ihres Zurückstehens im Vergleich mit der französischen Armee gekommen war. Ueberdies war die Cavallerie des Erzherzogs Karl gar nicht zahlreich genug, um der französischen Cavallerie die weite Ebene, auf welcher man sich befand, streitig zu machen. Der Erzherzog entschloß sich also, ohne Aufschub über die Donau zu gehen, und zwar zum Theil auf der steinernen Brücke von Regensburg, theils auf einer Schiffbrücke, die man mittels des Geräthes, das die böhmische Armee bei sich führte, ein wenig unterhalb dieser Stadt geschlagen hatte. Es wurde beschlossen, daß das Corps Kollowrath, das man am Morgen nach Abach beordert und am Abend von Abach auf Burg-Weinting zurückgeführt hatte, den Rückzug decken sollte, denn dieses war noch nicht im Feuer gewesen und folglich auch am wenigsten ermüdet. Die Hauptmasse der Armee sollte durch Regensburg ziehen und auf der Brücke dieser Stadt über die Donau gehen, während das Reservecorps auf der unterhalb geschlagenen Schiffbrücke passiren und die Cavallerie in der Ebene Evolutionen machen sollte, um die Franzosen mit Hiebgefechten zu beschäftigen.

Am folgenden Tage, den 23., wurden die Anordnungen des Erzherzogs mit ziemlicher Ordnung und gutem Erfolge ausgeführt. Schon vor Tagesanbruch marschirten die verschiedenen Heeresabtheilungen durch Regensburg, während General Kollowrath sich langsam auf die Stadt zurückzog und dadurch den Truppen des Erzherzogs Zeit zum Vorüberziehen gewährte. Die Grenadiere hatten sich unterhalb Regensburg gesammelt, um ihren Uebergang ins Werk zu setzen. Die Cavallerie manoeuvrirte zwischen Ober-Traubling und Burg-Weinting.

Die Franzosen setzten sich auch zu früher Stunde in Bewegung, da sie durch den Sieg fast ebenso munter erhalten waren, wie die Oesterreicher durch die Niederlage. Sobald man die Gegenstände einigermaßen unterscheiden konnte, rückte auf Napoleon's Befehl die leichte Cavallerie zu Recognoscirungen gegen die österreichische Cavallerie vor, um zu erfahren, ob man noch eine Schlacht zu liefern oder nur Flüchtlinge zu verfolgen haben würde. Die österreichische Cavallerie, die sich unter diesen Umständen unabläßig mit der größten Aufopferung benommen hatte, stürzte sich auf die unsrige und es entspann sich zwischen beiden ein neues Handgemenge, wodurch alle Waffengattungen in eine grenzenlose Verwirrung geriethen. Die österreichischen Reiter verloren durch diese ehrenhafte Aufopferung fast 1000 Mann; da sie aber stets nach der Stadt zurückzogen, durch welche sie dann in Galopp durchsprengten, so lenkten sie unsere Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin und auf diese Weise glückte es ihnen, vor unsern Augen die Schiffsbrücke zu verbergen, auf welcher die Grenadiere übergingen. Endlich bemerkte sie ein Detaschement leichter Ca-

vallerie und signalisirte den Umstand der Artillerie Lannes', die auch in Galopp herbeieilte und auf die Oesterreicher Feuer gab. Man tödtete hier eine große Anzahl Grenadiere, stürzte viele andere in die Fluthen und zerstörte sogar die Brücke, deren von einander getrennte und angebrannte Boote bald von der Donau fortgerissen wurden. Aber die Hauptmasse der Truppen konnte sich, einen Verlust von einigen Hundert Mann abgerechnet, glücklich zurückziehen. Der Marschall Davout zur Linken, mit den Divisionen Friant und Saint-Hilaire, der Marschall Lannes zur Rechten mit den Divisionen Morand und Gudin und die Cavallerie im Centrum rückten erst in dem Augenblicke auf die Stadt los, als die letzten österreichischen Bataillone dieselbe durchzogen hatten. Sofort wurden ihre Thore vor unseren Voltigeurs geschlossen.

Napoleon wollte an demselben Tage noch daselbst einziehen, theils um die Schlappe des 65. Regiments zu rächen, theils um die Donaubrücke zu besetzen und sich dadurch das Mittel zu sichern, dem Erzherzog Karl nach Böhmen zu folgen. Die Stadt war mit einer einfachen Mauer umgeben, mit Thürmen in gewissen Zwischenräumen und einem breiten Graben. Sie konnte keine regelmäßige Belagerung nöthig machen; wenn sie aber von zahlreicher Mannschaft vertheidigt wurde, so konnte sie sich wohl einige Stunden, vielleicht einige Tage halten und unsere Verfolgung bedeutend verzögern. Napoleon befahl daher, daß die aus den Reihen gezogene Artillerie der Marschälle Davout und Lannes vollständig in Linie aufgestellt würde, um die Mauern dieser unglücklichen Stadt niederzuschießen. Sofort begann eine große Anzahl Geschütze ihre Kugeln und Haubitzgranaten auszuwerfen und in mehreren Vierteln der Stadt brach Feuer aus.

Voll Ungeduld, diesen Widerstand zu brechen, hatte sich Napoleon der Stadt Regensburg mitten unter einem Tirailleurfeuer genähert, welches die Oesterreicher von den Mauern herab und die Franzosen vom Rand des Grabens aus unterhielten. Während er mit einem Fernrohr die Oertlichkeiten betrachtete, erhielt er eine Kugel in die Fußbiege und sagte mit der Kaltblütigkeit eines alten Soldaten: Ich bin getroffen! — Er war es wirklich und zwar in einer Weise, die gefährlich hätte werden können, denn wenn die Kugel etwas höher eingedrungen wäre, so würde der Fuß zerschmettert und die Amputation unvermeidlich geworden sein. Die herbeigerufenen Chirurgen der Garde zogen den Stiefel ab und legten einen leichten Verband um die unbedeutende Wunde. Auf die Kunde, daß der Kaiser verwundet sei, brachen die Soldaten der nächststehenden Corps von freien Stücken aus ihren Reihen, um auf die geräuschvollste Weise ihre Anhänglichkeit für ihn zu erkennen zu geben. Es gab auch nicht einen unter ihnen, der seine Existenz nicht an die seinige geknüpft glaubte. Napoleon reichte den Nächsten die Hand, versicherte ihnen, daß es nichts zu bedeuten habe, stieg sofort wieder zu Pferde und ritt an der Fronte der Armee herab, um diese letztere zu beruhigen. Das gab eine wahre Trunkenheit von Freude und Enthusiasmus. Man begrüßte in ihm den glücklichen Sieger von Eckmühl, den der Tod kaum leicht berührt hatte, um Allen zu zeigen, daß ihm auch die Gefahr mit ihnen gemein sei und daß, wenn er ihr Leben verschwendete, er das seinige keineswegs schone. Er ritt hierauf an den Corps vorüber, die sich am besten gehalten hatten, ließ Offiziere und selbst Soldaten, die durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet waren, aus den Gliedern treten und gab ihnen allen Belohnungen. Es gab einfache Soldaten, welche Schenkungen von 1500 Franken Rente erhielten.

Indessen war in seinen Augen mit dem Austausch solch freudiger Beglückwünschungen nicht Alles abgethan; der Sieg mußte vollendet werden, und er schickte daher Adjutanten auf Adjutanten zu Lannes, um die Einnahme von Regensburg zu beschleunigen. Dieser unerschrockene Marschall hatte sich dem Straubinger Thore genähert und alle Schüsse seiner Artillerie auf ein vorspringendes Haus richten lassen, welches die Ringmauer beherrschte. Bald stürzte dieses Haus, von Kugeln durchlöchert, in den Graben, den es theilweise ausfüllte. Nun war kein so großes Hinderniß mehr zu besiegen, aber es mußte doch noch eine doppelte Böschung überschritten werden, um sowohl in den Graben hinab- als gegenüber die Mauer hinaufzusteigen, die nur zur Hälfte eingestürzt war. Man hatte sich einige Leitern verschafft. Grenadiere des 85. Regiments ergriffen dieselben und legten sie in den Graben hinein. Aber jedesmal wenn einer von ihnen zum Vorschein kam, wurde er durch sehr wohlgezielte Kugeln augenblicklich niedergestreckt. Nachdem einige Mann auf diese Weise getroffen waren, schienen die anderen ein wenig zu zögern. Da trat Lannes, mit seinen ganzen Decorationen bedeckt, vor und rief, während er eine jener Leitern erfaßte: „Ihr sollt sehen, daß Euer Marschall, so sehr er auch Marschall ist, nicht aufgehört hat, ein Grenadier zu sein.“ — Bei diesem Anblick eilen seine Adjutanten Marbot und Labédoyère herbei und reißen ihm die Leiter aus den Händen. Die Grenadiere folgen ihnen, nehmen die Leitern, stürzen in Menge an den Rand des Grabens und steigen hinab. Die feindlichen Schüsse müssen jetzt auf eine größere Anzahl Menschen auf einmal mit mehr Eile gerichtet werden und haben daher nicht mehr die frühere Genauigkeit. Man durchschreitet den Graben und erklettert die durch unsere Kugeln halb eingestürzte Mauer. So dringen die Grenadiere vom 85. Regiment, Marbot und Labédoyère an ihrer Spitze, in die Stadt ein, begeben sich nach einem der Thore und öffnen es dem 85. Regiment, das nun in Colonne in Regensburg einzieht. Die Stadt ist unser. Man eilt mitten unter dem Gewehrfeuer von Straße zu Straße und macht allerwärts Gefangene. Aber plötzlich wird man durch einen Schreckensruf, der aus der Mitte der Oesterreicher erschallt, aufgehalten: — Nehmt Euch in Acht, wir werden Alle in die Luft fliegen! ruft ein österreichischer Offizier. Wirklich hatte man Pulverfässer in einer Straße liegen lassen, die durch das von beiden Seiten gewechselte Feuer leicht sich entzünden und auffliegen konnten. Nach gemeinsamer

Zustimmung macht man Halt, man rollt die Fässer bei Seite, um sie vor einer Entzündung zu bewahren und beiden Theilen eine tödtliche Gefahr zu ersparen. Hierauf ziehen sich die Oesterreicher zurück und überlassen unseren Truppen die Stadt.

Dieser Tag kostete dem Feinde abermals gegen 2000 Kampfunfähige und 6 bis 7000 Gefangene. Es war der fünfte Tag seit Eröffnung des Feldzuges. Werfen wir einen Blick auf diese fünf so inhaltsschweren Tage. Am 19. April war Marschall Davout, der die Donau von Regensburg nach Abensberg hinabzog, auf den Erzherzog Karl bei Tengen getroffen, hatte ihm die Spitze geboten und ihn aufgehalten. Am 20. hatte Napoleon die Hälfte vom Corps des Marschalls Davout mit den Baiern und Württembergern vereinigt, inzwischen Masséna nach dem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt Abensberg herangezogen, bei Rohr die Linie der Oesterreicher durchbrochen und den Erzherzog Karl vom General Hiller und vom Erzherzog Ludwig getrennt. Am 21. hatte er diese Bewegung fortgesetzt und die beiden feindlichen Massen entschieden getrennt, indem er Landshut und die Operationslinie der Oesterreicher wegnahm, während am nämlichen Tage Marschall Davout, der links den Angelpunkt seiner Bewegungen bildete, dem Erzherzog Karl nochmals zu Leuchling begegnete und denselben in Schach hielt. Am 22. hatte er auf die Nachricht, daß sich der Erzherzog Karl nicht auf Landshut zurückgezogen habe, sondern zu seiner Linken bei Eckmühl vor dem Corps des Marschalls Davout stehe, plötzlich seinen Entschluß gefaßt; er hatte sich auf Eckmühl zurückgewendet und in dieser auf dem äußersten Punkte der feindlichen Linie gelieferten Schlacht die Oesterreicher überwältigt und nach Regensburg gedrängt. Am 23. endlich beschloß er diesen fünftägigen Kampf durch die Einnahme von Regensburg und durch die Zurücktreibung des Erzherzogs Karl nach Böhmen. Außer dem Vortheil, sich die Straße nach Wien zu öffnen, welche von höchstens 36 bis 40,000 Mann demoralisirter Truppen vertheidigt ward, ferner das unermeßliche Material, das sich auf der Hauptoperationslinie des Feindes befand, weggenommen, den Erzherzog Karl in die böhmischen Engpässe, wo derselbe auf lange Zeit gelähmt sein mußte, zurückgeworfen, außer dem Vortheil endlich, seinen Waffen all das glänzende Uebergewicht wiedererrungen zu haben, hatte Napoleon — wir geben hier die Zahlen nach Abzug aller in den Bulletins herrschenden Uebertreibungen — gegen 60,000 Mann nebst mehr als 100 Kanonen, vernichtet oder gefangen genommen. Von diesen 60,000 Mann waren nahe an 40,000 unter dem Feuer unserer Infanterie oder unter den Säbelstreichen unserer Cavallerie gefallen! Und dies Alles hatte Napoleon erreicht, indem er sich, inmitten einer unglaublichen Verworrenheit über Oertlichkeiten und Truppenmassen, nach den wahren Principien des Krieges richtete. Hätte er den Zufall mehr walten und den Erzherzog, ohne den Marschall Davout an sich zu ziehen, nicht nach Regensburg zurückweichen lassen, so hätte sich Napoleon ohne Zweifel über Langwaid und Eckmühl dem Feinde in den Rücken werfen und vielleicht in einem Tage die ganze österreichische Armee gefangen nehmen können. Aber abgesehen davon, daß er das Geheimniß dieser Situation hätte errathen müssen, was Niemand vermag, so würde Napoleon auch gegen die wahren Grundsätze gefehlt haben, wenn er einem concentrirten Feinde gegenüber getheilt geblieben wäre und diesem dadurch die Möglichkeit eines großen Triumphs in die Hand gegeben hätte. Wenn er dagegen zu seiner Linken den Marschall Davout, zu seiner Rechten den Marschall Masséna nach einem gemeinsamen Punkt hinführte, so setzte er sich in den Stand, Allem die Stirn bieten zu können, welche Chancen auch immer eintreten mochten; denn er konnte die feindliche Linie vor sich durchschneiden, auf Landshut vordringen, dann sich nach der Linken zurückwenden und zu Regensburg die große österreichische Armee entschieden zu Boden schmettern. Wenn wir es wagen dürften, so möchten wir hinzufügen, daß es beinahe mehr werth ist, ein wenig minder große Triumphe gefeiert zu haben, während man sich nach den wahren Grundsätzen des Krieges richtete, die am Ende doch nur die des gesunden Verstandes sind: wir sagen: weniger große Triumphe gefeiert zu haben, ohne sich jedoch einem gefährlichen Wechselfalle auszusetzen, als mehr triumphirt zu haben, während man den Zufall allzu sehr schalten ließ. Niemals würde Napoleon unterlegen sein, wenn er die Politik so geleitet hätte, wie er bei dieser Gelegenheit den Krieg leitete. Uebrigens sollte unter diesen furchtbaren Streichen Oesterreich niedergeschmettert, Deutschland gefesselt, Europa in Schranken gehalten werden: niemals hatte Napoleon die Gewogenheit des Glückes besser verdient, das in diesen fünf Tagen aufs Neue vollständig zurückgekehrt und gewonnen schien.

Fünf und dreißigstes Buch.

Wagram.

Die Oesterreicher hatten die Absicht gehabt, die von den Ufern der Weichsel bis zu den Ufern des Tajo zerstreuten Armeen Frankreichs anzugreifen und trotz ihrer gewöhnlichen Langsamkeit würde es ihnen vielleicht geglückt sein, hätte nicht der unerwartet eintreffende Napoleon durch seine Gegenwart, seine Geschwindigkeit und seine Energie diesen gefahrvollen Ueberraschungsplan vereitelt. In fünf Kampftagen hatte er ihre Hauptarmee geschlagen und ihre vereinzelten Trümmer auf beide Donauufer zurückgeworfen. Wenn er aber auch Alles das, was seinen Armeen noch abging, durch seine Thätigkeit, seine Kraft und seinen überlegenen Scharfblick ersetzte, so konnte dies doch nicht dort in gleichem Maße der Fall sein, wo er sich nicht befand, und er war gerade jetzt nicht in Italien, wohin der Erzherzog Johann mit dem achten und neunten Armeecorps marschirt, noch in Polen, wohin der Erzherzog Ferdinand mit dem siebenten gezogen war.

In Italien war der Anfang des Feldzuges nicht glücklich gewesen und dieser Anfang konnte leicht einen bedauerlichen Einfluß auf das Ganze der Ereignisse haben, wenn unsere Erfolge zwischen Landshut und Regensburg weniger bedeutend gewesen wären. Dort hatte in der That der verwegene und inconsequente Geist des Erzherzogs Johann dem besonnenen, aber unerfahrenen Geiste des Prinzen Eugen gegenüber einen Augenblick über die Tapferkeit unserer Soldaten triumphirt. Nach der Weise derjenigen, die nur in einer Gegend commandiren, hätte der Erzherzog Johann gern Alles dorthin gezogen und Italien zum Hauptschauplatz des Krieges umgewandelt. Allein so wenig er bewirken konnte, daß die Donau aufhörte, für Napoleon die directe Straße von Wien zu sein, so wenig konnte er es bewirken, daß die Hauptmacht der österreichischen Streitkräfte am Tagliamento, statt an der Donau war. Eifersüchtig auf seinen Bruder, den Erzherzog Karl, und umgeben von einem Generalstab, der ebenso eifersüchtig auf den Obergeneralstab war, erhob er mehr als einen Einwand gegen den vorgeschriebenen Plan. Zuerst wollte er direct in Tyrol durch das Pusterthal eindringen, d. h. von den Quellen der Donau nach den Quellen der Etsch gehen (S. Karte No. 31), über Brixen und Trient nach Verona hinabsteigen und so den Fall aller vorgeschobenen Vertheidigungspunkte der Franzosen herbeiführen; dann wollte er sich in einem Zuge durch die Gebirgsstraße, die ihm der Aufstand der Tyroler öffnete, nach der Etschlinie versetzen. Er fürchtete nicht, auf dem Plateau von Rivoli den General Bonaparte oder den unerschrockenen Masséna anzutreffen und so hatte er, zumal da er auf die feurige Mitwirkung der Tyroler zählen konnte, aus-

gezeichnete Gründe für die Annahme eines solchen Planes, welcher außer anderen Vortheilen auch den darbot, Baiern nahe zu sein und ihn in den Stand zu setzen, an den Operationen an der Donau theilzunehmen. Wie es aber immer mit Plänen ergeht, die zwischen eifersüchtigen Autoritäten erörtert werden, so mußte auch dieser einem Vermittlungsplane weichen, der darin bestand, in Tyrol mit einem detaschirten Corps und in Oberitalien mit der Hauptarmee einzufallen. Demgemäß wurden die Streitkräfte, die in Italien operiren sollten, vertheilt. Das achte Corps sammelte sich zu Villach in Kärnthen unter dem Befehle des Generals Chasteler, dem es von Anfang an bestimmt war; das neunte zu Laibach in Krain unter Graf Ignaz Giulay, Ban von Kroatien. General Chasteler, welcher Tyrol genau kannte, wurde vom achten Corps mit ungefähr 12,000 Mann detaschirt und beauftragt, von Osten nach Westen über die Gebirge zu ziehen und durch das Pusterthal zu operiren, während die Hauptmasse der Armee in der Ebene derselben Richtung folgen sollte. Mit 12,000 Mann und dem Beistande der Tyroler hatte Chasteler genug Streitkräfte gegen die Baiern, die in Tyrol kaum 5 bis 6000 Mann stark waren. Während er über Linz und Brünecken auf Briren marschirte, sollten das achte und neunte Corps, das eine von Villach, des andere von Laibach aus, gegen Udine vorrücken. Beide Corps zählten mit Einschluß der Artillerie ungefähr 48,000 Mann vortrefflicher Truppen. Gegen 20,000 Mann Landwehr, gut bekleidet und von einem wackern Geiste beseelt, aber wenig geübt, sollten an der Grenze bleiben, dieselbe bewachen, sie mit Feldbefestigungen versehen und aus ihren besten Bataillonen eine Reserve zur Verfügung der agirenden Armee formiren. Ein Detaschement von 7 bis 8000 Mann, dem sich der kroatische Heerbann anschließen sollte, erhielt den Auftrag, Dalmatien zu beobachten, aus welchem man den General Marmont hervorbrechen zu sehen befürchtete. Da man jedoch die Franzosen ebenso gut in Friaul wie in Baiern überrumpeln zu können hoffte und da man überdies wußte, daß die Familienrücksichten, die am Hofe Napoleon's nicht minder groß als an den ältesten Höfen Europas waren, dem Prinzen Eugen den Oberbefehl über die italienische Armee verschafft hatten, während Masséna, der natürliche Chef dieser Armee, ausgeschlossen blieb, so schmeichelte man sich, bald an der Etsch, ja selbst am Po zu sein und den General Marmont in Dalmatien eingeschlossen zu halten. Man hatte bereits eine Aufforderung zur Unterwerfung an diesen letztern in Bereitschaft und glaubte mit ihm keine andere Schwierigkeit zu haben, als die, eine Capitulation zu unterhandeln und zu unterzeichnen.

Aber nicht allein auf die Stärke der Waffen verließ man sich, um siegreich in Italien vorzurücken, sondern auch auf geheime Umtriebe, die von den tyroler Gebirgen bis zur Meerenge von Messina angesponnen wurden. Die Oesterreicher waren in ihrem unbesonnenen Unternehmen durch die Ueberzeugung unterstützt worden, daß ganz Europa ebenso wie Frankreich der neapolitanischen Gewalt bereits überdrüssig sei, eine Meinung, die sie aus den spanischen Ereignissen geschöpft hatten; sie hatten daher nicht allein auf das zu aller Zeit Oesterreich ergebene Tyrol, sondern auch auf die ehemaligen venetianischen Staaten gerechnet, die noch über ihren jüngst erfolgten Untergang seufzten, auf Piemont, das wider seinen Willen zur französischen Provinz erklärt worden war, auch die Kirchenstaaten, von denen ein Theil in Departements des Kaiserreichs umgewandelt worden, ein anderer Zeuge der Sclaverei des Papstes war, endlich auf das seiner alten Herrscher beraubte Königreich Neapel, das, jetzt von Sicilien getrennt, seine Dynastie und sein Staatengebiet wieder zu erlangen wünschte. In allen diesen Ländern hatte man zahlreiche Einverständnisse vorbereitet, sowohl mit Edelleuten, die über die von den Franzosen eingeführte Herrschaft der Gleichheit unzufrieden waren, als mit Priestern, die um die verlorene Suprematie der Kirche trauerten oder die schmachvolle Unterdrückung des heiligen Vaters beklagten. Wie unangenehm übrigens auch den Italienern die französische Herrschaft als eine Fremdherrschaft war, wie viel Blut und Geld sie ihnen auch kostete, so hatte sie doch für die größte Zahl unter ihnen Verdienste, die sie nicht verkannten und die ihnen die Leiden des Krieges nicht ganz und gar hatten vergessen lassen. Man konnte daher die Italiener nicht so leicht wie die Tyroler in Aufruhr bringen; was aber letztere betraf, so hatte ihre Ungeduld, die österreichischen Fahnen wieder zu erblicken, den höchsten Grad erreicht. Man kann sich gar keinen Begriff von der Anhänglichkeit machen, mit welcher sie damals Oesterreich zugethan waren. Diese schlichten Bergbewohner waren an die durchaus väterliche Regierung des Hauses Habsburg gewöhnt und hatten sich im Jahre 1806 nur mit Abscheu unter das Joch von Baiern gefügt, das ihnen stets ein verhaßter Nachbar war. Baiern fühlte recht wohl, daß es von seinen neuen Unterthanen nicht geliebt wurde, hatte nun Haß mit Haß vergolten und sie mit einer Härte behandelt, die ihren Unwillen nur gesteigert hatte. Deshalb hatten sie auch nicht aufgehört, zahlreiche Emissaire nach Wien zu senden, die dort versprechen mußten, daß sich Tyrol auf das erste Zeichen erheben wolle, und sich erboten, durch ihre Verbindungen mit den Graubündnern und Schweizern eine Bewegung hervorzurufen, welche sich bald auf der einen Seite in Schwaben und auf der andern in Piemont ausbreiten würde. Sie hatten durch ihren Eifer sogar dazu beigetragen, den Wiener Hof zu täuschen und ihm einzureden, daß es in ganz Europa nichts als Tyroler und Spanier gäbe, die voll Ungeduld wären, das Joch des neuen Attila abzuschütteln. Ein sehr thätiger Beamter im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, Herr von Hormayr, hielt die Fäden dieser tyroler, deutschen und italienischen Intriguen in seiner Hand und hatte den Auftrag, den Erzherzog Johann zu begleiten, um an seiner Seite die geheimen Federn der Politik spielen zu lassen, während der Prinz die offenen des Krieges in

Bewegung setzte. Natürlich hatte man die Engländer zur Hälfte in diese Hoffnungen und Umtriebe eingeweiht und diese hatten versprochen, thätig mit den Oesterreichern zusammenzuwirken, sobald diese in die Lombardei bis Pavia eingerückt wären und die Küsten des adriatischen Meeres von Triest bis Ancona geöffnet haben würden.

Alles war bereit, um in Kärnthen an demselben Tage wie in Baiern, d. h. am 10. April, aufzutreten. In der That erschienen an diesem Tage, während die Avantgarden des Erzherzogs Karl den den Inn überschritten, die Avantgarden des Erzherzogs Johann an den Ausgängen der karnischen und julischen Alpen, ohne irgend eine vorausgeschickte Kriegserklärung. Man hatte diese dadurch zu ersetzen geglaubt, daß man zu den französischen Vorposten bei Ponteba einen Trompeter mit einer Erklärung des Erzherzogs Johann abschickte, in welcher der Prinz verkündete, daß er in Italien einzöge und daß man ihn passiren lassen möge, widrigenfalls er Gewalt anwenden würde. Eine halbe Stunde darauf hatten sich Detaschements leichter Cavallerie und Infanterie auf unsere Vorposten geworfen und sogar einige derselben aufgehoben. Gegen Baiern, dem Besitzer Tyrols, hatte man noch weniger Formen beobachtet, denn schon Tags vorher, am 9., hatte General Chasteler die gebirgige Gegend überfallen, die man das Pusterthal nennt und die Kärnthen von Wälschtyrol scheidet.

Zwei große Straßen (S. Karte No. 31) standen den Oesterreichern offen, um in Friaul einzufallen: diejenige, welche von Wien durch Kärnthen geht, von den karnischen Alpen nach dem Tagliamento hinabsteigt und über Villach, Tarvis und Ponteba nach Osopo führt und die, welche aus Krain kommt, von den julischen Alpen nach dem Isonzo hinabsteigt, den sie zwischen Görz und Gradiska überschreitet und nach Palma-Nova oder Udine führt. Napoleon hatte sich auf jeder dieser Straßen gegen die Einfälle Oesterreichs sicher gestellt und auf der ersten das Fort Osopo, auf der zweiten die wichtige Festung Palma-Nova erbaut. Allein das Fort und die Festung, die vollkommen ausreichten, um einer Armee als Stützpunkt zu dienen, konnten doch nicht eine Armee ersetzen und gewährten nur eine Schwierigkeit, aber kein unübersteigliches Hinderniß. Die Truppen des Prinzen Eugen waren noch nicht beisammen und es war daher leicht, unter den Kanonen von Osopo und Palma-Nova vorbeizuziehen, beide Orte zu blokiren und über sie hinauszugehen.

Dennoch wollte der Erzherzog Johann sich keiner von beiden Straßen bedienen, obwohl er bei seiner Hoffnung, die französische Armee zu überrumpeln, nicht zu fürchten brauchte, auf einer derselben ein ernstliches Hinderniß anzutreffen. Er zog eine Zwischenstraße vor, die, welche vor den Quellen des Isonzo vorbei über Cividale auf Udine führt. Sie war, namentlich für eine zahlreiche mit großem Material beladene Armee, schwierig, allein gerade deshalb glaubte er sie auch weniger vertheidigt zu finden, als die beiden anderen. Er rückte also mit der Hauptmasse seiner Armee, — dem achten und neunten Corps — auf derselben vor und schickte nur zwei Avantgarden auf die Straßen von Kärnthen und Krain. Ein geschickter Offizier, Obrist Wockmann, sollte sich mit einigen Bataillonen und einigen Schwadronen Ponteba öffnen, indem er daselbst einen Gebirgskrieg gegen unsere Vorposten führte, während General Gavassini mit einem Detaschement den Isonzo oberhalb Gradiska überschreiten und auf Udine, dem gemeinschaftlichen Punkte für die verschiedenen Theile der österreichischen Armee, marschiren sollte.

Diese sämmtlichen Combinationen waren überflüssig, denn der Prinz Eugen, der vor Ende April keinen Angriff erwartete, hatte nur die Division Seras vor Udine und die Division Broussier vor Ponteba zur Verfügung. Er selbst beschäftigte sich in Person mit der Besichtigung seiner Vorposten und gehorchte hierbei einem Rathe Napoleon's, der ihm empfohlen hatte, die Ortschaften, wo er bald Schlachten liefern würde, zu besuchen. Die Oesterreicher hatten demnach nur einfache Vorposten auf all den Straßen, wo sie sich zeigten, zurückzuwerfen. Am 10. drängte Obrist Wockmann die Avantgarden der Division Broussier bis Portes zurück; General Gavassini ging ohne Schwierigkeit über den Isonzo und das Hauptcorps rückte mit noch weniger Schwierigkeit auf Udine los, wo sich eine einzige französische Division befand.

Der Prinz Eugen wurde durch dieses plötzliche Erscheinen des Feindes überrascht und durch die für ihn neue Situation lebhaft beunruhigt, da er, wenn auch unter seinem Adoptivvater bereits sehr an den Krieg gewöhnt, doch des Commandos nicht recht kundig war. Von acht Divisionen, aus denen seine Armee bestand, hatte er nur die zwei französischen Divisionen Seras und Broussier bei sich. Ein wenig rückwärts, zwischen der Livenza und dem Tagliamento hatte er die französischen Divisionen Grenier und Barbou und die italienische Division Severoli; noch weiter, an der Etsch, die französische Division Lamarque, die italienische Division Rusca und endlich die Dragoner, aus denen größtentheils seine Cavallerie bestand. Seine sechste französische Division, die von Miollis, befand sich noch viel weiter zurück und wurde durch die Zustände in Rom und Florenz aufgehalten. Unter solchen Umständen blieb dem Prinzen Eugen nur Ein Entschluß zu fassen, nämlich sich schleunigst zu concentriren und gegen die Masse seiner Streitkräfte sich zurückzuziehen. So unangenehm auch gleich im Anfang eine rückgängige Bewegung sein mochte, so mußte er sich rasch dazu entschließen, zumal da man den Entschluß, der zu einem glücklichen Resultate führt, nie für unangenehm halten darf. Es ist wahr, um einem gewissen flüchtigen Schein trotzen zu können, muß man ein berühmter General sein und der Prinz Eugen war nur jung und hatte keinen andern Ruhm, als die wohlverdiente Liebe seines Adoptivvaters. Er entschloß sich also zurückzugehen, obschon mit einem Bedauern, das ihm bald verhängnißvoll werden sollte, indem es ihn verhinderte, seine Concentrationsbe-

wegung so weit als nöthig zu treiben. Den Divisionen Seras und Broussier befahl er, über den Tagliamento zurückzugehen und sich an der Livenza aufzustellen, woselbst auch die Divisionen Grenier, Barbou, Severoli, Lamarque und Grouchy in Eilmärschen ankommen sollten. General Seras brauchte nur zurückzugehen, ohne zu fechten. Dagegen mußte General Broussier sehr lebhafte Gefechte mit dem Obristen Wockmann bestehen, der ihm die Thäler des obern Tagliamento in sehr geschickter Weise streitig machte; allein auch er zog sich zurück und übersäete das Feld, das er verließ, mit Todten. Zum Glück marschirten die Oesterreicher, obwohl sie uns zu überrumpeln gedachten, nicht mit der größtmöglichen Geschwindigkeit. Sie verwendeten vier Tage darauf, um sich von der Grenze nach dem Tagliamento zu begeben und dies ließ uns zur Ausführung der Concentration eine Zeit, welche ein erfahrener General besser, als der Prinz Eugen zu nutzen verstanden haben würde.

Indem er über den Tagliamento zurückging, um die Livenza zu erreichen, zog er die französischen Divisionen Grenier und Barbou, und die italienische Severoli an sich, blieb dann zwischen Pordenone und Sacile stehen und war nur sehr schwach von den Oesterreichern verfolgt worden. Nach seiner Ankunft daselbst beging er jedoch den Fehler, zu Pordenone, allzu entfernt von seinen Divisionen und jeder Unterstützung, eine starke Arrieregarde zurückzulassen, die aus zwei Bataillonen des 35. Regiments und einem Regiment leichter Cavallerie unter dem Befehle des Generals Sahuc bestand. Dieser General, der hier nicht die Wachsamkeit zeigte, die einer Avantgarde nöthig ist, wenn man vorwärts geht, und einer Arrieregarde, wenn man sich zurückzieht, General Sahuc beging den Fehler, statt zu plänkeln, um die Armee sicher zu stellen, dies nicht einmal für seine eigene Truppe zu thun, sondern sich mit derselben in Pordenone einzuschließen ([49]). Die Oesterreicher rückten auf die Nachricht von der Anwesenheit einer französischen Arrieregarde zu Pordenone, mit einem Detaschement Infanterie und einem beträchtlichen Haufen Cavallerie unter der Leitung des Generalstabschefs Nugent, eines sehr unterrichteten Offiziers und sehr exaltirten Mitgliede der Kriegspartei, vorwärts. Er schloß mit seiner Cavallerie Pordenone vollständig ein und schnitt alle Verbindungen zwischen diesem Punkte und Sacile ab; mit seiner Infanterie dagegen griff er Pordenone selbst an und überrumpelte hier die eingeschläferten und schlecht bewachten französischen Truppen. Diese sahen sich angegriffen, bevor sie sich noch in Vertheidigungsstand setzen konnten, sie mußten sich in größter Eile zurückziehen und suchten ihre Rettung in einer überstürzten Flucht. Anstatt aber beim Aufgeben Pordenones den Weg offen zu finden, trafen sie jetzt auf eine zahlreiche Cavallerie, die von allen Seiten auf sie einstürmte. Unsere Husaren versuchten durchzubrechen und sprengten in Galopp an; einige entkamen, die übrigen wurden niedergesäbelt oder gefangen genommen. Die Infanterie suchte ihre Rettung nur in einem tapfern Widerstande. Die beiden Bataillone vom 35., einem alten italienischen Regimente, formirten sich in Carré und empfingen die österreichischen Reiter dergestalt, daß sie dieselben, wäre ihre Zahl minder groß gewesen, zurückgeworfen haben würde. Sie streckten mehrere Hundert der feindlichen Reiter mit Flintenschüssen nieder und bedeckten die Erde mit Leichnamen von Menschen und Pferden. Bald aber gingen ihnen die Patronen aus und so blieb ihnen nur die Spitze ihrer Bajonnette gegen eine Cavallerie, die die beste in ganz Oesterreich war. Fünfhundert unserer unglücklichen Soldaten fielen unter den Säbeln der Oesterreicher und büßten so für die Fahrlässigkeit ihres Generals. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht.

Dieses traurige Ereigniß brachte die französische Armee sehr auf und verminderte ihr Vertrauen zu dem General en chef. Dagegen steigerte es den Eifer der österreichischen Truppen, die zum ersten Male seit langer Zeit die Franzosen vor sich zurückweichen sahen und nicht ohne Hoffnung zu sein begannen, sie endlich noch zu besiegen.

Das Beste, was Prinz Eugen in diesem Falle, wo der Entschluß zum Rückzug einmal gefaßt war, hätte thun können, wäre gewesen, so lange auf dem Rückzug zu beharren, bis er eine solide Vertheidigungslinie und alle seine Truppen hinter dieser Linie vereinigt gefunden haben würde. Alsdann wäre er für eine wenige Tage währende unangenehme Haltung entschädigt worden und hätte seiner rückgängigen Bewegung einen sehr ehrenhaften Beweggrund gegeben. Allein er war jung, voll Ehrgeiz und Empfindlichkeit. Die hingeworfenen Reden der Soldaten, die den ganzen Stolz der alten Armee von Italien bewahrt hatten, zerrissen ihm das Herz. Obwohl sie den jungen Prinzen, den Sohn ihres alten Generals, liebten, so beurtheilten und erkannten sie doch seine geringe Erfahrenheit, beklagten sich ganz offen darüber, schonten selbst die unter ihn gestellten Generale nicht mehr und verlangten, vor einen Feind geführt zu werden, der so unverschämt sei sie zu verfolgen und vor welchem sie nicht gewohnt wären zu fliehen. Zu den Reden der Soldaten gesellte sich die Verzweiflung der Einwohner, welche zwar ehemalige venetianische Unterthanen, jetzt aber größtentheils Frankreich zugethan und daher über die Annäherung der französischen Armee erschrocken waren und die Franzosen beschworen, sie nicht der Rache Oesterreichs preis zu geben. Eugen rief seine Generale zusammen und fand diese in gleichem Grade niedergeschlagen, denn sie hatten sich unter Napoleon wohl gewöhnt, sich tapfer und heldenmüthig zu schlagen, nicht aber zu commandiren. Sie waren bereit, sich tödten zu lassen, aber unfähig, einen Rath in einer so wichtigen Frage zu geben, wie die, ob man eine Schlacht liefern solle. Augenscheinlich war es das Klügste, sich fortwährend zurückzuziehen, bevor man alle seine Streitkräfte zusammengebracht und ein vortheilhaftes Terrain zum Kampfe gefunden haben würde. Wenn man bis zur Piave ging, so hätte man nach und nach fünf Divisionen französischer Infanterie und eine italienische

Infanterie, ferner zwei schöne Dragonerdivisionen und die königlich-lombardische Garde, auch eine gute Truppe, an sich gezogen. Endlich hätte man in der Piave selbst eine ausgezeichnete Vertheidigungslinie gehabt. Aber Eugen besaß weder genug Erfahrung noch genug Ruf, um den Reden der Armee ruhig Trotz bieten zu können. Gereizt über das Schweigen seiner Generale und die Schwätzereien seiner Soldaten, beschloß er, vor der Livenza, zwischen Sacile und Pordenone auf einem Terrain Halt zu machen, das er nicht kannte, das durchaus keine Vortheile darbot und auf welchem seine Truppen noch nicht Zeit gehabt hatten, sich zu concentriren.

Am 15. Abends, nach der Schlappe bei Pordenone, befahl er Halt zu machen und auf allen Punkten die Offensive zu ergreifen. Beim Zurückgehen bis zu diesem Fluß hatte er mit den Divisionen Broussier und Seras die Divisionen Grenier, Barbou und Severoli vereinigt, denen er vor der Livenza begegnet war. Diese fünf Divisionen konnten eine Streitmacht von ungefähr 36,000 Mann repräsentiren, die zum Theil alte Soldaten der Armee von Italien, zum Theil junge, aber eingeübte Soldaten waren, die die vierten Bataillone der Armeen von Neapel und Dalmatien bildeten. Die Stärke der Oesterreicher belief sich dagegen auf ungefähr 45,000 Mann ihrer besten Truppen. Das Mißverhältniß war also sehr groß. Allerdings zählte der Prinz Eugen auf eine Verstärkung von 10,000 Infanterie und Cavallerie, welche ihm die Generale Lamarque und Grouchy zuführen sollten, die gegenwärtig unterwegs waren, um zu ihm zu stoßen. Aber dieser Anschluß war nicht gewiß und außerdem war das Terrain durchaus ungünstig. Zu unserer Rechten hatten wir zwischen Tamai, Palse und Porcia Dörfer, Hecken, einen überschwemmten Boden und zahlreiche Kanäle, die von den Oesterreichern stark besetzt waren. Im Centrum bildete das sich erhebende Terrain einen Kamm, der gerade vor uns hinlief und auf welchem man die Straße von Sacile nach Pordenone angebracht hatte. Auf dieser Straße besaßen wir das Dorf Fontana-Fredda, gerade über von Pordenone, das uns die Oesterreicher am Morgen abgenommen. Endlich zu unserer Linken, am Abhange jenes Kammes, streckte sich das Terrain als Ebene bis zum Fuße der Alpen aus. Hier lagen zwei Dörfer, nämlich das durch die Franzosen besetzte Roveredo und Cordenons, in welchem die Oesterreicher bivouakirten. Zur Rechten also ein durchschnittener und mit Hindernissen bedeckter Boden, im Centrum eine perpendikulär von unserer Linie nach der des Feindes hinführende Straße, zur Linken eine Ebene: so war das Terrain, um welches gestritten werden sollte, beschaffen. Ein günstiger Umstand bot sich allerdings noch dar, den man hätte errathen müssen, wie Napoleon es nach den geringsten Anzeigen zu thun verstand, nämlich die Trennung der Oesterreicher in zwei Hauptmassen, die eine vom achten Corps gebildet und in den Dörfern Tamai, Porcia und Palse hinter den Hindernissen des Terrains aufgestellt, die sich auf unserer Rechten befanden, die andere vom neunten Corps und von der in der Ebene zu unserer Linken, zu Cordenons postirten Cavallerie gebildet. Nun lag aber von Cordenons bis Pordenone mehr als eine Meile schlecht bewachter und schlecht vertheidigter Zwischenraum. Hätte man diesen Umstand bemerkt, so hätte man die Divisionen Seras und Severoli zu unserer Rechten einen Angriff auf Tamai, Palse und Porcia machen lassen und die Oesterreicher dorthin ziehen müssen; darauf hätte man mit den Divisionen Grenier und Barbou, die sich im Centrum auf der Hauptstraße befanden, und mit der Division Broussier, die links in der Ebene stand, eine Masse von 24,000 Mann bilden, auf der Hauptstraße von Fontana-Fredda auf Pordenone marschiren, diesen letztern Flecken einschließen, ihn von Cordenons, wo das neunte Corps stand, trennen, und auf diese Weise die österreichische Armee in zwei Theile schneiden sollen; war dies einmal geschehen, so würde man mit dem achten mit unserer Rechten in Gefecht begriffenen Corps leichter Spiel gehabt und zwar um so mehr, je weiter dasselbe in die Terrainschwierigkeiten, welche dieser Theil des Schlachtfeldes darbot, vorgerückt gewesen wäre.

Leider zeigte der Prinz Eugen mit seinem Generalstabschef Vignolle ebensowenig Ueberlegung bei Feststellung des Schlachtplans, als bei der Entschließung zur Schlacht selbst und so befahl er ganz das Gegentheil von dem, was das Terrain und die Stellung des Feindes anriethen. Ohne weder das eine noch die andere zu kennen, beschlossen sie, daß am nächsten Tage, den 16. April, mit Tagesanbruch, die Generale Seras und Severoli von Tamai abgehen und auf Palse und Porcia marschiren sollten, die um jeden Preis genommen werden müßten; im Centrum, auf der Hauptstraße, sollte die Division Grenier sich vorwärts von Fontana-Fredda festsetzen, ohne jedoch offensiv zu verfahren, bis zum Augenblick, wo die Generale Seras und Severoli die ihnen entgegenstehenden zahlreichen und schwierigen Hindernisse überwunden haben würden; auf der Linken sollte sich der General Broussier, der durch die Ebene von Roveredo heranzog und sich der Division Grenier anzuschließen hatte, ebenso abwartend verhalten; im Rücken endlich sollte der General Barbou die französische Linie stützen: ein fehlerhafter Plan, welcher den Oesterreichern Zeit und Muße ließ, ihre Position auszubessern, während sich unsere Rechte gegen ganz materielle Hindernisse erschöpfen und unser Centrum, unsere Linke und unsere Arrieregarde ihre Zeit mit Nichtsthun verlieren mußten. Auf solche Weise und mit solcher Einsicht vergeudet man oft das so kostbare Blut der Soldaten und setzt das Schicksal der Reiche aufs Spiel! Auf solche Weise geschieht es, daß Könige und Republiken, erstere unfähigen Söhnen und Brüdern, letztere ebenso unfähigen Günstlingen der Menge das Leben der Menschen und das Heil der Staaten anvertrauen! Prinz Eugen war ein tapferer Offizier, voll Bescheidenheit und Hingebung, wohl geeignet, einst eine Division gut zu führen, nicht aber eine Armee zu commandiren, und am wenigsten einen Feldzug zu leiten.

Unsere Soldaten wußten nicht, wohin man sie führte, waren aber zufrieden einen Feind zu bekämpfen, den sie nicht zu fürchten gewohnt waren und marschirten am Morgen des 16. Aprils, einem Sonntage, entschlossen ins Feuer. Die Franzosen unter Seras, die Italiener unter Severoli warfen sich tapfer auf Palse und Porcia und überwanden die ersten ihnen entgegenstehenden Hindernisse. Erzherzog Johann war in diesem Augenblicke mit seinem ganzen Generalstab in der Messe. Obschon dieser Prinz mehr Erfahrung besaß, aber auch anspruchsvoller war, als der bescheidene Eugen, so zeigte er doch bei dieser Gelegenheit ebensowenig Urtheil wie sein Gegner, denn nachdem er Tags vorher die Franzosen in Pordenone überrumpelt, setzte er sich der Gefahr aus, an demselben Orte ebenfalls überrumpelt zu werden. Er stieg sofort mit seinem Generalstab zu Pferde, sprengte aus Pordenone heraus, und war, als er vor sich auf der Straße von Fontana-Fredda den General Grenier mit unserm Centrum und links den General Broussier Massen formiren sah, die das offene Terrain noch augenfälliger machte, der Meinung, daß wir unsern linken Flügel auf unser Centrum und unser Centrum auf unsern rechten Flügel zurückziehen wollten; deshalb zog er aus dem, was er zu sehen glaubte, nur den Rath, das neunte Corps von Cordenons auf Fontana-Fredda zurückzuführen, um uns an der Ausführung jener von ihm gemuthmaßten Bewegung zu hindern, ließ übrigens den Raum zwischen Cordenons und Pordenone immer offen und schien keineswegs um sein achtes Corps Sorge zu tragen, das eben beschäftigt war, sich mit den Generalen Seras und Severoli mitten auf dem coupirten Terrain zu schlagen, das sich zwischen Tamai, Palse und Porcia befindet.

Wirklich fand hier unter der Leitung zweier wenig scharfsichtigen Obergenerale und zwischen Soldaten von außerordentlicher Tapferkeit ein blutiger und erbitterter Kampf statt. Das achte österreichische Corps, weit zahlreicher als die Divisionen Seras und Severoli, wollte sich nicht dazu verstehen, denselben einen Theil des Terrains zu überlassen, wovon sie einen Theil erobert hatten. General Colloredo warf sich auf sie mit einer österreichischen Division, entriß ihnen unter einem mörderischen Feuer Porcia und Palse und stellte so das Treffen wieder her. General Seras, der eine Reserve im Hinterhalt hatte, stellte sich jetzt an die Spitze derselben, führte sie vorwärts und kehrte in die verlorenen Dörfer zurück, in welche er zugleich die Franzosen und die Italiener hineinwarf. Man setzte sich in diesen unglücklichen Dörfern, dem Schauplatze so grimmiger Wuth, fest. Nun benutzten die Oesterreicher die geringsten Hindernisse, vertheidigten sich von Haus zu Haus, von Zaun zu Zaun und stellten unseren Soldaten einen Widerstand entgegen, von dem sie seit Marengo kein Beispiel gegeben hatten. Der General Grenier, der auf die Hauptstraße von Fontana-Fredda nach Pordenone zur Unthätigkeit verdammt war, detaschirte zwei Bataillone auf seiner Rechten, um die definitive Eroberung von Porcia zu unterstützen. Auch General Barbou sendete zwei von der Arrieregarde nach den nämlichen Punkten. Diese Verstärkungen glichen zwar das nachtheilige Verhältniß unseres rechten Flügels in Rücksicht auf das achte Corps aus, mit welchem er zu kämpfen hatte; allein auf diesem mit Hindernissen übersäeten Terrain, das ebenso schwer zu verlieren wie zu erobern war, konnten sie keinen Ausschlag geben, so lange unsere Linke und unser Centrum unbeweglich blieben. Von beiden Seiten kämpfte man mit Erbitterung, als jetzt das neunte Corps, das schräg von Cordenons auf Fontana-Fredda vorrückte, auf die Division Broussier stieß, die unsern linken Flügel bildete. Der tapfere Broussier hatte das 9., 84. und 92. Linienregiment, prächtige Regimenter zu vier Bataillonen, aus denen seine Division bestand, in Echelons aufgestellt. Kaltblütig erwartete er die feindliche Infanterie, ließ in größter Nähe ein wohlgerichtetes Feuer auf sie geben und schmetterte beinahe eine ganze Linie nieder; als hierauf die treffliche österreichische Cavallerie die Ebene benutzte, um eine Charge gegen ihn auszuführen, empfing er sie in Carré, bedeckte die Erde mit ihren Todten und benahm ihr trotz all ihrer Tapferkeit die Lust, einen ähnlichen Versuch zu erwidern. Unterdessen überflügelte das sehr zahlreiche neunte Corps unsere Linke und schien im Rücken von Fontana-Fredda den Flecken Sacile zu bedrohen, in welchem sich die Hauptbrücke über die Livenza befand. War diese Brücke besetzt, so war unsere wichtigste Verbindung verloren und es blieben uns zum Rückzuge nur noch zwei schlechte Brücken über den untern Theil der Livenza übrig. Prinz Eugen, der nur im Feuer entschlossen war, gerieth in Sorge über seine Verbindungen und befahl, obschon der Kampf noch schwankte, den Rückzug mit ebensowenig Grund, als er zur Annahme der Schlacht gehabt hatte.

Unsere Soldaten hatten ebenso viele Leute wie der Feind verloren, zogen sich jetzt nach der Livenza zurück und waren untröstlich über die demüthigende Rolle, die man sie spielen ließ. Unsere Rechte marschirte nach der Brücke von Brugnera, die sie ohne Unordnung erreichte, da der in dieser Richtung sehr schwierige Boden sich wenig zur Verfolgung eignete und die Oesterreicher durch den fürchterlichen Kampf, den sie bestanden hatten, erschöpft waren. Alle Anstrengungen des Feindes richteten sich während dieser rückgängigen Bewegung gegen unsere Linke, die sich auf einem offenen Terrain zurückzog. Die Division Broussier rettete jedoch durch ihre prächtige Haltung die Armee und ließ bald die feindliche Infanterie herankommen, um sie dann durch ein wohlgerichtetes Feuer niederzustrecken, bald empfing sie in Carréstellung die Cavallerie, der sie mit ihren Bajonetten Halt gebot. Als unser Centrum und unsere Arrieregarde über Sacile abgezogen waren, rückte sie zuletzt daselbst ein und erfüllte selbst die Feinde mit Bewunderung über ihre schöne Haltung.

Bis jetzt hatten wir nichts weiter als Todte, Verwundete, demontirte Artillerie und wenig Gefangene verloren. Der Prinz Eugen glaubte jedoch den Rückzug noch in der Nacht bis Conegliano fortsetzen zu

müssen, um sich so bald als möglich durch die Piave zu decken und so brachten das schlechte Wetter, die Aufhäufung von Artillerie- und Bagagewagen und deren Kreuzen mit den Truppenzügen eine betrübende Unordnung hervor. Die Soldaten wurden in dieser Verwirrung von ihren Chefs nur wenig überwacht, zerstreuten sich in die Häuser und liefen Gefahr, daselbst gefangen genommen zu werden. Die Armee, die auf dem Schlachtfelde dreitausend und einige hundert Mann, fast ebenso viel wie die Oesterreicher verloren hatte, büßte jetzt an gefangenen oder versprengten Soldaten beinahe noch ebenso viel ein. Bald mehrte sich in Folge eines schauderhaften Wetters, welches die Flüsse austreten ließ und die Wege ungänglich machte, die Unordnung so, daß die früher so bewundernswerthe Armee von Italien in einem Zustande hinter der Piave anlangte, der ihr nicht eben zur Ehre gereichte. Zum Glück blieben die Oesterreicher, die wenig ans Siegen gewöhnt und voll Eifer waren, ihren Sieg zu genießen, auch durch das Wetter ebenso im Nachsetzen wie wir in unserem Rückzuge gehindert wurden, mehrere Tage ruhig stehen, ohne den Prinzen Eugen anzugreifen. So ließen sie ihm Zeit und Muße, sich von seiner Niederlage zu erholen und den Folgen derselben Einhalt zu thun. Unterwegs, aber zu spät, war die Infanteriedivision Lamarque und die Cavalleriedivision Grouchy zu ihm gestoßen. Was aber in diesem Augenblicke mehr werth war als eine Verstärkung, war ein General, der jetzt bei ihm eintraf, nämlich der berühmte Macdonald, einer der besten Offiziere der Revolution, obschon er die Schlacht an der Trebbia verloren hatte. Seine Verbindungen mit Moreau hatten ihn verurtheilt, mehrere Jahre hindurch in einer Art von Ungnade zu leben und in Unthätigkeit zu schmachten, während seine Alters- und Dienstgenossen, ja sogar einige seiner Untergebenen ein glänzendes Loos getroffen hatte. Da man jedoch in Folge der fortwährenden Kriege Generale und Offiziere höchst nöthig brauchte, so mußte man endlich auch auf Viele von denen zurückkommen, die man zeither vernachlässigt hatte. Napoleon wollte nicht gern Masséna nach Italien schicken, weil er dadurch den Prinzen Eugen auf eine Nebenrolle zu reduciren fürchtete; deshalb hatte er sich auch darein gefügt, ihm den General Macdonald zukommen zu lassen, um ihm als Leiter und Stütze zu dienen. General Macdonald, einer der unerschrockensten Männer, die in unseren Armeen aufgetreten sind, kriegskundig, geschickt im Manoeuvriren, kaltblütig und kräftig genug sich Gehorsam zu verschaffen, wurde von den Soldaten mit Vertrauen, von einigen Generalen aber mit Mißgunst aufgenommen, denn diese letzteren sahen ungern die Angelegenheiten in eine starke Hand gelangen, die bereit war, schwer auf ihnen zu lasten, und da sie ihn überdies in Ungnade glaubten, so fürchteten sie, es würde keinen großen Vortheil bringen, unter seinem Befehle zu dienen. Namentlich murrte General Lamarque, der sich in der Armee als ein unruhiger Kopf auszeichnete, ganz laut und sagte offen, der Kaiser schicke den General Macdonald nur deshalb nach Italien, um ihn zu verderben und die, welche unter ihm dienten, demselben Schicksale preiszugeben. Nichts gab es, bis auf die militairische Kleidung des Generals Macdonald herab, die treu dem Costüme der ersten Revolutionszeit angefertigt war, was nicht ein Gegenstand unpassender Spötteleien Seitens der jüngeren Offiziere gewesen wäre, über welche die Mode bereits ihre Herrschaft wieder geltend gemacht hatte. Allein es war mit einem Manne von Macdonald's Charakter nicht zu spaßen und er führte bald diejenigen zur Unterwerfung zurück, die sich davon zu entfernen versucht hatten. Indessen wollte sich auch Prinz Eugen keinen allzu sichtlichen Vormund in der Person dieses Offiziers geben und so ernannte er ihn nicht etwa zum Chef seines Generalstabes, sondern begnügte sich, um eine passende Stellung für ihn zu schaffen, seine Armee in drei Commandos, eins der Linken, eins des Centrums und eins der Rechten, einzutheilen. Das der Rechten, das beträchtlichste und wichtigste von allen dreien, das aus den Divisionen Broussier und Lamarque und aus den Dragonern Pully bestand, wurde dem General Macdonald anvertraut. Das des Centrums erhielt der General Grenier; es umfaßte die Division Grenier, die unter das Commando des Generals Pacthod überging, und die Division Durutte, welche einen Theil der Division Barbou enthielt. Der Rest dieser letztern Division war als Besatzung nach Venedig geworfen worden. Das Commando der Linken ward dem General Baraguey-d'Hilliers übertragen; es bestand aus Italienern und einigen Franzosen, die ihnen nur beigegeben waren, um als Muster zu dienen. Mit der Division Seras, der italienischen Garde und den Dragonern Grouchy's bildete sich Prinz Eugen eine Reserve von ungefähr 10,000 Mann. Die Gesammtzahl seiner Armee belief sich auf 60,000 Mann, von denen der General Macdonald allein 17,000 erhielt. Auf diese Weise vermochte er einen wirklichen Einfluß auf die Ereignisse zu üben, ohne doch den Anschein zu haben, als sei er General en chef. Allein der Prinz Eugen, der ebenso bescheiden als verständig war, verfehlte nicht, bei allen wichtigen Angelegenheiten seinen Rath einzuholen und konnte mit diesem Rathe nur zufrieden sein. General Macdonald brachte auch den Entschluß zur Geltung, sich langsam zurückzuziehen und in besserer Haltung nach der Etsch zu marschiren, wo man die Kraft finden mußte, die Offensive wieder zu ergreifen. Man begab sich in der That nach der Etsch, ruhte daselbst aus, ordnete sich und wurde hier bald der Armee von Italien würdiger, deren ruhmvollen Namen man auf einen Augenblick blosgestellt hatte.

Noch schlechter gingen die Sachen in der gebirgigen Gegend, welche die Ebenen Oberitaliens beherrschte, denn in Tyrol erlangten die Oesterreicher noch viel bezeichnendere Vortheile als in Friaul. General Chasteler hatte die Grenze einen Tag früher, nämlich am 9. April, überschritten und sich von Kärnthen über Tyrol nach Linz begeben. (S. Karte No. 31.) Obwohl man jedoch mit den geheimen

Leitern des tyroler Aufstandes verabredet hatte, daß sie den 12. oder 13. April abwarten sollten, um aufzutreten, so hatten sie sich doch nicht halten können und waren schon am 11. losgebrochen. Der Grund für diese zu frühzeitige Explosion war allerdings sehr natürlich. In der Unmöglichkeit, Tyrol den österreichischen Truppen streitig zu machen, hatten die Baiern gesucht, sich mit örtlichen Hindernissen zu helfen und deshalb die Brücken zerstört; dies hatten die Einwohner nicht leiden, ihren Bergen vielmehr diese unerläßlichen Communicationsmittel erhalten wollen. Sie hatten sich daher Alle auf einmal erhoben, ganz von freien Stücken, wie es nur die lebhafteste Leidenschaftlichkeit vermag. In allen Thälern des italienischen Tyrols, von Linz bis Briren, von Meran bis Briren, endlich von Briren bis Rivoli war es nur Ein Aufflammen, nur Ein Schrei inmitten dieser hohen und schönen Berge gewesen. Auf der Rückseite der großen Gebirgskette des Brenners im deutschen Tyrol, war der Aufstand ebenso schnell als allgemein vor sich gegangen. In diesem Lande sind wie in der Schweiz, die Gastwirthe, die vom Verkehr mit den Fremdem leben, die Reichsten und Aufgeklärtesten und ein Mann dieses Gewerbes, Andreas Hofer mit Namen, hatte auf seine Landsleute einen unwiderstehlichen Einfluß. Einige alte Militairs im Lande, die sich im Dienste Oesterreichs ausgebildet hatten, waren in gleicher Weise die thätigsten Agenten des Aufstandes. Unter ihnen zeichnete sich vorzüglich ein Major Teimer aus. Da Frankreich die Zusammenziehung der ganzen baierischen Armee an der Isar verlangt hatte, so waren in Tyrol nur gegen 5000 Baiern zurückgeblieben, die auf den beiden Abhängen des Brenners, von Briren nach Innspruck vertheilt standen. Von französischen Truppen befand sich daselbst in zwei Colonnen, eine Masse von ungefähr 4000 Conscribirten, die aus Italien nach Deutschland gingen, um in die Divisionen Boudet und Molitor, die Kürassiere Espagne und die Jäger Marulaz einzutreten. Es waren dies Soldaten, die nie im Feuer gewesen, die sich in provisorischen Marschcadres befanden und von größtentheils alten und ermatteten Depotoffizieren commandirt wurden. Eine Masse von mehr als 20,000 unerschrockenen, schwärmerisch eingenommenen Bergbewohnern, furchtbare Schützen konnten im Verein mit 12,000 Oesterreichern 4 bis 5000 Baiern und und 3 bis 4000 Conscribirte, die ihnen entgegenstanden, sicher leicht bewältigen.

Bei der Annäherung des österreichischen Generals Chasteler hatte man in der That alle baierische Posten von Linz bis Brünecken aufgehoben. Diejenigen, welche sich retten konnten, waren, als sie sich in der feuchten Ebene von Sterzing, am äußersten Ende von Wälschtyrol, gegen den Fuß des Brenners, daselbst von Andreas Hofer und einem zahlreichen Insurgentenhaufen von Meran angegriffen worden. Von allen Seiten eingeschlossen und mit Wuth angefallen, mußten sie endlich die Waffen strecken, und da der Krieg ein Nationalkrieg, fast ein Racenkrieg, war, so häuften sich die dem Völkerrecht entgegen laufenden Excesse alsbald auf eine betrübende Weise. Auf beiden Seiten erwürgte man die Gefangenen, ohne daß man wußte, von wo aus das erste Unrecht begonnen. Die Tyroler führten als Entschuldigung an, man habe ihre Hütten verbrannt, ihre Frauen, Greise und Kinder getödtet. Die Baiern erwiderten, man habe ihre Gefangenen ermordet, die doch nichts weiter gethan, als daß sie sich vertheidigt hätten. Dem sei nun, wie ihm wolle, gewiß ist, daß nach der Niederlage bei Sterzing die grausamste Rache genommen wurde. Gleich darauf wurde Wälschtyrol bis Roveredo, wo sich der französische General Baraguey-d'Hilliers mit einer italienischen Division befand, gänzlich befreit.

Zur nämlichen Zeit sah sich der lange Zug französischer Rekruten, der sich von Verona bis Innspruck erstreckte, durch die Insurrection zertheilt. Ein Theil zog sich auf Verona zurück, wo er außer Gefahr war, ein anderer Theil warf sich jenseits des Brenners und hoffte, in Innspruck die französischen Vorposten zu treffen. Dieser Abtheilung folgte auf ihrem Marsche Chasteler und Andreas Hofer, die über den Brenner gingen, um jetzt die Befreiung von Deutsch-Tyrol zu bewerkstelligen. Aber schon war im Norden wie im Süden des Brenner, am Inn wie an der Etsch, der Aufstand heftig und allgemein. Die baierischen Posten, allerwärts und zu gleicher Zeit angegriffen, wurden theils gefangen genommen oder erwürgt, theils nach Innspruck zurückgedrängt und gezwungen, sich zu ergeben und Innspruck, den alten Mittelpunkt der österreichischen Herrschaft, auszuliefern. Die Franzosen, die gerade in dem Augenblicke vor Innspruck ankamen, als die Stadt in die Hände des Feindes gerieth, und die überdies durch die siegreichen Schaaren Wälschtyrols und durch die kleine Armee des Generals Chasteler verfolgt wurden, konnten sich nicht vertheidigen, zumal bei der Art und Weise, wie sie formirt und commandirt wurden. Sie waren daher, ungefähr 3000 Mann stark, gezwungen zu capituliren, was doppelt unangenehm war, denn außer der moralischen Schlappe für unsere Waffen, wurden dadurch auch mehrere Corps einer unerläßlichen Rekrutirung beraubt. Uebrigens hatten wir noch, rücksichtlich einiger jener unglücklichen unter die Baiern gemischten Franzosen, über barbarische Behandlung zu klagen, was Napoleon zu furchtbaren Repressalien gegen den General Chasteler bewog.

Als dieser General Deutsch-Tyrol befreit fand, glaubte er mit Andreas Hofer nach Wälschtyrol zurückkehren zu müssen, um an den Operationen des Erzherzogs Johann Theil zu nehmen. Er ging daher über den Brenner nach Trient zurück und zeigte sich mit dem ganzen Massenaufgebot der Tyroler und 7 bis 8000 Oesterreichern vor der Position des Generals Baraguey-d'Hilliers. Durch die Seitenthäler überflügelt, konnte der französische General Trient nicht behaupten und zog sich daher auf Roveredo zurück; abermals überflügelt, sah er sich genöthigt, bis nach Rivoli zurückzugehen, wo er sich auf die mit ihrer Reorganisation beschäftigte italienische Armee

stützte, und keine ernstlichen Unternehmungen mehr zu befürchten hatte. So waren in ungefähr drei Wochen die beiden Tyrol und Friaul in die Hände des Feindes übergegangen.

Man kämpfte aber in diesem Augenblicke nicht allein in Italien, in Tyrol, in Baiern; es war dies vielmehr im ganzen Norden Europas der Fall, wo die Kriegserklärung Oesterreichs alle Herzen in Aufruhr gebracht, thörichte Hoffnungen geweckt und voreilige Wünsche hatte laut werden lassen; denn wenn auch Napoleon bereits große Fehler begangen, so waren es doch noch keine solchen, die ihn verderben mußten und bis hierher war sein mächtiges Genie immer noch stärker als der Haß der gegen seinen Ehrgeiz aufgestandenen Völker. In ganz Deutschland war man, wie wir gesehen, auf die Fürsten aufgebracht, die aus Furcht oder Interesse an seinem Siegeswagen zogen und obschon die französische Herrschaft die moderne Civilisation in ihrem geheimen Gefolge hatte, so stieß man doch Güter zurück, die sich unter der Form fremder Invasion darboten.

In Baiern hatte eine alte nachbarliche Antipathie hinsichtlich Oesterreichs diese Gesinnungen sehr abgeschwächt. Allein in Schwaben, in den ehemaligen österreichischen Provinzen, in Franken, in den kleinen, der sanften Herrschaft geistlicher Oberherren entrissenen Staaten, sogar in Sachsen, wo die Erwerbung der polnischen Königskrone Niemand schmeichelte als die regierende Familie, und in Hessen, wo Hieronymus herrschte, begann der anfangs niedergehaltene Haß auf die Kunde von dem kühnen Unternehmen Oesterreichs zum Ausbruch zu kommen. Im Verhältniß, wie man sich vom Rheine und von der Macht Frankreichs entfernte, ward auch die Kühnheit größer und verwandelte sich in feindselige Kundgebungen. Schon waren aufständische Schaaren von den hessischen Bergen nach den Ufern der Elbe hinabgezogen und hatten sich bis zu den Thoren Magdeburgs gezeigt, wo sie eine plötzliche Erscheinung von Preußen her zu erwarten schienen, da man von diesem eine patriotische und kräftige Kundgebung erwartete.

Die Erbitterung hatte in der That in ganz Peußen den höchsten Grad erreicht. Zu den allgemeinen Leiden der Deutschen gesellten sich in diesem Lande die ganz persönlichen der preußischen Nation. Jene denkwürdigen Schlachten, in welchen die Unabhängigkeit Deutschlands zu Grunde gegangen, — sie hatte Preußen verloren. Es hatte die Monarchie des großen Friedrich zerstückeln und für den Augenblick seinen Ruhm verdunkeln gesehen; und wenn es für materielle Qualen ebenso empfindlich, wie für moralische war, so hatte es in der Zahlung erdrückender Kriegscontributionen den schmerzlichen Beweis der Fremdherrschaft. Daher wurde auch die Kühnheit in Preußen weiter als irgend in einem andern Lande getrieben. Ein Convoi französischer Artillerie, der von den Ufern der Weichsel her kam und in Magdeburg aufgehoben werden sollte, war angegriffen, insultirt und mit unwürdiger Behandlung überhäuft worden. In Berlin hatte man laut und offen den österreichischen Krieg angekündigt, bevor er noch erklärt war; ebenso hatte man gleich bei seinem Beginnen prophezeit, daß er glücklich sein würde, daß sich alle Welt dabei betheiligen würde, und daß man, falls der niedergebeugte, demoralisirte König Friedrich Wilhelm sich weigerte, daran Theil zu nehmen, ihm zum Trotz den österreichischen Armeen entgegeneilen würde. Ja man hatte die Kühnheit so weit getrieben, daß während der ersten Operationen und bevor noch ein Resultat derselben bekannt war, der Commandant von Berlin der Besatzung als Parole die Worte: Karl und Regensburg gegeben hatte.

Zu Berlin lebte damals ein unter dem Namen Major Schill sehr bekannter Offizier, der in den Jahren 1806 und 1807 während der Belagerungen von Danzig, Colberg und Stralsund gegen uns den Parteigängerkrieg glücklich geführt hatte. Er stand an der Spitze einiger Cavallerie und gehörte zur Berliner Besatzung. Seine hochgerühmte Tapferkeit und sein offener Haß gegen Frankreich machten ihn zum Abgott des Volkes. Er sollte — so sagte man — im Namen des deutschen Patriotismus die Fahne der Empörung erheben und die Hand einem Fürsten des Hauses Braunschweig, dem Herzoge von Braunschweig-Oels reichen, der in diesem Augenblicke Sachsen und Schlesien durchzog, allerwärts die unbeschäftigten preußischen Offiziers anwarb und sie nach Böhmen führte, wo er germanische Guerillas aus ihnen bilden wollte. Der Fanatismus der Spanier hatte auf diese Weise alle Köpfe angesteckt und man glaubte, aus den langsamen und ruhigen Deutschen Wagehälse, so behend wie die Schmuggler der Halbinsel machen zu können. Während dieser allgemeinen Exaltation hörte man eines Abends plötzlich, daß der Major Schill, der seit einigen Tagen sein Corps Revuen passiren ließ und diese bis zu sehr später Abendstunde fortsetzte, an der Spitze von 500 Reitern, welche die Cavallerie der Besatzung bildeten, verschwunden sei. Man sagte, es sei auf dem Marsch nach der Elbe, um sich einem weitausgebreiteten Aufstande in Hessen anzuschließen und dann den Oesterreichern entgegenzuziehen, die gegen Sachsen vorrückten. Wie sich nicht anders erwarten ließ, erregte dieses Ereigniß ein außerordentliches Aufsehen, indem Jedermann hartnäckig dabei blieb, daß die preußische Regierung mit im Geheimniß sei. Man täuschte sich jedoch, uud es war ganz einfach die Nationalleidenschaft, die ihr zum Trotz ausbrach. Die bestürzten Minister eilten sogleich zum französischen Gesandten, bezeigten ihr aufrichtiges Bedauern, erklärten, daß sie einem ebenso thörichten als verbrecherischen Unternehmen fremd wären, bestätigten der Wahrheit gemäß, daß der König durchaus unbetheiligt dabei sei und kündigten an, daß die größte Strenge gegen die Männer angewendet werden sollte, welche die Regierung ihres Vaterlandes gegen deren Willen compromittirt hätten. Während sie sich aber also vernehmen ließen, ahmte auch die Infanterie das Betragen der Cavallerie nach und ganze Compagnien gingen im Gefolge des Majors Schill durch. Zum Unglück konnte man diesen Insurgenten nicht mit Cavallerie nachsetzen, denn Major Schill hatte die

ganze Cavallerie, die man in Berlin besaß, mit fortgenommen. Man mußte also warten, bis man Truppen hatte, die hinreichend folgsam und gut genug commandirt wären, um den Regierungsbefehlen aller Art zu gehorchen, denn es kommt der Armee ebensowenig zu über die äußere Politik eines Landes, wie über dessen innere Politik zu entscheiden. Diese auffälligen Handlungen mußten jedoch eine allgemeine Aufregung in Deutschland hervorrufen, welche die glänzenden Erfolge Napoleon's allein zu beschwichtigen vermochte.

An der Weichsel trugen sich Ereignisse von nicht geringer Bedeutsamkeit zu. Das von dem Erzherzog Ferdinand befehligte siebente Corps, 37 bis 38,000 Mann stark, marschirte die Weichsel abwärts auf Warschau. Es war in Galizien formirt worden und hatte nur einen kleinen Weg zu machen, um in Polen einzufallen, zumal da es, wie alle österreichischen Corps, sehr frühzeitig aufgebrochen war. Seine Operationen hatten wie die in Deutschland und Italien am 10. April begonnen. Der Fürst Joseph Poniatowski, dieser Held, der lange Zeit in Weichlichkeit eingelullt und nach der Sitte vieler seiner Landsleute unthätig zu den Füßen der schönen Frauen seines Vaterlandes zurückgehalten war, erwachte endlich beim Geräusch der französischen Waffen und widmete sich, wie man sich erinnert, der Sache Frankreichs, die er mit Recht für die Sache Polens hielt, wenn anders Polen wieder auferstehen konnte. Er commandirte die polnische Armee. Napoleon war vollauf mit Vorbereitung der großen Streiche beschäftigt, die er persönlich gegen das Haus Oesterreich führen wollte und hatte daher dieser Armee nur wenig Zeit widmen können. Alles, was man von regulären Truppen hatte zusammenbringen können, beschränkte sich auf ungefähr 15,000 Mann und auf ein kleines sächsisches Detaschement, das zu Warschau zurückgeblieben war. Napoleon hatte sich über diese geringe Anzahl der Streitkräfte in Polen nicht groß beunruhigt, da er darauf rechnete, Alles persönlich in Wien zu entscheiden und da er, wie wenig er sich auch einer Täuschung hinsichtlich der russischen Mitwirkung hingab, jedenfalls annahm, daß ihre Gegenwart an den Grenzen des Großherzogthums genügen würde, das österreichische Corps des Erzherzogs Ferdinand in Schach zu halten. Allein die Mitwirkung der Russen war noch nichtiger, als er vorausgesetzt hatte. Kaiser Alexander hatte, während er, soweit es der Anstand erforderte, den Allianzvertrag beobachtete, dafür Sorge getragen, seine Hauptstreitkräfte nach Finnland und nach der Moldau zu schicken, um die Eroberung des einen zu vollenden und die des andern zu beginnen. Er hatte demnach für den österreichischen Krieg nur ungefähr 60,000 Mann bestimmt, die in diesem Augenblicke kaum beisammen waren, und zwar aus verschiedenen, größtentheils wohlbegründeten, aber leicht mißzuverstehenden Ursachen. Erstlich hatte Rußland, wie Napoleon selbst, nicht geglaubt, daß die Feindseligkeiten sobald beginnen würden, und deshalb seine Rüstungen nicht genug beeilt. Dann hatte seine Regierung, die schon Mühe genug hatte, in einem vorherrschend russischen Interesse hinlängliche Streitkräfte nach Finnland gelangen zu lassen, das Geheimniß nicht gekannt, für ein ausschließlich französisches Interesse thätiger zu sein. Ueberdies war die Jahreszeit abscheulich gewesen und sündfluthartige Regengüsse hatten die weiten Strecken, welche den Niemen von der Weichsel trennen, fast unpassirbar gemacht. Endlich waren der Kaiser und Romanzoff, die bereits für das französische Bündniß erkaltet waren, gleichwohl die beiden einzigen, die es wollten und sie mußten gegen Alle ankämpfen, um sich Gehorsam zu verschaffen, als es sich darum handelte, Napoleon zu unterstützen. Es waren sogar Correspondenzen zwischen den russischen und österreichischen Offizieren eingeleitet worden, um den letztern jede Art von Sympathie und den lebhaftesten Wunsch auszusprechen, nicht gegen sie, sondern mit ihnen zu marschiren. Es war in der That schwer zu erlangen, daß die Russen gegen die Oesterreicher und zwar mit den Franzosen marschirten, um zur Wiederherstellung Polens beizutragen. Allerdings war der Preis für diese Mitwirkung Finnland, die Moldau und die Walachei, und wenn das Opfer groß war, so war der Lohn nicht minder groß! Uebrigens war die Hülfe der Russen nicht eilig nöthig, so lange Napoleon an der Donau Sieger blieb; und der bedauerliche Nachtheil dieser unzulänglichen Mitwirkung war das Mißtrauen, welches daraus zwischen den beiden Kaisern und den beiden Kaiserthümern erwachsen mußte.

Daraus erklärt sich, wie der Fürst Poniatowski, welcher Grund hatte, wenn auch nicht die directe Beihülfe von 60,000 Russen, mindestens ihre indirecte Beihülfe zu hoffen (und das ist sicher, daß sie, wenn sie nur gegen Galizien vorgerückt wären, dort die Oesterreicher zurückgehalten haben würden), am 10. April ebenso mit dem Erzherzog Ferdinand, wie Napoleon mit dem Erzherzog Karl und der Prinz Eugen mit dem Erzherzog Johann zu schaffen bekam. Der Erzherzog Ferdinand, der in der That die Weichsel hinabging, deren Quellen zwischen Schlesien und Galizien im Rücken von Mähren liegen, rückte auf dem linken Ufer dieses Flusses auf Warschau und verschwendete gegen die Einwohner die freundschaftlichsten Versicherungen. Man komme, sagte er nach der angenommenen Sprachweise, um alle Völker, die Polen so gut wie die andern, von einer ihren Freunden fast ebenso sehr wie ihren Feinden lästigen Herrschaft zu befreien.

Die Polen waren aber nicht leicht mit solchen Reden zu täuschen. Sie fühlten zu sehr, daß die, welche früher an der Zerreißung ihres Vaterlandes Theil genommen, nicht dessen Befreier sein könnten, daß Frankreich allein ein Freund zu sein vermöchte, allerdings ein mehr oder weniger hülfreicher, aber immer doch ein aufrichtiger Freund, weil es unmöglich war, daß er letzteres nicht sei. Der Fürst Poniatowski rückte daher entschlossen mit ungefähr 12,000 Mann dem Erzherzog Ferdinand entgegen. Dies waren die nämlichen Polen, die ihre ersten Waffenthaten mit uns im Jahre 1807 vollbracht hatten und

bereits eine vortreffliche Truppe zur Bekämpfung der Oesterreicher bildeten, da sie mit ihrer natürlichen Tapferkeit und ihrem feurigen Patriotismus die Anfänge einer in unserer Schule erlangten militairischen Erziehung verbanden. Leider standen sie gegen die Oesterreicher der Zahl nach in einem solchen Mißverhältniß, daß man von ihrer Seite kaum mehr als eine ehrenvolle und energische, keineswegs aber siegreiche Vertheidigung hoffen konnte. Nach einigen Cavalleriescharmützeln beschloß Fürst Poniatowski mit der Hauptmacht seiner Truppen die Zugänge Warschau's zu besetzen. Am 19., an demselben Tage, an welchem der Marschall Davout das Gefecht bei Tengen lieferte, blieb der polnische Fürst bei der Position Raszyn stehen, einer Position, die, wie alle diejenigen, die sich in seinem Vaterlande vortheilhaft vertheidigen lassen, aus Gehölz bestand, das mit Sümpfen durchschnitten war. Acht Stunden lang behauptete er dieses Holz und diese Sümpfe mit 12,000 Polen den 30,000 Oesterreichern gegenüber, verlor dabei gegen 12 bis 1500 Mann an Todten und Verwundeten, brachte aber dem Feinde einen bei weitem größern Verlust bei und zog sich dann auf Warschau zurück, weil er befürchtete, daß man ihm dort zuvorkommen könnte.

Sollte er die Hauptstadt, die aller Widerstandsmittel beraubt war, vertheidigen oder sie einer unfehlbaren Zerstörung aussetzen? oder war es besser, sie in Folge eines Vertrags zu räumen, welcher die Bedingungen der feindlichen Occupation milder stellen und zugleich gestatten würde, sich unangegriffen in leichter zu behauptende Positionen zurückzuziehen? Das war die gewichtige und schmerzliche Frage, welche der Fürst Poniatowski nach dem Gefecht bei Raszyn zu entscheiden hatte. Die thatenkräftigsten Polen wollten eine hartnäckige Vertheidigung ohne Rücksicht auf die Folgen. Die friedliebenden Massen fürchteten sich vor einer allgemeinen Zerstörung. Die erleuchtetsten Patrioten, welche nicht die mindest tapfern waren, wollten, daß man sich zwischen Modlin und Sierock in das Dreieck der Narew und Weichsel hinter starke Wälle begäbe, die auf Napoleon's Befehl angelegt waren, um dort einen uneinnehmbaren Stützpunkt zu finden, wobei der Rückzug durch die Moräste von Pultusk gesichert war; sie wünschten, daß man so die Hauptstadt retten möchte, indem man sie einstweilen in die Hände des Feindes gerathen ließ. Selten ist ein derartiges Opfer klug: diesmal war es jedoch so, wie auch der Erfolg bewies. Fürst Poniatowski übergab schmerzerfüllt Warschau, nachdem er ehrenvolle Bedingungen festgestellt hatte. Er begab sich auf das rechte Weichselufer zwischen Modlin und Sierock in der Absicht, sich auf alle Corps zu werfen, die es wagen würden, den Fluß vor ihm zu passiren, und mit dem festen Entschlusse in Einzelgefechten das unglückliche Vaterland zu vertheidigen, das er nicht mehr in geordneten Feldschlachten vertheidigen konnte. Seine Haltung und seine edle Sprache, während er dieses Opfer brachte, waren viel mehr geeignet, den Eifer der Polen zu entflammen als abzukühlen. Sie strömten daher auch in großer Anzahl zu ihm, um ihn bei Wiedererlangung der Hauptstadt, die er nur momentan den Oesterreichern überlassen, zu unterstützen.

Wir waren demnach in Italien zur Etsch zurückgedrängt; in Tyrol waren wir von allen Seiten angegriffen; in Deutschland waren wir durch aufgereizte Völkerschaften bedroht und beschimpft; in Polen hatten unsere Bundesgenossen die Hauptstadt, die ihnen der Vertrag von Tilsit zurückgegeben, verloren. Alle diese Nachrichten überraschten den triumphirenden Napoleon zu Regensburg und regten ihn einigermaßen auf. Er hatte auf den Beistand Rußlands wenig gerechnet und hielt allein darauf, Europa zu beweisen, daß sie mit ihm und nicht mit den Oesterreichern wären, was der Marsch ihrer Armee, wie langsam er auch sein mochte, nicht in Zweifel ziehen ließ. Hinsichtlich des Großherzogthums Warschau wußte er, daß er in Wien alle Staaten seiner letzten Schöpfung aufs Neue errichten oder vernichten müsse und daß wenig darauf ankomme, ob sie während seines siegreichen Marsches auf jene Hauptstadt bestehen blieben oder gestürzt würden. Allein die Ereignisse in Italien hatten ihn etwas empfindlicher berührt, weil sie seine rechte Flanke entblößten, weil sie seine italienischen Staaten den Drangsalen des Krieges aussetzten und weil sie endlich dem jungen Ruf seines Adoptivsohnes, den er zärtlich liebte, Abbruch thaten. Ein besonderer Umstand hatte sein Mißfallen beinahe in Zorn umgewandelt. Prinz Eugen, der seinen Adoptivvater mehr als die Meinung der Welt fürchtete, hatte kaum gewagt, ihm Rechenschaft von seinen Unfällen zu geben und ihm nur geschrieben: „Mein Vater, ich bedarf Ihrer Nachsicht. Aus Furcht vor Ihrem Tadel, wenn ich zurückwiche, habe ich die Schlacht angenommen und ich habe sie verloren.“ — Diesen kurzen Worten war keine Erklärung gefolgt, um zu sagen, wie die Sachen ständen, und dieses Schweigen hatte sich noch mehrere Tage lang fortgesetzt, was Napoleon in große Verlegenheit brachte, denn er wußte nicht, was für Verluste er erlitten, was für Fortschritte der Feind in Italien gemacht und was für Gefahren seine rechte Flanke während seines Marsches auf Wien bedrohen konnten. — Seien sie besiegt, hatte ihm Napoleon in mehreren Briefen geantwortet, seien Sie besiegt, immerhin; ich hätte es erwarten sollen, weil ich einen jungen unerfahrenen Mann zum General ernannte und nicht wollte, daß die Fürsten von Baiern, Sachsen und Württemberg die Soldaten ihrer Nation befehligten! Was Ihre Verluste anlangt, so werde ich Ihnen die Mittel schicken, um sie auszugleichen; was die Vortheile des Feindes betrifft, so werde ich sie zu neutralisiren wissen; aber zu dem allen wäre doch erforderlich gewesen, daß ich unterrichtet würde, und ich weiß nichts. Ich bin darauf beschränkt, in den fremden Bulletins die Wahrheit zu suchen, die Sie mir hätten melden sollen. Ich thue, was ich niemals gethan habe, was einem klugen Feldherrn über Alles zuwider sein muß: ich marschire mit meinen Flügeln in der Luft und weiß nicht, was auf meinen Flanken vorgeht. Zum

Glück kann ich Allem Trotz bieten, Dank den Streichen, die ich geführt habe; allein es ist grausam, in einer solchen Ungewißheit erhalten zu werden! — Napoleon fügte folgende schöne Worte hinzu, die wir buchstäblich anführen, weil sie für den Ruhm des größten seiner Feldherren, Masséna's von Bedeutung sind: „Der Krieg ist ein ernstes Spiel, in welchem man seinen Ruf, seine Truppen und sein Land gefährdet. Wenn man vernünftig ist, so muß man sich prüfen und erkennen, ob man für diesen Beruf geschaffen ist oder nicht. Ich weiß, daß ihr in Italien häufig affectirt, Masséna zu verachten (50). Hätte ich ihn geschickt, so würde dies durchaus nicht vorgefallen sein. Masséna hat militairische Talente, vor denen ihr euch Alle niederwerfen müßt, und wenn er Fehler hat, so muß man sie vergessen, denn alle Menschen haben welche. Als ich Ihnen meine Armee von Italien anvertraute, beging ich einen Fehler. Ich hätte Masséna schicken und Ihnen das Commando der Cavallerie unter seinem Befehle übertragen sollen. Der Kronprinz von Baiern commandirt ebenso gut eine Division unter dem Herzog von Danzig!... Wenn die Umstände dringend werden, so müssen Sie, denk' ich, an den König von Neapel schreiben, daß er zur Armee kommt; Sie werden ihm das Commando übergeben und sich unter seine Befehle stellen. Es ist ganz einfach, daß Sie weniger Kriegserfahrung besitzen, als ein Mann, der den Krieg schon seit 18 Jahren mitgemacht hat! (Burghausen, den 30. April 1809.)"

Napoleon wußte wohl, daß alle Illusionen seiner Feinde, all ihr Muth bei der niederschmetternden Kunde von den Ereignissen bei Regensburg zu Boden sinken würden und so beschloß er, durch kräftiges Vorrücken die Streitkräfte, die auf seinen Flanken oder in seinem Rücken agirten, zunächst aufzuhalten und dann zum Rückzug zu zwingen. Damals, ebenso wie 1805, war der Entschluß, sich auf Wien zu werfen, das sicherste Mittel, um alle Coalitionen, gegenwärtige wie zukünftige, zu zerreißen.

Inzwischen bot sich doch eine jener gewichtigen Fragen dar, die über das Loos der Reiche entscheiden und nur für große Männer, wie Hannibal, Cäsar, Friedrich und Napoleon, gemacht sind, die Frage: sollte man im stürmischem Laufe dem breiten Wege folgen, der nach Wien führt, nämlich dem der Donau (S. Karte No. 14.), indem man zur Linken den Erzherzog Karl in Böhmen ließ, vor sich die Trümmer des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller verfolgte und endlich den Erzherzog Johann durch den Eindruck, den ein siegreicher Marsch auf die Hauptstadt hervorrief, zum Zurückgehen zwang? oder sollte man vielmehr Bessières die Sorge überlassen, mit seiner Cavallerie und der Infanterie Molitor's die Reste des Generals Hiller und des Erzherzogs Ludwig über den Inn zurückzujagen, indem man sich selbst hinter den Erzherzog Karl nach Böhmen warf, ihn mit aller Macht verfolgte und nicht in Wien, sondern in seiner Person die österreichische Monarchie zu treffen suchte (51). Napoleon dachte hieran; dies bestätigt seine Correspondenz. Wenn es aber das Zeichen eines großen Feldherrn war, gleich ihm, alle möglichen Fälle zu erwägen, so war es auch das Zeichen eines großen Feldherrn, gleich ihm, nicht zu zaudern, wenn er einmal überlegt hatte, und stracks auf das wahre Ziel loszuschreiten, nämlich nach Wien. Wenn er es unternahm, den Erzherzog Karl sofort durch Böhmen zu verfolgen, so hatte er allerdings die Aussicht vor sich, die Desorganisation der österreichischen Hauptarmee zu vermehren, ihre Auflösung schneller herbeizuführen und zu verhindern, daß sie nach ihrer spätern Wiederherstellung, durch die Donau gedeckt, ihm nicht in den blutigen Tagen von Eßling und Wagram das österreichische Kaiserreich streitig machte. Das ist ganz richtig, und die Lobredner des Erzherzogs Karl haben daraus geschlossen, daß Napoleon Alles der Eitelkeit opferte, in Wien einzuziehen. Es ist dies jedoch ein falsches Urtheil, das ohne Rücksicht auf die wirkliche Lage der Dinge gefällt wird. Es ist wohl wahr, daß die österreichische, über Regensburg jenseits der Donau zurückgeworfene Hauptarmee tief erschüttert war und daß ein neuer Schlag ihre Vernichtung vollenden konnte. Allein die junge Armee Napoleon's war, wenn auch durch den Erfolg begeistert, doch durch fünf Kampftage ermattet. Nur das Corps des Marschalls Davout war fähig, eine Fortsetzung dieser Anstrengungen auszuhalten, und auch dieses war erschöpft, denn auf ihm hatte das Gewicht dieser fünf Tage gelastet. Der Rest war entkräftet. Man sollte also mit ungefähr 50,000 Mann die 80,000 Mann des Erzherzogs Karl verfolgen, der unter allen Umständen mindestens zwei Tage Vorsprung hatte, der ferner auf den bereits ausgesogenen Straßen Böhmens noch einige Lebensmittel fand, während die Franzosen dort kein Krümchen Brod mehr gefunden hätten, der dann auf seinem übereilten Rückzug ohne Zweifel Nachzügler und Kranke verlieren mußte, jedoch wenigstens noch zwei Drittel seiner Leute retten konnte, und der endlich, nachdem er Napoleon hinter sich hergezogen, unfehlbar über Linz nach der Donau zurückkommen, den Fluß wieder passiren, die 40,000 Mann des Corps Hiller und des Erzherzogs Ludwig, die 10 bis 12,000 Chasteler's, die 40,000 des Erzherzogs Johann an sich ziehen und solchergestalt 140,000 Mann, darunter die besten der österreichischen Armee, auf der wahren Communicationslinie haben mußte: diese Annahme hatte durchaus nichts Chimärisches, da nachmals die Erzherzöge, obschon durch den an der Donau gebliebenen Napoleon getrennt, doch nicht aufhörten, von ihrer Vereinigung zu träumen, indem der eine über Linz aus Böhmen, der andere über Innspruck und Salzburg aus Italien kommen sollte. Es ist also offenbar, daß Napoleon, wenn er den Erzherzog nach Böhmen hätte verfolgen wollen, die mittelste Straße, nämlich die der Donau, leer gelassen hätte, daß dann die Vereinigung der Erzherzöge sicher gewesen wäre, und daß diese Prinzen, wenn sie nur etwas kühn auftraten, wieder an die Isar, selbst an die Donau gelangen und den Rückzug der Franzosen hätten abschneiden können, indem sie 140,000 Mann in eine

Masse vereinigt Napoleon entgegenstellten, der nach den fünf Kampftagen, die er bestanden, eine solche Anzahl von Soldaten bereits nicht mehr besaß. Längs der Donauufer hinzugehen, so der kürzesten Linie zu folgen, um nach Wien zu gelangen, denn die böhmischen Straßen beschreiben über Regensburg, Pilsen, Budweis und Linz einen großen Bogen, dessen Sehne die Donau ist; sich auf dieser Straße zu halten, die nicht allein die kürzeste, sondern auch die mittelste ist; durch Besetzung derselben den Erzherzog, der sich in Böhmen befand, von den Erzherzögen, die in Baiern und Italien standen, zu trennen; endlich, wenn man auf dieser Straße blieb, das, was für einen General das Werthvollste ist, wohl zu bewahren, nämlich seine Communicationslinie, auf welcher er seine Kranken, seine Munition, seine Lebensmittel, seine Rekruten und die Möglichkeit besaß, sich im Fall eines Unfalls zurückzuziehen — das war demnach der einzig kluge, der einzig Napoleon würdige Entschluß, derjenige, den er ohne weiteres Zögern wählte.

Nachdem sich Napoleon einmal entschieden hatte, der Donau zu folgen und gerade auf Wien zu marschiren, so wendete er auch die passendsten Mittel zur Ausführung seiner Pläne an. Den Plan der Oesterreicher kannte er noch nicht; Alles, was er von ihnen wußte, war, daß der größere Theil unter Anführung des Erzherzogs Karl zur Linken der Donau sich über Regensburg zurückgeworfen befand (S. Karte No. 14.), und daß der geringere Theil unter dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig auf der rechten Seite des Flusses über Landshut jenseits der Isar zurückgedrängt war. Daraus schloß er jetzt, daß man, während man vorwärts marschirte und den Theil, der sich auf dem rechten Donauufer über Landshut zurückzog, mit aller Gewalt verfolgte, nichtsdestoweniger große Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich desjenigen ergreifen müßte, der sich auf dem linken Ufer, nämlich in Böhmen, zurückzog, der bei weitem der beträchtlichste war und den man immer in seiner Flanke oder im Rücken haben mußte. Es war also auf Alles Acht zu haben, was derselbe vielleicht gegen die Sicherheit der Armee unternehmen konnte, und gleichzeitig eine Masse vorrücken lassen, die stark genug war, um den General Hiller und den Erzherzog Ludwig zu überwältigen und zugleich schnell genug, um denselben bei den verschiedenen Donauübergängen zuvorzukommen, und so die beiden feindlichen Armeen verhindern, sich vor Wien zu vereinigen, um es zu decken. Mit Rücksicht auf diese doppelten Bedingungen berechnete Napoleon alle seine Bewegungen und bewies dabei eine bewunderungswürdige Voraussicht und eine Kunst, wie sie noch kein Heerführer weder in alter noch in neuer Zeit dargelegt hat.

Es war am Abend des 23., als man in Regensburg eindrang; im Laufe dieses nämlichen Tages, wie am nächstkommenden, den 24., traf Napoleon alle seine Dispositionen. Schon am 22., als er Landshut verließ und nach Eckmühl ging, hatte er den Marschall Bessières mit der leichten Cavallerie des Generals Marulaz und einem Theile der deutschen Cavallerie jenseits Landshut dirigirt, um die beiden geschlagenen Corps des Generals Hiller und des Erzherzogs Ludwig aufs Aeußerste zu verfolgen. Dazu hatte er noch die Division Wrede und zu noch größerer Sicherheit die Division Molitor, eine der tüchtigsten und am besten commandirten der französischen Armee gefügt. Mie dieser letztern Unterstützung konnte er sich der Gewißheit hingeben, daß jede offensive Rückkehr des Feindes energisch zurückgewiesen werden würde. Am nächsten Tage, den 23., während man Regensburg beschoß, um den Eingang daselbst zu erzwingen, hatte er beschlossen, die Donaulinie durch einen seiner unerschrockensten Generale, durch Masséna selbst, besetzen zu lassen, damit dieser letztere immer dem Stromufer folgen möchte und jede Vereinigung der Erzherzöge verhindern könnte, falls sie aus Böhmen nach Baiern, oder aus Baiern nach Böhmen zu gelangen suchen sollten. (S. Karte No. 14.) Dem Marschall Masséna befahl Napoleon noch, auf Straubing mit den Divisionen Boudet, Legrand und Carra-Saint-Cyr hinabzugehen; um ihn für die Entziehung der Division Molitor zu entschädigen, gab er ihm noch eine der Divisionen Oudinot's, nämlich die Division Claparède. Demnach sollten zwei Colonnen die Oesterreicher auf dem rechten Donauufer verfolgen: die des Marschalls Bessières, welcher den Auftrag hatte, mitten durch Baiern zu ziehen und den General Hiller und den Erzherzog Ludwig beim Uebergang über die Nebenflüsse der Donau kräftig nachzusetzen, und die des Marschalls Masséna, welche dem Donaustrom entlang marschiren und den Erzherzögen in der Besetzung der wichtigen Uebergänge zu Straubing, Passau und Linz, die die Communicationspunkte zwischen Baiern und Böhmen bildeten, zuvorkommen sollte.

Nachdem Napoleon in seiner Fronte und auf seiner Rechten diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, bestimmte er das Corps des Marschalls Davout dazu, seine Linke und seinen Rücken gegen eine offensive Rückkehr des Erzherzogs Karl zu bewachen, falls sich dieser versucht fühlen sollte, uns in der Flanke oder im Rücken anzufallen. Napoleon gab diesem Marschall die schönen Divisionen Gudin und Morand zurück, die er ihm momentan für die Schlacht bei Abensberg entlehnt hatte und nahm ihm dafür die Division Saint-Hilaire, die jetzt mit den beiden Divisionen des Generals Oudinot das Corps des Marschalls Lannes bilden sollte. Die drei Divisionen Friant, Morand und Gudin, die seit dem Lager von Boulogne immer unter dem Marschall Davout gestanden und seit dieser Zeit stets außerhalb Frankreichs gedient hatten, bildeten eine wahre Familie unter den Augen eines unbeugsamen, aber seinen Kindern ergebenen Vaters und gaben das Muster einer vollendeten für den großen Krieg geeigneten Infanterie ab. Sie plünderten nicht, es fehlte ihnen an nichts, obwohl sie nicht plünderten; sie hatten nie einen Nachzügler, wichen ebensowenig jemals zurück und brachen durch jeden Feind hindurch, wer es auch sein

mochte, dem sie auf ihrem Marsche begegneten. Mit der leichten Cavallerie des Generals Montbrun und trotz der erlittenen Verluste zählten sie noch 29 bis 30,000 Mann. Napoleon befahl dem Marschall Davout, Regensburg am 24. zu verlassen, dem Erzherzog Karl auf dem Fuße bis an die böhmische Grenze zu folgen, Auskunft darüber zu suchen, ob er dieselbe überschritten und wenn er diese Gewißheit erlangt, wieder an die Donau zurückzugehen, dem Laufe derselben längs dem rechten Ufer hinab zu folgen, während General Montbrun mit der leichten Cavallerie am linken Ufer hinabgehen und unablässig den Böhmerwald, eine lange Kette von Waldgebirgen, die Böhmen von Baiern trennt, durchsuchen sollte. Marschall Davout sollte demnach, sobald er über die Bewegungen des Erzherzogs Karl gut unterrichtet war, dem allgemeinen Marsche der Armee längs der Donau folgen, Straubing nehmen, sobald der Marschall Masséna auf Passau marschiren würde, und Passau besetzen, wenn dieser gegen Linz vorrücken würde. Der General Dupas, mit einer französischen Division von 4 bis 5000 Mann und den Contingenten der kleinen Fürsten, zusammen 10,000 Mann, erhielt Befehl, sich sofort nach Regensburg zu begeben und daselbst den Marschall Davout abzulösen, wenn dieser die Stadt verlassen und die Donau hinabgehen würde. Er sollte ihm dagegen folgen und ihn in Straubing, in Passau und Linz an den nämlichen Punkten ersetzen, wo der Marschall Davout den Marschall Masséna ersetzt haben würde. Endlich hatte Fürst Bernadotte den Befehl, mit den Sachsen Dresden zu verlassen, das kein Feind bedrohte, aufwärts durch die Oberpfalz zu marschiren und in Regensburg einzurücken, um dort an die Stelle der Division Dupas zu treten. Auf diese Weise war die Donau bestens bewacht, da die beiden vorzüglichsten Armeecorps, die der Marschälle Masséna und Davout, von zwei verbündeten Corps escortirt, ihrem Laufe folgen sollten, während durch die Mitte von Baiern eine starke Avantgarde unter dem Marschall Bessières den Corps Hiller und Erzherzog Ludwig nachsetzen würde. Napoleon beschloß, in Person mit der schönen Division Saint-Hilaire, mit der Division Demont, mit der disponibeln Hälfte des Corps Oudinot, mit der eben eingetroffenen Garde und mit den vierzehn Kürassierregimentern abzumarschiren und Bessières über Landshut zu escortiren, um denselben zu unterstützen, falls er auf eine Schwierigkeit von Seiten der Corps Hiller und Erzherzog Ludwig stoßen sollte, oder um sich an das Ufer des Stroms zurückzuwenden, falls der Erzherzog Karl versuchen sollte, denselben in unserer Flanke oder in unserem Rücken zu passiren. Um diese sämmtlichen Vorkehrungen zu vervollständigen, warf Napoleon die Baiern auf seine Rechte und beauftragte sie, München zu besetzen, ihren König dorthin zurückzuführen, die Division Jellachich zu verdrängen, die, wie man sich erinnert, vom Corps Hiller detaschirt worden war, sie von München auf Salzburg zurückzutreiben und hierauf in Tyrol einzudringen, um dieses Land wieder unter die Herrschaft des Hauses Baiern zu bringen. Diese letzte Maßregel, die Baiern wieder in ihr eigenes Land zurückzurufen, hatte den Vortheil, den Marsch der Armee gegen Italien sicher zu stellen und sie gegen alle Anschläge des Erzherzogs Johann zu schützen. Die längs der Donau marschirenden Corps erhielten Befehl, die Fahrzeuge anzuhalten, sie nach dem rechten Ufer zu führen, Convois daraus zu bilden, um Lebensmittel, Munition, Kranke und Rekruten fortzuschaffen, auf allen Punkten für Backöfen, Mehl und Zwieback zu sorgen und endlich Straubing, Passau und Linz in Vertheidigungszustand zu setzen, um auf solche Weise den Fluß mit wenig Truppen bewachen zu können, nachdem man die verschiedenen Echelons desselben zurückgelegt haben würde.

Napoleon beschäftigte sich hierauf damit, seinen Corps die Verstärkungen zu verschaffen, deren sie bedurften, um sowohl ihre Verluste zu ersetzen, als ihren beabsichtigten Effectivbestand vollzählig zu machen. Einestheils waren sie durch die Gefechte dieser ersten Periode sehr geschwächt worden, denn wenn wir auch den Oesterreichern 50 bis 60,000 Mann abgenommen hatten, so hatten wir doch selbst gewiß 12 bis 15,000 Mann verloren, von denen nur ein Drittel wieder in Reihe und Glied erscheinen sollte; anderntheils waren die Corps ins Feld gerückt, bevor sie ihren vollständigen Effectivbestand erhalten hatten. Die alten, seit langer Zeit organisirten Divisionen, wie die des Marschalls Davout, wie die vier minder alten des Marschalls Masséna und wie die Division Saint-Hilaire hatten aus ihren Depots noch nicht die ihnen zugehörigen Mannschaften an Conscribirten erhalten und die neuen Corps, wie das von Oudinot, die aus vierten Bataillonen formirt waren, besaßen keineswegs alle ihre Cadres. Viele dieser vierten Bataillone hatten in Wirklichkeit nicht mehr als zwei, drei oder vier Compagnien, statt der sechs, die ihnen bestimmt waren. Die Rekruten endlich, die aus Italien für die Corps kamen, die ihre Depots in diesem Lande hatten, waren in Tyrol zurückgehalten worden und mußten jetzt durch andere ersetzt werden. Napoleon ertheilte sofort die nöthigen Befehle, damit die aus den Depots gezogenen Conscribirten, sowie die Compagnien, die den vierten Bataillons noch fehlten, schleunigst auf jener so gut jalonnirten baierischen Straße abgeschickt würden, und daß die Cavallerie die Pferde, die sie vorzüglich nöthig brauchte, empfinge. Bei Napoleon waren die Grenadiere, die Jäger, die Füsiliere und Tirailleurs seiner Garde eingetroffen. Er wiederholte seine Befehle wegen der schleunigen Organisation der vier Conscribirtenregimenter dieser Garde und der neuen Artillerieabtheilung, welche die Zahl ihrer Geschütze auf 60 bringen sollte. Gleichzeitig schrieb er an die Könige von Baiern, Sachsen und Württemberg, meldete ihnen seine zeitherigen glänzenden Erfolge und suchte ihren Eifer rücksichtlich der Rekrutirung ihrer Truppen anzuspornen. Er schrieb an seine Brüder Hieronymus und Ludwig, um die Zusammenziehung ihrer Truppen zu beschleunigen und für die Sicherheit Deutschlands gegen die insurrectionellen

Bewegungen, die allerorten ausbrachen, Vorkehrungen zu treffen. Ferner befahl er, den König von Preußen eine Erklärung über den merkwürdigen Vorfall mit dem Major Schill abgeben zu lassen; gleichzeitig meldete er dem Herrn von Coulaincourt seine Siege in Deutschland, legte ihm aber keine Briefe für den Kaiser Alexander bei, sondern wollte ihm durch ein derartiges Schweigen andeuten, was er von der Aufrichtigkeit seiner Mitwirkung dächte. Ueberdies verbot er noch unserem Gesandten, die geringste Bemerkung in Betreff des künftigen Schicksals Oesterreichs und der Friedensbedingungen anzuhören, welche die Folge so gewaltig schneller Erfolge sein könnten.

Napoleon war, während sich seine Corps in Bewegung setzten, in Regensburg geblieben, um die zahlreichen Befehle auszufertigen, welche die Leitung so großartiger Operationen und die Regierung des Kaiserreiches, die er trotz seiner Abwesenheit nicht vernachlässigte, erheischten. Am 23. April Abends war er in Regensburg eingetroffen, den 24. und 25. verweilte er daselbst und am 26. reiste er nach Landshut ab, um sich zur Armee zu begeben und sie in Person zu leiten. Nachdem er unterwegs auf seine Garde und die Küraſſiere getroffen, marschirte er mit diesen schönen Truppen Bessières und Lannes nach, die, wie bereits erwähnt, mitten durch Baiern durchrückten, während zur Rechten die Baiern längs der tyrolischen Alpen marschirten, und zur Linken Masséna an der Spitze, Davout hinterdrein, gefolgt von Dupas und Bernadotte, die Donau hinabzogen.

Inzwischen wählten die österreichischen Generale so ziemlich den Rückzugsplan, den ihnen Napoleon zugetraut hatte. Der Erzherzog Karl, mit ungefähr 80,000 Mann in die Oberpfalz zurückgeworfen, hatte in der That keinen andern Entschluß zu fassen, als sich durch Böhmen zurückzuziehen, diese Provinz so schnell als möglich zu durcheilen, bei Linz oder bei Krems wieder über die Donau zu gehen, sich hier mit dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig wieder zu vereinigen und selbst, wenn es möglich wäre, den Erzherzog Johann durch das insurgirte Tyrol dorthin zu führen. Der General Hiller und der Erzherzog Ludwig, mit 40,000 Mann über Landshut jenseit der Isar nach Baiern zurückgeworfen, hatten dagegen nichts Besseres zu thun, als die Linien des Inn, der Traun und der Enns, sämmtlich Nebenflüsse der Donau, zu vertheidigen, auf diese Weise den Marsch Napoleon's zu verzögern und den Erzherzögen Karl und Johann Zeit zu verschaffen, sich mit einander zu vereinigen, um Wien mit allen Streitkräften der Monarchie zu decken. Dies war wirklich der Plan, den der Erzherzog Karl erwählte und den er seinen Brüdern vorschrieb, wodurch sich auch der Marsch Napoleon's längs der Donau vollkommen rechtfertigt, da er ihn auf den geraden Weg nach Wien, zwischen alle drei Erzherzöge stellte, so daß er einen von dem andern isoliren und ihnen auf allen Concentrirungspunkten zuvorkommen konnte.

Dem angenommenen Plane gemäß beeilte sich der Erzherzog Karl, nachdem er Regensburg verlassen, zu Cham, am Eingange der Defiléen Böhmens, Position zu nehmen. Er setzte sich zwischen den beiden Straßen von Fürth und von Roetz, die nach Pilsen führen, fest, indem er das Corps Rosenberg auf der Linken, das Corps Hohenzollern auf der Rechten, das Corps Kolowrath in der Mitte, den Fürsten Johann von Liechtenstein mit den Grenadieren und Küraſſieren rückwärts und endlich das Corps von Bellegarde nach dem Kloster Schönthal detaschirt hatte. Diese Position bei Cham war sehr stark und lohnte der Mühe, vertheidigt zu werden, wenn man lebhaft verfolgt wurde. Prinz Karl erwartete hier sein Material, seine Nachzügler, seine Versprengten, und war entschlossen, sich mit den 80,000 Mann, die ihm noch verblieben, zu vertheidigen, falls er aufs Neue von den Franzosen angegriffen werden sollte. Marschall Davout folgte ihm hierhin über Nittenau, durchaus nicht in der Absicht, ihm eine Schlacht anzubieten, sondern nur um seinen Marsch zu beobachten und seine Pläne zu erforschen. Da er jedoch, ohne sich in den Kampf einzulassen, das Uebergewicht der französischen Waffen behaupten wollte, so trieb er die österreichischen Vorposten ungestüm bis in die Nähe von Cham zurück und nahm die Haltung eines Feindes an, der bereit ist, handgemein zu werden. Sei es nun, daß der Erzherzog das Glück der Schlachten nicht von Neuem versuchen wollte oder daß er genug gewartet zu haben glaubte, kurz er brach auf und überließ dem Marschall Davout viele Wagen, viele Kranke und viele Nachzügler, die dieser gefangen nahm. Da er einmal die Absicht hatte, sich zurückzuziehen, so wäre es besser gewesen, dies früher zu thun, denn nachdem er am 24. Morgens aus der Umgegend von Regensburg ausgerückt war, blieb er in Position zu Cham bis zum 28. und verlor auf diese Weise zwei Tage von vieren, was schlimm war, da es hauptsächlich sein Interesse sein mußte, die Brücke von Linz zu erreichen, durch welche er sich mit den Corps von Hiller und dem Erzherzog Ludwig vereinigen konnte. Die innere Straße von Böhmen bildet einen Bogen über Pilsen, Budweis und Linz (S. Karte No. 14.), er hatte daher einen langen Umweg zu beschreiben, während Napoleon, der den Ufern der Donau folgte, direct nach dem so wichtigen Punkt von Linz auf einer vortrefflichen Straße und mit der Hülfe des Stromes marschirte, der einen Theil seiner schwersten Lasten fortschaffte. Der österreichische Oberfeldherr hätte daher besser gethan, sich, selbst auf die Gefahr hin, viele Leute zurückzulassen, zu beeilen, denn es war immer noch besser, selbst weniger stark auf dem Sammelplatz Linz einzutreffen, als gar nicht hinzugelangen.

Wie dem auch sei, der Erzherzog Karl zog sich nach Böhmen zurück und war entschlossen, unterwegs Alles, was er an Verstärkungen antreffen würde, zusammenzuraffen und das rechte Donauufer so bald als möglich wieder zu gewinnen. Da er jedoch ahnete, daß es ihm nicht gelingen würde, schnell genug zu marschiren, so schickte er den General Klenau mit neun Bataillonen und den General Stutterheim mit einigen leichten Truppen auf den kürzesten Wegen ab, um die Brücken von Passau und

Linz über die Donau zu zerstören, wenn man sie nicht mehr besetzen könnte. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen, und während er sich nicht erwehren konnte, sich einiger Muthlosigkeit beim Anblick eines so übel begonnenen Krieges hinzugeben, schlug er dem Kaiser von Oesterreich vor, bei Napoleon, unter dem Vorwand einer Auswechselung der Gefangenen, einen friedfertigen Schritt zu thun. Der Kaiser Franz, der in den Krieg gewilligt hatte, ohne durch eine wohlbegründete Ueberzeugung dazu veranlaßt worden zu sein, und der erkannte, bis zu welchem Grade sein Bruder, der Generalissimus, bereits entmuthigt war, widersetzte sich keineswegs diesem friedfertigen Schritte, ebensowenig wie er sich dem Kriege widersetzt hatte, allein er verlangte, daß man auf alle Fälle beim Beginn der Feindseligkeiten keine allzu große Schwäche zeigen sollte. Der Erzherzog Karl ließ daher durch seinen Generalstabschef Grünn ein Schreiben entwerfen, worin er dem Kaiser Napoleon zu seiner Ankunft im französischen Hauptquartier Glück wünschte, die er, wie er sich bescheiden ausdrückte, aus der Wendung der Ereignisse wahrgenommen, und ihm eine Auswechselung der Gefangenen vorschlug, um die Drangsale des Kriegs zu mildern, glücklich, fügte er hinzu, wenn man gleich beim Beginn der Feindseligkeiten denselben einen minder gewaltsamen und minder herben Charakter aufprägen könne. Darauf setzte er seinen Marsch durch Böhmen fort, nachdem er seinem Bruder Johann anbefohlen, durch Baiern zu gehen, und seinem Bruder Ludwig, sowie dem General Hiller aufgetragen, dieses Land nachdrücklich den Franzosen streitig zu machen, um allen österreichischen Truppen Zeit zu geben, ihre Vereinigung hinter der Traun, in der Umgegend von Linz, zu bewerkstelligen.

Sobald der Marschall Davout den Erzherzog Karl in Böhmen eindringen sah, kehrte er sogleich um, kam nach Regensburg zurück, überschritt die Donau und begann diesen Strom auf dem rechten Ufer hinabzugehen, während er auf dem linken Ufer durch den General Montbrun plänkeln ließ. Er setzte sich auf Passau hinter dem Marschall Masséna in Bewegung, der auf Linz marschiren sollte, und ließ sich in Regensburg durch den General Dupas mit 10,000 Mann, zur Hälfte Deutsche, zur Hälfte Franzosen, ablösen.

Während der Erzherzog Karl seinem Rückzug die eben besprochene Richtung gab, hatten General Hiller und Erzherzog Ludwig, selbst ehe sie dazu Befehl erhielten, den baierischen Boden Schritt vor Schritt streitig zu machen, sich hierzu entschieden und in der Meinung, daß Napoleon es sich angelegen sein lassen würde, den Erzherzog Karl zu verfolgen, den Entschluß gefaßt, eine offensive Bewegung gegen die Avantgarde des Marschalls Bessières zu machen, um den Feind auf sich heranzuziehen und den Generalissimus von ihm zu befreien. Dieser Entschluß war ehrenhaft und wohl überdacht, denn sie konnten Bessières überfallen, bevor die Verstärkung, die ihm Napoleon zusandte, zu ihm gestoßen war und während er sich in jenem Zustande unvorsichtigen Vertrauens befand, welches der Sieg oft einflößt.

Die beiden österreichischen Generale hatten noch mit Einbegriff der Reste der Division Kienmayer's und der Division Jellachich, in ihrem Effectivbestand gegen 50,000 Mann. General Jellachich stand bei München und hatte Befehl sich auf Salzburg zurückzuziehen. Seiner Mitwirkung beraubt, aber durch ein Regiment Mitrowski und einige Husaren von Stipcitz, mußten sie noch immer 38 bis 40,000 Mann besitzen. Marschall Bessières, dem sie entgegenzogen, hatte kaum 13 bis 14,000 und rückte mit solcher Unbedachtsamkeit vorwärts, daß sie ihn leicht überwältigen konnten. Am Morgen des 24, bevor der Erzherzog Karl seine Rückzugsbewegung nach Böhmen definitiv ins Werk gesetzt hatte, und während der Marschall Bessières mit der leichten Cavallerie Marulaz an der Spitze seiner Colonne, den Baiern des Generals Wrede im Centrum und der Infanterie Molitor als Arrièregarde jenseit der Isar vordrang, rückten auch die beiden österreichischen Generale wieder vorwärts, um die Avantgarde der Franzosen in die Moräste der Roth, nahe bei Neumarkt zurückzuwerfen. Sie zeigten sich in drei Colonnen und trafen zunächst auf die Cavallerie von Marulaz, der mit seltener Bravour mehrere Chargen gegen sie unternahm, aber gegen eine Masse von 30,000 Mann, die entschlossen vorwärts gingen, keinen ernstlichen Erfolg erringen konnte. Nachdem die Cavallerie Marulaz zurückgeworfen war, kam der General Wrede an die Reihe und mußte mit 6 bis 7000 Mann Infanterie mehr als 30,000 Widerstand leisten. Die Baiern waren nicht unwürdig, sich mit den Oesterreichern zu messen, obschon sie ihnen nachstanden; sie kämpften mit Feuer. Allein auch ihnen war es unmöglich, gegen die Massen Stand zu halten, welche sie an der Spitze und in den Flanken bedrängten. Als einzigen Rückzug durch die feuchte und waldige Gegend, die an dem Flüßchen Roth liegt, hatten sie nur eine schwache und wankende Bockbrücke, welche die starken Massen nicht zu tragen vermochte, die hastigen Schrittes über sie hinwegzogen. Hinter derselben lag das Dorf Neumarkt, wo Bessières tafelte, während seine auf das Centrum zurückgedrängte Avantgarde Gefahr lief, gänzlich über den Haufen geworfen zu werden. Zum Glück traf der General Molitor, ein in der Schule des Rheins gebildeter Infanterieoffizier und einer der ersten Generallieutenants in jener Zeit, mit seiner Division ein. Er erkannte sogleich die Gefahr und benachrichtigte den Marschall Bessières davon, der einsah, daß hier nur Infanterie wirken könne und klug genug war Molitor handeln zu lassen. Dieser schritt auf der Stelle mit seinen vier Regimentern über die Brücke der Roth und da er auf der Linken eine waldige Anhöhe erblickte, von welcher aus man den Rückzug decken konnte, beeilte er sich, sie mit dem zweiten Linienregimente zu besetzen und eine österreichische Truppe, die sie vertheidigte, herunter zu stürzen. Hierauf stellte er zur Rechten das 16. und 37. Regiment in einer vortheilhaften Position auf, um sich ihres Feuers zu bedienen. In diesem Augenblicke ging die zurückgeworfene leichte Cavallerie, nach-

dem sie Verluste erlitten, über die Roth zurück, und der baierische General von Wrede befand sich im Handgemenge mit dem erbitterten Feinde, der eins seiner Bataillone vernichten wollte. Plötzlich aber kühlte die Haltung der Division Molitor die Hitze der Oesterreicher ab. Die wohlgezielten Rottenfeuer des 16. und 37. Linienregiments und die starke Stellung des zweiten hielten sie auf und wohl oder übel mußten sie die Baiern ruhig über die Roth zurückziehen lassen. Das 16. und 37. Regiment marschirte hierauf ab und wurde dabei vom zweiten gedeckt, das mit den Oesterreichern ein fürchterliches Treffen zu bestehen hatte. Dieses tapfere Regiment wollte durchaus kämpfen, so daß General Molitor große Mühe hatte, es rückwärts zu führen. Bevor es über die Brücke zurückging, machte es noch mehrere Bajonnetangriffe und zwang so die Oesterreicher, es seinen Rückzug bewerkstelligen zu lassen, den es zuletzt von allen mit einer Sicherheit ausführte, die selbst seine Feinde bewunderten.

Dieses Treffen kostete den Baiern einige hundert Mann und dem General Marulaz einige Pferde. Ohne Napoleon's Vorsorge, welcher dem Marschall Bessières die Unterstützung Molitor's bestimmt hatte, konnte es leicht einen schlimmen Ausgang für die ganze Avantgarde nehmen. Obwohl jedoch General Hiller und Erzherzog Ludwig an den Ufern der Roth aufgehalten worden waren, so würden beide doch nicht auf ihre offensive Bewegung verzichtet haben, wenn sie nicht während der Nacht den ganzen Umfang des Mißgeschicks, sowie den Rückzug des Oberbefehlshabers nach Böhmen und deshalb auch die Nothwendigkeit erkannt hätten, sich ihrerseits zurückzuziehen, denn es konnte nun nicht fehlen, daß sich Napoleon sehr bald mit erdrückenden Massen auf sie werfen würde. Sie beschlossen daher, sich auf den Inn, und vom Inn auf die Traun zurückzuziehen, die sie besser als den Inn vertheidigen zu können hofften, denn sie mußten dort mehr Zeit haben, sich festzusetzen und hatten auch überdies einige Aussicht, einen der Erzherzöge, Karl oder Johann, daselbst anzutreffen.

Inzwischen traf Napoleon ein, dem die Garde und die Kürassiere nachfolgten, während Lannes mit den Truppen der Generale Saint-Hilaire, Demont und Oudinot vorausgegangen war. Er führte den Marschall Bessières wieder vorwärts und gab der Verfolgung die nachdrückende Kraft eines Bergstroms, der seine Dämme durchbrochen hat. Alles, was sich von der Rechten bis zur Linken befand, marschirte nach dem Inn (S. Karte No. 14.), die Baiern über München und Wasserburg nach Salzburg, der Marschall Lannes über Mühldorf auf Burghausen und der Marschall Bessières über Neumarkt auf Braunau. Marschall Masséna unterstützte diese Bewegung längs der Donau und drang nach Passau vor, das er den Oesterreichern rasch abnahm, die ebensowenig wie die Baiern die Vorsicht gebraucht hatten, sich hier in haltbarer Weise festzusetzen.

Am 28. und 29. April, zehn Tage nach den ersten Feindseligkeiten, war man auf allen Punkten auf der Innlinie angelangt und hatte es sich angelegen sein lassen, auf jeder Straße die Brücken wieder herzustellen, welche die Oesterreicher bis auf die Wasserfläche herab zerstört oder verbrannt hatten, wenn es ihnen die Zeit gestattete. Napoleon traf am 28. in Burghausen ein und war genöthigt, daselbst zwei Tage auf die Herstellung der Brücke zu warten, die man vollständig verbrannt hatte und die für ihn von großer Wichtigkeit war. Hier empfing er den friedfertigen Brief des Erzherzogs Karl, den er sogleich an Champagny, welcher dem Hauptquartier folgte, mit dem Befehle zurücksandte, nicht darauf zu antworten. Voll Vertrauen auf den Ausgang des Feldzuges, sah er die Schwierigkeiten nicht voraus, auf die er später treffen konnte, und glaubte das Schicksal Oesterreichs in seiner Hand zu halten; deshalb wollte er sich in seinen ehrgeizigen Gedanken nicht durch eine Regung unüberlegter Großmuth aufhalten lassen. Er befahl also, mindestens für den Augenblick, Schweigen und behielt sich vor später, den Umständen nach, zu antworten.

Da der Marschall Masséna in Passau eingezogen war und der Marschall Davout ihm dicht folgte, während sich die gesammte Armee am Inn von Braunau bis Salzburg befand, so mußte man ohne Verzug nach der Traun marschiren. Es war wesentlich, diese Linie zu erobern, denn sie lag in Correspondenz mit dem Ausganspunkte von Linz, durch welchen der Erzherzog Karl zum General Hiller und zum Erzherzog Ludwig stoßen konnte. War diese Linie erobert, bevor der österreichische Generalissimus daselbst eintraf, so blieb diesem nur noch die zweite und letzte Möglichkeit einer Vereinigung vor Wien übrig, er mußte nämlich zur rechten Zeit die Brücke von Krems erreichen und sich bei St. Pölten aufstellen, um die Hauptstadt zu decken. Napoleon beschloß, ihm sofort die erste der beiden Möglichkeiten zu nichte zu machen, indem er sich ungestüm gegen Linz in Bewegung setzte. Nachdem er mit allen seinen Truppen am Inn eingetroffen und am 30. April die Brücken wiederhergestellt hatte, befahl er zum 1. Mai einen allgemeinen Aufbruch. Er schrieb Masséna vor, schleunigst von Passau nach Efferding und von Efferding auf Linz zu marschiren, dort eingetroffen, sich zunächst der Stadt Linz zu bemächtigen, dann die Brücke der Donau zu nehmen, falls sie nicht schon zerstört sei und nach der Besetzung von Linz direct nach der Traun zu gehen, die zwei Meilen unterhalb dieser Stadt fließt. Die Traun, eine der wichtigsten Linien, welche die Oesterreicher zu vertheidigen haben, wenn sie eine Armee im Marsche auf Wien aufhalten wollen, kommt wie die Enns von den norischen Alpen herab und fällt ein wenig hinter Linz in die Donau. Sie läuft am Fuße eines Plateau's hin, das sich bis zur Donau erstreckt und auf welchem sich eine Armee vortheilhaft postiren kann, um den Fortschritten einer Invasion Widerstand zu leisten. Auch war die Brücke über die Donau, die, welche als militairische Communication zwischen Böhmen und Oberösterreich diente, nicht zu Linz selbst, sondern unterhalb des Einflusses

der Traun in die Donau, nämlich zu Mauthausen gelegen. Sie war demnach durch die Traun und durch das eben erwähnte Plateau gedeckt, auf dessen Gipfel man die Stadt und das Schloß Ebersberg erblickte.

Marschall Masséna erhielt also am 1. Mai Ordre, sich schnell von Passau nach Linz und von Linz nach Ebersberg zu begeben. Da jedoch die Schwierigkeit groß werden konnte, wenn die 36,000 Mann, die noch den beiden österreichischen Generalen verblieben, sich zu Ebersberg postirten, so wollte Napoleon an der Traun auf mehreren Punkten zugleich, zu Ebersberg, zu Wels und zu Lambach ankommen. Er dirigirte demnach alle seine Colonnen von der Inn nach der Traun, so daß sie am 3. Mai Morgens daselbst eintreffen sollten. Der General von Wrede sollte, nachdem er mit seiner Division durch Salzburg gezogen und daselbst von dem Reste der Baiern abgelöst worden war, über Straswalchen auf Lambach an den Ufern der Traun marschiren. (S. Karte No. 14.) Marschall Lannes sollte sich mit den Truppen der Generale Oudinot, Saint-Hilaire und Demont nach Wels begeben und hier, unmittelbar oberhalb Ebersberg die Traun passiren. Endlich sollte der Marschall Bessières mit der Garde, den Kürassieren und der leichten Reiterei entweder zu Wels über den Fluß gehen oder sich auf Ebersberg zurückwenden, wenn man auf diesem Punkte eine Kanonade hörte, die einen ernstlichen Widerstand vermuthen ließe. Der Generalmajor Berthier hatte Ordre, dem Marschall Masséna wissen zu lassen, und that dies auch wirklich, daß er, wenn die Hindernisse auf seiner Seite zu groß wären, in dem oberhalb von sich zu Wels wie zu Lambach bewerkstelligten Uebergang über die Traun eine Unterstützung finden würde, um jeden Widerstand zu bewältigen. Es wurde ihm überdies in den neuen, wie in den früheren Befehlen ans Herz gelegt, nichts zu versäumen, um nicht nur die Stadt Linz und die Brücke derselben über die Donau, sondern auch die Brücke von Mauthausen rasch wegzunehmen, die, wie wir eben gesagt, am Einflusse der Traun unter dem Schutze des Schlosses Ebersberg gelegen war ([52]).

Unsere Colonnen rückten in der angezeigten Ordnung vor. Sie befanden sich am 1. Mai jenseit des Inn, nachdem sie die Brücken über denselben wieder hergestellt; Masséna ging von Passau auf Efferding, Lannes und Bessières von Burghausen und Braunau auf Ried. Unterwegs nahmen sie eine beträchtliche Anzahl Wagen weg und machten ungefähr 2 bis 3000 Gefangene. Masséna, der mit der Linken an der Donau marschirte, traf auf seinem Wege überall auf die Arrieregarde der Corps Hiller und Erzherzog Ludwig und konnte auf der andern Seite des Flusses die Truppen des Erzherzogs Karl gewahren, welche durch die Defiléen Böhmens kamen, um die Brücke von Linz zu besetzen oder zu zerstören. Er fühlte daher bei jedem Schritte die Wichtigkeit, dem Generalissimus bei Linz oder bei Ebersberg zuvorzukommen, und dies weniger um diese Uebergangspunkte zu erobern, als sie dem Feinde wegzunehmen und die Vereinigung aller Streitkräfte der österreichischen Monarchie hinter der Traun zu verhindern. (S. Karte No. 14.)

Am 2. Mai Abends wechselte Masséna vor Efferding einige Flintenschüsse mit der Arrieregarde des Generals Hiller, machte Gefangene und schickte sich an, am nächsten Morgen auf Linz zu marschiren. Am 3. Morgens brach er auf, voraus die leichte Cavallerie Marulaz, zum Schluß die Division Claparède vom Corps Oudinot. Mit Tagesanbruch erschien er vor Linz. Daselbst einrücken, einige Posten, die sich eiligst zurückzogen, werfen und sich der Stadt bemächtigen, war das Werk eines Augenblicks. Die Detaschements Klenau und Stutterheim, die der Erzherzog Karl abgeschickt hatte, um den Uebergang zu besetzen, hatten nur die Brücke von Linz zerstören und die Boote daselbst nach dem linken Ufer hinüberschaffen können. Im Besitz von Linz war Masséna also versichert, daß diese Donaubrücke nicht mehr zur Verbindung der Erzherzöge dienen könne. Allein die zur Vereinigung wahrhaft geeignete Brücke war die von Mauthausen, die zwei Meilen unterhalb lag und, wie gesagt, von der Traun gedeckt wurde. So lange man nicht Meister dieser letztern war, war es möglich, daß sich der Erzherzog Karl derselben bediente, um sich mit dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig zu vereinigen und man wußte in der That nicht, ob die Detaschements, die man jenseit der Donau bemerkte, die Avantgarden der großen österreichischen Armee oder einfache Detaschements ohne Unterstützung waren. Es war 10 Uhr Morgens. Masséna zögerte nicht, ging im Geschwindschritt durch Linz und begab sich nach der Traun, d. h. vor Ebersberg. Diese Position zeigte sich dem Blicke plötzlich von einer furchtbaren Seite.

Vor sich sah man die Traun, die von der Rechten zur Linken strömte und sich zwischen waldigen Wiesen hindurch in das weite Bett der Donau ergoß. Ueber diesen Fluß hinweg führte eine Brücke von mehr als 200 Klaftern Länge, dann gewahrte man jenseits ein steiles Plateau, über welchem sich das Städtchen Ebersberg und noch höher hinauf das feste Schloß Ebersberg, reichlich mit Artillerie versehen erhob, und endlich sowohl vor der Brücke als auf der Abdachung des Plateaus eine Truppenmasse, die man auf 36 bis 40,000 Mann schätzen konnte. Es lag hierin etwas, was jeden andern Charakter, als den Masséna's herabstimmen und ihm den Gedanken eingeben konnte, zu warten, zumal wenn er die ganz einfache Betrachtung anstellte, daß einige Meilen oberhalb Ebersberg an diesem Tage oder im Laufe des nächsten mehrere französische Colonnen ihren Uebergang bewerkstelligen und die Position überflügeln sollten. Allein diese Gewißheit verhinderte nicht, daß die Erzherzöge sich nicht vielleicht noch im Laufe des Tages mittelst der Brücke von Mauthausen vereinigen konnten, wenn man dieselbe in ihrer Gewalt ließ. Es war also ein wirkliches Interesse, sie ihnen auf der Stelle zu nehmen und sich der Stadt und des Schlosses Ebersberg zu bemächtigen. Uebrigens entscheidet man sich im Kriege weit mehr nach

seinem Charakter, als nach seiner Vernunft, und Masséna, der dem Feind begegnete, mit dem er sich in diesem Feldzuge noch nicht Mann gegen Mann hatte messen können, empfand jetzt nur einen Wunsch, sich nämlich auf ihn zu werfen und sich einer für entscheidend geltenden Position zu bemächtigen.

Vor der Brücke von Ebersberg befanden sich um das Dorf Kleinmünchen österreichische Tirailleurs und einige Posten leichter Cavallerie. General Marulaz ließ beide angreifen und durch die Säbelwaffe vertreiben. Die Cavallerie ritt über die Brücke zurück, die Tirailleurs postirten sich in die Gärten und Häuser von Kleinmünchen. Die erste Brigade von Claparède, die der unerschrockene Cohorn befehligte, marschirte hinter der leichten Cavallerie Marulaz. Dieser eben genannte General Cohorn, der von dem berühmten holländischen Ingenieur Cohorn abstammte, barg in einem kleinen schwächlichen Körper eine der feurigsten und energischsten Seelen, die Gott jemals einem Kriegsmanne verliehen. Er war würdig, der Vollzieher des ungestümen Willens Masséna's zu sein. Kaum ist er an Ort und Stelle angelangt, so eilt er auch an der Spitze der Voltigeurs seiner Brigade nach dem Dorfe Kleinmünchen, bemächtigt sich zuerst der Gärten, wirft sich dann in die Häuser, nimmt gefangen oder tödtet, was dieselben besetzt hält, dringt jenseit des Dorfes vor und gelangt bis zum Eingange der Brücke, die, wie erwähnt, mindestens 200 Klaftern lang, mit Brandfaschinen gespickt und dicht mit den Geschützen des Feindes besetzt war. Jeder Andere, als der General Cohorn hätte Halt gemacht, um erst die Befehle des Marschalls Masséna einzuholen. Allein der kühne General begiebt sich, den Degen in der Hand, zuerst auf die Brücke, schreitet im Geschindschritt darüber weg, tödtet oder nimmt gefangen, wer ihm den Uebergang streitig machen will, läßt allerdings auch viele der Seinigen todt oder verwundet auf der Brücke zurück, rückt jedoch immer vor und wirft, nachdem er den Paß überschritten, seine Angriffscolonnen auf das Plateau, das mit österreichischen Infanteriemassen bedeckt ist. Unter einem Hagel von Kugeln ersteigt Cohorn mit demselben Feuereifer die steile Erhöhung, die nach Ebersberg führt, dringt in die Stadt ein, rückt auf einen großen Platz vor, welchen das Schloß beherrscht und zwingt endlich die Oesterreicher, sich auf die rückwärts befindlichen Höhen zurückzuziehen. Leider behalten sie das Schloß und lassen von seinen Mauern herab ein vernichtendes Feuer auf das von uns eroberte Städtchen regnen.

Während dieser Reihe tollkühner Thaten ergreift Masséna, der am Fuße seiner Position stehen geblieben, seine Maßregeln, um Cohorn zu unterstützen, welcher bis jetzt nur mit der Avantgarde der Oesterreicher zu thun gehabt, sie aber bald alle auf dem Halse haben sollte. Um der furchtbaren Artillerie des Plateaus die Spitze zu bieten, zieht er die Geschütze des ganzen Armeecorps herbei und stellt sie so vortheilhaft als möglich auf. Unsere stets ebenso einsichtsvollen als unerschrockenen Artillerieoffiziere suchen durch wohlgerichtete Schüsse und durch gute Wahl der Aufstellung die Nachtheile ihrer Position auszugleichen. Eine entsetzliche Kanonade entspinnt sich so von einem Ufer der Traun zum andern. Hierauf wirft Masséna über das lange Defilé der Brücke die beiden anderen Brigaden von Claparède, die von Lesuire und Ficatier, und giebt ihnen auf, das Plateau zu ersteigen und dem General Cohorn Hülfe zu bringen. Dann sendet er eine Menge Adjutanten ab, um die Ankunft der Divisionen Legrand, Carra Saint-Cyr und Boudet zu beschleunigen, die man höchst nöthig braucht, um dieses furchtbare Abenteuer zu bestehen. Er selbst hält mitten unter den Flinten- und Kanonenkugeln, um seine Befehle zu ertheilen und Alles übersehen zu können.

Die beiden Brigaden Lesuire und Ficatier kamen zur gelegenen Zeit an, denn der General Hiller marschirte wieder vorwärts, hatte sich bereits mit ansehnlichen Truppenmassen auf Cohorn gewendet und diesen genöthigt, nach Ebersberg zurückzukehren und selbst den großen Platz zu räumen. Die Franzosen nehmen ihn von Neuem, verjagen die Oesterreicher wieder und versuchen sich des Schlosses zu bemächtigen, dem sie sich nähern, ohne eindringen zu können. Allein die Oesterreicher erkennen die Wichtigkeit dieses Postens, kehren zahlreicher zurück, was ihnen bei einer Zahl von 36,000 gegen 7 bis 8000 Mann leicht ist, stürzen in Masse auf das Schloß, treiben die Franzosen zurück, rücken in die Stadt ein, durchziehen dieselbe und gelangen so nochmals auf den großen Platz. Der tapfere Claparède flüchtet sich nun mit seinen Offizieren in die Häuser, die den Platz auf drei Seiten begrenzen, setzt sich darin fest und läßt den Feind aus den Fenstern mit einem Kugelhagel überschütten. Man streitet mit Wuth um den Besitz dieser Häuser, während die Artillerie des Schlosses dazwischen donnert und auf Freund und Feind feuert. Haubitzen stecken das unglückliche Städtchen in Brand, wo es bald so glühend heiß wird, daß man kaum noch athmen kann.

Das entsetzliche Blutbad dauert fort und da die Wuth dem Kampfmuth die Wage hält, so neigt sich der Vortheil auf die Ueberzahl. Die Franzosen sind im Begriff in die Traun gestürzt und für ihre Kühnheit bestraft zu werden, als zum Glück die Division Legrand, mit ihrem unerschrockenen General an der Spitze, zum Vorschein kommt. Legrand, stets ruhig und kühn in der Gefahr, mit dem Ausdruck seiner kriegerischen Tugenden auf dem männlich-schönen Antlitz, trifft an der Spitze von zwei alten Regimentern, dem 26. leichter Infanterie und dem 18. Linienregimente, ein. Er begiebt sich auf die mit Todten und Verwundeten bedeckte Brücke. Um sie passiren zu können, muß man eine Menge Leichname, vielleicht noch athmende Verwundete in die Traun werfen. Endlich überschreitet man sie und begegnet nun einem neuen Gedränge von zurückgeworfenen Streitern, die sich zurückziehen oder von Verwundeten, die man fortschaffte. Als ein Offizier dem General Legrand die Position erklären will, antwortet dieser kurz: „Ich brauche keinen Rath, sondern Platz für meine Division.“ — Man stellt sich auf, man rückt vor,

das eine Regiment zur Rechten, um die Oesterreicher zu überflügeln, die Ebersberg von außen einschließen, das andere im Centrum auf der Hauptstraße der Stadt. Während mehrere von Legrand's Bataillonen, in Angriffscolonnen formirt, die Oesterreicher, die die Stadt umgeben, zurückdrängen, gelingt es anderen mitten durch die Stadt auf den großen Platz vorzurücken, diesen mit ihren Bajonneten zu säubern, und so Claparède, der sich nicht mehr halten konnte, zu befreien. Hierauf macht Legrand einen Angriff auf das Schloß und ersteigt dasselbe unter einem mörderischen Feuer. Seine Sappeurs schlagen mit Aexten die verschlossenen Thore ein, dann dringt er in das Innere und läßt Alles, was er daselbst vorfindet, über die Klinge springen. Von diesem Augenblick an ist Ebersberg unser, aber es ist nur noch ein Haufen rauchender Trümmer, aus denen ein unerträglicher Geruch aufsteigt, der von den verbrennenden Leichnamen herrührt. Man eilt von diesem Ort hinweg, der ebenso schrecklich anzuschauen, als schwer zu erobern war. Jetzt rückt man abermals gegen die Oesterreicher vor, die sich auf einer Hügelreihe rückwärts in Schlachtordnung aufgestellt haben. Als diese von Weitem in der Ebene zwischen Linz und Ebersberg die langen Reihen der Divisionen Carra Saint-Cyr und Boudet ankommen und zu ihrer Linken eine Masse französischer Cavallerie, welche bei Wels die Traun überschritten, ankommen sehen, da glauben sie, diesen furchtbaren Kampf nicht länger bestehen zu können und ziehen sich zurück. So überlassen sie uns den Einfluß der Traun und den wichtigen Uebergangspunkt Mauthausen. Uebrigens war die an diesem Ort geschlagene Brücke verschwunden; Streifschaaren des Erzherzogs Karl hatten sie zerstört und ihre Boote nach Krems geschickt.

Jene Cavallerie, die man bemerkt hatte, waren ungefähr 1000 Reiter, welche Lannes, nachdem er ohne weitere Schwierigkeiten die Traun bei Wels überschritten, unter dem General Durosnel abgeschickt hatte, um die Position der Oesterreicher zu überflügeln. Es ist demnach sicher, daß Masséna, hätte er errathen können, daß der Erzherzog Karl sich nicht mit seiner Armee zu Mauthausen befand und daß ein wenig aufwärts bereits ausgeführte Uebergänge die Position von Ebersberg ebenso schnell zu Fall gebracht hätten, das in diesem furchtbaren Angriff vergossene Blut wohl hätte sparen können. Die blutige Wahlstatt war entsetzlich anzusehen und die Stadt Ebersberg stand so in Flammen, daß man die Verwundeten nicht herausschaffen konnte. Um zu verhindern, daß die Feuersbrunst auch die Brücke ergreife, hatte man sogar den Theil ihrer Bedeckung, der sich an beiden äußersten Enden befand, wegnehmen müssen, so daß zwischen den Truppen, welche die Traun passirt und denen, die zu ihrer Hülfe herbeikamen, die Communication einige Stunden hindurch unterbrochen war. Dieses Gemetzel kostete uns 1700 Mann an Todten, Ertrunkenen, Verbrannten und Verwundeten. Die Oesterreicher verloren 3000 Mann Kampfunfähige, 4000 Gefangene und viele Fahnen und Kanonen. Sie zogen über so große Verwegenheit erschrocken ab. Wir hatten also große Entschädigungen für diesen blutigen Tag und die moralische Wirkung desselben mußte der materiellen Wirkung gleichkommen.

Angezogen durch die Heftigkeit der Kanonade eilte Napoleon in Galopp herbei. Obgleich er an die Schreckniſſe des Krieges gewöhnt war, so empörten sich doch alle seine Sinne bei diesem grauenerregenden Schauspiel, welches die Nothwendigkeit des Kampfes nicht hinreichend rechtfertigte, und hätte er das kriegerische Genie Masséna nicht zu sehr bewundert, hätte er die Energie nicht stets hoch angeschlagen, so würde er vielleicht einen Tadel über das Geschehene ausgesprochen haben. Er that dies zwar nicht, wollte aber auch nicht länger in Ebersberg bleiben und verlegte sein Quartier außerhalb desselben mitten unter seine Garden.

Trotz des festbeschlossenen Plans, sich hinter der Traun bei Linz oder Mauthausen mit seinen Brüdern zu vereinigen, war der Erzherzog Karl weder schnell genug marschirt, noch hatte er seine Bewegungen gut genug berechnet, um zur gehörigen Zeit in Linz einzutreffen. Er war erst zu Budweis in Böhmen (Vergl. Karte No. 14.), als Masséna so stürmisch über Linz und Ebersberg hinausging und so blieb ihm nur noch der Ausweg von Krems, den er erreichen konnte. General Hiller und Erzherzog Ludwig waren im Begriff sich über Enns, Amstetten und St. Pölten dorthin zu begeben und fuhren fort, alle Brücken über die Flüsse zu zerstören, die von den norischen Alpen nach der Donau strömen. Was den Erzherzog Johann anlangt, so war es noch weniger wahrscheinlich, daß er zeitig genug eintreffen würde, ja daß er es überhaupt wagen sollte, in die Alpen einzudringen, während er zu seiner Linken den Prinz Eugen ließ und Gefahr lief, auf seiner Rechten der großen Armee Napoleon's zu begegnen, in welche er wie in einen Abgrund hineingestürzt wäre. Man durfte also kaum auf ihn rechnen. Es genügte aber schon, um irgend einen Glückswechsel herbeizuführen, daß der Erzherzog Karl über Krems dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig die Hand reichte, welche beide ihren Rückzug längs der Donau bewerkstelligten; denn nachdem er viele Zeit darauf verwendet, Nachzügler an sich zu ziehen, Landwehren zu sammeln und die dritten Bataillone der galizischen Regimenter einzurangiren, kam er mit mehr als 80,000 Mann an und konnte im Verein mit seinen beiden Unterfeldherren, die auch mindestens 30,000 bei sich hatten, sich mit 110,000 Streitern in St. Pölten befinden. Dann war es möglich, Napoleon den Sieg streitig zu machen, und gewann man ihn, so wurde das französische Kaiserthum, anstatt erst 1814, bereits 1809 gestürzt.

Napoleon war entzückt darüber, den Erzherzögen durch die Besetzung von Linz und Mauthausen die erste Möglichkeit einer Wiedervereinigung genommen zu haben und marschirte nun schleunig auf Krems, um ihnen diese letzte Zuflucht zu nehmen und Wien zu erreichen, bevor ihm irgend ein Hinderniß den Einzug verwehren konnte.

Nach der Traun zeigte sich die Enns, welche jener parallel fließt und in ihrem Laufe die andere Seite des Plateaus bespült, das man eben überschritten hatte. Aber alle Brücken über die Enns waren von Grund aus zerstört und man brauchte mindestens 24 bis 48 Stunden, um sie wiederherzustellen. Das war eine bedauerliche, aber unvermeidliche Schwierigkeit. Obwohl sich am Morgen des 4. Mais Lannes mit den Divisionen Demont und Saint-Hilaire bereits in Steyer an der Enns befand, und obwohl Bessières bereits mit der leichten Cavallerie, dem Corps Oudinot und einer Division von Masséna die Stadt Enns besetzt hielt, so mußte man doch den ganzen Tag des 5. warten, weil man gezwungen war, die bis auf den Wasserspiegel verbrannten Brücken wiederherzustellen. Erst am 6. Morgens konnte man die Enns überschreiten und auf Amstetten marschiren. Bessières mit der Cavallerie und Infanterie Oudinot's ging zuerst hinüber; ihm folgte bald Masséna, zu welchem Lannes stieß, der sich mit der Hauptcolonne vereinigte, da von jetzt an der Armee eine einzige Straße zwischen dem Fuße der Alpen und der Donau übrig blieb. Ohne Schwertstreich zog man am Abend in Amstetten ein. Tags darauf setzte die Armee ihren Marsch auf Mölk fort, eine schöne Position an der Donau, welche die prächtige Abtei Mölk krönt. Hier errichtete Napoleon sein Hauptquartier. Es blieb nur noch ein Tag, um Krems zu erreichen, wo sich die Brücke von Mautern befindet, die letzte, mittelst welcher der Erzherzog Karl seine Vereinigung mit dem General Hiller und dem Erzherzog Ludwig bewerkstelligen konnte. Man war bereits sicher, ohne Hinderniß hierher zu gelangen, denn nichts zeigte an, daß man eine große Armee vor sich hätte. Am 8. rückte unsere Avantgarde nach St. Pölten, eine wichtige und sehr bekannte Position auf den Seiten des Kahlenbergs, der ein bis zur Donau vorgeschobener Ausläufer der Alpen ist und hinter welchem Wien liegt. (S. Karte No. 14 und 32.) Hier hätte die große Vereinigung der Oesterreicher vor sich gehen müssen, wenn die Erzherzöge Zeit gehabt hätten, zu einander zu stoßen, denn zu St. Pölten befindet sich, unter dem Schutz einer vortrefflichen militairischen Position, die Vereinigung der Straßen von Böhmen, von Italien, von Ober- und Niederösterreich und endlich der Ausgangspunkt nach Wien, der durch die Schluchten des Kahlenbergs führt. Man bemerkte jedoch nur Arrieregarden, die sich auf dem Rückzuge theils links gegen die Brücke von Krems wendeten, um sich hinter der Donau zu decken, theils sich vor uns über den Kahlenberg nach Wien zurückbegaben. Es war daher klar, daß man vor der Hauptstadt keine große Schlacht zu liefern, sondern höchstens nur den Schwierigkeiten eines Angriffs mit stürmender Hand zu trotzen haben würde, wenn Wien vertheidigt werden sollte. Diese Schwierigkeiten konnten allerdings sehr bedenklich werden, wenn der Erzherzog Karl seinen Marsch auf dem linken Donauufer fortsetzte, vor uns auf der Höhe von Wien anlangte, die Donau selbst auf der Taborbrücke überschritt und an diese große Stadt gelehnt uns die Schlacht anbot. Zum Glück ließ jedoch das bis jetzt Geschehene einen solchen Fall kaum fürchten.

Da der Erzherzog Karl, allerdings in der Absicht die Armee zusammenzuziehen und zu verstärken, mindestens zwei Tage zu Cham und noch einige auf dem Wege von Cham nach Budweis verloren hatte, so hatte er die Gegend von Budweis erst am Morgen des 3. Mai, zu derselben Zeit, wo Masséna Ebersberg nahm, erreicht. In der vagen Hoffnung auf eine Vereinigung zu Linz, die gleichwohl wenig wahrscheinlich war, hatte er sich von Budweis nach Freistadt an der Donau begeben (S. Karte No. 32), statt gerade auf Krems vorzurücken, was ihm einen neuen Umweg und einen neuen Zeitverlust erspart haben würde. Bei seiner Annäherung an die Donau hatte er die Besetzung der Stadt Linz und der Traun erfahren, nunmehr die Unmöglichkeit erkannt, seine Vereinigung mittelst jenes Uebergangspunktes zu bewerkstelligen und daher die Straße im Innern von Böhmen über Zwöttel wieder eingeschlagen, wobei er noch immer die schwache Hoffnung nährte, vor uns zu Krems und zu St. Pölten einzutreffen. Da er gleichwohl den Fall im Auge hatte, daß er nicht daselbst eintreffen würde, so ermächtigte er die beiden Generale, welche das rechte Ufer vertheidigten, auf das linke Ufer zurückzugehen, wenn sie sich zu sehr gedrängt fühlen würden, vorausgesetzt, daß sie die nöthigen Truppen nach Wien detaschirten, um diese Hauptstadt gegen einen Handstreich sicher zu stellen. Dies hatten nun General Hiller und Erzherzog Ludwig, als sie nach St. Pölten kamen, in der That ausgeführt. Sie fürchteten, bevor sie Wien erreicht haben würden, mit überlegenen Streitkräften angegriffen zu werden und eine ähnliche Schlappe wie die bei Ebersberg zu erleiden, deshalb waren sie, wie 1805, auf der kremser Brücke über die Donau zurückgegangen, hatten diese Brücke zerstört, alle Boote auf das linke Ufer zurückgezogen und auf der directen Straße von St. Pölten nur ein starkes Detaschement nach Wien abgesendet, um mit der Bevölkerung und einigen Depots bei der Vertheidigung hülfreiche Hand zu leisten.

Das waren die Entschlüsse der österreichischen Generale, welche der einfache Anblick der Umstände zu enthüllen genügte, denn man sah, wie gesagt, zur Linken große Truppenmassen den Uebergang über die Donau bei Krems vollenden, vor sich aber Colonnen in die Schluchten des Kahlenberges einrücken und die Straße nach Wien einschlagen. Consequent in seinem Plane, früher als die Erzherzöge vor den Mauern Wiens zu sein und zu der moralischen Wirkung seines Einzugs in diese Hauptstadt auch noch die materielle der Besetzung dieses großen Depots hinzuzufügen, traf Napoleon alle nöthigen Anordnungen, um sofort daselbst einzutreffen. Von der Abtei zu Mölk, die sein Hauptquartier war, ordnete er folgende Maßregeln an.

Wien konnte man doch nicht mit Cavallerie nehmen, folglich mußte er Infanterie dahin führen. Marschall Lannes sollte am 9. Mai mit der Infanterie

der Generale Oudinot und Demont hinmarschiren. Marschall Masséna sollte ihm unmittelbar nachkommen, während die Masse der Cavallerie längs der Donau vorrücken sollte, um die Ufer derselben zu beobachten, jeden Uebergangsversuch von Seiten des Feindes zu vereiteln und sich endlich gegen die auf dem andern Ufer vereinigte Masse sicher zu stellen. Die leichte Cavallerie wurde, nach Verhältniß der Krümmungen der Donau um den Fuß des Kahlenbergs zwischen Mautern, Tulln und Klosterneuburg ausgebreitet. Die Küraſſiere cantonnirten rückwärts zwischen St. Pölten und Sieghardskirchen. Nachdem diese Vorkehrungen auf unserer Linken getroffen waren, sollte auf unserer Rechten General Bruyère mit seiner leichten Cavallerie und 1000 Mann deutscher Infanterie über Lilienfeld auf der Straße von Italien hinaufgehen, um die Gebirge von Steiermark zu entwaffnen und die Bewegungen des Erzherzogs Johann zu überwachen. Napoleon folgte Lannes und Masséna mit der Garde und einem Theile Küraſſiere. Marschall Davout, der sich bereits von Passau nach Linz begeben, erhielt Befehl, von Linz nach Mölk und von Mölk nach St. Pölten zu gehen, um sich vor Krems den Uebergangsversuchen zu widersetzen, die in unserem Rücken vorgenommen werden könnten oder auch nach Wien zu marschiren, wenn wir unter den Mauern dieser Hauptstadt eine große Schlacht zu liefern hätten. Da jedoch Passau und Linz fast ebenso wichtig waren wie Krems, so sollte General Dupas in Passau bleiben und die Ankunft des Marschalls Bernadotte abwarten, während General Vandamme den Auftrag erhielt, mit den Württembergern Linz zu bewachen. Gleichzeitig widmete Napoleon dem Eintreffen seiner Convois auf der Donau die größte Sorgfalt. Ueberall an dem Ufer, das wir besetzt hatten, hielt er ihnen Häfen in Bereitschaft, wo sie ruhen, Schutz finden und Erkundigung einziehen konnten. Diese Convois waren aus allen Fahrzeugen, die man auf der Donau und ihren Nebenflüssen auftreiben konnte, zusammengesetzt und führten Zwieback, Munition und erschöpfte Mannschaft. Außer den bereits militairisch besetzten Punkten Passau und Linz, ließ Napoleon noch befestigte Posten zu Ips, Waldsee, Mölk und Mautern herstellen. Hier sollten seine Convois den Landweg über St. Pölten wieder einschlagen, weil er der kürzeste und der allein sichere war, denn über denselben hinaus floß die Donau den Oesterreichern zu nah und den Franzosen zu fern. Er glaubte endlich nicht, da, um sich zu schützen, es genug sei, den Uebergang über die Donau zu verwehren, im Gegentheil meinte er, das beste Mittel seinen Rücken zu decken, bestehe darin, daß man sich die Möglichkeit verschaffe, den Fluß passiren zu können, um dem Feinde die Besorgnisse zu erwecken, die wir selbst hegten und ihn auf diese Weise zu nöthigen, seine Kräfte zu zersplittern; deshalb befahl auch Napoleon die Herstellung von zwei Schiffbrücken, zu Linz und zu Krems, aus solchem Material, wie man sichs eben zu schaffen vermöchte.

Nach Beseitigung dieser Sorgen, ließ Napoleon, der am 8. zu St. Pölten eingetroffen war, am 9. über Sieghardskirchen und Schönbrunn auf Wien marschiren. Lannes und Bessières rückten in erster, Masséna in zweiter, die Garde und die Küraſſiere in dritter Linie vor. Marschall Davout folgte nach und ließ die Posten hinter sich zurück, die wir zur Linken an der Donau, zur Rechten auf den Straßen von Italien bereits angeführt haben.

Am 9. Mai Abends übernachtete General Oudinot in Sieghardskirchen. Am 10. Morgens rückte die Brigade Conroux von Oudinot's Corps auf der Straße von Schönbrunn vor die Vorstadt Mariahilf, gerade einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten. Dieser zugleich so geschickte und so reißend schnelle Offensiv-Marsch war dem von 1805 in denselben Gegenden und dem von 1806 durch Preußen würdig; er wurde durch nichts in der Geschichte übertroffen. Es war 10 Uhr Morgens. Napoleon kam zu Pferde herbeigeeilt, um persönlich die Operationen gegen die Hauptstadt Oesterreichs zu leiten, die er auf der Stelle einnehmen, dabei aber nicht zerstören wollte. Hier wie in Madrid hatte er tausend Gründe, sich die Thore der Stadt öffnen zu lassen, ohne sie durch Feuer und Schwert zu erbrechen.

Der Erzherzog Karl hatte die Zeit mit unnützen Umwegen verloren und war am Morgen des 10. nicht nahe genug, um Wien zu retten. Gleichwohl konnte diese Hauptstadt vertheidigt werden. Wir haben früher schon ihre Gestalt und ihre Befestigungswerke beschrieben. Daher sei hier nur kurz noch daran erinnert: Das Centrum Wiens, d. h. die alte Stadt, ist mit einer schönen und regelmäßigen Befestigung umgeben, die im Jahre 1683 den Türken Widerstand leistete. Seitdem hat die ununterbrochene Vermehrung der Bevölkerung mehrere prachtvolle Vorstädte entstehen lassen, deren jede so groß als die innere Stadt ist. Diese Vorstädte selbst sind mit einer nicht sehr hohen, mit Erdwällen versehenen und im Zickzack laufenden Mauer gedeckt, welche keine Außenwerke hat, aber sich mehrere Tage zu halten im Stande ist. Endlich gab es zu Wien auch dasjenige, was Napoleon stets als das tüchtigste Vertheidigungsmittel betrachtet hatte, nämlich Holzvorräthe, welche die Alpen und die Donau in außerordentlicher Menge dorthin schaffen. Man konnte sich also daselbst verschanzen und bei einem gegen die Fremden sehr erbitterten Volke, wie es die Wiener in diesem Augenblicke waren, mit leichter Mühe zahlreiche Arbeiter finden. Das wiener Zeughaus enthielt 500 Stück Geschütze. Ungarn konnte ungeheure Massen von Lebensmitteln dahin strömen lassen, und durch diese sämmtlichen Mittel war es möglich, den Widerstand hinreichend zu verlängern, um die Erzherzöge noch vor der Uebergabe eintreffen zu lassen. Man begreift daher nicht, daß die Oesterreicher, die es doch mit Napoleon, diesem so furchtbaren Eroberer von Hauptstädten, zu thun hatten, nicht an die Vertheidigung Wiens hätten denken können.

Es ist oft von den Fehlern des Erzherzogs wäh-

rend dieses Feldzuges gesprochen worden. Unstreitig ist der wichtigste der, Wien nicht in Vertheidigungszustand gesetzt zu haben. Der General Hiller und der Erzherzog Ludwig würden, in die Ringmauer dieser Hauptstadt eingeschlossen, hinter all den Werken, die man hätte ausbessern oder neu aufführen können, Wien uneinnehmbar gemacht haben. Die dann unter seine Mauern herangezogenen Armeen von Italien und Böhmen wären nicht leicht zu schlagen gewesen. Im offenen Felde eine Hauptschlacht gegen Napoleon gewinnen, war ohne Zweifel ein tollkühnes Vornehmen, zumal wenn man zu dieser entscheidenden That durch kühne und geschickte Manoeuvres gelangen mußte. Aber an der Spitze aller Streitkräfte der österreichischen Monarchie und angelehnt an die Mauern seiner Hauptstadt eine Defensivschlacht anzunehmen, dies hieß Napoleon die einzige Verlegenheit bereiten, an welcher sein damals allmächtiges Glück scheitern konnte.

Statt dessen hatte man aus Mangel an Umsicht oder aus Scheu vor derartigen Vorkehrungen oder aus Furcht, die Hauptstadt in ein Schlachtfeld umzuwandeln, zu Wien nichts vorbereitet, um sich zu vertheidigen. Man hatte nicht daran gedacht, die Vorstädte mittelst der sie umgebenden terrassirten Mauern zu sichern, sondern sich damit begnügt, den alten befestigten Platz mit seinen Kanonen zu besetzen, die er nur zur Beschießung der Vorstädte verwenden konnte. Statt aller Vertheidiger hatte man nur einige Leute aus den niedrigsten Volksschichten auf die Beine gebracht, denen man Flinten in die Hände gegeben hatte und die die Besatzung um höchstens 2 bis 3000 Tollköpfe vermehrten. Diese von dem Erzherzog Maximilian commandirte Besatzung bestand aus einigen Landwehrbataillonen, einigen Depots und einem Detaschement vom Corps Hiller, zusammen etwa 11 bis 12,000 Mann. Der junge Chef der Besatzung, voll Eifers, aber ohne Erfahrung, hatte die starken oder schwachen Seiten des wichtigen Postens, den er zu bewachen hatte, keineswegs studirt und sein ganzer Enthusiasmus hatte sich in ebenso heftigen, als unfruchtbaren Proclamationen erschöpft.

Kaum war die Cavallerie Colbert's und die Infanterie des Generals Conroux (Division Tharreau) an dem durch ein Gitter verschlossenen Thore der Vorstadt Mariahilf erschienen, als in den angrenzenden Straßen eine Art Volkstumult ausbrach. (S. Karte No. 48.) Man hatte die Bevölkerung getäuscht und ihnen vorgesagt, die Franzosen wären geschlagen, der Erzherzog Karl wäre Sieger; wenn sich letzterer noch in Böhmen befände, so geschähe dies in Folge geschickter Manoeuvres; Napoleon würde zwar eine Division nach Wien detaschiren können, um die Hauptstadt zu bedrohen, allein diese Division würde bald durch die Rückkehr des siegreichen Erzherzogs Karl überwältigt werden; man müsse sich daher einem derartigen Versuche, wenn er wirklich stattfände, widersetzen, denn derselbe könne nur eine Tollkühnheit oder eine Frechheit des Feindes sein. Der Pöbel rannte daher durch die Straßen und stieß ein Wuthgeschrei aus, das übrigens für die friedlichen Bewohner schreckenerregender als für die Franzosen war. Auf der Stelle wurden die Häuser und die Läden geschlossen. Ein an den Generalstab des Platzes abgeschickter Parlamentair wurde angegriffen und verwundet. Man nahm sein Pferd und führte auf demselben den Fleischerburschen in Triumph herum, der diese Verletzung des Völkerrechts begangen hatte. Inzwischen machte die Colonne des Generals Tharreau an den Gittern der Vorstadt Halt und wartete auf die Oeffnung derselben. Plötzlich ersteigt ein französischer Offizier, Hauptmann Roidot, das Gitter und zwingt mit dem Säbel in der Faust den Wächter, die Schlüssel auszuliefern. Unsere Colonnen rücken hierauf ein, die Cavallerie Colbert im Galopp, die Infanterie Conroux im Sturmschritt. Man treibt die Besatzung vor sich her und gelangt so bis zur alten Stadt, deren Ringmauer verschanzt und bewaffnet ist. Kaum ist man auf der Esplanade angekommen, welche die Vorstädte von der innern Stadt trennt, als das Geschütz der Wälle Kartätschen auf uns wirft. Einige unserer Leute werden verwundet, unter ihnen General Tharreau. Jetzt wird der Platz auf allen Punkten eingeschlossen und zur Uebergabe aufgefordert; er antwortet jedoch nur mit einem Hagel von Kanonenkugeln, die einzig und allein den schönen Wohnungen der Vorstädte Schaden zufügen.

Da jedoch Napoleon sah, daß man mit dem Angriffe, wenn man auch noch so schnell zu Werke ginge, in einem Tage nicht zum Ziele gelangen würde, so postirte er sich zu Schönbrunn und erwartete hier das Eintreffen seiner Hauptarmee. Er ernannte den General Andréossy zum Gouverneur von Wien, da dieser, früher sein Gesandter in Oesterreich, die Hauptstadt ebenso gut kannte, als er selbst gekannt war. Napoleon wollte dadurch andeuten, daß er nicht beabsichtige, mit Strenge zu verfahren, denn zu einer solchen Rolle würde er nicht einen Mann erwählt haben, der mehrere Jahre hindurch unter der wiener Bevölkerung gelebt hatte. Zu dieser Ernennung fügte er noch eine beruhigende Proclamation, in welcher er an das ausgezeichnete Verhalten der französischen Armee im Jahre 1805 erinnerte und ebenso gute Behandlung versprach, wenn man sich gegen die Franzosen so benähme, daß man dieselbe verdiene.

Auf der Stelle begab sich General Andréossy in die Vorstädte, organisirte in jeder derselben aus den vornehmsten Einwohnern Municipalitäten, bildete eine Bürgergarde zur Aufrechthaltung der Ordnung und suchte Communicationen mit der innern Stadt herzustellen, um einer Vertheidigung ein Ende zu setzen, die nur für die Wiener selbst verderblich werden konnte. Da man das Feuer fortgesetzt und einigen Schaden angerichtet hatte, so stellte eine Deputation der Vorstädte den Antrag, sich zum Erzherzog Maximilian zu begeben und ihn zur Einstellung eines nutzlosen Widerstandes aufzufordern. Bevor die Deputation einen solchen Schritt unternahm, begab sie sich zu Napoleon und vernahm aus seinem Munde Worte der Beruhigung, deren Mittheilung an die Bewohner

der befestigten Stadt man für wichtig hielt. Darauf begab sie sich am Morgen des 11. Mai in das Innere Wiens. Eine neue Kanonade war die Antwort auf diesen versöhnenden Schritt. Napoleon hielt sich nun nicht länger; er beschloß Feuer und Schwert anzuwenden, jedoch in solcher Weise, daß, soweit möglich, den unglücklichen Vorstädten die Folgen eines Gefechts erspart würden, das zwischen der alten und neuen Stadt vor sich gehen sollte.

Unsere Truppen waren über Sieghardskirchen und Schönbrunn vor der Vorstadt Mariahilf angekommen. (S. die Karten No. 48 und 49.) Napoleon suchte einen andern Angriffspunkt. Er machte in Masséna's Begleitung zu Pferde von der Südseite aus die Runde um den Platz und begab sich auf der östlichen Seite nach der Stelle, wo derselbe an die Donau stößt. Hier bespült ein von dem großen Arme der Donau getrennter Nebenarm die Stadt, versieht ihre Gräben mit Wasser und trennt sie von der bekannten Promenade des Praters. Auf dieser Seite konnte man Batterien errichten, die zwar die befestigte Stadt mit ihrem Feuer überschütteten, aber das Feuer dieser letzteren nur auf sehr dünn gesäete Wohnungen und auf die Inseln des Flusses lenken konnten. Wenn man den Uebergang über diesen Arm bewerkstelligte, bemächtigte man sich überdies des Praters und wenn man ein wenig gegen Nordosten hinaufging (viel deutlicher aus der Karte No. 49 zu ersehen), isolirte man Wien von der großen Taborbrücke, die nach dem linken Ufer führt. Ebenso trennte man es auch von jeder äußern Hülfe; man nahm dem Erzherzog Karl die Möglichkeit, hineinzugelangen und raubte endlich seinen Vertheidigern den Muth, sich darin einzuschließen, denn sie waren gewiß, bis auf den letzten Mann gefangen zu werden. Besonders konnte sich der Erzherzog Maximilian nicht entschließen, darin zu bleiben, da er sicher sein konnte, binnen 48 Stunden unser Gefangener zu werden.

Napoleon ließ auf der Stelle Schwimmer aus der Division Boudet in diesen Arm der Donau, um dessen Ueberschreitung es sich handelte, springen und am linken Ufer einige Kähne suchen. Sie thaten es unter der Anführung eines tapfern Adjutanten des Generals Boudet, Namens Sigaldi, der einer der ersten von denen war, die sich in den Fluß warfen. Unter den Flintenschüssen der feindlichen Vorposten führten sie die Kähne hinweg und versahen auf diese Weise zwei Voltigeurcompagnien mit dem Mittel, sich auf das andere Ufer zu versetzen. Sie bemächtigten sich eines kleinen im Prater gelegenen Pavillons, des Lusthauses, dessen man sich wie eines verschanzten Postens bedienen konnte. Die österreichischen Grenadiere wurden daraus verjagt und nun postirten sich die Franzosen darin so, daß dieser Pavillon der Kopf der Brücke wurde, die man eiligst aus den in der Umgebung gesammelten Fahrzeugen herrichtete. Gleichzeitig ließ Napoleon an dem Ufer, welches wir besetzt hielten, 15 Geschütze in Batterie auffahren, welche das entgegengesetzte Ufer und von der Seite den Weg bestrichen, auf dem man zu dem Lusthause gelangte. Auf diese Weise besaß man das Mittel, die beiden Voltigeurscompagnien zu unterstützen, bis die vollendete Brücke es möglich machte, zahlreichere Truppen zu ihnen stoßen zu lassen. Man stellte auch, und zwar gleichzeitig, am äußersten Ende der Vorstadt Landstraße, nahe bei dem Arme, den man überschritten hatte, eine Batterie von acht Haubitzen auf. (Siehe Karte No. 49.)

Um 9 Uhr Abends, nach einer neuen Aufforderung und während der Uebergang fortgesetzt wurde, begann man ein verheerendes Feuer auf das befestigte Wien. Binnen einigen Stunden wurden 1800 Haubitzen auf diese unglückliche Stadt geworfen. Die Straßen derselben sind eng, die Häuser hoch, die Bevölkerung ist zusammengedrängt, wie in allen befestigten Stadtbezirken, wo der Raum mangelt; bald brach auf allen Seiten Feuer aus. Das gemeine Volk tobte schreiend durch die Straßen; die wohlhabende und friedliebende Classe, zwischen zwei Schrecken, dem vor den Fremden und dem vor der Menge, getheilt, wußte nicht, was sie wünschen sollte. In diesem Augenblicke erfuhr man im Generalstab des Platzes die begonnene Ueberschreitung des kleinen Donauarmes. Dieses Unternehmen mußte verhindert werden, denn sein Gelingen machte alle Hülfe unmöglich und verurtheilte Alle, welche Wien vertheidigten, dazu, gefangen zu werden. Zwei Grenadierbataillone wurden während der Nacht gegen das Lusthaus beordert, um diesen Stützpunkt für die von den Franzosen angefangene Brücke zu nehmen. Allein die Voltigeure Boudet's waren auf ihrer Hut. Im Lusthause postirt und durch Verhaue gedeckt, erwarteten sie die beiden Bataillone und empfingen sie mit mörderischen, in großer Nähe gegebenen Salven. Gleichzeitig eröffnete die auf unserer Uferseite aufgestellte Artillerie ein Kartätschenfeuer gegen die Flanke dieser beiden Bataillone und brachte sie in Unordnung. Sie kehrten gegen die Höhe des Praters zurück.

Von diesem Augenblicke an war der Uebergang über den Donauarm und die Einschließung Wiens gesichert. Im Schrecken über die in Aussicht stehende Gefangenschaft ging der Erzherzog Maximilian am 12. Morgens aus dieser so ungeschickterweise gefährdeten Hauptstadt. Er flüchtete mit dem besten Theile der Besatzung und ließ dem General Oreilly, der seine Stelle einnehmen sollte, nur einen Haufen schlechter Truppen und einige vom Volke, die man unklugerweise bewaffnet hatte. Nachdem er die Donau überschritten, zerstörte er die Taborbrücke. Wollte nun General Oreilly die Stadt nicht unnützerweise einäschern lassen, so blieb ihm nur ein Weg einzuschlagen: nämlich zu capituliren. Am Morgen des 12. verlangte er die Einstellung des Feuers, die ihm auch bewilligt wurde, und unterzeichnete die Uebergabe, welche für Person und Eigenthum eine Achtung garantirte, deren Beobachtung sich Napoleon angelegen sein ließ und von welcher er sich auf keinen Fall entfernt haben würde, auch wenn die Stadt keine Bedingungen gestellt hätte. Man kam überein, daß die Franzosen am nächsten Tage, dem 13. Mai, in Wien einziehen sollten. Sie zogen in der That daselbst ein, inmitten allgemeiner Unterwerfung und

unter den letzten Aufwallungen eines Volkes, das man vergeblich aufgeregt hatte, ohne die wahren Mittel zu ergreifen um seinen Patriotismus nützlich zu machen.

So hatte denn der durch plötzliche Feindseligkeiten, überraschte Napoleon innerhalb drei und dreißig Tagen mit einem einzigen Schlage seines furchtbaren Degens die Masse der österreichischen Armeen bei Regensburg auseinander gesprengt und mit einem zweiten Schlage die Thore von Wien erbrochen. Er stand jetzt im Schooße dieser Hauptstadt und gebot über die vornehmsten Hülfsquellen dieser Monarchie. Aber noch war nicht Alles vollendet; es fehlte noch viel daran sowohl in Oesterreich als in Deutschland und er mußte noch viel Kraft und Genie entwickeln, um die Feinde aller Art, die er gegen sich erweckt hatte, zu zermalmen. Die Erzherzöge vermochten allerdings nicht mehr ihm an der Spitze von 140,000 Mann eine Defensivschlacht unter den Mauern Wiens anzubieten, und es war sicher ein wichtiges Resultat, eine solche Concentration von Streitkräften auf einem solchen Stützpunkte verhindert zu haben. Es blieb jedoch noch eine große und entscheidende Schwierigkeit zu überwinden, eine der größten, der man im Kriege begegnen kann, nämlich im Angesicht des Feindes einen bedeutenden Strom zu passiren und mit diesem Strom im Rücken eine Schlacht zu liefern. Dieser Schwierigkeit hatte Napoleon nicht vorzubeugen vermocht und sie entsprang nothwendig aus der Natur der Dinge. Als er Regensburg verließ, hatte er in der That die Straße einschlagen müssen, welche die kürzeste war, welche die Erzherzöge isolirt von einander hielt und ihn selbst, im Fall neuer Niederlagen in Italien, dem Prinzen Eugen näher brachte. Er hatte demzufolge dem rechten Donauufer nachgehen und das linke den Oesterreichern überlassen müssen, (S. Karte No. 14.) wobei er ihnen zugleich die Mittel, von einem Ufer zum andern zu gelangen, entzog und dieselben für sich selbst sicherte. Indem er nun den Fluß hinabging, kam er nach Wien und sollte hier den Erzherzog Karl vor sich haben, der mit den Resten des Generals Hiller und des Erzherzogs Ludwig verstärkt, aber durch die Nothwendigkeit, Streitkräfte in seinem Rücken zu lassen, geschwächt, dennoch im Stande war, 100,000 Mann in Linie aufzustellen, sobald man die Donau passiren würde, um ihn zu bekämpfen. Im Jahre 1805 waren die Oesterreicher in Folge der Ereignisse zu Ulm, nur mit Trümmern nach Wien gelangt; dabei hatten sie zu Olmütz die große russische Armee. Damals war es ganz natürlich, daß sie sich entfernten und daß sie sich 40 Meilen weit von der Hauptstadt mit der russischen Armee vereinigten, um bei Austerlitz noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Allein diesmal hatten sie die Hauptmasse ihrer Streitkräfte Wien gegenüber und konnten in der Ferne keine Unterstützung hoffen; es blieb ihnen daher nur ein Weg, nämlich Napoleon zur Verletzung der Kriegsregeln zu bringen, indem sie ihn nöthigten, die Donau vor ihnen zu überschreiten und mit diesem Strom im Rücken die Schlacht zu liefern. Es war nicht mehr bei Austerlitz, es war Wien gegenüber, auf dem linken Donauufer, zwischen Eßlingen, Aspern und Wagram, ewig unsterblichen Namens! wo sich das Geschick eines der größten Kriege der Neuzeit entscheiden sollte. Wir werden bald sehen, was Napoleon Alles that, um die Schwierigkeiten dieser gigantischen Operation zu bewältigen, denn die Regeln, um deren Verletzung es sich handelte, waren zu Zeiten festgestellt worden, wo man Flüsse von 100 bis 150 Klaftern mit Armeen von 30 bis 40,000 Mann zu überschreiten gehabt hatte. Diesmal handelte es sich jedoch um einen Strom von 500 Klaftern, um Armeen von je 150,000 Mann mit 5 bis 600 Geschützen und um einen Uebergang vor gleich starken Truppenmassen, welche die feindlichen Armeen erwarteten, um sie in den Abgrund zu stürzen. Aber das Genie, welches die Alpen besiegt hatte, wußte auch, wie die Donau zu besiegen wäre, so breit und reißend auch dieser Strom sein mochte. Bevor es sich jedoch mit einer solchen Operation beschäftigte, mußte es noch viele vorgängige und nicht minder dringende Geschäfte verrichten, als dasjenige, auf das andere Donauufer zu gehen und die Vernichtung seiner Feinde zu vollenden.

Zunächst mußte er eine sichere Stellung in Wien einnehmen, und sich daselbst so postiren, daß er die großen Hülfsquellen dieser Hauptstadt benutzen, wegen seiner Communicationen außer Sorge sein und hauptsächlich den Prinzen Eugen an sich ziehen konnte, während er gleichzeitig die Vereinigung des Erzherzogs Johann mit dem Erzherzog Karl verhinderte. Sobald die beiden kriegführenden Armeen von Italien durch die den Operationen gegebene Bewegung unter die Mauern Wiens geführt wurden, war es von entschiedener Wichtigkeit, daß dann der Anschluß der einen für Napoleon gesichert blieb, ohne daß dem Erzherzog Karl der Anschluß der andern gestattet wurde. Das war ein schwieriges Problem, das nach Wechselfällen, deren blutige Reihe wir bald vor uns vorüberziehen sehen, auf bewundernswerthe Weise gelöst wurde.

Napoleon war mit den Truppen der Generale Saint-Hilaire, Demont und Oudinot unter dem Marschall Lannes, mit den vier Divisionen Boudet, Carra Saint-Cyr, Molitor und Legrand unter dem Marschall Masséna und endlich mit der Garde und der Cavalleriereserve in Wien eingezogen. Er war genöthigt, dem Feinde, sei es nun vor Wien, im Augenblicke, wo man die Donau passiren mußte, sei es höher aufwärts z. B. bei Krems, die Stirne zu bieten, falls sich der Erzherzog daselbst zeigte, um einen Versuch gegen unsern Rücken zu wagen (siehe Karte No. 14); deshalb stellte er das Corps des Marschalls Davout dergestalt auf, daß sich dasselbe im Laufe eines Tages ganz vollständig nach Krems oder nach Wien begeben konnte. In dieser Absicht wies er ihm Sanct Pölten zum Hauptquartier an, während eine Division von Mautern bis Mölk ausgebreitet, die beiden anderen aber zu St. Pölten concentrirt sein sollten. Die 30,000 Mann des Marschalls Davout konnten demnach, wenn sie sich an der Donau bei Mautern oder Mölk zusammenzogen,

jedem Uebergangsversuche Widerstand leisten und wenn dieser Versuch mit ansehnlichen Mitteln unternommen wurde, der Armee Zeit lassen, von Wien nach dem bedrohten Punkte zurückzukommen. In gleicher Weise konnten sie, innerhalb eines Tages nach Wien versetzt, die Hauptarmee auf wenigstens 90,000 Mann bringen, und diese Truppenmacht genügte, dem Erzherzog Karl jenseits der Donau eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Es war indessen möglich, daß die Gefahr noch weiter rückwärts, nämlich zu Linz, ja selbst zu Passau sich zeigte. Obschon es, der Entfernung wegen, weniger wahrscheinlich war, den Erzherzog Karl sich dorthin wenden zu sehen, so ließ Napoleon doch den General Vandamme mit 10,000 Württembergern zu Linz und ertheilte ihm den Auftrag, die Brücke bei dieser Stadt wieder herzustellen, Brückenköpfe dabei anzubringen und fortwährend Recognoscirungen nach Böhmen zu machen. Außerdem stellte er an den so wichtigen Posten Passau den Marschall Bernadotte, der mit den Sachsen eintraf. Dieser Marschall, der als Verwandter des Kaisers (er hatte eine Schwester der Königin von Spanien geheirathet) zum Fürsten von Ponte-Corvo erhoben worden war, wollte sich dennoch nicht mit seinem Loose zufrieden geben, fand sich an der Spitze der Sachsen in einer seiner nicht würdigen Weise placirt und sandte über diese Truppen äußerst ungünstige, selbst ungerechte Berichte ein; denn wenn die Sachsen auch nicht so viel wie die französischen Truppen werth waren, und wenn sie namentlich auch die Gesinnungen theilten, welche bereits die Herzen in Deutschland bewegten, so ist es doch nicht minder wahr, daß sie sich den Oesterreichern gegenüber im Felde behaupten und ihrer Pflicht eben so gut, wie die Baiern und Württemberger nachkommen konnten. Mit einigen Franzosen, die ihnen zur Unterstützung und als Muster gedient hätten, mußten sie fast diesen Franzosen selbst gleichkommen. Um nun den Fürsten Bernadotte, dessen Klagen lästig zu werden begannen, zufrieden zu stellen, theilte Napoleon die Division Dupas in zwei Theile, ließ unter General Rouyer die deutschen Truppen der kleinen Fürsten zu Regensburg und sandte die französische Brigade unter General Dupas' eigenem Befehle nach Passau. Marschall Bernadotte hatte demnach auf diesem Punkte 4000 Franzosen und 15 bis 16,000 Sachsen, was ein ausgezeichnetes Corps von ungefähr 20,000 Mann ausmachte. Sonach war Napoleon mit 6000 Deutschen zu Regensburg, 20,000 Sachsen und Franzosen zu Passau, 10,000 Württembergern zu Linz und 30,000 Franzosen, alten Soldaten, zu St. Pölten in seinem Rücken in einer ganz sicheren Weise gedeckt, während er auf seiner Front die Mittel zur Lieferung einer Schlacht bewahrte. (S. Karte Nr. 14.)

Er gedachte übrigens nicht fortwährend so viele Truppen zur Bewachung seiner Communicationen zu verwenden und nahm sich vor, sobald die Baiern Tyrol und die Oesterreicher Italien geräumt haben würden, noch mehr Streitkräfte auf den entscheidenden Punkt, nämlich unter die Mauern Wiens hinzuführen. Aus diesem Grunde ordnete er zu Regensburg, Passau, Linz, Mölk und in der Abtei Gottweit bei Mautern großartige und so beschaffene Arbeiten an, daß sich selbst ein sehr schwaches Corps mit vielem Geschütz daselbst mehrere Tage hindurch vertheidigen konnte. Zu Regensburg gab es wenig zu thun, da sich hier eine steinerne Brücke vorfand, und es genügte, die Mauer, welche den Platz umgab, mit besseren Vertheidigungsmitteln zu versehen. Aber zu Passau, am Zusammenflusse der Donau und des Inn ließ er sehr bedeutende Werke herstellen, welche der Anfang zu denen sein sollten, die er später von Baiern verlangen wollte, damit dasselbe in diesem Orte eine Festung ersten Ranges gegen Oesterreich besäße. Er beschloß, daselbst Brücken über die Donau und den Inn nebst doppeltem Brückenkopfe an beiden Flüssen mit einem verschanzten Lager für 80,000 Mann und mit Backöfen für 100,000 Rationen täglich, so wie endlich mit einer ansehnlichen Verproviantirung an Getreide nnd Munition und sehr umfangreichen Hospitälern zu errichten. Diese Anhäufung von Vorsichtsmaßregeln um Passau hatte den Zweck, im Fall einer rückgängigen Bewegung der Armee hinter den beiden Linien der Donau und des Inn einen sicheren Stützpunkt zu verschaffen, denn dieser Feldherr, der die Unvorsichtigkeit hatte, niemals in der Politik ein Mißgeschick vorauszusetzen, nahm letzteres stets für den Krieg an und verwahrte sich dagegen auf eine bewundernswerthe Weise. Zu Linz, dem zweiten Ausgangspunkte von Böhmen her, befahl er gleichfalls die Erbauung einer Brücke mit doppeltem Brückenkopf, so wie die Einrichtung von Backöfen, Vorräthen an Lebensmitteln und Hospitälern. In der schönen Abtei Mölk, welche zwar keiner von den Ausgangspunkten von Böhmen war, jedoch die Donau vortheilhaft beherrschte und weite Räumlichkeiten enthielt, ließ er aus Holz und Erdwerken einen mit sechzehn Geschützen versehenen kleinen Platz ausrüsten, der von 1200 Mann recht leicht vertheidigt werden konnte. Derselbe hatte auch ein Hospital für mehrere tausend Kranke enthalten. Er beschloß ferner die Einrichtung eines ähnlichen Postens in der Abtei Gottweit, Krems gegenüber, in einer gochgelegenen Position, von welcher aus man Alles entdecken konnte, was sich auf einem oder dem andern Donauufer in einer Entfernung von mehreren Meilen zutrug. Endlich sollte zu Krems selbst durch Boote, die man längs des Stromes aufgesammelt hatte, eine Brücke mit doppeltem Brückenkopfe hergestellt werden, so daß man dem Feinde den Uebergang wehren und ihn doch zu unserem eigenen Gebrauche frei behalten konnte. Durch diese Reihe vorsichtiger Maßregeln hatte Napoleon das ganze Donauufer in der besten Weise gedeckt, denn sie dienten zugleich defensiv und offensiv, wehrten dem Feinde den Uebergang, den sie uns frei ließen und erhielten erstern auf diese Weise in beständiger Unruhe. Ferner besaß man für den Fall eines Rückzuges eine Reihe von Echelons auf einer mit Magazinen und Hospitälern jalonnirten Straße, nach welcher zu alsdann die Verwundeten und Kranken vorausgeschickt werden konnten. Endlich hatte man eine Reihe Häfen für die Convois zu Wasser und

auf der Communicationslinie eine Menge von Werken, die von wenig Mannschaft vertheidigt werden konnten, was wieder den Vortheil hatte, daß man für große Schlachttage eine schnelle Concentrirung vom Nachzuge der Armee herbeiführen konnte. So viel vermag die Wachsamkeit des Genies, um die schwierigsten und bedenklichsten Operationen zu sichern.

Neben diesen Vorkehrungen am Flusse, nämlich zur Linken, mußte man noch einige Vorsichtsmaßregeln in den Gebirgen, d. h. zur Rechten, gegen die Aufregung treffen, die sich von Tyrol bis Steiermark erstreckte. (S. Karte Nr. 31.) Zunächst hatte Napoleon den Marschall von Lefebvre beauftragt, Tyrol mit 24,000 Baiern zu unterwerfen von denen 6000 in München zurückbleiben sollten. Nachdem dies geschehen, sollten sich die Baiern nach Passau begeben und daselbst die Sachsen ablösen, die darauf nach Wien marschiren könnten. Nach dem ihm näher gelegenen Steiermark hatte Napoleon bereits den General Bruyère mit ungefähr 1000 Reitern auf der Straße von Italien über Lilienfeld abgeschickt. Den Auftrag, diese Straße zu beobachten, vertraute er seinem Adjutanten Lauriston an, gab ihm außer jenen tausend Reitern des Generals Bruyère noch 2 bis 3000 badische Infanteristen, tüchtige Soldaten, die, weil sie deutsch sprachen, die Einwohner eben so wohl überreden, als einschüchtern und durch das Versprechen einer guten Behandlung zur Ruhe zurückbringen konnten: General Lauriston sollte bis Mariazell hinaufmarschiren und über Neustadt wieder nach Wien gelangen.

Ein anderer Vortheil dieser Bewegnng war die Recognoscirung der Straßen von Italien, auf welchen man das baldige Eintreffen des Erzherzogs Johann erwarten mußte. Da dieser Prinz weder zu Linz noch zu Krems zur Vereinigung mit dem Erzherzog Karl gekommen war, so konnte er nur in der Gegend von Wien zu ihm stoßen, indem er über Klagenfurth, Grätz und Oedenburg durch Kärnthen, Steiermark und Ungarn zog. (S. Karte Nr. 31.) In Bezug hierauf hatte Napoleon zweierlei zu thun: erstens mußte er ihn hindern, unversehens auf Wien zu fallen, wenn er vielleicht plötzlich auf der Straße von Leoben und Neustadt hervorbrach (S. Karte Nr. 32.) und zweitens mußte er ihn zwingen, den größtmöglichen Umweg zu beschreiben, um sich mit dem Erzherzog Karl zu vereinigen, ihn z. B. nöthigen, über Günns, Raab und Komorn, anstatt über Oedenburg und Preßburg zu gehen; denn je größer der Kreis war, den er durchlaufen mußte, um so mehr Aussichten hatte dann auch Napoleon, seine Armee aus Italien an sich zu ziehen und den Erzherzog Karl zu verhindern, auch die seinige am Tage der entscheidenden Schlacht mit sich zu vereinigen. Napoleon erreichte diesen doppelten Zweck, indem er mittelst seiner zahlreichen Cavallerie seine Posten auf geschickte Weise um sich her ausdehnte.

Während daher General Lauriston über Mariazell kommen und sich bei Neustadt, auf der direkten Straße von Italien, aufstellen sollte, wurde General Montbrun, welchen man dem Marschall Davout genommen, der ihn jetzt nicht mehr brauchte, mit zwei Brigaden leichter Cavallerie auf Recognoscirung nach Bruck, mehrere Märsche über Neustadt hinaus auf der nämlichen Straße abgeschickt. (S. Karte Nr. 32.) General Colbert wurde mit Truppen derselben Waffengattung von Neustadt bis Oedenburg und General Marulaz längs der Donau bis Preßburg und unterhalb desselben postirt, Beide mit dem Befehl, stets in Recognoscirung um den Neusiedler See zu sein, um sich auf der Seite von Ungarn her sicher zu stellen. Hinter ihnen cantonnirte die schwere Cavallerie von Haimburg bis Baaden mit der Ordre, sie im Nothfall zu unterstützen. Durch dieses so gut gespannte Netz konnte nichts zum Vorschein kommen, ohne daß man nicht sofort Kenntniß davon erhielt und gleichzeitig war der Erzherzog Johann gezwungen, einen sehr großen Kreis zu beschreiben und die Donau mehr bei Komorn als bei Preßburg zu erreichen, was seine Aussicht, an der unter den Mauern Wiens verbreiteten Hauptschlacht Theil zu nehmen, verringerte.

Während Napoleon, voll Ungeduld diese Schlacht zu liefern, Alles vorbereitete, um ihr einen günstigen Erfolg zu sichern, waren die Armeen, die in Italien wie in Polen, aus der Nähe oder aus der Ferne sich bei seinen Combinationen betheiligen sollten, ebenso wie er selbst mit Märschen und Kämpfen beschäftigt. Die, wenn auch langsam, doch stolz bis zur Etsch gelangten Oesterreicher waren vor dieser Grenzlinie stehen geblieben und hatten sie nicht anzugreifen gewagt, zunächst wegen ihrer natürlichen Stärke, dann wegen der Armee von Italien, die sich reorganisirt und verstärkt hatte und endlich wegen der Ungewißheit, die um diese Zeit über die Ereignisse in Deutschland herrschte. Es war ganz einfach, daß der Erzherzog Johann, bevor er jenseits der Etsch eine äußerst gewagte Operation unternahm, wissen wollte, ob sein Bruder, der Generalissimus, glücklich oder unglücklich an der Donau gewesen wäre. Prinz Eugen hatte auf den Rath des Generals Macdonald dieses Zögern benutzt, um wieder zu Athem zu kommen und um, nicht eben seine Soldaten, die dies nicht nöthig hatten, sondern sich selbst und seine Offiziere, welche die Niederlage von Sacile eingeschüchtert hatte, mit dem Anblick des Feindes vertraut zu machen. In dieser Absicht hatte er sich befleißigt, an der obern Etsch häufige Recognoscirungen vorzunehmen, die oft in förmliche Gefechte umgeschlagen waren. Wirklich fing dieser Prinz an, sich wieder zu ermuthigen, als am 1. Mai, bei einer dieser Recognoscirungen, General Macdonald am Horizonte eine unzählige Menge Wagen erblickte, die nach Friaul zurückzufahren schienen. An diesem Tage wußte man im Hauptquartier des Prinzen Eugen noch nichts von den regensburger Ereignissen und man war um Deutschland eben so besorgt, wie um Italien. General Macdonald, welcher eine solche Bewegung nur Niederlagen zuschreiben konnte, die die Oesterreicher in Baiern erlitten haben mußten, sprengte im Galopp zum Prinzen Eugen und rief, während er ihn bei der Hand ergriff: Sieg in Deutschland! das ist der Augenblick, vorwärts zu mar-

schiren! — Der Prinz drückte ihm hocherfreut die Hand. Sie eilten Beide zu den Vorposten, recognoscirten mit eigenen Augen, und vernahmen bald aus allen Berichten, daß die Oesterreicher den Rückzug antraten. So machte sich der mächtige Impuls Napoleon's auch in der Ferne fühlbar. Sein siegreicher Marsch in Baiern zwang den Erzherzog Johann, umzukehren und nach Friaul zurück zu marschiren. Gern wäre der österreichische Prinz durch die Alpen gezogen, um seinen Brüdern an der Donau Hülfe zu bringen (53), allein er wagte ein solch kühnes Unternehmen nicht; denn wenn er auch wirklich Napoleon in die Flanke fallen konnte, was in dem Fall daß alle Erzherzöge auf denselben Punkt zusammengezogen wären, ein großer Vortheil gewesen sein würde, so setzte er sich doch auch der Gefahr aus, allein in seine Hände zu fallen und erdrückt zu werden. In dieser Situation ging der Erzherzog eiligst zurück und dachte höchstens, noch zur rechten Zeit unter den Mauern Wien's zu erscheinen, wahrscheinlicher aber, auf dem Wege über Steiermark und Ungarn unterhalb Wiens zu seinem Bruder zu stoßen. Wie dem auch sein mochte, seit dem 1. Mai zog sich die österreichische Armee zurück und der Prinz Eugen, der nichts weiter zu thun hatte, als ihr zu folgen, marschirte ihr auf dem Fuße nach, um ihr soviel Schaden als möglich zuzufügen. Aber im nämlichen Augenblicke mußten die Oesterreicher in moralischer Beziehung so viel verlieren, als die Franzosen gewannen. Nunmehr hatten die Oesterreicher keinen andern entschiedenen Zweck, als das Land zu räumen und es mit weniger Energie streitig zu machen, währnd die Franzosen dagegen sich für ihre Niederlagen rächen und es mit um so größerer Lebhaftigkeit und Kühnheit angreifen mußten. Gleich während der ersten Märsche sah man die letztern sich besser als die erstern schlagen, und allabendlich wurden zahlreiche Gefangene und beträchtliche Bagage in die französischen Linien geführt, während man deren keine in die der Oesterreicher einbrachte.

Der Prinz Eugen behielt die von uns bereits beschriebene Eintheilung in drei Corps und einer Reserve bei und rückte mit ungefähr 60,000 Mann im Ganzen, General Macdonald zur Rechten in der Ebene, Grenier im Centrum auf der großen Straße von Friaul, Baraguey-d'Hilliers zur Linken längs der Gebirge und die Reserve rückwärts, vor. Die Dragoner Grouchy's und Pully's sprengten an der Spitze und sollten die Detaschements und die schlechtbewachten Convois aufheben. Die Straßen waren noch schlecht, die Brücken zerstört und der Marsch weniger schnell, als man hätte wünschen mögen.

Man rückte am südlichen Abhange der Alpen (S. Karte No. 31.) von der Etsch nach der Brenta, und von der Brenta nach der Piave vor, wie Napoleon auf dem nördlichen Abhange von der Isar nach dem Inn und vom Inn nach der Traun, und zwar so ziemlich zu einer und derselben Zeit. Am 7. Mai Abends befand man sich am Ufer der Piave, deren sämmtliche Brücken vom Feinde abgebrochen waren. Man beschloß, sie zu durchwaten und sich auf die Oesterreicher zu stürzen, welche einen Halt zu machen schienen, offenbar um ihrer Bagage Zeit zum Abmarsch zu geben. Am nächsten Tage gingen die Dragoner Grouchy und Pully mit einer Avantgarde von Infanterie hindurch und warfen sich auf die Oesterreicher. Diese wurden anfangs zurückgedrängt; da sie jedoch ihre Bagage zu vertheidigen hatten, so beschlossen sie Widerstand zu leisten und wendeten sich in Masse gegen die Avantgarde des Prinzen Eugen zurück, der sich in Person bei den Vorposten befand und bald mit Schrecken gewahrte, wie seine Cavallerie und seine Infanterie in Unordnung gegen die Piave zurückgeschlagen wurde. Die Armee hatte den Fluß noch nicht überschritten und die von unsern Truppen, welche zuerst hinübergegangen waren, konnten eine ernstliche Schlappe erleiden. Zum Glück langte der rechte Flügel unter General Macdonald in aller Eile an. Dieser ließ denselben kühn durch den Fluß gehen und sich am andern Ufer postiren. Hierauf kam der General Grenier an und nun marschirte man gemeinschaftlich gegen die Oesterreicher, welche schnell geworfen wurden und viele Kanonen, Bagage, 2500 Todte oder Verwundete und eine fast eben so große Anzahl von Gefangenen in unseren Händen ließen. Von der Etsch bis zur Piave hatte man bereits gegen 2000 Gefangene gemacht. Binnen wenigen Tagen hatte demnach der Erzherzog Johann beinahe 7000 Mann eingebüßt.

Am 9. Mai rückte man in Conegliano ein; am 10. langte man vor dem Tagliamento an, den man durch die Furt von Valvasone überschritt. Die Cavallerie wurde rechts gegen Udine abgeschickt, um Palma-Nova zu entsetzen; das Gros der Armee marschirte links und ging den Tagliamento hinauf nach San Daniele und Osopo. Als die Oesterreicher zu den Engpässen der Carnischen Alpen gelangten, aus denen sie hervorgebrochen waren, wurden sie gezwungen abermals das Schwert zu ziehen, um ihre Bagage zu retten; sie erlitten einen neuen Verlust von 15,000 Mann an Todten, Verwundeten oder Gefangenen. Am 11. uns 12. Mai, in dem Augenblicke, wo Napoleon Wien besetzte, stand kein Feind mehr in Italien. Erzherzog Johann, der mit ungefähr 48,000 Mann in dieses Land eingedrungen war, verließ es mit höchstens 30,000. Das Vertrauen, welches ihn bei seinem ersten Auftreten erfüllt hatte, war von ihm gewichen und vollständig in das Herz seines jungen Gegners übergegangen.

Nachdem der österreichische Prinz über die Alpen zurückgeworfen war, nahm er eine neue Vertheilung seiner Streitkräfte vor. Von Villach auf Laibach auf der Querstraße, welche von Kärnthen nach Krain geht, detaschirte er den Ban von Croatien Ignaz Giulay, mit wenigen Linienbataillonen, achtzehn Escadronen und mehreren Batterien und beauftragte ihn, die croatische „Insurrection" aufzubieten, hierauf den General Stoïchevich zu unterstützen, der dem General Marmont gegenüber stand und auf diese Weise Laibach gegen die französischen Armeen von Italien und Dalmatien zu decken. Nach Absendung dieses Detaschements behielt der Erzherzog Johann nur noch

gegen 20,000 Mann. Sein Entschluß war, entweder über Villach auf Lilienfeld und St. Pölten zu rücken, um sich bei der so lange schon projectirten Vereinigung der Erzherzöge zu betheiligen, oder, wenn es dazu zu spät wäre, die Generale Chasteler und Jellachich über Leoben an sich zu ziehen, und mit diesen von Leoben auf Grätz zu gehen, um sich in Ungarn mit der großen österreichischen Armee zu vereinigen und, je nach dem Plane, über welchen man sich mit dem Generalissimus verständigen mußte, zur Vertheidigung der Monarchie beizutragen. Er wurde jedoch sehr lebhaft von dem siegreichen Prinzen Eugen verfolgt und stand im Begriff, dem Cavallerienetz zu begegnen, welches Napoleon von Bruck bis Preßburg ausgespannt hatte.

Der Marsch des Erzherzogs Johann bestimmte in gewisser Hinsicht auch den des Prinzen Eugen. Dieser letztere war genöthigt, gleichzeitig die Bewegungen des Erzherzogs Johann und die des Ban von Croatien zu überwachen, damit Johann sich so spät als möglich und mit so wenig Streitkräften als möglich dem Erzherzog Karl anschlösse, und damit der Ban die Vereinigung des Generals Marmont mit der französischen Armee von Italien nicht zu verhindern vermöchte. Es war schwer, den verschiedenen Anforderungen dieser Lage zu entsprechen, wenn man wie bisher in einer einzigen Masse marschirte; denn wenn man auch noch so schnell und gut manoeuvrirte, war es doch möglich, daß, wenn man sich unmittelbar auf Wien dirigirte, um Napoleon zu verstärken, der Erzherzog Johann und der mit ihm vereinigte Giulay den General Marmont erdrücken und daß, wenn man dagegen einen Umweg über Laibach machte, um den General Marmont zu unterstützen, der Erzherzog Johann, dem es dann freistand, nach Preßburg zu eilen, das entscheidende Gewicht der österreichischen Armee von Italien in die Wagschale warf. In dieser Ungewißheit schlug der Prinz Eugen einen Mittelweg ein, welcher den Umständen genügend angemessen war. Er gab dem General Macdonald 15 bis 16,000 Mann vortrefflicher Truppen, welche der Straße von Laibach folgen, Palma-Nova entsetzen, Triest nehmen, den General Marmont an sich ziehen, mit diesen eine Masse von 26 bis 27,000 Mann bilden und mit dieser sehr respectabeln Streitmacht über Grätz auf der Straße von Wien wieder zur Armee von Italien stoßen sollten. Er selbst behielt 30 bis 32,000 Mann für sich, und schlug die Straße ein, die ihn am direktesten auf Napoleon führen mußte. Dieser Plan hatte gleichwohl auch seine Unannehmlichkeiten, denn wenn der Erzherzog Johann ein wahrer General gewesen wäre, so hätte er zwischen diesen verschiedenen Corps manoeuvriren und eins nach dem andern schlagen können. Aber dieser geistreiche Prinz hatte im Kriege eine Menge Ideen und verfolgte doch keine einzige mit Entschlossenheit. Zudem hatte er demoralisirte Truppen, die zu solchen raschen Bewegungen wenig fähig waren, welche von Seiten der Soldaten ebensoviel Vertrauen auf den General, als Eingehen in seine Pläne voraussetzt. Der Plan des Prinzen Eugen hatte daher nicht die Nachtheile, die er einem andern Gegner gegenüber hätte haben können. Beide Theile der französischen Armee von Italien trennten sich daher am 14. Mai, um sich nicht früher, als in den Ebenen von Wagram wiederzusehen.

In diesem Augenblicke durchzog General Marmont mit 10 bis 11,000 Mann alter Truppen, die nach der Schlacht bei Austerlitz nach Illyrien geschickt worden waren, die Gebirgsgegenden von Croatien, um sich durch Krain nach Steiermark zu begeben und an die große Armee von Deutschland anzuschließen. Zwischen seinen Colonnen führte er einen Convoi von Lebensmitteln, welchen Pferde des Landes zogen, die später, sobald sie des durch die Armee verzehrten Getreides entledigt waren, zur Fortschaffung der Kranken und Verwundeten benutzt werden sollten. Nachdem er die Banden des Generals Stoïchewich zerstreut hatte, rückte er behutsam in einer gewissen Dunkelheit vorwärts, denn er wußte nicht, welchen Zusammenstoß er zwischen den französischen und österreichischen Armeen erfahren konnte, die beide unvermuthet, als Freunde oder Feinde und an Zahl ihm weit überlegen, vor ihm erscheinen konnten. Er benahm sich auf diesem schwierigen Marsche mit Umsicht und Festigkeit und suchte fortwährend Nachrich- vom General Macdonald zu erhalten, der seinerseits solche über ihn zu erhalten sich bemühte, ohne daß jedoch einer von Beiden seinen Zweck erreichte.

Das Eintreten dieser Ereignisse in Italien hatte deren ähnliche in Tyrol zur Folge gehabt. General Chasteler war durch die Gefahr der Oesterreicher an der Donau aus Wälschtyrol in das deutsche Tyrol hinübergezogen und zunächst nach Innsbruck und von Innsbruck nach Kufstein geeilt. Er hatte einige Vorposten auf der Straße von Salzburg über Lofen und Reichenbach vorgeschoben. Ein anderes österreichisches Corps, das des Generals Jellachich, das man bei Eröffnung des Feldzuges seitwärts vom Corps Hiller marschiren sah, war beim Rückzug, wie beim Vorrücken der Straße gefolgt, welche sich am Fuß der Gebirge hinzieht. Es hatte sich auf Salzburg und von Salzburg auf Leoben zurückgezogen, nachdem es gegen die Division Wrede die Posten Lügpaß und Ortenau vertheidigt. Diese vereinigten Truppen Jellachich's und Chasteler's beliefen sich auf 16 bis 17,000 Mann ohne die Tyroler, und sie hätten, gut commandirt und entschlossen, sich in die Gebirge zurückzuziehen, auf unserer Rechten und in unserem Rücken eine bedenkliche Diversion verursachen können. Allein sie hatten Anweisung erhalten, sich den agirenden Massen anzuschließen; sie waren in mehrere von einander unabhängige Corps eingetheilt, standen schlecht mit den Tyrolern und konnten sich daher nicht eben sehr furchtbar machen. Marschall Lefebvre hatte das Corps Jellachich in das Thal ob der Enns (S. Karte No. 31.) zurückgedrängt und ihm die Division Wrede entgegengestellt; jetzt zog er diese Division wieder an sich, kehrte nach dem Schlosse Kufstein zurück, welches durch eine baierische Besatzung gut vertheidigt war, entsetzte es, ließ die Division Deroy von Rosenheim nach Kufstein herauf-

kommen und drang mit diesen beiden Divisionen hierauf in Deutschtyrol ein, dessen Unterwerfung ihm übertragen war. Dieser alte, wenig zur Leitung einer großen Operation befähigte Offizier war nichtsdestoweniger vortrefflich, wenn es galt, mit Umsicht und Kraft eine Reihe kleiner Gefechte zu liefern. Ueberall trieb er die österreichischen Vorposten zurück und traf endlich am 13. Mai in der Position von Worgel auf den General Chasteler. Dieser hatte sich auf Anhöhen verschanzt und hinter seinen befestigten Werken die österreichischen Truppen, entfernter auf seinen Flügeln aber die tyroler Insurgenten aufgestellt, welche mit großer Geschicklichkeit tiraillirten und ungeheure Felsstücke herabrollten. Nachdem der alte Lefebvre gegen seine beiden Flügel ein für unsere Truppen nachtheiliges Tirailleurgefecht versucht hatte, griff er den Feind in der Front an, nahm unter einem furchtbaren Feuer die Position Chasteler's, machte ungefähr 3000 Gefangene, zerstreute die Insurgentenhaufen und brachte den Oesterreichern eine vollständige Niederlage bei. Darauf steckte er unterwegs einige tyroler Dörfer in Brand und rückte gegen Innsbruck, das man ihm unter gewissen Bedingungen übergeben wollte. Es gelang ihm jedoch, daselbst ohne irgend etwas zu bewilligen, einzuziehen, Dank der Uneinigkeit der Tyroler, von denen die Einen sich ergeben, die andern den äußersten Widerstand leisten wollten. Im Besitz von Innsbruck konnte er sich der Unterwerfung Tyrols für versichert halten. Allein der Sandwirth Hofer und der Major Teimer zogen sich auf die unzugänglichsten Gipfel zurück, welche das deutsche Tyrol vom italienischen trennen, und waren stets bereit, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbieten würde, wieder ins Thal herabzusteigen. Der General Chasteler mit seiner sehr reducirten Truppe und der General Jellachich mit der seinigen, die ebenso reducirt war, setzten sich jetzt in Marsch, um sich heimlich gegen Ungarn zurückzuziehen, schnitten quer die Straße durch, die von Friaul nach Wien führt, und setzten sich auf dem gefährlichen Zuge dem Uebelstande aus, entweder der Spitze oder dem Nachzuge des Prinzen Eugen zu begegnen.

Demnach fügte sich, nach einem ersten Unfall in Italien und einer lebhaften Bewegung in Tyrol, Alles dem Willen des Eroberers, dessen auf einen Augenblick erschüttertes Glück sich durch die Gewalt seines Genies wieder erhob. Nicht minder hatten sich unsere Zustände in Polen verbessert. Der Fürst Poniatowski behauptete in diesen Gegenden ein ebenso geschicktes als glückliches Verfahren. Nachdem er mit Warschau das linke Weichselufer den Oesterreichern überlassen, hatte er sich gelobt, sie für diesen Vortheil büßen zu lassen, sobald sie auf das rechte Ufer, dessen Besitz er sich gewahrt hatte, würden übergehen wollen. Einige österreichische Corps hatten wirklich die Weichsel zu überschreiten versucht, waren aber von ihm überfallen und vernichtet worden. Während darauf der Erzherzog Ferdinand, im Eifer nach leichten Triumphen, zur Linken der Weichsel von Warschau bis Thorn hinabzugehen fortfuhr und letztern Platz vergebens zur Uebergabe aufforderte, ging Fürst Poniatowski am rechten Ufer des Flusses hinauf, rückte gegen Krakau vor, um diese alte Metropole der polnischen Nationalität zu erobern und entrollte in Galizien das Banner der Insurrection. Auch dort schlugen die Herzen insgeheim für die Unabhängigkeit Polens und beim Anblick des polnischen Helden brach eine heftige Bewegung aus. Wenn die Russen, eifriger und gewandter, den tapfern Poniatowski dadurch unterstützt hätten, daß sie die Weichsel zu Sandomir oder Krakau überschritten, so würden sie dem Erzherzog Ferdinand den Rückzug abgeschnitten haben und dieser wäre niemals wieder über die Grenze zurückgekommen, die er so unbedachtsam überschritten hatte.

Das waren die Ereignisse bis zum 15. oder 18. Mai in Italien, Oesterreich und Polen. Die in Folge der furchtbaren regensburger Operationen erfolgte Einnahme Wiens hatte dem Glücksstern Napoleon's seinen ganzen Glanz zurückgegeben. Deutschland gährte zwar im Stillen, verhielt sich aber besser als beim Anfang des Krieges; der Major Schill war genöthigt, die Oberelbe aufzugeben und sich gegen die Gestade des baltischen Meeres zu flüchten; er fand zwar allerwärts befreundete Herzen, allein nirgends unterstützende Arme; Preußen, durch die anfangs geleugneten, dann zugegebenen Nachrichten von der Donau eingeschüchtert, ließ auf den Major Schill fahnden und richtete an das französische Cabinet Betheuerungen der Freundschaft und Ergebenheit. Napoleon hatte seine Stellung zu Wien gehörig gesichert und seine Straße durch die Anwesenheit der deutschen von den kleinen Fürsten gestellten Truppen zu Regensburg, der Sachsen zu Passau, der Württemberger zu Linz und des Davout'schen Corps zu St. Pölten geschickt jalonnirt; er beschloß jetzt ein Ende zu machen, über die Donau zu gehen und sich auf den Erzherzog Karl zu werfen, der sich mit seiner Hauptarmee ihm gegenüber aufgestellt hatte. Da er sich mit dem Marschall Davout vereinigen und sich also 90,000 Streiter verschaffen konnte, so besaß er auch das Mittel, den Krieg zu beendigen, ohne weder auf den Prinzen Eugen, noch auf den General Macdonald oder auf den General Marmont warten zu müssen. Der Erzherzog Karl hatte sich zwar durch einige auf dem Marsch durch Böhmen aufgenommene Bataillone und durch die Reste der Corps Hiller und Erzherzog Ludwig verstärkt, konnte ihm aber trotzdem nicht mehr als 100,000 Mann entgegenstellen. Darin lag nichts, was ihn einschüchtern konnte. Dieser Armee gegenüber die Donau zu überschreiten war demnach fortwährend die zu besiegende Schwierigkeit, wenn man den Krieg beendigen wollte.

Wie aber einen solchen Strom, in einer solchen Jahreszeit, mit so großen Massen und nicht minder beträchtlichen Massen gegenüber überschreiten? Das war, was Napoleon unaufhörlich durch den Kopf ging. War es zunächst nothwendig, den Uebergang unter den Mauern Wiens zu bewerkstelligen? Diese erste Frage war in seinem Geiste schon gelöst. (Siehe Karte No. 32.) Zurückzugehen, etwa bis nach Krems, um den Feinde die Operation des Ueberganges zu

verdecken, war unmöglich, denn das gährende und dem Kaiserhause ergebene Wien hätte im Augenblick den Erzherzog Karl herbeigerufen, wenn man es nicht durch Truppenmassen im Zaume gehalten hätte, die dann am Tage der Entscheidungsschlacht gemangelt haben würden. Napoleon wäre also Gefahr gelaufen, mit einem Male die Hauptstadt, die Hülfsmittel, welche sie enthielt, seine Communicationsmittel mit dem Prinzen Eugen und das moralische Uebergewicht seiner Waffen zu verlieren. Weiter hinabzugehen wäre noch weniger thunlich gewesen, denn zu der Gefahr, sich von Wien zu entfernen würde man alsdann eine noch bedeutsamere gesellt haben, nämlich die, seine Operationslinie zu verlängern, sich folglich einen Punkt mehr zu bewachen zu geben und sich 25 bis 30,000 Mann zu entziehen, die bei der Lieferung einer Schlacht unerläßlich waren. Wien war also der nothwendige Uebergangspunkt. Die beiden Gegner waren an diesen Punkt gefesselt, Napoleon aus den eben genannten Gründen, der Erzherzog Karl durch die Anwesenheit Napoleon's.

Mann konnte jedoch eine Meile oberhalb und eine Meile unterhalb passiren, ohne gegen die vorgenannten wichtigen Bedenken zu verstoßen. Die Genieoffiziere hatten die Donau von Klosterneuburg, dem Punkte, wo dieser Strom aus den Gebirgen heraustritt, um sich in der prächtigen Ebene von Wien auszudehnen, bis in die Gegend von Regensburg recognoscirt. (S. Karte No. 32 und 48.) Sie hatten eine große Mannichfaltigkeit in den Schwierigkeiten des Ueberganges nachgewiesen. Vor Wien und ein wenig unterhalb erweiterte sich die Donau, theilte sich in eine Menge Arme, ward dann breiter, aber minder reißend und minder tief. Weiter über Ebersdorf hinab, in der Nähe von Preßburg, verengerte sie sich von Neuem, wurde weniger breit, aber tiefer und reißender und von steilen Ufern eingeschlossen, was für die Herstellung von Brücken ein ernster Uebelstand war.

Napoleon wählte für seine Operation den Wien am nächsten gelegenen Theil der Donau, denn er wollte den Fluß lieber breit als reißend und tief, namentlich aber in mehrere Arme getheilt und mit Inseln besäet finden, da hierdurch die Schwierigkeit verringert wurde, gerade wie es mit einer Last der Fall ist, die man durch Theilung tragbar macht. Napoleon wollte sich besonders der Inseln bedienen, welche den Strom in Arme theilen, um durch dieselben seinen Uebergang zu unterstützen. Fand sich z. B. eine Insel, welche groß genug war, um eine zahlreiche Armee aufzunehmen, nach welcher man sich in Sicherheit und vor den Blicken und Kugeln der Oesterreicher geschützt begeben konnte, eine Insel, hinter welcher es nur noch einen schwachen Arm zu überschreiten gab, um vor dem Feinde zu debouchiren, so mußte dadurch die Schwierigkeit des Ueberganges bedeutend vermindert werden. Mußte man, um dahin zu gelangen, auch die stärkste Wassermasse der Donau überschreiten, was unvermeidlich war, wenn man vor dem Feinde nur noch einen schwachen Arm zu passiren haben wollte, so war es schon der Mühe werth, dies zu versuchen, weil der gefährlichste Theil der Operation alsdann unter dem Schutze dieser Insel, ihres Gehölzes und ihrer Ausdehnung ausgeführt werden konnte. Von dieser Beschaffenheit gab es zwei Inseln, nämlich die Insel Schwarze-Laken, Nußdorf gegenüber, oberhalb Wien, und die Lobau-Insel, zwei Meilen unterhalb, Enzersdorf gegenüber. (S. Karte No. 48.) Napoleon warf seine Blicke auf beide und gedachte seine Chancen zu verdoppeln, indem er versuchen wollte sich beider zu bedienen. Allein der Versuch auf der erstern, der mehr eine Demonstration als ein ernstliches Unternehmen genannt zu werden verdient, scheiterte, weil er mit zu geringen Mitteln und mit zu wenig Wachsamkeit ausgeführt wurde. Der General Saint-Hilaire schickte 500 Mann mit einem Bataillonschef dahin ab, ohne darauf Rücksicht genommen zu haben, daß ein Damm diese Insel Schwarze-Laken mit dem linken Ufer, das die Oesterreicher besetzt hielten, verbindet. Unsere 500 Mann, die auf Kähnen übergesetzt waren und sich durch den kleinen Arm, den sie noch zu überschreiten hatten, gedeckt glaubten, hielten sich gut gegen das Gewehrfeuer und die Kanonade, wurden aber alsbald unverhofft von mehreren Bataillonen angegriffen, die auf dem kleinen Damme herübergekommen waren. Nach einem heroischen Widerstande wurden sie jedoch, da sie über den großen Arm nicht zurückgehen konnten, getödtet oder gefangen. Es wurde uns aber ein Ersatz für diese Schlappe, insofern nämlich die Aufmerksamkeit des Feindes auf den Punkt Nußdorf gezogen und von der Lobau-Insel abgelenkt wurde, über welche Napoleon seinen Hauptversuch mit dem Uebergange machen wollte.

Die Lobau-Insel, um die es sich handelt, eine durch die wunderbaren Ereignisse, deren Schauplatz sie wurde, ewig berühmte Insel, konnte für die Pläne Napoleon's nicht entsprechender gefunden werden. (S. Karte No. 48 und 49.) Sie war zum Theil waldig und gewährte in ihrer Länge eine ununterbrochene Decke von schönen Bäumen zwischen uns und dem Feinde. Dabei war sie sehr umfangreich, denn sie war zwei Stunden lang und fünfviertel Stunden breit, woraus hervorgeht, daß man, selbst wenn man sich in ihrer Mitte befand, gegen die österreichischen Kugeln geschützt war. War man einmal auf der Insel Lobau, so hatte man nur noch einen Arm von 60 Klaftern zu überschreiten, was zwar noch immer eine große Schwierigkeit war, die inzwischen die gewöhnlichen Verhältnisse nicht überschritt. Allein man mußte sich auf diese Insel mit einer zahlreichen Armee versetzen und deshalb die große Donau überschreiten die aus zwei ungeheuern Armen, dem einen von 240, dem andern von 120 Klaftern bestand, welche durch eine Sandbank getrennt waren. Eine Brücke über eine solche strömende Wassermasse zu schlagen, war eine der schwierigsten Aufgaben; da man sie aber unvermuthet, bevor die Oesterreicher etwas davon wahrnehmen konnten, vollziehen mußte, und zwar durch einen plötzlichen auf Kähnen nach der Insel Lobau gewagten Einfall, so wurde die Herstellung dieser Brücke

ausführbar, zumal da sie nicht dem Feinde gegenüber stattfinden sollte. Nur die letzte Brücke über den Arm von 60 Klaftern, der die Lobau von dem linken Ufer trennt, mußte im Angesicht des Feindes hergerichtet werden. Die auf solche Weise getheilte Operation hatte die Möglichkeit des Gelingens für sich. Aber noch blieb eine einzige, aber gewichtige Schwierigkeit übrig, nämlich die Beschaffung der Materialien. Man brauchte nicht weniger als 70 bis 80 Fahrzeuge von starkem Umfang, mehrere 1000 Bohlen und namentlich starke Taue, um die Brücke gegen eine überaus heftige Strömung zusammenzuhalten. Nun hatten aber die Oesterreicher, die leicht voraussehen konnten, daß der Uebergang über die Donau die wichtigste Operation im ganzen Kriege sein würde, bei ihrem Auszuge aus Wien nur hinsichtlich dieses Gegenstandes Umsicht bewiesen. Sie hatten die meisten großen Boote verbrannt oder versenkt und die nicht zerstörten nach Preßburg hinabgehen lassen. Holz war zwar im Ueberfluß vorhanden, aber starkes Tauwerk war rar. Mit einem Worte, es fehlten fast vollständig alle zur festen Verbindung einer Brücke nöthigen Mittel. Die Brücken, die früher vorhanden waren, waren Pfahlbrücken und hatten folglich keine Taue, wie die Schiffsbrücken erfordert. Man hätte entweder Pfähle einrammeln müssen, um die Fahrzeuge daran zu befestigen, was langwierig war, und vom Feinde bemerkt werden konnte, oder man hatte sich starke Anker zu verschaffen. Auf diesem Theile der Donau waren jedoch starke Anker bei der Schifffahrt nicht gebräuchlich, man konnte sie daher nur mit großen Schwierigkeiten auftreiben. Nur in Preßburg oder Komorn würde man eine hinreichende Anzahl gefunden haben. Trotzdem bemühte sich Napoleon das ihm mangelnde Material durch verschiedene Mittel zu ersetzen, bei welchen Bemühungen er durch die Generale Bertrand und Bernetti, der eine vom Genie, der andere von der Artillerie, vielseitig unterstützt wurde.

Was die Fahrzeuge anlangt, so entdeckte man deren einige in Wien, denn diejenigen, welche als Convois die Donau hinabgingen, waren im Allgemeinen nicht groß genug, oder sie waren bereits für die Brücken zu Passau, Linz und Krems zurückgehalten worden. Eine gewisse Anzahl zog man wieder aus dem Wasser heraus, besserte sie aus und machte sie sorgfältig flott. Auf diese Weise verschaffte man sich gegen 90 Stück, die theils dazu verwendet wurden, die Brücke zu tragen, theils das Material bis zu dem Ort, wo es gebraucht wurde, zu schaffen. In Folge von Nachforschungen in dieser großen Stadt entdeckte man auch Tauwerk, denn die Schifffahrt auf einem Strome wie die Donau mußte davon immer einen ansehnlichen Vorrath erfordern. Bohlen wurden aus dem Holze, das die Gegend in Ueberfluß lieferte, geschnitten. Was endlich die Anker betraf, so hätte man diese in den von Wien nicht zu entlegenen Hammerwerken Steiermarks anfertigen lassen können, allein dies würde nur mit großem Zeitverlust sich haben bewerkstelligen lassen und da Napoleon die nöthigen Streitkräfte, um den Erzherzog Karl zu schlagen, zur Hand zu haben glaubte, so wollte er mit demselben auch so schnell, als es nur die Vorsicht gestattete, zum Ziele gelangen. Er kam daher auf den Gedanken, die Anker durch sehr schwere Lasten, die man in den Strom würfe, zu ersetzen, wie z. B. Kanonen schweren Kalibers, die man im wiener Zeughause vorfand, oder auch mit Kanonenkugeln angefüllte Kasten. Wenn der Fluß nicht plötzlich anschwoll, was oft bei frühzeitiger Wärme eintritt, so konnte dieses Mittel genügen. Man verließ sich darauf und ordnete im Voraus die Gewichte, welche statt der Anker dienen sollten, damit man im letzten Augenblicke nur noch die Mühe hatte, sie in den Fluß zu werfen.

Nachdem am 16. und 17. Mai Alles zu Wien in Bereitschaft gesetzt war, ließ man die Materialien bis zur Höhe der Insel Lobau, Ebersdorf gegenüber, hinabgehen. (S. Karte No. 48 und 49.) Gleichzeitig wurde den Truppen, die jenseits der Donau kämpfen sollten, Befehl zur Concentrirung ertheilt. Die sämmtliche Cavallerie, mit Ausnahme einer zur Beobachtung an der ungarischen Grenze zurückgelassenen Jägerdivision, wurde von Preßburg und Oedenburg auf Wien zurückgezogen. Unter der Zahl dieser einberufenen Regimenter befanden sich die 14 Kürassierregimenter. Marschall Davout, der anfangs mit seinem ganzen Corps nach Wien kommen sollte, erhielt Ordre, nur zwei, und zwar die Divisionen Friant und Gudin dorthin zu führen und die Division Morand zwischen Mölk, Mautern und St. Pölten zu vertheilen, um sich den Unternehmungen des Corps Kollowrath, welches Erzherzog Karl bei Linz aufgestellt hatte, entgegenzustellen. Mit den Corps Lannes und Masséna, mit der Garde, der Cavalleriereserve und den zwei Dritteln vom Corps des Marschalls Davout konnte Napoleon ungefähr 80,000 Mann in Linie gegen die Oesterreicher bringen und dies war genug, denn der Erzherzog Karl war außer Stande, mehr als 90,000 Mann ins Feld zu stellen.

Das Uebergangsmaterial und die zum Kampfe bestimmten Truppen wurden vom 18. bis zum 19. Mai nach der kleinen Stadt Ebersdorf geführt. Das Corps Masséna, und namentlich die tüchtigste seiner Divisionen, die Division Molitor, ward zuerst auf diesen Punkt in Bewegung gesetzt. Seit dem 18. begann die Operation unter Napoleon's Augen, der Schönbrunn verlassen und sein Hauptquartier nach Ebersdorf verlegt hatte. Die Division Molitor wurde auf Kähne gebracht und nach und nach über die beiden großen Donauarme nach der Insel Lobau übergesetzt. (S. Karte No. 49.) Einige österreichische Vorposten hatten den Theil derselben besetzt, welcher Ebersdorf gegenüber liegt. Der General Molitor trieb sie zurück, ging aber nicht über die Mitte der Insel hinaus, um bei dem Feinde nicht den Gedanken an ein ernstliches Unternehmen zu wecken. Er begnügte sich, seine Truppen hinter einem kleinen Kanal aufzustellen, der kaum 12 bis 15 Klaftern breit ist, leicht durchwatet werden kann und nur bei sehr hohem Wasserstande durch die Donau-Insel fließt. Während er so operirte, arbeitete der Artilleriegeneral

Pernetti an der Herstellung der großen Brücke. Man verbrauchte dazu fast 70 Fahrzeuge von großem Umfange, um die beiden Arme, die auf diesem Punkte fast den ganzen Strom bilden, zu überschreiten. Hierbei mußte man mehrmals von Neuem wieder anfangen, um die Fahrzeuge festzubinden, welche der Strom unaufhörlich fortriß. Zum Unglück wurde dieser Strom in Folge eines Steigens, dessen Fortschritte drohend erschienen, mit jedem Augenblicke reißender. Mittelst ungeheurer Lasten, die man in Ermangelung von Ankern, in den Fluß warf, gelang es endlich die Boote zu befestigen und man konnte jetzt mit Bohlen die Decke der Brücke herstellen. Der ganze 19. und die Hälfte des 20. wurden zur Vollendung dieses großartigen Werkes verwendet. Nachdem dies geschehen, war der Uebergang nach der Insel Lobau gesichert, wenn anders nicht außerordentliche Zufälle eintraten. Hierauf schlug man eiligst eine Bockbrücke über den kleinen Kanal von 12 bis 15 Klaftern, der durch die große Lobau-Insel hindurchgeht und obschon gewöhnlich trocken, sich durch das Wachsen des Wassers bereits anfüllte. Die Division Boudet, eine der vier Masséna's, passirte auf der Stelle und schloß sich an die von Molitor an. Dann kamen die Division leichter Cavallerie von Lasalle und mehrere Züge Artillerie. Dies reichte aus, um die Insel Lobau zu säubern, was General Molitor rasch ausführte. Er machte dabei einige Gefangene. Man durchschnitt die Insel in ihrer ganze Breite und gelangte so zu dem letzten Arme, der 60 Klaftern maß, ungefähr wie die Seine bei Paris während des gewöhnlichen Wasserstandes, das war nunmehr eine wohl ausführbare Operation, selbst im Angesicht des Feindes, wofern er sich nicht in Masse auf die Truppen, welche sie ausführen sollten, warf. Allein der Erzherzog Karl war ganz offenbar noch nicht unterrichtet und bis jetzt hatte man es nur mit einer Avantgarde zu thun gehabt. General Molitor hatte einen der günstigsten Uebergangspunkte gefunden und zeigte ihn dem Kaiser, der die Wahl vollkommen billigte; es war dies ein Winkel, den der zu überschreitende Arm nach uns zu bildete (S. Karte No. 49.), sodaß man, die Artillerie zur Rechten und Linken, das Terrain, auf welchem man landen wollte, mit so viel Kartätschen decken konnte, daß es dem Feinde unmöglich wurde, daselbst zu bleiben. Dies wurde auf der Stelle ausgeführt und es war übrigens nicht einmal nothwendig, denn auf dem Winkel, dessen man sich zum Debouchiren bedienen wollte, befanden sich einige Tirailleurs. Der zur Artillerie gehörige Obristlieutenant Aubry wurde beauftragt, am nämlichen Nachmittage, dem 20., die Herstellung der letzten Brücke zu unternehmen. Für diese hatte man die zu Landshut weggenommenen und auf Karren transportirten Pontons aufbewahrt. Ein Adjutant des Marschalls Masséna, Herr von Saint-Croix, und ein Adjutant des Marschalls Bessières, Herr Baudru, warfen sich mit 200 Voltigeurs in Kähne, trieben die österreichischen Tirailleurs zurück und befestigten das Tau, an welchem die Brücke befestigt werden sollte. Funfzehn Pontons waren hinreichend, da die Breite des Wassers auf diesem Punkte nur 54 Klaftern betrug; in drei Stunden war die Communication hergestellt. Unmittelbar nachher passirte der General Lasalle mit vier Regimentern Cavallerie auf das linke Ufer; die Voltigeurs der Divisionen Molitor und Boudet folgten. Nach Ueberschreitung der Brücke fand man ein kleines Gehölz, das sich von links nach rechts ausdehnte und zu beiden Seiten des durch den Fluß gebildeten Winkels auslief. Man durchsuchte dieses Gehölz und vertrieb einige österreichische Detaschements, die es besetzt hielten. Jenseits des Gehölzes erweiterte sich das Terrain und man traf auf das Dorf Aspern, rechts auf das Dorf Eßlingen, unsterbliche Orte in der Geschichte der Menschen, die ohne Zweifel aus dem Gesichtspunkte der Humanität traurige Erinnerungen wecken, zugleich aber auch für beide Nationen, die französische wie die österreichische, ein ewig ruhmvolles Andenken bleiben. Eine Art Graben, der nicht sehr tief und nur beim Austreten des Flusses mit Wasser angefüllt ist, erstreckte sich von einem dieser beiden Dörfer zum andern. Die Cavallerie konnte darüber hinwegsetzen, denn es war mehr eine Vertiefung des Terrains als ein wirklicher Graben. General Lasalle überschritt ihn daher auch im Galopp mit seiner Cavallerie, zerstreute die feindlichen Vorposten und säuberte diese Ebene, das sogenannte Marchfeld, das mittelst eines sanften Abhanges von zwei bis drei Meilen unmerklich nach Höhen hinaufzieht, die zwei andere unsterbliche Namen tragen, nämlich Neusiedel und Wagram.

An diesem warmen und reinen, aber seinem Ende sich zuneigenden Frühlingstage konnte man in der Dunkelheit nur eine starke Cavallerieavantgarde wahrnehmen. Diese Avantgarde machte Miene, sich auf den General Lasalle zu werfen, der sich zurückzog, die eben beschriebene grabenartige Vertiefung wieder überschritt und auf diese Weise ein unnützes Gefecht vermied. Einige hundert in der Vertiefung des Terrains in Hinterhalt gelegte Voltigeurs empfingen die österreichische Cavallerie mit einem Feuer aus nächster Entfernung, bedeckten den Boden mit ihren Verwundeten und nöthigten sie zum Rückzuge. So begann am 20. Mai Abends die blutige Schlacht bei Eßlingen!

Die Donau war überschritten und wenn die Oesterreicher, deren Avantgarden man gesehen, sich am folgenden Tage zeigten, so hatte man, abgesehen von unvermuthethen Zufällen, die Gewißheit, zu debouchiren und sich zu deployiren, bevor sie eine Anstrengung machen konnten, die französische Armee in den Fluß zu werfen. Dennoch gehörte ein Zufall nicht unter die Unmöglichkeiten. Am Nachmittage des 20. war in der That, während man den kleinen Arm im Angesicht des Feindes passirte, die große über die beiden Hauptarme geworfene Brücke durch das Losreißen einiger Boote gebrochen worden, die, nicht an Anker, sondern an große Gewichte befestigt, der Gewalt des Stromes nachgegeben hatten. Ein plötzliches Steigen um drei Fuß, das von dem frühzeitigen Schmelzen des Alpenschnees herrührte, hatte dieses Ereigniß veranlaßt und konnte es zum zweiten

Male veranlassen. Die leichte Reiterei von Marulaz hatte sich durch den Bruch der Brücke getrennt gesehen. Ein Theil war bis zur Insel Lobau gelangt, der andere aber zu Ebersdorf zurückgeblieben. Zum Glück griffen die Generale Bertrand und Pernetti das Werk mit der äußersten Thätigkeit an und so wurde noch während der Nacht die große Brücke wieder hergestellt.

Ohne eigentlich recht zu einer Schlacht entschlossen zu sein und bei der Unsicherheit der zur Verfügung stehenden Uebergangsmittel wollte Napoleon doch das Resultat der begonnenen Operationen nicht aufgeben und war entschlossen, diesen wichtigen Communicationspunkt zu behaupten, vorbehaltlich, ihn später zu vervollkommnen und sicherer wie dauerhafter zu machen. In dem Winkel, welchen der kleine Arm bildete und den eine starke Artillerie von rechts zu links mit ihrem Feuer deckte, besaß man ein ausgezeichnetes Terrain zum Debouchiren. Die beiden Dörfer Aspern zur Linken und Eßlingen zur Rechten, durch eine Art von Graben verbunden, waren werthvolle Stützpunkte für die Deployirung einer Armee. Es lohnte also der Mühe, eine solche Position festzuhalten, mochte die Schlacht nun verschoben werden oder nicht. Die Division Molitor übernachtete daher zu Aspern, die Division Boudet zu Eßlingen. Zwischen beiden Dörfern vor dem kleinen Hölzchen bivouakirte die Cavallerie des Generals Lasalle. Napoleon postirte sich mit einer Abtheilung seiner Garde auf demselben Punkte und schlief, seiner Gewohnheit nach ruhig und völlig angekleidet. Mehrere während der Nacht auf Recognoscirung ausgeschickte Offiziere überbrachten widersprechende Nachrichten. Die Einen behaupteten, die Oesterreicher ständen völlig schlagfertig im Marchfelde, die Andern gaben an, man habe die feindliche Armee gar nicht vor sich und was man wahrnähme, bestände höchstens aus einer starken Avantgarde von Cavallerie. Unter so verschiedenen Behauptungen erwartete man den Morgen; Alles war für die Schlacht vorbereitet, wenn es der Armee gelang, hinüberzukommen oder für den Rückzug nach der Insel Lobau, wenn man die Donau nicht mit hinreichenden Streitkräften überschreiten konnte.

Nachdem die große Brücke während der Nacht wieder hergestellt worden war, konnten sie am Morgen des 21. die Cavallerie des Generals Marulaz, die Küraſſiere des Generals Espagne, die Infanteriedivision Legrand und ein Theil Artillerie passiren. Allein das Vorhandensein einer einzigen Brücke, sowohl über den großen, als über den kleinen Arm und die Breite der Insel Lobau, die man völlig durchschreiten mußte, machten den Marsch sehr langsam. Gegen Mittag unterschied der Generalmajor Berthier, der auf den Kirchthurm von Eßlingen gestiegen war, deutlich, wie die Armee des Erzherzogs Karl die geneigte Ebene des Marchfeldes hinabstieg und einen weiten Halbkreis um Aspern und Eßlingen beschrieb. Berthier verstand zu seiner Zeit am Besten unter Allen nach dem bloßen Augenmaße die Ausdehnung eines Terrains und die Zahl der dasselbe einnehmenden Menschen zu schätzen. Er gab die österreichische Armee auf ungefähr 90,000 Mann an und sah wohl, daß sie sich anschickte, die französische Armee im Augenblicke des Ueberganges zu überwältigen. Der Erzherzog Karl hatte nämlich, nachdem er bereits am 19. vom Erscheinen der Franzosen auf der Insel Lobau unterrichtet worden war, erst am 20. daran gedacht, sie an der Spitze seiner Cavallerie zu recognosciren; hierauf hatte er die Franzosen in der Nähe beobachtet und sich von ihrer Absicht überzeugt, dennoch aber seine Truppen erst am 21. früh in Bewegung gesetzt, so daß er sich am Nachmittag desselben 21. in Linie befand. Wäre er am 20. Abends oder 21. früh zwischen Aspern und Eßlingen erschienen, so würde sich der bereits über den Fluß gesetzte Theil der französischen Armee in einer unermeßlichen Gefahr befunden haben.

Der Major-General erstattete auf der Stelle seinen Rapport an den Kaiser, welcher in dem, was man ihm meldete, nur das erblickte, was er selbst gewünscht hatte, nämlich die Gelegenheit, die österreichische Armee noch einmal zu schlagen und mit ihr zum Ende zu kommen. Plötzlich meldete man ihm aber einen neuen Bruch der Brücke, den das stündlich zunehmende Steigen des Wassers verursacht hatte. Die Donau, die seit dem vergangenen Tage um drei Fuß gestiegen, war nun aber um vier Fuß gestiegen. Alle Taue gaben dem Strome nach. In diesem Augenblicke (dem Nachmittag des 21.) hatte Napoleon nur die drei Infanteriedivisionen Molitor, Boudet und Legrand, die Divisionen leichter Cavallerie Lasalle und Marulaz, die Küraſſierdivision des Generals Espagne und einen Theil der Artillerie bei sich, zusammen eine Streitmacht von ungefähr 22 bis 23,000 Mann ([54]), allerdings vortreffliche Truppen, aber zu wenig zahlreich, als daß es möglich gewesen wäre, mit ihnen eine Schlacht gegen eine Armee von 90,000 Mann zu liefern. Er erließ daher den Befehl, Aspern und Eßlingen aufzugeben, über die Brücke des kleinen Arms zurückzugehen, ohne sie jedoch zu zerstören, denn es war, durch den Winkel des Flusses leicht, sie durch eine furchtbare Artilleriemasse gegen den Feind zu schützen. Dort konnte man unter dem Schutze eines sehr reißend und sehr tief gewordenen Stromes von 60 Klaftern warten, bis die Befestigung der großen Brücke und das Sinken des Wassers die Vorbereitungen zu einer sicheren und entscheidenden Operation gestatten würden. Schon begann man diesen Befehl auszuführen, als die Divisionsgenerale sehr natürliche Einwendungen gegen das Aufgeben solcher Punkte wie Aspern und Eßlingen erhoben. General Molitor machte dem Kaiser bemerklich, daß das Dorf Aspern, in welchem seine Division übernachtet hatte, von unermeßlicher Wichtigkeit sei, daß dessen Wiedereinnahme Ströme Blutes kosten würde, daß hingegen eine sehr geringe Streitmacht genügen könne, es lange Zeit gegen große Anstrengungen zu vertheidigen und daß man daher es wohl überlegen müsse, bevor man sich zu einem derartigen Opfer entschlösse ([55]). Mit Eßlingen war die Sache ebenso wichtig. Gab man diese beiden Punkte auf, so mußte man auch darauf Verzicht leisten, an dieser sonst so

günstigen Stelle zu passiren, man mußte die so dringende Operation des Ueberganges auf wer weiß wie lange verschieben, ausgeführte Arbeiten liegen lassen, kurz sich den ernstesten Nachtheilen aussetzen. Während Napoleon diese Bemerkungen erwog, meldete man ihm, daß die große Brücke definitiv wieder hergestellt, daß das Wasser im Sinken begriffen wäre, daß die mit Munition beladenen Artillericonvois abzuziehen begännen, und daß man demnach sicher sein könne, in einigen Stunden alle seine Hülfsmittel beisammen zu haben. Vorausgesetzt, daß er noch 20,000 Mann mehr, namentlich die Kürassiere und hauptsächlich seine wohl mit Munition versehenen Pulverwagen hatte, so fürchtete Napoleon nichts und ergriff mit Freuden aufs Neue die Gelegenheit, die er sich einen Augenblick entschlüpfen gesehen, die große österreichische Armee anzugreifen und zu vernichten. In Folge dessen befahl er dem General Boudet, der Eßlingen noch nicht verlassen, dasselbe energisch zu vertheidigen (S. Karte No. 49.); er ermächtigte den General Molitor, dessen Division Aspern bereits verlassen hatte, wieder, und sei es mit Gewalt, dahin zurückzukehren, bevor der Feind Zeit hätte, sich darin festzusetzen. Der Marschall Lannes wollte, obwohl sein Corps die Donau noch nicht überschritten hatte, doch selbst dasein, wo seine Soldaten noch nicht waren und übernahm das Commando des rechten Flügels, d. h. Eßlingens und der Truppen, welche daselbst nach und nach eintreffen sollten. Die Cavallerie wurde unter seinen Befehl gestellt, was ihm den Marschall Bessières, der dieselbe commandirte, unterordnete. Masséna wurde mit dem Commando des linken Flügels, d. h. Asperns, beauftragt, das die Division Molitor wieder in Besitz nehmen wollte. Die Division Legrand sollte mit der leichten Cavallerie Marulaz rückwärts von Aspern aufgestellt werden. Die Division leichte Cavallerie von Lasalle und die Division Kürassiere von Espagne füllten den Raum zwischen Aspern und Eßlingen aus. Alles, was man an Artillerie besaß, wurde in den Zwischenräumen aufgestellt. Ein Schwarm Tirailleurs wurde in jener Art von Graben verstreut, über welchen wir bereits gesprochen, und welcher das ausgetrocknete Bett eines Flußarmes war, der ehemals von Aspern nach Eßlingen floß. Diese Tirailleurs warteten mit gespanntem Hahn, bis die Oesterreicher auf Flintenschußweite herankämen. So standen 22 bis 23,000 Mann im Begriff, sich mit ungefähr 90,000 zu messen.

Der Erzherzog Karl hatte seine Armee in fünf Colonnen getheilt. Die erste, unter dem General Hiller, sollte längs der Donau über Stadlau vorrücken, Aspern angreifen und dasselbe im Verein mit der zweiten Colonne zu nehmen suchen. Diese, unter dem Befehle des Generallieutenant Bellegarde, sollte über Kagaran und Hirschstetten ebenfalls auf Aspern marschiren, das, an die Donau angelehnt, die Brücke der französischen Armee zu decken schien. Die dritte, unter Hohenzollern, sollte über Breitenlee nach dem nämlichen Punkte marschiren und gleichfalls das Dorf Aspern angreifen, um so die Eroberung desto gewisser zu machen. Die vierte und fünfte Colonne, die aus dem Corps Rosenberg gebildet war, sollte den um die französische Armee gezogenen Halbzirkel vervollständigen und die eine Eßlingen, die andere das Städtchen Enzersdorf, jenseits Eßlingen, angreifen. Da das nur schwach von den Franzosen besetzte Enzersdorf dem Anschein nach keine großen Hindernisse zu bewältigen darbot, so hatten die beiden Colonnen Befehl, ihre Anstrengungen auf die Einnahme von Eßlingen zu vereinigen. Noch hatte der Erzherzog, um seine drei Colonnen auf dem rechten mit seinen zwei Colonnen auf dem linken Flügel in Verbindung zu erhalten, zwischen die beiden Heermassen die Cavalleriereserve des Fürsten von Liechtenstein aufgestellt. Viel weiter rückwärts, zu Breitenlee, befanden sich die Elitegrenadiere als zweite Reserve. Die Reste vom Corps des Erzherzogs Ludwig, das durch die an der obern Donau zurückgelassenen Detaschements sehr geschwächt war, standen als Observationscorps bei Stammersdorf, Wien gegenüber. Das Corps Kollowrath befand sich, wie erwähnt bei Linz. Die fünf agirenden Colonnen, nebst der Cavallerie Liechtenstein's und den Grenadieren, konnten ungefähr 90,000 Streiter mit fast 300 Geschützen aufweisen ([56]).

Obschon der Erzherzog gegen Aspern, dessen Wegnahme am wichtigsten war, weil es die kleine Brücke deckte, große Streitmassen vereinigt hatte, so war dennoch der um Aspern, Eßlingen und Ebersdorf gezogene Halbkreis nach der Mitte schwach und konnte durch eine Charge unserer Kürassiere durchbrochen werden. Die dann in zwei Hälften getheilte österreichische Armee würde die anfangs für uns so drohende Chance sich gegen sie selbst wenden gesehen haben. Napoleon bemerkte dies auf den ersten Blick und beschloß, davon Nutzen zu ziehen, sobald seine Hauptstreitkräfte die Donau würden überschritten haben. Für den Augenblick war er auf weiter nichts bedacht, als seinen Ausgangspunkt gut zu bewachen, Aspern auf seiner Linken, Eßlingen auf seiner Rechten kräftig zu vertheidigen und den Raum zwischen beiden mittelst seiner Artillerie zu schützen.

Kaum hatte Napoleon den General Molitor ermächtigt, Aspern wieder zu besetzen, und den General Boudet, Eßlingen zu behaupten, als sich auch sofort gegen 3 Uhr Nachmittags (21. Mai) der Kampf mit einer außerordentlichen Heftigkeit entspann. Hiller's Avantgarde, unter der Anführung des Generals Nordmann, war auf Aspern marschirt, hatte die rückgängige Bewegung der Division Molitor benutzt und war daselbst eingedrungen. Was aber noch bedenklicher erschien, sie war auch in eine waldige Wiese eingedrungen, die sich links von Aspern von diesem Dorfe nach der Donau erstreckte und, von einem kleinen Flußarme umgeben war, eine Art kleiner Insel bildete. (S. Karte No. 49.) Der Feind konnte im Besitz dieses Inselchens zwischen Aspern und der Donau hindurchgehen, unsere Linke überflügeln und nach der kleinen Brücke eilen, dem einzigen Auswege, den wir zum Debouchiren wie zum Rückzuge besaßen. An der Spitze des 16. und 67. Linienregiments, die beide vorzüglich waren und von zwei der besten

Obristen der Armee, Marin und Petit, commandirt wurden, rückte General Molitor im Sturmschritt in die Straße ein, welche die Mitte Asperns bildet, um die Oesterreicher daraus zu vertreiben. Mit gefälltem Bajonnet drangen beide Regimenter in die sehr breite Straße ein (denn die österreichischen Dörfer sind umfangreich und sehr solid gebaut); sie trieben Alles, was sich ihnen entgegensetzte, zurück, rückten darüber hinaus und säuberten die Gegend um die Kirche, die am äußersten Ende der Straße lag. Darauf stellte General Molitor seine beiden Regimenter hinter eine starke Erdwand, welche Aspern umgab und erwartete die Colonne Hiller, die ihrer Avantgarde zu Hülfe kam. Er ließ sie herankommen und eröffnete dann in größter Nähe ein mörderisches Feuer, das in ihren Reihen eine bedeutende Anzahl Soldaten niederstreckte. Nachdem er dieses Feuer einige Zeit unterhalten, ließ der tapfere General Molitor seine Soldaten hinter der sie deckenden Wand hervorrücken, warf sie mit dem Bajonnet auf die österreichische Colonne und trieb dieselbe weit zurück. In einem Augenblicke war das Terrain geräumt und der erste Angriff in der ersten Hitze zurückgeschlagen. Nach dieser kräftig durchgeführten Handlung benutzte General Molitor geschickt die beiden andern Regimenter seiner Division, dirigirte das 37. nach der kleinen Insel, die wir oben erwähnt haben, nahm sie wieder und bemühte sich, sie unzugänglich zu machen, wobei er aus allen Zufälligkeiten des Terrains Vortheil zog. Das zweite Regiment stellte er rechts vom Eingange des Dorfes auf, um einer Ueberflügelung vorzubeugen. Masséna unterstützte diese Dispositionen und stellte rechts und rückwärts von Aspern die Division Legrand auf, um sie nöthigenfalls vorrücken zu lassen. Die aus vier französischen und zwei deutschen Regimentern bestehende Cavallerie des Generals Marulaz bildete die Verbindung zwischen der Cavallerie der Generale Lasalle und Espagne bei Eßlingen. In der Richtung von Eßlingen hatte es die Division Boudet nur erst mit den Avantgarden von Rosenberg, die im Marsch auf Enzersdorf waren, zu thun.

Dies war aber nur das Vorspiel dieses entsetzlichen Tages. Der zurückgeworfene Hiller erneuerte alsbald, unterstützt von Bellegarde's Colonne, den Angriff. Letztere schloß sich, in Linie eingetroffen, an die Colonne Hiller an und alle beide unternahmen nun einen Massenangriff auf das Dorf Aspern von der nach der Donau zu gelegenen Seite und vom Centrum her. Das 16. und 67. Linienregiment, die vor Aspern aufgestellt waren und aus sehr geringer Entfernung ein ununterbrochenes Feuer gaben, streckten am Fuße der Erdwand Tausende von Feinden nieder. Allein die österreichischen Colonnen ersetzten unaufhörlich ihre Verluste wieder, rückten bis zu jener Wand vor, stürzten trotz der beiden Regimenter des Generals Molitor über dieselbe hinaus und nöthigten die unsrigen, sich in das Innere des Dorfes zurückzuziehen. Dem General Vacquant gelang es sogar, sich des Endes der großen Straße zu bemächtigen, wo die Kirche gelegen war. In diesem Augenblicke wirft sich der unerschrockene Molitor mit dem zweiten in Reserve stehenden Regiment auf den General Vacquant. Es entsteht ein furchtbares Handgemenge. Es wogt zwischen den Oesterreichern und Franzosen hin und her, die, bald Besiegte, bald Sieger, von einem Ende der langen Straße von Aspern zum andern kommen und weichen. Von außen ziehen neue Truppen heran, denn die Colonnen Hiller und Bellegarde zählen beide zusammen mindestens 36,000 Mann, gegen welche die Division Molitor mit 7000 kämpft. Um jene fern zu halten, wirft Masséna die sechs Regimenter leichter Cavallerie des Generals Marulaz auf sie. Dieser war einer der beherztesten und geschicktesten aller in unsern langen Kriegen gebildeten Cavallerieoffiziere. Er sprengt im Galopp auf die Linien der österreichischen Infanterie, die sich in Carrés formirt, um ihn zu empfangen. Mehrere dieser Carré's durchbricht er, allein er wird durch die großen Massen, die er hinter ihnen findet, aufgehalten, und zur Rückkehr genöthigt; doch führt er einige genommene Geschütze mit hinfort und wenn er auch die Räumung des Terrains nicht zu erzwingen vermag, macht er dasselbe doch dem Feinde streitig und hindert ihn, alle seine Streitkräfte nach Aspern zu führen. Im Innern des Dorfes bedient sich General Molitor, der sich mit dreien seiner Regimenter in den Häusern barrikadirt hat, aller Gegenstände, die ihm in die Händ fallen: Wagen, Pflüge, Ackergeräthe, um nur Widerstand zu leisten und vertheidigt so den ihm anvertrauten Posten mit derselben Wuth, mit welcher die Oesterreicher ihn angreifen.

Während dieses hitzigen Gefechts innerhalb wie außerhalb Asperns ergreift Lannes zu Eßlingen die geschicktesten Dispositionen um dieses Dorf zu behaupten, das, anfangs weniger stark angegriffen, am Ende ebenfalls den heftigsten Angriff erfuhr, als es der vierten und fünften Colonne, die aus dem Corps Rosenberg bestanden, gelungen war sich zu vereinigen. Die fünfte, welche die äußerste Linke der Oesterreicher bildete und unserer äußersten Rechten bei Enzersdorf gegenüberstand, war, nach Einnahme dieses letztern, wenig vertheidigten Postens daraus hervorgerückt, um sich auf Eßlingen zu werfen. Jetzt setzte sich die vierte Colonne in Bewegung und beide begannen ihren Angriff auf unsern zweiten Stützpunkt. Lannes hatte sie empfangen, wie man es zu Aspern gethan; er hatte sich durch eine Erdwand gedeckt, welche Eßlingen umgab und die Angreifenden mit Musketenfeuer und Kartätschen überdeckt, so daß sie am Fuße jener Mauer stehen blieben und sie nicht zu übersteigen wagten.

Allein das Gefecht sollte noch fürchterlicher werden, denn bald nahm auch noch die Colonne Hohenzollern, welche die dritte war und die Mitte der österreichischen Linie bildete, am Kampfe Theil, wobei sie von der Cavalleriereserve des Fürsten Johann von Liechtenstein unterstützt wurde. Sie rückte gegen unser Centrum vor und konnte, wenn sie zwischen Aspern und Eßlingen eindrang, diese beiden Punkte von einander isoliren, ihre Einnahme sichern und unsern Untergang unfehlbar machen. Bei diesem Anblick entschloß sich Lannes, der sich außerhalb Eßlingen befand und die

Bewegungen des Feindes beobachtete, einen kräftigen Cavallerieangriff zu veranstalten. Er hatte über die vier Küraſſierregimenter des Generals Espagne und die vier Jägerregimenter des Generals Lasalle, die alle acht unter den Befehlen des Marschalls Beſſières standen, zu verfügen. Ohne auf den Grad dieses letztern Rücksicht zu nehmen, ließ er ihm gebieterisch befehlen, an der Spitze der Küraſſiere und zwar mit allem Nachdruck anzugreifen. Beſſières fühlt sich zwar durch diesen letzten Zusatz verletzt, da er, wie er sagt, nicht gewohnt sei, anders anzugreifen; allein er setzt sich sofort mit dem General Espagne, dem ersten Offizier der Armee bei der schweren Cavallerie, in Bewegung und läßt Lasalle in Reserve, um sich seiner als Unterstützung zu bedienen. Beſſières und Espagne sprengen im Galopp an der Spitze von 16. Küraſſierescadronen vorwärts, nehmen zunächst das feindliche Geschütz, dessen Kanoniere sie niederhauen, und stürzen sich dann auf die Infanterie, von welcher sie mehrere Carrés durchbrechen. Nachdem sie jedoch die erste Linie zum Weichen gebracht haben, finden sie eine zweite, der sie nichts anhaben können. Plötzlich sehen sie die Masse der österreichischen Cavallerie erscheinen, welche der Erzherzog Karl gegen sie hat vorrücken lassen. Unsere Küraſſiere werden während der Unordnung der von ihnen ausgeführten Charge überfallen, heftig angegriffen und zurückgedrängt. Jetzt fliegt Lasalle mit dem Scharfblick und der Energie, die ihn auszeichnen, zu ihrer Unterstützung herbei. Er verwendet das 16. Jägerregiment so geschickt und so kraftvoll, das dasselbe die österreichischen Reiter, welche unsere Küraſſiere heftig verfolgen, zurückwirft und eine gute Anzahl derselben niedersäbelt. Mitten in diesem Tumulte wird der tapfere Espagne durch eine Stückkugel getödtet.

Beſſières wird mit seinem Adjutanten Baudru durch Uhlanen umzingelt, feuert seine beiden Pistolen ab und zieht den Säbel, um sich zu vertheidigen, als Lasalle's Jäger seine Gefahr wahrnehmen und ihn befreien. Die Küraſſiere sammeln sich und greifen von Neuem an, fortwährend von Lasalle unterstützt. So überfällt man mehrmals die österreichische Infanterie, hält sie auf, und hindert Hohenzollern, unser Centrum zwischen Aspern und Eßlingen zu durchbrechen und den beiden Colonnen von Hiller und Bellegarde, welche ohne Aufhören einen hitzigen Angriff gegen Aspern unterhalten haben, Verstärkung zuzuführen.

Aber diese beiden Colonnen sind schon für sich allein hinreichend, um die 7000 Mann der Division Molitor in Aspern zu überwältigen. Schon ist die Hälfte dieser Division kampfunfähig und wird nur noch durch den Heldenmuth der Obriſten Petit und Marin und des Generals Molitor selbst aufrecht erhalten, die sich bei allen Angriffen an der Spitze zeigen und so ihren Soldaten unabläſſig das beste Beiſpiel geben. Endlich gelingt es dem gut unterstützten General Vacquant in Aspern einzudringen und sich nach einem fünfstündigen Kampfe desſelben fast ganz zu bemächtigen. General Molitor ist nahe daran, aus dem Innern des Dorfes zurückgeworfen zu werden, dessen Besitz so kostbar ist, denn wenn man es verliert, wird man auf die Brücke des kleinen Arms zurückgedrängt und vielleicht sogar in die Donau geworfen. Zum Glück ist die große Brücke wieder hergestellt, so daß gegen das Ende dieses Tages eine Brigade der Küraſſiere Mansouty, die von Saint-Germain und die Infanteriedivision Carra Saint-Cyr, die vierte Maſſéna's, übergehen kann. Es bleiben demnach noch Hülfsmittel übrig, um unvermutheten Zufällen zu begegnen und Maſſéna kann über die Division Legrand verfügen, die er hinter Aspern als Reserve aufgestellt hat. Er poſtirt Carra Saint-Cyr rückwärts mit der Ordre, die Brücke zu bewachen; dann rückt er selbst an der Spitze der Division Legrand in Aspern ein. Der heldenmüthige Legrand kommt in Begleitung des 26. leichten Infanterieregiments und des 18. von der Linie, denselben Regimentern, mit denen er Ebersberg genommen, dem erschöpften Molitor zu Hülfe, dringt im Sturmschritt durch die große Straße von Aspern, wirft die Truppen Bellegarde's bis zum andern Ende des Dorfes und nöthigt den General Vacquant, sich in die Kirche einzuschließen. Im Centrum will Lannes die Mitte der Linie wieder freimachen und fordert daher den Marschall Beſſières zu neuen Chargen auf. Die Division Espagne hat ein Viertel ihres Effectivbestandes verloren; allein jetzt nimmt Nansouty, mit der Brigade der Küraſſiere Saint-Germain die Stelle der Küraſſiere Espagne ein, unternimmt eine kräftige Charge gegen die Oesterreicher und verlängert den Widerstand, der auf diesem Punkte nur mit Cavallerie möglich ist. Man wirft die österreichische Infanterie von Neuem zurück, zieht aber dadurch nochmals ihre Cavallerie heran, welche sich auf unsere Küraſſiere stürzt, und Marulaz, welcher den bis zur Ermattung erschöpften Lasalle ablöst, beginnt aufs Neue mit dem 23. Jägerregiment Das, was Lasalle zwei Stunden früher mit dem 16. ausgeführt hatte. Er kommt unsern Küraſſieren zu Hülfe, treibt die feindlichen zurück und stürzt sich sodann auf mehrere Carrés. In einem dieser Carré's verliert er sein Pferd und ist nahe daran, gefangen oder getödtet zu werden, als ihn seine Jäger, die sein Ruf zurückgebracht, frei machen, ihm ein anderes Pferd geben und ihn durch eine Linie Infanterie, die sie niederreiten, zurückführen.

Dieser hartnäckige Kampf dauerte bereits sechs Stunden; zu Aspern wie zu Eßlingen machte sich in Wuth versetzte Infanterie brennende Trümmer streitig; zwischen diesen beiden Dörfern stritten sich Cavalleriemaſſen mit dem Säbel um die Ebene. Der Erzherzog glaubte genug gethan zu haben, wenn er die französische Armee am Ausgang der Brücke aufhielt, und schmeichelte sich, sie am nächsten Tage in die Donau stürzen zu können; daher entschloß er sich, das Feuer einzustellen, um den Truppen Zeit zum Ausruhen zu lassen, seine Maſſen wieder zusammenzuziehen und namentlich um die Grenadierreserve, die in Breitenlee geblieben war, in die Schlachtlinie zu führen.

Napoleon dagegen, welcher dieser ersten Schlacht

unter den sich zwischen Aspern und Eßlingen kreuzenden Kanonenkugeln beigewohnt, hatte seine ganze Zuversicht bewahrt. Obgleich die Hälfte der Division Molitor in den Straßen und Häusern Asperns todt hingestreckt lag, obgleich ein Viertel der Küraſſiere von Espagne, der Jäger von Lasalle und der von Marulaz unter den feindlichen Kartätschen gefallen war, so zweifelte er doch nicht an dem Ausgange, wenn er noch ungefähr 20,000 Mann und hauptsächlich seine Munitionsparks über die Donaubrücken kommen lassen konnte. Man ging über die große Brücke trotz des immer stärkeren Steigens des Wassers und trotz der schwimmenden Körper, welche die ausgetretene Donau in ihrem Laufe mit fortriß. Bald waren dies ungeheure, durchs Wasser entwurzelte Baumstämme, bald Fahrzeuge, die man am Ufer aufs Trockene gelegt und die der schwellende Strom nun flott gemacht hatte, bald große in Flammen stehende Mühlen, welche der Feind absichtlich in den Strom warf, um unsere Communication zu zerstören. Jeden Augenblick mußte man diese schwimmenden Massen ablenken oder mit neuen Fahrzeugen die Breschen wieder ausbessern, die sie an unsern Brücken verursachten. Die beständige Passage trug auch zur Beschwerung dieser Brücken bei und allerwärts sah man die Fahrzeuge fast untergetaucht unter der Last der Artilleriewagen, die Soldaten aber mit den Füßen im Wasser marschiren, was ebenfalls die Langsamkeit des Ueberganges vermehrte. Indessen versicherten die Generale Pernetti und Bertrand unablässig, daß sie die Passage erhalten würden und daß man am Morgen das Corps Lannes, die Garde, vielleicht die beiden auf Ebersdorf herabgekommenen Divisionen des Marschalls Davout, namentlich aber den mit Munition beladenen Artilleriepark haben würde. Wenn Napoleon auch nur einen Theil dieser Truppen besaß, aber über seine Parks verfügen konnte, so war er gewiß, mit dem Feinde fertig zu werden und zwischen Aspern und Eßlingen das Schicksal des Hauses Oesterreich zu entscheiden. Daher befahl er, die Frist, welche der Feind uns ließ, zu benutzen, um den Truppen, welche sich geschlagen hatten, eine Ruhe zu gönnen, deren sie nöthig bedurften. Er bivouakirte rückwärts vom Gehölz, vor der kleinen Brücke, um persönlich dem Uebergange seiner Truppencorps beizuwohnen, welche die ganze Nacht zum Herübermarschiren verwenden sollten. Im Augenblick wo sich Napoleon auch ein wenig Ruhe gönnen wollte, wurde er durch einen heftigen Wortwechsel gestört, welcher sich zwischen zwei seiner vorzüglichsten Generale entspann. Es war Bessières, der sich über die Sprachweise beklagte, in welcher ihm Lannes seine Befehle hatte zukommen lassen. Masséna, der zufällig anwesend war, sah sich genöthigt, diesen tapfern Männern Einhalt zu thun, die, nachdem sie einen ganzen Tag hindurch das Kreuzfeuer von 300 Kanonen ausgehalten, bereit waren, für ihren beleidigten Stolz zum Degen zu greifen. Napoleon legte ihren Zwist bei, den am nächsten Tage der Feind auf die grausamste Weise für sie wie für die Armee ein Ende machen sollte.

Der oft unterbrochene Uebergang wurde während eines Theils der Nacht fortgesetzt. Allein gegen Mitternacht brach die große Brücke von Neuem. Dies war das dritte Mal. Die anfangs um sieben Fuß gestiegene Donau war noch um sieben Fuß, also im Ganzen um vierzehn Fuß gestiegen. Das Glück gab also Napoleon neue Zeichen der Unbeständigkeit oder besser ausgedrückt, die Natur der Dinge, die sich nicht nach dem Willen der Eroberer fügt, gab ihm neue Warnungen! Wenn es aber auch ein Fehler war, die Donau in einer Zeit plötzlicher Anschwellungen und mit einem ungenügenden Material passiren zu wollen, so galt es doch jetzt, nicht mehr zurückzuweichen und da ein Theil der Armee übergegangen war, so mußte man diesen unterstützen und sich durch energisches Handeln aus dieser üblen Lage ziehen. Die Generale Pernetti und Bertrand machten sich wieder ans Werk, um die große Brücke herzustellen und versicherten wiederholt, daß sie den Uebergang unterhalten würden. Vor Tagesanbruch war auch wirklich die Brücke ausgebessert und die Communication wieder hergestellt. Die schöne Division Saint-Hilaire, die beiden Divisionen Oudinot, (welche drei zusammen das Corps Lannes bildeten) die Garde zu Fuß, eine zweite Brigade der Küraſſiere Nansouty, die gesammte Artillerie der Corps Masséna und Lannes, eine zu den Küraſſieren gehörende Artilleriereserve, zwei Divisionen leichte Cavallerie und endlich die kleine Division Demont, die aus vierten Bataillonen des Corps Davout formirt war, gingen gegen Ende der Nacht und gegen Tagesanbruch über. In den Zwischenräumen jedes Corps wurden fortwährend die Parks hinübergeschafft. So waren die 23,000 Mann, mit denen die Schlacht um die Mitte des vorigen Tages begonnen und die am Abend durch die Ankunft der Division Carra Saint-Cyr und der Küraſſiere Saint-Germain auf 30,000 gebracht waren, durch den letzten am Morgen des 22. bewerkstelligten Uebergang auf ungefähr 60,000 Mann angewachsen. Das war genug, um zu siegen. Leider war die Artillerie unzureichend, denn Lannes, Masséna und die schwere Cavallerie zählten nicht mehr als 144 Kanonen und man mußte das Feuer von 300 Feuerschlünden aushalten, welche die Oesterreicher in Batterie stellen konnten. Hatte man jedoch mit 30,000 und 50 Kanonen am vergangenen Tage die Oesterreicher aufgehalten, so mußte man sie heute mit 60,000 Mann und 150 Geschützen schlagen können! Das war eine ausgemachte Sache, wenn anders die Munition nicht ausging. Uebrigens wurde die Brücke erhalten und die Munition traf fortwährend ein.

Mit Tagesanbruch war in beiden Armeen Jedermann auf den Beinen und seit 4 Uhr Morgens wechselten die Tirailleurs Flintenschüsse. Napoleon, der fast gar keine Ruhe genossen hatte, saß von seinen Marschällen umgeben zu Pferde und ertheilte ihnen seine Befehle mit der größten Zuversicht. Ueberblickte er Alles, was eingetroffen war, so konnte er nicht mehr daran zweifeln, den Krieg im Laufe des Tages zu beendigen. Masséna sollte Aspern vollständig wieder-

nehmen und die in der Gewalt des Generals Vacquant gebliebene Kirche erobern. Lannes erhielt den Auftrag, alle Angriffe, die sich gegen Eßlingen erneuern würden, zurückzuschlagen und dann die Disposition des Feindes benutzen, die immer noch in einem großen Halbkreise bestand, und diesen letztern durch eine kräftige Anstrengung unseres ungestüm vorwärts geführten rechten Flügels durchbrechen. Marschall Davout, dessen zwei Divisionen sich auf der andern Seite der Donau bei Ebersdorf befanden, und den man in wenigen Augenblicken erwartete, sollte sich hinter Lannes aufstellen und diesen zur Rechten während der Bewegung decken, welche derselbe auszuführen hatte.

Masséna und Lannes eilten der Eine nach Aspern der Andere nach Eßlingen, um diese Pläne ins Werk zu setzen. Masséna erkannte, wie nothwendig und wichtig es sei, Aspern mit der Donau zu verbinden und stellte daher die ganze Division Molitor auf jene kleine Insel zur Linken auf. (S. Karte No. 49.) Die schwachen Vertheidigungsmittel dieses Postens, der durch einen kleinen Kanal, durch Bäume und eine vom Ingenieur Lazowski während der Nacht aufgeworfene Erdwand gedeckt war, genügten der Energie der Division Molitor, obwohl sie statt 7000 Mann jetzt auf 4000 herabgeschmolzen war. Die Division Legrand hatte sich gegen Ende des vergangenen Tages in Aspern geschlagen und sich daselbst behauptet; Masséna sandte ihr zur Unterstützung die Division Carra Saint-Cyr, die in der Bewachung der kleinen Brücke von der Division Demont abgelöst wurde. Ferner dirigirte Napoleon noch die Tirailleurs der Kaisergarde mit vier Kanonen auf Aspern, damit diese junge, erst jüngst formirte Truppe ihre erste Waffenthat unter dem unerschütterlichen Masséna ausführen möchte.

Lannes überließ die Sorge, das innere Dorf Eßlingen zu bewachen, dem General Boudet und stellte zur Linken und vorwärts, in dem Zwischenraume, welcher Eßlingen von Aspern trennte, zunächst die Division Saint-Hilaire auf, dann noch mehr zur Linken gegen das Centrum die beiden Divisionen Oudinot, die Küraſſiere, die Husaren und die Jäger. Diese letztern unterhielten die Verbindung mit dem Corps Masséna unterhalb Aspern. Rückwärts im Centrum blieben die Füsiliere der Garde und die alte Garde selbst in Reserve. Jedoch bildete diese schöne Truppe einen Haken gegen Eßlingen, um den Raum zu schließen, der Eßlingen von der Donau trennte, denn durch diesen offenen Raum konnte der Feind einzudringen versuchen, da er im Besitz des Städtchens Enzersdorf war. (S. Karte No. 49.) Uebrigens wurde dieser Gefahr noch durch eine starke Zwölfpfünderbatterie vorgebeugt, die, zur andern Seite des kleinen Arms aufgestellt, das Terrain bestrich, um das es sich hier handelte. Die Artillerie wurde in den Zwischenreihen dieser Schlachtlinie vertheilt, um den Kampf aller Waffengattungen zu unterstützen.

In dieser Ordnung erneuerte sich der Kampf schon am frühen Morgen. Masséna war entschiossen, zunächst den General Vacquant aus der am westlichen Ende Asperns gelegenen Kirche zu jagen, in welcher sich derselbe verschanzt hatte, und sendete deshalb dem General Legrand zwei Regimenter der Division Carra Saint-Cyr zu Hülfe. Diese Regimenter waren das 24. leichte und das 4. Linienregiment, die sich daran gewöhnt hatten, zusammen zu fechten. Obrist Pourailly, ein ausgezeichneter Offizier, marschirte so schnell, als es die in der großen Straße von Aspern aufgehäuften Leichname gestatteten und rückte gegen die Kirche vor. Die Generale Hiller und Bellegarde, die fortwährend beauftragt waren, gegen Aspern zu agiren, hatten in früher Stunde daselbst ihre Massen aufgestellt. Während das 24. Regiment mit ihnen im Gefecht begriffen war, sah es sich auf einmal längs einer Seitenstraße durch eine österreichische Colonne überflügelt, die das Dorf in entgegengesetzter Richtung durchzog. Das 4. Regiment, welches der brave Obrist Boyeldieu commandirte, machte einen Umweg rechts, schnitt die Colonne ab, die parallel vorgerückt war und nahm die beiden Bataillone, aus denen sie bestand, gefangen. Hierauf warfen sich die beiden genannten Regimenter, das 24. und das 4., unter Legrand's Anführung auf die Kirche und den Kirchhof und vertrieben die Oesterreicher daraus. Die Division Molitor dagegen, die durch Verhaue gedeckt auf der kleinen Insel zur Linken stand, streckte mit Flintenschüssen alle österreichischen Tirailleurs nieder, welche kühn genug waren sich im Bereiche des Musketenfeuers zu zeigen.

Jetzt war der Augenblick erschienen, um die auf das Centrum der Oesterreicher beabsichtigte offensive Bewegung auszuführen; denn während die Generale Hiller und Bellegarde von Aspern zurückgedrängt waren, ward Rosenberg, der immer noch zwei Colonnen formirt hatte, durch das Feuer der Division Boudet von Eßlingen fern gehalten und in der Mitte des Halbkreises der österreichischen Armee sah man nur das Corps Hohenzollern, welches mit dem von Rosenberg nur schwach durch die Cavallerie Liechtenstein's verbunden und nur sehr fern von der Grenadierreserve gestützt war. Es blieb zweifelhaft, ob das Centrum der Oesterreicher einer Masse von 20,000 Infanteristen und 6000 Reitern, welche Lannes auf dasselbe zu werfen sich anschickte, Widerstand zu leisten vermochte.

Auf das von Napoleon gegebene Signal setzte sich Lannes in Bewegung, um den ihm aufgegebenen Angriff auszuführen. Er läßt Boudet in Eßlingen und rückt die Rechte voran auf das Centrum der Oesterreicher vor. Die Division Saint-Hilaire marschirt voraus und zwar regimentweis geordnet in geschlossenen Colonnen, eine Disposition, die zwar gegen Kanonenfeuer gefährliche Blößen giebt, dagegen eine gegen jeden Choc gesicherte Festigkeit darbietet. Weiter zur Linken und ein wenig rückwärts rücken hierauf in derselben Ordnung die beiden Divisionen Claparède und Tharreau vor und stellen aufeinanderfolgende Echelons dar. Noch weiter links und weiter rückwärts bildet die Cavallerie den letzten dieser auf das Centrum des Feindes dirigirten Echelons.

Lannes setzt sich mit jenem Nachdruck in Bewegung,

der alle seine Angriffe bezeichnet. Das 57. Linienregiment von der Division Saint-Hilaire, ein vor allen andern gefürchtetes Regiment, das auf unserer äußersten Rechten placirt ist, marschirt im Sturmschritt unter Kartätschen- und Gewehrfeuer und nöthigt die österreichische Infanterie zum Weichen. Die ganze Division unterstützt das 57. Regiment und sowie die andern, in ebenso viel geschlossene Colonnen formirten Regimenter dem Feinde gegenüber in Schußweite ankommen, machen sie Halt, geben Feuer und rücken dann von Neuem vor, während sie den ihnen entgegenstehenden Truppen Terrain abgewinnen. Die beiden Divisionen Oudinot's nehmen ihrerseits auch Theil an dieser offensiven Bewegung, bald theilt sich der Impuls der ganzen Linie mit und die lebhaft gedrängten Oesterreicher fangen an sich in Unordnung zurückzuziehen. Bei diesem Anblicke zeigt der Erzherzog Karl gleich allen im Rathe unentschlossenen, aber auf dem Schlachtfelde tapfern Feldherrn, die Hingebung eines heldenmüthigen Prinzen. Er eilt persönlich herbei, um der Katastrophe vorzubeugen, mit welcher sein Centrum bedroht wird. Auf der einen Seite befiehlt er den Grenadieren, die zu Breitenlee standen, heranzukommen; auf der andern weißt er Bellegarde an, sich von Aspern nach Eßlingen zurückzubegeben, um die Mitte seiner Schlachtlinie zu verstärken. Der Ausführung der Befehle gewärtig ergreift er die Fahne des Regiments Zach und führt dasselbe wieder vorwärts. Seine bravsten Offiziere werden neben ihm getroffen, namentlich Colloredo, den er unter diesem furchtbaren Feuer fallen sieht und nur noch schmerzerfüllt die Hand drücken kann.

Lannes, der sich gleich ihm an der Spitze seiner Soldaten befindet, setzt seinen Offensivmarsch fort, und wirft Bessières mit den Küraffieren auf die österreichische Infanterie, so wie er diese erschüttert sieht. Diese stürzen sich auf das Corps Hohenzollern, durchbrechen mehrere Carrés und nehmen Gefangene, Kanonen und Fahnen. Schon berühren wir Breitenlee, den Punkt, wo der Erzherzog seine Grenadierreserve aufgestellt hat. Jetzt zweifelt Lannes nicht mehr an dem Erfolg und sendet den Generalstabsoffizier Caesar von Laville zu Napoleon, um ihm seine Fortschritte zu melden und ihn um Deckung seines Rückens zu ersuchen, während er beim Vorrücken in dieser Ebene einen so weiten Raum zwischen seinem Corps und dem Dorfe Eßlingen läßt.

Cäsar von Laville entfernt sich in aller Eile, um dem Kaiser diese Mittheilung zu überbringen und findet ihn in der sogenannten Ziegelei ([57]) zwischen Eßlingen und Aspern, wo er kaltblütig diesem großartigen Schauspiele beiwohnt, dessen furchtbare Anordnung er leitet. Napoleon zeigt bei dem Berichte, den ihn Cäsar von Laville erstattete, nicht die Zufriedenheit, die er hätte empfinden sollen. Allerdings war ein unglücklicher Zwischenfall eingetreten. Trotz der unerhörten Anstrengungen der Generale Bertrand und Pernetti, um die Communication zwischen beiden Donauufern zu erhalten, hatten das immer stärkere Wachsen des Wassers, die entwurzelten Bäume, die durch die steigenden Fluthen weggeschwemmten Boote und die vom Feinde in den Strom gestoßenen brennenden Mühlen endlich einen vollständigen Bruch der großen zwischen Ebersdorf und der Insel Lobau errichteten Brücke zuweggebracht. Dieser Bruch war in dem Momente eingetreten, wo sechs schöne Küraſſierregimenter, die beiden Divisionen des Marschalls Davout und die Artilleriewagen sich zum Uebergang anschickten. Man hatte eine Küraſſierschwadron von einander getrennt gesehen, indem auf den vom Strome fortgerissenen Booten ein Theil derselben zum rechten, der andere zum linken Ufer trieb. Gleichwohl war es nicht der Mangel an Truppen, was am meisten zu beklagen war; denn die an den beiden vorhergehenden Tagen übergesetzten 60,000 Mann waren, zumal bei dem gegebenen Aufschwung, hinreichend, um die österreichische Armee über den Haufen zu werfen; es war vielmehr die Entziehung der Munition, von welcher bereits eine ungeheuere Masse verbraucht war und an der man bald Mangel leiden mußte.

In Folge dieser, durch Herrn von Martemart überbrachten Trauerkunde fürchtet Napoleon, der jetzt vielleicht zu vorsichtig ist, nachdem er tollkühn gewesen, plötzlich auf diesem weiten Schlachtfelde der Munition beraubt zu sein und dem Feinde nur noch Bajonnete und Säbel entgegenzustellen zu haben. Er fürchtet auch, nachdem er alle seine Truppen verwendet und nur noch die Garde zu Fuß und die Füsiliere zur Deckung Lannes' besitzt, ohne Hülfsmittel gegen einen plötzlichen Umschlag des Glücks zu sein, ein Umschlag, welcher am Rande des Abgrundes, den man hinter sich hatte, Verderben bringen mußte. Er entschließt sich daher zu einem schmerzlichen Opfer und entsagt einem beinahe sichern Siege, um sich nicht Zufällen auszusetzen, denen Trotz zu bieten wider die Klugheit streitet. Nachdem dieser so harte Entschluß in einem Augenblicke mit der Entschlossenheit eines wahren Kriegsmannes gefaßt ist, befiehlt Napoleon Herrn von Laville, mit derselben Geschwindigkeit, mit welcher er gekommen, zu Marschall Lannes zurückzueilen und ihm zu sagen, daß er seine Bewegung einstellen und sich nach und nach, ohne den Feind zu sehr zu ermuthigen, auf die Linie von Eßlingen und Aspern zurückziehen solle. Auch läßt er ihm anempfehlen, die Munition zu schonen, die nur zu bald fehlen würde ([58]).

Als Lannes und Bessières diesen Befehl erhalten, sind sie trotz ihres lebhaftesten Bedauerns, genöthigt inmitten auf dieser immensen, mit Flammen bedeckten Ebene des Marchfeldes Halt zu machen. Der so heftig gegen Breitenlee gedrängte Erzherzog sieht unsere Colonnen plötzlich unbeweglich werden, ohne sich davon die Ursache erklären zu können. Er benutzt diesen Augenblick von Frist, um einen Theil des Corps Bellegarde von seiner Rechten nach seiner Linken zu führen und um hinter dem Corps Hohenzollern die 16 Grenadierbataillone, welche die Reserve bilden, so wie eine ungeheure Masse Geschütz in Linie aufzustellen, denn er besaß beinahe 300 Kanonen und konnte 200 derselben auf diesem so be-

drohten Punkte vereinigen. Nachdem er so von seiner ersten Unruhe befreit ist, läßt er eine furchtbare Kanonade gegen Lannes richten. Die Division Saint-Hilaire, welche von den dreien am weitesten vorgerückt ist und so zu sagen in der Luft schwebt, empfängt in der Fronte und in der Flanke ein fortgesetztes Kartätschenfeuer. Sie geht langsam zurück, mit der Festigkeit, die sowohl den alten Regimentern, aus denen sie besteht, als ihrem Führer, dem ritterlichen Saint-Hilaire, angemessen ist. Leider wird dieser tapfere Offizier, der alte Freund Napoleon's, von einer Kugel tödtlich getroffen. Gleichwohl behauptet sich seine von Schmerz ergriffene Division. Lannes eilt herbei, um an Saint-Hilaire's Stelle zu treten und seine Division auf ein minder ausgesetztes Terrain zurückzuführen. Er weicht zurück, aber wie ein Löwe, dessen Verfolgung Gefahr bringt. Die Corps, welche ihn zu eng einschließen wollen, haben heftige Bajonnetangriffe auszuhalten und werden kräftig zurückgewiesen. Während sich Lannes von der Division Saint-Hilaire zu den beiden Divisionen Oudinot begiebt, leitet er sie doch mit derselben Energie einem Feinde gegenüber, den unser Rückzug wieder mit Vertrauen erfüllt hat. Unglücklicherweise erleiden die Truppen Oudinot's mehr Verlust als die andern, weil man nicht gewagt hat, so junge Truppen im Angesicht des Feindes zu deployiren. In tiefe Colonnen formirt, verlieren sie durch die Kanonenkugeln ganze Glieder.

Nach und nach führt Lannes seine Linie nach der Höhe des Grabens zurück, der sich von Eßlingen bis Aspern erstreckt und der eine Art Zuflucht gewährt, hinter welcher seine Infanterie sich in Sicherheit zu stellen vermag. Seine obgleich an Zahl und Munitionsvorräthen der feindlichen nachstehende Artillerie bleibt allein auf dem vorspringenden Theile dieses Grabens, um die Bewegung der österreichischen Colonnen aufzuhalten, die zu einem verzweifelten Angriff vorrücken. Man sieht in der That das Corps Hiller und einen Theil des Corps Bellegarde sich nach Aspern zurückwenden, die beiden Colonnen Rosenberg sich aufs Neue Eßlingen nähern und endlich das zusammengezogene, mit einem Theile des Corps Bellegarde, den Grenadieren und der Cavallerie Liechtenstein verstärkte Corps Hohenzollern einen ähnlichen Angriff auf unser Centrum vorbereiten, wie ihn Napoleon auf das Centrum der Oesterreicher versucht hatte.

Es scheint sich in der That der Sturm auf unser Centrum zu richten, denn das Corps Hohenzollern, die Grenadiere und die Cavallerie Liechtenstein rücken vor und bilden zusammen eine compacte Masse. Napoleon bemerkt dies, macht Lannes aufmerksam, der es ebenfalls wahrgenommen hat und sie fordern die Division Saint-Hilaire, die Divisionen Oudinot und die Cavallerie auf, sich noch einmal für die Rettung der Armee aufzuopfern. Lannes stellt in erster Linie die Divisionen Saint-Hilaire, Clapardède und Tharreau, in zweiter Linie die Kürassiere, in dritter die alte Garde auf und läßt die dichte Masse des Corps Hohenzollern und der Grenadiere auf halbe Flintenschußweite herankommen. Darauf befiehlt er ein Musketen- und Kartätschenfeuer, welches so nahe und mit solcher Genauigkeit ausgeführt wird, daß man die feindlichen Linien sich bald lichten sieht. Hierauf wirft er die Kürassiere mit verhängten Zügeln auf die österreichische Infanterie, welche auf mehreren Punkten weicht und gleich einer Mauer sich öffnet, in welche man Bresche geschossen hat. Der tapfere Fürst Johann von Liechtenstein stürzt sich nun mit seiner Cavallerie auf die von Bessières. Allein Lasalle und Marulaz kommen unsern Kürassieren mit ihren Jägern und Husaren zu Hülfe und bald erblickt man in diesem weiten Terrain nur noch ein ungeheures Getümmel von 15,000 französischen und österreichischen Cavalleristen, die einander wuthentbrannt angreifen, vereinigt, wenn sie ansprengen, aufgelöst, wenn sie zurückkehren und sich ohne Unterlaß wieder sammelnd, um neue Angriffe zu unternehmen.

Nach diesem langen Handgemenge scheint die Bewegung des Feindes auf unser Centrum eingestellt, und das Corps Hohenzollern macht wie gelähmt der Schutzwehr gegenüber Halt, die sich von Eßlingen nach Aspern erstreckt. Unsere zum Theil demontirte Artillerie bleibt am Rande des Grabens, feuert mit Genauigkeit, aber nur sparsam wegen des geringen Munitionsvorrathes, während sie selbst dem Feuer von 200 Kanonen ausgesetzt ist. Unsere Infanteristen schützen sich durch den Graben; unsere Cavallerie, welche rückwärts eine Decke bildet und den Raum zwischen Eßlingen und Aspern ausfüllt, hält mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit eine unaufhörliche Kanonade aus. Also erfordert es die gebieterische Nothwendigkeit. Man muß bis zum Schluß des Tages sich halten, wenn man nicht in die fortwährend wachsende Donau gestürzt werden will. In diesem Augenblicke wird die Armee von einem furchtbaren Unglücke betroffen. Während Lannes von einem Corps zum andern sprengt, um den Muth der Soldaten aufrecht zu erhalten, bittet ihn ein Offizier, den es erschreckt, ihn so vielen Gefahren preisgegeben zu sehen, abzusteigen, um dem Feuer weniger ausgesetzt zu bleiben. Er befolgt diesen Rath, obschon er nicht eben gewohnt ist, sein Leben zu schonen, und als ob das Schicksal ein Gebieter wäre, dem man nicht zu entrinnen vermag, im nämlichen Augenblicke wird er von einer Stückkugel getroffen, die ihm beide Kniee zerschmettert. Der Marschall Bessières und der Escadronchef Cäsar von Laville erfassen den von seinem Blute Ueberströmten und fast Ohnmächtigen. Bessières, den er Tags vorher sehr übel behandelt hatte, drückt seine ermattete Hand, aber mit abgewandten Kopfe, um ihn nicht durch seine Gegenwart zu verletzen. Man legt ihn auf den Mantel eines Kürassiers und trägt ihn eine halbe Meile weit bis zur kleinen Brücke, wo sich ein fliegendes Lazareth befindet. Diese bald in der ganzen Armee verbreitete Nachricht verbreitet eine tiefe Trauer. Allein es ist jetzt keine Zeit zum Weinen, denn mit jeder Minute wächst die Gefahr.

Die im Centrum aufgehaltenen Anstrengungen des Feindes wendeten sich mit Wuth nach den Flügeln, nach Aspern und Eßlingen. In Bezug auf Aspern

so dirigiren die Generale Hiller und Vacquant wiederholte Angriffe gegen dieses unglückliche Dorf, das nur noch ein Haufen von Ruinen und Leichen ist. Man marschirt dort nur noch über Schutt, über brennende Balken und über Sterbende, deren Leiden im Angesicht der Gefahr, welche Jedermann bedroht, unbeachtet bleiben. Die Garde-Tirailleurs, die Napoleon dem Marschall Masséna anvertraut hatte, werden trotz ihres Jugendfeuers, trotz der Führung durch alte Offiziere, aus dem Dorfe getrieben. Sofort nehmen Legrand mit den Trümmern seiner Division und Carra Saint-Cyr mit der Hälfte der seinigen, diesen Haufen rauchender Ruinen unter Masséna's Augen wieder ein, der sich von Müdigkeit zerschlagen, aber durch die Kraft seines Geistes über alle Schwächen der Natur erhoben in ihrer Mitte befindet. Der mit der Ausführung seiner Befehle beauftragte Legrand zeigt sich überall, während ihm eine Kanonenkugel die Spitze seines Hutes hinweggenommen hat und er oft genöthigt ist, zum Degen zu greifen, um die feindlichen Bajonnete von seiner Brust zu entfernen. Zur Linken wirft Molitor die Oesterreicher, welche die kleine Insel nehmen wollen, in den Arm des Flusses, hinter welchem er postirt ist. Durch diesen heldenmüthigen Widerstand bleibt Aspern unser. Aber der Erzherzog hegt eine letzte Hoffnung, nämlich Eßlingen zu nehmen. Er läßt diese Position durch die beiden Divisionen Rosenberg einschließen und dirigirt mit den Grenadieren, die er in Person anführt, einen wüthenden Angriff gegen das Centrum des Dorfes. Bessières, der an Lannes' Stelle getreten, sieht diese neue Gefahr und bemüht sich, ihr zu begegnen. Um ihn zu unterstützen, schickt ihm Napoleon die Füsiliere der Garde, eine vortreffliche Truppe, die er während der Feldzüge in Polen und Spanien gebildet und die beinahe die Vollkommenheit erreicht hatte, welche sich zwischen der äußersten Jugend und dem äußersten Alter des Soldaten findet. General Mouton erhält den Auftrag, sie zu befehligen. — Tapferer Mouton, sagt der Kaiser zu ihm, machen Sie noch Eine Anstrengung, um die Armee zu retten, aber kommen Sie damit zum Ziele, denn nach den Füsilieren habe ich nur noch die Grenadiere und die Jäger der alten Garde, die letzte Hülfe, die man nur im äußersten Nothfall verwenden darf. — Mouton geht ab und wendet sich nach der Linken von Eßlingen, wo der Angriff der österreichischen Grenadiere mehr zu fürchten schien. Bessières, welcher dem bedrohten Punkte näher steht, sieht die Gefahr zur Rechten, zwischen Eßlingen und der Donau, und trägt kein Bedenken, die vom Kaiser angegebene Richtung zu verändern. Er sendet einen Theil dieser vier Bataillone nach Eßlingen selbst und einen Theil rechts zwischen das Dorf und den Fluß. Die Hülfe war dringend nöthig, denn in der Front war Eßlingen durch die Grenadiere bedroht, und zur Rechten durch die Colonnen von Rosenberg, die im Begriff standen, zwischen Eßlingen und die Donau durchzubrechen. General Boudet vertheidigt noch immer Eßlingen seit dem vorhergehenden Tage. Fünfmal waren die durch den Feldmarschall Aspre geführten Grenadiere zum Angriff zurückgekehrt und fünfmal waren sie, bald durch Gewehrfeuer, bald durch das Bajonnet zurückgeworfen worden. Trotzdem war Boudet auf der rechten Seite des Dorfes, die nur durch wenig Mannschaft vertheidigt wurde, überflügelt und durch eine der beiden Colonnen Rosenberg's eingeschlossen, genöthigt gewesen, sich in eine Scheune, ein umfangreiches und wie eine Festung mit Schießscharten versehenes Gebäude, zurückzuziehen. Hier behauptete er sich mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, allein schon war er, allseitig angegriffen, nahe daran zu unterliegen, als Mouton mit den Gardefüsilieren eintrifft. Diese schönen jungen Männer entreißen den Grenadieren Aspre's einen Theil des Dorfes und halten die Soldaten Rosenberg's längs des Raumes auf, der sich bis zur Donau erstreckt. Gleichwohl genügt dieser erste Akt von Energie nicht gegen einen viermal zahlreichern Feind, der entschlossen ist, zur Erreichung seines Zweckes die äußersten Anstrengungen zu versuchen. Da trifft aber Rapp mit zwei neuen Bataillonen dieser nämlichen Füsiliere ein und schlägt dem General Mouton vor, einen allgemeinen Bajonnetangriff zu unternehmen. Sie drücken sich beide die Hände, wählen diese Angriffsweise, um zum Ziele zu gelangen und stürzen, jeder Gefahr trotzend, auf die Oesterreicher los. Sie machen einen solchen Choc, daß die Feinde von einem Ende des Dorfes zum andern zurückgedrängt, die Soldaten Aspre's auf die von Rosenberg geworfen und sie insgesammt über Eßlingen hinausgejagt werden. Im nämlichen Augenblicke faßt die Artillerie auf der Insel Lobau die Massen, welche zwischen den Fluß und das Dorf gelangt waren, in die Seite und bedeckt sie mit einem Hagel von Kartätschen. Auf diese Weise war Eßlingen befreit.

Bereits 30 Stunden hatte dieser Kampf gewährt. Der Erzherzog Karl ist ebenfalls erschöpft, verzweifelt daran, uns in die Donau stürzen zu können; da es ihm selbst an Munition zu fehlen beginnt, entschließt er sich endlich, diese blutige Schlacht, eine der schrecklichsten des Jahrhunderts, einzustellen und entscheidet sich dafür, den Tag damit zu beschließen, daß er Alles, was er von Granaten und Kanonenkugeln übrig hat, auf die Corps sendet, die zwischen Aspern und Eßlingen stehen. Während daher in Aspern die Generale Hiller und Bellegarde sich noch heftig anstrengen, uns einige Trümmer dieses Dorfes gegen das Centrum und gegen Eßlingen hin streitig zu machen, läßt der Erzherzog Karl die Angriffe einstellen und beschränkt sich darauf, seine Artillerie vorrücken zu lassen, um unsere Linie auf's Aeußerste zu beschießen. Einer solchen Gefahr konnte man nur kalte Unbeweglichkeit entgegensetzen. Unsere großentheils demontirte Artillerie bleibt, wie sie es bereits gethan, auf dem Rande des Grabens, der uns deckt, halten, und feuert in Zwischenräumen, um den Schluß des Tages zu erreichen. Die Infanterie postirt sich rückwärts, halb durch das Terrain gedeckt, und noch weiter rückwärts deployirt sich unsere schöne Infanterie, die zwei Fronten zeigt, eine von Eßlingen nach Aspern, um das Centrum der Position zu decken, und eine dahinter, um den Raum zwischen

Eßlingen und dem Flusse zu sichern. Die Kaisergarde endlich bietet zwei mit denen der Cavallerie gleichlaufende Fronten dar, bleibt kaltblütig unter den Kanonenkugeln und man hört mitten durch den Donner der Geschütze nur den Ruf der Offiziere: „Schließt die Glieder!“ Es gilt in der That nur noch dieses Manöver bis zur Nacht auszuführen, denn es ist eben so unmöglich, den Feind zu entfernen, wie ihm auf der nach der Lobau-Insel führenden Brücke zu entgehen. Dieser Rückzug auf einem einzigen Ausweg kann nur unter dem Schutze der Dunkelheit bewerkstelligt werden und im Monat Mai muß man noch mehrere Stunden auf die heilsame Finsterniß warten, die unsern Abzug begünstigen soll.

Napoleon hatte sich während des ganzen Tages unabläßig in dem Winkel aufgehalten, den unsere Linie von Aspern nach Eßlingen und von Eßlingen nach der Donau beschrieb, und wo so viele Kugeln vorübersausten. Man hatte ihn mehrmals dringend ersucht, ein Leben sicher zu stellen, von welchem das Leben Aller abhing. Allein er wollte dies nicht thun, so lange noch ein neuer Angriff zu befürchten stand. Nunmehr, da sich der ermattete Feind auf eine Kanonade beschränkte, beschloß er, mit eigenen Augen die Lobau-Insel zu rekognosciren, hier den besten Platz für die Armee auszuwählen und daselbst, mit einem Worte, die Rückzugsdispositionen zu treffen. Des Besitzes von Eßlingen, welches die Trümmer der Division Boudet und die Gardefüsiliere besetzt hielten, versichert, ließ er Masséna fragen, ob er auf den Besitz von Aspern zählen könne, denn so lange uns diese beiden Stützpunkte noch blieben, war auch der Rückzug der Armee gesichert. Der an Masséna abgeschickte Generalstabsoffizier Cäsar von Laville traf ihn, auf Trümmern sitzend, von Mattigkeit erschöpft, mit entzündeten Augen, aber fortwährend von derselben Energie erfüllt. Er richtete seine Botschaft aus und Masséna antwortete ihm, indem er sich erhob, mit eigenthümlichem Ausdruck: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich mich noch zwei Stunden, sechs, vierundzwanzig halten werde, wenn's sein muß, so lange, als es für die Rettung der Armee nöthig ist.“

Ueber diese beiden Punkte beruhigt, wendete sich Napoleon sogleich nach der Insel Lobau und ließ Masséna, Bessières und Berthier auffordern, zu ihm zu kommen, sobald sie den ihrer Obhut anvertrauten Posten verlassen könnten, um sich mit ihm über den in der Nacht zu bewerkstelligenden Rückzug zu besprechen. Er eilte hierauf nach dem kleinen Arme, der zwischen dem linken Ufer und der Insel Lobau strömte. Dieser kleine Arm war selbst ein großer Fluß geworden und die vom Feinde hineingeworfenen Mühlen hatten mehrmals die Brücke in Gefahr gebracht, die zu seiner Ueberschreitung diente. Der Anblick seiner Ufer hatte etwas Herzzerreißendes. Lange Reihen Verwundeter, die sich theils fortschleppten, so gut sie es vermochten, theils auf die Arme ihrer Kameraden gestützt oder auf die Erde niedergelegt waren, wo sie die Hinüberschaffung auf die Lobau-Insel erwarteten, Reiter ohne Pferde, die ihre Küraße wegwarfen, um leichter marschiren zu können, eine Menge blessirter Pferde, die sich instinktmäßig nach dem Flusse schleppten, um ihren Durst zu löschen und sich in das Tauwerk der Brücke verwickelten, für welche sie gefährlich wurden, hunderte von halbzerbrochenen Artilleriewagen, eine unbeschreibliche Verwirrung und schmerzliches Stöhnen — das war die Scene, die sich hier darbot und die Napoleon tief ergriff. Er stieg vom Pferde, nahm Wasser in die Hände, um sich das Gesicht zu erfrischen und bemerkte jetzt ein aus Baumzweigen gemachtes Lager, auf welchem Lannes lag, den man amputirt hatte; sogleich eilte er auf ihn zu, schloß ihn in seine Arme, drückte ihm die Hoffnung aus, ihn zu erhalten und fand ihn, obschon immer noch heldenmüthig, doch tief von dem Gedanken ergriffen, sich so früh schon auf dieser Bahn des Ruhmes aufgehalten zu sehen. „Sie sind im Begriff“, sagte Lannes zu ihm, „Den zu verlieren, der ihr bester Freund und Ihr treuester Waffengenosse war. Leben Sie wohl und retten Sie die Armee!“ — Das Uebelwollen, welches sich gegen Napoleon zu zeigen begann und welches er leider! nur zu sehr provocirt hatte, verbreitete damals als Gerücht, daß angeblich der sterbende Lannes Vorwürfe an ihn gerichtet hätte. Lannes nahm mit einer Art krampfhafter Genugthuung die Umarmungen seines Gebieters auf und gab ihm seinen Schmerz zu erkennen, ohne ein bitteres Wort beizumischen. Es bedurfte dessen auch nicht; ein einziger Blick erinnerte an Das, was er so oft über die Gefahr unaufhörlicher Kriege gesagt hatte, der Anblick seiner beiden gebrochenen Beine, der Tod eines andern Helden von Italien, Saint-Hilaire's, der im Laufe des Tages gefallen, die schreckliche Hekatombe von 40 bis 50,000 Menschen, die am Boden lagen — waren das nicht eben so viel hinreichend grausame, leicht genug zu begreifende Vorwürfe? Nachdem Napoleon Lannes in seine Arme geschlossen, und sich sicherlich selbst gesagt hatte, was ihm der sterbende Held verschwieg (denn das Genie, welches Fehler begangen, ist selbst sein strengster Richter), stieg er wieder zu Pferde und wollte den Rest des Tages noch dazu anwenden, die Insel Lobau zu besuchen und die Rückzugsdispositionen zu treffen. Er durchstreifte die Insel in jeder Richtung und untersuchte mit eigenen Augen die verschiedenen Arme der Donau, die zu wahren Meeresarmen angewachsen, die Trümmer der obern Ufer mit sich fortrissen; hier gewann er die Ueberzeugung, daß die Armee auf der Insel Lobau ein verschanztes Lager finden würde, wo sie unbezwinglich sein mußte und zwei bis drei Tage Schutz finden konnte, während dessen die Brücke wiederhergestellt sein würde. Der kleine Arm, welcher die Insel von den Oesterreichern trennte, konnte unmöglich in Gegenwart Masséna's, der den Uebergang streitig machen sollte, überschritten werden. Die Breite der Insel ließ nicht zu, daß man sie mit Kugeln überschütten könne, um sie für unsere Soldaten unbewohnbar zu machen. Wenn man endlich Alles verwendete, was auf dem rechten Ufer von Booten vorhanden war, so konnte man Lebensmittel und Mu-

nition herbeischaffen, so daß die Armee die Mittel zum Unterhalt und zur Vertheidigung hatte. Nachdem Napoleon diese Pläne schnell entworfen und beschlossen, kehrte er in der Nacht zum kleinen Arme zurück. Marschall Masséna hatte sich bereits dorthin verfügt, sowie er die Bewachung Asperns seinen Unterbefehlshabern anvertrauen zu können glaubte. Auch Marschall Bessières, der Generalmajor Berthier, einige Corpschefs und der in einem Boote vom linken Ufer gekommene Marschall Davout, hatten sich auf diesem am Donauufer unter den Trümmern dieses Unglückstages angewiesenen Sammelplatz eingefunden. Hier wurde Kriegsrath gehalten. Napoleon hatte nicht die Gewohnheit, dergleichen Räthe um sich zu versammeln, in denen ein unsicherer Geist nach Entschlüssen sucht, die er nicht findet und nicht selbst zu fassen versteht. Diesmal brauchte er aber einen solchen, nicht um einen Rath von seinen Generalen zu verlangen, sondern um ihnen einen zu ertheilen, sie mit seinen Ansichten zu erfüllen und den Geist Derer aufzurichten, welche erschüttert waren, denn es ist gewiß, daß ihr Geist, mochte auch ihr Soldatenmuth nicht wanken, die Schwierigkeiten und Hülfsmittel der Situation doch nicht genügend auffaßte, um nicht einigermaßen betroffen, beunruhigt, niedergeschlagen zu sein. Der Charakter, welcher das Unglück ertragen macht, ist seltener, als der Heldenmuth, welcher dem Tode trotzen macht. Ruhig, zuversichtlich, denn er sah in dem Geschehenen nur einen reinen Zufall, und nichts Unersetzliches, forderte Napoleon die anwesenden Offiziere auf, ihre Meinung zu sagen. Die in seiner Gegenwart geführten Reden überzeugten ihn zur Genüge, daß diese beiden Tage einen starken Eindruck hervorgebracht hatten und daß sich einige seiner Generale dem Entschluß hinneigten, auf der Stelle zurückzugehen, nicht nur über den kleinen Arm, um sich auf die Insel Lobau zurückzuziehen, sondern auch über den großen Arm, um sich sobald als möglich mit dem Reste der großen Armee zu vereinigen, selbst auf die Gefahr hin, alle Kanonen, sämmtliche Artillerie- und Cavalleriepferde, 12 bis 15,000 Verwundete und endlich die Ehre der Waffen zu verlieren. Kaum hatte sich ein solcher Gedanke bemerkbar gemacht, als Napoleon das Wort ergriff und mit der ihm gebührenden Autorität und mit der nicht erheuchelten, sondern aufrichtigen Zuversicht, die ihm der Umfang seiner Hülfsmittel einflößte, die derzeitige Situation folgendermaßen auseinandersetzte: Man hätte, sagte er, allerdings einen schweren Tag gehabt, aber er dürfe nicht als eine Niederlage betrachtet werden, da man das Schlachtfeld behauptet hätte und das wäre ein Wunder, sich mit heiler Haut aus einem solchen Kampfe zurückzuziehen, den man mit einem großen Strom im Rücken und nach Zerstörung seiner Brücken bestanden habe. Was die Verwundeten und Todten beträfe, so wäre der Verlust groß, größer denn jeder andere, den wir in unsern langen Kriegen erlitten, allein der des Feindes müßte um ein Drittel bedeutender gewesen sein; man dürfe daher sicher annehmen, versicherte Napoleon, daß sich die Oesterreicher auf lange Zeit ruhig verhalten würden, und daß man Muße hätte, die siegreiche durch Steiermark eintreffende Armee von Italien an sich zu ziehen, drei Viertel der Verwundeten wieder in die Glieder eintreten zu sehen, die auf dem Marsche befindlichen zahlreichen Verstärkungen aus Frankreich herbeizuziehen, gezimmerte Brücken über die Donau errichten zu können, die so fest wie steinerne wären und die Ueberschreitung dieses Stromes zu einer gewöhnlichen Operation machen würden. Napoleon fügte noch hinzu, daß man am Ende, sobald die Verwundeten in die Glieder zurückgekehrt wären, auf unserer Seite nur 10,000 Mann weniger zählen würde, während auf der feindlichen Seite 15,000 fehlten und daß die Dauer des Feldzugs nur um zwei Monate verlängert werden dürfte; wenn man aber 250 Meilen von Paris einen großen Krieg im Schooße einer eroberten Monarchie, ja in der Mitte ihrer Hauptstadt unterhielte, so dürfe ein derartiges Ereigniß für Leute von Muth nichts Ueberraschendes haben, es müßte ihnen nur ganz natürlich, ja selbst glücklich erscheinen, wenn man an die Schwierigkeiten des Unternehmens dächte, das darin bestand, im Angesichte einer feindlichen Armee den Strom zu passiren, um jenseits desselben eine Schlacht zu liefern. Seiner Meinung nach dürfe man sich daher weder beunruhigen, noch entmuthigen lassen. Es gäbe eine rückgängige Bewegung, welche rathsam und nothwendig wäre: nämlich über den kleinen Arm der Donau zurückzugehen, sich auf der Insel Lobau einzuschließen und daselbst das Fallen des Wassers und die Herstellung der Brücken über den großen Arm abzuwarten; das wäre eine leichte Bewegung, die über Nacht, ohne Nachtheil, ohne Verlust eines Verwundeten, eines Pferdes oder einer Kanone und namentlich ohne Verlust der Waffenehre ausgeführt werden könne. Es gäbe aber eine andere zugleich entehrende und verhängnißvolle rückgängige Bewegung, das wäre die: nicht allein über den kleinen, sondern auch über den großen Arm zurückzugehen und zwar über den letztern wohl oder übel auf Kähnen, welche nur gesunde Leute, aber keine Kanone, kein Pferd, keinen Verwundeten fortschaffen könnten, während man überdies dabei die Insel Lobau aufgäbe, die eine kostbare Eroberung und das wahre Terrain eines anderweitigen Uebergangs wäre. Wenn man in dieser Weise verführe, wenn man statt der 60,000, mit denen man gekommen, nur mit 40,000 Mann zurückginge und zwar ohne Geschütz, ohne Pferde und mit Zurücklassung von mindestens 10,000 Verwundeten, die in einem Monat wieder einzutreten vermöchten, so würde man wohlthun, sich bei der Rückkehr nicht vor den Wienern sehen zu lassen, die ihre Sieger mit Verachtung überhäufen und gar bald den Erzherzog Karl zurückrufen würden, um die Franzosen aus einer Hauptstadt zu jagen, in welcher sie nicht mehr zu bleiben würdig wären. Und in diesem Falle müßte man sich nicht auf einen Rückzug auf Wien, sondern auf einen Rückzug nach Strasburg gefaßt machen. Der Prinz Eugen würde auf seinem Marsch nach Wien statt der französischen Armee daselbst den Feind finden und in dieser Mörder-

grube umkommen; die in Schrecken gesetzten Alliirten würden aus Schwachheit zu Verräthern werden und sich gegen uns wenden; das Glück des Kaiserreichs würde vernichtet und die Größe Frankreichs in einigen Wochen zerstört sein. Kurz Napoleon sah alles voraus und kündigte mit Genauigkeit Alles, was ihm seine Politik fünf Jahre später zuzog, als ein nothwendiges Ergebniß innerhalb vierzehn Tagen an, wenn man, anstatt sich kühn nach der Insel Lobau zurückzuziehen, die Schwachheit hätte, in Uebereilung über die große Donau zu gehen und am andern Ufer die verwundeten Kameraden, das Material und die Waffenehre zurückzulassen. Um übrigens so zu handeln, wie er es anriethe, bedürfe es nur geringer Mühe. Masséna würde sich zu Aspern bis Mitternacht halten, dann mit der Armee nach der kleinen Brücke abmarschiren, am nächsten Tage die Lobau-Insel gegen die feindlichen Unternehmungen vertheidigen und hinter dem kleinen Donauarm die Lebensmittel und die Munition erwarten, die man ihm auf Fahrzeugen zuschicken würde. Während dieser Zeit würde man die große Brücke wiederherstellen und wenn der Erzherzog Karl aller Wahrscheinlichkeit zuwider, nach Preßburg hinab- oder wieder bis Krems hinaufginge und den Versuch wagte, sich auf das rechte Ufer zu versetzen und uns Wien streitig zu machen, so würde ihm der Marschall Davout mit seinen 30,000 Mann, die wohl so viel wie 60,000 Oesterreicher werth wären, ferner mit dem Reste der Küraſſiere und der Gardecavallerie, die noch nicht über den Fluß gekommen, mit den Württembergern, den Baiern und Sachsen die Spitze bieten. — Masséna, Davout — sagte er zu diesen — Sie leben und werden die Armee retten, indem Sie sich dessen würdig zeigen, was Sie gethan haben. — Masséna, welcher oft unzufrieden war und selbst mit Bitterkeit die Uebereilung tadelte, mit welcher man den Donauübergang bewerkstelligt hatte, ergriff, entzückt über so viel Klarheit und Festigkeit, die Hand Napoleon's und sagte zu ihm: „Sire, Sie sind ein hochherziger Mann und werth, uns zu commandiren! Nein, wir dürfen nicht fliehen, wie Feige, die besiegt worden wären. Das Glück hat uns nicht wohlgewollt, aber wir sind trotzdem siegreich, denn der Feind, der uns hätte in die Donau stürzen sollen, hat vor unsern Positionen in's Gras gebissen. Lassen Sie uns nicht unsere Haltung als Sieger verlieren, lassen Sie uns darauf beschränken, über den kleinen Arm der Donau zurückzugehen und ich schwöre Ihnen zu, daß ich jeden Oesterreicher darin ertränke, der es wagen wird, ihn nach uns zu überschreiten." — Davout versprach seinerseits Wien zu bewachen und jeden Angriff zurückzuschlagen, welcher von Preßburg oder Krems aus während der Operation der Herstellung der Brücken kommen könnte, einer Operation, nach welcher die auf einem einzigen Ufer vereinigte Armee nichts mehr vom Erzherzog Karl zu fürchten haben konnte.

In Folge dieses am Donauufer unter den letzten Kugeln der Oesterreicher abgehaltenen Kriegsraths fühlten sich alle Herzen neu gestärkt. Es wurde beschlossen, daß Masséna das Obercommando über die Armee übernehmen und die Nacht zur Ueberschreitung des kleinen Arms verwenden sollte, während Napoleon in Person mit Berthier und Davout über den großen Arm zurückgehen und die beiden dringendsten Operationen, die Sendung von Kriegs- und Mundvorräthen nach der Lobau-Insel und die Herstellung der großen Brücke, selbst dirigiren würde. Man schied getröstet, entschlossen, voll gegenseitigen Vertrauens. Während Masséna nach Aspern zurückkehrte, begab sich Napoleon, nachdem er alle seine Befehle ertheilt hatte, durch die Lobau nach dem Ufer des Hauptarms der Donau. Er hatte Mühe, mehrere starke Bäche zu überschreiten, die sich in Folge des gestiegenen Wassers im Innern der Insel gebildet hatten. Zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts kam er an dem Ufer der großen Donau an und wollte sie sogleich passiren. Die Gefahr war ernst, denn außer einer tiefen Dunkelheit mußte man auch den ungeheuern schwimmenden Körpern Trotz bieten, welche der Strom mit fortriß und die, wenn sie an den schwachen Nachen Napoleons anstießen, denselben leicht zum Umschlagen bringen konnten. Aber den großen Pflichten gegenüber, die noch erfüllt werden mußten, galt es kein Zögern und mit der Zuversicht Cäsar's inmitten der Wellen von Epirus stieg Napoleon, von Savary und Berthier begleitet, in ein Boot, das von unerschrockenen Pontonniers geführt, ihn wohlbehalten an das andere Ufer hinüberbrachte. Kaum war er bei Ebersdorf ans Land gestiegen, so ertheilte er seine ersten Befehle, um alle disponibeln Boote nach diesem Punkt zu ziehen, sie mit Zwieback, Wein, Branntwein, Kartätschen, Patronen und Verbandzeug anzufüllen und nach der Lobau-Insel zu dirigiren. Die von der zerstörten großen Brücke weggenommenen Boote genügten für den Augenblick, um der Armee auf der andern Seite des Flusses das Nöthige zuzuführen. Man begann diese Operation noch in der Nacht selbst oder vielmehr man setzte sie thätiger fort, denn nach dem Bruche der Brücke hatte man im Laufe des Tages bereits Zuflucht zu diesem Mittel genommen.

Inzwischen war der mit dem Obercommando bekleidete Masséna nach Eßlingen und Aspern geeilt, um den Rückzug vorzubereiten. Die directen Angriffe auf diese beiden Punkte hatten aufgehört. Die Oesterreicher beschränkten sich auf eine Kanonade, die mit der weitervorrückenden Nacht immer mehr nachließ und nur noch hier und da einige vereinzelte Opfer in der Dunkelheit ereilte. Unsere erschöpften Gegner sanken vor Mattigkeit auf der blutigen Wahlstatt nieder, während uns die in unserer kritischen Lage unerläßliche Wachsamkeit nöthigte, uns aufrecht zu erhalten, obschon unsere Müdigkeit der der Oesterreicher gleich kam. Gegen Mitternacht ließ Masséna den Rückzug mit der Kaisergarde beginnen, die zunächst am Flusse stand. Jedes Corps sollte über die kleine Brücke abziehen, seine Verwundeten mitnehmen, seine Kanonen wegführen und nur seine Todten zurücklassen, deren Anzahl, leider! nur zu bedeutend war. Nach der Garde kam die schwere Cavallerie, und da viele Soldaten ihre Küraſſe weggeworfen hatten, so ließ Masséna diese durch Reiter, welche

ihre Pferde verloren hatten, einsammeln, um dem Feinde so wenig Trophäen als möglich zurückzulassen. Ein Theil der leichten Cavallerie blieb mit den Voltigeurs in Linie stehen, um vor Aspern und Eßlingen einen scheinbaren Widerstand zu leisten. Hierauf marschirten die Divisionen Saint-Hilaire und Oudinot ab, jede mit ihren Verwundeten. Dann folgten die Divisionen Legrand und Carra Saint-Cyr und endlich, mit Tagesanbruch am 23. die Generale Boudet und Molitor, die Aspern und Eßlingen verließen und in das Gehölz einrückten, welches den vom Flusse gebildeten Winkel deckte; ein Schwarm ihrer Tirailleurs escortirte sie. Der ermattete Feind bemerkte die rückgängige Bewegung unserer Truppen nicht. Erst gegen 5 und 6 Uhr Morgens, als er unsere Vorposten nach und nach verschwinden sah, fing er an, unsern Rückzug zu vermuthen und dachte daran, uns nachzusetzen. Er that dies langsam, ohne uns sehr zu beunruhigen. Indeß konnte er, als er in Eßlingen eingerückt und bis an das Ufer des Flusses gelangt war, die kleine Brücke entdecken, über welche unsere letzten Colonnen abmarschirten. Sofort richtete er sein Kanonenfeuer nach dieser Seite, während seine Tirailleurs quer durch das Gehölz vordrangen und uns ihre Kugeln nachsandten. Masséna war mit einigen Offizieren seines Generalstabes auf dem linken Ufer geblieben und wollte zu allerletzt passiren. Man stellte ihm vor, daß unsere Posten heftig gedrängt zu werden begännen, daß er plötzlich angegriffen werden könnte, daß der Augenblick gekommen sei, die Brücke abzubrechen und diesem beispiellosen Widerstande ein Ende zu machen. Er wollte aber nichts davon hören, so lange er auf dem linken Ufer noch irgend einen zu rettenden Ueberrest bemerkte. Nach allen Richtungen eilte er umher und überzeugte sich selbst, daß man keinen Verwundeten, keine Kanone, keinen Gegenstand von einigem Werthe zurückließ, womit der Feind sich brüsten könnte. Was sich noch von Gewehren und weggeworfenen Kürassen vorfand, ließ er auflesen und da hier und da verwundete und herrenlose Pferde am Ufer des Wassers umherliefen, so ließ er diese dem Flusse zujagen, um sie zum Hinüberschwimmen zu nöthigen. Als er endlich auf diesem zu einem feindlichen Boden gewordenen Ufer keine Pflicht mehr zu erfüllen sah und als die Kugeln der Tirailleurs bereits um ihn herumpfiffen, bestieg er als der Letzte ein Boot, eben so kühn, als damals, wo er in einem einfachen Fahrzeug unter dem Feuer des englischen Geschwaders Genua verließ. Er gab hierauf Befehl, die Brückentaue abzuhauen, welche die Strömung des Flusses bald nach dem andern Ufer trieb und schon nach wenigen Minuten befand er sich in der Lobau, während die Oesterreicher sich begnügten, dem freiwilligen Rückzug ihrer Gegner zuzusehen.

So endete diese zweitägige Schlacht, eine der blutigsten des Jahrhunderts, welche die Reihe der abscheulichen Blutbäder in den letzten Zeiten des Kaiserthums begann, wo man in einem einzigen Tage das Aequivalent der Bevölkerung einer großen Stadt vernichtete. Die Zahl der Todten und Verwundeten würde für diese Schlacht wie für die andern, nur schwer anzugeben sein. Man kann jedoch den Verlust der Oesterreicher auf 26 bis 27,000 Todte und Verwundete — ihr officielles Bülletin gestand selbst 20,000 zu, während die im Kriegsarchiv enthaltenen und von den Oesterreichern herrührenden Dokumente die genannten Zahlen angeben — den der Franzosen auf 15 bis 16,000 anschlagen. Auf unserer Seite mußte der Mangel an Hülfsmitteln auf der Lobau-Insel während der ersten Augenblicke die Verwundungen äußerst gefährlich machen. Uebrigens erklärt sich der gewaltige Unterschied der Verluste dadurch, daß die Oesterreicher stets ohne Deckung kämpften, wir dagegen während eines Theils dieser Tage durch einige Hindernisse des Terrains geschützt waren. Gefangene waren auf keiner Seite gemacht worden, außer einigen Hunderten, die man in Aspern und Eßlingen gefangen und nach der Lobau geschickt hatte. Es war dies eine Schlacht ohne ein anderes Resultat, als ein abscheuliches Blutvergießen, das, wie wir gesehen, für den Feind viel größer als für uns war und uns alle Uebergangsmittel ließ, da uns die Lobau-Insel verblieb. Die gewichtigste Folge dieser Tage von Eßlingen bestand in Dem, was man davon sagte: in den Uebertreibungen unserer Feinde, welche rasch in Deutschland und durch ganz Europa verkündigten, daß die Franzosen besiegt, überwältigt und im vollen Rückzuge begriffen wären. Napoleon aber, der inmitten des zum Aufstande gegen uns bereiten Continents kämpfte, der gezwungen war, sich im Schooße der feindlichen Hauptstadt zu behaupten, wo 400,000 Einwohner nur auf das Zeichen warteten, um sich zu erheben, der überdies in seinem Rücken sichere Straßen brauchte, um seine Verstärkungen heranzuführen, Napoleon aber konnte den Schein seiner Unbezwinglichkeit nicht gut entbehren. Materiell war er stärker, weil er weniger als seine Gegner verloren und den Muth seiner jungen Armee in einer furchtbaren Probe gestählt hatte; moralisch war er schwächer, weil seine Feinde über eine angebliche Niederlage triumphirten, die aber für ihn in Wahrheit ein Sieg war, denn einen solchen Kampf bei zerstörten Brücken aushalten, hieß siegen. Was sein Verfahren als General anlangt, so konnte man die Wahl der Lobau-Insel nur bewundern, eine Wahl, welche seine in jedem andern Falle unausführbare Operation möglich gemacht und gestattet hatte, daß eine verhängnißvolle Position, aus welcher man nur als Ertrunkener oder Gefangener hätte herausgehen können, durch einen äußerst leichten und wenig beunruhigten Rückzug endigte. Man mußte jedoch die Uebereilung tadeln, mit welcher Napoleon die Ueberschreitung des Flusses in einer solchen Jahreszeit vorgenommen, bevor er genügende Uebergangsmittel beisammen hatte. In dieser Beziehung verdient er sicherlich Tadel, allein seine Ungeduld, beide Donauufer zu besetzen, entschuldigten so viele Beweggründe, daß man ihm wohl verzeihen kann, wenn er in dem Verlangen, Zeit zu ersparen, zu sehr auf sein Glück gezählt hat. Sein wahrhaftes, sein ewiges Unrecht war jene ungezügelte Politik, die, nachdem sie ihn an den Niemen

geführt, von wo er nur durch ein Wunder zurückgekommen, ihn dann an den Ebro und Tajo trieb, von wo er zwar für seine Person zurückgekehrt war, aber seine schönsten Armeen zurückgelassen hatte und die ihn jetzt auf's Neue an die Donau zog, wo er sich nur durch andere Wunder zu erhalten vermochte, durch Wunder, deren Folge jeden Augenblick unterbrochen werden und zu Unglücksfällen führen konnte. Das, sagen wir, war sein Unrecht, denn der Feldherr beging nur Fehler unter dem Einflusse des Zwanges, welchen die allerunvorsichtigste Politik auf ihn übte.

Erzherzog Karl, der nachmals von seinen Landsleuten sehr getadelt worden ist (denn gewöhnlich erntet man von seinen Mitbürgern die meiste Bitterkeit), entfaltete eine große Energie, was man auch von ihm hat sagen mögen; und wenn man es wunderbar findet, daß er die französische Armee nicht in die Donau gestürzt hat, so vergißt man die Stärke der von seinem Gegner gewählten Positionen, die Unmöglichkeit, Aspern und Eßlingen den von Lannes und Masséna befehligten 60,000 Franzosen, die entweder siegen oder umkommen mußten, zu entreißen; man übersieht ferner die Vortheile der Lobau-Insel, die, wenn uns Aspern und Eßlingen blieben, leicht wieder zu erreichen war und dann ein unangreifbares Asyl wurde. Den kleinen Arm, Masséna gegenüber, ohne Brücke, oder selbst mit einer solchen, forciren zu wollen, wäre von Seiten des österreichischen Oberbefehlshabers ein wahnsinniges Unternehmen gewesen, und dasselbe nicht versucht zu haben, ist ihm gleichwohl von Leuten stark vorgeworfen worden, die niemals im Stande gewesen sein würden, es auszuführen. Mit größerem Rechte haben einige unparteiische Richter gesagt, daß er während der Schlacht den um die Franzosen gezogenen Halbkreis viel zu weit ausgedehnt habe, so daß er in Gefahr kam, in der Mitte durchbrochen zu werden; ferner, daß er, wenn er sich mehr auf seiner Rechten concentrirte und alle seine Streitkräfte aufwendete, um einen Durchbruch bei Aspern auszuführrn, die Möglichkeit eher gehabt haben würde, uns vielleicht von der Donau abzuschneiden. Wiederholt man diese Kritiken, so muß man auch hinzufügen, daß er, wenn er in der angegebenen Weise verfahren wäre, zu Aspern wahrscheinlich die Truppen gefunden haben würde, die er anderwärts nicht gegen sich lenkte und die sich nach dem von ihm ausschließlich angegriffenen Punkte zurückgewendet haben würden. Nach einem so fürchterlichen Kampfe, nach so heldenmüthigen Anstrengungen muß man die Aufopferung zu bewundern wissen, und was auch das Resultat gewesen sein möge, solchen Handlungen gegenüber, wie sie von Menschen selten ausgeführt worden sind, muß man schweigen.

Während der folgenden Tage hätte Erzherzog Karl allerdings Dinge ausführen können, die er nicht einmal versuchte. In der That befand sich die französische Armee in einer kritischen Lage, denn sie war, theils auf der Lobau-Insel, theils auf dem rechten Donauufer durch die Hauptwassermasse des Flusses in zwei Theile getrennt. Napoleon in seinem jugendlichen Feuer, als er als General in Italien seine Erfolge so thätig verfolgte, hätte sicherlich sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die sich in diesem Augenblicke darbot. Wenn es allerdings für den Erzherzog Karl unmöglich war, den kleinen Arm des Flusses, der ihn von der Lobau trennte, zu forciren, und zwar Masséna und den 45,000 Mann gegenüber, die diesem noch blieben, zu forciren, so war es doch durchaus nicht ebenso unmöglich, oberhalb oder unterhalb Wien einen jener Uebergänge zu versuchen, welche Napoleon so sehr fürchtete und gegen deren Bewerkstelligung er so viele und so geniale Vorkehrungen getroffen hatte.

Wäre der Erzherzog Karl wirklich auf Preßburg marschirt, hätte er dort die Donau überschritten und auf dem rechten Ufer den Marschall Davout angegriffen, der ihm keine 40,000 Mann entgegenstellen konnte, so hätte er ohne Zweifel die schönste Gelegenheit gefunden, uns eine Niederlage beizubringen. Freilich würde er ebenso auch Gelegenheit gehabt haben, eine solche Niederlage selbst zu erleiden, denn er hätte nicht weniger als zwei Tage gebraucht, um die Donau hinabzugehen, zwei um wieder aufwärts zu marschiren und in diesen vier Tagen konnte aller Wahrscheinlichkeit nach die momentan wiederhergestellte große Brücke der französischen Armee den Uebergang nach dem rechten Ufer gestatten. In diesem Falle würde der Erzherzog Karl 80,000 Mann zu bekämpfen gefunden haben, während er höchstens 70,000 zusammenbringen konnte, denn die Schlacht bei Eßlingen hatte ihm 26 bis 27,000 Mann gekostet. Er konnte also zurückgedrängt, vernichtet, zersprengt nach Ungarn geworfen werden. Es blieb noch eine andere, ebenso gewagte, aber wenn sie gelang, noch entscheidendere Operation zu versuchen übrig; nämlich: anstatt die Donau hinabzuziehen, vielmehr längs derselben aufwärts zu marschiren, die 25,000 Mann Kollowrath's an sich zu ziehen, wodurch die österreichische Armee eine Stärke von 95,000 Streitern erreicht hätte, den Fluß auf einem der Punkte zu überschreiten, die sich zwischen Krems und Linz finden, daselbst die Sachsen unter Bernadotte oder die Württemberger unter Vandamme zu überrumpeln und im Rücken Napoleon's zu debouchiren. Hier war der Uebergang weniger sicher, weil man ihn erkämpfen mußte, allein er bot große Möglichkeiten des Gelingens, den Truppen gegenüber, welche den Fluß bewachten, er geschah mit 25,000 Mann mehr, er führte eine Truppenconcentrirung herbei, die alle diejenigen übertraf, welche Napoleon im Augenblick ausführen konnte, er verlangte ferner nur zwei bis drei Tage und gewährte das Mittel, die Sachsen, die Württemberger und die zwischen St. Pölten, Wien und Ebersdorf zerstreuten Divisionen des Marschalls Davout einzeln, vor ihrer Vereinigung zu schlagen; endlich brachte er im Fall des Gelingens Napoleon in die Lage des General Melas nach der Schlacht bei Marengo. Trieb man jedoch einen derartigen Gegner und eine derartige Armee auf's Aeußerste, so provocirte man freilich auch auf ihrer Seite außerordentliche Anstrengungen und eine Auf-

opferung, über welche zu triumphiren man sich kaum schmeicheln durfte und demnach unermeßliche Gefahren. Noch entscheidender, aber auch viel gewagter war eben deshalb dieser Plan von Seiten des Erzherzogs um so weniger zu erwarten.

Wie es sich nun auch mit diesen verschiedenen Combinationen verhalten mag, jedenfalls urtheilte der Erzherzog Karl anders oder besser gesagt, er handelte anders, denn bei solchen Gelegenheiten urtheilt man nicht lange, man handelt instinktmäßig, nach seinem Charakter; und dies würde kein Unrecht gewesen sein, wenn der österreichische Generalissimus den seinem Charakter angemessensten Plan befolgt und alles Das gethan hätte, was möglich und zu dem von ihm angenommenen Systeme passend war. Nicht eher, als am 23. Mai, d. h. am Morgen nach den beiden Schlachttagen, dem 21. und 22., hatte er gewußt, ob er Sieger war oder nicht, und obschon er allerwärts hinschrieb, daß er es sei, so war er doch selbst nicht aufrichtig davon überzeugt, denn wenn er auch Napoleon verhindert hatte, jenseits der Donau zu debouchiren, so hatte er ihn doch nicht abzuhalten vermocht, sich ruhig nach der Lobau zurückzuziehen, sein Schlachtfeld zu behaupten und überdies noch anderweitige Uebergangsmittel zu bewahren. Abgesehen davon, daß sein Sieg als zweifelhaft betrachtet werden konnte, spürte der Erzherzog doch schmerzlich genug die Folgen dieser zwei Tage erbitterten Kampfes. Seine um beinahe ein Drittel verminderte Armee war ermattet und in einem Zustande der Erschlaffung, auf welche diejenigen keine Rücksicht nehmen, welche die Generale erst nach geschehener That beurtheilen und ihnen vorwerfen, nicht Pläne befolgt zu haben, an welche man, den wirklichen Umständen gegenüber, nicht einmal denken konnte. Er war persönlich wenig dazu geneigt, wieder anzufangen. Zum ersten Male fand er sich Napoleon gegenüber, ohne unterlegen zu haben, und ganz erstaunt über diesen ungewohnten Triumph wollte er sich desselben erfreuen, bevor er sich neuen Chancen aussetzte. Er hatte in seinen Verlusten, in der unzureichenden Anzahl der ihm übrig gebliebenen Truppen und in der Vernichtung seiner vollständig verbrauchten Munition Gründe zu warten und in Ruhe das Vergnügen eines ungehofften Erfolgs zu genießen. Und allerdings ließen sich — das muß man anerkennen — einige verständige Beweggründe für dieses Verfahren geltend machen. Er konnte in der That sagen, daß die Zeit für ihn günstig und daß es viel werth war, nicht unterzugehen, wenn man sich in seiner Heimat, im Bereiche seiner Hülfsquellen und umgeben von allen Sympathien Deutschlands schlug, das nur auf eine Gelegenheit wartete, um loszubrechen. Er konnte sich sagen, daß im Gegentheil Napoleon mehrere hundert Stunden von seiner Grenze, mitten unter feindlichgesinnten Bevölkerungen, im Schooße einer eroberten und gährenden Hauptstadt und nur von dem Scheine seiner Unbezwinglichkeit getragen, daß Napoleon allerdings fortwährend glänzender Thaten bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten und daß derselbe insbesondere auch schnell zum Ziele gelangen müsse, um auf ehrenvolle Weise dazu zu gelangen; daß für den französischen Feldherrn der Uebergang über die Donau die unerläßliche Bedingung jedes definitiven Erfolges war, und daß in diesem Uebergange gescheitert zu sein, ebensowohl eine moralische als materielle Niederlage war; daß es folglich auch besser sei, ihm ferner noch ein derartiges Hinderniß entgegen zu stellen, welches ihn bis jetzt einzig und allein aufgehalten, und bei einer Taktik zu beharren, die glückliche Erfolge gehabt, als sich freiwillig seinen Schlägen preiszugeben und zweifelhafte Schlachten zu wagen, wenn man einen gefährlichen Uebergang ober- oder unterhalb Wien's versuchte. Der Erzherzog Karl konnte diese Betrachtungen anstellen und stellte sie auch an; sie waren klug und es verdiente selbst Lob, wenn er einen solchen Plan annahm und in allen Consequenzen verfolgte, wenn er die entschwindende Zeit dazu verwendete, die österreichische Armee zu verstärken, die Donau immer schwerer überschreitbar zu machen und rings um Napoleon Widerstand aller Art zu erheben, wozu ein über denselben errungener Vortheil natürlicherweise Jedermann auffordern mußte. Wenigstens schien er dies in den ersten Augenblicken zu thun, wo er sich's angelegen sein ließ, seine Position Wien gegenüber stärker als je vorher zu bewachen, wo er sich bemühte, die Schwierigkeiten jedes fernerweiten Donauübergangs zu vermehren, auf diesem Punkte so viel Streitkräfte als möglich zu concentriren, dem Erzherzog Johann Befehl ertheilte, möglichst bald zu ihm zu stoßen, wo er vor allem in Europa ein Siegesgeschrei erhob und nach allen Seiten hin meldete, daß die Franzosen geschlagen und fast vernichtet wären; dabei sprach er von 30 bis 40,000 Todten und Verwundeten und von ebensoviel Gefangenen, sodaß, wenn diese Gerüchte wahr gewesen wären, Napoleon auch nicht einen einzigen Mann übrig behalten hätte; überdies sprach er noch von einem unvermeidlichen und demnächst erfolgenden Rückzug der Franzosen auf Linz, Passau und selbst Strasburg und verhieß Allen ihre allgemeine und sichere Befreiung, wenn Europa und insbesondere Deutschland durch eine einzige Anstrengung Oesterreich unterstützen wollte. Zum Glück für Napoleon bestand der beste Vortheil, den der Erzherzog aus seinem Siege zu ziehen wußte, darin, daß er sich mit dem erreichten Erfolge brüstete und es war, abgesehen von der Eitelkeit, allerdings, wie wir bald sehen werden, von Nutzen, sich sehr, selbst über alle Wahrheit und alles Maß hinaus, großzuthun.

Napoleon hatte wirklich weit weniger die materielle Folge der Schlacht bei Eßlingen, als deren moralische Consequenzen zu fürchten. Obgleich er, wie gesagt, mit dem zu frühzeitig versuchten Donauübergang gescheitert war, so behauptete er in Wahrheit doch durch die Bewachung der Lobau-Insel die Basis jedes spätern Uebergangs und an Soldaten hatte er den Feind weit mehr geschwächt, als er selbst geschwächt worden war. Das aber, was man in Deutschland, in Frankreich, in Europa über diese beiden großen Tage sprach, konnte unvermutheten Widerstand hervorrufen und das moralische Uebergewicht vermin-

dern, welches man brauchte, um sich Gehorsam zu verschaffen und alle Hülfsquellen des Kaiserreichs an sich zu ziehen. Indessen beunruhigte er sich nicht mehr als nöthig über den Vortheil, den man aus den letzten Ereignissen ziehen mochte; er schrieb überall hin, um die öffentliche Meinung aufzuklären und die beiden Tage von Eßlingen in das gehörige Licht zu setzen, vor allem aber ergriff er kräftige Maßregeln, um diese scheinbare oder wirkliche Schlappe wieder gut zu machen, ja, um daraus sogar für die nächste Zukunft unerwartete und entscheidende Resultate zu ziehen.

Die erste Gefahr, welcher vorgebeugt werden mußte, war ein möglicher Versuch des Erzherzogs Karl, den kleinen Arm der Donau zu passiren und in die Lobau-Insel einzufallen. Napoleon fürchtete dies nicht eben, wenn anders nur die 45,000 Mann, die unter Masséna auf dieser weitausgedehnten Insel geblieben waren, Lebensmittel, Munition und Verbandzeug hatten. Wie wir gesehen, war es seine erste Sorge, ihnen diese Gegenstände noch während der Nacht vom 22. und im Laufe des Tages zukommen zu lassen. Was man an Fahrzeugen von der zerstörten großen Brücke übrig hatte, wurde zu dem genannten Zwecke verwendet und innerhalb 36 Stunden hatte Masséna genug Kartätschen und Patronen, um jedem Uebergangsversuch Einhalt zu gebieten und genug Zwieback, um seine Soldaten vor Hunger zu schützen. Die Hirsche und Rehe, die in reicher Anzahl auf der Lobau-Insel vorhanden waren, mußten für diese Truppe von 45,000 Jägern das Fleisch liefern. So hatte die Armee das Nothwendige, um sich zu vertheidigen und zu leben, Dank der Aufopferung der Pontonniers, die trotz des außerordentlichen Wasserstandes der Donau, trotz der zahllosen schwimmenden Körper, an die man anzustoßen vermeiden mußte, nicht abließen, eine außerordentlich mühvolle Ueberfahrt unter den größten Gefahren zu unternehmen.

Die zweite Gefahr, mit welcher man sich sogleich beschäftigen mußte, war die Möglichkeit eines Uebergangs bei Preßburg, des einzigen, welchem Napoleon einigen Glauben schenkte, weil er derjenige war, der die wenigste Kühnheit erforderte. Um denselben jedoch zu verhindern, mußte man eine große Schwierigkeit besiegt haben, nämlich die wenn auch nur einstweilige Wiederherstellung der Brücke über den großen Arm, denn ohne diese Brücke war der Marschall Davout in Gefahr, sich mit zwei seiner Divisionen und dem, was von der Garde und der schweren Cavallerie noch nicht übergesetzt war, allein zu befinden und damit dem Erzherzog Karl Widerstand zu leisten. Die dritte Division des Marschalls Davout, die zwischen St. Pölten und Wien aufgestellte Division Morand, mußte offenbar unentbehrlich sein, Wien im Zaume zu halten, während die beiden andern kämpften. Der kraftvolle Feldherr des Kaisers hatte sich zwar mit seinem Kopfe dafür verbürgt, mit 25 bis 30,000 Mann Alles aufzuhalten, was von der preßburger Seite her kommen würde und man konnte von dem starrköpfigen Sieger von Auerstädt die Ausführung dieses Versprechens erwarten. Es war dies jedoch eine sehr kritische Position und es kam außerordentlich viel darauf an, die Communicationen zwischen dem rechten Ufer und der Lobau-Insel schnell hergestellt zu haben, damit sich die Armee nöthigenfalls vollständig auf diesem Ufer vereinigen könnte. Napoleon ließ sich dies ohne Verzug angelegen sein, obschon er wußte, in welchem Zustande er die österreichische Armee bei seinem Rückzug auf die Insel Lobau gelassen hatte, und obschon ihm seine zweifache Erfahrung rücksichtlich des Kriegs und des Charakters seines Gegners genügte, daß man nach zwei Tagen, wie die von Eßlingen, nicht zu befürchten brauchte, unmittelbar darauf einen dritten zu bekommen. Die von Boulogne nach Strasburg und von Strasburg nach Wien berufenen Gardeseeleute waren glücklicherweise eingetroffen. Man bediente sich ihrer, um die Wiederherstellung der Communicationen zu beschleunigen. Mit gewohntem Eifer und Geschick widmeten sie sich diesem Werke. Immerfort kreuzten sie auf der Donau, um Munition zu transportiren oder um die vom Feinde hineingeworfenen schwimmenden Körper aufzuhalten und so halfen sie das Hinderniß beherrschen, welches dieser mächtige Fluß darbot, der reißend wie ein Bergstrom und breit wie ein Meeresarm war. Vor Wiederherstellung der Brücke begann man einen Theil der Gardeinfanterie auf Booten von der Lobau-Insel nach Ebersdorf überzusetzen. Am 25. gelang es mittelst der Pontons, die zur Passage des kleinen Armes verwendet worden waren und mit Fahrzeugen, die man auf dem Strome aufgelesen, eine Brücke herzustellen, auf welcher man zwar nicht eine offensive Demonstration vornehmen zu können rechnen durfte, die aber für einen Rückzug fest genug war, den man nun nach und nach in Zwischenräumen ausführen konnte. Jedes auf das rechte Ufer versetzte Detaschement machte den Marschall Davout fähig, einem Angriffe von Preßburg her besser widerstehen zu können und rücksichtlich eines Angriffs, der auf die Lobau-Insel gerichtet werden konnte, so war ein solcher nicht mehr zu fürchten, sobald man ihn nicht am 23. oder 24. versucht hatte.

Nach der Garde ließ man die Division Demont zurückgehen, dann die leichte Reiterei, denn es lag daran, diese auf Recognoscirung nach der Gegend von Preßburg auszuschicken, hierauf die schwere Reiterei und endlich das vollständige Corps von Lannes, das seit der tödtlichen Verwundung dieses Letztern unter die Befehle des Generals Oudinot gestellt worden war und sich nicht in bessern Händen befinden konnte. Nachdem diese Truppenübergänge vollzogen waren — und dies geschah im Laufe des 27. Mais — hatte man nichts mehr zu fürchten, denn der Marschall Davout besaß mindestens 60,000 Mann zu seiner Verfügung und kein Unternehmen des Erzherzogs Karl auf dem rechten Ufer bot nunmehr noch eine Aussicht auf Erfolg. Napoleon dirigirte jetzt Lasalle und Marulaz nach Haimburg, um mit neun Regimentern leichter Cavallerie Alles zu überwachen und in Respect zu halten, was etwa von Preßburg kommen konnte, mochte es nun die Armee des Erz-

herzogs Karl oder die einfache ungarische „Insurrection“ sein, die sich zu sammeln begann. (Vergl. Karte No. 32.) Ferner dirigirte er Montbrun nach Oedenburg, nach der andern Seite des Neusiedlersee's, um die Straßen von Ungarn und Italien zu beobachten, auf denen sich der Erzherzog Johann bei seinem Rückzuge vor dem Prinzen Eugen zeigen konnte, General Lauriston hatte sich mit den Badenern und der Cavallerie des Generals Bruyère unausgesetzt bei Bruck gehalten, um dem auf den Straßen Steiermarks vorrückenden Prinz Eugen die Hand zu reichen. Die schwere Cavallerie stellte Napoleon, wie er es bereits früher gethan, zur Unterstützung der leichten Cavallerie in deren Rücken auf. Der Marschall Davout endlich befand sich mit den beiden Divisionen Friant und Gudin, der Division Demont, dem ganzen Corps Oudinot und der Garde, im Ganzen mit 50 bis 60,000 Mann, zu Ebersdorf und war bereit, sich auf den Erzherzog Karl zu werfen, wo dieser auch zum Vorschein kommen mochte.

Napoleon beschloß, noch einige Truppen auf Wien zu führen. Da er der Ansicht war, daß die Baiern zur Vertheidigung ihres Landes, nicht nur gegen die Tyrolergebirge, sondern auch nach der Donau zu, ausreichen würden, so befahl er dem Marschall Lefebvre, eine baierische Division nach Linz zu schicken und dort die Division Dupas und die Sachsen abzulösen, die unter den Befehlen des Marschalls Bernadotte diesen Punkt bewachten. General Vandamme sollte mit den Württembergern bei Krems stehen bleiben, Marschall Bernadotte aber mit seinen 18,000 Mann gegen Wien vorrücken, um dort die Anhäufung der Streitkräfte zu vermehren. Masséna's Corps, dessen wir bei dieser Aufzählung noch gar nicht gedacht haben, wurde ganz vollständig auf der Insel Lobau gelassen, um diese zu bewachen, die trotz des Gebrauches, den man bereits von ihr gemacht, doch noch immer der geeignetste Ort zu einem Donauübergange war. In der Tiefe seines Geistes hatte Napoleon schon das Mittel gesucht und gefunden, sich dieser Insel in einer so neuen Weise zu bedienen, daß der Feind, wenn auch durch einen frühern Versuch aufmerksam gemacht, doch sicher dadurch getäuscht werden mußte. Er hatte berechnet, daß theils zur Herbeischaffung und Verwendung des nöthigen Materials, theils zur Abwartung der Zeit eines niedrigen Wasserstandes, ein ganzer Monat erforderlich wäre und daß er erst gegen Ende Juni's oder zu Anfang Juli's fertig sein würde, um den Schlag zu führen, der den Krieg beendigen sollte. Dieselbe Zeit brauchte er übrigens, um seine Verstärkungen an sich zu ziehen, seine Operationslinie vollständiger zu organisiren und die Armee des Prinzen Eugen unter die Mauern Wiens zu führen. Er schickte sich also an, die Ausführung dieser verschiedenen Pläne vorzubereiten und bewies dabei eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, eine unglaubliche Thätigkeit und eine ebenso stolze Haltung, wie er sie nur am Morgen nach einem großen Siege hätte haben können.

Zunächst beschäftigte er sich damit, allenthalben Materialien zusammenzubringen. Wien war reich an Holz; er ordnete das Aufsuchen, die Auswahl und den Transport desselben nach Ebersdorf an. Die Arbeiter in Wien hatten Mangel an Arbeit; er beschloß, sie zu beschäftigen und zahlte sie mit österreichischem Papiergeld, das in den weggenommenen Staatskassen in Ueberfülle vorhanden war. Er zog Bauleute nach der Insel Lobau und ließ welche sogar aus Frankreich kommen, die mit der Post befördert werden sollten. Ferner bestellte er Boote von allen Formen und allen Dimensionen nach einem Plane, den wir, sobald der Augenblick gekommen sein wird, näher kennen lernen werden. Endlich erließ er noch, ohne einen einzigen Tag zu verlieren, folgende Befehle zur Recrutirung der Armee: da er sowohl mittelst einer Vorwegnahme auf die Conscription von 1810, als mittelst einer Einberufung aus den früheren Klassen, Sorge getragen hatte, die Depots zu füllen, so konnte er jetzt die früher ausgehobenen Mannschaften aus denselben entnehmen und gewiß sein, daß sie durch die zuletzt Einberufenen ersetzt werden würden. In Folge dessen ließ er alle bereits ausexercirten Conscribirten nach Straßburg kommen und vereinigte sie in Marschbataillons, welche die Nummern der Militairdivisionen tragen sollten, in denen die Depots gestanden hatten. Er besaß jedoch noch ein sichereres Mittel, um sich sofort ganz einexercirte Mannschaften zu verschaffen und dieses bestand darin, daß er sie aus den provisorischen Halbbrigaden nahm, die er im Norden, längs der Rheingrenzen und selbst in Italien organisirt und aus den vierten und fünften Bataillonen zusammengesetzt hatte. Hieraus sollten für die Corps von Masséna, Oudinot und Davout zahlreiche Recruten entnommen und die einen direct zu ihren Regimentern geschickt, die andern aber Regimentern einverleibt werden, zu denen sie nicht ursprünglich gehörten. Napoleon hatte bereits früher zu diesem letzten Mittel seine Zuflucht genommen; in Betracht der dringenden Umstände wendete er es jetzt wieder an und führte es mit drei Regimentern aus, die seit einem Jahre aus Portugal gekommen und an den Küsten der Bretagne geblieben waren, wo man sie reichlich mit jungen Soldaten versehen hatte. Aus diesen zog er 3 bis 4000 Mann, welche vollkommen einexercirt waren und mittelst ihrer Einverleibung in andere Regimenter dazu dienen konnten, diejenigen zu recrutiren, deren Depots Mangel an Conscribirten litten. Auf diese Weise verfügte er über 20 bis 25,000 Infanteristen, die durch die Depots von Frankreich, und über 6 bis 8000, die durch die Depots von Italien geliefert werden sollten. Dieselben Maßregeln traf er rücksichtlich der Cavallerie, die in ihren Depots ansehnliche Hülfsquellen besaß, weil man bis jetzt wenig aus denselben entnommen hatte; zahlreiche Marschschwadronen wurden vom Rhein nach der Donau dirigirt. Besonders arbeitete er daran, seine Cavallerie zu remontiren, denn sie hatte noch mehr Pferde als Menschen verloren. Napoleon befahl die Bildung von zwei Depots, des einen in Baiern, um deutsche Pferde für mittlere und schwere Cavallerie aufzukaufen, des andern in Ungarn, um

dort Pferde für die leichte Cavallerie zu erhalten. Endlich verwendete er auch eine ganz besondere Sorgfalt auf die Vermehrung seiner Artillerie. Die des Feindes hatte ihm bei Eßlingen so vielen Schaden gethan, daß er zur Verstärkung der seinigen zu einem Versuche seine Zuflucht nahm, den die Erfahrung nicht rechtfertigte: er gab nämlich den Infanterieregimentern Kanonen, welche diese Regimenter selbst durch Infanteristen bedienten, die man ausnahmsweise für diesen Dienst einexercirt hatte. Die Schwierigkeit, Kanoniere in hinreichender Anzahl und zur gehörigen Zeit aus den Depots zu ziehen, hatte ihn zu diesem Versuche bestimmt, zu dessen Verwerfung ihn sein höherer Takt unter allen andern Verhältnissen veranlaßt haben würde, denn es ließ sich leicht voraussehen, daß rücksichtlich besonderer Waffengattungen nichts eine lange Uebung bei den Mannschaften zu ersetzen vermöchte und daß namentlich die Infanterie das Geschütz niemals so gut zu bedienen verstehen würde, als dies ein für diesen Dienst ausschließlich bestimmtes Corps im Stande war. Napoleon beschloß, der Infanterie 200 Geschütze, und zwar jedem Regimente vier Stück zu geben und bestimmte zu diesem Gebrauche die Geschütze, von geringerem Kaliber z. B. Drei- und Vierpfünder. Außerdem wollte er die Artilleriereserve der Garde von 60 auf 84 Stück vermehren und dies durch Herbeiziehung der dazu nöthigen Artilleriecompagnien aus Italien und aus Straßburg bewirken. Er rechnete darauf, sich auf diese Weise 700 Stück Kanonen zu verschaffen, eine gewaltige Geschützmasse, von welcher ungefähr vier Stück auf je 1000 Mann kamen, was alle bis dahin zur Anwendung gekommenen Proportionen überstieg. Diese verschiedenen Einberufungen sollten innerhalb eines oder zweier Monate ungefähr 40,000 Mann aus Frankreich und Italien führen. Dies war eine Verstärkung, die alle Verluste des Feldzugs, sogar reichlich, ersetzte und die man im Nothfall entbehren konnte, um eine entscheidende Schlacht zu liefern (denn man empfing in diesem Augenblicke die nach den Regensburger Ereignissen herbeigerufene Recrutirung), welche jedoch in allen Fällen Napoleon in den Stand setzte, den Krieg fortzuführen, was auch für Wechselfälle in demselben vorkommen mochten.

Abgesehen von dieser den verschiedenen Armeecorps gewidmeten Sorgfalt, beschäftigte sich Napoleon auch mit der Kaisergarde. Bei sich hatte er die Grenadiere und die Jäger, — die sogenannte alte Garde, — die Füsiliere und die Tirailleurs, welche die neue Garde bildeten. Er hatte die Organisation der Conscribirten anbefohlen, die, wie wir gesehen, nicht dadurch formirt wurden, daß man Elitenmannschaften in der Armee, sondern tüchtige Subjecte in der Conscription auswählte. Zwei Conscribirtenregimenter, ein Grenadier- und ein Jägerregiment, standen in Augsburg und erfüllten hier eine doppelte Pflicht: sie übten sich ein und dienten gleichzeitig als Reserve gegen die Bewegungen Tyrols und Schwabens. Napoleon ließ diese zwei Regimenter nach Wien kommen und durch die beiden in Formirung begriffenen zu Straßburg ablösen. Die Augsburger Reserve sollte demnach nicht vermindert werden. In Erwägung, was in seinem Rücken in Folge der durch die Tage von Eßlingen hervorgerufenen Aufregung vor sich gehen konnte, lag diese Augsburger Reserve Napoleon sehr am Herzen. Sie bestand aus Detaschements, welche zur Recrutirung der Armee abgeschickt waren und nach und nach ihren Aufenthalt in Augsburg nahmen; dann aus dem 65. Regiment, das seit seinem Unfall bei Regensburg reorganisirt war und theils Conscribirte, theils Gefangene dieses Corps, die wieder ausgewechselt worden waren, umfaßte; endlich aus sechs provisorischen Dragonerregimentern, die aus den dritten Schwadronen der in Spanien dienenden Regimenter gebildet waren. Die der provisorischen Halbbrigaden, welche man für die Recrutirung der Armee nicht auflösen wollte, sammelten sich zu gleichem Zwecke in Würzburg, Hanau und Mainz. Dieselbe Sorgfalt, welche Napoleon auf die Wiederherstellung des 65. Regiments verwendete, widmete er auch in Italien der Wiederherstellung des zu Pordenone überfallenen 35. Regiments, das sich durch seine Aufopferung an jenem Unglückstage berühmt gemacht hatte. Da er in Folge der vorgeschriebenen Maßregeln darauf rechnete, aus den italienischen Depots 7 bis 8000 Mann nebst ihrem Kriegsmaterial zu ziehen, so sendete er den General Lemarois nach Osopo, um sich der Fortschaffung dieser Menschen und Sachen zu unterziehen, denn er wußte, daß ohne einen speciellen mit der Ueberwachung dieser Gegenstände beauftragten Chef oft den wesentlichsten Dingen die nöthige Beachtung fehlt und daß ein vernachlässigtes Detail oft traurige Katastrophen nach sich zieht. Da in Tyrol bereits eine Colonne Conscribirter gefangen worden war, so befahl er, die neuen mindestens 4000 Mann starken Colonnen unter einem Brigadegeneral und auf der Straße von Kärnthen, welcher der Prinz Eugen in seinem Marsch auf Wien folgen sollte, abgehen zu lassen.

Prinz Eugen war wirklich auf dieser Straße eingetroffen und die moralische Wirkung seiner Vereinigung mit Napoleon sollte den Eindruck ausgleichen, welchen die Tage von Eßlingen auf die Geister machten, die schon gegen den Kaiser eingenommen waren und an unser Unglück glaubten, weil sie es wünschten.

Der Vicekönig hatte die Straße von Kärnthen hinter dem Erzherzog Johann, und der General Macdonald die von Krain hinter Ignaz Giulay, dem Ban von Croatien, eingeschlagen. Diese Verfolgung hatte sich während der Tage fortgesetzt, welche vor und nach der Schlacht bei Eßlingen verflossen waren, und zwar mit dem nämlichen Vortheil für die Franzosen und mit den nämlichen Verlusten für die Oesterreicher. Am 16. Mai kam der Prinz Eugen am Eingang der Engpässe der carnischen Alpen, dem Fort Malborghetto gegenüber, an, welches der Artillerie jeden Durchgang versperrte, während der Erzherzog Johann auf der andern Seite, auf der Position von Tarvis, lagerte. Mit gefälltem Bajonnet rückte man in das Dorf Malborghetto ein und begnügte

sich, das Fort zu blokiren, welches die große Straße sperrte. Die Infanterie und die Cavallerie rückten über Malborghetto hinaus und auf Tarvis zu, wo sie ohne Artillerie vor den Oesterreichern, die deren viel hatten, ankamen. Einer solchen Lage, die kritisch werden konnte, mußte man zu entgehen suchen; Prinz Eugen zog sich aus derselben durch eine kraftvolle Maßregel. Man stellte rings um das Fort Malborghetto Nachforschungen an und entdeckte endlich eine Position, auf welcher man eine Batterie von mehreren Geschützstücken aufstellen konnte. Nachdem man hierauf das Fort gehörig beschossen, entschied man sich dafür, es trotz der Höhe der Werke zu nehmen. Dies gelang der Kühnheit der Truppen, welche regelmäßige Festungswerke unter Kartätschenfeuer erstiegen und dabei höchstens 100 bis 200 Mann verloren. Unsere durch die Schwierigkeit erbitterten Soldaten ließen einen Theil der unglücklichen Vertheidiger des Forts über die Klinge springen, nahmen die übrigen gefangen und pflanzten die französische Fahne auf den Gipfel der carnischen Alpen. Diese kühne That fand am 17. Mai statt. An demselben Tage marschirte man mit der Artillerie, der jetzt kein Hinderniß mehr im Wege stand, auf Tarvis. Die Oesterreicher glaubten uns ohne Kanonen und wollten deshalb die steilen Ufer der Schlitza gegen uns vertheidigen. Allein sie wurden bald durch die Kartätschen enttäuscht, die auf sie herabschmetterten, und hierauf heftig von unseren Truppen angegriffen, welche die errungenen Vortheile anfeuerten; sie verloren dabei 3000 Mann und 15 Stück Kanonen. Zur selbigen Zeit nahm der auf die Straße von Cividale detaschirte General Seras das Fort Predel mit demselben Nachdruck und demselben Erfolge ein.

Der auf diese Weise verfolgte Erzherzog Johann konnte sich nicht mehr auf Oberösterreich werfen, wie er anfangs im Sinne gehabt hatte und wie es ihm sogar anbefohlen worden war, als man sich noch schmeichelte, die Erzherzöge bei Linz oder St. Pölten, vor Wien, zu vereinigen. Der schnelle Marsch der österreichischen Armee, der sie auf die Straßen von Tyrol und Oberösterreich versetzte (S. Karte No. 31.), ließ dem österreichischen Prinzen keinen andern Entschluß übrig, als den, sich nach Ungarn zu wenden, wo er wenigstens Aussicht hatte, noch nützlich zu sein, mochte er nun den Erzherzog Karl verstärken oder die Vereinigung der Armee von Deutschland mit dem Prinzen Eugen und den Generalen Macdonald und Marmont verhindern. Letztere Rolle sagte am Meisten seiner Neigung sich zu isoliren und sich in diesem Kriege ein besonderen Ruhm zu erwerben zu. Allein sein Bruder, der Generalissimus, war in Folge des Wunsches, Alles zur Haupthandlung mitwirken zu lassen, einer andern Ansicht und verlangte, daß er sich hinter der Donau bei Preßburg aufstellen und dem Ban Giulay wie der ungarischen Insurrection die Sorge überlassen sollte, den Prinzen Eugen und die Generale Macdonald und Marmont zu beschäftigen. Zwischen seinem persönlichen Wunsche und der Instruction seines Bruders gestellt, zog sich der Erzherzog Johann auf Gratz zurück, um hier neue Befehle, die er sich erbeten hatte, abzuwarten. Er hatte in diesem Feldzuge beinahe 15,000 Mann verloren, überdies 10 bis 12,000 Mann an den Ban Giulay abgegeben und so blieben ihm zu seinem Marsche nach Gratz kaum noch 15,000 Mann übrig. Allein er hoffte auf verschiedene Anschlüsse, um wieder eine Armee zusammenzubringen. In der Ansicht, daß man sich von den Tyrolern seit dem Treffen bei Worgel nichts Großes versprechen könne, hatte er geglaubt, den General Chasteler, der sich mit ungefähr 9 bis 10,000 Mann in Tyrol eingeschlossen, und dem General Jellachich, der sich mit 8 bis 9000 Mann dahin geflüchtet hatte, aus diesem Lande zurückziehen zu müssen. Er hatte Beiden den Befehl zukommen lassen, sich mitten durch die Armee des Prinzen Eugen Bahn zu brechen und sich unvermuthet entweder auf seine Avantgarde oder auf seine Arrièregarde zu werfen, so daß sie über Leoben auf Gratz debouchiren könnten. (S. Karte No. 31.) Angenommen, daß diese Generale einige Detaschements als Stütze für die Insurgenten in Tyrol zurückließen, so konnten sie immer noch 15,000 Mann nach Ungarn führen, die mit dem, was der Erzherzog selbst noch hatte, ein ausgezeichnetes Corps von ungefähr 30,000 Streitern ausmachten. Mit den 10 bis 12,000 Mann Giulay's, mit der ungarischen und kroatischen Insurrection sowie mit einigen Landwehrbataillonen hoffte er gegen 50 bis 60,000 Mann zusammenzubringen und durch Beschäftigung sämmtlicher französischen Streitkräfte von Italien und Dalmatien das Feld zu behaupten.

Es war dies ein Traum, welchen der Erzherzog Johann während dieses Feldzuges ohne Unterlaß genährt hatte und dieser Traum setzte alle die Schwierigkeiten als besiegt voraus, welche noch zu beseitigen waren, um den Truppen des Prinzen Eugen, wie der Generale Macdonald und Marmont gegenüber so viele verschiedene Vereinigungen ins Werk zu setzen. Während der österreichische Prinz sich auf Gratz zurückgezogen und den Generalen Jellachich und Chasteler den Befehl zugeschickt hatte, sich wieder an ihn anzuschließen, war der Prinz Eugen wirklich voll Ungeduld, sich unter den Mauern Wiens mit Napoleon zu vereinigen, auf Leoben marschirt und so der großen Straße gefolgt, welche aus Friaul über Kärnthen und Steiermark gegen Niederösterreich debouchirt. (S. Karte No. 31.) Den erhaltenen Befehlen gemäß hatte General Jellachich Tyrol in größter Eile verlassen und den Versuch gemacht, durch die französische Armee von Italien hindurchzuschlüpfen, wobei er sich in den Gebirgsschluchten verbarg, um die günstige Gelegenheit abzupassen. Mit den 9000 Mann, die er bei sich hatte, konnte er leicht eine Avantgarde oder eine Arrièregarde bewältigen und dann auf Gratz hinabgehen. So gelangte er am 25. Mai, drei Tage nach der Schlacht bei Eßlingen, zur Position von St. Michael vor Leoben, während sich der Prinz Eugen ein wenig rechts in der Richtung von Gratz befand, wohin er sich begeben, um den Marsch des Erzherzogs Johann nach Ungarn zu beobachten. Die Cavalleriepatrouillen hatten auf beiden Seiten bald das zwischen ihnen stattgefundene Rencontre ge-

meldet und Jellachich, welcher vom Erzherzog Johann durch den Prinzen Eugen getrennt war, hatte kein Mittel mehr, das Gefecht zu vermeiden. Er postirte sich auf den Höhen von St. Michael bei Leoben und schmeichelte sich, mit Hülfe der Oertlichkeit selbst weit überlegenen Truppen widerstehen zu können. Allein die Armee des Prinzen Eugen, die, nach der Detaschirung Macdonald's, nicht weniger als 32 bis 33,000 Mann zählte und sich überdies in der aufgeregten Stimmung des Sieges und glücklicher Tollkühnheiten befand, konnte sich nicht wohl durch ein Corps aufhalten lassen, welches dreimal schwächer als sie selbst war. Man mußte ein Flüßchen überschreiten und dann Berge ersteigen, um die 9000 Mann des Generals Jellachich anzugreifen. Alles dies wurde trotz des Gewehr- und Kartätschenfeuers mit einer außerordentlichen Kühnheit ausgeführt und der geschlagene Jellachich verlor binnen etlichen Stunden ungefähr 2000 Todte oder Verwundete und 4000 Gefangene. Man zerstreute sich nach allen Richtungen und nur mit vieler Mühe und unter Begünstigungen eines ganz für Oesterreich gestimmten Landstriches gelang es ihm 3000 Mann zu retten und nach Gratz zu dem Erzherzog Johann zu führen.

Noch schwächer waren die Aussichten für den Anschluß des Generals Chasteler, der nicht mehr als 5 bis 6000 Mann — nach den in Tyrol zurückgelassenen Detaschements — mit sich führen konnte und die Straße von Kärnthen und Steiermark unfehlbar von den Franzosen besetzt finden mußte. Der Erzherzog Johann sah demnach nach Anschluß der Trümmer des Generals Jellachich seine Streitmacht auf höchstens 18,000 Mann gebracht, und wußte noch nicht, was aus dem Ban Giulay werden würde, der mit seinem Detaschement und der croatischen Insurrection gegen die Generale Macdonald und Marmont zu thun hatte. Da er es für gut hielt, sich Ungarn zu nähern, so legte er eine Besatzung in die Festung Gratz und begab sich nach der Raab, während er immerfort auf die Befehle seines Bruders, des Generalissimus, wartete und den siegreichen Prinz Eugen auf Wien marschiren ließ, wo sich seinem Eintreffen nichts hindernd entgegenstellen konnte, da sich das Detaschement des Generals Lauriston zu Bruck befand, um ihm die Hand zu reichen. Die französischen Avantgarden trafen in der That in der Umgegend von Bruck auf einander, umarmten sich und die so wichtige Thatsache einer Vereinigung der Armeen von Italien und von Deutschland war nunmehr vollendet.

General Macdonald war mit den ihm anvertrauten 16 bis 17,000 Mann auf der Straße von Udine nach Laybach nicht minder glücklich marschirt. Er hatte den Isonzo überschritten, das Fort Prevald überflügelt und dadurch eingenommen, und war auf Laybach debouchirt, während er ein ganzes Bataillon, das ihm begegnete, aufhob. Inzwischen besetzte eins seiner Detaschements Triest. Nachdem er viele Gefangene gesammelt, hatte General Macdonald bei seiner Ankunft vor Laybach daselbst ein umfangreiches, mit großen Kosten angelegtes verschanztes Lager vorgefunden, das durch eine starke Colonne vertheidigt ward, welche seine Einnahme beinahe unmöglich machte. Wirklich zögerte auch Macdonald, es mit den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften anzugreifen, denn er fürchtete, sich durch einen fruchtlosen Versuch zu schwächen und dann nicht mehr im Stande zu sein, das Feld zu behaupten. Deshalb und weil er Eile hatte, sich mit dem Prinzen Eugen zu vereinigen, war er schon im Begriff vorbeizumarschiren, als er von dem bestürzten Commandanten den Antrag zu unterhandeln erhielt. General Macdonald nahm sogleich dieses Anerbieten an, machte im Vorbeigehen 4 bis 5000 Gefangene, besetzte die schönen Werke von Laybach und gewann die Straße von Gratz wieder, wo er die Hauptmasse der Armee von Italien zu finden hoffte. Hier traf er am 30. Mai ein, nachdem er einen weiten Landstrich glücklich durchzogen und 7 bis 8000 Gefangene zu Prevald, Laybach und unterwegs gesammelt hatte. Er machte zu Gratz Halt, um hier die Befehle des Vicekönigs zu erwarten, und sendete Patrouillen auf die Straßen von Krain, um Nachrichten vom General Marmont einzuziehen, der übrigens mit seinen 10,000 ausgewählten Soldaten nichts von den Truppen des Bans Giulay und den Haufen der auf seinem Wege zerstreuten Croateninsurrection zu fürchten hatte.

Napoleon fand in dieser Vereinigung, die ihm eine Verstärkung von 45 bis 50,000 Mann, dem Feinde aber höchstens 15 bis 18,000 Mann verschaffte, das sicherste Mittel, sich für die Tage von Eßlingen zu rächen. Da er seinen Adoptivsohn für den Unfall von Sacile zu entschädigen wünschte und überdies ein Vergnügen darin fand, denselben für seine Erfolge während des Marsches von Verona bis Leoben zu belohnen, besonders aber da er ein großes Gewicht darauf legte, die kostbaren Vortheile zu veröffentlichen, welche aus einer Vereinigung sämmtlicher französischen Armeen entspringen mußten, so entwarf er einen glänzenden Tagesbefehl, in welchem er der Armee von Italien einen gerechten Tribut von Lobsprüchen zollte und ihre Großthaten mit einer gewissen Uebertreibung auseinandersetzte, die übrigens nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt war, denn von Verona an hatten Prinz Eugen und General Macdonald dem Feinde an Todten, Verwundeten oder Gefangenen (59) nicht weniger als 20,000 Mann abgenommen, während sie selbst nur 4 bis 5000 Erschöpfte oder Verwundete unterwegs zurückgelassen hatten.

Angenommen, daß der Prinz Eugen 30,000, der General Macdonald 15,000 unter den Waffen Anwesende stellen konnte, so war dies, den General Marmont noch nicht einmal mitgerechnet, den man nöthigenfalls in Steyermark oder in Ungarn lassen konnte, eine Truppenmasse von 45 oder mindestens doch von 40,000 Mann, welche zu der bei Wien befindlichen französischen Armee hinzukam. Vereinigte man sie mit den 100,000, welche der Anschluß des Marschalls Davout, des Marschalls Masséna, des Generals Oudinot, der Cavalleriereserve, der Kaisergarde und der Sachsen verschaffen mußte, so konnte Napoleon, selbst vor der Ankunft seiner Verstärkungen, die ungeheure Masse von 140,000 Mann zur Ver-

fügung haben, um jenseits der Donau eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Der Erzherzog Karl war nicht im Stande, ebensoviel Truppen oder Truppen von gleicher Tüchtigkeit zusammenzubringen, selbst wenn er die bei ihm nicht eben vorauszusetzende Geschicklichkeit besaß, seine Truppen am Tage der Schlacht zu concentriren, wie es Napoleon sicherlich zu thun verstand, sobald der Augenblick gekommen war. Napoleon besaß demnach das Mittel den Krieg zu beendigen, sobald erst seine ungeheuern Zurüstungen zum Donauübergang vollendet waren. Er war jedoch entschlossen, dieses Mal ganz sicher zu gehen und wollte das letzte und entscheidende Treffen erst dann liefern, wenn einerseits die Donau durch Arbeiten von unfehlbarer Festigkeit bewältigt und andererseits der Prinz Eugen und die Generale Macdonald und Marmont bereit sein würden, direct oder indirect bei den Operationen vor Wien mitzuwirken.

Zu diesem Zwecke wurden alle Instructionen an den Prinzen Eugen gerichtet, den er, sowie er sich in seiner Nähe befand, wie einen Sohn, wie einen Schüler leitete, dessen Talente er ebenso eifrig glänzen zu lassen wünschte, als er ungeduldig war, sich seiner Mitwirkung bei den großen sich vorbereitenden Ereignissen zu vergewissern. Sie haben nun — schrieb er ihm in einer Reihe bewundernswerther Briefe — verschiedene Zwecke zu verfolgen; erstens: die Verfolgung des Erzherzogs Johann zu vollenden, damit auf dem rechten Donauufer und an der Grenze Ungarns keine Truppenmasse übrig bleibt, uns in Unruhe zu versetzen, während wir um Wien herum manoeuvriren; zweitens diesen Prinzen dadurch, daß Sie ihn an die Donau drängen, zu nöthigen, diesen Fluß, anstatt zu Preßburg, vielmehr zu Komorn zu passiren, so daß er, da der von ihm zu beschreibende Bogen so weit als möglich ausgedehnt ist, weniger Aussichten haben kann, an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen; drittens, den Erzherzog Johann von Chasteler, von Giulay und von allen Denen zu trennen, die seine Truppenmasse verstärken könnten, während Sie im Gegentheil Macdonald und Marmont an sich ziehen werden; und endlich viertens, das Ufer der Raab zu besetzen, die bei Komorn in die Donau fällt und eine Barrière bildet, mit welcher man sich gegen Ungarn decken kann, sich ferner zu diesem Zwecke der Festung Raab, die diesen Fluß bis zu seiner Mündung beherrscht, und der Citadelle von Gratz zu bemächtigen, die ihn in der Nähe seines Ursprungs dominirt, sodaß einige auf dieser Linie aufgestellte Detaschements dieselbe vertheidigen können, während die Armee von Italien ihren Marsch verbergen und unter den Mauern von Wien einen der Flügel der großen Armee abgeben wird. — Das waren die Hauptzwecke, deren Verfolgung Napoleon dem Prinzen Eugen einschärfte. Außerdem wies er ihn, als auf Nebenzwecke, darauf hin, für sich selbst und für die große Armee aus den großen Hülfsquellen Ungarns an Getreide, Fourage, Schlachtvieh, Pferden und Schiffsgeräth Nutzen zu ziehen.

Zur Ausführung dieser Pläne empfahl ihm Napoleon, nachdem er seinen Truppen einige Ruhe gegönnt haben würde, Detaschements zu Klagenfurt und Leoben zu lassen, um seine Straße zu jalonniren, dann sich nach Oedenburg, westlich vom Neusiedlersee zu wenden, wo er den General Lauriston mit den Badenern und die Cavallerie von Colbert und Montbrun finden und dadurch eine Verstärkung von 3000 Mann Infanterie und 4000 Pferden erhalten würde; hierauf nach der Raab vorzurücken, seine Recognoscirungen noch über diesen Fluß hinaus, vorzunehmen, um genau zu wissen, welchem Wege der Erzherzog Johann folgen würde, und sobald er einmal darüber im Klaren, stets so zu manoeuvriren, daß dieser Prinz zwischen den bei Preßburg befindlichen Marschall Davout und die Armee von Italien gebracht würde, wodurch derselbe sich verhindert sähe, sich auf Macdonald oder auf Marmont zu werfen; ferner seine Truppen beisammen zu behalten, um 30,000, im Verein mit Lauriston 36,000 Mann disponibel zu haben, falls er noch einmal auf den Erzherzog Johann treffen sollte; die Einnahme der Citadelle von Gratz und den Anschluß Macdonald's und Marmont's zu beschleunigen; sorgfältig über seinen Rücken zu wachen, um Chasteler zu empfangen, wie man Jellachich beim Austritt aus Tyrol empfangen hatte; was krank oder verwundet oder unfähig war, wieder in Reih' und Glied zu treten, nach Wien oder zurück nach Osopo zu schicken; reichliche Vorräthe von Lebensmitteln zu sammeln, diejenigen Pulverwagen der Armee von Italien, welche leer wären, auf den halben Weg nach Wien zu schicken, um sie vom Hauptpark wieder mit Munition versehen zu lassen; sich endlich stets bereit zu halten, um entweder dem Erzherzog Johann eine neue Schlacht zu liefern oder mit den Generalen Macdonald und Marmont an der großen und letzten Schlacht Theil zu nehmen, die an den Ufern der Donau gegen die Gesammtmacht der österreichischen Monarchie geschlagen werden sollte. Ferner befahl Napoleon dem Prinzen Eugen, die Ungarn zu schonen, falls sie sich friedliebend und wohlwollend gegen die Franzosen zeigen würden, wenn nicht, sie die gewöhnlichen Folgen des Krieges fühlen zu lassen, d. h. auf ihre Kosten zu leben, sie jedoch in allen Fällen mit mehr Schonung als die Oesterreicher zu behandeln. Die Ungarn verdienten in der That diesen Unterschied in der Behandlung, denn sie zeigten gegen die Franzosen nicht dieselbe Erbitterung, wie die andern Unterthanen des Hauses Oesterreich. Obwohl sie mehr als einmal Proben der Hingebung für dieses Haus an den Tag gelegt, so waren sie doch gegen die directe Ausübung seiner Autorität eingenommen und erblickten in Napoleon den Repräsentanten der französischen Revolution, einer Revolution, die bei ihnen viel Sympathie erweckt hatte. Im ganzen Lande war ein eigenthümliches Gerücht verbreitet, dem zufolge Napoleon an die Befreiung Ungarns wie an die von Polen denken sollte, und die für neue Ideen empfänglichen Geister hatten eine Art von Zuneigung gegen ihn an den Tag gelegt, die unabhängig von der Bewunderung war, welche seine außerordentliche Laufbahn der ganzen Welt einflößte. Die Vorstellungen des Erzherzog

Palatins, die Gegenwart des Hofes, der Einfluß, den derselbe auf den hohen Adel übte, hatten gleichwohl den entgegengesetzten Einflüssen die Wage gehalten, und Ungarn hatte sich auf den Ruf der Erzherzöge erhoben, allein, vielen Berichten zufolge, weniger aus Enthusiasmus als aus Berechnung. Es hatte sich, so sagten jene Berichte, unter dem Vorwand eines Aufstandes in Masse, von den regelmäßigen Lasten an Mannschaften und Geld befreien wollen, die man ihm auferlegt haben würde, wenn es wie die andern Provinzen der Monarchie behandelt worden wäre. Man muß bemerken, daß es durch den Massenaufstand nicht mehr als ungefähr 20,000 Mann gestellt hatte, darunter 7 bis 8000 adelige Cavallerie und 12,000 schlechte Infanterie, letztere meistens Deutsche, welche die Edelleute bezahlten, um sich durch sie im Contingent der „Insurrection" ersetzen zu lassen.

Da Napoleon die zweifelhafte Stimmung kannte, hatte er freundschaftliche Proclamationen an die Ungarn gerichtet, um ihnen im Frieden die Unabhängigkeit und im Kriege die Befreiung von aller Art Lasten zu versprechen, wenn sie darauf verzichteten, gegen ihn die Waffen zu ergreifen. Diese Proclamationen hatten jedoch nicht die Wirkung gehabt, die Ungarn vom Hause Oesterreich loszureißen, allein ihr Eifer für die österreichische Regierung war dadurch ziemlich erkaltet und sie waren geneigt, die Franzosen mit weniger Feindseligkeit aufzunehmen.

Auf diesen Zustand der Dinge bezogen sich die Instructionen, welche Napoleon dem Prinzen Eugen rücksichtlich Ungarns ertheilte. Sie waren durchaus weise und angemessen, ebenso wie alle militairischen Instructionen, die er fast alltäglich an diesen jungen Prinzen richtete. Der Letztere befolgte sie, wie wir bald sehen werden, auf Beste nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und ziemlich so gut, als es Napoleon für das Hauptresultat des Feldzuges nur wünschen konnte.

Zu Neustadt, dann in den ersten Tagen des Juni zu Oedenburg (S. Karte No. 31 und 32.), einige Märsche von Wien und an der Grenze Ungarns postirt, ließ der Prinz Eugen seine Armee ausruhen, zog die verschiedenen Corps, aus denen sie bestand, aneinander und vereinigte sich mit den Generalen Lauriston, Colbert und Montbrun. Er hielt den von Napoleon ihm vorgezeichneten Plan fest, fing an, den Erzherzog Johann aufzusuchen und ließ es sich angelegen sein, ihn zwischen den Marschall Davout und die Armee von Italien zu bringen, um ihn zu verhindern, sich auf die Generale Macdonald und Marmont zu werfen. Auf die Nachricht, daß sich der Erzherzog Johann zu Komornd an der obern Raab befände, wo er die neuen Befehle des Generalissimus erwartete, marschirte er nach Günns und dann auf Stein-am-Anger, um ihn zu erreichen und zu bekämpfen. Gleichzeitig setzte er den General Macdonald von seiner Position und seinen Absichten in Kenntniß, damit dieser sich baldmöglichst mit ihm vereinigen möchte. General Macdonald war zu Gratz stehen geblieben, wo er den General Marmont erwartete und die Citadelle von Gratz zu nehmen suchte, welche die Stadt und durch die Stadt die Umgegend beherrschte. Allein diese Citadelle war wohl gerüstet und so gelegen, daß ein Angriff auf sie schwierig wurde, denn sie konnte nur mit schwerem Geschütz belagert werden, das dem General Macdonald gänzlich abging. Er versuchte, die Mauern mit Haubitzen zu beschießen, dann den Commandanten durch Drohungen in Furcht zu setzen, aber Alles blieb ohne Erfolg. Man war also Meister der Stadt Gratz und darauf beschränkt, die Citadelle, in welcher die Hauptstärke des Platzes bestand, zu blokiren. Als General Macdonald die Mittheilungen des Prinzen Eugen empfing, hoffte er an den vorbereitenden Operationen noch Theil nehmen zu können und beeilte sich daher, sich mit der Division Lamarque, den Dragonern Pully, zwei Bataillonen der Division Broussier und dem größten Theile der Artillerie in Marsch zu setzen. Mit nur acht Bataillonen, zwei Regimentern leichte Cavallerie und zehn Feldstücken ließ er den General Broussier vor Gratz und stellte ihm anheim, den Auftrag auszuführen, welchen das ganze Corps hätte ausführen sollen, nämlich den: die Citadelle von Gratz zu nehmen, die Armee von Dalmatien an sich zu ziehen und den Oesterreicher Chasteler zu verhindern, aus Tyrol nach Ungarn zu entkommen. Zum Glück besaß er vortreffliche Mannschaften, die, wie sie bald bewiesen, selbst unendlich überlegenen Streitkräften Widerstand zu leisten vermochten.

General Macdonald war am 9. Juni nach Komornd abgegangen, stieß daselbst an der Raab zum Prinzen Eugen, wo Beide erfreut waren, einander wohlbehalten wiederzusehen, nachdem sie mitten im Feindes Lande einen Monat hindurch divergirende und gefahrvolle Märsche ausgeführt hatten. Das Einfachste wäre gewesen, nunmehr gemeinsam zu marschiren, um den Erzherzog Johann zu bekämpfen und nach einer ihm beigebrachten letzten Niederlage den Generalen Broussier und Marmont die kräftige wenn auch indirecte Unterstützung einer in ihrer Nähe gewonnenen Schlacht zu verschaffen. Allein der Prinz Eugen, welcher dunkel fühlte, daß es nicht wohlgethan sei, den General Broussier allein zu Gratz zu lassen, glaubte dies dadurch auszugleichen, daß er den General Macdonald allein zu Papa ließ, damit dieser den Generalen Broussier und Marmont die Hand bieten konnte; allein diese Maßregel war durchaus keine Verbesserung, vielmehr eine Steigerung des begonnenen Fehlers, da man nun in vier Detaschements getheilt war, nämlich General Marmont mit 10,000 Mann, General Broussier mit 7000, General Macdonald mit 8000 und Prinz Eugen mit 30,000 Mann. General Macdonald wurde also nach Papa zurückgeschickt, während Prinz Eugen, von Stein-am-Anger auf Sarvar zurückkam und hinter dem Erzherzog Johann die Raab hinabmarschirte, und zwar mit 29 bis 30,000 Mann seiner eigenen Armee und mit 6 bis 7000 von Detaschement Lauriston.

Während dieser Märsche des Vicekönigs war der Erzherzog Johann, nachdem er zwischen der Muhr und Raab herumgeirrt und bei seinen Bewegungen noch weniger Bestimmtheit und Zweckmäßigkeit als

sein Gegner bewiesen hatte, endlich den wiederholten Befehlen des Generalissimus nachgekommen und in die Nähe der Donau gerückt. Wie wir gesehen, wäre sein Wunsch gewesen, sich in Stand gesetzt zu sehen, isolirt auf der ungarischen Grenze zu operiren, die Generale Chasteler und Giulay an sich zu ziehen, sich auf diese Weise mit Einschluß der ungarischen „Insurrection" eine Truppenmasse von 50 bis 60,000 Mann zu verschaffen, der Reihe nach die Corps von Eugen, Macdonald und Marmont zu schlagen und sich endlich gegen Napoleon's entblößten rechten Flügel zu stellen, um ihn die Spitze seines Degens in der Flanke fühlen zu lassen. Wenn eine solche Reihe von Erfolgen gewiß oder auch nur wahrscheinlich gewesen wäre, so würde es allerdings der Mühe werth gewesen sein, sich Opfer aufzulegen, um jene Erfolge zu wahren, denn wenn man Napoleon der 50,000 Mann guter Truppen beraubte, die aus Italien und Dalmatien bei ihm eintreffen sollten, wenn man außerdem seine Rechte und seinen Rücken bedrohte, so versetzte man ihn in die Unmöglichkeit, etwas Entscheidendes gegen Wien zu unternehmen und den ersten Donauübergang durch einen zweiten glücklicheren gut zu machen. Um aber so zu handeln, wie es der Erzherzog Johann im Sinne hatte, mußte man eine Gewandtheit, eine Schnelligkeit in den Bewegungen besitzen, die man nur von dem geschicktesten Feldherrn, nur von den tüchtigsten Truppen erwarten durfte, und da man hierauf kaum zählen konnte, so war es besser, sich blos darauf zu beschränken, daß man Napoleon's Rechte mit den Insurrectionen von Ungarn und Croatien beunruhigte und über die 18 bis 20,000 Mann, die dem Erzherzog Johann verblieben, in der Weise verfügte, daß sie im Stande waren, sich auf den ersten Ruf nach Wien zu begeben. Dem österreichischen Prinzen war also zu wiederholten Malen der Befehl zugekommen dem General Stoïchevich, dem Ban Giulay und dem General Chasteler die Sorge zu überlassen, die Franzosen nach Ungarn hin zu beunruhigen, eine Besatzung nach Preßburg zu werfen und sich dann mit dem besten Theile der Truppen Italiens hinter der Donau aufzustellen, um mitzuwirken in dem Kampfe, der sich früher oder später noch einmal an den Ufern dieses großen Stromes entspinnen sollte.

Durch so bestimmte Befehle gezwungen, hatte sich der Erzherzog Johann der Donau nähern müssen, und dies war geschehen, indem er den Ufern der Raab über Komornd, Savar, Papa und die Stadt Raab selbst folgte. Diese befestigte, aber seit längerer Zeit vernachlässigte und in diesem Augenblick mittelmäßig ausgerüstete Stadt lag an dem gleichnamigen Flusse, unweit seiner Einmündung in die Donau, zwischen Preßburg und Komorn. (S. Karte No. 32.) Ein verschanztes Lager stand in Verbindung mit der Festung und bot eine gute Position an der Raab dar. Zum Erzherzog Johann war hier sein Bruder, der Erzherzog Palatin, mit den Truppen der ungarischen Insurrection gestoßen. Beide Prinzen konnten den Franzosen ungefähr 40,000 Mann entgegenstellen, wovon die Hälfte reguläre, aus Italien und Tyrol gekommene Truppen, die Hälfte kaum erst formirte Truppen der ungarischen Insurrection waren. Letztere theilten sich in 12,000 Mann Infanterie, eine Art Gemisch aus der gesammten magyarischen und deutschen Bevölkerung des Landes, und in 8000 Mann adelige Cavallerie, welche nicht sehr an die rauhen Kriege jener Zeit gewöhnt war. Mit diesem, der Qualität nach so ungleichen Truppenkörper von 40,000 Mann wollten die beiden Erzherzöge dem Prinzen Eugen noch einmal die Spitze bieten, bevor sie ihm das rechte Donauufer überließen und sich selbst auf das linke Ufer zurückzögen.

Bereits am 12. und 13. Juni waren sie durch die Avantgarden des Prinzen Eugen hart verfolgt worden und am 13. Abends hatten sie sich bei Raab postirt mit der sichern Aussicht, am nächsten Tage ein sehr heißes Treffen zu haben, wenn sie sich nicht zum Rückzug entschlössen. Da die Position ihnen vortheilhaft schien, so stellten sie sich auf einem Plateau auf, ihre Rechte auf die Raab gestützt, ihren Rücken der Donau zugekehrt, die einige Meilen weiter rückwärts floß, und ihre Linke durch Moräste gedeckt, die sich weit ausdehnten. Sie verwendeten den Abend des 13. Juni und den Morgen des 14. dazu, ihre Position zu verbessern und namentlich auch um die regulären Truppen und die Truppen der Insurrection mit einander zu vermischen und dadurch letzteren die Festigkeit der ersteren mitzutheilen. Hierin befolgten sie einen förmlichen Befehl des Erzherzogs Karl, der ganz verständig war, aber in diesem Augenblicke nur mit allzugroßem Zeitverlust ausgeführt werden konnte. Erst am 14. um 11 Uhr Morgens waren sie schlagfertig.

Zum Glück für sie war der Prinz Eugen, obschon er mit dem lebhaftesten Wunsche sie zu erreichen marschirt war, selbst nicht im Stande sie vor 11 oder 12 Uhr anzugreifen.

Wie die beiden österreichischen Prinzen war auch er längs den Ufern der Raab marschirt, welche fast perpendikulär zur Donau fließt (S. Karte No. 32.) und bei der Stadt Raab nur einige Meilen von jener entfernt ist. Er rückte vorwärts, seine Linke am Flusse, an welchem die Oesterreicher ihre Rechte hatten, während sich seine Rechte in der sumpfigen Ebene befand, in welcher die österreichische Linke marschirte. So bewegte er sich in mehreren Echelons, indem die Division Seras den ersten Echelon auf der Rechten, die Division Durutte den zweiten im Centrum und die italienische Division Severoli den dritten auf der Linken bildete. Die Division Pacthod und die italienische Garde, beide im Rücken aufgestellt, dienten als doppelte Reserve. Die Cavallerie war auf den Flügeln vertheilt. Diese Position war durch die Natur der Oertlichkeit und die Vertheilung der feindlichen Streitkräfte auf dem Plateau geboten, das in Angriff genommen werden sollte. In der sumpfigen Ebene zu unserer Rechten bemerkte man die Masse der ungarischen Cavallerie, gegen 7 bis 8000 Reiter stark, die einen sehr glänzenden Anblick gewährten, aber nicht so furchtbar als schön vom Aeußern waren. Sie wurden durch regu-

läre Husuren unterstützt, die weniger glänzend, aber im italienischen Feldzuge erprobt waren; das Ganze stand unter dem Befehle des Generals Mecszery. Etwas weniger rechts, gegen das Centrum hin, erblickte man hinter einem schlammigen Bache die Infanterie von Jellachich und Colloredo, welche die sehr soliden Gebäude eines großes Meierhofs, Kismegyer genannt, und das Dorf Szabadhegy besetzt hielten. Von diesem letzten Dorfe bis zur Raab endlich, d. h. gegen unsere Linke, entdeckte man die Infanterie von Frimont, die gegen den Fluß und das verschanzte Lager die Rechte der Oesterreicher bildete. 4 bis 5000 Mann minder gute Truppen vertheidigten dieses verschanzte Lager, welches der General Lauriston mit den Badenern blokirte.

Nachdem sich der Prinz Eugen mit den Generalen Grouchy, Montbrun, Grenier, Seras und Durutte besprochen, entschloß er sich zu folgenden Dispositionen. Während die deployirte Cavallerie Montbrun's die Bewegungen unserer Infanterie maskirte, sollten die drei Divisionen Seras, Durutte und Severoli in Echelons vorrücken und nach einander die Meierei Kismegyer und das Dorf Szabadhegy von beiden Seiten angreifen. Die Division Pacthod und die italienische Garde, die in Reserve waren, erhielten den Auftrag, denjenigen der drei Echelons, der der Hülfe bedürftig wäre, zu unterstützen. Grouchy und Montbrun zur Rechten sollten sich auf die feindliche Cavallerie werfen, während Sahuc zur Linken die Armee mit dem Detaschement von Lauriston verbinden würde. Prinz Eugen, der jetzt freilich etwas spät, die Zweckmäßigkeit der Napoleonischen Principien einsah, sendete Adjutanten auf Adjutanten zum General Macdonald, damit dieser ihm von Papa die 8000 Mann zuführen möchte, welche seine Truppen in diesem Augenblicke so willkommen verstärkt hätten, denn er konnte nur 36,000 Mann den 40,000 des Feindes, die noch dazu in einer starken Position aufgestellt waren, entgegen setzen. Gleichwohl hatte ihm Napoleon unabläßig wiederholt, daß man selbst mit den besten Truppen, um Nichts dem Zufall zu überlassen, so manoeuvriren müßte, daß man auf dem Terrain, wo die Schlacht geliefert würde, zahlreicher als der Feind wäre. Glücklicherweise hatte sich Macdonald, der voraussah, daß er zu Raab nützlich sein könnte, während er zu Papa weder für Broussier noch für Marmont etwas that, von freien Stücken auf den Weg gemacht und zeigte sich bereits, Pully's Dragoner an der Spitze, in der Ferne. Man hatte demnach eine Aushülfe gegen einen nicht sehr wahrscheinlichen, aber möglichen Unfall.

Gegen Mittag setzte man sich in Bewegung, um die feindliche Position anzugreifen. Da die Division Seras, die den am weitesten vorgeschobenen Echelon zur Rechten bilden sollte, noch nicht in Linie stand, stellte Montbrun seine vier Regimenter leichte Cavallerie auf und führte unter einem heftigen Artilleriefeuer und mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit Evolutionen aus, welche man auf einem Exercierplatze nicht besser hätte darstellen können. Als hierauf die Infanterie Seras in Linie stand und es ihm gelegen schien, die ungarische Cavallerie anzugreifen, setzte er seine Regimenter in Galopp und stürzte auf den glänzenden Adel, welcher dem Hause Oesterreich zögernd zu Hülfe gekommen war. Wie tapfer auch immer eine Nation sein mag, nichts kann bei ihr die Gewohnheit und Erfahrung des Krieges ersetzen. In einem Augenblicke zerstreute sich diese Truppe vor den leichten Reitern Montbrun's, die gewohnt waren, selbst mit Kürassieren zu fechten, und ließ die Linke der Oesterreicher entblößt. Es blieben noch die regulären Husaren des Erzherzogs Johann übrig, welche würdig waren, sich mit den unsrigen zu messen. Sie machten eine Charge gegen Montbrun, der sie auf der Stelle erwiederte und die Husaren zwang, sich auf ihr Mitteltreffen zurückzuziehen.

Unterdessen hatte die in zwei Linien aufgestellte Infanterie Seras das von den Oesterreichern besetzte Plateau angegriffen und sich gegen den Meierhof Kismegyer gewendet. Bevor sie denselben erreichte, traf es auf den schlammigen Bach, der die feindliche Position deckte, und fand den Uebergang über denselben mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als sie anfangs vorausgesetzt hatte. Der Bach war tief, nicht leicht zugänglich und ward durch tapfere und geschickte Tirailleurs vertheidigt. Endlich gelang es doch, ihn zu überschreiten und nun rückte man gegen das umfangreiche viereckige Gebäude vor, welches das Gut Kismegyer bildete, dessen Mauern mit Schießscharten versehen und durch 1200 Mann der besten Infanterie vertheidigt waren. Während Seras auf dieses furchtbare Hinderniß stieß, langte Durutte mit seiner Infanterie, dem zweiten Echelon, ebenfalls vor dem Bache an, passirte ihn, erstieg unter einem Hagel von Kugeln das Plateau und griff von der Rechten das Dorf Szabadhegy an, welches gleichzeitig von der italienischen Division Severoli bestürmt wurde. In diesem Augenblicke hatte das Gefecht auf der ganzen Linie begonnen, und die österreichische Artillerie unterhielt auf unsere Truppen außer dem Musketenfeuer eine mörderische Kanonade. Prinz Eugen, der von einem Ende des Schlachtfeldes zum andern eilte, schlug als tapferer Offizier sein Leben in die Schanze und strebte eifrigst durch eine Bravour zu ersetzen, was ihm noch hinsichtlich des Commando's abging.

Nachdem sich General Seras der Meierei Kismegyer stark genähert, traf ihn aus allen Oeffnungen ein so fürchterliches Musketenfeuer, daß in wenigen Minuten 7 bis 800 Mann, darunter etwa 60 Offiziere zu Boden gestreckt wurden und seine, wenn auch nicht erschütterten, doch wenigstens bestürzten Truppen einer Unterstützung bedurften, die ihren Eifer und ihr Selbstvertrauen wieder belebte. General Seras zog die erste Linie auf die zweite zurück; dann, als seine braven Soldaten wieder zu Athem gekommen waren, führte er sie, den Degen in der Hand, wieder gegen das furchtbare Hinderniß, aus welchem so vernichtendes Feuer hervorbrach. Trotz der verdoppelten Salven der feindlichen Musketiere, ließ er die Sapeurs mit ihren Aexten gegen die Thore des Ge-

bäudes anrücken, dieselben einschlagen und rächte nun, mit gefälltem Bajonnet eindringend, an den unglücklichen Vertheidigern des Gutes Kismegyer den Tod von 7 bis 800 Mann, die unter den Mauern desselben gefallen waren. Nachdem er einige hundert Feinde hatte über die Klinge springen und die andern gefangennehmen lassen, marschirte er gegen die Linke der österreichischen Linie, die sich nach der Höhe des Plateaus zusammenzog und noch eine gute Haltung behauptete. Um diese Zeit hatte Durutte das Plateau erstiegen und gemeinschaftlich mit der italienischen Infanterie von Severoli Szabadhegy angegriffen. Hier war das Gefecht nicht weniger hartnäckig, als vor der Meierei Kismegyer. Die Oesterreicher vertheidigten sich nachdrücklich hinter den Häusern des Dorfes und ließen uns die Einnahme desselben theuer bezahlen. Einen Augenblick zogen sie sich zurück, aber nur um den Angriff zu erneuern. Die Masse der Truppen, welche ihr Centrum und ihre Rechte bildete, ward vom Erzherzog Johann wieder ins Dorf zurückgeführt, drang im Sturmschritt in dasselbe ein und warf auf der einen Seite Durutte, auf der andern die Italiener Severoli's über den Bach. Die erste Linie dieser beiden Divisionen rückte in die Zwischenräume ihrer zweiten Linie ein, ohne daß diese zum Wanken gebracht oder mit fortgerissen wurde; im Gegentheil rückte sie sogleich vorwärts nnd nahm die erste Linie wieder mit sich vor. Die Generäle Durutte und Severoli führten ihre Divisionen auf das so heftig bestrittene Dorf und eroberten es im Verein mit der ihnen zur Hülfe 'geeilten ersten Brigade der Division Pacthod. Jetzt rückte man von der Rechten und von der Linken über jene weggenommenen beiden Stützpunkte der feindlichen Linie hinaus. Dies war der Augenblick zum Handeln für die Cavallerie. Montbrun, Grouchy und Colbert sprengten vorwärts, um den Oesterreichern, die nunmehr die Donau zu erreichen suchten, den Rückzug abzuschneiden. Montbrun durchbrach mehrere Carré's und machte zahlreiche Gefangene. Indessen wurde er doch durch die Haltung der österreichischen Armee aufgehalten, die sich in Masse und in guter Ordnung zurückzog. Auf der linken stürzte das 8. Jägerregiment von der Division Sahuc, das weiter als der Rest der Division vorgerückt war, mit einem außerordentlichen Feuer in dem Augenblicke auf den rechten Flügel der Oesterreicher, wo sich dieser von der Raab entfernte, und warf Alles, was ihm in den Weg kam, nieder. Schon hatte es mehrere tausend feindlicher Infanteristen die Waffen strecken lassen und zahlreiche Geschütze weggenommen, als die Oesterreicher, bemerkend, daß es nicht unterstützt war, sich von ihrer Bestürzung erholten, Feuer auf das Regiment gaben und es hart mitgenommen haben würden, wenn nicht der Rest der Division Sahuc, der von dem General langsam herbeigeführt wurde, es befreit hätte. Dessenungeachtet behielt dieses tapfere Regiment 1500 Gefangene, einige Kanonen und Fahnen.

Als die Erzherzöge sahen, daß die Schlacht völlig verloren war, befahlen sie endlich den Rückzug, der, Dank dem Terrain und der Nacht, nicht so verderblich wurde, als zu befürchten stand, und der über St. Yrany, nach den überschwemmten Terrains der Donau zu, bewerkstelligt wurde. Dieser Tag, der für den Prinzen Eugen und die Armee von Italien die Niederlage von Sacile ruhmvoll ausglich, kostete uns 2000 Todte oder Verwundete, den Oesterreichern aber gegen 3000 Kampfunfähige, 2500 Gefangene und 2000 Versprengte. Er setzte den Erzherzog Johann und den Erzherzog Palatin außer Thätigkeit, sicherte die Vereinigung mit den Generalen Broussier und Marmont und ließ uns auf dem rechten Ufer höchstens noch Streifzügen von Husaren ausgesetzt, gegen welche einige Cavalleriedetaschements ausreichten. Mit Tagesschluß langte der General Macdonald an und umarmte auf dem Schlachtfelde den jungen Prinzen, für dessen Erfolge er sich lebhaft interessirte.

Während auf diesem Punkte der Plan Napoleon's, abgesehen von leichten Fehlern im Einzelnen, auf eine seinen Gedanken so entsprechende Weise ausgeführt wurde, ging ebenso der Anschluß der Generale Marmont und Broussier von Statten, trotz einiger Unfälle, die theils aus Umständen, theils aus falschen Combinationen entsprangen, welche Napoleon bei seiner Entfernung nicht immer bei Zeiten wieder gut machen konnte. Der General Broussier, den man zu Gratz allein gelassen, würde in große Gefahr gerathen sein, wenn seine Truppen minder tüchtig gewesen wären. Nachdem er damit begonnen, die Citadelle von Gratz vergeblich mit Haubitzen zu beschießen, während sich der Commandant entschlossen zeigte, nur einem ernstlichen Angriffe zu weichen, hatte er seine Dispositionen getroffen, um, unabhängig von der Citadelle, Herr der Stadt zu bleiben und das Land weit umher zu behaupten, damit er dem General Marmont, welcher herannahte, die Hand reichen könne. In der Richtung, welche der General Marmont verfolgte, hatte er mehrere Excursionen nach Croatien hin, oft in Entfernungen von zehn bis zwölf Meilen, unternommen; und jedes Mal hatte er mit 5 bis 6000 Mann dem Ban Giulay kleine Schlachten geliefert, in denen er diesen vollständig geschlagen hatte. Da er sich jedoch auf diese Weise stets von Gratz entfernte, so hatte er die Straßen von Tyrol nicht hinreichend bewachen können und General Chasteler war durch die Posten der Armee von Italien hindurchgedrungen und hatte viel glücklicher als Jellachich mit 4 bis 5000 Mann Ungarn erreicht. Inzwischen hatte General Marmont, welcher auf die Nachricht von den Unfällen der Armee von Italien einige Tage Halt gemacht, seinen Marsch wieder angetreten, war mit ebenso viel Klugheit als Kühnheit bis in die Nähe von Gratz vorgedrungen und hatte dem General Broussier von seiner Annäherung Nachricht zukommen lassen. Letzterer beeilte sich, auf diese Kunde die Muhr hinabzugehen, da er der Hoffnung war bei Katsdorf zum General Marmont zu stoßen, und so hatte er auch nur zwei Bataillone von 84. Regiment in einer Vorstadt von Gratz gelassen, um die Stadt

zu bewachen. Während er aber am rechten Ufer der Muhr hinabzog, ging der Ban Giulay am linken an der Spitze von 15,000 Mann, theils reguläre Truppen, theils croatische Insurrection, hinauf und griff unvermuthet die beiden Bataillone an, welche die Stadt Gratz vertheidigen sollten. Diese beiden von einer ganzen Armee bestürmten Bataillone widerstanden 19 Stunden hintereinander unter dem Befehle des Obersten Gambin dem Feinde mit heroischem Muthe. Sie tödteten ihm 1200 Mann, nahmen ihm 4 bis 500 Gefangene ab und gewährten so dem General Broussier Zeit, ihnen zu Hülfe zu kommen. In der That ging dieser General, so wie er vom Marsche des Bans Giulay Kunde bekam, die Muhr schleunigst wieder aufwärts, stieß auf die Truppen Giulay's, zersprengte sie und befreite die beiden Bataillone vom 84. Regiment. Die Avantgarden des Generals Marmont zeigten sich endlich in einer Entfernung von einem oder zwei Märschen. Dieses 10,000 Mann starke Corps, nach dem vom Marschall Davout das beste in der ganzen Armee, schloß sich also den kriegführenden Massen wieder an und die Generale Marmont, Broussier und Macdonald waren nunmehr, vereinigt mit dem Prinzen Eugen im Stande, Napoleon die Mitwirkung aller Streitkräfte Italiens und Dalmatiens zu verschaffen. Die Corps von Stoïchevich und Giulay waren überdies gänzlich zersprengt und die beiden Erzherzöge (Johann und der Palatin) definitiv über die Donau zurückgeworfen.

Hierin lag für Napoleon wohl eine Entschädigung für die Tage von Eßlingen und diese hatte er nöthig, denn durch diese bekannten Tage ermuthigt, regten sich seine Feinde mehr als je und suchten abermals Tyrol, Schwaben, Sachsen, Westphalen und Preußen in Aufstand zu bringen. Auf das Gerücht von der angeblichen Niederlage bei Eßlingen waren die Tyroler Hofer und Major Teimer von den Höhen des Brenners herabgestiegen, obwohl sie gegen die österreichische Regierung wegen der Zurücknahme der beiden Corps Jellachich und Chasteler sehr aufgebracht waren. Ihr Haß gegen das Haus Baiern ersetzte bei ihnen die erkaltete Liebe gegen das Haus Oesterreich. Der baierische General Deroy, der allein zur Vertheidigung Innsbrucks zurückgelassen worden war, hatte sich von allen benachbarten Höhen durch einen Schwarm von Bergbewohnern angegriffen gesehen, die zwar in der Ebene schlechte Soldaten, aber in den Bergen sehr gute Tirailleurs und sehr furchtbare Gegner waren, wenn man zum Rückzuge gezwungen war. Während General Deroy ihnen mehrere Tage hindurch die Spitze bieten mußte, hatte er fast seine ganze Munition erschöpft und war deshalb, weil er fürchtete, Mangel daran zu leiden und namentlich in Folge der engen um Innsbruck angelegten Blokade der Lebensmittel beraubt zu werden, mit seiner Division nach der Festung Kufstein gezogen; so hatte er denn zum zweiten Male die Hauptstadt Tyrols verlassen. Dieses an und für sich nicht eben wichtige Ereigniß hatte gleichwohl einen tiefen Eindruck in ganz Baiern und besonders am Hofe hervorgebracht, wo man stark fürchtete, noch einmal München räumen zu müssen. Die Bewohner Vorarlbergs zeigten sich ebenfalls sehr aufgeregt. An den Ufern des Bodensees, an der obern Donau, in ganz Schwaben endlich war eine heftige Bewegung sichtbar und es war klar, daß unser Rücken, falls wir eine wirklichere Niederlage als die bei Eßlingen erlitten, ernstlich bedroht sein mußte.

Die Oesterreicher, welche diesen Stand der Dinge kannten, weil sie ihn erst hervorgerufen, hatten ihn noch durch eine für uns höchst gefahrvolle Disposition verschlimmert. Sie hatten dem Herzog von Braunschweig-Oels, dem Sohn des bekannten Herzogs von Braunschweig, die Mittel zur Errichtung eines Corps gegeben, das aus Flüchtlingen aller deutschen Provinzen, hauptsächlich aus Preußen bestand. Außerdem hatten sie ihm noch einige reguläre Truppen und einige Landwehr zugesellt, so daß das Ganze ungefähr 8000 Mann ausmachte. Hierauf schickten sie den Herzog aus Böhmen nach Sachsen und ließen die lügenhaftesten Gerüchte über den Sieg, den sie angeblich über die Franzosen bei Eßlingen davongetragen, vor seiner Ankunft verbreiten. Gleichzeitig hatten sie ein anderes ungefähr 4000 Mann starkes Corps, halb reguläre Truppen, halb Landwehr, aus Böhmen nach Franken gesendet, auf dessen Wege sie die nämlichen Gerüchte ausstreuten. Das erstgenannte Corps war von Prag nach Dresden gerückt und hier ohne Schwertstreich eingezogen, nachdem es durch seine bloße Annäherung den Dresdener Hof zur Flucht nach Leipzig getrieben hatte. Das zweite war von Eger auf Baireuth marschirt und hatte die Entblößung von Truppen benutzt, in welcher der Krieg an der Donau unsere Bundesgenossen in Baiern und Württemberg gelassen. Ihr Plan war, in Thüringen vorzudringen, sich dort zu einer einzigen Truppenmasse unter den Befehlen des Generals Kienmayer zu vereinigen und in Westphalen einzurücken, um daselbst den König Hieronymus zu verjagen. Letzterer hatte sich im ersten Schrecken über die ihm drohende Gefahr beeilt, Hülfsmittel aus Paris zu verlangen, die gar nicht vorhanden waren, und sein Nothgeschrei hatte dort am Ende eine gewisse Unruhe hervorgerufen.

Das Erscheinen dieser verschiedenen Colonnen erzeugte in Deutschland eine lebhafte Aufregung, ohne jedoch eine insurrectionelle Bewegung zu veranlassen, trotz alledem, was sich die Oesterreicher davon versprochen: denn noch strahlte der Glanz von Napoleon's Namen im vollsten Lichte, noch hielt man es für schwierig, seine Macht zu brechen, und wenn man auch aussprengte, daß er besiegt sei, so war man gleichwohl nicht genug davon überzeugt, um ein Ergreifen der Waffen zu wagen. Das Beispiel von dem Schicksale des Majors Schill hatte für Niemand etwas Versuchendes. Dieser kühne Parteigänger glaubte den geheimen Gedanken seiner Regierung zu gehorchen, indem er den offenen Befehlen derselben den Gehorsam versagte, war, wie wir gesehen, mit einem Corps preußischer Cavallerie von Berlin ausgezogen und hatte, in der Hoffnung Armee und Bevölkerung mit sich fortzureißen, einen Streifzug

durch das Land begonnen. Allerwärts gut aufgenommen, ohne jedoch irgend welchen Zuzug zu finden, ja durch die von Königsberg ausgegangenen strengen Erklärungen sogar aus der Fassung gebracht, war er nach Mecklenburg, dann nach Pommern geflüchtet und hatte die schlecht bewachte Festung Stralsund überrumpelt. Er beabsichtigte, daselbst eine Belagerung auszuhalten; allein bald wurde er durch ein holländisches und selbst durch ein dänisches Corps angegriffen, welche Napoleon diesen Beweis von Anhänglichkeit zu geben beschlossen hatten, und so war er nicht im Stande, einen festen Platz mit Cavallerie zu vertheidigen. Bei einem Versuche, sich durch ein Thor zu retten, während die holländischen Truppen durch ein anderes einzogen, war er unter dem Säbel eines holländischen Reiters gefallen. Der Unglückliche, das Opfer eines unmäßigen Patriotismus, sah sterbend seine Truppe gefangengenommen, vernichtet oder zerstreut. Das war bis jetzt die einzige Frucht der deutschen Insurrectionen. Die Herzen schlugen aber deshalb nicht weniger erbittert gegen uns, und es bedurfte nur einer nicht vermeintlichen, sondern wirklichen Niederlage, um die noch eingeschüchterten Völker von einem Ende des Continents zum andern zum Aufstand zu veranlassen.

In Polen hatte der durch den Fürsten Poniatowski geschickt geleitete Feldzug ungehoffte, obwohl nicht sehr entscheidende Erfolge gehabt. Während der Fürst das linke Ufer der Weichsel der Ungeduld der Oesterreicher überließ, die, mit der Besetzung Warschaus nicht zufrieden, auch noch die Unvorsichtigkeit begingen, bis Thorn hinabzugehen, hatte er das rechte Ufer für sich bewahrt, den Feind jedesmal, so oft er den Fluß überschreiten wollte, zurückgeworfen und selbst nach Galizien hinein den dumpf gährenden insurrectionellen Geist der Polen zu erwecken gesucht. Bei seinem Erscheinen hatte sich wirklich ein Theil der Galizier erhoben und ihm Lebensmittel, Munition und Mannschaften angeboten. Er war in Sandomir eingezogen und bedrohte selbst Krakau. Der durch die Operationen des Fürsten Poniatowski zur Rückkehr veranlaßte Erzherzog Ferdinand hatte sich zu einem schleunigen Rückzug gezwungen gesehen, den man leicht hätte unterbrechen und verderblich machen können, wenn man vom rechten auf das linke Ufer gegangen wäre und den Erzherzog in seiner retrograden Bewegung aufgehalten hätte. Ein polnisches Corps von 5000 Mann unter dem General Dombrowski hatte sich diesen Plan gesetzt, es war jedoch nicht im Stande, ihn allein durchzuführen und lief Gefahr, erdrückt zu werden, ohne den Feind möglicherweise aufhalten zu können. Die Russen waren gegen Ende des Juni unter dem Fürsten Galizin in Linie eingetroffen, was bereits im April hätte stattfinden sollen; sie konnten dieses Manoeuvre ausführen und keinen einzigen Oesterreicher wieder nach Galizien zurückkehren lassen. Fürst Poniatowski bat sie inständigst, demgemäß zu verfahren, fand aber offenbare Abneigung dagegen, welche die Jahreszeit, das Austreten der Flüsse und die Unvollkommenheit der russischen Verwaltung nicht mehr erklärten. Der wahre Beweggrund ihrer Unthätigkeit lag jedoch darin, daß sie gegen die Vernichtung der Oesterreicher zu Gunsten der Polen einen solchen Widerwillen empfanden, daß sie in dieser Beziehung selbst den Befehlen ihrer Regierung den Gehorsam versagten. Der Fürst Galizin, der deshalb vom Kaiser Alexander einen strengen Verweis erhielt, hatte sich gegen den Fürsten Poniatowski etwas weniger kalt betragen, allein er hatte nichts gethan, um den Widerstand seiner Unterbefehlshaber zu besiegen, ja der eine von diesen, der Fürst Gortschakoff hatte sogar geschrieben, er träfe mit der Hoffnung ein, sich den Oesterreichern und nicht den Polen anzuschließen. Letztere hatten den Brief aufgefangen und ihn nebst vielen anderen nach St. Petersburg geschickt. Ueberall wo die russischen und österreichischen Vorposten einander begegneten, reichten sie sich die Hand mit dem Versprechen, bald gemeinschaftlich zu dienen. Mit einem Worte, die endlich auf galizischem Boden eingetroffenen russischen Divisionen schienen nur zur Unterdrückung der galizischen Insurrection dahin gekommen zu sein. Unter dem Vorwande, von dem Lande Besitz zu nehmen, unterdrückten sie aller Orten die neuen polnischen Behörden und setzten dafür die alten österreichischen wieder ein.

Während die Russen auf diese Weise, wahrscheinlich gegen den Willen ihres Kaisers, ihrem Versprechen untreu waren, waren dagegen die Polen, ebenfalls gegen den Willen Napoleon's, dem Worte untreu, welches man den Russen gegeben hatte und verkündigten in allen Proclamationen die baldige Wiederherstellung Polens. Gleichwohl hatte ihnen Napoleon sehr empfohlen, nur vom Großherzogthum Warschau zu sprechen und ihm Rußland nicht durch unvorsichtige Reden zu entfremden. Immer und immer hatte er ihnen gesagt, daß der Tag kommen würde, wo er, ohne gegen seine Verbindlichkeiten zu fehlen und ohne sich mehr Feinde auf den Hals zu ziehen, als er auf einmal zu bekämpfen im Stande wäre, ihre Wiederherstellung durch allmälige Vergrößerung des Großherzogthums Warschau vollenden werde; daß er nicht Alles mit einem einzigen Schlage ausführen könne; daß zur Beendigung seines Werkes Zeit und Gelegenheit nothwendig sei und daß, wenn man in diesem Augenblicke Hoffnungen ausspräche und voreilige Wünsche laut werden ließe, man sowohl ihn als sich selbst unnützerweise in Gefahr brächte. Aber Napoleon war bei diesen Rathschlägen ebensowenig von den Polen, wie Alexander von den Russen gehört worden. Indessen muß man anerkennen, daß Alexander, wenn er es sich aufrichtig hätte angelegen sein lassen, über die Russen weit mehr als Napoleon über die Polen vermocht haben würde. Allein er war auch Russe, und durch Unterstützung der Polen gegen die Oesterreicher an der Wiederstellung Polens zu arbeiten, kostete ihm eben so viel Ueberwindung als seinen Soldaten. Ohne es zu ahnen, war er selbst der erste Empörer gegen seine eigene Politik.

In einer solchen Verwirrung befand sich ganz Europa, während der Erzherzog Karl und Napoleon

unter den Mauern Wiens mit einander kämpften. Zeigten sich dabei auch ernstliche Symptome, die einer weisen Politik hätten als Warnung dienen müssen, so lag doch nichts darin, was einen so großen Feldherrn wie Napoleon hätte beunruhigen oder von seinem Hauptzweck abbringen können. Einige Fortschritte oder einige Unfälle in Polen, einige Parteigängerzüge in Sachsen und Pommern, ein neuer Rückzug der Baiern in Tyrol — das Alles hatte nichts zu bedeuten. Die Donau überschreiten, den Erzherzog Karl schlagen, das war die entscheidende Operation, vor welcher alle feindlichen Dispositionen zu Schanden wurden, mochten sie auch von mehr oder minder beunruhigenden Insurrectionsanfängen begleitet sein. Daher war Napoleon auch nur wenig davon bewegt, denn er legte nur Dem, was zwischen Linz, Leoben, Raab, Preßburg und der Lobau-Insel um ihn her vorging, größere Wichtigkeit bei. Er hatte sich deshalb auf eine kleine Anzahl sehr kluger, sehr gut ersonnener Vorsichtsmaßregeln beschränkt, die auch vollkommen genügten, sobald es gelang, den entscheidenden Hauptschlag bei Wien zu führen. Den General Cafarelli, Kriegsminister des Königreichs Italien, hatte er nach Mailand gesendet, um den Prinzen Eugen durch eine hervorragende Autorität zu ersetzen. Diesem befahl er, Alles, was an disponiblen Detaschements vorhanden wäre, zu vereinigen, um das italienische Tyrol durch Besetzung der Gebirgsausgänge zu blokiren. Dem Prinzen Eugen ertheilte er die Weisung, die Division Rusca zu Klagenfurth zu lassen, um dieselbe Blokirung von der kärnthner Seite auszuführen. Dasselbe sollte auch der baierische General Deroy von der baierischen Seite her unternehmen und durch die Besetzung von Rosenheim und Kufstein den Brand in Grenzen einschließen, die er nicht überschreiten durfte, während man sich vorbehielt, gegen die Tyroler viel nachdrücklicher zu verfahren, sobald man mit der großen österreichischen Armee fertig geworden sein würde. Was Schwaben und Vorarlberg betraf, so besaß Napoleon in der zu Augsburg formirten Truppenmasse, eine Masse, die aus vorläufigen Dragonern, aus dem 65. Linienregiment, aus den Conscribirten-Regimentern der Garde und aus zahlreichen, auf dem Marsche befindlichen Truppen bestand, die Mittel, dieselben im Zaume zu halten. Dem General Beaumont befahl er, sich mit einigen dieser Truppen zu Kempten, zu Lindau und dem Bodensee entlang zu postiren und Alles zurückzuwerfen, was vielleicht aus den Gebirgen hervorbrechen würde.

General Bourcier commandirte zu Passau das Hauptdepot der Cavallerie. Er hatte daselbst alle unberittenen Mannschaften, die Rekrutendetaschements, die Sattlerwerkstätten, einen offenen Markt für Pferdeeinkäufe und setzte die erschöpften oder kranken Mannschaften, wie die, welche ihre Pferde verloren hatten, wieder in den Stand, in Dienst zu treten. Napoleon befahl ihm, sich einen Augenblick diesem Depot zu entziehen, einen befähigten Stellvertreter daselbst zu lassen, dann zwei Dragonerregimenter, die zusammen 2000 Pferde zählten, das Reiterregiment Berg und 2 bis 3000 den Städten der Pfalz entnommene Baiern mit sich zu nehmen und gegen Baireuth vorzurücken. Andererseits sollte der zu Würzburg an der Spitze von zwei provisorischen Halbbrigaden stehende General Rivaud sich von Würzburg nach Baireuth wenden, hier mit dem General Bourcier sich vereinigen und mit ihm gegen das kleine Corps marschiren, das aus Böhmen gekommen war. Nach Beendigung dieser kurzen Expedition hatte General Bourcier Befehl nach Passau zurückzukehren und hier das Commando über sein Cavalleriedepot wieder zu übernehmen. General Rivaud sollte sich an vier, zu Hanau unter General Kellermann versammelte Halbbrigaden anschließen und nach Sachsen gegen die in Dresden eingerückten Oesterreicher marschiren. Ferner schrieb Napoleon nach Paris, sowohl an den Kriegsminister Clarke wie an den Polizeiminister Fouché und machte ihnen ernstliche Vorwürfe wegen der Besorgnisse, die sie bei Gelegenheit der Ereignisse zu Dresden und Baireuth allzuleicht hatten aufkommen lassen. Die zu Paris gebliebenen Minister waren in der That durch das Nothgeschrei des Königs Hieronymus sehr beunruhigt worden und sogar so weit gegangen, zu glauben, daß Preußen eine Kriegserklärung vorbereite. Wenn einige unbedeutende Streifzüge Sie in dem Grade beunruhigen, schrieb ihnen Napoleon, was wollen Sie dann thun, wenn ernste Ereignisse eintreten, Kriegsereignisse, wie sie immerhin stattfinden können, ohne daß man unterliegt? Ich bin sehr wenig damit zufrieden, fügte er hinzu, zu sehen, wie Männer in meinen Diensten so wenig Charakter zeigen und selbst das Signal zum lächerlichsten Schrecken geben. Ernste Ereignisse können nur auf dem Schauplatze stattfinden, wo ich operire, und da bin ich gegenwärtig, um Alles zu beherrschen. —

Die Befürchtungen, die man in Paris so leicht hatte aufkommen lassen, waren für Napoleon's Politik eine unwillkürliche Kritik, über welche er unwillig war und die er selbst nicht bei seinen ergebensten Dienern entschuldigte. Uebrigens hatte er Recht, wenn er sagte, daß Alles von untergeordneter Wichtigkeit sei, außer dem, was auf dem Schauplatze vorginge, wo er operirte, und daß, wenn er auf diesem Schauplatze Sieger bliebe, er es auch allerwärts sein würde. Auch vernachlässigte er nichts, um bald und vollständig zu siegen.

Nachdem nun der Prinz Eugen bei Raab gesiegt hatte, der Erzherzog Johann und der Erzherzog Palatin über die Donau zurückgeworfen und die Vereinigung der Armeen von Italien und Dalmatien gesichert war, hatte Napoleon, bevor er die letzte Schlacht lieferte, sich nur noch mit einem einzigen Gegenstande zu beschäftigen, nämlich zu verhindern, daß die beiden Erzherzöge bei Preßburg oder bei Komorn wieder über die Donau zurückgingen und den französischen Armeen von Italien und Dalmatien nachfolgten, wenn diese sich zum Kampfe unter den Mauern von Wien begäben. (S. Karte No. 32.) Deshalb mußte er den Oesterreichern verwehren, die Brücke von Preßburg zu benutzen, und außerdem die Linie von Raab besetzen, die dazu bestimmt war,

uns gegen Ungarn hin zu decken, so daß dieselbe die Oesterreicher drei bis vier Tage lang aufhalten konnte, eine Zeit, in welcher die Armeen von Italien und Dalmatien den Marsch auf Wien bequem ausführen konnten. Die Oesterreicher hatten eine Brücke zu Preßburg und einen Brückenkopf im Dorfe Engerau. Ueberdies hatten sie die Festung Raab behalten, nachdem der Prinz Eugen am gleichnamigen Flusse einen Sieg erfochten hatte.

Napoleon, welcher den Marschall Davout mit einer seiner Divisionen bis vor Preßburg geschickt hatte, trug ihm auf, Engerau zu nehmen, die Brücke von Preßburg und wo möglich die viel weiter abwärts gelegene von Komorn zu zerstören. Dem Prinzen Eugen stellte er als Aufgabe, die Festung Raab zu nehmen, denn er hielt seinen jüngst erfochtenen Sieg erst dann für wahrhaft fruchtbringend, wenn er diese Eroberung herbeiführen würde. Alle Artilleriepferde, welche nicht bei den Arbeiten auf der Lobau-Insel verwendet wurden, ließ er auf der Straße von Preßburg und Raab echelonniren, um schweres Geschütz dorthin zu schaffen und dagegen Getreide zurückzubringen, welches Ungarn im Ueberflusse besaß. Obwohl kein General weniger grausam war, als Napoleon, so war er doch gleichwohl unerbittlich in der Ausführung seiner Entwürfe, weshalb er auch befahl, die Anwendung der Kriegsmittel hinsichtlich Preßburgs und Raabs bis zur äußersten Strenge zu betreiben, um sich dieser beiden Punkte zu bemächtigen. Die vorgeschriebenen Mittel waren fürchterlich, allein das Wohl der Armee und des Kaiserreichs erheischte es also.

Marschall Davout, der seit den letzten Tagen des Mais unter den Mauern von Preßburg stand, griff jetzt die Verschanzungen von Engerau an, welche dazu dienten, eine vor Preßburg geschlagene und auf mehrere Inseln gestützte Schiffbrücke zu decken. Diese Verschanzungen bestanden aus Erdaufwürfen, die mit dem Dorfe Engerau verbunden und durch zahlreiches Geschütz vertheidigt waren. Marschall Davout ließ sie mit dem Feuer angreifen, das seine Soldaten bei jeder Gelegenheit zeigten. Allein die Oesterreicher, welche die Wichtigkeit der Position, die sie vertheidigten, zu würdigen wußten, machten sie mit gleich großer Energie streitig. Sie verloren 15 bis 1800 Mann und wir 800 vor diesem einfachen Brückenkopfe. Nach der Einnahme der Verschanzungen befand sich Marschall Davout am Ufer des Flusses. Der Theil der Brücke, der sich nach unserer Seite erstreckte, war zurückgezogen worden, die übrigen Theile aber waren zwischen verschanzten Inseln hergestellt, die man eine nach der andern hätte erobern müssen, was eine der schwierigsten und längsten Operationen erfordert hätte. Alle nur erdenklichen Mittel wurden zur Zerstörung dieser anderen Brückentheile angewendet. Man trieb mit Steinen beladene Boote und brennende Mühlen gegen sie, wie es die Oesterreicher während der Tage von Eßlingen gethan, um unsere große Brücke zu zerstören. Die preßburger Brücke aber, ein Werk der Zeit und überdies durch Schiffer bewacht, die alle vom Flusse fortgetriebenen Gegenstände aufhielten, widerstand allen diesen Versuchen und ward dadurch nicht im geringsten erschüttert. Nunmehr stellte Davout auf Befehl des Kaisers eine Batterie von Steinböllern, Haubitzen und Mörsern am Donauufer auf und ließ einen fürchterlichen Regen von Feuer und Eisen auf die Insel fallen. Die österreichischen Soldaten ertrugen diese Art von Angriff mit seltener Gelassenheit und blieben auf den Inseln, die sie zu vertheidigen beauftragt waren. Napoleon, den dieser Widerstand im höchsten Grad erbitterte, gab jetzt Befehl, die Stadt Preßburg selbst zur Uebergabe aufzufordern und, wenn sie sich weigere, sich zu ergeben oder wenigstens die Brücke niederzureißen, sie bis auf den Grund zu zerstören. Marschall Davout, ein durchaus ehrenhafter Mann, aber dabei ein unerbittlicher Soldat, begann diese grausame Expedition ohne weiteren Verzug. Nachdem er den General Bianchi, den Commandanten von Preßburg, aufgefordert, gab er das Signal zum Feuer und ließ in wenigen Stunden eine unzählige Menge Bomben auf die unglückliche Stadt werfen, welche dazu verurtheilt war, alle Schreckniſſe des Krieges zu erleiden. Das Feuer hatte bereits in mehreren Stadtvierteln gezündet, da forderte er den Commandanten von Neuem auf, verlangte indessen jetzt nur das, wovon er nicht ablassen durfte, nämlich die Zerstörung der Brücke. General Bianchi antwortete, daß die Erhaltung der Brücke für die Vertheidigung der österreichischen Monarchie nothwendig wäre und die Stadt Preßburg deshalb lieber das Aeußerste ertragen, als in Bedingungen willigen würde, an welche man ihre Rettung knüpfe. Marschall Davout ließ das Feuer mit erneuter Strenge beginnen. Da er jedoch sah, daß seine Anstrengungen ohne Erfolg blieben, — denn der österreichische General blieb bei seinem Widerstande — so gab er endlich einer Regung von Menschlichkeit nach und nahm seine Zuflucht zu anderweitigen Mitteln, um die Communicationen zwischen beiden Ufern aufzuheben. Was bedurfte es am Ende auch, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen? Drei bis vier Tage lang das österreichische Corps, das sich von dieser Seite her zeigen würde, aufzuhalten, denn diese Zeit genügte zur Concentrirung der französischen Truppen unter den Mauern von Wien. Der Marschall ließ daher eine Reihe von Verschanzungen aufführen, die mit dem befestigten Schlosse Kittsee, mit der großen Schütt-Insel, mit dem Flusse und der Festung Raab in Verbindung standen. (S. Karte No. 32.) Einige tausend Mann, welche durch die leichte Cavallerie längs der Schütt-Insel und des Raabflusses recognosciren ließen, die die Verschanzungen von Engerau vertheidigten und sich, nach deren Erstürmung, auf das befestigte Schloß Kittsee zurückzogen, während die Festung Raab sich ihrerseits vertheidigen mußte, — einige tausend Mann konnten den Feind während der erforderlichen Anzahl von Tagen aufhalten und seine Ankunft bis zu dem Augenblicke verzögern, wo Alles unter den Mauern Wiens entschieden sein würde. Diese mit Napoleon besprochenen Dispositionen wurden schließlich ausge-

führt und überhoben den Marschall der traurigen Nothwendigkeit, die Zerstörung Preßburgs noch längere Zeit weiter fortzusetzen.

Inzwischen hatte General Lauriston, vom General Lasalle unterstützt, die Belagerung von Raab unternommen und der Armee von Italien die Sorge übertragen, ihn dabei zu decken, wodurch es letzterer zugleich vergönnt war, sich von ihren Anstrengungen zu erholen. Es fehlte an schwerem Geschütz; Napoleon hatte jedoch bereits einiges, nebst Haubitzen und Zwölf-Pfündern, von Wien abgehen lassen. Zum Glück konnte sich der schlecht ausgebesserte, noch schlechter armirte und von höchstens 2000 Mann besetzte Platz nicht lange halten. Die Arbeiten wurden am 14. unmittelbar nach der Schlacht angefangen. Man hatte die Laufgräben eröffnet, Belagerungsbatterien aufgestellt und das Breschefeuer begonnen. Nachdem dieser unvermuthete, aber von den Generalen Lauriston und Lasalle gut geleitete Angriff einige Tage angehalten hatte, erbot sich die Festung zu capituliren. Da man keinen großen Werth auf die Art, wie die Eroberung herbeigeführt wurde, legte, sondern sie nur so schnell als möglich vollzogen wissen wollte, so erhob man gegen die von der Besatzung gestellten Bedingungen keine großen Schwierigkeiten. Am 22. Juni zog man in Raab ein, ohne die Werke desselben stark beschädigt und ohne daselbst viel Munition und Mannschaft verwendet zu haben.

Nach den bestimmten und sehr detaillirten Befehlen Napoleon's wurde die Festung Raab aufs Neue armirt und in einen bessern Vertheidigungszustand, als früher, gesetzt. Man führte Kriegs- und Mundvorräthe in dieselbe ein und bildete aus allen kranken oder erschöpften Soldaten der italienischen Armee eine Besatzung des Platzes; außerdem nahm man an den Werken die unerläßlichsten Reparaturen vor und gab ihr endlich einen berühmten Commandanten; hierzu ernannte Napoleon den Grafen von Narbonne, ehemaligen Kriegsminister unter Ludwig XVI., einen der letzten Ueberlebenden des französischen Adels, gleich ausgezeichnet durch Geist und Muth, wie durch Eleganz der Sitten. Er hatte sich dem Kaiser wieder angeschlossen, und dieser wollte ihm, bevor er ihn zu hervorragenden Posten verwendete, den Eintritt in den Dienst durch eine minder hohe Sendung, die aber doch ein wirkliches Vertrauen voraussetzte, erkaufen lassen.

Sämmtliche zu Preßburg und Raab nicht verwendbare Artillerie ließ Napoleon nach Wien zurückführen und alle Blessirten aus der Armee von Italien und Dalmatien nach den Hospitälern der Lombardei und Oberösterreichs bringen, denn er wollte dem Feinde auch nicht einen Mann und auch nicht eine Kanone zur Beute lassen. Dem Prinzen Eugen und den Generalen Macdonald, Broussier und Marmont befahl er, sich auf das erste Signal marschfertig zu halten, keinen Hinkenden oder Kranken in Reih und Glied zu dulden, für gute Bespannung und nöthige Munition für ihre Artillerie zu sorgen, Zwieback anfertigen zu lassen, um die Truppen eine Woche hindurch ernähren zu können, sich Schlachtvieh anzuschaffen, das nachgetrieben werden könnte und überhaupt Alles zu veranstalten, um innerhalb höchstens drei Tagen nach Wien zu gelangen. Der in Raab cantonnirende Prinz Eugen war im Stande, binnen drei Tagen die Distanz, die ihn von Wien trennte, zurückzulegen. Die Generale Marmont, Broussier und Maldonald waren so echelonnirt, daß sie den Marsch in demselben Zeitraume ausführen konnten. Marschall Davout hatte dagegen nur zwei Tagemärsche zu machen. Man war übereingekommen, daß Prinz Eugen den General Baraguay-d'Hilliers mit einer italienischen Division vor Engerau lassen sollte, um die Umgebung von Preßburg zu bewachen, während die Armee von Italien mit ihrer sämmtlichen Mannschaft nach Wien rücken sollte. Da Napoleon zu einer einfachen Bewachung entfernt liegender Posten nicht solche Truppen wie die von Montbrun und Lasalle verwenden wollte, so echelonnirte er sie so, daß er sie binnen 48 Stunden wieder an sich ziehen konnte, und ersetzte sie auf der Linie von Raab durch 12 bis 1500 Mann Cavallerie, die aus den jüngst eingetroffenen Marschregimentern entnommen waren. General Lasalle, der während des Monats Juni unablässig die Linie von Preßburg bis Raab durchstreift hatte und die kleinsten Verhältnisse derselben kannte, erhielt Befehl, bevor er zurückmarschirte, persönlich die Posten aufzustellen und den Commandanten dieser Posten die Instruction zu ertheilen, die sie zu ihrer Sicherstellung nöthig hatten.

Nachdem also auf dieser Linie Alles vorbereitet war, daß man daselbst heimlich in aller Schnelle abziehen konnte, wobei man sich durch einfache Arrieregarden deckte, traf Napoleon seine Maßregeln an der obern Donau, damit man auf dieser Seite mit gleicher Schnelligkeit auf Wien herabgehen und im Nothfall die zur Lieferung der Schlacht bestimmte Truppenmasse verstärken könne. Er hatte bereits das in diesem Augenblicke von Wien bis Preßburg ausgedehnte Corps des Marschalls Masséna, das sächsische Corps des Fürsten Bernadotte und die französische Division Dupas an sich gezogen. An der obern Donau hatte er zur Besetzung von St. Pölten, Mautern, Mölk, Amstetten, Enns und Linz (S. Karte No. 32.) nur die Württemberger und Baiern zurückgelassen, welche beiden durch diesen kurzen aber auch so thatenreichen Feldzug bedeutend reducirt waren. Die Württemberger unter Vandamme waren zwischen Tulln, Mautern, St. Pölten und Mölk vertheilt. Von den mit der Vertheidigung ihres Heimathlandes beauftragten Baiern standen die Division des Generals Deroy zu München, Rosenheim und Kufstein, und die beiden andern des Generals Wrede und des Kronprinzen zu Linz. War dies auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu viel zur Bewachung Baierns, so war es doch auf dem einzelnen Punkte Linz viel, seitdem der Erzherzog Karl, um seinerseits ebenfalls seine Truppen zu concentriren, den Grafen Kolowrath vor Wien geführt und an der Donau zwischen Passau, Linz, Krems, Tulln und Klosterneuburg nur 6 bis 7000 Mann gelassen hatte.

Da Napoleon diesen Umstand aus mehreren Recognoscirungen ahnete, welche General Vandamme jenseits der Donau vorgenommen, so befahl er dem Marschall Lefebvre, die ausgezeichnete Division Wrede mit 24 Geschützen marschfertig zu halten. Die Divisionen des Generals Deroy und des Kronprinzen und die Württemberger genügten nebst dem, was sich unterwegs befand, und dem, was zu Augsburg, Passau und Regensburg blieb, um die Sicherheit in unserem Rücken einige Tage lang aufrecht zu erhalten. In Regensburg befand sich die Division Rouyer, die aus den Continenten der kleinen deutschen Fürsten bestand. Von dieser Seite gab es offenbar nichts zu fürchten, sobald nur die letzte Schlacht gewonnen wurde. Ging sie gegen alle Wahrscheinlichkeit verloren, so waren zu St. Pölten, zu Mölk, zu Amstetten, zu Linz und zu Passau hinlängliche Vorkehrungen getroffen, daß unsere Kranken und Verwundeten nicht preisgegeben würden und die Armee auf ihrem Rückzuge allerwärts Lebensmittel, Munition und vollkommen feste Stützpunkte finden konnte.

Auf diese Weise hatte Napoleon den Monat Juni zu Vorbereitungen für die Concentrirung unserer Truppen in Wien verwendet. In gleicher Weise hatte er ihn, wie wir oben gesehen, dazu benutzt, um den Donauübergang vorzubereiten und denselben diesmal so sicher zu machen, daß der Unglücksfall, der seine Brücken während der Tage von Eßlingen betroffen, nicht wieder vorkommen konnte. Wir müssen jetzt anführen, durch welche riesenhaften Arbeiten er die Schwierigkeit, einen großen Strom im Angesicht des Feindes mit Menschenmassen zu überschreiten, wie sie bis dahin kein Feldherr, weder in alter noch in neuerer Zeit zu bewegen gehabt, wie er diese Schwierigkeit zu heben, ja fast zu vernichten wußte. Wir haben bereits gesehen, was für entscheidende Rücksichten ihn bestimmten, vor dem Erzherzog Karl die Donau zu passiren und demselben jenseits dieses großen Stromes eine Schlacht zu liefern. Auf dem rechten Ufer bleiben, während man die Oesterreicher ruhig auf dem linken Ufer ließ, das hieß in der That, den Krieg aufs Unbestimmte verlängern, den Glanz des Ruhmes einbüßen, die Chancen des Zufalls vervielfältigen und endlich die allgemeine Bewegung der Geister in Europa, ja selbst in Frankreich steigern. Der Uebergang über den Fluß mußte, wie wir ebenfalls schon erwähnt haben, zu Wien selbst, nicht ober- und nicht unterhalb desselben, stattfinden; denn oberhalb hieß so viel, als eine rückgängige Bewegung von Wien aus machen, die zahllosen Hülfsquellen dieser Hauptstadt im Stiche lassen, die moralische Wirkung ihres Besitzes und den Hauptdurchschnittspunkt der Straßen von Oesterreich, Italien und Ungarn aufgeben; unterhalb aber hieß so viel, als unsere Operationslinie unnütz verlängern, uns einen Punkt mehr an der Donau zur Ueberwachung geben und uns eines am Schlachttage nothwendigen Armeecorps berauben. Man mußte also zu Wien selbst den Fluß passiren. Es kam zwar auf eine Meile mehr oder weniger nicht an, aber man mußte unbedingt im Angesicht des St. Stephansthurmes passiren.

Wir kennen bereits die Eigenthümlichkeiten der Lobau-Insel, die von Napoleon so glücklich ausgewählt war, um die Ausführung seiner Entwürfe zu erleichtern. Diese geräumige, jenseits des großen Arms gelegene und vom feindlichen Ufer durch einen Arm von mäßiger Breite getrennte Insel reducirte die ganze Operation des Ueberganges auf das Unternehmen der Ueberschreitung eines Flusses, so breit wie die Seine bei Paris, statt eines Flusses so breit, wie der Rhein bei Köln. Blieb auch das Unternehmen noch schwierig, so war es doch ausführbar. Zu seinem Gelingen war es jedoch erforderlich, daß man den Uebergang über den Hauptarm, der auf die Insel führte, ganz sicher machte, daß man ferner diese Insel selbst in ein großes verschanztes Lager umwandelte, welches mit allen Hülfsmitteln im Ueberfluß versehen war, und daß man daselbst im Voraus alle Anstalten traf, um den kleinen Arm im Angesicht des Feindes ohne Gefahr überschreiten zu können. Dazu benutzte Napoleon die vierzig Tage, die vom 23. Mai bis zum 2. Juli verstrichen, mit einer unglaublichen Thätigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes, die eines großen Feldherrn würdig waren, der den St. Bernhard überschritten und den Uebergang über die Meerenge von Calais möglich gemacht hatte.

Die Schiffbrücke über den Hauptarm, welche zur Communication mit der Lobau-Insel diente, war, wie wir oben erzählt, einige Tage nach der Schlacht bei Eßlingen wieder hergestellt worden und hatte dazu gedient, die Armee auf das rechte Ufer zurückzubringen, mit Ausnahme des Masséna'schen Corps, welches auf der Insel geblieben war, um uns ihren Besitz zu sichern. Neue Boote, welche die Gardeseeleute an den Ufern des Flusses zusammengebracht, und die man mit besseren Tauen befestigt hatte, gaben dieser Brücke eine Vertrauen einflößende Sicherheit. Gleichwohl war sie wegen des hohen Wasserstandes im Juni noch zwei oder dreimal durchbrochen worden und bei solchen unsicheren Communicationsmitteln, wenn sie auch weit besser hergestellt waren, wollte Napoleon nicht jenseits der Donau sich vor wagen. Er beschloß daher, die Lobau-Insel mit dem Festlande auf dem rechten Ufer so zu verbinden, daß sie mit diesem Ufer, welches unser Ausgangspunkt sein sollte, gleichsam nur Ein Stück ausmachte. Hierzu gab es nur Ein Mittel, nämlich eine auf Pfahlwerk ruhende Brücke zu schlagen. Napoleon entschloß sich dazu, wie mühsam auch diese Operation, über einen Fluß wie die Donau unterhalb Wiens, war. Vor achtzehnhundert Jahren hatte Cäsar ein ähnliches Unternehmen auf dem Rheine ausgeführt. In unseren Zeiten war dies aber weit schwieriger, weil der Feind über anderer Zerstörungsmittel verfügte. Mit der Ausführung dieses Werkes mußte man das Geniecorps beauftragen, während die Artillerie sonst den Bau aller Schiffsbrücken besorgte. Er besaß zu Wien ansehnliche, auf den Nebenflüssen der Donau von den Alpengipfeln herabgeflößte Holzvorräthe. Alle Geniesoldaten, alle müßigen Zimmerleute, die

ihren Lebensunterhalt suchten, und alle durch die Einstellung der Gefechte disponibel gewordenen Artilleriepferde wurden theils zur Zurichtung, theils zum Transport des Holzes verwendet. Auf einem kleinen Arm, der mit dem großen in Verbindung stand, wurde das Holz von Wien aus bis Ebersdorf hinabgeflößt (S. Karte No. 48.) und hier aufgehalten, um zu dem unternommenen ungeheueren Werke benutzt zu werden. Zahlreiche Rammen, welche sich in Wien, wo man große Wasserbauten ausführt, vorfanden, hatte man bei Ebersdorf zum Einrammen der Pfähle aufgehäuft. Nach ungefähr drei Wochen sah man sechzig Holzpfeiler über den höchsten Wasserstand hervorragen und auf diesen Pfeilern ruhte eine breite Pfostendecke, auf welcher jede beliebige Anzahl Artillerie und Cavallerie übergehen konnte. Zwanzig Klaftern unterhalb dieser festen Brücke hatte man die alte Schiffbrücke neu befestigt, welche die Infanterie benutzen sollte, sodaß der Abmarsch der verschiedenen Waffengattungen gleichzeitig stattfinden konnte und die Communicationen mit der Lobau-Insel rascher von Statten gingen. Man hatte sich eine große Anzahl Fahrzeuge verschafft und zu Raab starke Anker aufgefunden; durch diese neuen Hülfsmittel waren die Taue ganz sicher geworden und ließen die Unfälle nicht mehr befürchten, welche gegen Ende des Mais die Armee beinahe ins Verderben gestürzt hätten.

Obwohl beide Werke einander schützten, weil die stromaufwärts gebaute Pfahlbrücke die Schiffbrücke sicher stellte, so wollte sie Napoleon völlig gegen den Anprall schwimmender Gegenstände schützen und versuchte in dieser Absicht allerlei Mittel. Zuerst hatte er aus dem wiener Zeughaus eine gigantische Kette genommen, deren sich die Türken bei der Belagerung von Wien bedient hatten und die als eins der ihnen abgenommenen Siegeszeichen noch vorhanden war. Heutzutage, wo unsere Schiffe solche ungeheure Ketten besitzen, würde man weniger über die Dimensionen der von den Türken vor Wien zurückgelassenen erstaunen; damals aber betrachtete man sie als eins der größten Wunderwerke dieser Art. Man beschloß also, sie über den großen Arm zu spannen, um durch sie die vom Feinde in den Strom geworfenen Gegenstände aufzuhalten. Allein man mußte hierauf verzichten, da die Maschinen mangelten, um die Kette in hinreichend gleichmäßiger Höhe über dem Wasser auszuspannen. Napoleon dachte ferner daran, eine große Verpfählung herzurichten, die aus einer Reihe starker, tiefeingerammter Stämme bestehen und den Fluß anstatt perpendiculär schräg durchschneiden sollte, um dadurch die Gewalt der Strömung einigermaßen zu brechen. Dieses nicht minder außerordentliche Werk als die Pfahlbrücke wurde beinahe ebenso schnell vollendet. Es schien aber von keiner sichern Wirksamkeit zu sein, denn mehr als einmal sah man die Pfahllinie von beladenen Fahrzeugen durchbrochen, die den Händen der Arbeiter entschlüpft waren. Napoleon griff jetzt noch zu einem andern Mittel: er führte eine unausgesetzte Ueberwachung durch die Gardeseeleute ein, die immerfort oberhalb der Verpfählung in Kähnen kreuzten, die stromab kommenden Fahrzeuge harpunirten und sie nach den Ufern brachten. Reichte daher auch die Verpfählung nicht unbedingt hin, um jene Fahrzeuge zurückzuhalten, so mußten die Seeleute, die mit Rudern überall hingelangen konnten, sie auffangen und von ihrem Gange ablenken. Mit diesen Vorkehrungen zusammengenommen hatten die zwischen dem rechten Ufer und der Lobau-Insel hergestellten Communicationen eine untrügliche Sicherheit erlangt.

Es war aber in Napoleon's Augen noch nicht genug, seine Brücken gegen jede Gefahr von Seiten des Stromes gesichert zu haben. Eine Ueberrumpelung des Feindes, ein plötzlicher Einfall in die Lobau-Insel, vielleicht auch ein ungeordneter Rückzug nach einer verlorenen Schlacht konnten die Brücken einer unvorhergesehenen und unvermeidlichen Vernichtung aussetzen. Deshalb beschloß Napoleon, sie durch einen großen, auf der Lobau-Insel errichteten Brückenkopf zu schützen, so daß die Brücken, wenn uns die Insel genommen werden sollte, von einigen Bataillonen vertheidigt werden konnten und die Armee auf diese Weise das Mittel behielt, sich in Sicherheit von der andern Seite des Flusses zurückzuziehen.

Diese Reihe von Werken verknüpfte auf eine unauflösliche Art die Lobau-Insel sowohl mit dem rechten Ufer, als mit dem Städtchen Ebersdorf, welches unsere Operationsbasis geworden war. Man mußte sich ferner mit Arbeiten beschäftigen, die auf der Insel selbst vorzunehmen waren, um aus derselben ein verschanztes Lager zu machen, welches geräumig, sicher, bequem, gesund und mit Allem versehen war, was zu einem mehrtägigen Aufenthalt gehörte. Auch für diese Bedürfnisse sorgte Napoleon in derselben Weise, wie für alle anderen.

Es gab auf der Lobau-Insel niedrige, sumpfige und häufig der Ueberschwemmung ausgesetzte Stellen. Desgleichen erblickte man darin kleine Kanäle, die bei niedrigem Wasserstande trocken waren, aber bei hohem Wasser zu wahren Flüssen anwuchsen. Beispiele davon hatte man am 21., 22. und 23. Mai gesehen. Napoleon ließ in den niedrigen Theilen der Inseln Chausseen anlegen, die für die Truppen zu jeder Zeit zum Uebergang dienen konnten. Ueber jeden ausgetrockneten kleinen Kanal ließ er Bockbrücken schlagen, um auf diese Weise die Communicationen, wie auch die Höhe des Wassers sein mochte, zu sichern und zu vervielfältigen. Da er aus der Insel ein großes Depot machen wollte, welches unter allen Umständen sich selbst zu genügen vermöchte, so errichtete er daselbst ein Pulvermagazin, das aus den wiener Zeughäusern eine ansehnliche Menge angefertigter Munition erhielt. Außerdem ließ er daselbst Backöfen aufführen, Mehl aus Ungarn dahinschaffen und mehrere tausend Stück Rindvieh aus demselben Lande hereintreiben. Endlich ließ er auch Wein in Menge und zwar von solcher Güte nach der Lobau-Insel schaffen, daß die französische Armee, ausgenommen in Spanien, niemals bessere Sorten getrunken hatte. Die österreichische Aristokratie und die Klöster Wiens, welche die reichsten Keller in Europa

besaßen, lieferten den Stoff zu dieser kostbaren Verproviantirung. Sonach sollte es in diesem weiten verschanzten Lager den Truppen an nichts, weder an Brot, noch Fleisch, noch an Getränke mangeln. Da Napoleon wünschte, daß man die Lobau-Insel ebenso leicht bei Nacht als bei Tage durchziehen könne, so ließ er alle Straßen derselben durch Laternen, die an Pfählen befestigt waren, erleuchten, ganz sowie man es für die Straßen in einer großen Stadt hätte einrichten können.

Es blieb noch übrig, die letzte und schwerste Operation vorzubereiten, nämlich die Ueberschreitung des kleinen Arms, welche mit Sturm, im Angesicht eines zahlreichen, bereits unterrichteten und durch unsere Anwesenheit auf der Lobau-Insel stets wachsam erhaltenen Feindes, bewerkstelligt werden mußte. Welchen Vortheil auch der für den frühern Uebergang gewählte Ort gewährte, da er einen Winkel bildete (S. Karte No. 49), der den Landungspunkt durch Geschützfeuer zu decken gestattete, so war doch kaum anzunehmen, daß man sich seiner abermals würde bedienen können, da der Feind wohl alle seine Vorkehrungen getroffen haben mußte, um uns die Benutzung dieses Punktes zu verwehren. Wirklich hatten auch die Oesterreicher in der Erinnerung an das, was ihnen im vorigen Monat begegnet war, dieses Thor einigermaßen vermauert und von Eßlingen bis Aspern eine Reihe Verschanzungen, die von Geschütz strotzten, aufgeführt. Endlich nöthigte noch ein letzter Grund, auf diesen Ausgangspunkt zu verzichten, nämlich der Mangel an Raum für die Deployirung einer beträchtlichen Armee. Der Feind war mehr als hinreichend darauf aufmerksam gemacht, daß man den Einfall nach dem linken Ufer über die Lobau-Insel machen würde und man mußte gewärtig sein, ihn in Schlachtordnung sich gegenüber aufgestellt zu finden, während man das vorige Mal Zeit gehabt hatte, über die Brücke des kleinen Arms zu gehen, durch das Gehölz zu ziehen und ein Corps nach dem andern in Linie aufstellen zu lassen, ohne bei der Deployirung auf ein Hinderniß zu stoßen. Es war nicht zu hoffen, daß die Sachen wieder in dieser Weise vor sich gehen würden und man mußte sich daher vorbereiten, fast in Masse zu debouchiren, um in demselben Augenblicke, wo man das linke Ufer berühren würde, schlagfertig zu sein.

Aus diesen verschiedenen Gründen sagte der erste Uebergangspunkt nicht mehr zu. Napoleon sann darauf, einen andern zu suchen, während er sich immer stellte, als ob er bei der Bevorzugung des früheren verharrte. Der kleine Arm von 60 Klaftern, der noch zu überschreiten war, wandte sich am äußeren Ende der Insel jählings zur Seite und lief perpendiculär nach dem großen Arm zu. (S. Karte No. 48 u. 49.) Er beschrieb auf diese Weise auf der rechten Flanke der Lobau eine gerade, 2000 Klaftern lange Linie. Wählte man zur Ueberschreitung einen der Punkte dieser Linie, so gelangte man nach einer ebenen Fläche, die zur Deployirung einer großen Armee ganz geeignet war. In der That beschloß Napoleon auf dieser Ebene vorzurücken. Man war allerdings daselbst durch kein Hinderniß des Terrains geschützt; da man jedoch den Uebergang in einer einzigen Masse vornahm, so mußte man durch diese Masse selbst geschützt werden und es war überdies nicht unmöglich, den mangelnden Schutz des Terrains durch geschickt aufgestellte Artillerie zu ersetzen.

Auf dem linken Ufer, gerade auf dem Punkte, wo sich der kleine Arm jählings wandte, um sich mit dem großen Arme zu vereinigen, lag das unbedeutende Städtchen Enzersdorf (S. Karte No. 49), wie Aspern und Eßlingen durch Vertheidigungswerke und Artillerie gedeckt; dann ein wenig unterhalb streckte sich weithin die schon erwähnte Ebene aus, und endlich gelangte man zu buschigem Gehölz, welches den Boden bis zum Zusammenfluß beider Flußarme bedeckte. Zwischen Enzersdorf und diesem Gehölz beschloß Napoleon, den Uebergang zu bewerkstelligen.

Zunächst that er Alles, um den Feind glauben zu machen, daß er an dem früher gewählten Orte, d. h. zur Linken der Insel übergehen würde, und in dieser Absicht vervielfältigte er daselbst die Arbeiten, wie er es überhaupt für nützlich hielt, allerorten Brücken zu haben, links wie rechts, denn je mehr Communicationen er hatte, desto mehr Aussichten mußte er für sich haben, den Fluß zu überschreiten und sich nach dieser Ueberschreitung rasch deployiren zu können. Die wichtigsten Arbeiten wurden jedoch auf der rechten Seite der Insel aufgehäuft, längs der Linie, die sich von Enzersdorf bis zur Mündung des kleinen Arms in den großen erstreckt. Einige inmitten dieses kleinen Arms liegende Inseln, denen die Armee Gelegenheitsnamen beigelegt hatte, wie z. B. Insel Masséna, Mühlen-Insel, Insel Spanien, Insel Pouzet, Insel Lannes und Insel Alexander, wurden mit dem Festlande der Lobau durch feste Brücken vereinigt und mit Batterien von schwerem Caliber gespickt. Diese mit 109 Geschützen, theils Vierundzwanzigpfündern, theils Haubitzen und Mörsern armirten Batterien hatten die Bestimmung, mit ihren Kugeln bis zu einer weiten Entfernung aller Punkte, auf denen man sich zeigen würde, zu decken. Die der Insel Masséna, der Mühlen-Insel und der Insel Spanien sollten mit ihrem Feuer Aspern, Eßlingen und die auf dieser Seite aufgeworfenen Werke bewältigen. Die der Insel Pouzet sollte binnen zwei Stunden die unglückliche Stadt Enzersdorf in Asche legen; die der Insel Alexander endlich sollten die zur Deployirung ausgewählte Ebene bestreichen und eine solche Masse von Kartätschen dorthin speien, daß sich keine feindliche Truppe daselbst zu halten vermöchte. Da es nicht an Zeit mangelte, so wurden sie mit unendlicher Sorgfalt hergestellt, mit Erdaufwerfungen, mit Stückbettungen und mit kleinen Pulvermagazinen versehen. Die Stücke schweren Calibers, die eine Armee nie mit sich führt, waren dem wiener Zeughause entnommen. Die Laffetten hatte man von Arsenalarbeitern anfertigen lassen.

Abgesehen von diesen zum Schutz des Uebergangs geschaffenen Hülfsmitteln der Artillerie nahm Napoleon noch, um diesen Uebergang rasch, gleichzeitig und Alles niederschmetternd zu machen, zu bis dahin

ganz unbekannten Combinationen seine Zuflucht. Er wollte, daß in wenigen Minuten mehrere tausend Mann jenseits des kleinen Arms versetzt und auf die österreichischen Vorposten geworfen werden sollten, um diese zu überrumpeln und aufzuheben; daß ferner in zwei Stunden 50,000 Mann auf dem feindlichen Ufer deployirt sein müßten, um daselbst eine Schlacht zu liefern; daß endlich innerhalb vier bis fünf Stunden 150,000 Soldaten, 40,000 Pferde und 600 Geschütze hinübergeschafft sein sollten, um das Loos der österreichischen Monarchie zu entscheiden. Niemals waren derartige Operationen nach einem solchen Maßstabe projectirt und ausgeführt worden.

Will man einen Fluß überschreiten, so beginnt man damit, daß man unerwartet einige entschlossene Soldaten in Kähnen übersetzt. Diese gut ausgewählten und gut commandirten Soldaten haben die feindlichen Vorposten zu entwaffnen oder zu tödten und dann die Taue zu befestigen, an welche man die Fahrzeuge hängt, die die Brücke tragen sollen. Hierauf passirt die Armee selbst so schnell als möglich, denn eine Brücke ist ein langes und schmales Defilé, welches Massen von Infanterie, Cavallerie und Artillerie nicht anders passiren können, als wenn sie sich sehr lang ausdehnen.

Einem Feinde gegenüber, der so zahlreich und so gut vorbereitet war, wie die Oesterreicher, war die erste dieser Operationen auch die schwierigste. Um sie zu erleichtern, ließ Napoleon große Fähren bauen, von denen jede 300 Mann tragen konnte; man bediente sich zu ihrer Fortschaffung an's andere Ufer der Ruder und hatte sie, um die Mannschaft gegen das Musketenfeuer sicher zu stellen, mit einem beweglichen Schirm versehen, mittelst dessen man, da er sich senkte, an's Land steigen konnte. Jedes Armeecorps wurde mit fünf solchen Fähren versehen, was eine Avantgarde von 1500 Mann ergab, die auf einmal und unerwartet auf jedem Uebergangspunkte transportirt wurden. Nun ließ sich aber doch nicht gut annehmen, daß der Feind, da er nicht ganz genau unterrichtet war, an welchem Orte der Uebergang ausgeführt werden sollte, uns eben so beträchtliche Vorpostenmassen entgegenstellen würde. Ein Wind- oder Hebeseil (ein Tau, an welches die Fähren befestigt sind und längs dessen sie hin und zurücklaufen) konnte, an einen Baum gebunden, im Augenblick das Mittel liefern, um das Ab- und Zugehen zu beginnen und die Truppen nach und nach hinüberzuschaffen. Unmittelbar nachher mußte die Herstellung der Brücke beginnen. Nachdem alle Boote in Bereitschaft, alles Tauwerk geordnet, die Orte ausgewählt und die Mannschaften von Dem, was sie zu thun hatten, unterrichtet waren, so hatte man Grund zu glauben, daß zwei Stunden hinreichen würden, um eine Brücke von 60 Klaftern Länge zu schlagen, eine Operation, die ehemals zwölf bis funfzehn Stunden, wenn man vorbereitet war, und vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, wenn man es nicht war, erforderte. Napoleon beschloß, daß mindestens vier Brücken, zwei Schiffbrücken, eine Pontonbrücke und eine aus starken Fähren (letztere für die Cavallerie und Artillerie) über den kleinen Arm geschlagen werden sollten, um drei Armeecorps, die des Marschalls Masséna, des Generals Oudinot und die des Marschalls Davout, auf einmal debouchiren zu lassen. Demnach sollten mehrere tausend Mann, binnen wenigen Minuten auf Fähren übergesetzt, genügen, um die feindlichen Vorposten zu überwältigen. 50 bis 60,000 Mann, die unter dem Schutze furchtbarer Batterien binnen zwei Stunden debouchirten, sollten der Streitmacht die Spitze bieten, welche der Feind, sobald er unsern Uebergangspunkt erfuhr, Zeit hatte, zusammenzuziehen. Endlich sollte binnen vier bis fünf Stunden die Armee vollständig debouchirt, schlagfertig und mit den Rückzugsmitteln versehen sein, die ebenso sicher waren, als wenn sich kein großer Strom in ihrem Rücken befunden hätte. Es war sogar wahrscheinlich, daß die Operation vollendet sein würde, bevor der Feind uns stören konnte, denn die Nacht, das Feuer der mächtigen Batterien und die Gleichzeitigkeit der Uebergänge mußten ihn in eine außerordentliche Verwirrung stürzen.

In Napoleon's Augen war es indessen nicht genug, die Herstellung einer Brücke von 60 Klaftern auf zwei Stunden zurückgeführt zu haben, während sie bisweilen zwölf, vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden erforderte; er wollte, daß eine Infanteriecolonne in demselben Augenblicke und ebenso schnell als die auf den Fähren transportirten Avantgarden debouchiren könnte. Um diesen Zweck zu erreichen, erfand er eine Brücke ganz neuer Art, deren Ausführung er einem sehr intelligenten Offizier, dem Hauptmann Dessales übertrug. Gewöhnlich bewerkstelligt man die Herstellung einer Brücke, indem man eine Reihe von Fahrzeugen, immer eins neben dem andern festbindet. Nach seiner Idee wurde die Brücke aus einem einzigen Stück geschlagen, das aus Fahrzeugen zusammengesetzt war, welche schon im Voraus durch starke Pontonbalken mit einander verbunden waren, eine Brücke, die man hierauf dem Ufer entlang hinabgehen ließ, wo man sie schlagen wollte, dann mit dem einen Ende an diesem Ufer befestigte und sodann der Strömung überließ, welche sie an das entgegengesetzte Ufer hinübertrieb, wo sie durch Leute, die im Geschwindschritt darüber hinweggingen, festgemacht wurde. War dies geschehen, so brauchte man nur noch einige Anker zu werfen, die ihr der Länge nach zu Stützpunkten dienten. Man hatte berechnet, und der Erfolg bestätigte es nachmals, daß zu dieser bewunderungswürdigen Operation wenige Minuten genügten.

Der Nachtheil bei dieser im Voraus hergestellten Brücke bestand darin, daß man durch den Ort, wo man sie zurüstete, zugleich den Ort verrieth, wo man sie schlagen wollte. Diesen Nachtheil beseitigte man folgendermaßen: die Lobau-Insel war mit Werften bedeckt worden, wie es nur einer der großen Häfen Frankreichs sein konnte. Diese Werften befanden sich am Rande mehrerer Lachen, die durch innere Canäle mit dem kleinen Arm in Verbindung standen. Hier zimmerte man die zahlreichen Boote, Pontons und Fähren, welche zur Herstellung der Brücken bestimmt

waren, ohne den zum Uebergang ausgewählten Ort zu verrathen. Hinter der Insel Alexander, auf der rechten Flanke der großen Lobau-Insel, unterhalb Enzersdorf und gegenüber der Ebene, wo man zu debouchiren beabsichtigte, gab es einen innern Canal, welcher breit, lang, tief genug war und wo jedes Werk die letzte Vollendung erhalten sollte. Hierher brachte man die Brücke aus Einem Stück in der Absicht, sie im letzten Augenblicke abgehen zu lassen, um sie in den kleinen Arm einzuführen. Da jedoch dieser Canal an seinem äußersten Ende eine Krümmung zeigte, so trieb Napoleon die Vorsicht so weit, bei der Brücke aus Einem Stück mehrere Gelenke anbringen zu lassen, damit sie sich abwechselnd krümmen und wieder gerade richten könne, je nach den Biegungen des Canals, in welchem sie zugerüstet war.

In der Meinung, daß sich im Augenblicke der Operation selbst das Bedürfniß schleuniger Communicationen zwischen den beiden Ufern lebhaft fühlbar machen würde, ließ Napoleon, der die Unbedachtsamkeit seines ersten Uebergangs bis zum Uebermaß wieder gut machen wollte, in den innern Canälen Holz, Flosse und fertige Pontons aufhäufen, um im Nothfall vier oder fünf Brücken mehr werfen zu können, auf diese Weise die Deployirung seiner Armee möglichst zu beschleunigen und im Fall einer Niederlage den Rückzug so leicht wie auf einem gewöhnlichen Schlachtfelde zu machen.

Außer den Gardeseeleuten hatte er auch Schiffsbaumeister aus Frankreich kommen lassen. Er hatte desgleichen welche an den Ufern der Donau aufgefunden, die unter Leitung der französischen Ingenieure zur Herstellung dieser neuen Art von Flotille beitrugen. Tausend Handwerker aus aller Herren Länder arbeiteten so mit unglaublicher Thätigkeit auf dieser den Werften von Brest, Toulon und Antwerpen ähnlich gewordenen Insel. Krummhölzer, die aus den Alpen kamen oder zu Wien gefunden wurden, ungeheure Balken, unzählige Bretter trafen, durch Artilleriepferde herbeigeschafft, von allen Seiten ein und wurden auf der Donau bis nach Ebersdorf eingeschifft; von hier aus wurden sie in die innern Canäle der Lobau eingeführt und erhielten nun unter der Art der Zimmerleute die Form, die ihrer Bestimmung entsprach. Unablässig kreuzten die Gardeseeleute in Schaluppen, die mit Haubitzen bewaffnet waren, um diese gewaltigen Arbeiten zu überwachen, um die Inseln und die versteckten Winkel des Flusses zu durchsuchen und auf diese Weise eine Kenntniß der Oertlichkeiten zu erlangen, die am Tage der großen Operation sehr nützlich sein mußte. Napoleon hatte einen kostbaren Ueberrest von der Armee des Generals Dupont wieder erlangt, nämlich den tapfern Hauptmann Baste, Commandanten der Gardeseeleute im andalusischen Feldzuge, einen ebenso geschickten Infanterie- wie See-Offizier und den einzigen, welchem Napoleon die Catastrophe von Baylen verziehen hatte, denn ihn hatte er im Range befördert, während er seine Unglücksgenossen unbarmherzig verfolgte. Der Hauptmann Baste war Obrist geworden, commandirte noch immer die Seeleute der Garde und sollte in der Stunde der Gefahr überall gegenwärtig sein.

Napoleon ritt fast täglich von Schönbrunn aus, sprengte im Galopp nach Ebersdorf, überwachte, dirigirte, vervollkommnete die von ihm angeordneten Werke und faßte bei jedem Besuche eine neue Idee oder eine neue Combination, um zu einer noch gewisseren Verwirklichung seiner Projekte zu gelangen. Die Wiener, unter deren Augen, ja zuweilen sogar unter deren Mitwirkung dieses wunderbare Unternehmen ausgeführt wurde, zitterten insgeheim und würden, ohne die gewaltige Armee, die sie im Zaume hielt, sich endlich doch erhoben haben, denn wenn sie auch sanft und freundlich waren, so waren sie doch auch Patrioten und von den Gefühlen beseelt, die einem großen Volke geziemen. Napoleon hatte aber außerordentliche Sorgfalt darauf verwendet, sie zu beruhigen. Die Disciplin war mit äußerster Strenge aufrecht erhalten worden. Kein verletzendes Wort, keine verletzende Handlung war erlaubt; jeder Uebertretung ward auf der Stelle Einhalt gethan. Da Lebensmittel mangelten, so hatte Napoleon aus Ungarn beträchtliche Quantitäten Getreide und zahlreiche Transporte von Schlachtvieh kommen lassen, sodaß man in Wien lebte, ohne die Subsistenzmittel allzu theuer zu bezahlen. Er war damit einverstanden, die Bürgerschaft zur Aufrechthaltung der Ordnung zu verwenden, weil unsere Truppen, die die Landessprache nicht verstanden und außerdem Fremde und Feinde waren, sich weniger als eine Nationalmiliz eigneten, sich bei Tumulten Gehör zu verschaffen. Die Zahl der hierbei zu verwendenden Bürger hatte er jedoch auf 6000 beschränkt und ihnen nur 1500 Gewehre gelassen, eine Zahl, welche der Mannschaft gleichkam, die täglich die Wachen bezog. Außerdem übte Napoleon eine strenge Ueberwachung gegen die Einwohner aus. Da er wußte, daß viele Soldaten der ehemaligen Besatzung in der Stadt verborgen waren, die in bürgerlicher Kleidung den ersten besten Volksaufstand unterstützen würden, so hatte er einige Maßregeln der Strenge angeordnet, wobei er sich jedoch auf das Unerläßlichste beschränkte. Was die Leute aus dem Volke anlangte, denen es an Arbeit fehlte, so verschaffte er ihnen solche zu annehmbaren Preisen und nicht immer für den Armeedienst, sondern häufig auch zum Nutzen und zur Verschönerung Wiens, damit ihnen das Brot, das er ihnen verschaffte, nicht zu bitter vorkam.

So war der Anblick der Lobau-Insel und der Stadt Wien während des Monats Juni. Am 1. Juli war Alles fertig und die Armeecorps, über die man verfügen konnte, waren eingetroffen oder im Eintreffen begriffen; Napoleon ertheilte daher seine Befehle, daß die Truppen sich vom 3. Juli an in der Lobau-Insel zusammenzuziehen beginnen, am 4. sich dahin begeben, in der Nacht vom 4. zum 5. den kleinen Arm überschreiten und den Feind, falls man ihm beim Debouchiren begegnete, am 5., oder wenn er sich nicht sofort zeigte, am 6. schlagen sollten. Am 1. Juli verließ er Schönbrunn und verlegte sein Hauptquartier auf die Lobau-Insel, wodurch er, wenn man an-

ders darüber noch in Unkenntniß gewesen wäre, zu erkennen gab, daß diese Insel sein Ausgangspunkt sein würde, während er jedoch Niemand ahnen ließ, auf welchem Punkte dieser Insel der Uebergang bewerkstelligt werden sollte. Während sich das Corps des Marschalls Masséna bereits dort befand, ließ Napoleon nach und nach das Corps des Generals Oudinot, die Garde, das Corps des Marschalls Davout, die leichte und schwere Cavallerie und endlich die unermeßliche Feldartillerie, die er hergestellt hatte, daselbst eintreffen. Die Cavallerie und Artillerie passirten den großen Arm auf der Pfahlbrücke, die Infanterie auf der Schiffbrücke. General Mathieu Dumas erhielt den Auftrag, persönlich diesen Uebergang zu beaufsichtigen, um Versperrungen der Passage zu vermeiden. Pfähle zeigten jedem Armeecorps den ihm angewiesenen Platz an. Den ausgefertigten Befehlen zufolge sollte die Armee von Italien am 4. Morgens, die Armee von Dalmatien und die Baiern spätestens am 5. eintreffen. Die seit einigen Tagen in Wien angekommenen Sachsen und die französische Division Dupas gelangten mit den ersten Truppen nach der Lobau-Insel. Die Corps hatten ausgeruht, waren gut verpflegt und vom besten Geiste beseelt. Einige im Juni eingetroffene Marschbataillone und Marschschwadronen und viele aus den Hospitälern entlassene Mannschaften hatten, wenn auch nicht alle, doch einen Theil der Verluste ersetzt. Die Garde war prächtig und in allen Waffen, namentlich an Artillerie, vollständig. Zählte man die Truppen Masséna's, Oudinot's, Davout's, Bernadotte's, des Prinzen Eugen, Macdonald's, Marmont's, die Baiern unter Wrede und die Garde zusammen, so konnte man eine Gesammtzahl von 150,000 Mann annehmen, worunter 26,000 Reiter und 12,000 Artilleristen mit 550 Geschützen, eine ungeheure Streitmacht, die Napoleon noch nie auf einem und demselben Schlachtfeld vereinigt, und, wenn man die Weltgeschichte genau zu Rathe zieht, überhaupt noch auf keinem figurirt hatte(60). Außer dieser so ansehnlichen Streitmacht, hatte Napoleon den unüberwindlichen Masséna bei sich, der zwar an einer durch den Sturz eines Pferdes zugezogenen Quetschung litt, aber fähig war, an einem Schlachttage alle physischen Schmerzen zu beherrschen; ferner den hartnäckigen Davout, den heißblütigen Oudinot, den unerschrockenen Macdonald und eine Menge Andere, die bereit waren, den Triumph unserer Waffen mit ihrem Blute zu bezahlen. Es fehlte nur der heldenmüthige Lannes, der zu Ebersdorf, in Napoleon's Armen und von der ganzen Armee betrauert, an seinen Wunden gestorben war. Das Schicksal versagte ihm an einem Siege theilzunehmen, zu welchem er durch sein Auftreten in diesem Feldzuge kräftigst beigetragen hatte; allein es entband ihn auch von dem Anblick der furchtbaren Niederlagen, die uns später trafen: er starb glücklich, denn er starb mitten im Laufe unseres letzten Triumphes.

Nachdem Napoleon auf der Lobau-Insel angekommen, fühlte er sich von einer plötzlichen Besorgniß ergriffen; er fürchtete in Folge einiger Anzeichen, daß der Erzherzog Karl die Donau bis Preßburg hinabziehen und ihn auf diese Weise entschlüpfen würde. Allerdings hätte der Erzherzog zu diesem Manoeuvre seine Zuflucht nehmen können, und der Beweis, daß dies ein ganz guter Gedanke gewesen wäre, liegt schon darin, daß sein Gegner gerade dies vor allem fürchtete. Verließ er die Position, die er gegenüber von Wien auf den Höhen von Wagram eingenommen hatte, so würde er allerdings den Donauübergang ohne Kampf preisgegeben haben, aber bei den von Napoleon ausgesonnenen Mitteln blieb ihm wenig Aussicht, diesen Uebergang zu verhindern und wenn er tief in Ungarn einrückte, nöthigte er die Franzosen, ihre Operationslinie durch zu große Ausdehnung zu schwächen und ein Corps zur Bewachung Wiens zurückzulassen, während sich die Oesterreicher durch den Erzherzog Johann und die ungarische Insurrection verstärken konnten. Er hätte demnach diesen Plan fassen können, ohne einen Fehler zu begehen und man konnte ihm diese Idee mit einigem Grunde beimessen. Um seine Zweifel zu zerstreuen, machte Napoleon einen kühnen Versuch, welcher ihn über die Pläne des österreichischen Generalissimus aufklärte und nebenbei dazu bestimmt war, diesen Letztern über den eigentlichen Uebergangspunkt zu täuschen.

Die Division Legrand von Masséna's Corps war in die Nähe des Winkels aufgestellt worden, welcher zum ersten Uebergang gedient hatte. Ein tapferer und geschickter Pontonnieroffizier, Hauptmann Baillot, erhielt den Auftrag, auf dieser Seite eine Schiffbrücke zu schlagen. Mit Einbruch der Nacht wurde die Artillerie zur Rechten und Linken des Winkels vertheilt; die Voltigeurs der Division Legrand schifften sich unter der Leitung des Adjutanten Masséna's, Sainte-Croix, auf Kähnen ein, gingen über den kleinen Arm und bemächtigten sich des Landungspunktes trotz der österreichischen Vorposten, die sie zurücktrieben. Mit Material, das schon im Voraus in Bereitschaft gesetzt war, und auf einem guterforschten Terrain gelang es dem Hauptmann Baillot in weniger als zwei Stunden, eine Schiffbrücke herzustellen, auf welcher die Division Legrand eiligst überging; sie durchschnitt dann das kleine, jenseits sich ausdehnende Gehölz und debouchirte zwischen Eßlingen und Aspern. Nachdem sie einige Gefangene aufgebracht und einige Mann getödtet hatte, zog sie bei ihrem Erscheinen eine lebhafte Kanonade von Seiten der feindlichen Redouten auf sich und beim Anbruch des Tages gewahrte sie eine Entfaltung von Streitkräften, die keinen Zweifel mehr über die Anwesenheit der österreichischen Hauptarmee auf diesem Punkte aufkommen ließ. Von diesem Augenblicke an brauchte Napoleon nicht mehr zu fürchten, daß der Feind verschwunden sei; er war im Gegentheil sicher, ihn vor sich zu haben und den Krieg in der weiten Ebene des Marchfeldes bald beendigen zu können.

Wirklich stand ihm der Erzherzog Karl auf den Höhen von Wagram gegenüber, schwankend zwischen tausend Entwürfen, ohne daß er wußte, welchen er erfassen sollte, weshalb er auch, wie gewöhnlich, sich

die Ausführung keines einzigen angelegen sein ließ. Die ersten Tage nach der Schlacht bei Eßlingen hatte er dazu verwendet, sich wegen seines Sieges beglückwünschen zu lassen, und an lächerlichen Uebertreibungen theilzunehmen, die gleichwol eine ernste Seite haben konnten, nämlich die, daß sie vortheilhaft auf die Gemüther einwirkten. Er hatte aber nichts gethan, um sich nach einem zweifelhaften Erfolge einen unbestreitbaren Erfolg zu verschaffen. Sicherlich war es nicht der Umstand, daß er nicht in die Lobau-Insel eingefallen, welchen man ihm, wie wir anderwärts gesagt haben, zur Last legen konnte; ebensowenig der Umstand, daß er weder ober- noch unterhalb Wiens einen Uebergang versucht hatte, der die Befreiung Wiens, aber ebenso gut auch seinen völligen Ruin zur Folge haben konnte; aber warum hätte der Generalissimus nicht, ohne ihm complicirte und waghälsige Pläne zuzumuthen, da ihm die Schlacht bei Eßlingen als ein Wunder erschienen war, die Lection nützen und daraus eine andere vollständigere und entscheidendere Schlacht bei Eßlingen ableiten können? Dieses durch die Oesterreicher so prahlerisch gerühmte Ereigniß war der Ausdruck der militairischen Schwierigkeit, welche Napoleon zu besiegen hatte und welche darin bestand, einen großen Strom zu passiren und mit diesem Strom im Rücken eine Schlacht zu schlagen. Fortan durfte man nichts vernachlässigen, um diese Schwierigkeit noch zu erhöhen und sie, wo möglich, ganz unübersteigbar zu machen. Dies war ein einfaches, sicheres, erprobtes Spiel und ohne dabei Wunder zu thun, war es genug, daß man Napoleon noch einmal an den Ufern der Donau aufgehalten hätte, um ihn bald aus Oesterreich hinauszujagen. In dieser Beziehung waren zwei sehr einfache Maßregeln zu ergreifen: man konnte nämlich erstens dem Terrain des Kampfes, das man vorher auskundschaftet hatte, alle die Stärke verleihen, welche eine Defensivposition durch Anstrengungen der Kunst erlangen kann; und zweitens konnte man das Mittel großer Manoeuvres anwenden, um sämmtliche Armeen der Monarchie auf diesem Terrain zu concentriren. Glücklicherweise hatte der Erzherzog keine von diesen beiden Maßregeln ergriffen.

Auf dem ganzen Umkreise der Lobau-Insel hatte Napoleon die Redouten aufgehäuft, um unter dem Schutze einer gewaltigen Artillerie von schwerem Kaliber zu debouchiren: war es daher nicht ganz natürlich, gegenüber ebenfalls Redouten zu errichten, welche das entgegengesetzte Ufer unangreifbar machten? Das schwere Geschütz mangelte einer Macht nicht, die sich auf ihrem eigenen Grund und Boden schlug und überdies eine der am besten mit Kriegsmaterial versehenen in ganz Europa war. Nun hatte zwar der Erzherzog Aspern, Eßlingen und Enzersdorf verschanzt, weil man sich auf diesen drei Punkten geschlagen hatte; aber von Enzersdorf bis zum Zusammenfluß der beiden Arme, auf der ganzen rechten Seite nach der Lobau zu und in der flachen Ebene, welche Napoleon zum Debouchiren erwählte, hatte er sich darauf beschränkt, in der Nähe eines „zum weißen Hause“ benannten Ortes eine mit sechs Kanonen armirte Redoute zu errichten und einige Truppen in das mitten im Gehölz gelegene Schlößchen Sachsengang zu legen. Die Möglichkeit, auf unserer Rechten zu debouchiren, auf welcher der Plan beruhte, über den Napoleon vierzig Tage nachgedacht hatte, war dem Erzherzog Karl auch nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen und wirkliche Vertheidigungswerke hatte er nur von Aspern bis Eßlingen und von Eßlingen bis Ebersdorf hergestellt. (S. Karte No. 49.) Diese Werke waren übrigens nicht stark genug, um so ungestümen Soldaten, wie die französischen es waren, Widerstand zu leisten.

Hatte man den Donauübergang so schwierig als möglich gemacht, indem man nämlich das der Lobau-Insel entgegengesetzte Ufer durch gewaltige Werke deckte, so blieb noch übrig, sich rückwärts, in der Ebene des Marchfeldes, welches die unvermeidliche Wahlstatt beider Armeen war, eine solche Defensivposition zu schaffen, daß man alle Chancen für sich hatte. Wenn man aber, angenommen, daß dem Feinde der Donauübergang glückte, in einer Defensivschlacht über ihn die Oberhand behielt, so konnte man am nächsten Morgen oder an dem nämlichen Tage von der Defensive zur Offensive übergehen und mit großer Wahrscheinlichkeit des Gelingens versuchen, den Feind in den Fluß zu stürzen. Das Terrain bot in dieser Beziehung zahlreiche Hülfsmittel dar. Die Ebene des Marchfeldes erstreckte sich sanft aufsteigend zwei Meilen weit; dann erhob sich eine kleine Kette von Anhöhen, von Neusiedel bis Wagram, deren Fuß von einem großen, tiefen und sumpfigen Bach, den Rußbach, bespült ward. (S. Karte No. 48 u. 49.) Hinter diesem Bache ließ der Erzherzog seine hauptsächlichsten Streitkräfte lagern. Er hatte hierher drei seiner Armeecorps verlegt, das erste unter Bellegarde, das zweite unter Hohenzollern — im Anfange des Kriegs commandirte es Kolowrath — und das vierte unter Rosenberg, d. h. ungefähr 75,000 Mann. Es würde leicht gewesen sein, wenn man die Höhen und den Bach an ihrem Fuße benutzte, auf diesem Punkte furchtbare Werke aufzuführen, welche kein Ungestüm, selbst der französische nicht, zu bewältigen vermocht haben würde. Diese Position verknüpfte sich mit der Donau durch eine zweite halbkreisförmige Höhenlinie, welche sich über Aderklaa, Gerasdorf und Stammersdorf hinzog; der Zugang zu derselben war zwar durch keinen tiefen Bach versperrt, sie bedurfte dessen aber auch nicht, denn es war dies die Seite, von der aus man die Offensive hätte ergreifen müssen, während man auf der andern eine hartnäckige und unbezwingliche Defensive entgegengestellt haben würde. Der Erzherzog hatte hier noch 65 bis 70,000 Mann, die aus dem dritten Corps unter Kolowrath — früher Hohenzollern — dem fünften unter dem Fürsten Reuß — früher Prinz Ludwig — dem sechsten unter Klenau — früher unter General Hiller — bestand. Letzteres bewachte das Ufer des Flusses. Die zwischen Wagram und Gerasdorf cantonnirende Reserve der Cavallerie und der Grenadiere bildete die Verbindung zwischen diesen beiden österreichischen Armeemassen. Die Masse

zur Linken, die zwischen Neusiedel und Wagram campirte, hätte die Höhen hartnäckig vertheidigen können, und während dieser Zeit vermochte die zur Rechten, welche sich von Gerasdorf bis Stammersdorf ausdehnte, die Offensive zu ergreifen, sich auf die Flanke der Franzosen zu werfen und dieselben von der Donau abzuschneiden oder in diesen Fluß zu stürzen. Wirklich gedachte der Erzherzog, wie wir bald sehen werden, so zu verfahren, ohne jedoch auch nur ein einziges von den Werken aufgeführt zu haben, welche die Position zwischen Wagram und Neusiedel unangreifbar gemacht haben würden.

Die letzte der zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln würde endlich darin bestanden haben, daß er seine Truppen dergestalt concentrirt hätte, um seinem Gegner auf dem Schlachtfelde an Zahl überlegen zu sein. Die allmälige Concentrirungsbewegung, welche die französischen Corps, eins nach dem andern, unter die Mauern von Wien führte, war dem österreichischen Generalissimus zum Theil bekannt, obgleich das Hauptmanoeuvre, das nämlich, welches die Armee von Italien an der großen Schlacht Theil nehmen lassen sollte, ihm geschickt verborgen blieb. Diese Art zu verfahren hätte ihm zur Lehre dienen und ihn bewegen sollen, zwischen der Lobau und Wagram alle Truppen, welche anderwärts nicht unerläßlich waren, zu vereinigen. Gleichwohl hatte er, wie alle unentschiedenen Geister, das so lehrreiche Beispiel seines Gegners nur sehr unvollkommen nachgeahmt. Allerdings hatte er das Corps Kolowrath von Linz nach Wagram gerufen, wodurch er um ungefähr 20,000 Mann stärker geworden war. An der obern Donau hatte er jedoch mindestens noch 12,000 gelassen, von denen er noch einen Theil hätte an sich ziehen können, da die Franzosen nach dieser Seite hin augenscheinlich nichts beabsichtigten. Er dachte daran, den Erzherzog Johann kommen zu lassen, während er denselben bereits hätte bei sich haben sollen, zumal sich die Stadt Preßburg mit 3 bis 4000 Mann Besatzung schon vertheidigen konnte. Zu demselben hätte er noch den General Chasteler mit 7 bis 8000 Mann stoßen lassen können; denn um sich in Ungarn mit den an der Raab gebliebenen französischen Posten zu schlagen, genügte der Ban Giulay und auf diese Weise hätte ihm dann der Erzherzog Johann eine Verstärkung von 12 bis 20,000 Mann zugeführt. Endlich bestand der Erzherzog Ferdinand in Polen einen nutzlosen Feldzug und verwendete 30 bis 35,000 Mann vortrefflicher Truppen zu lächerlichen Streifzügen von Thorn bis Sandomir. Wenn man auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes etwa 15,000 Mann behielt, nicht um die Russen, die wenig zu fürchten waren, sondern um die Polen in Respect zu halten, welche sich ziemlich unternehmend zeigten, so würde man noch ungefähr 20,000 Mann erhalten haben, die im Stande gewesen wären, zur Rettung der Monarchie unter den Mauern Wiens beizutragen.

Hätte er also wie Napoleon mit jener Kunst manoeuvrirt, welche darin besteht, an jedem Orte nur die unerläßliche Mannschaft zu lassen und nach dem entscheidenden Punkte Alles zu führen, was hier vereinigt werden kann, ohne anderwärts zu fehlen, so würde Erzherzog Karl das Mittel besessen haben, 20,000 Mann von Preßburg, 9 bis 10,000 Mann von Linz und 20,000 von Krakau heranzuziehen, was seinen Streitkräften 50,000 Mann hinzugefügt und die Frage vielleicht zu seinen Gunsten entschieden haben würde. In der That, was wäre wohl daraus geworden, wenn die Franzosen mit 140 bis 150,000 Mann debouchirt und dabei auf eine Masse von 200,000 Mann gestoßen wären, von denen sie 80,000 in einer unbezwinglichen Position fanden, während ihnen beim Angriff auf diese Position 120,000 in die Flanke fielen? Es ist wahrscheinlich, daß Napoleon trotz all seinem Genie in dieser Ebene des Marchfeldes, drei bis vier Jahre früher das Endziel seiner wunderbaren Laufbahn gefunden haben würde.

Der Erzherzog, welcher ahnte, aber nicht deutlich sah, daß sich Alles zwischen Wagram und der Lobau-Insel entscheiden würde, hatte nichts von Dem ausgeführt, was wir eben erwähnt haben. Er hatte seine Truppen auf den Höhen von Neusiedel bis Wagram lagern und Baraken erbauen lassen, beschäftigte sie mit Manoeuvriren, um seine Recruten zu üben, verpflegte sie reichlich mit Brot und Fleisch, welches die Juden lieferten, ließ sie aber Mangel an Stroh, Fourage und Wasser leiden (die in der Nähe des Rußbaches stehenden Corps ausgenommen) und hatte sie demnach nicht einmal gegen Entbehrungen sicher gestellt, obwohl er sich in seinem eigenen Lande befand und von dem Patriotismus der ganzen Bevölkerung unterstützt wurde. Er hatte fast gar nichts gethan, um die Cavallerie zu remontiren, obgleich Oesterreich Pferde in Ueberfluß besaß, und er erhielt von dem ihm ergebenen Lande nicht Alles das, was Napoleon daraus zog, der von demselben als fremder Eroberer verabscheut wurde. Man konnte die sechs Corps, über welche er verfügte, wenn man die beiden Reserven der Grenadiere und Kürassiere dazu rechnete, auf ungefähr 140,000 Mann mit 400 Kanonen schätzen ([61]); außerdem zählte er auf 12,000 Mann des Erzherzogs Johann, was beinahe 150,000 Mann ergab, während er so ziemlich 200,000 Mann vereinigen konnte. Seine Truppen waren ihm sehr zugethan; sie schätzten seine Tapferkeit und seine Kriegswissenschaft, sie zogen ihn seinem Bruder vor, aber gleichwohl hatten sie kein hinlängliches Vertrauen auf sein Genie. Sie fürchteten fast ebenso sehr ihn Napoleon gegenüber zu finden, als er sich davor fürchtete.

Da die allmälige Anhäufung der französischen Truppen bei Ebersdorf noch bevorstehende Ereigniffe ankündigte, so gerieth der durch diese Anhäufung schon aufmerksam gemachte Erzherzog Karl in Unruhe, als er die durch die Division Legrand hervorgerufene Kanonade vernahm und setzte seine Truppen in Bewegung in der Ueberzeugung, daß der Uebergang auf dem nämlichen Punkte beginnen würde. Es hielt bereits eine Avantgarde unter General Nordmann Enzersdorf, die Ebene rechts von der Insel, die kleine Redoute des weißen Hauses und die beim Zusammenfluß der beiden Donauarme gelegenen

Gehölze besetzt. Während dieser am meisten bedrohte Punkt durch eine einfache Avantgarde bewacht war, besetzte General Klenau mit dem ganzen siebenten Corps die Werke zwischen Aspern und Eßlingen, vor welchen, wie man annahm, die französische Armee aufs Neue zum Kampfe erscheinen würde. Der Erzherzog Karl stieg von den Höhen von Wagram mit den Corps von Bellegarde, Hohenzollern und Rosenberg (dem 1., 2. u. 4.) in die Ebene des Marchfeldes herab, um Nordmann und Klenau zu unterstützen. Ebenso ließ er von dem Halbkreise der Höhen, welchen seine Rechte von Wagram bis zur Donau bildete, das Corps Kolowrath's, (das 3.) herabkommen, und befahl dem Fürsten von Reuß in Position bei Stammersdorf, Wien gegenüber, zu bleiben, um zu beobachten, ob die Franzosen nichts von dieser Seite her versuchen würden. Die doppelte Infanterie- und Cavalleriereserve blieb rückwärts in der Gegend von Gerasdorf. So blieb er am 1. und 2. Juli in Position; da er aber die Franzosen nicht erscheinen sah und der Meinung war, der Uebergang würde nicht sofort stattfinden, übrigens auch seine Armee in dieser Ebene in einer erstickenden Hitze nicht allen Entbehrungen aussetzen wollte, so führte er dieselbe auf die Höhen, wo sie bis jetzt gelagert war, zurück. Nur die Avantgarde unter Nordmann ließ er zwischen Enzersdorf und dem weißen Hause, sowie das Corps Klenau in den Werken von Eßlingen und Aspern stehen, während er eine ernstere Demonstration erwartete, um dann von Neuem in die Ebene hinabzusteigen und eine Schlacht zu liefern.

Am 3. Juli beschäftigte sich Napoleon nur damit, definitiv, aber insgeheim und vom Gehölz gedeckt, das Uebergangsmaterial in Bereitschaft zu setzen und die Truppen zu erwarten, die ohne Unterbrechung die großen Brücken überschritten und sich auf die Lobau begaben. Die stets wachsende Anhäufung von Truppen ließ sich stets von weitem erkennen und der davon benachrichtigte Erzherzog Karl befahl am 4. der Artillerie von Aspern, Eßlingen und Enzersdorf, auf die Insel Lobau zu schießen und dorthin Kugeln zu senden, wo keine unter einer solchen Anhäufung von Menschen verloren sein konnte. Man hatte in der That niemals auf einem Raume von einer Meile Breite und anderthalb Meile Umfang 150,000 Soldaten, 550 Geschütze und 40,000 Pferde zusammengedrängt gesehen. Zum Glück war aber die Insel zu tief, als daß die von Eßlingen und Aspern geworfenen Kugeln eine mörderische Wirkung hätten haben können. Dazu hätte man Stücke von schwerem Kaliber haben müssen, wie die, womit Napoleon vorsichtigerweise seine Batterien armirt hatte, während der Erzherzog in seinen Werken nur Feldstücke besaß. Indessen verloren doch die Truppen Masséna's, die dem Feind zunächst standen, einige Mann durch diese Kugeln.

Am 4. mit Tagesanbruch näherten sich unter dem Schutze der Gehölze Masséna, Davout und Oudinot dem rechten Ufer der Insel und stellten sich, Masséna Enzersdorf gegenüber (S. Karte No. 49), Davout ein wenig weiter hinab, dem weißen Hause gegenüber, und Oudinot unterhalb desselben, vor dem dichten Gehölz am Zusammenfluß auf. Der Obrist der Seeleute, Baste, ankerte in der Nähe des letztgenannten Ortes mit seinen bewaffneten Fahrzeugen und schickte sich an, die eingeschifften Truppen zu geleiten. Um 9 Uhr begann das Corps Oudinot seinen Uebergang. Die Brigade Conrour von der Division Tharreau lief, auf den großen bereits erwähnten Fähren eingeschifft und von der Flotille des Obristen Baste escortirt, aus den innern Golfen der Lobau-Insel aus und setzte sich gegen die Gehölze am Zusammenfluß in Bewegung. Die Nacht war finster und der Himmel, mit dichten Wolken bedeckt, verkündigte einen heftigen Sommersturm, was unserem Unternehmen nur günstig sein konnte. In wenig Minuten war der kleine Arm überschritten, obschon er in der Nähe des großen breiter wurde. Nachdem man am entgegengesetzten Ufer gelandet, hob man die feindlichen Schildwachen auf, die zur Avantgarde des Generals Nordmann gehörten und bemächtigte sich dann der Redoute des weißen Hauses; dies Alles war in einer Viertelstunde ausgeführt und kostete uns höchstens einige Mann. Das Fährseil wurde alsbald an einem schon vorher dazu ausersehenen Baume befestigt und die Fähren, die nun herüber und hinüber gingen, setzten schleunigst den Rest der Division Tharreau über. In demselben Augenblicke führte der Hauptmann Larue, fortwährend vom Obrist Baste unterstützt, das Geräth zu der Brücke an Ort und Stelle, welche bei der Mündung des kleinen Arms in den großen geschlagen werden sollte; er führte seine Arbeit so aus, daß sie in weniger als zwei Stunden beendigt war. Inzwischen tiraillirte die Division Tharreau auf dem entgegengesetzten Ufer und im Dunkeln gegen die österreichischen Avantgarden, die sie ohne große Mühe zurückwarfen, und die Divisionen Grandjean (ehemals Saint-Hilaire) und Frère (ehemals Claparède), welche das Corps Oudinot vervollständigten, ordneten sich in geschlossenen Colonnen und warteten, bis die Brücke geschlagen war, um ebenfalls hinüberzugehen und sich an die Division Tharreau anzuschließen.

Marschall Masséna hatte Befehl erhalten, seinen Uebergang erst dann zu beginnen, wenn General Oudinot mit dem seinigen sehr vorgeschritten sein und auf dem feindlichen Ufer Fuß gefaßt haben würde. Um 11 Uhr setzte er sich mit den drei Divisionen Boudet, Carra Saint-Cyr und Molitor in Bewegung, während die Division Legrand den Fluß zwischen Eßlingen und Aspern bereits überschritten hatte. Funfzehnhundert Voltigeurs, die auf fünf großen Fähren eingeschifft, vom Obristen Baste escortirt und von dem tapfern Adjutanten Sainte-Croix angeführt wurden, debouchirten aus dem innern Canal der Insel Alexander und überschritten unter dem Feuer der österreichischen Vorposten, welche das Schießen Oudinot's herbeigezogen hatte, den kleinen Arm. Sie trotzten diesem Feuer und erreichten bald das entgegengesetzte Ufer. Da hier mit den Fähren nur schwer angelegt werden konnte, so stürzten sich die Soldaten bis an den Gürtel ins Wasser, die Einen,

um Mann gegen Mann mit den feindlichen Tirailleurs zu kämpfen, die Andern, um die Fähren ans Land zu ziehen. Nachdem das Fährseil an einen Baum gebunden worden war, begann man die allmäligen Ueberfahrten und führte den Voltigeurs Unterstützung zu, die sich mit der Avantgarde Nordmann's schlugen. Inzwischen lief die Brücke aus einem Stück, von dem Commandanten Dessales dirigirt, aus dem Canal der Insel Alexander, bog sich, um den Krümmungen dieses Canals zu folgen, richtete sich wieder gerade, nachdem sie durch dieselben hindurchgelangt, ward hierauf der Strömung überlassen und hielt dann, ungefähr funfzig Klaftern stromabwärts, an, um dem andern Brückenmaterial den Weg frei zu lassen. Einige unerschrockene Pontonniers, welche unter dem feindlichen Musketenfeuer in einem kleinen Kahne vorwärts gingen, warfen einen Anker, an welchem sie die Brücke heranzogen, um sie gerade zu richten und der Quere zu legen. Während man sie auf unserer Seite stark befestigte, drangen die Truppen von der Division Boudet auf derselben vor und befestigten sie am andern Ufer. Funfzehn bis zwanzig Minuten reichten zur Beendigung dieser schönen Operation aus. Sofort zog der Rest der Truppen Masséna's hinüber, um vom linken Ufer Besitz zu nehmen, bevor die Oesterreicher Zeit hätten, der Deployirung der französischen Armee Truppenmassen entgegenzuwerfen.

Die Pontonbrücke und die aus Flossen zusammengesetzte Brücke liefen nach einander, jedoch in einzelnen Stücken, aus dem Canale der Insel Alexander und wurden oberhalb der Brücke aus einem Stück, hundert Klaftern von einander befestigt. Die Pontonbrücke war für die Infanterie des Marschalls Davout, die Floßbrücke für die Artillerie und Cavallerie der Marschälle Davout und Masséna bestimmt. Erstere sollte in weniger als dritthalb Stunden, die zweite in vier bis fünf Stunden vollendet werden. Die Pontonniers arbeiteten unter unausgesetztem Feuer, ohne sich stören oder zurückschrecken zu lassen.

Als Napoleon's Plan demaskirt war, befahl er der Redoutenartillerie, ihr Feuer zu beginnen und zunächst das Städtchen Enzersdorf niederzuschießen, damit es dem Feinde nicht als Stützpunkt dienen könnte, und dann die Ebene mit soviel Kartätschen zu überschütten, daß die Truppen Nordmann's sich daselbst unmöglich zu halten vermöchten. Denselben Befehl ertheilte er nicht nur den zur Rechten der Insel aufgestellten Batterien, sondern auch denen, die zur Linken in der Gegend des alten Uebergangspunktes aufgestellt waren, um die Oesterreicher durch die Gleichzeitigkeit dieser Angriffe in Bestürzung zu versetzen. Auf einmal erfüllten 109 Geschütze des schwersten Kalibers die Luft mit ihren Donnern. Obrist Baste, welcher mit seinen armirten Fahrzeugen die Donau bald oberhalb bald unterhalb der Lobau-Insel durchzog, kanonirte überall hin, wo man Feuer wahrnahm und dies so lebhaft, daß auch der ruhigste und entschlossenste Feind den Kopf verlieren mußte. Bald gesellte der Himmel selbst seine Donner zu denen Napoleon's und das Ungewitter, das die Atmosphäre belastete, entlud sich in Strömen von Hagel und Regen über beiden Armeen. Der Blitz durchzuckte die Lüfte und wenn er zu leuchten aufgehört, so durchschnitten sie Bomben und Granaten, die sich auf die unglückliche Stadt Enzersdorf stürzten. Niemals hat der Krieg in seiner äußersten Wuth ein so furchtbares Schauspiel dargeboten. Napoleon eilte zu Pferde von einem Ende des Ufers zum andern, wo dieses wunderbare Unternehmen ausgeführt wurde und leitete Alles mit jener Ruhe und Sicherheit, welche langüberdachte Entwürfe begleiten. Seine Offiziere waren so vorbereitet, wie er selbst und empfanden in dieser Nacht weder Unruhe noch Verlegenheit. Alles ging trotz Hagel und Regen, Flinten- und Kanonenkugeln, trotz dem Rollen des Donners und der Kanonade mit der vollkommensten Regelmäßigkeit von Statten. Wien erwachte von diesem unheimlichen Getöse und fühlte endlich, daß sein Loos sich entscheide und daß der so lange Zeit drohende Gedanke Napoleon's seiner Erfüllung nahe kam.

Um 2 Uhr nach Mitternacht besaß die Armee bereits drei Brücken, die am Zusammenfluß, die aus einem einzigen Stück an der Alexander-Insel und die Pontonbrücke vor dieser Insel. Oudinot passirte auf der ersten und Masséna auf der zweiten, deren Gebrauch er jedoch alsbald dem Marschall Davout überließ. Die Truppen defilirten in Schnelligkeit und in geschlossenen Colonnen. Bald nahm General Oudinot auf der Rechten die Gehölze am Zusammenfluß, warf einige Posten Nordmann's zurück, überschritt einen kleinen Arm, Steigbügel genannt, auf einer Bockbrücke und führte seine Linke nach dem weißen Hause, seine Rechte nach dem Dörfchen Mühlleiten. In diesen verschiedenen Gefechten nahm er drei Kanonen und einige hundert Mann gefangen. Ein wenig rechts von ihm befand sich das befestigte Schloß Sächsengang, in welches sich ein österreichisches Bataillon geworfen hatte. Er ließ es cerniren und mit Granaten überschütten. Inzwischen war Masséna mit seiner ganzen Infanterie über den Fluß geschritten; da er jedoch seine Kanonen noch nicht bei sich hatte, so war er wieder nach dem Ufer zurückgegangen, um durch die Artillerie der Redoute gedeckt zu sein. Vor dieser weittragenden Schußwaffe war die Ebene menschenleer geworden; die Truppen Nordmann's zogen sich nach und nach zurück. Hierauf ging das Corps des Marschalls Davout über die Brücke, die früher den Truppen Masséna's gedient hatte. Eine furchtbare Kanonade donnerte fortwährend gegen Enzersdorf, dessen Häuser unter den Flammen zusammenstürzten.

Als der Tag gegen 4 Uhr Morgens die Ufer des Flusses zu erleuchten begann, bot sich den überraschten Augen beider Armeen das imposanteste Schauspiel dar. Das Ungewitter hatte sich zerstreut. In der strahlend aufsteigenden Sonne blitzten tausende von Bajonneten und Helmen. Auf der Rechten drang Oudinot in der Ebene vor, während seine Arrieregarde das Schloß Sächsengang heftig beschoß. (S. die Karten No. 48 u. 49.) Zur Linken stützte sich Masséna auf das Städchen Enzersdorf, welches noch

brannte, ohne das Feuer erwidern zu können, mit dem es überschüttet wurde, denn ihre Artillerie war in einigen Augenblicken zum Schweigen gebracht worden. Zwischen diesen beiden Corps füllte das vollständig übergesetzte Corps Davout den Zwischenraum aus. Ein Theil Artillerie und Cavallerie war auf der Pontonbrücke übergegangen; der Rest drängte sich auf der Floßbrücke. Die Kaisergarde folgte, um nun auch auf das andere Ufer zu gelangen. Hier standen jetzt schon 70,000 Mann in Schlachtordnung und sie allein waren im Stande, den Streitkräften des Erzherzogs Karl die Spitze zu bieten. Bernadotte schickte sich an, mit den Sachsen nach der Kaisergarde überzugehen. Die Armeen von Italien und Dalmatien und die bairische Division, welche während der Nacht auf der Lobau angekommen waren, rückten ihrerseits vorwärts. Alles ging mit bewunderungswürdigem und unwiderstehlichem Ensemble von Statten. Die Soldaten, denen man verboten hatte, während der Nacht Wachtfeuer anzuzünden, um den feindlichen Kugeln kein Ziel darzubieten, und die ganz vom Regen durchnäßt waren, erwärmten sich in den ersten Strahlen der Julisonne. Einige traten aus dem Gliede, um Verwandte und Freunde zu umarmen, welche sie seit Jahren nicht gesehen, denn Corps, die zum Theil tief aus Dalmatien, zum Theil von den Grenzen Polens und Spaniens gekommen waren, begegneten sich auf diesem neuen Schlachtfelde wieder, nachdem sie sich zu Austerlitz getrennt hatten, um sich nach den entgegengesetzten Endpunkten des Continents zu begeben. Baiern, Badener, Sachsen, Polen, Portugiesen und Italiener fanden sich, untermischt mit Franzosen, auf diesem Sammelplatz der Nationen und waren bereit, sich für eine Politik zu schlagen, die ihnen fremd war. Ueberall gab sich die Freude unserer Soldaten kund, obschon eine große Anzahl von ihnen nicht mehr den Abend erleben sollte. Die Sonne, das Vertrauen auf den Sieg, die Liebe zum glücklichen Erfolg, die Hoffnung auf glänzende Belohnungen feuerte sie an. Namentlich waren sie darüber entzückt, die Donau überwunden zu sehen, und sie bewunderten die Hülfsmittel des Genies, welches sie so schnell und in so imposanter Masse von einem Ufer dieses großen Stromes zum andern gebracht hatte. Als sie Napoleon gewahrten, der zu Pferde auf der Fronte der Linien hinsprengte, steckten sie ihre Tschackos auf die Spitze ihrer Bajonnete und begrüßten ihn mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! (62)

Dem Befehle Napoleon's gemäß sollte man sich zur Linken der Stadt Enzersdorf, zur Rechten des Schlosses Sächsengang bemächtigten, damit man keine Feinde im Rücken ließ, während man sich in der Ebene deployirte. Einige Feldschanzen von sehr schwacher Arbeit deckten die Thore der erstgenannten, halb in Asche liegenden Stadt. Ein österreichisches Bataillon vertheidigte dieselbe, allein es hatte beinahe seine Munition erschöpft und sollte eben durch ein anderes ersetzt werden, als Masséna den Angriff befahl. Seine beiden Adjutanten Sainte-Croix und Pelet stürmten mit dem 46. Regiment auf das eine der Thore von Enzersdorf los, während Lasalle die Stadt mit seiner leichten Cavallerie einschloß und die Herbeiführung von Unterstützung verhinderte. Mit dem Bajonnet nahm die Infanterie die an den Thoren aufgeführten Werke, zog in die brennenden Straßen ein und nahm von dem feindlichen Bataillon Alles gefangen, was nicht getödtet wurde. Wer zu entkommen suchte, wurde von der Cavallerie des Generals Lasalle niedergesäbelt.

General Oudinot ließ dagegen das Schloß Sächsengang, nachdem er es beschossen, zur Uebergabe auffordern. Der Commandant dieses Schlosses, der sich in der Mitte von 50,000 Mann für verloren hielt, ergab sich ohne Widerstand. Nunmehr hatte die Armee auf ihren Flügeln nichts mehr, was sie beunruhigen oder belästigen durfte. Sie konnte sich in der Ebene, dem Erzherzog Karl gegenüber, deployiren und ihm am Fuße der Höhen von Wagram die Schlacht anbieten. In diesem Augenblicke sah der Prinz alle seine Erwartungen grausam getäuscht. In der Meinung, daß die Franzosen wie das erste Mal auf der Linken der Insel übergehen würden, hatte er auf der Rechten nur den General Nordmann, ohne die Stütze irgend eines Werkes aufgestellt, während er das ganze Corps Klenau hinter den Verschanzungen von Aspern und Eßlingen postirt hatte, vor denen wir nicht debouchirten. Nach einem solchen Mißgriff blieb seinen Avantgarden kein anderer Ausweg, als sich zurückzuziehen, denn wenn sie bleiben wollten, so konnte Klenau in den Redouten von Eßlingen und Aspern im Rücken gefaßt werden. Ueberdies glaubte der Erzherzog Generalissimus, der die Lage noch nicht für so ernstlich hielt, als sie es in der Wirklichkeit war, daß der Uebergang nur theilweise bewerkstelligt sei, daß die französische Armee wenigstens vierundzwanzig Stunden brauchen würde, um den Fluß zu überschreiten und sich zu deployiren und daß er Zeit haben würde, sie anzugreifen, bevor sie im Stande wäre, sich zu vertheidigen. Er stand auf einer Anhöhe, neben seinem Bruder, dem Kaiser, welcher von ihm Auskunft über die Ereignisse verlangte, und erzählte diesem, daß die Franzosen wirklich den Donauübergang forcirt hätten, daß er sie jedoch nur herüberkommen ließ, um sie in den Fluß zu stürzen. — Gut, antwortete der Kaiser mit Feinheit, laßt aber nur keine zu große Anzahl herüber. (Dieses merkwürdige Wort ist unter den Militairs aus jener Zeit traditionell geblieben.) — Der Erzherzog Karl hatte jetzt keine Wahl mehr, er ließ Klenau befehlen, sich keiner Gefahr auszusetzen und sich mit Ordnung auf das Groß der Armee zurückzuziehen.

Als Napoleon drei Viertel seiner Armee jenseits des Flusses hatte, so war er nur noch darauf bedacht, Terrain zu gewinnen, um sich in Schlachtordnung aufstellen zu können. Da er stets mit äußerster Vorsicht marschirte, so ordnete er noch einige Vorkehrungen an, bevor er weiter vorrückte. Er hatte zwar Brücken genug, um seine Truppen von einem Ufer zum andern zu schaffen, dennoch wünschte er aber sein Kriegsmaterial noch schneller und haupt-

sächlich für den Fall eines Unglücks zahlreiche Rückzugsmittel zu haben. Deshalb ließ er noch drei Brücken schlagen, die also, mit den vier in der Nacht hergestellten, die Gesammtzahl auf sieben brachten. Alle Materialien waren zur Hand und so konnte sein Befehl in wenig Stunden ausgeführt werden. Außerdem gebot er, eine gleiche Anzahl von Brückenköpfen, theils mit Faschinen, theils mit Erdsäcken, die man im Voraus in Bereitschaft gesetzt hatte, zu errichten, damit die Armee nicht etwa, während sie sich entfernte, durch einen plötzlichen Angriff in ihrem Rücken ihrer Communicationsmittel beraubt würde. Endlich vertraute er einem bereits wohlbekannten, vortrefflichen und im Vertheidigungskriege sehr geschickten Offizier, dem General Regnier, die Bewachung der Insel Lobau an. Er ließ ihm sieben Bataillone, von denen zwei die großen Brücken des kleinen Arms bewachen, drei aber im Centrum der Lobau-Insel eine Reserve bilden sollten. Befehl war ertheilt, Niemand, Verwundete ausgenommen, von der andern Seite des Flusse passiren zu lassen.

Nachdem Napoleon diese Vorkehrungen getroffen, begann er sich in der Ebene zu deployiren, mit der Linken unbeweglich bei Enzersdorf und der Donau, mit der Rechten im Marsch begriffen, um sich den Höhen von Wagram zu nähern, sodaß die Armee demnach eine Schwenkung ausführte. Er hatte zwei Linien formirt; in erster Linie sah man Masséna zur Linken, Oudinot im Centrum, Davout zur Rechten; in zweiter erblickte man Bernadotte zur Linken, Marmont und Wrede im Centrum, die Armee von Italien zur Rechten. Die Garde und die Küraſſiere bildeten rückwärts eine vortreffliche Reserve. Die Artillerie rückte, mit einigen Cavallerie-Detaschements untermischt, auf der Fronte der Corps vor. Die Masse der Cavallerie, der Husaren, Jäger und Dragoner war auf den Flügeln ausgebreitet. Napoleon befand sich im Centrum, ruhig, aber natürlich ein wenig von seiner Macht berauscht, und auf einen sichern und entscheidenden Sieg rechnend.

Man fuhr fort, Terrain zu gewinnen, während man stets die Linke als Hauptangelpunkt betrachtete, denn die in erster Linie befindlichen Corps entfernten sich von einander, um allmälig den in zweiter Linie befindlichen Platz zu nehmen, und die ganze Armee deployirte sich auf diese Weise fächerartig vor dem Feinde, der sich nach den Höhen von Wagram zurückzog. Unsere Artillerie feuerte während des Marsches; unsere Cavallerie chargirte gegen die österreichische, sowie sie an dieselbe herankommen konnte, oder hob die Nachhut der Infanterie auf, wenn dieselbe in ihrem Bereiche zurückblieb. Da das Corps Davout auf seinem Wege das Dorf Rutzendorf fand, gegen welches man sich nicht der Cavallerie bedienen konnte, so ließ Davout dasselbe durch Infanterie angreifen und nehmen. (S. Karte No. 48 und 49.) Man machte daselbst einige hundert Mann zu Gefangenen. Die französische Division Dupas, die mit den Sachsen unter Bernadotte marschirte, nahm ebenfalls das Dorf Raschdorf. Auf diesem Punkte versuchte die österreichische Cavallerie ihre Infanterie zu unterstützen, wurde aber kräftig durch die sächsischen Küraſſiere zurückgeworfen, die sich unter dem Adjutanten Gerard (später Marschall) tapfer benahmen. Masséna, der langsam an den Donauufern hinaufging, traf auf seinem Marsche auf Eßlingen, dann auf Aspern, griff dieselben von der Rückseite an und zog ohne Widerstand ein. Das sechste Corps unter Klenau retirirte über Leopoldsau auf Stammersdorf und Gerasdorf. Sonach hatte die Verwegenheit unseres Debouchirens auf der Rechten alle Vertheidigungsmittel des Feindes auf der Linken zum Fall gebracht und es blieb ihm weiter nichts übrig, als uns die Ebene des Marchfeldes streitig zu machen und uns am nächsten Tage eine blutige Schlacht zu liefern. Am 5. Juli um 6 Uhr Abends berührten wir die Linie der Höhen von Wagram in ihrer ganzen Ausdehnung, nachdem wir bei Ausführung dieser prachtvollen Operation höchstens einige hundert Mann verloren, aber fast zweitausend Oesterreicher kampfunfähig gemacht und zu Sächsengang, zu Enzersdorf, zu Raschdorf und zu Rutzendorf ungefähr 3000 Mann gefangen genommen hatten. (Die Bulletins geben die Zahl der letztern bei weitem höher an, übertreiben aber offenbar und mit Berechnung.)

Die französische Armee, die sich während des Marsches deployirt hatte, bildete nur noch eine einzige, ungefähr drei Meilen lange Linie, parallel mit jener der Oesterreicher, die von Neusiedel nach Wagram fast gerade, aber im Centrum gegen Aderklaa krumm war und sich halbkreisförmig über Gerasdorf und Stammersdorf bis zum Ufer der Donau fortsetzte. (S. Karte No. 49.) Von Neusiedel, einem von einem viereckigen Thurme beherrschten Dorfe, bis Wagram dehnten sich sanft abhängend die Höhen aus, auf welchen der linke Flügel der österreichischen Armee, etwa 75,000 Mann stark und gestützt von einem schlammigen Bache, dem Rußbache, lagerte. Hier hätte man, wie wir bereits erwähnt, mit Hülfe der Kunst uneinnehmbare Verschanzungen aufführen können; aber glücklicherweise sah man hier nur Feldbaraken. Zu Neusiedel, d. h. auf der äußersten Linken der Oesterreicher, befand sich der Fürst von Rosenberg mit Nordmann's Vorhut und einer zahlreichen Cavallerie; weniger links, nach Baumersdorf zu, war das Corps Hohenzollern aufgestellt und dem Centrum näher, bei Wagram stand das Corps Bellegarde mit dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl. Hier, in der Nähe dieses Punktes begann sich die Schlachtlinie zu krümmen, um an die Donau zu stoßen, und auf eben diesem Punkte hörte auch der nützliche Schutz des Rußbaches auf. In ihrem Centrum hatten die Oesterreicher ihre Grenadier- und Küraſſier-Reserve, die sich im Halbkreis von Wagram nach Gerasdorf ausdehnte. Zu ihrer Rechten hatten sie das dritte Corps unter General Kolowrath, das sechste unter General Klenau, das sich eben von Aspern und Eßlingen zurückgezogen, und endlich das fünfte unter dem Fürsten Reuß zwischen Gerasdorf, Stammersdorf und der Donau.

Die französische Linie folgte genau den Contouren der feindlichen Linie. Vor dem linken Flügel

der Oesterreicher hatten wir unsern rechten Flügel, nämlich Davout, der im Dorfe Glinzendorf postirt, dem Corps Rosenberg gegenüber, und Oudinot, der, im Dorfe Großhofen postirt, dem Corps Hohenzollern gegenüber stand. Im Centrum befand sich die Armee von Italien, gegenüber dem Corps Bellegarde. Wandte man sich zur Linken, so sah man, Wagram gegenüber, im Dorfe Aderklaa Bernadotte mit den Sachsen, welcher der doppelten Reserve der Grenadiere und Kürassiere die Spitze bieten sollte; ganz zur Linken endlich, von Süßenbrunn bis Kagaran, standen die vier Divisionen Masséna's, welche die Bestimmung hatten, die Corps von Kolowrath, Klenau und Reuß in Respect zu halten. Im Centrum, im Rücken der Armee von Italien und der Sachsen, hatte Napoleon das Corps von Marmont, die Kaisergarde, die Baiern und die Kürassiere in Reserve behalten. Auf dieser weiten Schlachtlinie also, die, wie erwähnt, von Neusiedel bis Wagram gerade, von Wagram bis Stammersdorf gekrümmt war, hatten die Oesterreicher ihre stärkste Streitmacht auf ihren Flügeln und die geringste im Centrum, da die Grenadier- und Küraſſier-Reserve nur das Bindeglied zwischen den beiden Hauptmassen bildete. Wir besaßen dagegen eine genügende Stärke auf unserm rechten Flügel von Glinzendorf bis Großhofen, wo sich Davout und Oudinot befanden, eine sehr mäßige auf unserem linken Flügel von Süßenbrunn bis Kagaran, wo Masséna allein war, aber eine ansehnliche im Centrum zwischen Großhofen und Aderklaa, weil an dieser Stelle, außer der Armee von Italien und den Sachsen, die Armee von Dalmatien, die Kaisergarde, die Baiern und die ganze schwere Cavallerie standen. Diese Aufstellung war sicherlich die beste, denn sie gestattete, am schnellsten die verschiedenen Wechselfälle der Schlacht zu berücksichtigen, indem man sich schleunigst je nach Bedürfniß zur Rechten oder zur Linken warf, ließ aber auch gleichzeitig zu, die österreichische Armee auf ihrer schwachen Stelle, nämlich in der Mitte der Linie zu treffen. Wirklich hatte sich der Erzherzog Karl hier, wie in der Schlacht bei Eßlingen, während er die französische Armee einschließen wollte, um sie am Debouchiren zu verhindern, im Centrum geschwächt und stellte sich auf diesem Punkte dem gewaltigen Degen seines Gegners bloß.

Diese Sachlage, welche einem so geübten Auge, wie dem Napoleon's, nicht entgehen konnte, flößte ihm das Verlangen ein, das Ziel noch am nämlichen Abend durch einen entscheidenden Akt zu erreichen, der der Nothwendigkeit überhoben hätte, am nächsten Morgen Ströme von Blut zu vergießen. Alle Berichte zeigten an, daß der Feind nirgends Stand hielt und sich mit einer befremdenden Leichtigkeit zurückzog. In der That hatte der Erzherzog Karl, durch das plötzliche Erscheinen der französischen Armee überrascht, keine Angriffsdispositionen gemacht, die Schlacht auf den nächsten Tag verschoben und seinen Avantgarden nur die Instruction gegeben, sich zurückzuziehen. Auf Grund des zu leicht aufgenommenen Rapports einiger Offiziere hoffte daher Napoleon, daß man, wenn man mit Ausgang des Tages einen ungestümen Angriff auf das Plateau von Wagram unternähme, das Centrum des Feindes sprengen könnte und daß die getrennte österreichische Armee sich von selbst zurückziehen würde, wodurch sich das Ende des Feldzugs auf die thatsächliche Verfolgung und Vernichtung der beiden Theile dieser Armee beschränken müßte. Hier machte sich der Nachtheil fühlbar, mit ungeheuern Menschenmassen und auf weitausgedehnten Räumen zu agiren. Da der Oberfeldherr nicht mehr im Stande war, Alles zu sehen und Alles selbst zu dirigiren, so mußte er sich auf Unterbefehlshaber verlassen, welche nur oberflächlich beobachteten und oft sogar, wie wir sehen werden, ohne Uebereinstimmung verfuhren.

Napoleon befahl also mit einer Unvorsichtigkeit, welche der in diesen Tagen entfalteten bewundernswerthen Umsicht durchaus nicht entsprach, das Plateau von Wagram zu nehmen, gegen welches Oudinot, indem er Baumersdorf angriff, die Armee von Italien, indem sie zwischen Baumersdorf und Wagram den Rußbach passirte, und Bernadotte, indem er sich über Aderklaa auf Wagram selbst warf, agiren konnten. Dem erhaltenen Befehle gemäß rückten in der That Bernadotte mit den Sachsen und der Division Dupas, Macdonald und Grenier mit zwei Divisionen von der Armee von Italien und Oudinot mit seinem ganzen Corps mit Einbruch der Nacht gegen die Position der Oesterreicher vor. (S. Karte No. 48 und 49.) Oudinot marschirte auf Baumersdorf, beschoß es, steckte es mit Granaten in Brand und bemühte sich, es den Avantgarden Hohenzollerns zu entreißen, die in dem Rußbach ein gewaltiges Widerstandsmittel besaßen. Auf der entgegengesetzten Seite stürzte sich Bernadotte mit den Sachsen auf Wagram, welches ein Detaschement Bellegarde's vertheidigte, und bemächtigte sich desselben beinahe, aber doch nicht vollständig genug, um darüber hinausrücken zu können. Während Oudinot und Bernadotte auf diese Weise an den beiden äußersten Punkten dieses Angriffs kämpften, um sich der beiden Stützpunkte des Feindes zu bemächtigen, waren in der Mitte Dupas und Macdonald bis zum Rußbach vorgerückt, um ihn zu überschreiten. Dieser wenig breite, aber tiefe Bach bot ein ziemlich großes Hinderniß dar, welches besiegt werden mußte. Mit dem 5. leichten und dem 19. Linien-Regiment warf sich Dupas unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! in den Bach. Einige Soldaten, die in ihrem Eifer an die tiefste Stelle des Wassers gerathen waren, ertranken. Die Anderen besiegten das Hinderniß, sammelten sich, nachdem sie es überwunden, und erklimmten unter einem Regen von Flintenkugeln und Kartätschen die Abhänge des Plateaus. Bei diesem plötzlichen Angriff formirten sich die österreichischen Corps rückwärts von den Feldbaraken in Carré. Tirailleurs, die sich hinter diesem Schutzmittel verbargen, gebrauchten es, um ein sehr lebhaftes Feuer zu unterhalten. Die beiden tapfern Regimenter des Generals Dupas vertrieben die tapfern Tirailleurs, von denen sie ungefähr 300 gefangen nahmen, überschritten die Barakenlinie und stürzten sich auf die Carrés. Das 5.

leichte Regiment, welches sich an der Spitze befand, durchbrach eins dieser Carrés, entriß ihm seine Fahne und nahm es gefangen. Das 19. unterstützte diese kräftige Action. Zwei Dupas zugetheilte sächsische Bataillone, die Grenadiere von Rudloff und Metzsch, standen ihm ebenfalls bei. Schon war die österreichische Linie nahe daran, durchbrochen zu werden, als man im Rücken ein Feuer erhielt, welches außerordentliche Bestürzung und viel Unruhe erregte. Die beiden Colonnen der Armee von Italien, eine von Macdonald, die andere von Grenier commandirt, erstiegen, nachdem sie über den Rußbach gegangen, Gewehr im Arm das Plateau und wollten sich eben an Dupas anschließen, als sie die Sachsen bemerkten, diese für Feinde hielten und Feuer auf sie gaben. Dieser unerwartete Angriff in ihrem Rücken brachte die Sachsen zum Wanken. Sie zogen sich unter ortwährendem Feuern auf Macdonald's und Grenier's Truppen zurück. Diese glaubten sich in der Front angegriffen, erlitten gleichzeitig von Baumersdorf her, welches das Corps Hohenzollern noch immer besetzt hielt, einen Flankenangriff und empfanden eine Unruhe, welche die Nacht bald in einen panischen Schrecken umwandelte. Sie stürzten sich nach dem Fuße des Plateaus, die erschrockenen Sachsen immer hinterdrein, und begaben sich in unglaublicher Unordnung in die Flucht. Dupas, der mit seinen beiden französischen Regimentern allein an der Spitze geblieben war und von allen Seiten durch das Corps Bellegarde's angegriffen wurde, das der Erzherzog Karl selbst wieder gesammelt hatte, war endlich genöthigt, das Terrain aufzugeben und unter wiederholten Cavallerie- und Infanterie-Angriffen zu räumen. Oudinot stellte den Angriff auf Baumersdorf ein; Bernadotte verließ Wagram, das er beinahe eingenommen hatte, und näherte sich wieder an Aderklaa.

Dieses Scharmützel kostete der Division Dupas gegen tausend Mann, nebenbei die Zerstreuung ihrer beiden sächsischen Bataillone, die sich zu bereitwillig den Oesterreichern ergeben hatten, und der Armee von Italien einige tausend Versprengte. Zum Glück führte die nach allen Seiten hin versendete Cavallerie die vereinzelten Soldaten bald wieder zu ihren Corps zurück. Unsere zwar immer so brave Armee war gleichwohl minder erfahren, als die von Austerlitz und Friedland, und zu zahlreich, mit zu viel Elementen vermischt, um fest, standhaft und gewandt wie ehemals zu sein. Uebrigens hatte diese Schlappe wenig Bedeutung zwischen dem eben ausgeführten wunderbaren Uebergange und dem glänzenden Siege, den man sich mit Grund für den nächsten Tag versprechen durfte.

Napoleon befahl seinen sämmtlichen Corps, in den am Schlusse des Tages eingenommenen Positionen zu bivouakiren, da sein Centrum fortwährend sehr stark und im Stande war, demjenigen seiner Flügel Unterstützung zu bringen, welcher derselben bedurfte. Es gab kein Holz in der Ebene und man konnte kein Feuer machen; dies war ein peinlicher Mangel, denn obgleich man sich noch im Juli befand, so war die Nacht doch kalt. Jeder legte sich in seinen Mantel eingehüllt nieder. Die Soldaten beköstigten sich mit Zwieback und Branntwein. Napoleon hatte nur das Feuer von einigen Schütten Stroh, an dem er sich bei seinem Bivouak erwärmte. Mehrere Stunden brachte er in Besprechung mit seinen Marschällen zu, um ihnen seine Pläne klar auseinander zu setzen. Vor Tagesanbruch entließ er sie, mit Ausnahme von Davout, den er bis Sonnenaufgang bei sich behielt. Es war dies die dritte Nacht, die er aufrecht oder zu Pferde zubrachte.

Unterdessen hatte der Erzherzog Karl endlich ernstliche Dispositionen zur Schlacht getroffen, denn am nächsten Tage mußte man entweder die französische Armee in die Donau stürzen oder seinen Degen dem Sieger von Marengo und Austerlitz übergeben. Der österreichische Generalissimus hatte stets die durch das lange Studium dieses Schlachtfeldes eingegrabene Idee festgehalten, der Offensivbewegung der Franzosen seinen auf den Höhen von Neusiedel bis Wagram gelagerten linken Flügel entgegenzustellen, dann, wenn die Franzosen mit dieser Art von verschanztem Lager beschäftigt sein würden, seinerseits mit seinem vorgeschobenen rechten Flügel gegen sie die Offensive zu ergreifen, sich so auf ihre Flanke zu werfen und wenn er sie einmal auf die Defensive reducirt haben würde, seinen linken Flügel ebenfalls von den Höhen herabzuziehen und sie mit allen seinen vereinigten Streitkräften in den Fluß zu treiben. Außerdem hoffte er noch, daß, während seine Linke die Ufer des Rußbaches vertheidigte und seine Rechte die Franzosen in der Flanke angriffe, der Erzherzog Johann von Preßburg heranrücken und die Feinde im Rücken fassen würde; gegen eine solche Vereinigung von Anstrengungen würden sie sich nicht leicht behaupten können. Alles dies wäre möglich, ja sogar wahrscheinlich gewesen, wenn der Erzherzog wie Napoleon manoeuvrirt und 30 bis 40,000 Mann mehr auf das Schlachtfeld geführt hätte, wenn er ferner seinen Bruder, den Erzherzog Johann, zur gehörigen Zeit benachrichtigt, und wenn er endlich den Umstand, daß das Schlachtfeld im Voraus bekannt war, benutzt und zwischen Neusiedel und Wagram Werke hergestellt hätte, welche dieses verschanzte Lager uneinnehmbar gemacht hätten. Alsdann würde ein Flankenangriff auf die durch einen vergeblichen Versuch bereits erschöpften Franzosen unfehlbare Resultate herbeigeführt haben. Aber der Erzherzog Karl hatte, wie wir gesehen, von alledem nichts gethan; er hatte sich vielmehr darauf beschränkt, auf dem Terrain, das man vertheidigen mußte, Baraken für seine Truppen zu errichten und an seinen Bruder, den Erzherzog Johann, hatte er den Befehl, zu ihm zu stoßen, erst am Abend des vorhergehenden Tages, nämlich am 4., ergehen lassen. Das Hinderniß, welches diese Baraken in dem Scharmützel der Nacht dargeboten und welches sie auch am nächsten Tage abgaben, genügte, um darzuthun, was eigentlich hätte geschehen können, wenn zu der Gestaltung der Oertlichkeiten noch ansehnliche Werke hinzugefügt worden wären.

Dem sei, wie ihm wolle, der Erzherzog Karl dictirte in einem der halbverbrannten Häuser des von Bernadotte geräumten Dorfes Wagram seine Befehle. Er befahl seiner Linken, sich nicht eher in einen Kampf einzulassen, als bis sein noch in der Nacht in Marsch gesetzter rechter Flügel die Franzosen erreicht und sie durch den Flankenangriff, der ihm übertragen war, zu erschüttern begonnen hätte. Dieser aus dem Corps Klenau und Kolowrath zusammengezogene Flügel sollte sich auf der Stelle, d. h. zwischen ein und zwei Uhr Morgens auf den Marsch begeben, sich auf unsere Linke stürzen, die nur aus dem Corps Masséna's bestand, sie von Kagaran nach Aspern und von Süßenbrunn nach Breitenlee zurückwerfen. Unmittelbar nachher sollten die Grenadier- und Küraſſier-Reserven, welche zwischen Gerasdorf und Wagram die Verbindung zwischen der Rechten und dem Centrum bildeten, auf Aderklaa vorrücken und sich daselbst mit einem Theil des Corps von Bellegarde vereinigen, der deshalb vom Plateau von Wagram hinabgegangen war. Wenn diese Bewegung einmal ausgeführt war, so hatte die aus dem Corps Hohenzollern und Rosenberg bestehende Linke Befehl, ihrerseits auf Baumersdorf und Neusiedel hinabzugehen, den Rußbach zu überschreiten, die Dörfer Großhofen und Glinzendorf, welche Marschall Davout besetzt hielt, zu nehmen und auf diese Weise dieses doppelte Flanken- und Front-Manoeuvre zu vervollständigen, das nach der Meinung des Generalissimus das Hinabstürzen der Franzosen in die Donau herbeiführen mußte.

Was diesen Plan betrifft, so weiß man nicht, warum das Corps des Fürsten Reuß, welches gegen die Donau selbst, und diesem Strome näher stand, als das Corps Klenau und das außerdem bei Stammersdorf den rechten Flügel der Oesterreicher abschloß, keinen Befehl erhielt, sich bei den Operationen dieses Flügels zu betheiligen und so den Angriff, mit dessen Ausführung es beauftragt war, unwiderstehlicher zu machen. Das Bedürfniß, den Ausgangspunkt von Wien zu beobachten, war nicht bedeutend genug, um deshalb ein ganzes Corps außer Thätigkeit zu setzen, denn durch den Uebergang der Franzosen mitten durch die Lobau-Insel war es offenbar, daß sie an keinen andern Uebergangspunkt dachten. Endlich hätten die Befehle auch mit Rücksicht auf Raum und Zeit berechnet sein müssen, nämlich so, daß jedes Corps im günstigen Augenblick agiren konnte und daß z. B. die Linke, welche wegen ihrer Nähe die Befehle des Generalissimus viel eher als die Rechte erhielt, sich nicht früher in Bewegung setzte, als bis diese letztere unter den Franzosen die Flankenerschütterung hervorgebracht hatte, welche gestatten sollte, den Frontangriff mit Erfolg zu unternehmen. Aber überall, im Kriege, in der Verwaltung, in der Regierung sind es nur die klaren Geister, die es verstehen, sich verständlich zu machen und Gehorsam zu finden.

Die in der Nacht von Wagram erlassenen Befehle des Generalissimus gelangten in weniger als einer Stunde an den linken Flügel, d. h. an die Corps von Hohenzollern und Rosenberg, welche eine Meile entfernt zwischen Wagram und Neusiedel standen; dieselben Befehle brauchten aber mehr als zwei Stunden, bevor sie auf dem rechten Flügel eintrafen, d. h. bei dem Corps Kolowrath und Klenau, welche sich mehr als zwei Meilen entfernt zwischen Gerasdorf und Stammersdorf befanden und inmitten einer außerordentlichen Verwirrung aufgesucht werden mußten. Um das Unglück noch zu erhöhen, hatte sich das Corps Klenau auf dem am Abend ausgeführten Rückzuge Gerasdorf zu sehr genähert und die Stelle eingenommen, welche für das Corps Kolowrath bestimmt war. Man brauchte also, sowohl um in der Dunkelheit die Corps, welche die Rechte bildeten, zu erreichen, als auch um sie ihre Schlachtposition einnehmen zu lassen, mehr Zeit, als man im Hauptquartier vorausgesetzt hatte, und es war bereits gegen 4 Uhr Morgens, als die Corps kaum anfingen, sich in Bewegung zu setzen. Dagegen stand um dieselbe Zeit der linke Flügel, der früher benachrichtigt war und keine Zeit mit dem Aufsuchen seiner Position zu verlieren brauchte, im Begriff, zuerst in Thätigkeit zu treten, während er erst zuzweit und zwar nach dem rechten Flügel hätte agiren sollen.

Im österreichischen Lager war Alles in Bewegung und die Truppen ermüdeten sich mit der Berichtigung ihrer falsch genommenen Positionen, anstatt zu ruhen; dagegen herrschte bei den Franzosen die tiefste Stille. Auf das Abends vorher eingenommene Terrain gelagert, schliefen sie, Dank der Vorsorge Napoleon's, welcher, wegen der möglichen Ankunft des Erzherzogs Johann, seine Rechte bedeutend, mehr aber noch sein Centrum verstärkt hatte, wo ansehnliche Streitmassen angehäuft waren, und der sich nur ruhig zu verhalten brauchte, während er es abwartete, daß der Feind seine Pläne enthüllte. Er hatte daher seinen Marschällen anbefohlen, mit Tagesanbruch unter den Waffen zu sein, bevor sie jedoch agirten, die Oesterreicher mit ihren Plänen heraustreten zu lassen, um mit Sicherheit den Punkt aufzufassen, wo man sie würde tödtlich treffen können. Gleichwohl war er geneigt, die Höhen von Neusiedel nach Wagram durch Davout und Oudinot nehmen zu lassen, und gleichzeitig einen Durchbruch im Centrum mit der Armee von Italien, den Sachsen und dem Corps Marmont's auszuführen, während sich Masséna darauf beschränken sollte, mit seinen vier Divisionen die Rechte der Oesterreicher von Aderklaa bis zur Donau in Schach zu halten. Die Baiern, die Kaisergarde und die schwere Cavallerie behielt Napoleon in Reserve, um unvorhergesehenen Zufällen begegnen zu können. Aber selbst diese Entwürfe waren den wirklichen Ereignissen untergeordnet.

Um 4 Uhr Morgens, am 6. Juli 1809, einem ewig denkwürdigen Tage, begann das Feuer zuerst auf der Linken der Oesterreicher und auf der Rechten der Franzosen. Der Fürst von Rosenberg ging in Folge der schlechten Anweisung, welche ihm die vierte Stunde als den Zeitpunkt angab, wo er in Thätigkeit treten sollte, von den Höhen von Neu-

siedel herab, die weithin durch einen starken viereckigen Thurm bezeichnet wurden, überschritt den Rußbach bei dem genannten Neusiedel und rückte in zwei Colonnen auf Großhofen und Glinzendorf, welche er mit größtem Nachdruck angriff. Marschall Davout hatte zu seiner Verfügung seine gewöhnlichen drei Divisionen Morand, Friant und Gudin, die kleine aus vierten Bataillonen bestehende Division Puthod, — früher von General Demont befehligt — sechs Regimenter leichter Cavallerie unter General Montbrun, drei Dragoner-Regimenter unter General Grouchy und die vier Küraſſier-Regimenter Espagne unter General Arrighi (dem nachmaligen Herzog von Padua). Die Linke des Generals Friant und die Rechte des Generals Gudin sendeten Detaschements zur Vertheidigung des Dorfes Glinzendorf ab, während die Division Puthod es übernahm, dem Feinde das Dorf Großhofen streitig zu machen, hinter welchem sie bivouakirte. Starke Erderhöhungen erstreckten sich zwischen den beiden Dörfern. Unsere umsichtig hinter diese natürliche Verschanzung aufgestellten Truppen gaben ein gut unterhaltenes Musketenfeuer, welches den Oesterreichern großen Schaden zufügte, ohne daß sie uns viel zu schaden vermochten. Als Napoleon diese Gewehrsalven vernahm, schickte er durch den General Mathieu Dumas an seine Unterbefehlshaber den Befehl, keine offensive Bewegung zu wagen, sondern sich darauf zu beschränken, das besetzte Terrain gut zu vertheidigen, bis sie seine definitiven Instructionen erhalten haben würden; hierauf eilte er nach der Rechten, wo sich Marschall Davout befand. Unterwegs gewahrte er sehr deutlich die beiden österreichischen Colonnen, welche jenseits des Rußbachs debouchirten und die Dörfer Glinzendorf und Großhofen angriffen. Er war von einer Küraſſierbrigade Nansouty begleitet, die mit einigen Batterien leichten Geschützes versehen war. Napoleon ließ sie auf die Flanke der Colonne dirigiren, welche Großhofen angriff, was auch sofort ausgeführt wurde und sehr zur guten Stunde kam, denn die Colonne war endlich müde geworden, ein mörderisches Musketenfeuer unnützerweise auszuhalten und hatte das genannte Dorf mit dem Bajonnet gestürmt und genommen. Aber der General Puthod war entschlossen, es wieder in seine Gewalt zu bekommen, warf sich daher an der Spitze einer Reserve hinein und, von Nansouty's leichter Artillerie unterstützt, gelang es ihm, sich desselben zu bemächtigen. Die Oesterreicher waren demnach in der Front zurückgeworfen, in der Flanke mit Kartätschen beschossen, und sahen sich genöthigt, bis zum Rußbach zurückzuweichen. Gleiches geschah mit der Colonne, die, nachdem sie von Neusiedel auf Glinzendorf debouchirt war, vor sich die Rechte Gudin's, die Linke Friant's und in ihrer Flanke die leichte Artillerie der Küraſſiere des Generals Arrighi fand. Auch sie wurde gezwungen, sich nach dem Rußbache zurückzuziehen. Jetzt sollte dieser erste Versuch mit größerer Energie von dem Fürsten von Rosenberg erneuert werden, als der Erzherzog Karl, der mit Recht glaubte, daß seine Linke die Schlacht zu frühzeitig begönne, ihm befahl, seine Thätigkeit zu mäßigen und sich nicht zu früh schon in ein Gefecht einzulassen. Der Fürst von Rosenberg nahm nun seine Position auf den Abhängen von Neusiedel, rückwärts vom Rußbach, wieder ein.

In diesem Augenblicke war der Donner des Kleingewehrfeuers und der Kanonade auf dieser ungeheuern Fronte von drei Meilen, längs deren 300,000 Mann mit 1100 Geschützen einander gegenüberstanden, allgemein geworden. Napoleon, der von Seiten des Feindes überall eine Art von gleichzeitigem Angriff ohne klar vorgezeichneten Plan bemerkte, war gleichwohl der Ansicht, daß man jedenfalls die Höhen von Neusiedel nehmen müsse, um den Punkt zu besetzen, gegen welchen der Erzherzog Karl und der Erzherzog Johann sich vereinigen konnten. Die Betrachtung der Oertlichkeit deutete an, wie man es anzufangen habe, um über diese Art von verschanztem Lager zu triumphiren. Bis Neusiedel zogen sich die Höhen, welche das Plateau von Wagram bildeten, längs der Ufer des Rußbachs hin. Zu Neusiedel und bei dem viereckigen Thurme machten sie eine Wendung nach rückwärts, entfernten sich vom Rußbach und liefen in einem sanften, leicht zugänglichen Abhang aus. Es genügte also, den Rußbach etwas weiter rechts und fern vom feindlichen Feuer zu überschreiten und alsdann sich links zu wenden, um die Linie der Höhen einzuschließen und die Position der Oesterreicher in der Flanke zu fassen. Die leichte Cavallerie Montbrun's und die Dragoner Grouchy's wurden beauftragt, die Mittel zum Uebergang schnell in Bereitschaft zu setzen. Hierauf erhielten die Divisionen Morand und Friant Befehl, über den Rußbach zu gehen, vorzurücken, indem sie mit den Divisionen Gudin und Puthod einen rechten Winkel bildeten, und während die letzteren das Plateau in der Fronte angreifen würden, dasselbe von der Seite und im Rücken zu fassen. War der Winkel, dessen Spitze der viereckige Thurm bildete, einmal genommen, so gedachte Napoleon, Baumersdorf durch Oudinot und Wagram durch die Armee von Italien angreifen zu lassen. Nach Wegnahme dieser verschiedenen Punkte mochte der Erzherzog Johann immerhin auf dem Schlachtfelde erscheinen, — er komte daselbst nur noch einer Niederlage beiwohnen.

Kaum waren diese Dispositionen mit dem Marschall Davout festgestellt, als eine Menge Adjutanten von Masséna und Bernadotte entsendet, dem Kaiser den schlechten Anfang des Tages auf der Linken wie im Centrum meldeten und gleichzeitig seine Gegenwart wie seine Unterstützung verlangten.

Allerdings waren ernstliche, aber leicht wieder gut zu machende Ereignisse im Centrum und auf der Linken vor sich gegangen, wie man es nach den oben angegebenen Dispositionen vorhersagen konnte. Marschall Bernadotte, der Tags vorher genöthigt war, Wagram zu räumen und sich auf Aderklaa zurückzuziehen (S. Karte No. 49), befand sich noch am Morgen in dieser Position, die eine Spitze im Innern der krummen Linie bildete, welche die Oesterreicher beschrieben. Zu seiner Rechten sah er Bellegarde

den Instructionen des Erzherzogs Karl gemäß mit dem beträchtlichsten Theile seines Corps von den Höhen bei Wagram nach Aderklaa herabziehen; zu seiner Linken sah er die Reserve der Grenadiere und Küraſſiere auf Süßenbrunn vorrücken. Er beschloß daher, sich auf ein kleines hinter Aderklaa gelegenes Plateau zurückzuziehen, um sich von der einen Seite der Armee von Italien und von der andern dem Corps Masséna's wieder zu nähern. Noch hatte er diese Bewegung nicht vollendet, als sich die Avantgarden Bellegarde's auf ihn warfen und sich ein erbittertes Gefecht mit den Sachsen entspann, die sich nicht lange gegen einen solchen Angriff zu halten im Stande waren. Er hatte daher sehr weit zurückgehen müssen.

Im nämlichen Augenblicke waren die vier schwachen Divisionen Masséna's, welche den 60,000 Mann Klenau's, Kolowrath's und Liechtenstein's höchstens 18,000 Mann entgegenstellen konnten, zum Zurückweichen genöthigt worden, um auf unserer Linken eine minder ausgedehnte Position einzunehmen. Masséna, welcher noch in Folge seines Sturzes mit dem Pferde, den er einige Tage vorher gethan, wohnte, wie er es Napoleon versprochen, der Schlacht bei und commandirte, ganz mit Compressen bedeckt, in einer offenen Kalesche.

Da Masséna der Meinung war, daß man, wofern man nicht auf dem von Bernadotte verlassenen Punkte einen energischen Widerstand entgegensetzte, bald zurückgeworfen werden und nicht nur die Linke, sondern auch das Centrum gefährdet sein würde, so beeilte er sich, die Division Carra Saint-Cyr auf Aderklaa zu dirigiren. Diese aus zwei tapfern Regimentern zusammengesetzte Division zog daselbst mit unerschütterlichem Muthe ein. Trotz des Hindernisses der Gartenmauern und Häuser bemächtigten sich das 24. leichte und das 4. Linien-Regiment, die mit einer seltenen Energie geführt wurden, des Dorfes. Anstatt darin stehen zu bleiben und sich fest zu postiren, gaben diese beiden Regimenter nur ihrem Kampfmuth Gehör, debouchirten über das Dorf hinaus und stellten sich ohne Deckung in die Position, wo Bernadotte ganz recht nicht hatte bleiben wollen, während sie von der Rechten und in der Fronte das Feuer Bellegarde's, auf der Linken dagegen das Feuer der Grenadierreserve erhielten. Nach einem heldenmüthigen Widerstande wurden sie gezwungen der Ueberzahl zu weichen und sich, nachdem sie ihre beiden Obristen verloren, auf Aderklaa zurückzuziehen. Jetzt kam Molitor und schloß sich an den General Carra Saint-Cyr an, um ihn zu unterstützen; allein Legrand und Boudet, die Klenau und Kolowrath gegenüber allein geblieben waren und höchstens 10,000 Mann gegen 45,000 aufstellen konnten, wurden genöthigt, sich auf die Linke zurückzuziehen und eine große Strecke Terrain im Stiche zu lassen.

So standen die Sachen um 9 Uhr Morgens, als Napoleon davon Meldung erhielt. Ueber seine Rechte beruhigt, wo er den Marschall Davout über das, was zu thun, gut unterrichtet zurückließ, sprengte er von seinem Generalstab begleitet im Galopp davon, um in einer Entfernung von fast zwei Meilen den Unfall auszugleichen, dessen Folgen sein Centrum leicht gefährden konnten. Er fand Bernadotte sehr besorgt, beruhigte ihn und eilte hierauf zu der Kalesche Masséna's, um welche die Kugeln regneten. In diesem Augenblicke durchzogen die Grenadiere Aspre's, durch die Anwesenheit des Erzherzogs Karl begeistert, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, Aderklaa, das sie der Division Carra Saint-Cyr wieder abgenommen, und rückten siegreich vorwärts. General Molitor deployirte sich vor ihnen, um ihnen Einhalt zu thun, wurde jedoch genöthigt, aus seinem zurückgezogenen Flügel eine Flanke zu bilden, um nicht umgangen zu werden.

Napoleon, welchen dieses Schauspiel nicht sonderlich beunruhigte, da er auf die großen Hülfsmittel rechnete, über die er verfügte, unterhielt sich einige Augenblicke mit Masséna und setzte mit ihm den zu befolgenden Plan fest. Schon konnte man nach der Richtung des Feuers schließen, daß Boudet sehr weit rückwärts gedrängt war und daß der Erzherzog mit seiner Rechten die Donau berührte. Offiziere meldeten sogar, daß Boudet seine sämmtliche Artillerie verloren habe und bis nach Aspern zurückgeworfen sei. Mit ebenso festen Truppen, wie die bei Austerlitz, die hauptsächlich nicht das noch zu frische Andenken an den Tag von Eßlingen vor sich gehabt hätten, würde man sich auf der Linken haben überflügeln lassen können, vorausgesetzt, daß man sich im Centrum gut hielt und zur Rechten eine siegreiche Offensive ergriff. Während der Marschall Davout das Plateau von Wagram bald nehmen und Aderklaa nothwendig wieder erobert sein mußte, wäre es für uns ganz vortheilhaft gewesen, den rechten Flügel der Oesterreicher zwischen uns und der Donau zu finden. Wir würden denselben vollständig gefangen genommen haben und das Haus Oesterreich würde vielleicht an demselben Tage erlegen sein. Napoleon hatte diesen Gedanken und sprach sich einige Tage später darüber aus ([63]). Allein mit jungen Truppen, welche noch von dem Andenken an Eßlingen beherrscht wurden, hieß dies allzu viel wagen. Die alleinige Nachricht, daß sich der Feind an den Brücken befände, konnte sie in große Unruhe versetzen. Er verwarf daher einen Plan, welcher folgenreich gewesen sein würde, den aber die Umstände gefährlich machten, und dachte nur daran, auf der Stelle die Fortschritte der Oesterreicher gegen das Centrum und gegen die Linke durch eine rasche Verwendung der Truppen aufzuhalten, die er in Reserve hatte.

Hier erntete er den Preis seiner tiefen Umsicht. Sein Grundsatz war, daß man große Wirkungen herbeiführen könne, wenn man auf einem und demselben Punkte die Kraft gewisser besonderer Waffen concentrire, und aus diesem Grunde hatte er beschlossen, der Garde eine gewaltige Artilleriereserve zu verschaffen und eine Reserve von vierzehn Küraſſier-Regimentern in Bereitschaft zu behalten. Er befahl nun, daß man die ganze Gardeartillerie in Galopp vorrücken ließe und ihr noch diejenige beigäbe, welche man in den Corps zur Verfügung

stellen könne. In diesem Augenblicke traf der General von Wrede mit 25 Stück ausgezeichneter Geschütze auf dem Platze ein und bat um die Ehre, sich bei dieser entscheidenden Bewegung betheiligen zu dürfen. Napoleon willigte darin ein und verlangte, daß man diese gesammte Artillerie im Geschwindschritt vorführen sollte. Außerdem ließ er den General Macdonald mit drei Divisionen der Armee von Italien, die Füsiliere und die reitenden Grenadiere der Garde und die sechs Küraſſier-Regimenter des Generals Nansouty rufen. Sein Plan war, das Centrum der Oesterreicher mit hundert Feuerschlünden zum Wanken zu bringen und es dann mit den Bajonneten Macdonald's und den Säbeln Nansouty's zu durchbrechen. Gleichzeitig bestimmte er, daß Masséna mit den Divisionen Carra Saint-Cyr, Molitor und Legrand in geschlossenen Colonnen rechts vorrücken, dann sich perpendiculair nach der Donau wenden sollte, um Boudet Hülfe zu bringen und auf diese Weise einen Flankenmarsch unter dem Feuer der Corps Klenau und Kolowrath auszuführen. Uebrigens beruhigten ihn die Brückenköpfe, die er überall hatte errichten lassen, genugsam und auch in dieser Beziehung erntete er die Früchte seiner Voraussicht. Er wünschte jedoch, daß seine jungen Truppen nicht den Kanonendonner in ihrem Rücken hören und Besorgnisse über die Communicationen der Armee mit der Donau hegen möchten.

Kaum ertheilt, waren auch diese Befehle schon in Vollzug gesetzt. Die Divisionen Carra Saint-Cyr, Molitor und Legrand formiren sich, unter Masséna's Anführung, divisionsweise in geschlossenen Colonnen, machen rechtsumkehrt und marschiren dann in einer langen Colonne ab, um sich der Donau zu nähern, während sie mit heldenmüthiger Unerschütterlichkeit das Feuer Klenau's und Kolowrath's in der Flanke empfangen. Die Generale Lasalle und Marulaz, die sie auf diesem Marsche decken, chargiren die österreichische Cavallerie und werfen sie zurück. Während diese Bewegung gegen die Linke ausgeführt wird, schickt Napoleon, der voll Ungeduld das Eintreffen Lauriston's und Macdonald's erwartet, diesen Beiden Offiziere über Offiziere, um sie an die Beeiligung ihrer Schritte zu mahnen; darauf besteigt er ein glänzend weißes persisches Pferd und sprengt unter einem Hagel von Kanonenkugeln auf dieses von Masséna aufgegebene Terrain. Die Kanonade hat in diesem Augenblicke — wie Marschall Molitor sich wörtlich ausdrückte — die Frequenz des Gewehrfeuers erlangt, und Jedermann zittert bei dem Gedanken, den Mann, auf welchem das Schicksal so Vieler beruht, durch eins jener blinden Geschosse, die den Raum durchfliegen, dahingerafft zu sehen. Die sechzig Geschütze der Garde, von vierzig französischen und baierischen Geschützen begleitet treffen endlich in Galopp und unter dem Erzittern des Erdbodens ein. Der berühmte Drouot stellt sich, auf Befehl des Kaisers, als Jalon auf und die hundert Geschütze, die er dirigirt, nehmen Richtung nach seinem Degen. In einem Augenblicke beginnt die fürchterlichste Kanonade, die in unsern langen Kriegen vorgekommen ist. Die österreichische Linie stellt von Wagram bis Aderklaa und von Aderklaa bis Süßenbrunn einen offenen Winkel dar (S. Karte No. 49.), dessen beide Schenkel einerseits von Bellegarde, andrerseits durch die Grenadiere und Küraſſiere gebildet werden. Die hundert Geschütze Lauriston's donnern unabläſſig gegen diese doppelte Linie, überschütten sie mit Kugeln und demontiren alsbald die feindliche Artillerie. Napoleon betrachtet durch ein Fernglas die Wirkung dieser furchtbaren Batterie und wünscht sich Glück zu der Richtigkeit seiner Pläne. Allein die Artillerie reicht nicht aus, um das Centrum der österreichischen Armee zu brechen, man braucht dazu Bajonnete und mit verdoppelter Ungeduld verlangt er dazu die italienische Armee, die im Geschwindschritt heranrückt. Der unerschütterliche Macdonald, der erst neuerdings wieder in Gnaden angenommen ist, marschirt an der Spitze seines Corps und setzt die in Erstaunen, die ihn noch nicht in seinem Costume als alten General der Republik kennen und noch mehr durch die Art und Weise überrascht werden, wie er sich im Feuer benimmt. In einer einzigen Linie deployirt er einen Theil der Division Broussier und eine Brigade der Division Seras. Darauf stellt er in geschlossener Colonne auf die Flügel dieser Linie zur Linken den Rest der Division Broussier, zur Rechten die Division Lamarque und zeigt dem Feinde auf diese Weise ein langes Viereck, das er mit den vierundzwanzig Schwadronen der Küraſſiere Nansouty schließt. Napoleon, der ihm gern eine Stütze geben will, stellt in seinem Rücken unter General Reille die Füsiliere und Tirailleurs der Kaisergarde auf, welche acht Bataillone zählen. Er fügt die Gardecavallerie hinzu, um im günstigen Augenblick auf die feindliche Infanterie zu stürzen und erwartet dann, die Augen auf dieses große Schauspiel geheftet, den Erfolg der angeordneten Manoeuvres.

Macdonald, welcher bald die Linie unserer Artillerie überschreitet, um die Oesterreicher zu erreichen, rückt unter einem Feuerregen vorwärts, und läßt auf jedem Schritt das Terrain mit Todten und Verwundeten bedeckt, schließt ohne zu wanken die gelichteten Glieder und theilt seinen Soldaten die stolze Haltung mit, die er selbst bewahrt. — Was für ein tapferer Mann! ruft Napoleon mehrmals, während er ihn so unter Kartätschen und Kanonenkugeln vorwärtsschreiten sieht. — Plötzlich setzt sich der Fürst Johann von Liechtenstein mit seiner schweren Cavallerie in Bewegung und unternimmt einen Angriff auf diese Infanterie, welche so entschlossen gegen das Centrum der österreichischen Armee vorrückt. Nun läßt Macdonald sein langes Carré halten, befiehlt den beiden Colonnen, welche die Seiten bilden, Front zu machen und stellt so dem Feinde drei feuernde Linien entgegen. Der Boden erdröhnt unter dem Galopp der österreichischen Küraſſiere, aber sie werden von solchen Musketensalven empfangen, daß sie genöthigt sind, Halt zu machen und auf ihre Infanterie zurückzugehen, die durch ihre Flucht in wahre Unordnung geräth. Jetzt ist der Augenblick zum Chargiren für unsere Cavallerie gekommen, die, wenn

sie diesen Moment der Verwirrung nützt, Tausende von Gefangenen zusammenlesen kann. Macdonald ertheilt Nansouty Befehl dazu; allein dieser General ist genöthigt, seine Truppen vor die Fronte des Carrés zu führen, dessen hintere Seite sie einnahm, und verliert dadurch wider seinen Willen eine kostbare Zeit. Als er zum Vorrücken bereit ist, hat sich die Unordnung in den Reihen der österreichischen Infanterie zum Theil wieder beseitigt. Gleichwohl chargirt er und durchbricht mehrere Carrés. Macdonald wendet sich in seiner Ungeduld an die Gardecavallerie, die in seiner Nähe stand und vom General Walther commandirt ward. Letzterer kann jedoch nur vom Marschall Bessières Befehle annehmen und dieser Marschall ist bereits von einer Kanonenkugel hingestreckt worden. Macdonald ist darüber unwillig, daß ihm auf diese Weise die Frucht des Sieges entschlüpft; wenn er indessen auch nicht viel Gefangene hat, so hat er doch wenigstens die österreichische Armee zum Zurückweichen gebracht und das gegen das Centrum und die Linke unserer Linie versuchte Unternehmen vereitelt. Der Erzherzog verzweifelt daran, uns nach der Donau zurückzuwerfen, fängt an den Muth zu verlieren und sucht darin Ersatz, daß er sein Leben mitten im Feuer preisgiebt. Seine Truppen räumen nach und nach Aderklaa auf der einen und Süßenbrunn auf der andern Seite.

In diesem Augenblicke ist die ernste Gefahr beschworen, welche die Armee bedrohte. Masséna ist, während er sich in Colonne nach der Donau dirigirt und das Feuer des Feindes in der Flanke erhält, in der Nähe des Flusses, bei Aspern, angelangt, hat nach rechts Front gemacht und unter Vorausgang seiner Cavallerie die Offensive gegen Kollowrath und Klenau wieder ergriffen. Boudet ist wieder in Linie eingerückt und alle drängen vorwärts marschirend die Oesterreicher auf Breitenklee und auf Hirschstetten zurück. An der Spitze ihrer Cavallerie führen Lasalle und Marulaz glänzende Chargen aus: aber Lasalle wird von einer Flintenkugel getroffen und beschließt seine ruhmvolle Laufbahn, während er den Feind auf der Flucht erblickt.

So tritt das durch 100 Geschütze erschütterte und von Macdonald aufgehaltene Centrum des Erzherzogs den Rückzug an. Seine Rechte folgt dieser rückgängigen Bewegung. Wenn der Marschall Davout seiner Ordre gemäß auf der Linken der Oesterreicher die Position von Neusiedel nimmt, so ist es um sie geschehen. Ist diese Position genommen, so kann sich die Höhenlinie von Neusiedel bis Wagram nicht mehr halten und der dieses letzten Stützpunktes beraubte Erzherzog Karl wird dann von der Straße nach Ungarn abgeschnitten, vom Erzherzog Johann getrennt und nach Böhmen zurückgeworfen. Daher hat auch Napoleon, nachdem er über sein Centrum und seine Linke beruhigt ist, seine Blicke unabläßig nach seiner Rechten, gegen den viereckigen Thurm gerichtet, welcher das Dorf Neusiedel beherrscht. Er erwartet nur den Fortschritt des Feuers in dieser Richtung, um das Corps Oudinot auf Wagram zu werfen. Falls der Erzherzog Johann doch noch eintreffen sollte, bleibt ihm noch eine Hälfte der Armee von Italien, das Corps Marmont, die alte Garde und die Baiern. Er hat also, was auch kommen möge, die Mittel, um allen Wechselfällen dieses Tages zu begegnen.

Das Vertrauen, welches Napoleon auf den Marschall Davout gesetzt hat, wird hier, wie immer, vollkommen gerechtfertigt. Die Generale Montbrun und Grouchy haben, der eine mit der leichten Cavallerie, der andere mit den Dragonern der Armee von Italien, den Uebergang über den Rußbach auf unserer äußersten Rechten sowohl für sich selbst, als für die Infanterie vorbereitet. Die Divisionen Morand und Friant überschreiten diesen Bach hinter der Cavallerie, wenden sich durch eine Schwenkung auf die Flanke der Position von Neusiedel und bilden dadurch einen rechten Winkel mit Gudin und Puthod, die vor dem Rußbach, von Neusiedel bis Baumersdorf geblieben sind. Als der Augenblick zum Angriff gekommen ist, ersteigen diese braven ihres Anführers würdigen Truppen den Abhang der Position von Neusiedel mit seltener Unerschrockenheit. Der auf der äußersten Rechten stehende Morand rückt zuerst vorwärts, weil der auf seiner Seite sanftere Abhang den Zutritt erleichtert. Friant, der zwischen Morand und Neusiedel steht, wo er die Spitze des Winkels bildet, wartet, bis Morand auf dem äußersten Endpunkte der feindlichen Linie Terrain gewonnen hat, um auch seinerseits die Höhen anzugreifen. Für den Augenblick beschränkt er sich auf ein heftiges Artilleriefeuer, das er mit 60 von verschiedenen Divisionen detaschirten Geschützen unterhält. Auf der Linken durch diese Kanonade, auf der Rechten durch die Cavalleriechargen Montbrun's unterstützt, ersteigt Morand kaltblütig das Terrain, das sich vor ihm erhebt. Rosenberg will gegen diesen Flankenangriff Front machen und zieht deshalb seine Linie nach rückwärts. Das Musketenfeuer dieses ganzen Theiles der österreichischen Linie hält den General Morand keineswegs auf. Er fährt fort, unter einem von oben her gerichteten Feuer hinaufzusteigen und dringt dann in Angriffscolonne auf den Feind ein. Der Fürst von Rosenberg dirigirt nun einen Angriff auf Morand's linken Flügel, der von dem 17. Linienregiment gebildet wird, und nöthigt ihn, einen Augenblick zurückzuweichen. Bei diesem Anblick sendet Friant dem 17. Regiment die Brigade Gilly, welche aus dem 15. leichten und dem 33. Linienregiment besteht, zu Hülfe, die sich sofort mit dem Bajonnet auf die Höhen werfen und Rosenberg's Truppen zurückdrängen. Die vor dem Rußbach gebliebenen Divisionen Puthod und Gudin nehmen unter Marschall Davout's Anführung nun ebenfalls Theil am Kampfe. Puthod wirft sich mit seinen vierten Bataillonen nach Neusiedel, dringt in die Straßen dieses Dorfes ein und macht sie den österreichischen Truppen streitig, die er nach großen Anstrengungen zum Rückzug nach der rückwärts gelegenen Höhe zwingt. Im nämlichen Augenblicke ersteigt Gudin, der über den Rußbach gegangen, unter einem mörderischen Feuer das Plateau von Neusiedel, während Friant bereits im

Rücken Rosenberg's Terrain gewonnen hat. Der viereckige Thurm wird jetzt durch die zweifache Bewegung Friant's und Gudin's überschritten. Noch ist indessen nicht Alles beendigt. Bis hierher hat man nur Rosenberg, der durch die Position begünstigt ist, zu bekämpfen. Aber Hohenzollern, der oberhalb Baumersdorf unbeweglich dem noch nicht agirenden Oudinot gegenüber geblieben ist, führt die eine Hälfte seiner Truppen gegen den viereckigen Thurm und dirigirt sie auf die Rechte Gudin's, um diese in den Rußbach zu stürzen. Vergebens sucht man durch die Baraken des Lagers die Küraſſiere Arrighi's defiliren zu lassen, um sie auf die Höhe zu werfen, die im Plateau endigt. Diese durch ein überaus heftiges, in den engen Straßen des Lagers unterhaltenes Feuer angegriffenen Küraſſiere können nicht mit Vortheil chargiren und werden in Unordnung zurückgeführt. Das mit dem heftigsten Gewehrfeuer empfangene 85. Linienregiment von der Division Gudin wird in seiner Bewegung beinahe aufgehalten. Gudin's andere Regimenter kommen ihm schleunigst zu Hülfe. Die ganze Division kämpft mit Hohenzollern, der nach und nach zurückgedrängt wird, während Friant und Morand auf dem Rücken des Plateau's Terrain gewinnen und den Truppen Rosenberg's arg zusetzen.

Während Marschall Davout auf diese Weise seine Aufgabe löst, zweifelt Napoleon, sowie er sein Feuer den viereckigen Thurm überschreiten sieht, nicht mehr am Erfolge des Tages. Die Schlacht ist gewonnen, ruft er und läßt den Marschall Masséna, den Prinzen Eugen und den General Macdonald dies mittheilen. Er beschränkt sich jedoch nicht darauf, einen Siegesruf auszustoßen, sondern befiehlt dem Corps Oudinot, auf Baumersdorf und Wagram zu marschiren und diesen Theil der Höhen zu nehmen. Die Truppen Oudinot's werfen sich auf das Dorf Baumersdorf, das sie Tags zuvor nicht hatten nehmen können, dringen hindurch und rücken auf das Plateau, wo sie sich mit ihrer Rechten an die Division Gudin anschließen. Nun wird die siegreiche Bewegung allgemein. Ueberall drängt man die österreichische Linie zurück, und da sich in diesem Augenblicke die Division Gudin an die von Friant und Morand anschließt, sieht man das ganze Corps Davout's nur noch eine lange schräge Linie bilden, welche in ihrer ganzen Ausdehnung das Plateau von Wagram säubert. (S. Karte No. 48.)

Die Division Tharreau von Oudinot's Corps dirigirt sich auf Wagram, greift mehrere Bataillone mit dem Bajonnet an, nimmt zwei derselben gefangen, erstürmt das Dorf und sammelt hier zahlreiche Gefangene. Die Division Frère (die zweite Oudinot's) geht zur Rechten des Dorfes vorüber. Die Division Grandjean, vormals Saint-Hilaire, folgt dieser Bewegung, drängt die österreichische Infanterie zurück und greift sie lebhaft an, sobald sie Widerstand zu leisten versucht. Das 10. leichte Infanterieregiment wirft sich auf ein Bataillon, das sich in Carré formirt hat, und nimmt es gefangen. Als Napoleon sieht, wie sich die österreichische Armee überall zurückzieht und unsere Linie sich ausdehnt, ja sich sogar auf einigen Punkten nach Verhältniß ihres Vorrückens schwächt, so sendet er Unterstützungen dahin, wo sie nöthig sind und insbesondere dem General Macdonald, welcher sich zur Linken von Masséna und im Centrum von Bernadotte isolirt befindet. Er überschickt ihm die baierische Infanterie des Generals Wrede und die Gardecavallerie. Macdonald nähert sich jetzt Süßenbrunn und stößt hier auf die feindliche Infanterie, die noch Stand hält. Er nimmt dieses Dorf, läßt seine leichte Cavallerie einige Chargen ausführen und macht mit einem Schlage 4 bis 5000 Gefangene.

Da sich auf einer Fronte von drei bis vier Meilen, auf der äußersten Linken vor Masséna, im Centrum vor Macdonald und auf der Rechten vor Oudinot und Davout die österreichische Armee nirgends halten kann, so zieht sie sich schwankend unter der mehr oder minder lebhaften Verfolgung der Franzosen zurück. Es ist 3 Uhr: unsere Linke hat Klenau auf Jedlersdorf, Kolowrath auf Gerasdorf zurückgedrängt; unser Centrum hat Bellegarde auf Helmhof geworfen, unsere Rechte Rosenberg und Hohenzollern auf Bockfließ. Der Erzherzog Karl befürchtete die Straße von Mähren zu verlieren und weit vom Mittelpunkt der Monarchie nach Böhmen gedrängt zu werden; deshalb gab er jetzt den Befehl zum Rückzuge. Hundert und zwanzigtausend Franzosen verfolgen hundert und zwanzigtausend Oesterreicher, liefern hier und da eine Menge kleiner Gefechte und sammeln auf jedem Schritte Gefangene, Kanonen und Fahnen.

Das war die berühmte Schlacht bei Wagram, die um 4 Uhr Morgens begann und um 4 Uhr Nachmittags endigte. Napoleon hatte noch das Corps Marmont, einen Theil der Armee von Italien und die alte Garde, d. h. 30,000 Mann für den Fall in Reserve, daß der Erzherzog Johann eintreffen und an der Schlacht Theil nehmen würde. Dieser Prinz näherte sich endlich der Ebene des Marchfeldes und zeigte sich rechts in unserem Rücken bei Siebenbrunn. Seine Plänkler, die den unsrigen begegneten, erzeugten eine Art von panischen Schrecken. In einem Augenblick glaubten die Marketenderinnen und die langen Reihen von Soldaten, welche Verwundete forttrugen, daß eine zweite Armee zur Erneuerung des Kampfes erschienen sei. Unter lautem Schreckensgeschrei begannen sie zu fliehen. Unter diesen Flüchtlingen befanden sich viele junge durch die Hitze des Tages erschöpfte Soldaten, welche, wie es gewöhnlich geht, unter dem Vorwande Verwundete fortzuschaffen, das Terrain verließen. Der Tumult wurde so groß, daß die in Reserve gebliebenen Corps zu den Waffen greifen mußten und daß Napoleon, welcher abgestiegen war und im Schatten einer von Trommeln gebildeten Pyramide ein wenig ausruhen wollte, sich genöthigt sah, wieder zu Pferde zu steigen. Er glaubte ernstlich, daß Erzherzog Johann vorrücke, und schickte sich schon an, ihm mit den unbenutzt gebliebenen Truppen Halt zu gebieten, als er die Gefahr sich entfernen und die Spitzen der Colonnen, die sich einen Augenblick gezeigt hatten, wieder am Horizont ver-

schwinden sah. Der Erzherzog Johann war in der That durch einen am 4. Abends ausgefertigten Befehl, den er am 5. Morgens empfing, benachrichtigt worden, daß er sich nach Wagram begeben solle, war daher am 5. Mittags aufgebrochen, hatte zu Marchegg übernachtet, war etwas spät am Morgen des 6. wieder abmarschirt und traf ein, als die Schlacht beendigt war. Sicherlich war es nicht sein Wille, seinen Bruder im Stich zu lassen, aber er war marschirt, wie es Leute von unentschiedenem Charakter, die den Werth der Zeit nicht kennen, zu thun pflegen. Wäre er früher angelangt, so würde er das Blutvergießen gesteigert haben, ohne das Schicksal des Tages zu verändern, da man den 12,000 Mann, die er herbeiführte, die 10,000 Mann Marmonts und die 10,000, die dem Prinzen Eugen noch übrig blieben, ja im Nothfall die alte Garde entgegenstellen konnte. Er hatte der Stimme eines Oberbefehlshabers, der schlecht commandirte, schlecht gehorcht.

Die Resultate der Schlacht bei Wagram waren, ohne gerade so außerordentlich wie die von Austerlitz, Jena oder Friedland zu sein, gleichwohl sehr groß. Man hatte den Oesterreichern ungefähr 24,000 Mann getödtet oder verwundet, unter denen sich die Generale Nordmann, d'Aspre, Wukassowich, Vecsay, Rouvroy, Nostiz, Hessen-Homburg, Vacquant, Motzen, Stutterheim, Homberg und Merville befanden. 9000 Gefangene hatte man ihnen abgenommen, die mit denen vom vorigen Tage zusammen mindestens 12,000 ausmachten. (Die Bulletins sprechen gegen alle Wahrscheinlichkeit von weit mehr Gefangenen.) Man hatte ferner gegen 20 Kanonen erbeutet. Demnach hatte man die Oesterreicher um 36,000 Mann geschwächt. Wir hatten an Todten und Verwundeten 15 bis 18,000 Mann verloren, von denen 7 bis 8000 nicht wiederhergestellt werden konnten. Es war dies also eine merkwürdige Schlacht; in Rücksicht auf die Anzahl der Streitenden die größte, welche Napoleon geliefert hatte, hinsichtlich der Folgen aber eine der wichtigsten. Das Merkwürdigste aber dabei war, daß man nicht wie in früheren Fällen eine ungeheure Menge Gefangene, Fahnen und Kanonen an diesem Tage erbeutet hatte; es bestand vielmehr darin, daß man einen der größten Ströme Europas im Angesicht des Feindes mit einer bewunderswerthen Präcision, Uebereinstimmung und Sicherheit überschritten hatte; es bestand in der Reihe von Gefechten, die man binnen 24 Stunden auf einer Linie von drei Meilen mit jener gefährlichen Stellung im Rücken geliefert hatte; es bestand darin, daß man die Position, durch welche der Generalissimus die Franzosen im Schach hielt, genommen, daß man die Armee, welche die österreichische Monarchie vertheidigte, besiegt und außer Stand gesetzt hatte, sich im Felde zu behaupten! Diese Resultate waren unermeßlich, denn sie beendigten den Krieg. Vom Gesichtspunkte der Kunst aus betrachtet, hatte Napoleon in dem Donauübergange Alles übertroffen, was man bis dahin in dieser Beziehung ausgeführt hatte. Auf dem Schlachtfelde hatte er mit seltener Gewandtheit die geschickt aufgesparte Reserve vom Centrum nach der Linken geführt und die Frage durch eine jener entscheidenden Bewegungen gelöst, die nur großen Feldherrn eigenthümlich sind; und wenn er sich eines wichtigen Resultats beraubt hatte, indem er die Oesterreicher, als sie eben zwischen ihn und die Donau rücken wollten, zu bald aufgehalten, so war dies auf Anrathen einer tiefen und der Bewunderung würdigen Klugheit geschehen. Wenn man in diesen erstaunlichen Ereignissen etwas zu tadeln vermag, so sind es die Folgen, die bereits aus der Politik Napoleon's hervorgingen, wie z. B. die außerordentliche Jugend der Truppen, die übermäßige Ausdehnung der Operationen, die Mißgriffe, die aus der Verschmelzung von Nationen des verschiedensten Ursprungs entstanden, und endlich der Anfang von Verworrenheit, die nicht dem Geiste dessen, der commandirte, sondern der Verschiedenheit und Menge von Elementen zuzuschreiben war, deren er sich bedienen mußte, um seiner unermeßlichen Aufgabe zu genügen. Sein Genie war immer außerordentlich und um so außerordentlicher, als er gegen die Natur der Dinge kämpfte; aber schon konnte man sehen, daß, wenn dieser Kampf sich verlängerte, nicht die Natur der Dinge der besiegte Theil sein würde.

Was den Gegner anlangt, so war er tapfer, seiner Sache ergeben und sinnreich, aber unentschieden gewesen. Um ihn zu beurtheilen, braucht man nicht alle die mehr oder minder scheinbaren Pläne zu Hülfe zu nehmen, deren Nichtbefolgung man ihm vorgeworfen hat, wie z. B. den Angriff auf die Lobau-Insel nach der Schlacht bei Eßlingen, die Ueberschreitung der Donau oberhalb oder unterhalb Wiens; allein es ist unbestreitbar, daß es gewisse einfache Dinge von unfehlbarer Wirkung zu thun gab, welche er zum Glück für uns nicht that, wie z. B. die Häufung der Hindernisse beim Donauübergang längs der ganzen Ausdehnung der Lobau, die Verschanzung des Lagers, das zum Schlachtfelde diente, denn dies würde ihm, nachdem er den Franzosen die Spitze geboten, gestattet haben, sie in der Flanke zu fassen und an den Strom zu drängen, den sie überschritten hatten; ferner die Ertheilung seiner Befehle mit gehöriger Bestimmtheit, um den linken Flügel nicht vor dem rechten agiren zu lassen; und endlich an diesem entscheidenden Tage die Vereinigung aller disponiblen Streitkräfte der Monarchie, von denen wenigstens 40,000 Mann nutzlos in Ungarn, Böhmen und Galizien blieben. Gewöhnlich sind es einfache, vom gesunden Verstande dictirte und unklugerweise unterlassene Dinge, welche die wichtigsten Operationen, zumal im Kriege entscheiden. Man hätte ebenso gut Grund zu sagen, daß der österreichische Prinz den Befehl zum Rückzug ein wenig zu früh gab, denn er war noch im Stande, der französischen Armee die Spitze zu bieten und würde sich durch längere Ausdauer das rechtzeitige Erscheinen des Erzherzogs Johann auf dem Schlachtfelde gesichert haben. Man muß jedoch anerkennen, daß eine längere Beharrlichkeit die Niederlage so vollständig machen konnte, daß nichts mehr von einer Armee übrig geblieben sein würde, an deren Erhaltung sich das Heil der Mo-

narchie knüpfte. Hielt man Stand, so bewahrte man sich allerdings mehr Chancen des Sieges, aber ebenso auch viel mehr Chancen, ohne Hülfsmittel unterzugehen. Was nun auch an diesen verschiedenen Urtheilen wahr sein mag, die seit einem halben Jahrhundert von allen Geschichtschreibern über jene denkwürdigen Operationen gefällt worden sind, so bleibt es doch nicht weniger wahr, daß selbst der Irrthum ruhmvoll ist, wenn man sich so heldenmüthig für sein Vaterland schlägt und wenn man an so großen Dingen Theil nimmt. Der Krieg neigte sich übrigens seinem Ende zu, denn mit den 12.000 Mann des Erzherzogs Johann und mit den 24,000, die dem Erzherzog Karl noch verblieben, war es nicht möglich, die Monarchie zu retten. Wenn der letztere in der That auch nur einige dreißig Tausend an Todten oder Gefangenen verloren hatte, so hatte er doch auch eine ziemlich gleiche Anzahl Landwehrmänner aus den Gliedern verschwinden sehen, die sich zerstreut hatten, um an ihren heimischen Heerd zurückzukehren. Sich in eine möglichst gut gewählte Provinz zurückzuziehen, sich daselbst so gut es ging zu erholen und durch die Drohung eines ins Unendliche verlängerten Krieges die Friedensbedingungen günstiger zu gestalten, das war die einzige Hoffnung, die man noch hegen konnte.

In dieser Weise beurtheilte auch Napoleon das Resultat der Schlacht bei Wagram und, obschon er das Ende der Feindseligkeiten als nahe bevorstehend betrachtete, so wollte er dennoch, daß dieses Ende von der Art wäre, daß der Friede unbedingt von ihm abhinge. Wenn er die alte Armee von Boulogne, statt sie nach Spanien zu schicken, wo sie sich nutzlos gegen Hindernisse der Natur aufrieb, zwischen dem Rhein und der Donau bewahrt hätte, um Oesterreich damit zu überwältigen, so hätte er diese Macht, wohlverstanden während der Dauer seiner Herrschaft, von der Karte Europas verschwinden lassen können. Da er jedoch genöthigt war, mit Truppen, die er in Eile zusammengezogen, gegen die gewaltigen Rüstungen Oesterreichs zu kämpfen, so hatte er immer noch ein Wunder gethan, es binnen drei Monaten zu unterwerfen; und wenn es ihm gelang, demselben den Frieden zu dictiren, und es für diesen vierten Krieg durch neue Opfer an Gebiet, Bevölkerung und Geld zu strafen, so war dies genug für seinen persönlichen Ruhm und für die Aufrechthaltung seiner Größe. Deshalb hatte er auch bereits der Idee, das Haus Habsburg zu entthronen, entsagt, einer Idee, die er in der ersten Aufwallung seines Zorns und nach den großartigen Triumphen bei Regensburg gehegt hatte. Dieses Haus durch noch größere Schwächung zu bestrafen und mit demselben Schlage den Widerstand niederzuschlagen, welcher in Europa auszubrechen drohte, das war gegenwärtig der einzige, aber hinreichend große, hinreichend glänzende Preis dieses letzten Feldzuges, welcher nicht weniger außerordentlich als alle anderen erscheinen durfte, zumal wenn man die Mittel mit den erlangten Resultaten verglich.

Napoleon dachte daher nur deshalb an die Verfolgung der Oesterreicher, um sie zur definitiven Unterwerfung zu bringen. Aber es war ihm nicht mehr möglich, so zu verfahren, wie er es vormals gethan, nämlich, nachdem er einen ganzen Tag hindurch sich geschlagen, sogleich wieder fortzumarschiren, um alle Früchte des Sieges einzusammeln. Seine Armee war zu zahlreich, er hatte zu viele Punkte zu überwachen, er besaß zu viel neue Cadres und in den alten zu viel junge Soldaten, um am nämlichen Abend oder am nächsten Morgen aufbrechen zu können, ohne über das, was er hinter sich zurückließ, in Sorgen zu sein. Es gab in der That Regimenter, in denen eine Menge Soldaten sich entweder dem Marodiren ergeben hatte oder mit dem Transport der Verwundeten beschäftigt war. Manches Regiment von 2500 Mann hatte 500 Kampfunfähige, 1000, die sich abgesondert hatten und sah sich also auf 1000 unter den Waffen Anwesende reducirt, die Hitze war außerordentlich, in den Dörfern fand man Ueberfluß an Wein, der Soldat genoß des Sieges mit einer gewissen Unordnung, und es bedurfte des ungeheuren Uebergewichts Napoleon's, um die Unterwerfung, die Anwesenheit bei der Fahne und die Pflichterfüllung aufrecht zu erhalten. Es war um diese Zeit bereits Alles schwieriger geworden und Napoleon wußte es, ohne es zu sagen.

Am folgenden Tage, dem 7. Juli, begab er sich persönlich nach Wolkersdorf, von wo aus der Kaiser Franz der Schlacht bei Wagram beigewohnt hatte, und schlug hier sein Hauptquartier auf. Er bewilligte an diesem Tage jedem Corps seine Verwundeten nach den Feldspitälern auf der Insel Lobau zu schaffen, die detaschirten oder versprengten Soldaten wieder an sich zu ziehen, Lebensmittel anzuschaffen, die Munition zu ersetzen und sich überhaupt auf die Ausführung eines langen und schleunigen Marsches vorzubereiten. Inzwischen setzte er die nicht ins Gefecht gekommenen Corps auf der Straße in Bewegung, wo man der Wahrscheinlichkeit nach den Feind treffen mußte. Die Straße von Mähren war diejenige, wo man am meisten Grund zu haben schien, ihn zu suchen, denn Mähren bei seiner Lage zwischen Ungarn und Böhmen gestattete, mit der einen wie mit der andern dieser großen Provinzen in Verbindung zu bleiben, die Hülfsmittel aus denselben zu ziehen, die sie enthalten mochten, eine oder die andere behufs eines längern Widerstandes zu erwählen und deshalb schien jenes Land sich dem besiegten Generalissimus als das geeignetste Rückzugsterrain anbieten zu müssen. Zunächst schickte Napoleon die Cavallerie des Generals Montbrun auf die Straße von Nikolsburg ab (S. Karte No. 32.) und ließ ihr am 7. Abends das schöne Corps Marmont folgen, das am 6. nicht in den Kampf gekommen und daher im Stande war, sich sofort auf den Marsch zu begeben. Er gesellte die Baiern des Marschalls Wrede zu ihnen, von denen nur die Artillerie in dem Gefecht gewesen war, und wies ihnen allen die Straße von Mähren an; nur darin ließ er ihnen Freiheit, sich rechts oder links auf Ungarn oder auf Böhmen zu werfen, je nachdem die Recognoscirungen des Gene-

rals Montbrun die eine oder die andere Richtung im Rückzuge des Feindes herausfinden würden. Masséna befahl er, seine Truppen sobald wie möglich zusammenzuziehen und mit denjenigen seiner Divisionen, die am wenigsten gelitten, namentlich denen von Legrand und Molitor, die Donau entlang zu marschiren und die Straße von Böhmen über Kornerburg, Stockerau und Znaim zu beobachten. Er ließ ihm die Cavallerie Lassalle's, die nach dem Tode dieses Letztern durch Marulaz und nach dessen Verwundung durch den General Bruyère commandirt worden war. Hierzu fügte er noch die Küraſſiere Saint-Sulpice.

Da Napoleon am nächsten Tage, am 8., noch immer sehr unvollkommen über den Marsch der Oesterreicher unterrichtet war, den die leichte Cavallerie zugleich auf den Straßen von Böhmen und von Mähren signalisirte, und da er die Straße von Mähren fortwährend für diejenige hielt, die sich am natürlichsten darbieten mußte, so schickte er den Marschall Davout, dessen Armeecorps sich während des 6. gänzlich erholt hatte, hinter den General Marmont nach Nikolsburg. Er hatte ihm noch die Dragoner von Grouchy und die Küraſſiere des Generals Arrighi überlassen. Diese Truppen machten zusammen mit denen des Generals Marmont wenigstens 45,000 Mann aus und waren im Stande, der ganzen Armee des Erzherzogs Karl die Spitze zu bieten. Gleichzeitig schickte Napoleon die Sachsen nach der March, um den Erzherzog Johann zu überwachen und ihn zu zwingen, sich jenseits dieser Linie zu halten. Den Prinzen Eugen ließ er mit einem Theile seiner Armee bei Wien, theils um diese Hauptstadt im Zaume zu halten, wenn sie sich empören sollte, theils um den Erzherzog Johann aufzuhalten, wenn dieser das von uns eroberte Donauufer verlassen und etwa auf dem entblößten rechten Ufer einen Versuch unternommen hätte, zu welchem die Generale Chasteler und Giulay die Hand bieten könnten. General Vandamme wurde außerdem mit den Württembergern nach Wien gezogen. Endlich setzte noch Napoleon den General Macdonald hinter Masséna in Bewegung, während er selbst mit der gesammten Garde, mit den Küraſſieren Nansouty's und den jungen Truppen Oudinot's noch 24 Stunden in Wolkersdorf blieb, um zu erfahren, welche von den beiden Straßen von Mähren und von Böhmen diejenige sein würde, auf welcher man die Gewißheit hätte, den Feind zu treffen.

Obwohl Napoleon nicht an die Möglichkeit eines verlängerten Widerstandes Seitens der Oesterreicher glaubte, so wollte er gleichwohl dem Zufall nichts überlassen, während er sich von Wien entfernte und beschränkte sich daher nicht darauf, einen Theil seiner Truppen der Bewachung dieser Hauptstadt zu widmen, sondern er ergriff auch die nothwendigen Maßregeln, um sie in Vertheidigungsstand zu setzen. Er befahl deshalb, die 109 Stück schweren Kalibers dorthin zu schaffen, die den Uebergang der Armee gedeckt hatten, dieselben auf den Mauern der Stadt zu vertheilen, alle Basteien an ihren Kehlen zu schließen, um der Besatzung einen doppelten Schutz, nach Innen und nach Außen zu gewähren, Lebensmittel und Munition für 10,000 Mann und auf drei Monate zu sammeln, die zahlreichen Boote dorthin zurückzuführen, die zu den verschiedenen Operationen auf der Lobau-Insel gedient hatten, endlich die Taborbrücke wiederherzustellen und dies mittelst Booten zu thun, bevor es mit Pfahlwerk geschehen könne, sie überdies aber auf beiden Ufern durch zwei große Brückenköpfe zu decken. Die Lobau-Insel konnte sich jetzt mit den über den großen und über den kleinen Arm geschlagenen Pfahlwerkbrücken begnügen, da sie nur noch ein Depotort war, worin man die Gefangenen und Verwundeten aufgehäuft hatte. Mit einer gesicherten Communication vor Wien und einer andern auf der Höhe der Lobau-Insel hatte Napoleon hinreichende Uebergangsmittel für alle erdenkbaren Eventualitäten des Krieges. Zu gleicher Zeit befahl er die Armirung Raabs zu vervollständigen und die Arbeiten zu Mölk, Linz und Passau, welche immer noch bestimmt waren, seine Operationslinie zu sichern, zu Ende zu bringen. Nachdem er alle diese Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines verlängerten Kampfes ergriffen, beschloß er aus dem Siege bei Wagram eine der wesentlichsten Consequenzen zu ziehen, die ihm unmittelbar finanzielle Hülfsquellen öffnen mußte; er legte nämlich auf die Provinzen der Monarchie, die er besetzt hielt, eine Kriegscontribution von 200 Millionen, die, wenn sie einmal decretirt war, bei einer spätern Friedensunterhandlung nicht mehr in Frage gezogen werden konnte, wenn anders, wie man glaubte, eine solche Unterhandlung bald eröffnet werden sollte. Auf diese Weise verwendete er zu Wolkersdorf die Tage des 7. und 8. und einen Theil des 9. Juli, während er das Resultat der nach allen Seiten gesendeten Recognoscirungen abwartete.

Der Erzherzog Karl hatte, man weiß nicht warum, Böhmen zu seinem Rückzugsweg gewählt. Entweder weil er nach der Richtung, die er nach der Schlacht bei Wagram genommen, die Straße von Mähren nicht rechtzeitig erreichen zu können fürchtete, oder weil er die wichtige Provinz Böhmen der Monarchie erhalten und in Verbindung mit dem Mittelpunkte von Deutschland bleiben wollte, das man immer noch zu insurgiren im Sinne hatte, war er auf der Straße von Znaim retirirt, die über Iglau nach Prag führt. (S. Karte No. 28 und 32.) Dies war von seiner Seite ein seltsamer Entschluß, denn abgesehen von der Genugthuung, sich von seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, zu trennen, dem er die Sorge überließ, Ungarn zum Aufstande zu bringen, während er selbst alle Hülfsmittel Böhmens ausbeuten würde, läßt sich nicht recht einsehen, welche Vortheile er daselbst zu erlangen hoffte. Indem er sich nach Böhmen begab, schloß er sich in eine Art von Kampfplatz ein, welchen sein Gegner mit einigen Märschen und ohne sich allzuweit von der Donau zu entfernen, vollständig zu durchschreiten vermochte, sodaß Alles von einem nahe bevorstehenden und letzten Zusammenstoß abhängig ward, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war. Wenn er dagegen tief in Ungarn eindrang, würde er Alles, was dem Hause Oesterreich noch an Streitkräften verblieb, zusammengezogen haben; er hätte

dann seinen Gegner in die Tiefen der Monarchie gelockt, wobei die österreichische Armee auf ihrem Marsche sich fortwährend verstärken, die französische dagegen sich mit jedem Schritte vermindern mußte; überdies würde er vielleicht daselbst Gelegenheit zu einer neuen weniger unglücklichen Schlacht als die bei Wagram gefunden und endlich Napoleon die einzige Schwierigkeit bereitet haben, mit welcher man ihn schlagen konnte, die einzige, mit welcher man ihn nachmals geschlagen hat, nämlich die der Entfernungen. Der Nachtheil, die Hülfsquellen Böhmens einzubüßen, war nicht sehr beträchtlich, denn einestheils hatte diese Provinz fast nichts mehr zu liefern und anderntheils konnte Napoleon zu ihrer Besetzung keine Truppen verwenden. Man kann sich also eine solche Wahl nur aus jener Verwirrung einer Niederlage erklären, welche fast immer die bedauerlichsten Entschlüsse herbeiführt und oft bewirkt, daß ein Unglück bald mehrere und schwerer gut zu machende nach sich zieht.

Kurz es hatte der Erzherzog Karl, was man auch von seinen Beweggründen denken möge, die Straße von Prag über Znaim eingeschlagen. Auf dieser Straße, die er über Korneuburg und Stockerau erreicht hatte, marschirte er mit den Corps von Bellegarde, Kollowrath und Klenau, wie mit der Reserve der Grenadiere und der der Cavallerie, im Ganzen mit nicht mehr als 60,000 Mann. Das Corps des Fürsten von Reuß, das am 6. den ganzen Tag verloren hatte, um den Ausgangspunkt von Wien zu beobachten, war, da es in der Schlacht nicht gelitten hatte, beauftragt, als Arrieregarde zu dienen. Auf der Straße von Mähren über Wilfersdorf und Nikolsburg ließ der Erzherzog Karl die Corps Rosenberg und Hohenzollern sich zurückziehen, um die Hauptarmee zu flankiren, wonach man vermuthen darf, daß in diesem Umstande etwas Schlimmeres, als ein fehlerhafter Entschluß, nämlich geradezu die Abwesenheit eines Entschlusses vorwaltete und daß jedes Corps den Weg einschlug, auf welchen die verlorene Schlacht es hinwarf. Der aus Hohenzollern und Rosenberg zusammengesetzte linke Flügel war in der That auf die Straße von Mähren gedrängt worden; das Centrum und die Rechte, aus Bellegarde, den Infanterie- und Cavalleriereserven, aus Kollowrath, Reuß und Klenau bestehend (3., 5. und 6. Corps), waren auf die von Böhmen geworfen worden. So geschieht es oft, daß gar keine Beweggründe vorhanden sind, auch da nicht, wo sich die Geschichte erschöpft, welche zu suchen und daß anstatt einer falschen Berechnung ganz einfach der Mangel einer Berechnung stattfindet.

Dieser doppelte Marsch, der gegen 20 bis 25,000 Mann der besten Truppen vom Erzherzog Karl entfernte, hatte gleichwohl einen augenblicklichen Vortheil: er ließ Napoleon in vollständigster Ungewißheit über die Straße, welche der Feind einschlug, und setzte ihn der Gefahr aus, sich in der seinen Colonnen zu gebenden Richtung zu irren. So hatte er auf der Straße von Mähren, über Wolkersdorf und Nikolsburg, Montbrun, Marmont, Wrede ([64]) und Davout, d. h. 45,000 Mann gegen 25,000, und auf der Straße von Znaim Masséna, Macdonald, Marulaz und Saint-Sulpice, d. h. 28,000 Mann gegen 60,000 abgesendet. Allerdings konnte er, da er mit der Garde, Nansouty und Oudinot zwischen beiden Truppenmassen stand, demjenigen seiner Unterbefehlshaber, welcher Hülfe nöthig haben würde, in wenig Stunden eine Unterstützung von 30,000 Mann zukommen lassen.

Masséna auf der einen, Marmont auf der andern Seite folgten jeder der ihm vorgezeichneten Marschroute. Am 8. Juli war Marmont der Arrieregarde Rosenberg's dicht auf den Fersen, während er allerwärts Nachzügler, Verwundete, hauptsächlich Landwehrmänner zusammenraffte, von denen die Reihen der Armee wimmelten. Als er am 9. zu Wilfersdorf anlangte, erfuhr er durch die stets mit gleich großer Umsicht als Kühnheit ausgeführten Recognoscirungen Montbrun's, daß der Fürst Rosenberg eine Wendung nach links gemacht und die Straße von Mähren mit der von Böhmen vertauscht habe. Wirklich begaben sich die beiden Unterbefehlshaber des Erzherzogs Karl, um sich wieder an die Hauptmasse der österreichischen Armee anzuschließen, von der Straße von Mähren auf die von Böhmen und gehorchten hierbei einem Willen, dessen seltsame Schwankungen man bald gewahren wird. General Marmont, welchem es Napoleon freigestellt hatte, die Straße einzuschlagen, auf der er den Feind zu finden glaubte, traf die richtige, den Umständen angemessene Wahl. Er ahmte dem Corps nach, das er verfolgte, wendete sich von der Straße von Mähren ab und schlug über Mistelbach und Laa die Richtung nach Znaim ein. Nur wagte er, während er den Marschall Davout von seinem neuen Marsche Nachricht zukommen ließ, nicht, diesen an sich zu ziehen, da er nicht wußte, ob das Detaschement, dessen Spuren er folgte, die Hauptmasse des Feindes wäre. Er meldete ihm seine Wendung nach links, ohne etwas zu thun, um ihn an der Fortsetzung seines Marsches auf Nikolsburg und nach Mähren zu hindern.

Am 9. stieß er, auf halbem Wege von Laa, auf 1200 Reiter und zwei Bataillone Rosenberg, warf sie und nahm ihnen einige Hundert Gefangene ab. Er traf am 9. Abends zu Laa an der Taya ein, einem Flusse, welcher nacheinander Znaim und Laa berührt und sich nach seinem Laufe mitten durch Mähren in die Morawa ergießt. In dieser gegen Norden durch die Gebirge Böhmens, Oberschlesiens und Ungarns geschützten Provinz war die Hitze erstickend. Die Keller des Landes waren reich versehen und trotz der Sorgfalt, mit welcher die Truppen des Generals Marmont unterhalten wurden, zerstreuten sie sich doch, hingerissen von Müdigkeit, Hitze, Geschmack an Wein, wie durch das übermäßige Vertrauen, das der Sieg ihnen einflößte. Als General Marmont in Laa anlangte, hatte er nicht den vierten Theil seines Effectivbestandes in Reih' und Glied. Er ließ die Offiziere zusammenkommen, setzte ihnen die Gefahr auseinander, durch eine strafbare Nachlässigkeit das Resultat eines großen Feldzuges aufs

Spiel zu setzen, ließ des Beispiels wegen zwei Soldaten erschießen und mit Tagesanbruch konnte er seine Mannschaften zusammenziehen, um gegen Znaim vorzurücken. Als er eben aufbrechen wollte, hätte eine neue Wendung des Feindes ihn beinahe in leidige Ungewißheit zurückgeworfen. Das Corps Rosenberg, das sich links gewendet hatte, um die Straße nach Znaim zu erreichen, wendete sich jetzt rechts, um wieder auf die nach Brünn zu gelangen. Während nämlich der österreichische Generalissimus fortfuhr, das Corps Hohenzollern an sich zu ziehen, schickte er dagegen das von Rosenberg nach Mähren zurück, man weiß in der That nicht warum, denn das letztgenannte Corps war kaum im Stande, diese Provinz zu vertheidigen, wenn die Franzosen sie ernstlich besetzen wollten. Dies war ein neuer Beweis, daß die beiden Corps Hohenzollern und Rosenberg ohne Ueberlegung auf der Straße von Mähren gelassen worden waren und daß sie, ebenfalls ohne Ueberlegung, bald auf die Straße von Znaim, bald auf die von Brünn geführt wurden. Uebrigens waren diese Abschweifungen der österreichischen Corps wohl von der Art, den Geist des französischen Generals, der sich an der Spitze der Verfolgung befand, zu verwirren. Nichtsdestoweniger beharrte General Marmont mit einem merkwürdigen militairischem Scharfblick bei seinem Marsche auf Znaim, während er Rosenberg eine neue Wendung nach rechts machen ließ und seinerseits die Richtung verfolgte, wo er den Feind zu finden glaubte und ihn in der That fand.

Um die Mitte des nämlichen Tages gewahrte General Marmont, der an eine Position gelangt war, wo er links die Taya und auf seiner Front einen tiefen nach der Taya auslaufenden Hohlweg hatte, jenseits dieses letztern das Thalbecken, in dem sich amphitheatralisch die Stadt Znaim erhob. In diesem Augenblicke drängten sich die Oesterreicher über die Brücke der Taya und durcheilten hastig die Stadt Znaim selbst, um nur zur rechten Zeit die Straße von Böhmen zu erreichen. General Marmont war durchaus nicht im Stande, sich auf dieser Straße aufzustellen, um sie zu sperren, im Gegentheil lief er mit seinen 10,000 Mann gegen die ihm entgegentretenden 60,000 große Gefahr. Er war jedoch vom Thalbecken von Znaim durch den Hohlweg getrennt, welchen er erreicht hatte und dessen Ränder die Oesterreicher besetzt hielten. Er entriß ihnen dieselben durch einen kräftigen Angriff mit dem 8. und 23. Linienregiment und bemächtigte sich außerdem des unterhalb gelegenen Dorfes Teswitz, von wo aus er die Möglichkeit hatte, die Brücke der Taya zu beschießen. Nach seiner Rechten zu nahm er zwei Bauerhöfe, die ihm als Stützpunkt dienen konnten, und noch weiter rechts besetzte er ein Gehölz, das er mit seinen Tirailleurs anfüllte. Auf diese Weise hatte er seine Fronte durch den Hohlweg, dessen er Meister war, seine Linke durch die Taya und seine Rechte durch stark besetzte Bauerhöfe und ein Gehölz gedeckt und konnte sonach mit seinem Geschütz den Uebergang der Oesterreicher über die Brücke der Taya stören, ohne ihren Repressalien allzu sehr ausgesetzt zu sein. Er schickte sich also an, diese Brücke zu beschießen und ließ Adjutanten auf Adjutanten abgehen, um Napoleon von der eigenthümlichen Lage, in welcher er sich befand, Nachricht zu geben.

Da diese unbequeme und gefährliche Kanonade die Oesterreicher beunruhigte, so machten sie einen Versuch, sich davon zu befreien, indem sie einen ernstlichen Angriff auf das Dorf Teswitz unternahmen. Beim Anblick der Zurüstungen zu diesen Angriff sendete General Marmont baierische Truppen ab, um ihn zu vereiteln. Die Angreifenden verdoppelten ihre Anstrengungen und man mußte die ersten Truppen durch die ganze Division Wrede und, als der Angriff nicht eingestellt wurde, durch die Absendung des 81. Linienregiments nach demselben Punkte unterstützen. Dieses französische Regiment reichte aus, um den Unternehmungen des Feindes ein Ziel zu setzen und die Oesterreicher in großer Entfernung zu halten. Der Tag verstrich ohne ein weiteres Ereigniß. Gegen Tagesschluß verkündigte eine Kanonade, die man in der Ferne zur Linken hörte, den Marsch Masséna's auf der Straße von Böhmen hinter der österreichischen Hauptarmee. Napoleon war nunmehr unterrichtet und konnte nicht verfehlen, von der Rechten hier einzutreffen. General Marmont verbrachte daher die Nacht ruhig, mit der Zuversicht eines Mannes, der nichts vernachlässigt hatte, seine Position zu sichern und der überdies die Tollkühnheit theilte, welche der Sieg damals aller Welt einflößte. Ein Umstand war schließlich geeignet, ihn ganz zu beruhigen. Ein in österreichischen Diensten gebliebener Franzose, Herr von Fresnel, war von Seiten des Generals Grafen Bellegarde erschienen, um einen Waffenstillstand zu verlangen. General Marmont hatte jedoch keine Vollmacht zur Abschließung eines solchen Vertrags; er hoffte überdies, daß man noch am nächsten Tage die österreichische Armee würde einschließen können und sendete daher diesen Unterhändler in das Hauptquartier des Kaisers, ohne die Einstellung der Feindseligkeiten auf sich zu nehmen.

In diesem Augenblicke langten die Franzosen von der Rechten und Linken her, auf der Straße von Böhmen und auf der Straße von Mähren, auf der Spur der Oesterreicher an. Masséna war am 8. mit den Infanteriedivisionen Legrand, Carra Saint-Cyr, so wie mit einer Division schwerer Cavallerie von Stockerau aufgebrochen, hatte die Nachhut des Fürsten von Reuß ohne Ablaß verfolgt und ihr zahlreiche Gefangene abgenommen. Er traf diese Nachhut den 9. am Fuße der Höhen von Mallebern und den 10. zu Hollabrunn, wo er sich schlug, während General Marmont es sich angelegen sein ließ, sich vor Znaim zu postiren. Erzherzog Karl hatte Kunde von der Anwesenheit eines französischen Corps zu Laa empfangen, hatte die Grenadiere und die Cavalleriereserve abgeschickt, um die Brücke von Taya zu nehmen und war denselben persönlich mit den Corps von Bellegarde, Kollowrath und Klenau nachgefolgt, während er dem Fürsten von Reuß die Sorge überließ, Hollabrun so lange als nur möglich zu vertheidigen. Er war es also, der mit den bezeich-

neten Corps unter Marmont's Augen über die Taya-brücke vor Znaim, die sogenannte Schallersdorfer Brücke ging. Während sich so die Sachen auf der Linken gestalteten, hatte sich Napoleon auf der Rechten, nach der am 9. erhaltenen Nachricht von Marmont's Marsche auf Znaim, mit der Garde, dem Corps Oudinot und den Küraſſieren Nansouty über Wilfersdorf in Bewegung gesetzt. Er traf am 10. von Wilfersdorf in Laa ein und hoffte am 11. die Garde nach Znaim führen zu können. Deshalb eilte er selbst seinen Truppen voraus und begab sich schon um Mittag (den 11.) nach dem Hauptquartier des Generals Marmont.

Am 11. Morgen fuhren die Oesterreicher in der That fort, unter den Augen Marmont's zu defiliren, der sie vom Dorfe Teswitz aus beim Uebergang über den Fluß mit Kanonen beschoß, während Masséna, der den Fürsten von Reuß auf dem Fuße gefolgt, sie gegen Mittag nach einem hitzigen Treffen auf die Taya warf. Die Schallersdorfer Brücke war barrikadirt und Masséna ließ sie daher, als er an ihr anlangte, von der tapfern Division Legrand angreifen. Dem Chef dieser Division, der seine Soldaten im Feuer mit seiner gewohnten Tapferkeit führte und das Hinderniß in der Front angriff, während die Artillerie Masséna's es der Länge nach bestrich, gelang es, sich der Brücke zu nähern, die Barrikaden zu übersteigen und sich derselben zu bemächtigen. Nach dieser muthvollen Handlung führte General Legrand seine Division im Angesicht der Truppen des Fürsten Reuß und der an die Stadt Znaim gelehnten österreichischen Küraſſiere in die kleine Ebene, welche das Thalbecken der Taya bildete. General Marmont sah vom Gipfel der rechts auf der andern Seite der Taya gelegenen Höhen diesem Schauspiele zu und erwartete ungeduldig den Augenblick, um den Marschall Masséna erfolgreich unterstützen zu können.

Letzterer wollte sich nicht auf einen ernsten Akt der Kühnheit beschränken, sondern beschloß, die Oesterreicher anzugreifen, sie nach Znaim zu stürzen, daselbst hinter ihnen einzurücken und sie darüber hinauszuwerfen, wobei er hoffte, daß Marmont's Truppen ihnen die Straße von Böhmen versperren würden. Allein er hatte nur die Division Legrand bei sich und wollte deshalb auf die Division Carra Saint-Cyr, dieselbe, die bei Aderklaa einen so unvorsichtigen Heldenmuth an den Tag gelegt hatte, warten. Gleichwohl griff er die Truppen des Fürsten von Reuß und die Grenadiere mit der einzigen Division Legrand an und ließ sich dabei durch seine diesseits der Taya gebliebene Artillerie unterstützen. Nach Ueberschreitung der Brücke drang er in das sich lang hinziehende Dorf Schallersdorf ein, nahm es, bemächtigte sich links eines großen Klosters, Kloster-Bruck genannt, und warf seine Küraſſiere in die Ebene, wo sie mehrere kräftige Chargen gegen die Oesterreicher ausführten. An dieser Stelle kämpfte Masséna mit 7 bis 8000 Mann gegen mehr als 30,000, ohne die 30,000 zu rechnen, die jenseits Znaim in den Ebenen, durch die sich die Straße von Böhmen hinzog, aufgestellt waren. Ein fürchterliches Ungewitter brach los und es wurde fast unmöglich Feuer zu geben, weshalb auch Masséna das Gefecht einstellen wollte. Allein die österreichischen Grenadiere benutzten diesen Umstand, rückten schweigend durch Schallersdorf vor, überfielen unsere Soldaten, die sich ihrer Gewehre nicht bedienen konnten, und bemächtigten sich auf einen Augenblick der Brücke. Masséna gedachte jetzt die Küraſſiere auf sie zu werfen, allein der schlüpfrig gewordene Boden vermochte sie nicht zu tragen. Schon war ein ernster Unfall zu fürchten, als zum Glück die Division Carra Saint-Cyr eintraf. Sie warf sich sofort auf die Brücke, nahm dieselbe wieder, durchschritt in ihrer Länge die Grenadiercolonne, nahm 800 dieser Truppe gefangen und rückte siegreich in der Ebene von Znaim vor. In diesem Augenblicke debouchirte Marmont, der den Marschall Masséna nicht ganz allein kämpfen lassen wollte, von Teswitz und drängte, mit Masséna gemeinschaftlich, die Oesterreicher auf Znaim. Man hatte sie in die Enge getrieben, ihnen eine beträchtliche Anzahl Mannschaften abgenommen, viel Leute getödtet oder verwundet und war eben im Begriff, sie nach der Erstürmung von Znaim zu einem ungeordneten Rückzug zu zwingen. Da jedoch die Garde noch nicht eingetroffen war, so blieb wenig Hoffnung, sie einzuschließen. Allerdings waren 3000 Reiter dieser Garde bereits erschienen, die auch im Verein mit Montbrun's Cavallerie und den Küraſſieren von Saint-Sulpice den Rückzug der Oesterreicher überaus mörderisch machen konnten.

Napoleon war jedoch, nachdem er während dieser Vorgänge plötzlich eingetroffen, dem Abgesandten des Generals Bellegarde begegnet und hatte dem Fürsten Johann von Liechtenstein selbst empfangen, der um einen Waffenstillstand nachsuchte und im Namen der militairischen Ehre die Eröffnung einer Unterhandlung für den sofortigen Friedensabschluß versprach. Napoleon unterhielt sich einen Augenblick über den zu fassenden Entschluß mit dem Major-General Berthier, mit Maret, dem Herzog von Bassano und mit dem Großmarschall Duroc. Wenn er die Oesterreicher einige Stunden länger durch ein hartnäckiges Gefecht beschäftigte, so konnte er vielleicht Zeit genug gewinnen, sie zu umgehen, wenigstens konnte er 10,000 Reiter hinter sie herwerfen, die eine entsetzliche Unordnung unter ihnen hervorgebracht haben würden. Ohne jedoch zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen, hatte er schon die Gewißheit, die vortheilhaftesten Friedensbedingungen zu erhalten und sein Stolz war befriedigt, da er den glänzendsten und edelsten Offizier der österreichischen Armee demüthig um das Ende des Krieges bitten sah; er war daher geneigt in seinem siegreichen Marsche Halt zu machen. Hierüber gab es verschiedene Ansichten. Die Einen waren der Meinung, man müsse mit dem Hause Oesterreich ein Ende machen und über seinem Haupte den Knoten aller Coalitionen zerhauen, damit man sie nicht wieder erstehen sähe, wenn man nach Spanien zur Beendigung des dortigen Krieges zurückkehrte. Die Andern gaben die

Gefahr zu, einen Kampf zu verlängern, der mit improvisirten Mitteln unternommen und innerhalb dreier Monate durch ein Wunder des Genies beendigt worden war, der jedoch, wenn er fortdauerte, die Erhebung Deutschlands hervorrufen, selbst die zur Zertrümmerung des Hauses Oesterreich wenig geneigten Russen mit fortreißen und auf diese Weise den ganzen Continent in Flammen setzen konnte. Napoleon fühlte dunkel, daß er das Glück schon zu sehr gemißbraucht hatte, hoffte übrigens, daß diese neue Lection Oesterreich fortan abhalten würde, ihn in seinem Kampfe mit Spanien und England zu stören, erkannte nach der Besiegung Oesterreichs die Unterwerfung Spaniens für leicht und sah den allgemeinen Frieden seine unermeßlichen Arbeiten krönen; trieb er dagegen die Feindseligkeiten bis aufs Aeußerste, z. B. bis zur Vernichtung des Hauses Oesterreich, so veranlaßte er wahrscheinlich die Russen, sich in den Streit zu mischen und zog sich auf diese Weise einen allgemeinen Krieg auf den Hals, der das Ende seiner Größe werden konnte; zugleich befriedigt und erschöpft rief daher Napoleon, nachdem er die Ansicht Derer vernommen, denen er es zum ersten Male gestattete eine Ansicht vor ihm auszusprechen: Es ist genug Blut geflossen!... schließen wir Frieden! —

Er forderte vom Fürsten von Liechtenstein das Versprechen, daß sofort Bevollmächtigte zum Unterhandeln abgesendet werden sollten und ließ Berthier für Frankreich und Herrn von Wimpffen für Oesterreich auf dem Terrain des Kampfes die Bedingungen eines Waffenstillstandes stipuliren.

Während die Generalstabschefs beider Armeen diese Bedingungen erörterten, fertigte man den Obristen Marbot und den General d'Aspre zu den Vorposten ab, um die Feindseligkeiten einstellen zu lassen. Sie langten zwischen Schallersdorf und Znaim in dem Augenblicke an, als die Truppen Masséna's mit den österreichischen Grenadieren handgemein geworden waren. Die Erbitterung war so groß, daß der tausendfach wiederholte Ruf: „Friede! Friede! Schießt nicht mehr!“ nicht ausreichte, die Streitenden zu trennen. Obrist Marbot und General d'Aspre wurden sogar bei ihren Bemühungen, dem Kampfe Einhalt zu thun, leicht verwundet. Endlich gelang es ihnen, und ein tiefes Schweigen, das nur von dem Freudenrufe der Sieger unterbrochen wurde, folgte einer entsetzlichen Kanonade. Dieser Tag kostete uns, sowohl dem Corps des Generals Marmont als dem des Marschalls Masséna, ungefähr 2000 Todte und Verwundete; die Oesterreicher büßten aber mehr als 3000, nebst 5 bis 6000 Gefangenen ein. Es war dies ein letzter Sieg, welcher diesen großen und schönen Feldzug würdig krönte.

Gegen das Ende des Aprils mit kaum formirten und noch zerstreuten Truppen ins Feld gerückt gegen den Erzherzog Karl, der mit einer seit langer Zeit organisirten und bereits vereinigten Armee einherzog, war es Napoleon in einigen Tagen gelungen, die seinige zu vervollständigen, sie zusammenzuziehen, vor dem Feinde zu concentriren, die des Erzherzogs Karl zu zu trennen und einen Theil derselben nach Böhmen einen nach Niederösterreich zu werfen. Das war der erste Akt des Feldzugs, der, wie wir gesehen, vor Regensburg endigte. Indem hierauf Napoleon die auf beiden Donauufern zerstreuten Oesterreicher bis Wien verfolgte, marschirte er so schnell und mit solcher Sicherheit, daß er ihre Wiedervereinigung vor Wien nie gestattete, und rückte einen Monat nach Eröffnung des Feldzuges in diese Hauptstadt ein, wobei er zugleich die Unfälle der Armee von Italien wieder gut machte und allen Plänen, den Continent gegen Frankreich zu insurgiren, in ihrem Ursprung Einhalt that. Als er den Uebergang über die Donau beschloß, um den Krieg durch eine entscheidende Schlacht zu beendigen, hatte er, nachdem er durch plötzliches Anwachsen des Stromes in seiner Operation unterbrochen worden war, in den beiden Tagen von Eßlingen durch Wunderthaten der Energie das so gefährliche Unternehmen, sich mit dem Fluß im Rücken zu schlagen, Dank der bewundernswerthen Idee, die Lobau-Insel als Uebergangsterrain zu wählen, durchgeführt. Auf das rechte Ufer zurückgegangen, hatte er treffliche Werke ausgedacht, um das Hinderniß beinahe vollständig zu bewältigen, das ihn von den Oesterreichern trennte, hatte er die Armeen von Italien und Dalmatien an sich gezogen, auf diese Weise alle seine Streitkräfte zu einem Entscheidungskampfe concentrirt und dann, nachdem er in wenigen Stunden das Wunder ausgeführt, im Angesicht des Feindes einen breiten Strom mit 150,000 Mann und 500 Geschützen zu überschreiten, in einer der größten Schlachten aller Jahrhunderte diesen vierten Krieg mit Oesterreich beendigt, einen Krieg, der nicht weniger denkwürdig war, als alle die, welche er geleitet und in denen das Genie seine eigenen Fehler besiegt und durch Wunder der Erfindungskraft und der Ausdauer alle Hülfsquellen ersetzt hatte, deren Ausbleiben rings um ihn durch eine unkluge Politik bewirkt worden war: einen Krieg, während dessen die Warnungen des Glücks sich noch einmal erneuert hatten, als ob sie den Feldherrn gegen die Irrthümer einer unvorsichtigen und thöricht ehrsüchtigen Politik hätten schützen wollen!

Bei den Stipulationen der Waffenstillstandsbedingungen sah Napoleon besonders darauf, seine militairische Position für den Fall einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten wohl zu sichern, wenn nämlich diese Wiederaufnahme aus der Unmöglichkeit, sich über die Friedensbedingungen zu einigen, entspringen sollte. Zunächst verlangte er, daß man ihm in permanenter Weise die Besetzung aller Provinzen gestatte, welche er mit seinen Truppen nur durchzogen hatte: nämlich Ober- und Niederösterreich, die Hälfte von Mähren, bestehend in den Distrikten von Znaim und Brünn, den Theil von Ungarn, der sich von der Raab bis Wien erstreckt, Steiermark, Kärnthen und einen Theil von Krain, welcher nothwendig war, um mit Dalmatien und Italien zu communiciren. Sonach sollte die Scheidungslinie zwischen den kriegführenden Armeen über Linz, Krems, Znaim, Brünn, Göding, Preßburg, Raab, Gratz, Laybach

und Triest gehen. (S. Karte Nr. 28.) Außerdem sollten ihm als Stützpunkte dieser Linie die Citadelle von Brünn, die Stadt Preßburg, die befestigten Plätze Raab, Gratz und Laybach entweder gelassen oder sofort übergeben werden. Auf diese Weise besetzte Napoleon mehr als ein Drittheil des Kaiserthums Oesterreich. Im Centrum dieses Kaiserreichs postirt, auf die Hauptstadt und die bedeutendsten Festungen gestützt, konnte er im Fall verlängerter Feindseligkeiten von Wien, als seiner Operationsbasis ausgehen und seine Eroberungen bis zu den äußersten Grenzpunkten der entlegensten Provinzen ausdehnen. Er bewilligte einen Monat für die Dauer des Waffenstillstandes und setzte die Verpflichtung fest, im Fall eines Bruches einander 14 Tage im Voraus in Kenntniß zu setzen. Wollte man sich aufrichtig verständigen, so genügte ein Monat, hatte man aber diese Absicht nicht, so reichte er auch für das Eintreffen der aus Frankreich verlangten Verstärkungen hin. So hart auch die Bedingungen dieses Waffenstillstandes sein mochten, so befanden sich die Truppen des Erzherzogs doch in einer zu mißlichen Lage, als daß man nicht Alles der Fortsetzung der Feindseligkeiten vorgezogen hätte. Die einmüthige Ansicht im österreichischen Generalstabe war: nachzugeben, und man gab nach. Herr von Wimpffen im Namen des Generalissimus, und der Major-General im Namen Napoleon's gaben ihre Unterschrift. Die große österreichische Armee hatte sich tapfer geschlagen und trotz ihres Unglücks konnte sie sich sagen, daß sie die österreichische Macht eher wieder zu Ansehen als zum Verfall gebracht hatte, obwohl man auf grausame Opfer gefaßt sein mußte, wenn man den Frieden von einem mit Recht auf seine Vortheile stolz gewordenen Sieger erlangen wollte.

Der Waffenstillstand wurde zu Znaim am 11. um Mitternacht unterzeichnet und sollte das Datum des 12. tragen. Nachdem Napoleon die Complimente des Erzherzogs Karl empfangen und diesem die seinigen hatte überbringen lassen, nachdem er ferner dem ritterlichen Fürsten Johann von Liechtenstein das Versprechen abgenommen, daß man der Kriegspartei in Oesterreich Schweigen auferlegen und schleunigst Unterhändler nach Wien schicken wolle, reiste er nach Schönbrunn ab, um alle Mittel anzuwenden, entweder den Frieden zu erhalten oder den Krieg durch eine letzte, kurze und entscheidende Anstrengung zu beendigen. Man konnte im Laufe des Monats August die Unterhandlung beendigt oder alle Mittel zusammengebracht haben, um im September einen letzten Feldzug zu beginnen, welcher der Existenz des Hauses Oesterreich ein Ende machen würde. Napoleon ordnete daher neue Rüstungen an, wie wenn er noch nichts gethan und als ob er nicht sowohl Siege diplomatisch auszubeuten, als Niederlagen gut zu machen hätte.

Zunächst vertheilte er seine Truppen zwischen Wien und dem durch den Waffenstillstand gezogenen Zirkel dergestalt, daß sie daselbst reichliche Lebensmittel finden und sich schleunigst nach jedem beliebigen Punkte dieses Kreises concentriren konnten. Er stellte den General Marmont nach Krems, so daß er über Sanct-Pölten nach Kärnthen zurückkehren konnte, sobald er wieder in Dalmatien einrücken mußte; den Marschall Masséna nach Znaim, in das Land, das er erobert hatte; den Marschall Davout nach Brünn, dem Punkte, gegen welchen er sich dirigirte; die Sachsen zwischen Marchegg und Preßburg, auf die Linie, welche sie bereits einnahmen; den Prinzen Eugen endlich nach der Raab, wo er siegreich gewesen war. General Grenier sollte die Festung Raab besetzen, General Macdonald Gratz und Laybach. General Oudinot mit seinem Corps und der jungen Garde sollte sich in der Ebene von Wien postiren. Die alte Garde bivouakirte in dem schönen Lustschlosse zu Schönbrunn. Da es einer der Vortheile des Waffenstillstandes war, die Monate Juli und August zur Unterwerfung Tyrols zu verwenden, so wurden die Baiern sämmtlich nach Deutsch-Tyrol zurückgeführt, während die italienischen Truppen des Prinzen Eugen nach Wälschtyrol marschirten. Neue Streitkräfte wurden nach Vorarlberg und Franken abgeschickt.

Da Napoleon wußte, daß sich in den Cadres viel junge Soldaten befanden, und er für deren Gesundheit den Aufenthalt in den Städten, für ihren militairischen Geist aber die Ruhe eines Waffenstillstandes für nachtheilig hielt, so befahl er, sie unter Baraken campiren zu lassen. Die Jahreszeit, das Land, Alles war schön. Wein, Fleisch, Brot war im Ueberfluß vorhanden. Die von den österreichischen Provinzen erhobenen und in Papier oder in Waaren zahlbaren Contributionen waren ein Mittel, den Werth alles dessen, was man entnahm, zu bezahlen, ohne Jemand zu ruiniren, da nur die Finanzen des Staats belastet waren. Der Sold wurde in Umlauf gesetzt und Werkstätten wurden in Wien, Linz, Znaim, Brünn, Preßburg und Gratz errichtet, um Kleider, Schuhe, Wäsche und Geschirr anzufertigen, wobei man stets Material und Arbeit bezahlte. In einem Monat sollte die Armee, nachdem sie genährt, gekleidet, ausgeruht und exercirt war, in einem blühenden Zustande und furchtbar wieder auftreten. Das war aber noch nicht Alles: man mußte sie auch ebenso zahlreich machen, als sie disciplinirt und wohl versehen sein sollte. Kraft der im Juni ausgefertigten Befehle sollte Napoleon in den ersten Julitagen eine Verstärkung von 30,000 Mann empfangen, die bereits sämmtlich von Straßburg abgegangen waren. Dies war mehr, als die Verluste des Feldzuges betrugen, zumal nach dem Wiedereintritt der „Leichtverwundeten“ (petits blessés), eine Benennung, worunter man alle Diejenigen verstand, deren Heilung in den drei bis vier Wochen erwartet werden konnte. Er erließ neue Befehle, um zu den eintreffenden 30,000 Mann mindestens noch 50,000 zu fügen, wodurch die in dem Mittelpunkt der österreichischen Monarchie agirende Armee auf 250,000 Franzosen und 50,000 Alliirte gebracht werden sollte. Diese Streitmacht war doppelt so stark, als die, welche Oesterreich unter den günstigsten Voraussetzungen aufzustellen vermochte. Um dies zu erreichen, ersann Napoleon ein Mittel, welches ganz besonders geeignet war, die Recrutirung

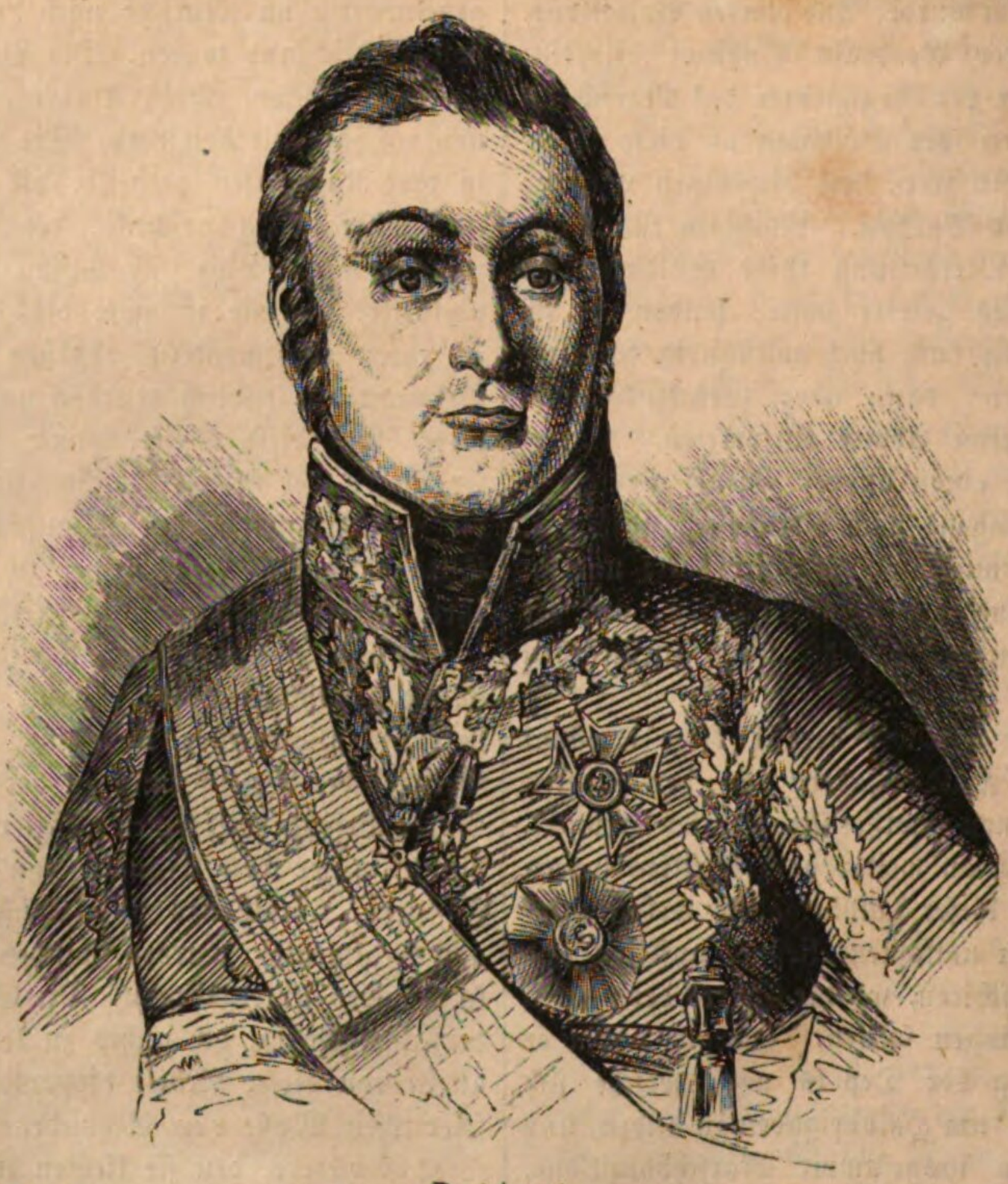
der Corps zu erleichtern. In der Armee waren in Folge der Verluste die Cadres bei weitem nicht gefüllt, während in den Depots ein Ueberfluß von Conscribirten herrschte, ja deren sogar mehr da waren, als die Cadres zu enthalten vermochten, so daß man wie häufig, im Aeußern an Soldaten und im Innern an Cadres Mangel hatte. Napoleon ließ daher alle Soldaten der Division Puthod, welche die vierten Bataillone des Corps vom Marschall Davout umfaßte, in die drei ersten Bataillone dieses Corps einstellen, was den Effectivbestand derselben ansehnlich erhöhte, zumal nach dem Wiedereintritte der Leichtverwundeten. Dasselbe machte er mit der ehemaligen Division Barbou von der Armee von Italien, welche die dritten und vierten Bataillone des Corps Marmont enthielt. Sie bekam den Befehl, ihre Soldaten in das Corps des Generals Marmont einzureihen, das dadurch gleichfalls auf einen sehr hohen Effectivbestand gebracht wurde. Die vierten Bataillone, welche das Corps des Generals Oudinot bildeten, gehörten zu mehreren der Regimenter des Marschalls Masséna. Sie gaben ihre Soldaten an diese Regimenter ab und blieben leer, wie diejenigen von der Division Puthod und Barbou. Nachdem Napoleon diese Cadres durch Vertheilung ihrer Soldaten an die betreffenden Corps geleert hatte, sendete er sie sofort nach Straßburg, um dort vollständig formirte Conscribirte zu holen, dann aber zurückzukommen und wieder in die active Armee einzutreten. Unterwegs sollten sie noch einen andern Dienst verrichten, nämlich 20,000 Gefangene nach Straßburg abführen, die man auf der Lobau-Insel verwahrt hatte und im Fall einer Erneuerung der Feindseligkeiten, auf die man gefaßt sein mußte, daselbst nicht zurücklassen wollte.

Napoleon hatte, wie wir bereits öfter erwähnt haben, provisorische Halbbrigaden aus den fünften und vierten Bataillonen gewisser Regimenter errichtet, die in ihrer Organisation weiter vorgeschritten waren als die andern. Elf dieser Halbbrigaden, welche mindestens 20,000 Mann umfaßten, ließ er auflösen und nach Straßburg marschiren, wo die Cadres der vierten Bataillone sie empfangen sollten. Hierauf nahm er eine neue Musterung der Depots vor, welche sich nicht erschöpft hatten, um Halbbrigaden zu bilden, und verlangte von ihnen insgesammt Marschbataillone, die unter einander durch Nummern der Militair-Divisionen unterschieden wurden, zu denen sie gehören sollten. Waren sie nur in Regensburg angelangt, so sollten sie gewissermaßen ihre Reise vollendet haben, denn in dieser Stadt waren Transportmittel vorbereitet, um sie auf der Donau nach Wien zu bringen. Außerdem verlangte Napoleon noch ungefähr 10,000 Mann von Italien. Was die Cavallerie betrifft, so brauchte er fast keine Mannschaft einzufordern, denn wie gewöhnlich hatte er wenig Reiter und viel Pferde eingebüßt. Um diese Verluste zu decken, errichtete er neue Pferdemärkte zu Passau, Linz, Wien und Raab. Endlich gedachte er, die Artillerie, mit deren Dienst er zufrieden war, noch mehr zu verstärken und sie von 500 Geschützen auf 700 zu bringen, nicht sowohl durch Vermehrung der Artillerie der Regimenter, was eine bis dahin wenig gerechtfertigte Rückkehr zu ehemaligen Gebräuchen war, sondern durch Vermehrung der Artillerie der Corps und hauptsächlich der Kaisergarde. Diese Gardeartillerie hatte bei Wagram bewundernswürdige Dienste geleistet. Er beschloß daher, sie auf 120 Stück zu bringen. Achtzehn aus den Depots und namentlich aus denen Italiens entnommene Artilleriecompagnien lieferten das Personal zu dieser Vermehrung. Das Geräth derselben wurde aus Straßburg und aus den festen Plätzen Italiens gezogen. Alle Kaliber wurden erhöht. Die Marineartillerie sollte die Landartillerie bei Bewachung der Küsten ersetzen und die Küstencompagnien im Depot der Regimenter die zur activen Armee gesendeten Compagnien vertreten.

Auf diese Weise sollten im Laufe des Monats August noch 50,000 Mann den 30,000 folgen, welche gegenwärtig im Marsche nach dem Lager der Armee von Deutschland waren. Die Vertheidigungsarbeiten zu Raab, Wien, Mölk, Linz und Passau wurden mit neuer Thätigkeit betrieben. Die Verwundeten wurden in drei Kategorien getheilt: die Amputirten wurden nach Straßburg geschickt, die schwer Verwundeten zwischen Mölk, Linz und Passau dagegen in der Weise vertheilt, daß sie in zwei bis drei Monaten wieder zu ihren Regimentern abgehen konnten; die leicht Verwundeten endlich wurden nach jedem Lager dirigirt. Auf diese Weise konnte keine Last den Bewegungen der Armee beschwerlich fallen, sobald sie die Feindseligkeiten wieder aufnahm. Während sich Alles anschickte, diese Armee zu verstärken, sollte sie ihren Augenblicken der Ruhe fleißige Exercitien folgen lassen und so ein zwischen Thätigkeit, Genüssen und Muße gemischtes Leben führen, denn in den Lagern herrschte allgemeiner Ueberfluß. Um für Alle das Beispiel der Aufopferung zu geben, erhielt die junge Garde Befehl, mit seinen Offizieren bis zum Obristen hinauf unter den Mauern von Wien zu campiren. Füsiliere, Tirailleurs und Conscribirte, im Ganzen acht Regimenter, wurden zwischen Wien und Wagram in Baraken untergebracht. Die Grenadiere und Jäger der alten Garde, die nichts zu lernen hatten, wurden allein von dieser Arbeit dispensirt und lebten in der friedlichen Muße von Schönbrunn in der Umgebung ihres Gebieters, den sie liebten und von dem sie wieder geliebt wurden.

Zu so vielen Arbeiten gesellten sich die Belohnungen, womit man, wie gewöhnlich, bei den Chefs der Armee begann. General Oudinot, welcher den Marschall Lannes an der Spitze des zweiten Corps wohl ersetzt hatte, General Marmont, welcher von der Grenze Dalmatiens bis mitten nach Mähren einen kühnen und umsichtigen Marsch ausgeführt, General Macdonald, welcher während des ganzen Feldzuges in Italien eine tiefe Kriegserfahrung und bei Wagram die seltenste Unerschrockenheit gezeigt hatte, wurden zu Marschällen ernannt. Den Corps und namentlich den Verwundeten wurden Gratificationen ausgesetzt. Ein Akt der Strenge mischte sich unter diese Beweise von Dankbarkeit und Freigebigkeit. Marschall Ber-

nadotte, der durch seine oder seines Corps Schuld den ihm zwischen Wagram und Aderklaa angewiesenen Posten nicht zu behaupten gewußt, hatte gleichwohl einen an die Sachsen gerichteten Tagesbefehl veröffentlicht, in dem er ihnen für ihr Benehmen am 5. und 6. Juli dankte und ihnen, so zu sagen, den Gewinn der Schlacht zuschrieb. Diese Art, auf eigene Faust und an seine Soldaten Lobsprüche zu ertheilen, die er von Napoleon hätte erwarten sollen, verletzte den Kaiser lebhaft, weil sie die ganze Armee und deren Führer verletzte. Um ihn dafür zu strafen, entwarf Napoleon einen der strengsten Tagesbefehle, der jedoch nur unter den Marschällen circulirte, aber hinreichte, um ein solches Uebermaß von Eitelkeit zurückzuweisen, denn da er an Nebenbuhler gerichtet war, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er geheim geblieben sein sollte (65). Endlich besuchte Napoleon auch persönlich seine Lager in Oberösterreich, Mähren und Ungarn, denn er wußte, daß er durch diese drohende Wachsamkeit den Schluß des Friedens besser sicherstellen würde, als durch alle Anstrengungen seiner Unterhändler. Die Stadt Altenburg war zum Ort der Zusammenkunft derselben bestimmt. So verwendete dieses unermüdliche Genie die Zeit des Waffenstillstandes von Znaim, dieses unermüdliche Genie, sagen wir, welches Alles begriff, nur nicht die so einfache Wahrheit, daß die Welt nicht ebenso unermüdlich war, wie er selbst.



Dudinot.

Sechs und dreißigstes Buch.

Talavera und Walcheren.

Nicht allein an den Ufern der Drave, der Raab, der Donau und der Weichsel vergossen die Franzosen während des Jahres 1809 ihr Blut; es geschah dies ebenso an den Ufern des Ebro, des Tajo, des Douero, selbst an den Ufern der Schelde und auf den meisten Meeren des Erdballs. Allerorten und fast gleichzeitig sah man sie ihr Leben in diesem schrecklichen Kampfe, der zwischen den ehrgeizigsten Männern und der rachgierigsten unter den Nationen entbrannt war, hingeben. Während Napoleon mit Soldaten, die fast noch Kinder waren, in drei Monaten den österreichischen Krieg beendigte, konnten seine, der Oberleitung beraubten Generale, die von ihm nur wenig beachtet wurden und unglücklicherweise unter einander uneinig waren, mit den ersten Soldaten der Welt nicht dahin gelangen, einige undisciplinirte Banden und eine handvoll umsichtig geführter Engländer zu bewältigen. So zog sich der Krieg mit Spanien in die Länge zum Schaden unserer Macht, zuweilen selbst auf Kosten unseres Ruhmes und brachte die kaiserliche Dynastie in Verlegenheit.

Napoleon, der seinen spanischen Truppen einen Winterfeldzug ausführen und ihnen während des Decembers und Januars die Schlachten von Espinosa, Burgos, Tudela, Molins-del-Rey, Coruña und Ucles liefern ließ, wollte, daß man ihnen eine ein- bis zweimonatliche Ruhe, die nöthige Zeit zur Heilung der Verwundeten und zur Herstellung des Materials, bewillige und daß man sie dann von den Punkten aus, die sie erobert, nach dem Süden der Halbinsel führe, um daselbst die Unterwerfung von Lissabon bis Cadiz und von Cadiz bis Valencia zu vollenden. Der Plan, den er bei seiner Abreise von Valladolid nach Oesterreich zurückgelassen, und der, wie schön er auch entworfen war, einen tüchtigen General en chef nicht zu ersetzen vermochte, ist früher schon dargelegt worden; zum Verständniß der Operationen von 1809 müssen wir ihn jedoch hier in Kurzem wiederholen.

Der Marschall Soult sollte mit den Divisionen Merle, Mermet, Delaborde, Heudelet, den Dragonern Lorge und Lahoussaye, der leichten Cavallerie von Franceschi, im Ganzen mit siebzehn Infanterie-, zehn Cavallerieregimentern und einem Geschützpark von 58 Stücken, nachdem er sich in Galicien von den während der Verfolgung der Engländer ausgestandenen Strapazen erholt, sich von Neuem in Bewegung setzen, bei Tuy (S. Karte No. 13.) den Minho passiren, über Braga nach dem Douero vorrücken, Oporto nehmen und von Oporto aus zur Eroberung von Lissabon vorwärts gehen. Napoleon hoffte, daß dieses Corps, dessen Nominalbestand gegen 46,000 Mann betrug, ungefähr 36,000 streitbare Mann-

schaften ins Feld stellen könne. Das war leider nicht ganz richtig; in Folge der Verwundeten, Kranken, Erschöpften und in nicht geringer Zahl Detaschirten war es unmöglich, mehr als 23 bis 24,000 zusammenzubringen. Es war Befehl ertheilt, im Februar auszumarschiren, um im März vor Lissabon einzutreffen, damit man von den Annehmlichkeiten des in diesen Gegenden so frühzeitigen Lenzes Vortheil ziehen könne. Marschall Ney hatte den Auftrag, hinter dem Marschall Soult mit den tapfern Divisionen Marchand und Maurice Mathieu, die bei einem Effectivbestand von 33,000 Mann nur 16,000 Kampffähige zählten, in Galicien zu bleiben, dessen Unterwerfung zu vollenden und auf diese Weise die Verbindungen mit dem portugiesischen Expeditionscorps zu decken.

Während Marschall Soult in Portugal einfiel, sollte Marschall Victor, der Sieger von Espinosa und Ucles, mit den schönen Divisionen Villatte, Ruffin und Lapisse, die das erste Corps bildeten, und mit zwölf Cavallerieregimentern von Madrid weggehen, mittelst einer Bewegung auf seiner Rechten von Talavera nach Merida, vom Tajo nach der Guadiana vorrücken, um in Estremadura und Andalusien einen Marsch auszuführen, welcher dem des Marschalls Soult in Portugal entspräche. Sobald er von dem Einmarsch des Marschalls Soult in Lissabon Gewißheit erhielt, sollte er sich nach Sevilla begeben, wo er nöthigenfalls von einer Division des Marschalls Soult unterstützt werden würde. Man versorgte ihn in Madrid mit dem nothwendigen Belagerungsgeräthschaften, die aus kurzen Vierundzwanzigpfündern bestanden, um die Mauern von Sevilla und Cadiz zusammenschießen zu können, falls die Hauptstädte vertheidigt werden sollten. Marschall Victor hatte in diesem Augenblicke nur zwei von seinen drei Divisionen zur Hand, da die des Generals Lapisse in Salamanca zurückgeblieben war, seitdem Napoleon die Concentrirung der Truppen im Norden zur Bewältigung des Generals Moore angeordnet hatte. Während der Marschall Soult von Tuy auf Lissabon herabging, hatte diese Division Befehl von Salamanca nach Alcantara vorzudringen, ihren Chef in Merida einzuholen und ihm nach Andalusien zu folgen. Man glaubte, daß dieses Corps, das durch die vortreffliche deutsche Division Leval verstärkt war und dessen Effectivbestand sich auf 40,000 Mann belief, in Wirklichkeit 30,000 Mann aufstellen und mit den Verstärkungen, die man ihm aus Madrid zusenden konnte, genügen würde, um die Oberherrschaft im Süden der Halbinsel zu behaupten.

König Joseph, bei dem Marschall Jourdan als Chef des Generalstabs fungirte, war ermächtigt, unmittelbar unter seinem Befehle die schönen französischen Divisionen Dessoles und Sebastiani, die polnische Division Valence, die Dragoner Milhaud's, einige Brigaden leichte Cavallerie, im Ganzen elf Regimenter Infanterie, sieben Regimenter Cavallerie, eine wirkliche Streitmacht von 36,000 Mann statt des nominellen Effectivbestandes von 50,000 zu behalten. In dieser Totalsumme war die Garde für die Person des Königs Joseph, der Hauptpark und eine Unmasse von Depots mit einbegriffen. Der König sollte mit dieser Centralmacht Madrid im Zaume halten, nöthigenfalls zur Unterstützung des Marschalls Victor ausrücken, mit einem Worte in allen unvorhergesehenen Fällen aushelfen können. Das Corps des Generals Junot, das soeben die Belagerung von Saragossa beendigt hatte und jetzt unter dem Befehle des Generals Suchet stand, sollte mit seinen 16,000 Mann, die es nur von 30,000 disponibel hatte, sich in Aragonien erholen, diese Provinz überwachen und später, wenn die Ereignisse eine günstige Wendung nähmen, daraus abziehen, um über Cuença auf Valencia vorzurücken. Zu seiner Unterstützung oder zur Bewachung Aragoniens blieb im Rücken das Corps des Marschalls Mortier, das während der Belagerung von Saragossa wenig angegriffen worden war und von den 23,000 Mann seines Effectivbestandes 18,000 streitbare Truppen aufwies. Da Napoleon nicht gleich anfangs Alles vorhersehen konnte, was aus dem Kriege in Deutschland werden würde, so hatte er verboten, das Corps des Marschalls Mortier aktiv zu verwenden, und verordnet, es unberührt am Fuße der Pyrenäen zwischen Saragossa und Tudela zu lassen, um es je nach den Ereignissen, gegen den Süden Spaniens abzuschicken oder es an den Rhein zurückzuführen. Der General Saint-Cyr, der Besieger der Spanier bei Cardedeu und Molins-del-Rey, sollte mit 48,000 Mann Effectivbestand, in Wirklichkeit mit einer Streitmacht von 40,000 Mann, die Eroberung von Catalonien durch die Belagerung seiner festen Plätze vollenden. Der Norden von Spanien endlich, der unsere Operationslinie ausmachte, war einer Cavallerietruppe und einer Menge vereinzelter Corps anvertraut, welche die Besatzungen von Burgos, Vittoria, Pampeluna, San Sebastian, Bilbao und Santander bildeten und im Fall der Noth einige mobile Colonnen abgeben konnten. Seit der Abreise des Marschalls Bessières befehligten General Kellermann und General Bonnet diese Corps, der eine in Castilien, der andere in Biscaya. Diese Mischung von Soldaten aller Waffengattungen, die aus allen Corps entnommen, und mit dem Dienste in unserem Rücken beauftragt waren, stellte eine Masse von 33 bis 34,000 Mann dar, von denen 15 bis 18,000 im Stande waren, nützliche Dienste zu leisten und brachte die enorme Masse von Streitkräften, die für die Halbinsel bestimmt waren, auf 200,000 Streiter bei einem Effectivbestand von 300,000 Mann. Großentheils waren dies die besten Truppen Frankreichs, dieselben, welche die Feldzüge der Revolution und des Kaiserreichs mitgemacht und Italien, Aegypten, Deutschland und Rußland besiegt hatten! Dahin hatte uns diese Eroberung Spaniens gebracht, die anfangs als Sache eines einfachen Handstreichs betrachtet worden war. Man hatte hier seinen Ruf der Rechtlichkeit, den Zauber der Unbesiegbarkeit verloren, und man sandte bewunderungswürdige Armeen, die durch achtzehn Kriegs- und Siegesjahre gebildet worden waren, hierhin, um Mann für Mann den Untergang zu finden.

Napoleon nahm an, daß diese 300,000 Mann, die er nicht so zusammengeschmolzen glaubte, als sie es in Wirklichkeit durch Erschöpfung, Krankheiten und Verstreuungen waren, mehr als hinreichend sein würden, selbst wenn sie nur 200,000 zählen sollten, um Spanien zu unterwerfen, da die Engländer es sehr überdrüssig sein würden, die Spanier nach dem Feldzuge von Coruña noch länger zu unterstützen. Diese 200,000 Mann hätten ohne Zweifel unter einer starken Oberleitung genügt, obschon die Leidenschaft eines ganzen gegen die Fremden in Aufstand begriffenen Volkes fähig sein mag, Wunder genug hervorzubringen; allein die Macht, welche Napoleon in Madrid zurückgelassen, um seine Anordnungen auszulegen und ausführen zu lassen, konnte weder sein Genie, noch seine Willenskraft, noch seine überlegene Gewalt über die Menschen ersetzen und die kräftigsten Mittel mußten scheitern nicht sowohl an dem Widerstand der Spanier, sondern vielmehr an der militairischen Anarchie, die in seiner Abwesenheit zu entstehen begann.

In der That besaß der König Joseph, sanft und verständig, ziemlich enthaltsam in seinen Sitten, wie schon erwähnt, auch nicht die geringste Tauglichkeit zum Befehlen, obschon er stark nach Waffenruhm, wie nach einem Familienerbtheil, hinstrebte. Allein er besaß weder Thätigkeit noch Kraft, hauptsächlich aber keine Kriegserfahrung und in Ermangelung der Erfahrung keine der höheren geistigen Eigenschaften, welche dieselbe ersetzen. Er hatte, wie eben auch erwähnt, zum Mentor den würdigen und verständigen Marschall Jourdan angenommen, dessen Urtheile er seine militairischen Pläne unterwarf, ohne jedoch in den meisten Fällen auf ihn zu hören, während er sich, nachdem er lange zwischen ihm und seinen Vertrauten hin- und hergeschwankt, zu entscheiden pflegte, so gut er konnte und den Eindrücken des Augenblicks folgte. Napoleon, der während des letzten Feldzuges seine Prätensionen bemerkt hatte, spottete darüber zu Madrid und that es selbst noch zu Schönbrunn gegen Die, welche nach Spanien gingen oder von dort zurückkamen. Er liebte den Marschall Jourdan wegen seiner früheren und selbst wegen seiner jetzigen Ansichten nicht, denn er hatte ihn mit Unrecht in dem Verdacht, die ziemlich strengen Urtheile veranlaßt zu haben, die man an dem neuen Hofe von Spanien über ihn fällte. In der Schwermuth und in der Kälte dieses ernsten Mannes erblickte er nur einen Tadel seiner Regierung, und während er sich über seinen Bruder lustig machte, setzte er den Marschall Jourdan, über den er sich nicht lustig machen konnte, da er sich nicht zum Spott gebrauchen ließ, öffentlich herab. Dieser Marschall war unter den Offizieren seines Grades und seiner Anciennetät der einzige, welchen Napoleon nicht mit den reichen Belohnungen beglückt hatte, die er an seine Diener verschwendete. Spöttereien über den König und eine sichtbare Abneigung gegen seinen Major-General waren kein Mittel, um den Einen oder den Andern in den Augen der Generale zu erheben, welche ihnen gehorchen sollten. In der That, wie hätten auch Marschälle, die gewohnt waren, nur Napoleon zu gehorchen, bei welchem sie ein seiner Macht angemessenes Genie erkannten, einem Bruder gehorchen sollen, der es selbst sagte, daß er kein Militair sei, und einem alten in Ungnade gefallenen Marschall, dessen Talente er leugnete?

Die Dispositionen, die man um die Rangordnung des Commandos sicher zu stellen, getroffen, waren an sich selbst sehr schlecht angeordnet (66). Zwar hatte Napoleon in seinen Instructionen gesagt, daß der König Joseph ihn an der Spitze der Armeen von Spanien ersetzen würde; allein jeder der Corpchefs, Marschälle oder Generäle sollte direkt mit dem Kriegsminister Clarke correspondiren und von diesem Letztern die Befehle für alle seine Operationen empfangen, so daß sie die Autorität des Königs Joseph als rein nominell betrachten mußten, während sie die zu Paris thronende Autorität als die einzig wirkliche zu achten hatten. Napoleon, der gewöhnlich in allen Sachen so entschieden war, hatte sich nicht entschließen können, das wirkliche Commando einem Bruder anzuvertrauen, den er nicht für fähig dazu hielt, und während er es ihm der Form nach überließ, hatte er es in der Wirklichkeit für sich selbst behalten. Und obwohl es schien, als ob ein von ihm eingegebenes Commando jedem Anderen vorzuziehen sei, so muß man doch in Wahrheit sagen, daß die Befehle Joseph's, obschon ohne Kriegskenntniß und ohne Nachdruck ertheilt, dessenungeachtet, weil sie aus größerer Nähe ausgingen und den derzeitigen Umständen des Krieges angemessener waren, bessere Resultate herbeigeführt haben würden, als die Befehle Napoleon's, die in einer Entfernung von 300 Meilen erlassen wurden und wenn sie eintrafen, nicht mehr dem gegenwärtigen Stande der Dinge entsprachen. Das Beste wäre gewesen, wenn der Kaiser die allgemeinen Pläne des Feldzuges, die er allein zu entwerfen verstand, zwar festgestellt, dem Generalstab Joseph's aber die Sorge überlassen hätte, die Einzelheiten der Ausführung unumschränkt anzuordnen. Allein mild, nachsichtig, väterlich, vertrauensvoll gegen den Prinzen Eugen, welchen er bescheiden, folgsam und dankbar fand, war Napoleon streng, spottsüchtig und mißtrauisch gegen seine Brüder, welche sich eitel, ungefügig und sehr wenig erkenntlich benahmen. Er hatte daher Joseph nur dem Namen nach eine Autorität verliehen und auf diese Weise eine verhängnißvolle Militairanarchie, ohne es zu wollen, auf der Halbinsel vorbereitet.

An diese Ursachen zu Conflicten reihten sich andere ebenso mißliche. Der Krieg in Spanien kostete, abgesehen davon, daß er viel Menschen fraß, auch viel Geld. Napoleon sah ein, daß er diesem Bedürfnisse nicht genügen könne und hatte deshalb beschlossen, daß die Armee auf Kosten des von ihr besetzten Landes leben sollte. Nun hatte sich aber Joseph, wie der König Louis in Holland und der König Murat in Neapel, bei seinen neuen Unterthanen gern populär machen wollen, und um die Herzen derselben für sich einzunehmen, vertheidigte er sie gegen die französische Armee, die gleichwohl beauftragt war, sie

für ihn zu erobern. Diese Armee, welche sich sagte, daß sie aus mittelmäßigen Brüdern ihres Generals Könige gemacht habe, war erstaunt, ja sogar unwillig darüber, daß man revoltirende Unterthanen den Soldaten vorzog, denen man die Krone verdankte und denen man nicht allein verpflichtet war, sondern die man auch zu Landsleuten hatte. Die Generale, die Offiziere, Alle bis auf die Soldaten sprachen sich sehr auffällig über die aus ihren Händen hervorgegangenen Königswürden aus und zur Vergeltung dafür redete man an Joseph's Hofe von der französischen Armee und ihren Führern ganz so, wie es nur die Spanier selbst hätten thun können. Als Vertreter Napoleon's befanden sich zu Madrid Herr von Laforêt, der Gesandte Frankreichs, General Belliard, der Gouverneur von Madrid, und Herr von Fréville, der Agent des Schatzes zur Verwaltung der confiscirten Güter der proscribirten Familien. Diese verschiedenen Autoritäten lebten mit den Agenten des Königs Joseph in beständigem Conflict. Napoleon hatte z. B. die Einkerkerung aller Mitglieder des ehemaligen Raths von Castilien anbefohlen: Joseph hatte sie wieder freigelassen und als Grund dafür angeführt, daß man sie nur verfolge, um sich in den Besitz ihrer Güter zu setzen. Napoleon hatte sich, unter dem Vorwande der Kriegsentschädigung, die Güter von zehn der größten spanischen Familien angeeignet, wie wir anderwärts erzählt haben, und überdies hatte er die Wolle in Beschlag genommen, welche den angesehensten Grundeigenthümern der eroberten Provinzen gehörte. Der Gesammtwerth dieser Confiscationen mochte sich nahe an 200 Millionen belaufen. Was die zehn großen Familien betrifft, sagte Joseph, so muß ich deren Eigenthum dem Kaiser überlassen, der es bereits in Besitz genommen hat; was aber die andern Familien anlangt, die in weit größerer Anzahl wegen des Aufstandes verfolgt werden, so müssen deren Güter mir überlassen bleiben, entweder um sie ihnen zurückzuerstatten, wenn sie sich unterwerfen, oder um damit, wenn sie nicht zum Gehorsam zurückkehren, die Ergebenheit Derer zu belohnen, die sich meinem Dienste widmen werden. Rücksichtlich der Wolle beanspruchte Joseph ebenfalls einen Theil davon unter verschiedenen mehr oder minder bestreitbaren Vorwänden zurückzubehalten, wobei er überdies anführte, daß er Niemand etwas zu geben hätte, daß er nicht einmal die Beamten seines Hauses bezahlen könnte, daß es in Madrid 6000 Dienstleute sowohl von der früheren Grandezza wie vom ehemaligen Hofe gäbe, von Denen er einen Theil an sich fesseln könne und die aus Mangel der nothwendigsten Lebensmittel die Bevölkerung der Hauptstadt gegen ihn aufreizten.

Seine Geldnoth war in der That außerordentlich groß. Der gesammte Ertrag der Steuern wurde durch die französischen Armeen in den Provinzen, die sie besetzt hielten, und in gleicher Weise durch die Insurrection in den Provinzen, die in ihrer Gewalt geblieben waren, aufgezehrt. Das was die französischen Armeen direkt nahmen, reichte indessen keineswegs zu ihrer Unterhaltung aus; denn wenn es ihnen auch, indem sie in den Provinzen Alles nahmen, gelang, sich zu nähren und zu kleiden, so blieb doch noch die Verwaltung der Artillerie und des Genies übrig, beide sehr kostspielig und sehr wichtig, denen man nicht damit helfen konnte, daß man sich des Schlachtviehes bemächtigte oder die Ernten auf dem Halme wegnahm. Für diese Dienstzweige brauchte man Geld und es floß nur das in den Schatz, was man zu Madrid selbst einnahm. Indem man sich aller Hülfsquellen bemächtigte, welche Proscription oder Confiscation zu liefern vermochten, nahm man dem Könige Joseph — so sagte er — das Mittel, sich Anhänger zu verschaffen, wie auch für die unerläßlichsten Dienstzweige Sorge zu tragen. Er verlangte, daß man wenigstens eine für seine Rechnung in Holland eingeleitete Anleihe beendigen ließe, die dem spanischen Schatze 15 bis 20 Millionen hätte einbringen können. Nur hinsichtlich dieses letztern Punktes hatte ihn Napoleon zufrieden gestellt; in Bezug auf alle übrigen aber hatte er nur mit Weigerungen geantwortet und ihm bitter einige Akte von Freigebigkeit gegen seine Günstlinge, die nichts verdient hätten, vorgeworfen; dabei hatte er mit sichtlichem Bedauern, diesen Krieg unternommen zu haben, Alles nachgerechnet, was ihm derselbe bereits gekostet und was er ihm noch kosten würde; denn wenn sich auch die französischen Soldaten die Lebensmittel im Lande verschafften, so mußten sie doch daselbst bekleidet, bewaffnet und organisirt anlangen; man mußte sie übrigens mit Kriegsmaterial versehen, was nur mit großen Kosten geschehen konnte, ganz abgesehen von den großen Kosten des österreichischen Krieges, der eine Folge des spanischen war und noch viele andere Lasten für die Finanzen des Kaiserreichs nach sich ziehen sollte. Napoleon sagte daher, daß er durch seine Brüder ruinirt und gezwungen sei, jedes Hülfsmittel zu benutzen. Uebrigens 300 Meilen von Madrid durch andere Kriege abgezogen, überließ er die Sorge, diese Streitereien beizulegen, seinen Agenten, die mit unerhörter Unverschämtheit auftraten, da sie sich in ihrer Eigenschaft als Repräsentanten Napoleon's den einfachen Repräsentanten des Königs Joseph weit überlegen dünkten. Es war bereits so weit gekommen, daß rücksichtlich der sequestrirten Güter Herr von Fréville, der sich der Schlüssel der streitigen Paläste bemächtigt, den Agenten des spanischen Schatzes den Zutritt zu denselben verweigerte und, wie er äußerte, bereit war, nöthigenfalls, um sich Gehorsam zu verschaffen, seine Zuflucht zur französischen Armee zu nehmen. König Joseph antwortete auf diese Anmaßung, er werde Herrn von Fréville in eine Postchaise setzen und nach Frankreich bringen lassen (67). Man begreift, welche Mißachtung solche Streitigkeiten, die in ganz Madrid bekannt waren, gegen das neue Königthum hervorrufen mußten. Gehaßt von den Spaniern, verachtet von den Franzosen war es sehr schwer für dasselbe, sich bei den Einen wie bei den Andern Gehorsam zu verschaffen, und selbst die besten Pläne konnten nicht gelingen, da sie unter der Leitung einer so schwachen und so angefeindeten Autorität ausgeführt wurden.

Obschon die französischen Streitkräfte der Quantität wie der Qualität nach unermeßlich waren, so wurde der Widerstand doch mit jedem Tage ernsthafter. Nirgends hatten sich die Spanier im Felde behauptet. Bei Espinosa, bei Tudela, bei Burgos, bei Molins del Rey, bei Ucles hatten sie flüchtend die Waffen weggeworfen. Selbst die Engländer, eine regulaire und bewährte Truppe, waren, in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, genöthigt gewesen, in aller Eile den spanischen Boden zu verlassen und eine Zuflucht auf ihren Schiffen zu suchen. Aber weder die Einen noch die Andern waren durch die Reihe der erlittenen Niederlagen entmuthigt worden. Die Spanier waren in ihrem thörichten Stolze unfähig, den Werth der französischen Armee zu ermessen und ihre Unwissenheit rettete sie vor Entmuthigung. Sie flohen fast ohne sich zu schlagen und litten deshalb wenig, denn nur solche Niederlagen, die man ernstlich streitig macht, werden tief empfunden; sie waren jedoch bereit, den Krieg zu jeder Zeit wieder aufzunehmen, welcher nur den Städten Verderben brachte, der ihrer unersättlichen Thätigkeit zusagte und allen ihren religiösen und patriotischen Gefühlen entsprach. Waren sie ja einmal durch ihre zahlreichen Niederlagen entmuthigt worden, so hatten sie doch von Neuem Muth gefaßt, als sie die Abreise Napoleon's und den Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich erfuhren. Die Junta hatte sich nach Sevilla zurückgezogen, wo sie tiefer in die Unwissenheit und den Fanatismus des Volkes hineingerathen war, und fuhr hier fort, die ganze Wuth der Nation anzufachen. Zusammengesetzt aus einem Gemisch alter Staatsmänner, die unfähig waren, die neuen Zustände zu begreifen, und junger Fanatiker, die auch nicht einen dieser Zustände aufzufassen vermochten, dabei gehemmt durch tausendfachen Widerstand, leitete sie den Krieg, wie man es eben in Zeiten der Unordnung thun kann. Aber sie begeisterte, feuerte an, trieb zu den Waffen die Bevölkerung von Valencia, Murcia, Andalusien, Estremadura, correspondirte mit den Engländern und sendete unablässig neue Recruten zu den Armeen der Insurrection. Während ihr England Waffen, Munition und Subsidien in Menge lieferte, hatte sie die Armee des Centrums umgebildet, die seit der Schlacht bei Tudela dem Herzog von Infantado und seit der Schlacht bei Ucles dem General Cartojal anvertraut war. Die bei Burgos, Somo-Sierra und Madrid geschlagene Armee von Estremadura, die sich dafür durch die Ermordung des unglücklichen Don Juan Benito gerächt hatte, war recrutirt und dem alten Gregorio de la Cuesta anvertraut worden, welcher unter den spanischen Generalen einzig und allein deshalb ein Uebergewicht wieder erlangt zu haben schien, weil er, da er noch keine Schlacht geliefert, auch noch keine verloren hatte. Diese beiden Armeen, in Echelons auf den Straßen der Mancha von Ocaña bis Valdepeñas (S. Karte No. 43.), und auf den Straßen Estremaduras von der Brücke von Almaraz bis Merida aufgestellt, sollten Madrid beunruhigen und den französischen Truppen, welche nach dem Süden hinabzugehen versuchen würden, das Terrain streitig machen. Im Norden von Spanien war der General de La Romana, welcher dem Rückzuge der Engländer gefolgt, aber um diesen die Straße von Vigo freizulassen, auf der von Orense weitergezogen war, an der Grenze von Portugal längs des Minho stehen geblieben, zwischen den durch ihre seit Kurzem erfolgte Befreiung exaltirten Portugiesen und den Spaniern von Galicien, den hartnäckigsten aller Insurgenten der Halbinsel. Auf diese Weise unterhielt er im Norden einen gefahrdrohenden Heerd der Aufregung. Ueberhaupt hob die Junta allerwärts, wo sich keine französischen Armeen befanden, öffentlich Soldaten aus, und da, wo sie waren, erwarteten Guerillabanden, die sich in Gebirgen und Defileen verbargen, unsere Convois von Verwundeten, Kranken und Munition, um erstere zu ermorden und letztere aufzufangen. In Asturien wagte der General Ballesteros sich einige Meilen vom General Bonnet zu zeigen. In Aragonien hatte das schreckliche Beispiel von Saragossa nur auf die unglückliche Stadt, welche Zeuge und Opfer der Belagerung gewesen, Eindruck gemacht. In Catalonien hatten die Schlachten von Cardedeu und Molins del Rey nur auf die Armee des Generals Vives gewirkt und die Miquelets hielten unsere Truppen bei allen Uebergangspunkten auf oder beunruhigten sie bei den Belagerungen von Hostalrich, Girona und Tarragona, die sie nach einander ausführen sollten. Obwohl nur zwei Monate verflossen waren, seitdem die Generale Napoleon's unter seiner Anführung in zehn Schlachten die Hälfte Spaniens wieder erlangt und von den Pyrenäen bis zum Tajo Alles erobert hatten, so hatte die Kunde vom Ausbruch des österreichischen Krieges, die in hundertfältiger Weise verbreitet und ausgelegt ward, alle Hoffnungen wieder aufgefrischt, alle Wuth von Neuem erweckt und auf einen augenblicklichen Schrecken eine Aufregung folgen lassen, die beinahe ebenso gewaltig war, als die nach der Capitulation von Baylen. Man glaubte, daß Napoleon, der gezwungen war, Spanien in Person zu verlassen, bald auch genöthigt sein würde, seine tüchtigsten Truppen daraus zurückzuziehen, und daß man mit den andern leicht fertig werden würde.

Die gemeinschaftlich mit den Spaniern geschlagenen Engländer hatten ihrerseits gleichfalls wieder Vertrauen zu sich selbst gewonnen, denn auch sie schmeichelten sich, daß der Krieg mit Oesterreich, welcher die Abberufung unserer alten Truppen erheischte, ihnen gestatten würde, das Terrain wieder zu erobern, das sie während der zweimonatlichen Gegenwart Napoleon's jenseits der Pyrenäen verloren hatten.

Die Armee des Generals Moore, die auf ihrem Rückzuge durch Galicien hätte zu Grunde gehen müssen, aber, da sie nur schwach verfolgt wurde, blos ihre Pferde, einen Theil ihres Kriegsgeräths und ein Viertel ihres Effectivbestands verloren hatte, war nach den englischen Küsten zurückgebracht worden. Hier recrutirte man sie mit Angeworbenen, die aus den berühmten Milizen hervorgingen, welche

früher der Expedition von Boulogne entgegengestellt werden sollten, und die, seit die Expedition von Boulogne Niemand mehr in England beschäftigte, mit ihren Trümmern ein großes Material zur Recrutirung lieferten. So hatte Napoleon, indem er die ganze Welt in Bewegung brachte, überall Soldaten hervorgerufen. England, welches mit Recht glaubte, daß der Krieg mit Oesterreich eine letzte vom Glücke dargebotene Gelegenheit sei, die man sich nicht entschlüpfen lassen dürfe, England hatte beschlossen, die größten Anstrengungen in diesem Feldzuge zu machen, um Napoleon auf allen Punkten anzugreifen und ihm allerwärts Hindernisse und Gefahren in den Weg zu werfen. Es hatte die Absicht, nicht allein, trotz des üblen Ausgangs der Expedition des Generals Moore, eine neue Expedition nach der Halbinsel zu unternehmen, sondern auch eine zweite und furchtbare gegen die Küsten von Frankreich, Holland und Hannover zu organisiren. Die Entblößung, in welcher Napoleon die Küsten des Continents, von Bayonne bis Hamburg zu lassen gezwungen war, bot viele Wechselfälle dar, in denen es gelingen konnte, die großen zu Rochefort, Lorient, Brest, Cherbourg und Antwerpen erbauten Flotten zu vernichten. Der Plan, die Schelde anzugreifen und die an den Ufern dieses Flusses angelegten prächtigen Werfte in Flammen aufgehen zu lassen, beschäftigte namentlich das britische Cabinet und steigerte seinen Eifer in außerordentlicher Weise. Das Geringste in der That, was es für Oesterreich und für sich selbst thun konnte, war, das europäische Gestade mit Feuer und Schwert zu verheeren, um von Wien und Madrid einen Theil der nach diesen Hauptstädten gerichteten Streitkräfte abzulenken. Bevor man sich jedoch in Bezug auf diese weit umfassenden Zerstörungspläne vollständig entschieden hatte, mußte man sich mit der allerdringendsten Sorge, mit Spanien, beschäftigen. Ohne Verzug mußte dasselbe unterstützt werden, wollte man es nicht unterliegen sehen, bevor es Oesterreich gelungen, Spanien frei zu machen. Von den englischen Truppen, welche Portugal dem General Junot entrissen und die, von Neuem ergänzt, später an der Expedition des Generals Moore nach Castilien theilgenommen, war noch ein Theil in der Umgegend von Lissabon zwischen Alcobaza und Leiria unter den Befehlen des Generals Cradock zurückgeblieben. Man hatte dieselben schleunigst mit Detaschements verstärkt, die aus Gibraltar und England gezogen waren; sie sollten noch mehr verstärkt und zu einer Armee vereinigt werden, die im Stande wäre, Portugal dem Marschall Soult streitig zu machen. Sir Arthur Wellesley, der eigentliche Befreier Portugals, der seitdem von jedem Vorwurfe in Bezug auf die Convention von Cintra durch das über die Urheber jener Convention eingesetzte Tribunal gereinigt worden war, konnte jetzt ohne Schwierigkeit verwendet werden. Sein junger Ruf, seine unbestreitbare Geschicklichkeit bezeichneten ihn als den natürlichen Führer der neuen Expedition. Er machte sich anheischig, — so sagte er — mit 30,000 Engländern, 30,000 Portugiesen und 40,000 Mann portugiesischer Milizen, was dem britischen Schatze jährlich ungefähr 70 bis 80 Millionen gekostet hätte, mindestens 100,000 Feinde zu beschäftigen, Portugal zu erhalten und durch die Erhaltung Portugals die Stellung der Franzosen in Spanien auf alle Zeiten hin unsicher und schwankend zu machen. Mit einer seltenen Einsicht beurtheilte er die Ereignisse der beiden letzten Feldzüge und bemerkte dabei sofort, wie sich die Engländer in der Halbinsel benehmen müßten; trotz der Ansicht derer, welche die Expedition Moore's aufs Höchste erschreckt hatte, versicherte er, daß man sich stets zur rechten Zeit wieder einschiffen könne, wobei man höchstens sein Kriegsgeräth im Stiche lassen müsse; er ging sogar so weit, in einer fast prophetischen Weise eine Stellung zu bezeichnen, in welcher er, gestützt auf das Meer und durch Verschanzungen gedeckt, sicher sein würde, sich mehrere Jahre hindurch gegen die siegreichen Armeen Frankreichs halten zu können. Das Vertrauen, welches dieser mit richtigem Urtheil und festem Geiste begabte General einflößte, hatte den Widerstand seiner Regierung, neue Armeen im Innern der Halbinsel aufs Spiel zu setzen, gebrochen, zumal da der Plan darin bestand, sich so wenig als möglich von Portugal zu entfernen und durch die alleinige Anwesenheit der Engländer zu Lissabon die Lage der Franzosen zu Madrid unsicher zu machen. Es wurde daher beschlossen, ihn mit Truppen, welche die britische Armee in Portugal auf 30,000 Mann bringen sollten, und mit Hülfsmitteln, an Munition wie an Geld, abgehen zu lassen, wodurch es auch ermöglicht werden würde, eine zahlreiche portugiesische Armee ins Feld zu stellen. Der insurrectionelle Enthusiasmus der Portugiesen, der seit Vertreibung des Generals Junot den höchsten Punkt erreicht hatte, ließ ihrerseits Alles hoffen. Sie strömten in der That den Engländern zu und gaben sich den militairischen Unterweisungen derselben mit einem Eifer hin, welcher nur durch die lebhafteste Leidenschaft erweckt sein konnte.

Solche Veränderungen waren auf der Halbinsel einzig und allein auf die Nachricht vom Ausbruch des österreichischen Krieges eingetreten; Spanien, das, als es Napoleon verließ, unterworfen zu sein schien, erhob sich von Neuem! Verlassen von seinen Bundesgenossen, wie man glaubte, sollte es aufs Neue durch die Engländer unterstützt und von ihnen besetzt werden, um bis zum Ende des Krieges nicht mehr aufgegeben zu werden.

Die Instructionen Napoleon's hatten den Monat Februar als den passenden zum Einmarsch des Marschalls Soult in Portugal bezeichnet. Er hatte vorausgesetzt, daß dieser Marschall, der im März in Lissabon eintreffen würde, dem Marschall Victor bei der fast gleichzeitigen Einnahme von Sevilla und Cadiz helfen und daß demnach die Eroberung des südlichen Theils der Halbinsel vor Eintritt des heißen Sommers beendigt sein würde. Allein die Ereignisse sollten bald zeigen, daß es ihm selbst ein Leichteres sein würde, sich Wiens zu bemeistern, als seinen Generalen die Linie des Tajo und des Duero zu überschreiten. Das Corps des Marschalls Soult,

das sich kaum von den Strapazen erholt hatte, die es auf seinem Marsche nach Coruña erduldet, war zwischen Santjago de Compostella, Vigo und Tuy vereinigt, um hier auszuruhen, sich wieder in Stand zu setzen und sein Artilleriegeräth herzustellen, zu welchem einige Stücke von schwerem Kaliber für den Fall, daß man eine Stadtmauer einzuschießen haben würde, hinzugekommen waren. Trotz des Drängens Seitens des Generalstabes von Madrid und trotz des Eifers, von welchem Marschall Soult selbst beseelt war, konnte die Armee von Portugal doch nicht vor einem Monat, d. h. vor Mitte Februar, marschfertig sein. Diese Armee, zusammengesetzt aus den Divisionen Merle, Mermet, Delaborde und Heudelet, die theils aus dem ehemaligen Corps des Marschalls Bessières, theils aus dem ehemaligen Corps des Generals Junot gezogen waren, ferner aus der leichten Cavallerie Franceschi's, den Dragonern Lorge und Lahoussaye, konnte nicht mehr als 26,000 Mann unter den Waffen zusammenbringen, obschon man auf dreißig und einige Tausend gerechnet hatte. Strapazen, Gefechte und Detaschements hatten den Nominaleffectivbestand, der auf vierzig und etliche Tausend Mann angegeben war, auf diese Zahl herabgebracht. Als Alles in Bereitschaft war, ging Marschall Soult am 15. Februar 1809 von Vigo ab. Sein Plan war, den Minho zu überschreiten, der an dieser Stelle die Grenze von Portugal bildet, den Uebergang über denselben ein wenig unterhalb Tuy, folglich sehr nahe an der Ausmündung jenes Flusses in den Ocean, zu forciren, um auf der großer Küstenstraße von Braga nach Oporto vorzurücken. (S. Karte No. 43.) Allein unübersteigliche Hindernisse setzten sich diesem Marsche entgegen, der nach der Natur der Oertlichkeit der einfachste und selbstverständlichste war.

Die Portugiesen, die den Haß der Spanier gegen die Franzosen theilten, überdies durch die Vertreibung Junot's außerordentlich ermuthigt waren, hatten sich unter dem Einflusse ihrer Adligen und ihrer Priester insgesammt zum Aufstand erhoben. Sie hatten die Dörfer und Städte barrikadirt, die Defileen verrammelt und schienen entschloßen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Allerwärts hörte man die Sturmglocke und sah man auf den Straßen Volkshaufen ziehen, die von Priestern mit dem Crucifix in der Hand und von Edelleuten geführt wurden, welche alte Degen schwangen, die seit langer Zeit an den Wänden ihrer Schlöffer aufgehangen gewesen. Während die Portugiesen die Ankunft der Franzosen erwarteten, trugen sie Sorge, alle Böte des Minho zu sammeln und auf das linke von ihnen besetzte Ufer hinüber zu schaffen. Unsere leichte Cavallerie, die das Land nach allen Richtungen durchstreifte, konnte auch nicht ein einziges mehr entdecken.

Als Marschall Soult bemerkte, was vorging, gedachte er, am Meere bis zum Minho hinabzugehen und sich der zahlreichen Fischerbarken zu bemächtigen, die dem in der Nähe der Flußmündung gelegenen Dorfe Garda angehörten. In der That fand er auf diesem Punkte viele Böte, die man seinen Truppen nicht zeitig genug zu entziehen vermocht hatte; er nahm davon eine hinreichend große Anzahl, um gegen 2000 Mann auf einmal übersetzen zu können. Wirklich machte er auch den Versuch, sie einzuschiffen und auf das andere Flußufer zu werfen, denn er hoffte, sie würden stark genug sein, um sich dort gegen die Portugiesen zu vertheidigen und die Communicationen zwischen beiden Ufern herzustellen. Man war jedoch gezwungen, den Minho in der Nähe des Meeres zu passiren und die Stürme der Jahreszeit machten es nur drei oder vier Böten möglich, den Uebergang zu bewerkstelligen. Ungefähr funfzig Mann zum höchsten schlugen sich, auf dem andern Ufer angelangt, mit Tapferkeit in der Hoffnung, unterstützt zu werden; allein sie wurden bald gezwungen, die Waffen zu strecken und sich der Gnade eines wilden Pöbels zu ergeben.

Nach diesem unglücklichen Versuche sah Marschall Soult keinen andern Ausweg, als den Minho entlang bis zu den Gebirgen hinaufzuziehen, um ihn bei Orense zu überschreiten, wo er, wie er sich schmeichelte, nicht auf ähnliche Hindernisse stoßen würde. Am 16. setzte er sich von Tuy auf Orense in Marsch, indem er am rechten Ufer des Minho hinaufging. Auf diesem Wege mußte er jedoch der Armee de La Romana's begegnen, der sich, wie wir früher erzählt haben, nach seiner Trennung von den Engländern in Orense festgesetzt hatte. Die Armee de La Romana's war an sich nicht sehr furchtbar; allein ihre Anwesenheit hatte den Geist aller Umwohner, der spanischen wie der portugiesischen, entflammt und man sah jetzt zwei, so lange Zeit feindliche Nationen sich von einem Ufer des Minho zum andern die Hände reichen und sich das Versprechen geben, der fremden Invasion einen gemeinsamen und verzweifelten Widerstand entgegen zu setzen. Die am Ufer des Flusses und auf den Höhen gelegenen Dörfer waren sämmtlich barrikadirt und von einem fanatischen Pöbel eingenommen. Marschall Soult rückte vorwärts, während dem Fluß entlang die Dragoner Lahoussaye und auf den Höhen die Infanteriedivision Heudelet seine Spitze bildeten. Mehrmals wurden die Dragoner gezwungen, abzusteigen, um sich einen Durchgang zu bahnen und Barrikaden mit dem Gewehr in der Hand zu nehmen. Ueberall hatte General Heudelet furchtbare Positionen zu stürmen und schreckliche Executionen zu vollziehen. Während man so unter Hindernissen aller Art marschirte, konnte man Orense erst am 21. erreichen, nachdem man viel niedergebrannt, viel zerstört, viel getödtet und selbst beträchtliche Verluste erlitten hatte, welche befürchten ließen, daß man zu Lissabon, falls man wirklich dort einträfe, nur mit der Hälfte der Truppen anlangen würde. In diesem Falle mußte man eines ebenso traurigen Looses gewärtig sein, wie das des Generals Junot im Jahre 1808 gewesen, denn es konnte nicht fehlen, daß die Engländer, 1809 so gut wie 1808, alsbald an der Küste von Lissabon erscheinen würden.

Wenn Napoleon seinen Unterfeldherren eine weniger blinde Unterwürfigkeit eingeflößt gehabt hätte, so wäre jetzt für den Marschall Soult der Fall einge-

treten, dem Mißgeschick, dem er sich aussetzen sollte, vorzubeugen und neue Befehle einzuholen, bevor er in eine wilde Gegend eindrang, wo man auf jedem Schritte eine blutgierige Bevölkerung zu bekämpfen haben würde und man geschwächt und abgemattet vor einer der schönsten regulären Armeen Europas, der englischen Armee, eintreffen mußte. Man würde ohne Zweifel das höchste Mißfallen Napoleon's nicht wenig erregt haben, wenn man auf diese Weise seinen Plänen entgegenhandelte, sicher aber wäre es weit geringer gewesen, als wenn man ihm zwei Monate später eine besiegte und desorganisirte Armee zurückbrachte.

Wie dem auch sein mochte, Marschall Soult faßte, nachdem er die Banden de La Romana's vor sich her über Orense hinausgetrieben hatte, den Entschluß, rechts abzuschwenken, den Minho zu passiren und durch die Provinz Tras-os-Montes in Portugal einzurücken. Sein Plan war, sich gegen Chaves zu wenden und hierauf von Chaves auf Braga hinabzuziehen, was ihn nach einem langen Umwege auf die directe Straße von Tuy nach Oporto zurückführte, die er nicht hatte einschlagen können. (S. Karte No. 43.) Was den von Orense nach Villafranca zurückgedrängten spanischen General de La Romana anlangt, so gedachte dieser, sich durch einen versteckten Marsch, eines Parteigängerchefs würdig, aus dem Staube zu machen. Obergalicien, das mit dem Königreich Leon zusammengrenzt, stand in diesem Augenblicke offen, denn auf der einen Seite hatte es der Marschall Soult geräumt, um in Portugal einzufallen, und von der andern war der Marschall Ney von dort hinabgezogen, um die Küsten zu säubern. Man konnte sich demnach dorthin begeben, indem man die Kette der französischen Vorposten überschritt, welche die Truppen der beiden Marschälle mit denen von Alt-Castilien verbanden. Der General de La Romana entschloß sich hierzu, wenn auch nur, um unsere Communicationslinie in große Unruhe zu bringen und mit dem Vorbehalt, sich später nach Asturien zu flüchten, falls Marschall Ney wieder zurückkäme, um ihn zu verfolgen.

Während der spanische General sich anschickte, den Franzosen diese unangenehme Ueberraschung zu bereiten, traf der Marschall Soult seine Dispositionen, um durch die Provinz Tras-los-Montes zu marschiren. In Folge seiner ersten Operationen zählte er bereits mehr als 800 Kranke oder Verwundete. Ein Theil seiner Artilleriepferde befand sich in einem sehr schlechten Zustande, theils wegen der beschwerlichen Wege, theils wegen Mangel an Futter. Er faßte daher den Entschluß, sich alles Dessen zu entledigen, was zu schwer zu transportiren sein würde und schickte nach Tuy, das sich in seiner Gewalt befand, seine Kranken, seine Verwundeten und seine schwere Artillerie, wobei er sich vorbehielt, dieselben, wenn er nach Braga hinabgekommen sein würde, auf der directen und viel kürzeren Straße von Tuy nach Braga schaffen zu lassen. So legte er 36 Geschütze mit ungefähr 2000 Mann in den Mauern von Tuy in Verwahrung und begnügte sich, 22 gutbespannte und mit der nöthigen Munition versehene Geschützstücke mit sich zu führen. Am 4. März überschritt er die Grenze von Portugal und meldete dem Generalstabe zu Madrid, daß er sich bald nach Oporto begeben würde.

Die Bevölkerung dieses Theiles von Portugal hatte sich mit einigen Milizen und einigen Detaschements regulärer Truppen unter den Befehlen der Generale Sylveira und Bernardino Frère bei Chaves gesammelt. Letztere, deren Instructionen von dem englischen Generalstab dictirt waren, hatten Befehl, keine Schlacht zu liefern, sondern die Franzosen unaufhörlich zu necken und ihnen in jedem Defilé, beim Durchmarsch durch jedes Dorf so viel Leute, als nur irgend möglich zu tödten. Diesen Instructionen zufolge würden die beiden portugiesischen Generale, nachdem sie die Straße von Orense nach Chaves streitig gemacht, nicht den Wunsch gehabt haben, in der letztgenannten Stadt zu verweilen und einen Theil ihrer Truppen zur Vertheidigung derselben nutzloserweise preiszugeben. Sie waren jedoch genöthigt, dem im Aufstand begriffenen Volke den Willen zu thun und ein Detaschement Truppen in Chaves zurückzulassen, um in Gemeinschaft mit jener Volksmenge die Besatzung zu bilden. Hierauf zogen sie sich nach Braga zurück.

Marschall Soult war nach mehreren Gefechten vor Chaves angekommen und sah hier eine wüthende Menge, aus Bauern, Priestern, Weibern und Soldaten bestehend, die von den Mauern herab tausend Drohungen und Flüche herabriefen. Dieser fanatische Schwarm konnte wohl hinreichend sein, einen Convoi zu überfallen oder Verwundete zu erwürgen, allein er konnte nicht 24,000 französische Soldaten, welche von vortrefflichen Offizieren angeführt wurden, aufhalten. Nachdem Marschall Soult gedroht, Alles, was Widerstand leisten würde, über die Klinge springen zu lassen, übergab man ihm die zur Hälfte entvölkerte Stadt Chaves. Er fand hier Geschütz ohne Lafetten und Munition in ziemlich reicher Menge. Eine kleine Citadelle, mittelst welcher man sich gegen den Pöbel sicher stellen konnte, hing mit der Stadt zusammen. Er benutzte dieselbe, um hier unter dem Schutze einer schwachen Besatzung die Kranken und Verwundeten zu lassen, die durch den Marsch von Orense nach Chaves bereits außer Stand gesetzt waren, ihm zu folgen. Das ist die traurige Bedingung jeder offensiven Operation inmitten empörter Bevölkerungen, wenn diese Bevölkerungen wild und zur Vertheidigung entschlossen sind. Jeder Kranke oder Verwundete erfordert einen gesunden Soldaten zu seinem Schutze und da der Postenkrieg derjenige ist, welcher die meisten Mannschaften dem Gefecht entzieht, so kann man sich leicht vorstellen, was bei einer etwas ausgedehnten und langwierigen Invasion binnen Kurzem aus den regulären Armeen wird.

Marschall Soult rückte von Chaves auf Braga, indem er das Küstenland ebenso weit hinabging, als er auf seinem Marsche von Tuy nach Orense gegen die Berge in die Höhe gestiegen war. Unterwegs hatten die Cavallerie Franceschi's und die Infanterie Mermet's, welche die Spitze der Armee bildeten, zahlreiche Hindernisse zu bewältigen. In mehreren

Engpässen, wo die Colonnen genöthigt waren, sich in die Länge zu ziehen, um zu defiliren, und wo die Artillerie die größte Mühe hatte, sich Bahn zu brechen, wurde man von Insurgentenschwärmen, die von den benachbarten Bergen herabkamen, angegriffen und sah sich der Gefahr ausgesetzt, abgeschnitten und vernichtet zu werden, bevor der Nachzug der Colonne der Spitze zu Hülfe kommen konnte. Ueberall marschirten die Divisionen durch dichte Feindesmassen von einander getrennt. Endlich traf man, nachdem man ohne Aufhören Insurgenten niedergemacht und sich mit neuen Verwundeten beladen hatte, am 17. März vor Braga ein. General Frère hatte hier mit 17 bis 18,000 Mann, reguläre Truppen und bewaffnete Bauern, Position genommen. Als er sich, wie seine Instructionen besagten, ohne eine Schlacht zu wagen, auf Oporto zurückziehen wollte, wurde er vom Pöbel angegriffen und mit mehreren anderen seiner Offiziere, „um den Verräthern als Beispiel zu dienen," wie seine Soldaten sagten, erwürgt. Ein hannöverischer Offizier, der an seine Stelle trat, traf für den nächsten Tag, den 18., einige Schlachtdispositionen. Allein der Pöbel, welcher mordet, vertheidigt sich nicht leicht gegen alte Soldaten. Marschall Soult griff die Position von Braga an und nahm sie ohne große Mühe und mit einem Verluste von höchstens 40 Todten und 160 Verwundeten. Wir verloren mehr Leute bei Erstürmung der Dörfer auf dem Marsche. Dank den vortrefflichen Beinen der Portugiesen machten unsere Soldaten nicht viel Gefangene; aber Alles, was überrascht wurde, bevor es fliehen konnte, ward auf der Stelle getödtet. Einige tausend Todte und Sterbende bedeckten die Umgegend von Braga. Auf diese Weise nahm der Krieg einen grausamen Charakter an, denn um diesem Pöbel die Grausamkeit zu verleiden, mußte man beinahe ebenso wild als er selbst sein.

Marschall Soult hatte als Herr von Braga nichts als eine Stadt gewonnen; allein er hatte doch etwas Besseres erlangt, nämlich die directe Straße von Tuy, auf welcher er das zurückgelassene Kriegsgeräth wieder nachkommen lassen konnte. Uebrigens war die gesammte Bevölkerung rings um ihn insurgirt und wüthender als je vorher. Franzosen, die in die Gewalt der Insurgenten fielen, waren durch barbarische Weiber schrecklich verstümmelt worden und die Ueberreste ihrer Leiber verunreinigten die Straße von Braga. Gleichzeitig hörte man, daß das in Tuy zurückgelassene Depot blokirt und von allen Seiten angegriffen wäre; schleunige Hülfe war nöthig, wenn es nicht genommen werden sollte.

Nachdem sich Marschall Soult die Hülfsquellen von Braga zu nutze gemacht, welche die fliehende Bevölkerung weder mit fortnehmen noch zerstören konnte, wendete er sich endlich nach Oporto, und ließ eine seiner Divisionen, die des Generals Heudelet, zurück, um Braga besetzt zu halten, die Verwundeten zu beschützen, die Straße zu echelonniren und das Depot von Tuy zu unterstützen.

Beim Uebergang über den Fluß Ave stieß man zwar auf Widerstand, überwältigte jedoch denselben und verjagte die Portugiesen, die hier, um sich wegen eines siegreichen Feindes zu rächen, einen ihrer Generale, den Brigadier Vallongo, ermordeten. Hierauf zogen sie sich nach Oporto mit dem Entschlusse zurück, unter den Mauern dieser Hauptstadt eine Hauptschlacht zu liefern. Ihr Oberanführer, einer solchen Armee ganz würdig, war der Bischof von Oporto, der im bischöflichen Ornate commandirte. Der aufständische Pöbel, der für die friedliebenden Leute viel schrecklicher als für den Feind war, hatte sich des von ihm tyrannisirten Oportos gänzlich bemächtigt und gehorchte nur dem Bischof, so lange er nämlich im Sinne der Volksleidenschaften commandirte. Diese Volkshaufen hatten eine Menge französischer Familien, deren Häuser sie geplündert hatten und die sie mit dem Tode bedrohten, wenn Marschall Soult in Oporto einzudringen versuchen würde, in die Gefängnisse geworfen, wo sie dieselben marterten. Der General Foy, der sich in übertriebener Verwegenheit bei einer Recognoscirung hatte gefangen nehmen lassen, befand sich unter der Zahl dieser den größten Gefahren ausgesetzten Gefangenen. Die portugiesische Bevölkerung war übrigens weit mehr mit dem Begehen von Grausamkeiten, als der Aufführung von Vertheidigungswerken beschäftigt und hatte daher nur in größter Eile einige Redouten in der äußersten Umgebung von Oporto aufgeworfen. Diese Redouten, welche die genannte Stadt umfaßten, bildeten eine halbkreisförmige Linie, die mit ihren beiden Endpunkten sich an den Duero anschloß. Eine Brücke verband die am rechten Ufer gelegene Stadt, auf welchem wir eintrafen, mit den Vorstädten, die auf dem linken Ufer lagen. Die ziemlich schlecht angebrachten Werke der Portugiesen waren dennoch mit 200 Geschützen schweren Kalibers versehen und boten ein Hinderniß dar, das nicht leicht zu besiegen gewesen wäre, wenn es auch nur mittelmäßige Truppen vertheidigt hätten. Allein obschon die portugiesische Armee gegen 60,000 Mann theils Soldaten, theils Leute aus dem Volke, zählte, obschon sie ferner durch Verschanzungen und 200 Stück Kanonen gedeckt war, so war sie doch mit ihrem bischöflichen General nicht im Stande, die 20,000 Franzosen aufzuhalten, die dem Marschall Soult noch übrig blieben.

Dieser war am 27. März von Braga vor Oporto angelangt und fühlte sich bei dem Anblick der zu besiegenden Schwierigkeiten zwar betroffen, aber nicht eingeschüchtert. Er zweifelte durchaus nicht, sie insgesammt mit den Soldaten und Offizieren, die er befehligte, zu überwältigen. Aber er sah voraus, daß die reiche Stadt Oporto, in Bezug auf ihren Handel die wichtigste von allen Städten des Landes, geplündert werden würde, welches Unglück er gern Portugal, seiner Armee und der Humanität erspart hätte. Er forderte daher die Stadt mittelst eines an die Vernunft der Chefs gerichteten Schreibens zur Uebergabe auf und erwartete die Antwort, während er, ohne sich zu rühren, in seinen Bivouacs die durch das schwere Geschütz des Platzes geworfenen Kugeln empfing.

Wie vorauszusehen war, blieben diese Anerbietungen ohne Wirkung und Soult beschloß daher, im Laufe des 29. März zum Sturme zu schreiten. Dem Feinde gegenüber, der ihm entgegenstand, bedurfte es nur eines ungestümen und kräftigen Angriffs, um die Verschanzungen Oportos, wie furchtbar sie auch erscheinen mochten, zu nehmen. Nachdem der Marschall seine Truppen außer der Schußweite der Kanonen formirt hatte, rückte er rasch in drei Colonnen vor, die Rechte geführt vom General Merle, die des Centrums von den Generalen Mermet und Laboussaye und die Linke von den Generalen Delaborde und Franceschi. Auf das gegebene Zeichen setzte sich die Cavallerie in Galopp und verjagte die vorgeschobenen Posten des Feindes; hierauf drang die Infanterie auf die Verschanzungen ein, die von einer wüthenden Menge bedeckt waren, welche nicht gehorchte und von dem Kanonendonner mit Wuth, aber nicht mit Tapferkeit erfüllt ward. Die im Sturmschritt erstiegenen Verschanzungen wurden überall genommen und unsere Colonnen, die sich mit dem Bajonnet auf die Menge der Flüchtigen warfen, trieben sie bis in die Straßen von Oporto, welche bald nur ein Bild entsetzlicher Verwirrung zeigten. Der General Delaborde, der in diese Straßen eingedrungen war und sie im Sturmschritt durcheilte, langte an der Duerobrücke an, welche die Stadt mit den Vorstädten verbindet. Die mit der flüchtigen Bevölkerung vermischte feindliche Cavallerie drängte sich auf dieser Schiffbrücke, wo sie von dem Kartätschenfeuer litt, welches die Portugiesen vom andern Ufer herüberspielen ließen, um die Franzosen aufzuhalten. Bald versank die unter der Last nachgebende Brücke mit Allem, was sie trug. Im Angesicht dieses furchtbaren Schauspiels hielten die Franzosen einen Augenblick in ihrem Marsche ein; dann stellten sie die Brücke wieder her und überschritten sie im Galopp, um die Flüchtigen aufzuhalten. Zur Rechten wollte sich eine Schaar Portugiesen, die durch den General Merle an den Duero gedrängt wurde, in diesen Fluß stürzen, aus welchem sie sich durch Schwimmen zu retten hofften; allein sie fanden fast Alle in den Wellen ihr Grab. Eine andere Schaar suchte sich im bischöflichen Palast zu vertheidigen, wurde aber hier vollständig niedergemacht. Bald ließen sich die durch den Kampf erhitzten Franzosen zu Excessen hinreißen, welche gewöhnlich im Gefolge einer Einnahme durch Sturm stattfinden; sie zerstreuten sich durch die Stadt, um zu plündern. Das was sie von den Martern erfuhren, die ihre Landsleute erduldet hatten, war nicht geeignet, sie zu besänftigen. Sie benahmen sich zu Oporto wie zu Cordova; aber zu Oporto ebenso wie zu Cordova bemühten sich unsere von Gefühlen der Menschlichkeit durchdrungenen Offiziere der Wuth der Soldaten, soweit sie es vermochten, Einhalt zu thun, und ließen es sich selbst angelegen sein, die Unglücklichen zu retten, welche der Fluß zu verschlingen drohte. Der Marschall Soult that sein Möglichstes, um die Ordnung wiederherzustellen und seiner Eroberung den Charakter zu geben, welcher einem civilisirten Volke angemessen ist. Dieser wichtige Angriff hatte ihm höchstens 3 bis 400 Mann gekostet, während er den Portugiesen, sowohl an Todten und Verwundeten wie an Ertrunkenen, 9 bis 10,000 gekostet hatte. Ueberdies trug er ihm noch 200 Geschütze ein.

Die Hülfsquellen der Stadt Oporto waren in jeder Hinsicht beträchtlich und für die Armee von großem Werthe. Man fand daselbst viel Lebensmittel, viel Munition, eine große Menge von den Engländern herbeigeschafftes Kriegsmaterial und eine unzählige Masse von Fahrzeugen, die mit kostbaren Weinen beladen waren. Marschall Soult beeilte sich, Ordnung in die Verwendung dieser Beute zu bringen, damit es der Armee an nichts fehle und damit sich auch die beruhigte Bevölkerung nach und nach an ihre Besieger gewöhne. Allein die Wuth gegen uns hatte den höchsten Gipfel erreicht. Jenseits des Duero hatte sich die gesammte ländliche Bevölkerung mit den Besiegten von Oporto und mit den Engländern vereinigt, die in diesem Augenblicke die Straße von Lissabon besetzt hielten. Unsere auf höchstens 20,000 Mann zusammengeschmolzene Armee hatte bereits eine ihrer Divisionen nach Braga detaschirt; sie mußte jetzt noch eine andere nach Amarante, oberhalb Oporto, detaschiren, um den obern Lauf des Duero zu überwachen. Sie war daher genöthigt, sich zu theilen, während es besser für sie gewesen sein würde, beisammen zu bleiben, um den Engländern die Spitze zu bieten. Ihre Lage mußte bald eine große Geschicklichkeit von Seiten des Generals en Chef erfordern, sowohl um sich in Portugal zu halten, falls man daselbst bleiben konnte, als auch um sich ohne Niederlage daraus zurückzuziehen, falls man einem allzu überlegenen Feinde weichen mußte. Der Marschall Soult erklärte sich zum Generalstatthalter von Portugal, that, was in seinen Kräften stand, um die Bevölkerung zu beruhigen, ertheilte in seinem Rücken Befehle, um von Braga aus das belagerte Depot von Tuy zu entsetzen und sendete auf der Straße, welcher er gefolgt war, mehrere Offiziere nach Madrid, um dort Meldung über die kritische Lage zu machen, in welcher man sich in kurzer Zeit sicherlich befinden mußte. Es war wahrscheinlich, und darin bestand eben eine der Gefahren dieser Lage, daß keiner der abgesendeten Offiziere an seinem Bestimmungsorte würde eintreffen können. Diese Unterbrechung der Communicationen hatte der General de La Romana veranlaßt. Vernachlässigt von dem Marschall Soult, der nicht darauf bedacht gewesen war, ihn vor seinem Einfall in Portugal zu vernichten, und unterstützt durch die Abwesenheit des Marschalls Ney, der sich gezwungen sah, nach dem Küstenlande hinabzugehen, um die Communicationen mit den Engländern von Ferrol bis Vigo zu verhindern, war dieser spanische General in die Gebirgsgegend eingedrungen, welche Obergalicien und die Grenze des Königreichs Leon bildet. Durch seinen Einfluß und durch Verbreitung von Nachrichten aus Oesterreich hatte er die Bevölkerung im Norden in Aufstand gebracht, die durch den Feldzug im November und December für einen Augenblick eingeschüchtert

worden war. Der Abmarsch der Kaisergarde, die, wie anderwärts erwähnt, um diese Zeit (März 1809) aufgebrochen war, um sich nach der Donau zu begeben, hatte diesen Wiederausbruch des insurrectionellen Geistes unterstützt. Auf diese Weise war der Marschall Ney an der Küste und der Marschall Soult zu Oporto von dem übrigen Spanien gleichsam abgeschnitten durch eine große Insurrection, welche zwar nicht so weit ging, eine Armee ins Leben zu rufen, aber genügte, um Kranke und Couriere zu ermorden und häufig die aufs Beste escortirten Convois wegzunehmen.

Seit dem 24. Februar wußte man in Madrid nicht, was aus dem Marschall Soult geworden war; aber im Vertrauen auf die Stärke seines Armeecorps und seiner Kriegserfahrung hegte man keinen Zweifel an seinen glücklichen Erfolgen und begnügte sich damit, die Tage abzuzählen, um daraus auf die Orte, wo er sich befinden mußte, zu schließen. Da man von ihm die Zusicherung erhalten, daß er in den ersten Tagen des März vor Oporto eintreffen würde, während er erst am 29. dieses Monats daselbst anlangen konnte, so hatte man angenommen, daß er bald zu Lissabon angekommen und dort ganz natürlich von vielen Schwierigkeiten umringt sein würde; man äußerte daher, daß man endlich den Marschall Victor nach dem Süden der Halbinsel aufbrechen lassen müsse, damit er durch seine Gegenwart einen Theil der Feinde auf sich heranziehen könne, welche sich ohne diese Vorsichtsmaßregel in Masse auf die Armee von Portugal werfen würden. In allen Fällen war sicherlich nichts vernünftiger, denn die Engländer und die Portugiesen selbst konnten (der Erfolg bewies dies) nicht gleichgültig bei dem Marsche einer französischen Armee auf Merida und Badajoz sein.

Der Generalstab Joseph's hatte daher gegen den Marschall Victor den Befehl wiederholt, den ihn betreffenden Theil der kaiserlichen Instructionen auszuführen. Diesem Befehle hatte der Marschall einige auf die dermalige Zersplitterung seines Corps begründete Einwürfe entgegengesetzt. Er hatte wirklich nur die Divisionen Villate und Ruffin bei der Hand. Die Division Lapisse war noch in Salamanca und er erklärte, daß sie, bevor sie sich würde an ihn anschließen können, während sie durch ganz Estremadura herabginge, vielleicht zum Dienste von Castilien oder von Portugal zurückgehalten werden würde; selbst wenn er die ihm zugetheilte deutsche Division Leval mitzählte, würde er alsdann höchstens 23,000 Mann beisammen haben, und das wäre zu wenig, um in Andalusien einzufallen, wo General Dupont mit einer mindestens gleichen Anzahl von Soldaten habe unterliegen müssen. Hierauf wurde ihm erwidert, der förmliche Befehl, ihm nachzufolgen, sei an die Division Lapisse ausgefertigt; mit dem, was man ihm an Cavallerie gegeben und mit den Deutschen von der Division Leval würde er 24,000 Mann besitzen; diese Streitmacht würde genügen, um seine offensive Bewegung zu beginnen, zumal da er die Gewißheit habe, daß er die Division Lapisse bald bei sich sehen und durch ein Armeecorps unterstützt werden würde, welches im Begriffe stände, von Madrid abzugehen, um durch die Mancha zu rücken und sich nach der Sierra-Morena zu begeben. Man that Recht, dem Marschall Victor gegenüber zu drängen, denn außer der Nothwendigkeit, eine Bewegung nach dem Süden vorzunehmen, die mit der des Marschalls Soult parallel lief, hatte man, um in dieser Richtung zu agiren, einen nicht minder dringenden Beweggrund, nämlich den spanischen General Gregorio de la Cuesta zu verhindern, sich zur Linken des Tajo, der Brücke von Almaraz gegenüber, festzusetzen. Gregorio de la Cuesta hatte, seit einem Monate von dieser Seite her zu wenig beunruhigt, das linke Ufer des Tajo eingenommen, den großen Bogen der Brücke von Almaraz zerstört und auf den steilen Höhen, die diesen Fluß einfassen, eine sehr feste Stellung eingenommen, von welcher ihn zu vertreiben bald nicht mehr möglich sein konnte, wenn dieses nicht bei Zeiten geschah.

Durch diese Gründe und durch die erhaltenen wiederholten Befehle gedrängt, setzte sich der Marschall Victor in der Mitte des März in Marsch. Das ehemalige vierte Corps, das im vorigen Jahre unter die Befehle des Marschalls Lefebvre gestellt war, wurde zum Theil unter den General Sebastiani wieder constituirt und nach Ciudad-Real in Bewegung gesetzt, um in der Mancha eine Bewegung vorzunehmen, welche der des Marschalls Victor in Estremadura entsprach, und um die Armee Cartojal's nach seiner Seite hinzuziehen, während der Marschall selbst mit der Armee Gregorio's de la Cuesta zu thun haben würde. Das vierte Corps, früher aus der Division Sebastiani, den Deutschen Leval's und den Polen Valence's zusammengesetzt, war aus den nämlichen Divisionen, mit Ausnahme der dem Marschall Victor zugetheilten Deutschen, gebildet. Durch die Dragoner Milhaud's vervollständigt, rückte es, 12 bis 13,000 Mann stark, in der Mancha vor.

Zunächst mußte Marschall Victor darauf bedacht sein, den Tajo zu überschreiten. Die Brücken von Talavera und Arzobispo genügten nicht, weil sie nicht nach der Hauptstraße Estremaduras, der von Truxillo und von Merida führten. Der eigentliche Punkt, auf welchem man den Tajo passiren mußte, um sich auf der Hauptstraße Estremaduras zu befinden, war Almaraz und dort war die alte Brücke, ein riesiges und herrliches Werk alter Zeiten, in ihrem Hauptbogen, der mehr als 100 Fuß weit und hoch war, abgebrochen worden. Allerwärts mangelte es in Spanien an Material, weil es keinen inneren Handelsverkehr gab; man wußte daher nicht, woher man das Geräth zur Herstellung einer Brücke bekommen sollte und der Marschall Victor war Mitte März mit diesem Theile seiner Aufgabe nicht weiter vorgerückt, als in den ersten Tagen des Februars. Man sendete ihm von Madrid einige Hülfsmittel und namentlich die Generale Lery und Senarmont, denen es auch nach großen Anstrengungen gelang, eine zum Uebergang des schweren Geschützes geeignete Schiffbrücke zu bauen. Am 15. März setzte sich der Mar-

schall Victor von Talavera aus mit seinem Corps in Marsch, das jetzt, vor Eintreffen der Division Lapisse, die französischen Divisionen Villate und Ruffin, die deutsche Division Leval, die leichte Cavallerie Lasalle und die Dragoner Latour-Maubourg umfaßte und im Ganzen 23 bis 24,000 Mann, darunter 15 bis 16,000 Mann Infanterie, 6000 M. Cavallerie und 2000 M. Artillerie, zählte. Um sein Debouchiren zu erleichtern, ging Marschall Victor in drei Colonnen über den Tajo. Lasalle und Leval überschritten ihn auf der Brücke von Talavera, Villate und Ruffin auf der von Arzobispo, während Latour-Maubourg mit der schweren Artillerie zur Linken des Flusses bis Almaraz hinabzog, wo das leicht zu Stockungen Anlaß gebende Kriegsgeräth passiren sollte. Die beiden ersten Colonnen, die aus leichter Cavallerie und Infanterie bestanden, sollten Gregorio de la Cuesta aus seinen steilen Positionen vertreiben und hierauf, vorwärts von Almaraz, der Liniencavallerie und dem Belagerungspark die Hand reichen.

Diese umsichtigen Dispositionen wurden ausgeführt, wie sie entworfen waren. Die Deutschen Leval's, die sich als würdige Bundesgenossen der Franzosen zeigten, unter deren Augen sie fochten, gelangten auf das jenseitige Ufer des Tajo trotz der schwer zu ersteigenden Höhen, wo die Gewandtheit der spanischen Infanteristen und ihre zähe Tapferkeit, sobald sie nämlich durch materielle Hindernisse gedeckt war, die größten Vortheile darboten. Die Unsrigen trieben sie trotzdem fort, verjagten sie von Fels zu Felsen bis Mesa de Ibor, nahmen ihnen sechs Kanonen ab und tödteten oder verwundeten ihnen gegen 1000 Mann. Inzwischen wurde durch die brave Division Villate, die hinter den Deutschen auf der Brücke von Arzobispo vorrückte, die Bewegung dieser Deutschen unterstützt, indem sie nach mehreren lebhaften und glücklichen Gefechten zu Fresnedoso und Deleytosa Position nahm. Dieser combinirte Marsch hatte die Hauptstraße von Estremadura frei gemacht und die Dragoner Latour-Maubourg konnten sich nun mit dem Belagerungspark vor der Brücke von Almaraz zeigen, deren Herstellung in diesem Augenblicke beendigt ward und die man für die schwersten Lasten praktikabel zu machen sich bemühte. Diese Sorgfalt war nothwendig, denn man hatte, auf Napoleon's Befehl, dem Corps Victor's einige Vierundzwanzigpfünder und einige Haubitzen beigegeben. um die Mauern Sevillas, falls sie vertheidigt würden, einschießen zu können.

General Gregorio de la Cuesta, der auf die natürlichen Hindernisse, welche das linke Tajoufer darbietet, gerechnet hatte, um der Bewegung der Franzosen zu widerstehen, zog sich am 19. März auf Trurillo und von Trurillo auf Merida zurück und wollte hinter der Guadiana sich noch einmal festzusetzen suchen. Marschall Victor folgte ihm mit seiner leichten Cavallerie und seiner Infanterie, obschon seine Dragoner und seine schwere Artillerie die Brücke von Almaraz noch nicht vollständig überschritten hatten. Der Herzog del Parque bildete mit seiner Cavallerie die Arrieregarde der feindlichen Armee. Der tapfere und einsichtsvolle Lasalle (68) verfolgte die Spanier mit Nachdruck, griff sie überall an, wo er nur konnte und nahm ihnen in einem Treffen 200 Pferde ab. Leider ließ sich am nächsten Tage das 10. Jägerregiment überrumpeln und verlor 62 Reiter, welche die Spanier, nachdem sie sie umgebracht, auf die grausamste Weise verstümmelten. Als unsere Soldaten unterwegs diese traurigen Beweise der spanischen Barbarei fanden, schwuren sie, ihre Waffengefährten zu rächen und sie hielten, wie wir sehen werden, einige Tage darauf, auf grausame Weise Wort.

So lange der Uebergang über die Brücke von Almaraz nicht vollendet war, konnte der Marschall Victor nicht entschlossen bis zur Guadiana vorrücken. Nachdem diese Operation vom 24. bis zum 25. März beendigt war und der Marschall Victor die Dragoner Latour-Maubourg an sich gezogen hatte, wendete er sich nach den Ufern der Guadiana und überschritt letztere bei Medellin. (S. Karte No. 43.) Hier war er aber genöthigt, sich ein wenig von Infanterie und Cavallerie zu entblößen, um seinen Rücken zu bewachen und die um ihn herum gebildeten Zusammenrottungen in den wüsten Gebirgen, die er durchzogen, im Zaum zu halten. Zu Trurillo ließ er einige von der Division Leval detaschirte Holländer, wie er auch zwei Dragonerregimenter abschickte, von denen das eine die Straße von Merida beobachten, das andere die Gebirge von Guadaloupe bewachen sollte, welche von Guerillas beunruhigt wurden. Nachdem diese Detaschements vorgenommen, blieben ihm nicht mehr als 18 bis 19,000 Mann; allein es waren dies Truppen von solchem Werthe, daß er sich nicht wegen ihrer geringen Zahl zu bekümmern brauchte.

Don Gregorio de la Cuesta suchte der Junta und seinen Waffengefährten gegenüber eine Ueberlegenheit geltend zu machen, die man ihm anfangs nicht zuerkannt hatte, aber wegen des Unglücks, das die übrigen Generale betroffen, für den Augenblick zugestand; jetzt durfte er jedoch nicht weiter zurückweichen, wollte er anders nicht Denen gleichgestellt werden, die er in seiner Anmaßung mit Verachtung behandelt hatte. That er übrigens einen Schritt weiter zurück, so verlor er auch die Linie der Guadiana nach der des Tajo und stellte Sevilla, die Hauptstadt der Insurrection und das letzte Asyl der spanischen Treue, blos. Er war unterrichtet, daß der Marschall Victor sich unterwegs geschwächt hatte, während er selbst durch die von der Armee des Centrums detaschirte Division von Albuquerque verstärkt worden war, so daß er jetzt 36,000 Mann der bestorganisirten Soldaten Spaniens, zählte und glaubte sich daher im Stande, eine Schlacht liefern zu können, denn er besaß gerade eine doppelt so starke Truppenzahl als sein Gegner. Deshalb stellte er sich hinter der Guadiana, jenseits des kleinen Bergstroms Ortigosa, in einer ziemlich vortheilhaften Position auf, um hier die Franzosen zu empfangen. Man konnte übrigens nichts thun, was günstiger für diese letzteren gewesen wäre und ihrer Neigung und ihren Interessen besser zugesagt hätte.

Marschall Victor hatte, als Herr von Medellin, wo er ohne Schwierigkeit eingezogen war, auch den gesicherten Besitz der Guadiana und konnte sich ohne Nachtheil jenseits derselben begeben. Nachdem er am Morgen des 28. März diesen Fluß überschritten, entdeckte er bald zu seiner Linken die spanische Armee, die zum Theil durch das Terrain versteckt war und eher zum Vorrücken als zum Zurückweichen geneigt schien. Er empfand darüber lebhafte Freude und beschloß, ihr auf der Stelle entgegen zu gehen. Um sie zu erreichen, mußte man das Flüßchen Ortigosa passiren, das sich ein wenig oberhalb Medellin's in die Guadiana ergießt. Marschall Victor zögerte keinen Augenblick und überschritt mit zwei Drittheilen seiner Armee den Ortigosafluß. An der Ortigosabrücke, diesseits des Flusses, ließ er die Division Ruffin, um gegen ein starkes Detaschement Front zu machen, das sich auf dieser Seite zeigte, und begab sich dann mit Lasalle, den Deutschen, mit dem Reste der Dragoner Latour-Maubourg, der Artillerie und der Division Villate, zusammengenommen mit ungefähr 12,000 Mann vorwärts. Nachdem man den Fluß überschritten, entdeckte man ein ziemlich ausgedehntes Plateau, das, zu unserer Rechten ziemlich erhaben, sich gegen unsere Linke absenkte und bei Don Benito in der Ebene endigte. Man gewahrte nur den Rand dieses Plateaus und den denselben besetzthaltenden Theil der spanischen Armee. Der Rest war hinter dem Abhange des Terrains versteckt. Schleunigst traf Marschall Victor seine Dispositionen.

Um den Rand des Plateaus zu ersteigen, warf er nach der Rechten Latour-Maubourg, zwei deutsche Bataillone und zehn Geschütze und ließ diese durch das 94. Linienregiment von der Division Villate stützen. Diese Truppen sollten das Plateau nehmen und den Theil der spanischen Armee, den man daselbst gewahrte, über den Haufen werfen. Nach der Linken, wo sich das Terrain bis Don Benito herabsenkte und wo man ebenfalls sehr dichte Massen von Spaniern bemerkte, begnügte sich der Marschall, den General Lasalle mit seiner leichten Cavallerie und die beiden übrigen deutschen Bataillone zu dirigiren. Im Centrum stellte er das 63. und 95. Regiment von der Division Villate in geschlossener Colonne in Schlachtordnung auf und ein wenig mehr rechts das 27. leichte, um sich mit Ruffin in Verbindung zu setzen. Hierauf gab er Latour-Maubourg das Zeichen, während er um andere Dispositionen zu treffen, die Wirkung dieses ersten Angriffs erwartete.

In trefflicher Haltung erstiegen die Deutschen das Plateau, während ihre zehn Geschütze und fünf Schwadronen Dragoner vom General Latour-Maubourg ihnen nachfolgten. Kaum hatten diese Truppen die Höhen überschritten, als sie das Terrain in seiner ganzen Ausdehnung so wie die spanische Armee, die es in der Ferne bedeckte, vor sich liegen sahen. Zu unserer Rechten erblickte man eine Anzahl Infanterie und Cavallerie, zur Linken aber bemerkte man in der Ebene das Hauptcorps der spanischen Armee, das in Masse gegen die schwache Schaar Lasalle's heranrückte, offenbar in der Absicht, uns von der Guadiana abzuschneiden.

Bei diesem Anblick beeilten sich unsere Truppen vom rechten Flügel einen ungestümen Angriff zu unternehmen. Die Deutschen ließen, nachdem sie die spanischen Tirailleurs zurückgetrieben, unsere zehn Geschütze vorrücken, die, sobald sie das Plateau erreicht, bedeutende Wirkung auf dem sich absenkenden Terrain haben mußten. Als die spanische Infanterie diese Artillerie erblickte, gab sie auf dieselbe ein schnelles, aber ungeordnetes und schlecht gerichtetes Feuer. Ohne zu wanken, rückten unsere braven Artilleristen bis auf 30 oder 40 Schritt der spanischen Infanterie entgegen und überschütteten sie mit Kartätschen, eine Begegnung, an welche diese nicht sehr gewöhnt war. Gregorio de la Cuesta wollte jetzt seine Cavallerie auf unsere Kanoniere werfen, um zu versuchen, sie bei ihren Stücken niederzuhauen. Allein so etwas ließ sich mit spanischer Cavallerie nicht leicht gegen französische Artillerie ausführen. Die durch den Kartätschenhagel bereits erschütterte und namentlich durch den Anblick der Dragoner Latour-Maubourg's in Furcht gesetzte Cavallerie rückte ohne Nachdruck und im Vorgefühle ihrer nahen Niederlage vorwärts. Sie hatte sich auch kaum unseren Stücken genähert, als in der That eine Schwadron Dragoner, die sie in der Flanke nahm, ausreichte, um sie zur schleunigen Rückkehr zu bewegen. Sie flüchtete auf ihre Infanterie, die sie durch ihren Rückzug in Unordnung brachte. Gregorio de la Cuesta, der mehr hoffährtig als geschickt war, aber eine seinem Stolze entsprechende Tapferkeit besaß, warf sich mitten unter seine Truppen und unternahm vergebliche Anstrengungen, um sie auf dem Schlachtfelde zurückzuhalten. Die fünf Schwadronen Latour-Maubourg's warfen Alles vor sich nieder, trieben die Infanterie, wie die Cavallerie in die Flucht und jagten den linken Flügel der Spanier, indem sie ihn den Abhang des Terrains hinabdrängten, bis nach Don Benito vor sich her. Der tapfere Latour-Maubourg, welcher wußte, daß man bei den Spaniern nicht zum Ziele gelangt, außer wenn man sie mit dem Säbel in der Faust einholt, verfolgte sie mit hartnäckiger Wuth, wobei ihm das zu seiner Unterstützung beigegebene 94. Regiment Beistand leistete.

Allein wenn auf der Rechten Alles so weit beendigt war, daß man keinen einzigen Feind mehr vor sich hatte, so verhielt es sich im Centrum und auf der Linken nicht in gleicher Weise; hier wurde die Lage sogar kritisch. Während sich der linke Flügel der Spanier flüchtete, so weit ihn nur die Füße trugen, rückten ihr Centrum und ihr rechter Flügel, mindestens 27 bis 28,000 Mann stark, in Masse gegen die 3 bis 4000 Mann Lasalle's vor, die, wie erwähnt, aus einigen Regimentern leichter Cavallerie und zwei Bataillonen deutscher Infanterie bestanden. Lasalle benahm sich mit ebenso viel Kaltblütigkeit als Einsicht, hielt durch rechtzeitig ausgeführte Chargen die Detaschements der spanischen Infanterie auf, die sich kühner als die andern zeigten, und verzögerte auf diese Weise die Bewegungen der Masse.

Aber die Spanier, verwegen, wie sie es zu sein pflegten, sobald sie sich siegreich glaubten, rückten entschlossen und mit lautem Geschrei vorwärts, die Handvoll Franzosen, die sie vor sich sahen, mit sicherem Untergang bedrohend und die Vernichtung unserer Armee für unvermeidlich haltend, falls es ihnen gelang, sich der Guadiana zu bemächtigen. Dies war allerdings eine sehr vermessene Hoffnung, da wir rückwärts die ganze Division Ruffin hatten, um den Ortigosafluß und die Stadt Medellin zu überwachen; allein man konnte dennoch die Schlacht verlieren, wenn man sich nicht beeilte, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Es war ohne Zweifel zu viel, die ganze Division Ruffin diesseits des Ortigosaflusses zu lassen, um einigen wenig zu fürchtenden Streifzüglern die Spitze zu bieten; aber mit den drei übrigen Regimentern der Division Villate und mit den Truppen, welche Latour-Maubourg auf seiner abenteuerlichen Verfolgung nicht mit sich fortgerissen hatte, besaß man immer noch das Mittel, den Spaniern eine Niederlage beizubringen. Mit großer Geistesgegenwart traf Marschall Victor alle die Dispositionen, welche einen solchen Erfolg herbeiführen konnten. Er befahl dem 63. und 95. Linienregiment von der Division Villate sich nach der Linken zu wenden und sich daselbst zu deployiren, um die Masse der Spanier aufzuhalten. Den Deutschen gebot er, dasselbe Manoeuvre zu machen, während Lasalle die Spanier mit aller Kraft angreifen sollte, sobald man sie durch diese Infanterieaufstellung aufgehalten haben würde. Zwei deutsche Bataillone und sechs Stück Geschütze, die dem General Latour-Maubourg nicht gefolgt waren, blieben zu unserer Rechten auf dem Plateau. Er befahl ihnen, sich durch eine plötzliche Schwenkung von der Rechten zur Linken den Spaniern in die Flanke zu werfen und sie mit einem zweifachen Kartätschen- und Musketenfeuer zu überschütten; endlich ließ er noch Latour-Maubourg und dem 94. Linienregimente den Befehl zukommen, ihre Verfolgung einzustellen und die zu übereilte Bewegung, die sie in den Rücken des Feindes brachte, zu benutzen, um ihn von hinten zu fassen, zu umzingeln und zu erdrücken.

Rechtzeitig angeordnet, nachdrücklich ausgeführt, wurden diese Dispositionen mit einem vollständigen Erfolge gekrönt. Die Spanier, die mit einem blinden Vertrauen vorrückten und sich durch ihr Geschrei und durch das Schauspiel ihrer imposanten Masse aufregten, wurden überrascht, als sie die feindliche Deployirung sahen, die mit Sicherheit, obwohl der Zahl nach überlegenen Truppen gegenüber ausgeführt wurde; von einem wohlunterhaltenen Feuer begleitet, hielt sie die Spanier auf, welche, da sie nicht zu unterscheiden wußten, ob sie die ganze französische Armee oder nur zwei Regimenter vor sich hatten, weniger schnell zu marschiren und ungeschickt, ohne Uebereinstimmung und ohne Wirkung zu schießen begannen. Lasalle benutzte diese Zögerung, griff sie mit aller Kraft an und warf mehrere Bataillone auf einander. Auf dem entgegengesetzten Flügel eröffnete sich in demselben Augenblicke das Feuer der zehn Kanonen vor unserem rechten Flügel, welche, da sie von der Höhe herab in eine dichtgedrängte Masse schossen, einen mörderischen Erfolg unter derselben hervorbrachten. So viel war gar nicht nothwendig, um diese kriegsungewohnten Truppen, deren Festigkeit nicht ihrem Feuer gleichkam, zur Flucht zu bewegen. Sie säumten nicht, das Weite zu suchen, und als sie bald darauf durch das Eintreffen Latour-Maubourg's, dessen Fehler zu unserem Glücke umschlug, in ihrem Rücken überrascht wurden, erfaßte sie ein unbeschreiblicher Schrecken. In einem Augenblicke lösten sie sich auf und flüchteten in unerhörter Unordnung. Allein Lasalle und Latour-Maubourg waren so gestellt, daß sie Erfolge erzielen konnten, die man bei den Spaniern nicht erlangt, außer wenn man sie verhindert zu fliehen. Mit 3000 Pferden und in entgegengesetzter Richtung auf diese dichtgedrängte Masse stürzend, säbelten sie dieselbe ohne Erbarmen nieder und gaben, in treuer Erinnerung an die vor einigen Tagen ermordeten 62 Jäger, auch nicht Einem Pardon. Die Cavallerie war nicht allein in der Lage, die Spanier zu erreichen. Das ganz fern in ihrem Rücken aufgestellte 94. Regiment konnte eine ziemliche Anzahl mit seinen Bajonneten erreichen und schonte sie nicht. In weniger als einer Stunde bedeckten 9 bis 10,000 Todte oder Verwundete die Erde. Viertausend Gefangene, nebst 16 Geschützen, welche die gesammte Artillerie der Spanier bildeten, und einer großen Menge Fahnen, blieben in unserer Gewalt.

Diese Schlacht, in der Folge Schlacht bei Medellin genannt, gereichte unseren Soldaten wie ihrem General zur gleich großen Ehre. Sie war in Wahrheit durch 12,000 gegen 36,000 Mann geschlagen worden und sie blieb eine der blutigsten Erinnerungen dieses Zeitraums, denn nie hatte man entschiedenere Resultate erlangt. Der unglückliche Gregorio de la Cuesta hatte am Abend auch nicht ein einziges Bataillon mehr zusammenbringen können. Diese schöne Waffenthat erfüllte den Commandanten des ersten Corps mit Vertrauen, und während er vierzehn Tage früher zögerte, vom Tajo nach der Guadiana vorzurücken, schrieb er jetzt sofort an den König Joseph, daß er bereit sei, von der Guadiana nach dem Guadalquivir und von Merida nach Sevilla zu marschiren, vorausgesetzt, daß man den Marsch der Division Lapisse gegen ihn beschleunigte. Er sandte seine Gefangenen nach Madrid, aber von 4000 trafen höchstens 2000 an ihrem Bestimmungsorte ein. Seine Infanterie ließ er an den Ufern der Guadiana, von Medellin bis Merida, campiren, damit sie ein bequemeres Leben führen könne, und seine Cavallerie breitete er weit aus, um die Guerillas zu zerstreuen und die Gegend zu unterwerfen. Die Jahreszeit war in diesem Augenblicke (28. März) prächtig. Das Land war noch nicht erschöpft und unsere Soldaten konnten ganz nach Bequemlichkeit die Früchte ihres Sieges genießen.

Während Marschall Victor auf der Straße nach Süden diese wichtige Schlacht gewann, trug General Sebastiani, der seinerseits durch die Mancha eine

ähnliche Bewegung vornahm, gleiche Vortheile davon, die jedoch im Verhältniß zur Stärke seines Corps standen. Mit seiner schönen französischen Division, mit den Polen des Generals Valence und mit den Dragonern Milhaud's zählte er gegen 12 bis 13,000 Mann gegen den Spanier Cartojal, der 16 bis 17,000 befehligte, welche die frühere Armee des Centrums, unter Castaños bei Tudela und unter dem Herzog von Infantado bei Ucles geschlagen, gebildet hatte. Er war jenseits des Tajo über Ocaña und Consuegra auf Ciudad Real (S. Karte No. 43.), und zwar zu derselben Zeit vorgerückt, als Marschall Victor von Almaraz auf Truxillo und Medellin marschirt war. Am 26. März an der Guadiana eingetroffen, warf er den General Milhaud, welcher der Infanterie weit vorausging, über diesen Fluß. Nachdem sich dieser aber der Brücke bemächtigt hatte, überschritt er sie und drängte die spanische Armee einige Meilen weiter, bis unter die Mauern von Ciudad Real, zurück. Die Spanier bemerkten jedoch, daß Milhaud nicht unterstützt wurde und nur seine Dragoner bei sich hatte; sie faßten daher wieder Muth und rückten von Neuem vor. General Milhaud zog sich mit Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit auf die Guadiana zurück und führte gegen die, welche ihm zu nahe auf den Leib rückten, kräftige Chargen aus. Nachdem er ohne Verlust die Brücke wieder erreicht hatte, die er unvorsichtigerweise überschritten, verrammelte er sie und stellte, um ihre Vertheidigung zu sichern, einige Dragoner zu Fuß bei derselben auf.

Am nächsten Morgen, den 27., traf der General Sebastiani ein, worauf sofort die Offensive wieder ergriffen ward. Er führte die Dragoner und die polnischen Lanciers über die Brücke, um sich diesen Ausgangspunkt zu öffnen, während er die spanische Armee zwang, ihm Terrain abzutreten. Hierauf defilirte er mit seiner ganzen Infanterie und indem er dieselbe im Augenblicke, wo sie die Brücke überschritten hatte, in Angriffscolonne formirte, griff er auch sofort die spanische Armee an, die sich kaum von den Chargen der französischen Cavallerie erholt hatte. Im Nu ward diese Armee durch die Regimenter der Division Sebastiani geworfen, welche die Feldzüge von Oesterreich, Preußen und Polen mitgemacht hatten und die keine Truppe aufzuhalten vermochte. Die Spanier flohen in Unordnung auf Ciudad Real und ließen ihre Artillerie, 2000 Todte oder Verwundete und nahe an 4000 Gefangene im Stich. General Milhaud ging über Ciudad Real hinaus und verfolgte sie bis Almagro. Tags darauf drang man bis zur Sierra Morena, zum Eingange derselben Defiléen, vor, welche Zeugen der Niederlage des General Dupont gewesen, und raffte noch 1000 Gefangene und 800 Verwundete auf. Auf diese Weise hatte man während der Tage des 27. u. 28. März, der nämlichen, an welchen Marschall Soult vor Oporto eintraf, der Armee des Centrums 7 bis 8000 Mann, der Armee von Estremadura 13 bis 14,000 Mann abgenommen, und die Spanier würden das letzte Vertrauen zu sich selbst verloren haben, wenn sie nicht jenen eigenthümlichen Dünkel besessen hätten, welcher Schlachten verlieren läßt, zugleich aber verhindert, daß man fühlt, sie verloren zu haben.

Die beiden glänzenden Siege, die wir soeben geschildert haben, erfüllten den Hof von Madrid mit Freude und erhellten ein wenig das düstere Gemälde, das sich derselbe von seiner Lage machte. Durch den Zug des Marschalls Victor und durch den des Marschalls Suchet auf Valencia, den der König Joseph fortwährend dringend verlangte, hoffte Letzterer bald Meister des südlichen Spaniens zu werden. Er wiederholte daher den Befehl an den General Lapisse, von Salamanca nach Merida hinabzuziehen, denn die Vereinigung mit dieser Division war für den Marschall Victor die unerläßliche Bedingung jedes weiteren Erfolges. Joseph glaubte sogar, daß das Erscheinen des Marschalls Victor schon genügen würde, um in den südlichen Provinzen Alles zur Unterwerfung zu bestimmen. In seiner Umgebung befand sich der berüchtigte Herr von Morla, der zur Zeit der Capitulation von Baylen so arrogant gegen die Franzosen, zur Zeit der Einnahme von Madrid aber so demüthig war, den seine Landsleute mit Unrecht der Verrätherei beschuldigt hatten, während ihm nur eine eigennützige Unbeständigkeit vorgeworfen werden konnte und der jetzt bei dem neuen Königthum eine Zuflucht gegen die Ungerechtigkeit der Parteigänger des alten Königthums suchte. Morla hatte in Andalusien zahlreiche Verbindungen, die den König Joseph eine schnelle Unterwerfung dieser Provinz hoffen ließen, welche der Regierung der Junta überdrüssig, der Herrschaft der Generale, der Tyrannei des Pöbels und der erdrückenden Lasten, die ihr der Krieg auferlegte, müde war. Joseph, einen Augenblick voll von Illusionen, schrieb daher an Napoleon, daß er nicht daran verzweifle, ihm bald 50,000 Mann seiner schönen Truppen zur Verwendung in Oesterreich zurückgeben zu können ([69]).

Es ist gewiß, daß in jedem anderen Lande zwei Schlachten, wie die von Medellin und Ciudad Real einen Feldzug, vielleicht sogar einen ganzen Krieg entschieden haben würden. Allein die Spanier ließen sich so leicht nicht entmuthigen. Die Junta decretirte Belohnungen für alle Diejenigen, die sich gut oder schlecht geschlagen, ließ Gregorio de la Cuesta durchaus keine Ungnade empfinden, denn das System, Schlappen durch die Ungnade der Generale auszugleichen, begann in Mißcredit zu kommen; sie sandte ihm vielmehr Verstärkungen und richtete abermals an Spanien und an alle Nationen ein Manifest, um vor ihnen Das anzuklagen, was sie das verbrecherische Unternehmen der Franzosen gegen das legitime Königthum nannte. Das Volk entsprach ihrem Eifer und war nicht weniger kühn, sich allerorten zu erheben, wo es sich nicht in der unmittelbaren Gewalt der Franzosen befand, so daß in Wirklichkeit die vorgerückte Bewegung des Generals Sebastiani und des Marschalls Victor nach der Guadiana die Schwierigkeiten eher steigerte, als daß sie einen Vortheil gebracht hätte. Es wurden sogar

mehrere Posten auf der Straße von Ciudad Real aufgehoben. Die Stadt Toledo hätte sich, als sie den Marschall Victor 10 bis 15 Meilen entfernt glaubte, beinahe empört. Die Bewohner der Gebirge, die sich von Salamanca bis Talavera erstrecken, überschwemmten die Ufer des Tietar und des Tajo mit Guerillas und bedrohten selbst die Brücke von Almaraz. Kaum waren einige Tage nach den beiden Siegen bei Medellin und Ciudad Real verflossen, als man schon von Madrid den Adjutant-Commandanten Mocquery mit 500 Mann zur Zügelung Toledos, und den Adjutant-Commandanten Bagneris mit 600 Mann zur Bewachung der Brücke von Almaraz absenden mußte. Endlich mußte man noch die kleinen Forts von Consuegra und Manzanares ausbessern, um die Communicationslinie des Generals Sebastiani mit Madrid zu echelonniren (70). Während auf diese Weise die Siege in diesem sonderbaren Lande die zu bewachenden Punkte vermehrten und nur eine bald vergessene moralische Wirkung hervorbrachten, schwächten sie den Sieger mehr, als daß sie ihn stärkten.

Besonders im Norden war es, wo sich das Uebel ernstlicher fühlbar zu machen begann. Marschall Ney, wie immer voller Thätigkeit und Energie, hatte den Wunsch und die Hoffnung genährt, Galicien zu unterwerfen und konnte sich nicht vorstellen, daß seine beiden schönen Divisionen, welche die russischen Armeen besiegt hatten, an fanatischen Bergbewohnern zu scheitern vermöchten, welche nur zu fliehen verstanden, wenn sie nicht irgend ein Defilé oder ein Haus fanden, wo es ihnen möglich ward, sich unter Deckung zu schlagen. Er wurde bald enttäuscht. Da er eine Küstenstrecke von mehr als 50 Meilen, vom Cap Ortega bis zur Mündung des Minho, zu überwachen hatte, da er Punkte wie Ferrol und Coruña vertheidigen, die Communicationen der Engländer mit den Einwohnern verhindern und Centralpunkte der Bevölkerung wie Santjago de Compostella, Vigo, Tuy und Orense im Zaume halten mußte, so war er genöthigt gewesen, mit seinem ganzen Corps nach dem Küstenland hinabzuziehen, folglich seine Communicationen mit Alt-Castilien im Stich zu lassen und selbst Unterstützung zu verlangen, anstatt, wie man Anfangs gehofft, allein den ganzen Norden Spaniens beherrschen zu können. Man würde das von einem so kriegsgewohnten und so gut geführten Corps, wie dem seinigen, sicher nicht geglaubt haben; und die Ursache davon war auch keineswegs Mangel an Geschicklichkeit oder Energie, sondern die um ihn herum ins Unendliche gehäuften Schwierigkeiten. Während der Marschall Soult auf seinem Wege dem Corps de La Romana's begegnet war, ohne sich darum zu kümmern, was daraus werden würde, war dieses Corps, wie erwähnt, durch das Land zwischen Galicien und Leon gezogen, hatte ein zu Villa-Franca zurückgelassenes französisches Bataillon überrumpelt und unterwegs das über seine Anwesenheit erstaunte und durch die Kunde vom Kriege mit Oesterreich begeisterte Land in Aufruhr versetzt. Der Marquis de La Romana hatte sich endlich nach Asturien gewor-fen, welches General Bonnet mit zwei Regimentern nicht im Zaume halten konnte. Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, war Marschall Ney gezwungen gewesen, nach allen Seiten hinzueilen, sich allenthalben zu schlagen, während er nirgends, trotz allem Fanatismus, Rebellen fand, die seinem furchtbaren Ungestüm Widerstand entgegengesetzt hätten, aber, wenn er kaum den Rücken gewendet, sie wieder erscheinen sah, sobald er sie aus seiner Front vertrieben. Auf diese Weise war er, nachdem er den General Maurice Mathieu gegen Mondonedo geschickt hatte, um den Asturiern die Spitze zu bieten, gezwungen gewesen, den General Marchand nach Santjago de Compostella abzusenden, um 1500 Insurgenten, die sich daselbst festgesetzt hatten, zu vernichten. Hierauf mußte er nach den Häfen von Villa-Garcia und Carcil eilen und sie in Brand stecken, um die Engländer daraus zu vertreiben. Als er erfuhr, daß die portugiesischen Insurgenten das von dem Marschall Soult zu Tuy zurückgelassene Artilleriedepot belagerten, war er auch dorthin gezogen und, um es zu entsetzen, genöthigt gewesen, hitzige Gefechte zu liefern, was zu derselben Zeit stattfand, als sich General Heudelet anschickte, seinerseits dorthin zu marschiren. In diesen verschiedenen Treffen hatte der Marschall Ney mehr als 6000 Spanier getödtet, 22 Kononen und eine unermeßliche Menge von den Engländern geliefertes Kriegsmaterial genommen, ohne dessenungeachtet eine merkbare Beruhigung unter der Bevölkerung erzeugen zu können. Noch außerordentlicher wird der Umstand erscheinen, daß Marschall Ney, der sich doch auf der Straße des Marschalls Soult befand, keine Nachricht von demselben erhielt, außer durch die nach Tuy entsendete Colonne, welche dort auf jene des Generals Heudelet gestoßen war; nur auf diese Weise hatte er erfahren, daß man erst am 29. März und zwar mit der Brandfackel in der Hand, zu Oporto hatte einziehen können. Was nun den Marschall Ney selbst anlangt, so wußte man in Madrid nichts weiter von den Gefechten, die er lieferte, außer daß er sich energisch mit den Insurgenten herumschlüge, und daß er, während er sie allenthalben schlug, doch nicht im Stande war, seine Communicationen mit Altcastilien zu sichern.

So fühlte man sich auch in Madrid, trotz der Siege bei Medellin und Ciudad Real, bald niedergeschlagen durch das Auftreten einer Menge Banden im Norden von Spanien, durch die Aufhebung von Courieren auf allen Straßen, durch die absolute Unmöglichkeit, Nachrichten über die Marschälle Soult und Ney einzuziehen und endlich durch die Gewißheit, daß alle Communicationen mit denselben unterbrochen wären. Die Bewegung des Generals Lapisse, der Salamanca verlassen, Alcantara durchzogen, den Tajo überschritten und sich unter fortwährenden Gefechten an den Marschall Victor angeschlossen, hatte den Insurgenten von Alt-Castilien, die durch Niemand mehr im Zaume gehalten wurden, nur noch mehr Vorschub geleistet. Daher hatte sich auch der General Kellermann, dem das Com-

mando in Alt-Castilien übertragen war, beeilt, nach Madrid zu melden, daß der ganze Norden Spaniens den Franzosen entgehen würde, wenn man nicht nachdrücklich gegen die Banden verführe, die sich nach allen Richtungen hin zeigten. Der Marschall Victor war durch die Ankunft Lapisse's allerdings verstärkt worden; aber während man in steter Sorge um das nördliche Spanien war, während man nicht wußte, was aus dem Marschall Soult geworden, während man in Unkenntniß darüber war, ob er bis Lissabon würde vordringen können oder nicht, während all dieser Bedenken war es nicht der geeignete Zeitpunkt, um die Armeen von Estremadura und der Mancha gegen den Süden vorzuschieben und die Schwierigkeit der Communicationen noch dadurch zu erhöhen, daß man die Ausdehnung der besetzten Landestheile vergrößerte. Man beschloß daher, bevor man die Ausführung des von Napoleon vorgezeichneten Planes verfolgen wollte, die Beruhigung der nördlichen Provinzen und Nachrichten vom Marschall Soult abzuwarten.

Zur guten Stunde kamen der König Joseph und der Marschall Jourdan auf den Gedanken, den Marschall Mortier aus der Gegend von Logroño, wohin ihn die Befehle Napoleon's fesselten, nach Valladolid zu senden, um daselbst die Communication mit dem Marschall Ney wiederherzustellen und nöthigenfalls dem Marschall Soult zu Hülfe zu eilen, falls Letzterer, wie man zu befürchten begann, sich in einer bedrängten Lage befinden sollte. Nichts war richtiger als eine solche Combination, da Napoleon selbst dieselbe aus dem Innern Deutschlands her anbefahl, als er die Depeschen aus Spanien erhielt. Bevor man aber jenseits der Pyrenäen seine neuen, an der Donau gefaßten und ausgesprochenen Beschlüsse kannte, konnte der Marschall Mortier, dessen Instruction dahin ging, zu Logroño zu bleiben, es kaum auf sich nehmen, derselben ungehorsam zu werden, und er wagte es nicht! Das ist der Uebelstand, der mit Operationen, die aus großer Ferne geleitet werden, verbunden ist. Als der König Joseph dem Marschall Mortier geschrieben, daß er sich nach Valladolid begeben solle, befand sich dieser Marschall in großer Verlegenheit zwischen den Befehlen von Paris und denen von Madrid. Dennoch willigte er bedingungsweise ein, sich nach Burgos zu begeben. Allein dies genügte nicht, um die Insurgenten im Norden zu unterdrücken und die Communicationen mit den Marschällen Soult und Ney wieder zu eröffnen. Man detaschirte, unter dem Titel einer augenblicklichen Entlehnung, zwei Regimenter von der Armee von Aragonien, welche diese, wie man glaubte, seit der Eroberung von Saragossa entbehren konnte und sendete sie dem General Kellermann. Aus Segovia und den umliegenden Posten zog man ein deutsches und ein polnisches Bataillon, welche durch Truppen aus der Garnison von Madrid ersetzt wurden. Von der Garnison von Burgos entnahm man einige andere Detaschements und setzte aus dem Allen für den General Kellermann ein Corps von 7 bis 8000 Mann zusammen, mit welchem er sich nach Galicien begeben sollte, um die in den Provinzen des Nordens unterbrochene Communication wiederherzustellen.

Diese verschiedenen Zusammensetzungen von Truppen wurden erst am 27. April beendigt, und der General Kellermann traf erst am 2. Mai in Lugo ein, nachdem er auf seinem ganzen Wege mit den Bauern des Landes tiraillirt hatte. Er fand den General Maurice Mathieu zu Lugo, wohin sich dieser auf Befehl des Marschalls Ney begeben hatte, um seine Communicationen mit Alt-Castilien wieder zu eröffnen. Beide Generale kamen darin überein, daß das Uebel vorzüglich aus dem Umstande erwüchse, daß man einerseits nach Portugal, andrerseits nach der Seeseite Galiciens zu weit vorgedrungen sei, ohne vorher den Marquis de La Romana vernichtet zu haben; man einigte sich daher dahin, denselben in Asturien zu verfolgen und ihn hier zu vernichten zu suchen, wodurch man das doppelte Resultat erhalten mußte, diese Gegend zu pacificiren und den Urheber aller Agitationen im Norden Spaniens verschwinden zu lassen. Nachdem dieser Gedanke Geltung gefunden, kam man überein, daß der Marschall Ney auf der Straße von Lugo nach Oviedo und General Kellermann auf der Straße von Leon nach Asturien marschiren sollte, was hoffen ließ, daß man den Marquis de La Romana, der auf diese Weise von zwei verschiedenen Seiten gefaßt würde, zu umzingeln vermöchte. Beide Corps trennten sich hierauf mit dem aufrichtigen Entschlusse, nach besten Kräften zum gegenseitigen Erfolge beizutragen.

In Folge der Ungewißheit, in der man sich zu Madrid über das Schicksal des Marschalls Soult befand und ebenso in Folge der Ohnmacht, nach Belieben und nach den Bedürfnissen des Augenblicks die in Spanien operirenden französischen Generale verwenden zu können, war der ganze Monat April unter traurigen Hin- und Herschwanken verstrichen. Da man nicht wußte, was aus dem Marschall Soult geworden, so wagte man auch nicht das Corps des Marschalls Victor auf Badajoz und Sevilla zu senden. Da man ferner nicht vollständig über die Generale verfügte, so konnte man den Marschall Mortier nicht in den Rücken der Marschälle Soult und Ney dirigiren. Auf diese Weise hatte man den wichtigsten Monat des Jahres, denjenigen, in welchem man über die Spanier wie über die Engländer die entscheidendsten Erfolge hätte erringen können, verloren. Diese einzige während dieser kostbaren Zeit gegen Estremadura ausgeführte Operation bestand darin, daß man das Corps des Marschalls Victor von Medellin nach Alcantara zurückgeführt hatte, um die spanischen und portugiesischen Insurgenten aus dieser Stadt, deren sie sich bemächtigt hatten, zu vertreiben. Der König Joseph und der Marschall Jourdan wollten sich anfangs dieser rückgängigen Bewegung des Marschalls Victor widersetzen, da sie den üblen Eindruck fürchteten, den sie in Andalusien hervorbringen konnte. Allein sie entschlossen sich, ihn dieselbe ausführen zu lassen und zwar in Folge des Berichts eines von Oporto abgegangenen Spions, welcher meldete, daß die Lage des Marschalls Soult

daselbst überaus kritisch wäre, und daß sich die Engländer von Neuem zu Lissabon ausgeschifft hätten. Die Möglichkeit unheilvoller Ereignisse von dieser Seite machten den Besitz Alcantaras unerläßlich, denn über den Tajo und Alcantara konnte man der Armee von Portugal auf dem geradesten Wege zu Hülfe kommen. Alcantara wurde also wieder genommen, die Insurgenten mußten über die Klinge springen und unmittelbar darauf kehrte der Marschall Victor über Almaraz nach Trurillo zurück, um Gregorio de la Cuesta zu hindern, die Positionen wieder zu besetzen, aus denen man ihn auf dem Marsche nach Medellin verjagt hatte.

Die indirecten Nachrichten, die man aus Oporto empfangen, waren leider nur allzu gegründet. Die Lage des Marschalls Soult war in der That während des Monats April durch die Schuld der Ereignisse wie durch die der Menschen, eine der schwierigsten geworden ([71]). Kaum in dieser Stadt eingerückt, war der Marschall darauf bedacht gewesen, sich hier genügend festzusetzen, indem er, da er bis zum Duero gekommen war, genug gethan zu haben glaubte und den Umständen die Sorge überließ, zu entscheiden, ob er zurückkehren oder im Gegentheil seine Eroberungen weiter tragen sollte. Von allen Entschlüssen, die er fassen konnte, war dieser der gefährlichste, denn ohne festen Plan zu Oporto zu bleiben, konnte offenbar nur zum Unglück führen. Es war schon eine große Gefahr, mit zwanzig und einigen Tausend Mann mitten in einem insurgirten Lande sich zu befinden, in welchem der Nationalhaß gegen die Franzosen den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht hatte. Trotzdem war es mit der tapfern Armee und den trefflichen Offizieren, welche man besaß, möglich, sich im Norden von Portugal zu behaupten. Allein es befanden sich 17 bis 18,000 Engländer zu Lissabon und Alles kündigte an, daß bald die doppelte Anzahl durch die von England dahin abgegangenen Convois eintreffen würde. Sich alsdann hinter der Linie des Duero gegen eine jenseits dieser Linie aufgestellte reguläre Armee und gegen eine diesseits derselben stehende Insurgentenarmee zu vertheidigen, wurde fast unausführbar. Man konnte sich hierüber ein Urtheil nach zwei Ereignissen der jüngsten Vergangenheit bilden. Die kleine zur Bewachung unserer Kranken zu Chaves zurückgelassene Garnison war durch die Portugiesen aufgehoben worden. Das zu Tuy zurückgelassene Depot würde ebenfalls genommen worden sein, wenn die von Braga abgesendete Division Heudelet und der von Galicien herbeieilende Marschall Ney es nicht entsetzt hätten. Es muß noch bemerkt werden, daß dies keine schwachen Posten waren, denen diese Unfälle begegneten, denn das Depot von Tuy, das nach und nach durch auf dem Marsch befindliche Truppen verstärkt worden war, zählte 4500 Mann und das bei Vigo genommene war 1300 Mann stark gewesen. Man hatte also gleichzeitig sowohl die englische Armee, die sich unfehlbar bald vom Tajo nach dem Duero begeben würde, als auch die Tausende fanatischer Insurgenten zu fürchten, die man vom Duero bis zum Minho hinter sich hatte. Unterstützung konnte man kaum erwarten, denn das Corps des Marschalls Ney war vollständig in Galicien beschäftigt und was die Armeen betrifft, die vom Centrum her, d. h. von Madrid über Alcantara und Badajoz, hätten anlangen können, so hatten die Instructionen Napoleon's wohl den Fall vorausgesehen, wo der Marschall Soult, im Besitz von Lissabon, aufgefordert werden würde, dem Marschall Victor zu Sevilla zu Hülfe zu eilen; allein sie erstreckten sich nicht auf die übrigens unmöglich zu verwirklichende Voraussetzung, wo der Marschall Victor, im Besitze von Sevilla, Lissabon zu Hülfe würde kommen müssen. Es war folglich überaus gefährlich, zu Oporto zu bleiben, mitten unter Tausenden von Insurgenten, die aus allen Gegenden herbeiströmten, gegenüber einer englischen Armee, welche zur Ergreifung der Offensive bereit war, während man gegen so viele Feinde auch nicht eine Hoffnung auf Unterstützung hatte; man mußte daher auf der Stelle entweder ohne Weiteres bis zum Minho zurückkehren oder über Braganza nach Alt-Castilien hinaufgehen, um sich auf die Hauptmassen der französischen Armee stützen zu können, die im Centrum Spaniens operirten, um ferner auf diese Weise zwischen sich und die Engländer schwer zu durchschreitende Räume zu bringen, und endlich sich die Alternative vorzubehalten, entweder in Spanien nützlich zu sein, oder in Portugal wieder mit Streitkräften zu erscheinen, welche genügten, um sich daselbst zu halten. Namentlich mußte man sich gegen die Engländer so verhalten, daß man fortan weder eine Schlappe, noch selbst ein zweifelhaftes Treffen aufzuweisen hatte ([72]). Allein zum rechtzeitigen Zurückgehen gehört ebenso viel Entschlossenheit als zum kühnen Vorwärtsschreiten, und diese Entschlossenheit ist im Kriege, wie anderwärts, nur das Privilegium fester und klar sehender Geister.

Da der Marschall Soult weder nach Lissabon, das die Engländer mit 18,000 Mann besetzt hielten, zu marschiren noch auch dem Willen Napoleon's entgegenzuhandeln wagte, der ihm die Eroberung Portugals vorgeschrieben, so begnügte er sich damit, zu bleiben, wo er war und überließ dem Zufall die Bestimmung seines fernerweiten Verfahrens. Traurige Illusionen, die in seinem Geiste aus rein localen Umständen erweckt wurden, trugen ebenfalls dazu bei, ihn zu täuschen und ihm eine kostbare Zeit verlieren zu lassen. Er hatte, wie wir gesehen, den General Heudelet zum Entsatz seines Depots nach Tuy geschickt, ein Detaschement zur Bewachung des wichtigen Bragas, ansehnliche Posten auf seiner Linken zu Penafiel und Amaranthe zurückgelassen, um sich der Straßen von Chaves und Braganza zu versichern und so das doppelte Resultat der Beherrschung des Landes und der Behauptung der Communicationen in demselben zu erreichen. Zu Amaranthe, das am Tamega lag, hatte er einige Tausend Mann unter dem Befehle des Generals Loison aufgestellt. Diese Maßregeln waren zwar passend gewählt, aber ungenügend, und sie bewirkten in dem auf allen Seiten gleichzeitig überfallenen Lande einen kurzen

Zwischenraum, nicht sowohl der Unterwerfung, als vielmehr der Unbeweglichkeit.

Als sich die Franzosen zu Oporto festgesetzt hatten, gab sich bei einem Theile der Bevölkerung eine Stimmung kund, die schon mehr als eimal zum Vorschein gekommen war und die ein Augenblick der Ruhe noch fühlbarer machte. Die, wir sagen nicht gebildete, aber wohlhabende Classe, die Freundin des Friedens und der Ruhe, schreckte zurück vor der gewaltthätigen Volksmasse, die man entfesselt hatte und die nun die Existenz aller Derer unerträglich machte, welche noch etwas Humanität und Sanftmuth der Sitten besaßen. Diese Classe machte sich keine Illusionen über den Eifer, welchen die Engländer für Portugal an den Tag legten. Sie sah wohl, daß diese, während sie im Frieden den Handel des Landes beherrschten und während des Krieges letzteres zum Schlachtfelde wählten, nur darauf bedacht waren, sich desselben zu ihrem Vortheil zu bedienen, was sie übrigens ganz klar und deutlich dadurch bewiesen, daß sie für ihren Dienst eine wilde Menge entfesselten, die der Schrecken aller anständigen Leute ward. Auf diese Weise war die genannte Classe, ohne gerade die Franzosen zu lieben, die in ihren Augen nicht aufhörten, Fremde zu sein, doch bereit, da sie in die Nothwendigkeit versetzt war, zwischen ihnen und den Engländern zu wählen, ersteren den Vorzug zu geben, da sie in ihnen ein geringeres Uebel, ein Ende des Krieges und die Hoffnung auf ein liberaleres Regierungssystem erblickte, als dasjenige war, unter welchem Portugal seit Jahrhunderten gelebt hatte. Was das Haus Braganza betraf, so war die Classe, von welcher wir hier sprechen, seit der Flucht des Regenten nach Brasilien, geneigt, dasselbe als einen leeren Namen zu betrachten, dessen sich die Engländer bedienten, um das Land von Grund aus umzustürzen.

Die Anwesenheit des Marschalls Soult und seine beruhigenden Erklärungen konnten die verständigen Leute nur in ihren friedfertigen Neigungen bestärken. Namentlich gaben sich in Oporto, einer reichen, handeltreibenden Stadt, die weniger als Lissabon den alten Einflüssen des Hofes ausgesetzt und mit ihren eigenen Interessen lebhaft beschäftigt war, die von uns geschilderten Ansichten mit größerer Deutlichkeit kund, trotz des patriotischen und fanatischen Bischofs, der das gemeine Volk beherrschte. Die Mittelclasse nahm die Versicherungen des Marschalls Soult mit einer gewissen Genugthuung entgegen und schien entschlossen, sich ruhig zu verhalten, wenn er Wort hielt, wenn er eine gute Disciplin unter seinen Soldaten handhabte, wenn er den Pöbel unterdrückte und einem Jeden die Freiheit verschaffte, seinen Geschäften nachzugehen. Unter diesen Resignirten, welche der Reiz der Ruhe den Franzosen unterwarf, zeigten die Juden einen besonderen Eifer, die allerorten sehr zahlreich, sehr thätig und sehr reich sind, hauptsächlich in wenig civilisirten Ländern, wo man ihnen den Handel überläßt, den man nicht zu treiben versteht. Man zählte deren mehr als 200,000 in Portugal, die unter einem harten Drucke lebten und sehr befriedigt waren, unter der Herrschaft der Franzosen eine bürgerliche Gleichheit herannahen zu sehen, die ihnen als die wünschenswertheste Regierungsform erschien. Nachdem sie mit der französischen Verwaltung wegen Unterhaltung der Armee und wegen Erhebung der Steuern in geschäftliche Beziehung getreten, kam es auch bald zu politischen Eröffnungen über die Art und Weise, wie in Portugal eine regelmäßige Regierung zu errichten sein würde. Viele Geschäftsleute des Landes schlossen sich ihnen an und ließen durchblicken, daß die Idee, ein besonderes Königreich, ein Königreich des nördlichen Lusitaniens zu gründen, so wie es ein Vertrag Napoleon's im Oktober 1807 angegeben, zur Zeit der beabsichtigten Theilung Portugals zwischen Spanien und Frankreich, daß diese Idee der Provinz Oporto sehr zusagen würde. Man erklärte, daß ein solcher Entschluß, öffentlich angekündigt und von einer gerechten und milden Verwaltung begleitet, die Franzosen nicht mehr als Eroberer, die auf ihrem Durchzuge das Land aufzehren, sondern als Freunde erscheinen lassen werde, welche ein Land, wo sie bleiben und eine dauernde Niederlassung gründen wollen, schonen und Napoleon sollte so bald als möglich den französischen Prinzen bezeichnen, der bestimmt wäre, die neue Krone zu tragen, die Krone von Oporto für den Augenblick, von Oporto und Lissabon vielleicht später. Da jedoch die Umstände drängten, konnte man denn nicht ebenso schnell als diese Umstände selbst fortschreiten, und da man in einer Zeit lebte, wo die Könige aus den Generalen genommen wurden, war es da nicht ganz einfach, den Statthalter Napoleon's zum Statthalter des nördlichen Lusitaniens zu machen? Ob dieser Gedanke durch den kleinen militairischen Hof des Marschalls den Dienstfertigen, die ihm als Zwischenträger dienten, eingegeben wurde. oder ob ihn diese Dienstfertigen selbst den Freunden des Marschalls mittheilten, das kann man nicht sagen und die Behauptungen waren hierüber sehr mannichfaltig, als man später alle Einzelheiten dieses sonderbaren Abenteuers dem Urtheile Napoleon's vorlegte. Sei dem, wie ihm wolle, die Idee, aus dem Marschall Soult einen König von Portugal zu machen, ward bald zu Oporto und in den Städten der Provinz zwischen Duero und Minho verbreitet, von verständigen Leuten für ziemlich lächerlich erklärt, von der Armee mit beleidigenden Spöttereien aufgenommen, aber genehmigt von den Handelsleuten, die einen Beschützer wollten, von den Juden, die sich einen Repräsentanten der bürgerlichen Gleichheit wünschten, und von den intriguanten Militairs, welche stets den Obergeneralen schmeicheln und dabei ihre gefährlichsten Feinde sind. Letztere stellten sich, als erblickten sie in diesem Plane einen Gedanken von großer Tiefe, denn derselbe müßte, wie sie meinten, dazu dienen, die Portugiesen an sich zu fesseln und sie von den Engländern und dem Hause Braganza abwendig zu machen. Vor allem ermuthigte sie ein Umstand zu diesem vermessenen Unternehmen, einen König, wenn auch nicht zu machen, doch wenigstens ohne den ausdrücklichen Willen des Kaisers, vorzubereiten, nämlich die Entfernung dieses

Kaisers, der in diesem Augenblicke an die Ufer der Donau, an ein anderes Ende des Continents, versetzt und in Ereignisse verwickelt war, deren Ausgang Niemand kannte. Alle durch sein Beispiel erregten und durch die Entfernung emancipirten Gefühle des Ehrgeizes hatten jetzt freien Lauf und es fehlte nicht an herabgestimmten Leuten, die sich sagten, daß man endlich an sich selbst denken müsse und daß man, einmal dazu verurtheilt, am Ende der Welt sein Leben für die Größe einer unersättlichen Familie hinzuopfern, nun die sich darbietende Gelegenheit benutzen müsse, um sich festzusetzen, wo man einmal war, und zwar sich ordentlich festzusetzen. Napoleon mochte es vielleicht übel aufnehmen; man lernte jedoch täglich durch Erfahrung, wie sehr sich seine Macht vom Rhein nach den Pyrenäen und von den Pyrenäen bis zum Tajo verminderte; überdies brauchte er Die, welche er so weit fortschickte, um Königreiche zu erobern, so nöthig, daß man schon etwas von dem zurückbehalten konnte, was man eben für ihn eroberte, ganz abgesehen von der ziemlich wahrscheinlichen Möglichkeit, falls er an der Donau seinen Tod fand oder besiegt ward, das zu behalten, was man an den Ufern des Duero oder Tajo erobert haben würde.

Nicht alle Geister gingen zwar so weit auf dieser letzten Bahn, allein es gab doch deren sehr tollkühne, und diese verwirrten das Urtheil des Marschalls bis zu dem Punkte, daß er einwilligte, ein seltsames für die Divisionsgenerale bestimmtes Rundschreiben zu verbreiten, in welchem man erzählte, was eben vorging, das an den Marschall gerichtete Anerbieten, entweder aus der Familie Napoleon's oder unter den Persönlichkeiten seiner Wahl einen König zu ernennen, erwähnte und hinzufügte, daß die Bevölkerung Oportos, Bragas und mehrerer benachbarten Städte den Marschall Soult gebeten hätte, sich mit den Attributen der Souverainetät zu bekleiden und die königliche Gewalt bis zur Antwort Napoleon's auszuüben; inzwischen würde die Bevölkerung schwören, ihm treu zu sein und ihn gegen Feinde aller Art, Engländer, Insurgenten und andere, zu vertheidigen, welche sich dem freiwilligen Acte, den sie ihrerseits anbäte, sich würden wiedersetzen wollen. Das Rundschreiben lud die Generale ein, eine ähnliche Kundgebung von Seiten der unter ihr Commando gestellten Bevölkerung anzuregen (72).

Obgleich dieses Rundschreiben gewissermaßen ein vertrauliches war, so konnte es doch nicht geheim bleiben. Es gab dem Einen Stoff zum Lachen, verletzte die Anderen und beunruhigte die Besten. Man spottete über den Marschall, dessen bisher große Enthaltsamkeit beim trügerischen Anblick einer Krone sich so weit verleugnete, daß er sich zum Kundgeben der unvorsichtigsten Wünsche bewegen ließ. Man zürnte heftig in einem Theile der Armee, namentlich unter den alten Offizieren, die im Grunde ihres Herzens die der Rheinarmee eigenthümlichen Gefühle der Unabhängigkeit bewahrt hatten und die sich zwar aus pflichtmäßiger Hingebung schlugen, aber insgeheim darüber indignirt waren, ihr Blut an den äußersten Enden der Welt hinströmen zu sehen, um schwache oder unfähige oder liederliche und in der Regel Frankreich wenig getreue Könige zu machen. In der Armee von Portugal gab es mehr als einen Offizier; der so dachte und unter ihnen namentlich einen, den General Delaborde, welcher die Kunst, die Engländer zu schlagen, so schön erfunden und sie so glänzend im Gefecht bei Rolica ausgeführt hatte. Er war stolz, einsichtsvoll, tapfer und führte eine Sprache, welche bald jeder in seiner Umgebung nachahmte. Militairs von strengerem Charakter endlich, die einzig und allein mit Aufrechthaltung der Disciplin beschäftigt waren, waren untröstlich über die moralische Wirkung, welche das Beispiel des Obergenerals auf Offiziere und Soldaten hervorbringen mußte, die schon allzu geneigt waren, sich von jeder Regel loszumachen und sich stets bereit zeigten, durch Ausschweifungen sich für die Leiden zu entschädigen, die sie in den entfernten Ländern auszustehen hatten. Dies hieß, ihnen selbst das Zeichen zur Unordnung geben, dies hieß namentlich, Zwiespalt in die Armee bringen, die in der gefährlichen Lage, in welcher sie sich befand, mehr als jemals der Einigkeit, der Stärke und des guten Verhaltens bedurfte. Diese verständigen Militairs beschäftigten sich auch im Voraus mit dem Urtheil, welches der Kaiser über alle Die fällen würde, die sich mehr oder weniger zu solch auffälligen Acten hergeben würden, welche einen unwillkürlichen, aber so treffenden Tadel der kaiserlichen Pokitik enthielten!

Der General Quesnel, Commandant von Oporto, richtete einige Gegenbemerkungen (73) an den Marschall Soult, welche dieser jedoch übel aufnahm und mit der stolzen Entgegnung beantwortete: die vom Kaiser zu erlangende Genehmigung kümmere nur ihn allein und dürfe die unter seinen Befehlen dienenden Offiziere durchaus nicht beschäftigen. — Das die Offiziere des Generals Dupont betroffene Loos beweist, erwiderte ihm der General Quesnel, daß der Kaiser im Nothfall die Verantwortlichkeit vom General en chef abwärts bis auf diejenigen auszudehnen weiß, die dessen Fehler getheilt haben.

Alsbald traten drei Parteien in der Armee hervor: Die Partei derjenigen Offiziere, die ohne anderen Beweggrund als Achtung für ihre Pflichten und Treue gegen den Kaiser sich nicht zu einer Besitznahme der königlichen Macht herbeilassen wollten, welche Napoleon keineswegs genehmigt hatte; ferner die der ehemals republikanischen Offiziere, welche die Ueberschreitungen der kaiserlichen Politik auf ihre ursprünglichen Ansichten zurückgeführt hatte; endlich die einiger kühneren Mißvergnügten, die sich wenig um einen Ungehorsam gegen den Kaiser kümmerten und ebenso wenig ein großes Verlangen nach der Republik trugen, die aber, vielleicht ohne es sich selbst einzugestehen, ganz einfache wahre Royalisten waren und die Republik, das Consulat, selbst das Kaiserthum, Alles, was seit zwanzig Jahren in Frankreich aufgetreten war, als eine Reihe schrecklicher Convulsionen betrachteten, die sämmtlich zu einem bösen Ende führen mußten. Schon vernahm man

die Sprache alter Royalisten aus dem Munde einiger Offiziere. Man nannte vorzüglich einen derselben, der sich zuweilen hören ließ, nämlich den Obristen des 47. Linienregiments, welcher nachmals unter dem Namen des Generals Donnadieu sehr bekannt geworden ist. Noch auffallender war es, daß diese nicht eben sehr zahlreiche Partei, die sich aber in der Armee dumpf hörbar machte, zumal in Spanien, wo die Leiden entsetzlich waren und der Zweck, wofür man sie erduldete, klarer erkannt wurde, daß — sagen wir — diese Partei nicht aus ehemaligen Royalisten (fast keiner dieser Militairs hatte die Zeit gehabt, es zu sein), sondern aus alten Republikanern der Rheinarmee bestand, welche der Arbeiten überdrüssig waren, die nicht mehr die Größe des Landes, sondern die einer Familie zum Ziele hatten. Der Ruhm hatte für einen Augenblick die Leere und den Egoismus dieser Politik verdeckt. Die ersten Niederlagen führten zur Ueberlegung und die Ueberlegung zum Ueberdruß.

Kaum waren diese Spaltungen ausgebrochen, als die Sprache der Armee, ebenso unvorsichtig geworden, wie die Handlungen, die sie hervorgerufen, eine unglaubliche Kühnheit annahm. Man sprach von nichts Geringerem, als von Verhaftnahme des Obergenerals, sobald er jenem Rundschreiben Folge gäbe, von seiner Absetzung und der Berufung des ältesten der Generale an seine Stelle. Man begreift, wie höchst gefährlich, mitten in einem feindlichen Lande, einer englischen Armee gegenüber, die von einem geschickten Feldherrn geführt ward, eine solche Erschütterung der Disciplin sein mußte. Bald ließ sich dieselbe allerwärts spüren. Der Dienst geschah mit einer Trägheit, einer Nachlässigkeit, welche bedauerliche Folgen hatte. Die Soldaten, genöthigt in jeden bewohnten Ort mit Sturm einzurücken und ermächtigt, daselbst das Recht auszuüben, das man in jeder mit Sturm genommenen Stadt hat, hatten Geschmack am Plündern gewonnen und leider waren seit der Plünderung von Oporto viele unter ihnen mit Gold beladen. Es war dringend nöthig, sie zum Aufgeben dieser Sitten zu veranlassen, aber man vermochte dies kaum bei dem Zustande der Zuchtlosigkeit, in welchen die ganze Armee gerathen war. Wollte man sie zur Ordnung zurückführen, so beklagten sie sich, einer Bevölkerung aufgeopfert zu werden, deren Wahlstimmen man an sich zu ziehen suche. Die Offiziere, die ihnen selbst das Beispiel zu derartigen Reden gegeben, hatten nicht mehr Kraft genug, sie zu unterdrücken und in Kurzem machte die Unordnung reißende und unheilvolle Fortschritte. Es währte gar nicht lange, so fand man den traurigen Beweis dafür in einem auffälligen Ereignisse, das einige Monate später einen Offizier zu einem entehrenden Tode führte.

In einer solchen Lage, wo Pünktlichkeit in Erfüllung der Pflichten nicht leicht zu fordern und zu erlangen war, verließen die Offiziere oft ihre Posten, ohne daß man Nachfragen anstellte, was aus ihnen geworden war. Ein Cavallerieoffizier, Hauptmann im 18. Dragonerregiment, sehr intelligent, sehr tapfer, vor allem aber sehr unruhig, welcher die Gunst seiner Obern aus guten und schlechten Motiven, durch Bravour und durch einschmeichelndes Betragen, erworben hatte, war einer von Denen, welche ganz laut äußerten, daß das Consulat, anfangs so glorreich und nachmals in ein Kaiserthum umgewandelt, nichts mehr wäre, als die Aufopferung aller Interessen Frankreichs für einen schrankenlosen Ehrgeiz. Im Süden, einem royalistischen Lande geboren, war er vor der Zeit zu den Ansichten gelangt, welche 1815 ans Licht traten, als sich Frankreich durch 30 Revolutionsjahre ermüdet, in die Armee der Bourbonen warf. Dieser Offizier war viel mit den Obersten und Generalen umgegangen, welche sich am offensten über den General en chef beklagten und da er nach ihren Worten ihre inneren Gedanken überschätzte, glaubte er in ihrem Mißvergnügen eine Verschwörung zu sehen, deren man sich auf der Stelle bedienen könnte, um (sollte man es wohl glauben!) im Jahr 1809 den Sturz Napoleon's und seines Kaiserthums herbeizuführen. Gleich all jenen unruhigen Wesen, die sich in Conspirationen stürzen, hatte er ebenso viele Bedürfnisse als Meinungen und aus Lust zum Gelde wie aus übel angewandter Unternehmungssucht kam er auf den Gedanken, mit Sir Arthur Wellesley, der sich in diesem Augenblicke zu Coimbra befand, in Unterhandlung zu treten.

Dieser berühmte General, der Sieger von Vimeiro, seit dem Tode des General Moore wieder, wie wir gesehen, zum Commando der britischen Armee berufen, war von England mit einer Verstärkung von 12,000 Mann abgeschickt worden, was die englische Streitmacht in Portugal auf ungefähr 30,000 Mann brachte. Sein interimistischer Vorgänger, General Cradok, hatte nicht gewagt, sich der Bewegung des Marschalls Soult auf Oporto zu widersetzen, da er durch das Erscheinen des Marschalls Victor bei Merida und des Generals Lapisse bei Alcantara ausschließlich beschäftigt wurde; er war daher in der Gegend von Leiria auf der Straße von Lissabon stehen geblieben. Sir Arthur Wellesley war aber nicht der Mann unthätig zu bleiben, und er war entschlossen, die Herrschaft der Franzosen in der Halbinsel so viel als möglich zu erschüttern, so weit dies nämlich seine Instructionen gestatteten, die ihm einschärften, sich auf die Vertheidigung Portugals zu beschränken. Er wollte zunächst den Marschall Soult zur Räumung Oportos bestimmen und, nachdem er den Norden Portugals befreit, sich dann nach dem Süden wenden, um zu sehen, wie er es anzufangen habe, um die Pläne des Königs Joseph auf den Süden Spaniens zu vereiteln. Sein Hauptquartier befand sich zu Coimbra, wo er an der Spitze von zwanzig und einigen Tausend Mann stand; eine englische und eine portugiesische Division hatte er nach Abrantes dirigirt, um zu beobachten, was die Franzosen nach dieser Seite hin vornehmen würden.

Der Hauptmann Argenton, so hieß der Offizier, dessen verbrecherische Intriguen wir schildern, konnte, Dank der unglaublichen Schlaffheit, die sich in der Armee eingeschlichen hatte, sich seinen Pflichten entziehen und verkleidet von Oporto nach Coimbra

gehen, wo er sich heimlich Sir Arthur Wellesley vorstellte. Die Nachsicht der französischen Behörden gegen die Bewohner Oportos, welche Geschäfte in Lissabon zu besorgen hatten und denen man, trotz des Kriegszustandes aus- und einzugehen gestattete, trug nicht wenig dazu bei, derartige Communicationen zu erleichtern. Argenton sah den englischen General (74), erzählte ihm von den Spaltungen in der französischen Armee, von den Parteien, die sich gebildet hatten, übertrieb, wie es Leute seiner Art zu thun gewohnt sind, die Wirklichkeit, die so schon allzu traurig war, machte aus einfachen Mißvergnügten Verschwörer, aus Leuten, welche murrten, Leute, welche handelten, aus Männern, welche verschiedenen, weil aufrichtigen Eindrücken nachgaben, Männer, die Alle ein und dasselbe, d. h. eine für Frankreich verderbliche Regierung stürzen und sich gegen die Autorität des Kaisers empören wollten. In Allem den Unruhestiftern ähnlich, die in solchen Rollen auftreten, legte sich Argenton eine Mission bei, die er nicht empfangen hatte, und behauptete, indem er verleumderischer Weise die Namen einer Menge von Obersten und Generalen herzählte, daß er von diesen letzteren beauftragt sei, sich dem Obergeneral der britischen Armee vorzustellen und mit ihm zu unterhandeln. Dies war eine Lüge, wie sie leider unter solchen Umständen sehr gewöhnlich ist und nur zu oft geglaubt, obschon auch häufig aufgedeckt wird. Folgendes war der Plan, welchen dieser Intriguant vorschlug: Wenn die Bevölkerung von Oporto darauf einging, so würde, sagte er, der Marschall Soult nicht ermangeln, sich zum König zu proclamiren, oder wenigstens, wie es das Rundschreiben ankündigte, sich provisorisch alle Attribute der königlichen Souverainetät zulegen. Ein solcher Schritt würde genügen, um den Ausbruch einer Revolte in der Armee herbeizuführen. Alsdann würde man den Marschall absetzen und nach diesem ersten Eclat würden die Generale weiter gehen. Sie würden die Absetzung Napoleon's selbst proclamiren und wenn hierauf die englische Armee mit ihnen unterhandeln und sie nicht verfolgen wollte, so würden sie sich in Etappenmärschen bis zu den Pyrenäen zurückziehen. Dieses Beispiel würde in einem Augenblicke von den 300,000 Mann, die in Spanien dienten, nachgeahmt werden und man würde die alte Armee der Republik und des Kaiserreichs, eingedenk dessen, was sie gewesen, voll Indignation, den Plänen eines Ehrgeizigen aufgeopfert zu werden, die Halbinsel verlassen, sich nach den Pyrenäen zurückziehen und die Befreiung Frankreichs und Europas proclamiren sehen, immer vorausgesetzt, daß die Engländer das, was man ihnen vorschlüge, annähmen, d. h. daß sie Denen, die durch diese freiwillige Bewegung den Frieden der Welt herstellen wollten, nachfolgten, ohne sie zu bekämpfen.

Es waren dies thörichte Uebertreibungen. Das einzig Wahre dabei war das, daß die Armee, welche ebenso gut wie die Nation zu beurtheilen weiß, was unter ihren Augen vorgeht, während sie ihren Pflichten vollkommen getreu blieb, die Politik Napoleon's [v]rtheilt und insgeheim getadelt hatte, obwohl sie ihr mit Heldenmuth diente; daß sie namentlich in Spanien so dachte und daß einige Tage der Indisciplin hingereicht hätten, um das Chaos von Ansichten, welches in Oporto zu Tage kam, auch in den sieben oder acht Corps erwachen zu lassen, die mit der Eroberung der Halbinsel beauftragt waren. Allein von diesem Zustand der Dinge bis zu dem in Rede stehenden Plan war es ebenso weit, als gewöhnlich die Wirklichkeit von den Erfindungen der Verschwörer entfernt ist.

Der englische General bediente sich hier seiner vorzüglichsten Eigenschaft, des gesunden Urtheils, und wußte das, was an den Behauptungen des genannten Argenton Wahres war, zu würdigen. Er sah deutlich, daß die Eroberungspolitik Napoleon's selbst in der französischen Armee gerichtet ward, daß sich diese Armee in Zwiespalt befand, daß die Bande der Disciplin in derselben sehr erschlafft waren, daß die militairischen Obliegenheiten, wie groß auch immer die Bravour in ihren Reihen war, schlecht bei derselben erfüllt werden müßten, und ohne an eine Revolte zu glauben, welche mit der Absetzung des Marschalls Soult beginnen und mit der von Napoleon selbst endigen würde, hoffte er doch auf etwas Wahrscheinlicheres und leider auch Ausführbareres, nämlich auf die Ueberrumpelung der Franzosen mitten in der Stadt Oporto und auf eine demüthigende Niederlage derselben.

Obschon er den Eröffnungen Argenton's nur den Glauben schenkte, den sie verdienten, so wies er ihn doch keineswegs zurück, lud ihn ein, wieder zu kommen, gab ihm die Mittel dazu, weigerte sich aber mit der französischen Armee in Unterhandlung zu treten und namentlich die Einwohner Oportos zu veranlassen, den Marschall Soult zum König von Portugal auszurufen, was, Argenton's Reden zufolge, die Krisis beschleunigt haben würde. Er erklärte, daß er in Betreff all dieser so gewichtigen Gegenstände an seine Regierung Bericht erstatten würde. Da er jedoch sah, bis zu welchem Grade ihn der Zustand der französischen Armee Vortheile für eine Ueberrumpelung darbot, so faßte er den Entschluß, auf Oporto zu marschiren, während er Sorge trug, diese Stadt im Voraus von seinen Spionen bearbeiten zu lassen, die unter dem Titel von Einwohnern von Oporto oder Lissabon und unter dem Vorwande, von Handelsgeschäften, durch die Willfährigkeit der französischen Behörden die Freiheit zum Ein- und Ausgehen erhielten.

Argenton kam ins Lager zurück, ohne daß man auf sein Wegsein Acht hatte, dem man Beweggründe der Libertinage unterschob, wiederholte mehrmals seine verbrecherischen Excursionen, sprach öfters den englischen General, suchte ihn zu überreden, das Königthum des Marschalls Soult zu begünstigen, um eine Bewegung in der Armee zu beschleunigen und dann mit den Urhebern dieser Bewegung zu unterhandeln, erreichte aber durch sein Drängen nichts weiter bei ihm, als daß er ihm noch größere Aufklärung über den Zustand der französischen Truppen gab und ihn in seinem Plane, Oporto zu überrumpeln, bestärkte.

Als Argenton bei der Rückkehr von seiner letzten Excursion durch die Brigade des Generals Lefebvre kam, welche die französischen Vorposten auf dem linken Dueroufer stellte, und diese Brigade den Unternehmungen der englischen Armee, die er in vollem Marsche verlassen hatte, bloßgestellt sah, wurde er von einem doppelten Verlangen ergriffen, dem, den General Lefebvre zu retten, welchen er liebte, weil er unter ihm gedient hatte, und dem, ihn in die angebliche Verschwörung aufzunehmen, deren einziger Anstifter er war. Er sagte zum General Lefebvre, daß seine Stellung ihn den größten Gefahren aussetze. Als dieser wissen wollte, worin diese Gefahren beständen, endigte Argenton damit, sie ihm zu entdecken. Er erklärte ihm, daß die englische Armee herannahe, gestand, um sich Glauben zu verschaffen, ihm zu, daß er von dort herkäme, setzte aber fälschlich hinzu, daß er im Auftrag der Mehrzahl der Generale dorthin gegangen sei, welche darüber empört wären, dem Ehrgeize der Familie Bonaparte geopfert zu werden, und bat ihn, — so lautete die Zeugenaussage des Generals Lefebvre — sich seinen Kameraden anzuschließen, um zur Rettung der Armee und Frankreichs beizutragen.

General Lefebvre, tief erschüttert von diesen Mittheilungen, entdeckte, wie schwer es ihm auch fiel, Argenton zu verrathen, dem Marschall Soult, was er vernommen, und bat ihn, einen Unglücklichen nicht ins Verderben zu stürzen, welcher, wie verbrecherisch er auch gehandelt, doch einen Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte, da er ihn hatte warnen und retten wollen. Marschall Soult ließ den Hauptmann Argenton sofort verhaften und erfuhr auf diese Weise Alles, was in der Armee vorging. Er hatte wohl ein in ihrer Mitte aufkeimendes Mißvergnügen bemerken können; da er es aber nicht der wahren Ursache zuschreiben wollte, so hatte er die Schwachheit, an eine Verschwörung zu glauben, von der er übrigens wenig Aufhebens machte, da er fühlte, daß die Lage für Jedermann schwierig wäre, denn es gab Niemand, der sich nicht Vorwürfe zu machen hatte. Das Gerücht von dieser Verhaftung verbreitete sich, wie sich das Gerücht von dem projectirten Königthum verbreitet hatte und nun klagte man einander um die Wette an, die Einen, daß sie gegen das Wohl der Armee conspirirt, die Andern, daß sie eine Usurpation im Sinne gehabt hätten. Die Unordnung und die Verwirrung wurden dadurch nur größer.

Seit länger als einem Monate befand sich der Marschall Soult zu Oporto, stets darum besorgt, mit den Einwohnern in Verkehr zu treten, ohne jedoch einen Entschluß rücksichtlich der Kriegsoperationen zu fassen, weder den, vorzurücken, noch den, sich zurückzuziehen. Vorzurücken war beinahe unmöglich, denn außer der Bevölkerung hätte man noch die englische Armee zu besiegen gehabt, und wenn dies auch mit 20,000 kriegsgewohnten Franzosen und einem geschickten General, streng genommen, möglich war, so war es doch unbedingt unvorsichtig, es zu versuchen. Zu bleiben war ganz ebenso unthunlich, denn es handelte sich immer darum, die englische Armee zu bekämpfen und zu besiegen, während man zur Rechten, zur Linken und im Rücken die insurgirte Bevölkerung im Zaume zu halten hatte. Sich auf den Straßen, die nach Altcastilien führten, zurückzuziehen, d. h. über Amaranthe, Chaves, Braganza, oder noch besser, auf den Straßen, die nach Galicien zurückführten, also auf den Straßen von Braga und Tuy, wobei man auf den Ausmarschpunkt zurückkam, war, wenn auch nicht eben sehr glänzend, doch das allein zu befolgende Verfahren. Es nicht zu thun, hieß eine Niederlage einer Unannehmlichkeit vorziehen.

Leider dachte Marschall Soult daran wenig. Damit beschäftigt, das neue Königreich des nördlichen Lusitaniens zu pacificiren, hatte er mehrere Steuern abgeschafft, ewige Lampen für gewisse Madonnen gestiftet und die Wünsche verschiedener Städte entgegengenommen, die man dazu vermocht hatte, die Errichtung eines französischen Königreichs zu verlangen. Die Deputationen von Braga, Oporto, Barcelos, Viana, Villa de Conde, Feira und Ovar folgten auf einander und erschienen mit Pomp, um ihn zu bitten, Portugal einen König zu geben. Alle diese Ceremonien hatten das Ansehen und die Form des spanischen Handkusses. Die Armee, welche die Zuschauerin dabei abgab, verdoppelte ihre Spöttereien, hielt Reden, welche geeignet waren, alle militairische Autorität zu erschüttern und war deshalb nur zu geneigt, ihre Pflichten zu vernachlässigen. Mitten unter diesen eitlen Beschäftigungen erfuhr der Marschall Soult, daß sich Sir Arthur Wellesley seit dem 22. April mit einer Verstärkung von 12,000 Mann ausgeschifft habe, daß gegen 30,000 englische Soldaten, in deren Gefolge sich die ganze portugiesische Insurrection befinde, auf Oporto marschire, und nun erst erkannte er, daß der einzig gute Entschluß, welchen er fassen könne, der sei, die Hauptstadt des projectirten neuen Königreichs zu verlassen. Nachdem aber diese traurige Nothwendigkeit, die schon früher zu erkennen von großem Nutzen gewesen wäre, einmal eingeräumt war, so mußte man sich entschließen und handeln, so schnell wie nur immer möglich, um nichts zurückzulassen, weder sein Kriegsgeräth, noch hauptsächlich seine Verwundeten und Kranken, die man einem barbarischen Volke nicht auf Gnade oder Ungnade überlassen durfte. Man mußte die Rückzugslinie entweder über Amaranthe auf Zamora, oder über Braga auf Tuy nehmen. Sich über Amaranthe zurückziehen, hatte den Anschein eines Manoeuvres, welches die Eigenliebe des Generals en chef vor Angriffen schützte, denn man schien sich auf den linken Flügel der Engländer zu wenden, ohne Portugal sofort zu verlassen; zog man sich dagegen über Braga zurück, so hieß dies ganz einfach auf demselben Wege umkehren, auf dem man gekommen. Der Rückzug über Amaranthe war aber schwierig und erforderte viel Zeit; er mußte auf einer Straße bewerkstelligt werden, auf welcher man auch nicht einen einzigen Stützpunkt besaß, und zwar in einer langen, durch die Verwundeten und Kranken noch verlängerten Colonne, deren Spitze und Mitte man gegen die Insurgenten und deren Nachzug man gegen die Eng-

länder schützen mußte. Zog man sich über Braga auf Tuy zurück, so hatte man einen kürzeren, auf allen Punkten den Franzosen zugehörigen Weg und wenn man sich mit seinen besten Truppen nach der Arrieregarde hin concentrirte, um den Engländern die Spitze zu bieten, deckte man sich mit seiner eigenen Masse Alles, was man vorwärts geschickt hatte. Dieser war also der einzige sichere, leicht zu bewerkstelligende und zulässige Rückzug, obschon er am wenigsten dazu geeignet war, über das zu täuschen, was geschehen sollte, nämlich das erzwungene Aufgeben Portugals.

Wie dem auch sei, welche Linie man auch vorzog, so mußte man sofort eine Entscheidung treffen und gegen Amaranthe, falls man diese letztere Richtung wählte, eine ansehnliche Truppenmacht senden, um zu verhindern, daß die Engländer den Duero auf unserer Linken überschritten und uns die ausgewählte Straße abschneiden könnten. Vor allem mußte man die Kranken, die Verwundeten und das schwere Kriegsgeräth abgehen lassen. Marschall Soult, der seit dem 8. Mai von den Bewegungen des Sir Arthur Wellesley unterrichtet war, beschränkte sich darauf, seine verschiedenen Posten von Braga, Viana, Guimaraens auf Amaranthe zu concentriren und dem General Loison anzubefehlen, einen Einfall jenseits des Tamega zu unternehmen, um sich den Uebergang über dieses Flüßchen zu sichern. Aber zu Oporto selbst traf er keine Vorbereitungen zum Abmarsch, was überaus bedenklich war, denn, ging man auch nicht so weit, eine Niederlage vorauszusehen, so war es doch augenscheinlich, daß der Rückzug um so schwieriger werden müsse, je später er begonnen würde. Anfangs hatte er sich vorgenommen, am 10. Mai, nach einer vierzigtägigen Festsetzung in Oporto, aufzubrechen; darauf wählte er den 11., und endlich wollte er noch bis zum 12. warten, um seine letzten Zurüstungen anzuordnen. Aber der 12. Mai war von der Vorsehung zu einem der außerordentlichsten Ereignisse dieses verhängnißvollen Krieges bestimmt!

Nachdem Sir Arthur Wellesley, wie erwähnt, eine englische Brigade und eine portugiesische Division nach Abrantes geschickt, um die Bewegungen der Franzosen am Tajo zu beobachten, beschloß er, in Person an den Duero zu marschiren und sich selbst in Oporto zu zeigen, da er von dem, was dort vorging und von der unglaublichen Unordnung, in welche alle Dinge daselbst gerathen, vollkommen unterrichtet war. General Beresford, dem das Commando über die Portugiesen speciell übertragen war, ward durch ihn von Coimbra über Viseu auf Lamego dirigirt. (S. Karte No. 43.) Der Plan des englischen Generals war, gleichzeitig die Straße von Braganza abzuschneiden und die Aufmerksamkeit von der Stadt Oporto abzulenken, wo der Hauptstreich ausgeführt werden sollte. Zur selbigen Zeit sandte er seine beiden Hauptcolonnen, die eine zur Linken auf der Straße des Küstenlandes von Aveiro nach Ovar, die andere zur Rechten auf der Straße des Innern von Agueda nach Bemposta. Die zur Linken hatte nach ihrer Ankunft zu Aveiro lange der Küste von Portugal parallel laufende, schiffbare Lagunen zu überschreiten. Sir Arthur Wellesley schiffte ein starkes Detaschement auf denselben ein, welches, indem es nach Ovar hinabging, sich im Rücken der französischen Avantgarde befinden mußte, die aus Infanterie und Cavallerie gebildet war und von dem General Franceschi befehligt wurde. Sir Arthur Wellesley befahl der Colonne zur Rechten, Franceschi in der Front anzugreifen, sobald die in Ovar ausgeschifften Truppen in der Lage wären, sich ihm in den Rücken zu werfen.

Diese Bewegung wurde am 10. Mai ausgeführt. Der tapfere General Franceschi benahm sich, von allen Seiten überrascht und angegriffen, mit der seltensten Kaltblütigkeit, chargirte unter Kartätschenfeuer bald gegen die Infanterie, bald gegen die englische Cavallerie, vernichtete ebenso viel Leute, als er selbst verlor und zog sich mit außerordentlichem Glück aus dieser üblen Lage. Diese Ueberrumpelung war die traurige Folge eines Zustandes der Dinge, wo wir den Engländern Alles wissen ließen, ohne auch nur das Geringste von ihnen zu erfahren. Den 11. gingen unsere auf Oporto, nach den Vorstädten auf dem linken Dueroufer zurückgezogenen Detaschements über den Fluß zurück und führten alle Fahrzeuge auf das rechte Ufer hinüber.

Es scheint, daß der Marschall Soult, am 10. und 11. durch die Anwesenheit der englischen Armee gewarnt, alle seine Kranken und Verwundeten nicht in den Spitälern von Oporto, sondern auf der Straße von Amaranthe hätte haben müssen, und daß er ganz positiv des Besitzes dieser letztgenannten Stadt hätte versichert sein sollen. Allein am 11. war noch keiner der Verwundeten abgegangen und man zählte auf den Besitz Amaranthes, ohne desselben sicher zu sein. Der Marschall wartete noch den 12. ab, um die Stadt Oporto definitiv zu verlassen, von welcher sich zu trennen, ihm so viel Mühe kostete. Die einzige Vorsichtsmaßregel, die man getroffen, war die gewesen, das Pulver, was man nicht mit fortbringen konnte, ins Wasser zu werfen, eine Theilung zwischen den unmöglich zu transportirenden schweren Geschütz und der Feldartillerie, zu deren Bespannung man die Mittel besaß, zu treffen und sich auf diese Weise einen mobilen Park von 22 Geschützen zu verschaffen. Am 12. sollte der Abmarsch erfolgen. Das Gros der Armee war auf der Straße von Amaranthe über Balthar echelonnirt, die Division Mermet aber im Innern von Oporto vertheilt, um die Rückzugsbewegung zu decken.

Allein noch in der Nacht vom 11. hatte Sir Arthur Wellesley einen Plan entworfen, welcher übertrieben kühn gewesen wäre, wenn der englische General weniger gut vom wahren Zustande der Dinge unterrichtet gewesen wäre: nämlich der französischen Armee gegenüber den Duero zu überschreiten und Oporto unter ihren Augen zu nehmen. In der Nacht vom 11. sandte er zwei Bataillone nach Avintas, zwei bis drei Stunden oberhalb Oportos, mit dem Auftrage, ohne Vorwissen der Franzosen den Duero zu überschreiten, alle daselbst vorgefundenen

Boote zu sammeln und sie vor Tagesanbruch bis nach Oporto hinabzuführen. Er selbst stellte sich mit dem Gros seiner Truppen in den Vorstädten des linken Ufers auf, wo er durch die Häuser vollkommen gedeckt war, und erwartete den Augenblick zur Ausführung seines Planes, um welchen nur zwei Generallieutenants wußten, welche die Angriffscolonnen dirigiren sollten.

Als am 12. in aller Frühe die beiden unter John Murray nach Avintas gesendeten Bataillone eine hinreichende Anzahl von Booten gesammelt und dieselben nach Oporto befördert hatten, bediente man sich derselben in der That, um vor Tagesanbruch einige Bataillone auszuschiffen, welche der Generallieutenant Paget befehligte, der unvermuthet und unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses an dem obern Endpunkte Oportos ans Land stieg. Er versteckte seine Truppen in einem, der bischöfliche Palast genannten Gebäude, welches das rechte Ufer beherrschte. Nachdem dieser Ausschiffungspunkt gehörig besetzt war, schaffte man, ein Detaschement nach dem andern, den Rest der Brigade Hill hinüber, und es war bereis lichter Tag, als der französische Generalstab von dem, was vorging, noch nichts wußte und den Berichten keinen Glauben schenken wollte, die ihm von einigen Augenzeugen erstattet wurden. Anstatt sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, verließ sich der General en chef auf den verneinenden Bericht seiner Unterbefehlshaber, die er nachmals anklagte, ihn getäuscht zu haben, die allerdings auch unrecht hatten, jedoch weniger als er selbst, denn in solchen Fällen wächst die Verantwortlichkeit mit dem Grade. Nachdem diese erste Ungläubigkeit den Engländern gestattet hatte, einige Tausend Mann auf das rechte Dueroufer zu werfen, hatten sie Zeit, sich in der Stadt Oporto festzusetzen und bald nahmen sie sich nicht einmal mehr die Mühe, sich zu verstecken. Der General Foy aber, der sich persönlich an Ort und Stelle begeben und sich von der Gefahr überzeugt hatte, eilte nach den Casernen, ließ die Truppen zu den Waffen greifen und führte das 17. leichte Regiment nach dem von den Engländern besetzten Gebäude. Diese, einmal in Position, waren aber leider nicht leicht zu vertreiben und man unterhielt mit ihnen ein unnützes Gewehrfeuer, um sie zu verjagen. General Mermet, der mit seiner Division die Arrièregarde bildete, führte hierauf seine Truppen nach dem Punkte, dessen sich die Engländer bemeistert hatten und war entschlossen, sie kräftig anzugreifen und in den Fluß zu werfen. Während er sich aber nach dem obern Theile Oportos dirigirte, ließ er die Mitte der Stadt ungedeckt und der Generallieutenant Sherbrooke, welcher den verlassenen Zustand dieses Theiles der Stadt benutzte, schiffte schleunigst seine Brigaden daselbst aus, so daß im Augenblick Oporto von Engländern angefüllt war. Der brave General Delaborde griff sie, an der Spitze des 4. leichten Infanterie- und des 15. Linienregiments mit der äußersten Erbitterung an, drängte sie bis zum Ufer des Flusses zurück, konnte ihnen aber doch nicht die Boote entreißen, die ihnen zur Stütze dienten. Er ward ebenso wie der General Foy verwundet, ohne daß es ihm gelang, die Ehre der Armee wegen dieser unerhörten Ueberrumpelung zu rächen.

Da die Sachen einmal so weit gediehen waren und man sich entschlossen hatte, Oporto zu verlassen, so ward es fast unnütz, um den Preis eines unermeßlichen Blutvergießens den Besitz einer Stadt streitig zu machen, die man Straße für Straße hätte wiedererobern müssen und zwar von Truppen, die man nicht wie die Portugiesen aus Positionen verjagen konnte, deren sie sich bemächtigt hatten. Es befanden sich freilich noch gegen Tausend Verwundete und Kranke zu Oporto, ein heiliges Depot, an dessen Rettung viel gelegen war. Allein um dieselben fortschaffen zu können, hätte man sich noch mehrere Tage hindurch in dem Besitz der Stadt befinden müssen, und darauf konnte man unmöglich hoffen. Dieser Beweggrund entschied nach einem energischen Kampfe des Generals Delaborde und einem Verluste von einigen Hundert Mann, welchen der Marschall Soult und Sir Arthur Wellesley nachmals übertrieben hoch angegeben haben, den Rückzug der Franzosen. Das Mißlichste war, unsere Kranken und Verwundeten in der Gewalt des Feindes zurückzulassen, namentlich aber die Ehre der Armee daselbst preiszugeben, denn ein solcher Ueberfall war ohne Beispiel in den Annalen des Krieges. Zum Glück ersetzte uns in Oporto der General einer civilisirten Nation, und unsere Kranken, welche der Gefahr ermordet zu werden ausgesetzt gewesen wären, sobald sie in der Gewalt der Insurgenten verblieben, liefen diesmal nur Gefahr, vernachlässigt zu werden ([75]).

Man zog sich demnach am Abend des 12. nach Balthar zurück, gegenseitig auf einander erbittert, denn die Generale beschuldigten den Oberbefehlshaber, daß er Alles in den Zustand der Sorglosigkeit habe gerathen lassen, wodurch allein die Ueberrumpelung Oportos möglich geworden, und der Oberbefehlshaber klagte seine Offiziere an, ihn über den begonnenen Dueroübergang in Unkenntniß gelassen zu haben. Den strafbaren Urheber der Communicationen mit der englischen Armee, den berüchtigten Argenton, den der Marschall hatte verhaften lassen, um ihn vor Gericht zu stellen, hatte man mit fortgeführt. Er wollte ihn der Obhut des Generals Delaborde übergeben, allein es war bereits dahin gekommen, daß General Delaborde sich weigerte, diese Last auf sich zu nehmen, da man, wie er sagte, doch nur das Verlangen hegte, diesen Intriguant entwischen zu lassen, um das Geschehene mit einem Schleier zu bedecken, er dagegen Aufklärung wünsche und sich nicht dazu verstände, für ein solches Entwischen verantwortlich zu sein. In der That gelang es dem überaus gewandten Argenton zu entkommen; er flüchtete zu den Engländern, ohne daß man mit Recht jemand des Einverständnisses bezüchtigen könnte, obschon desselben Jedermann in der Armee angeklagt wurde; einige Monate später wurde er jedoch wieder aufgefangen und hierauf verurtheilt und erschossen.

Marschall Soult, der am Abend nach Balthar gelangte, vernahm hier die Nachricht von einem

neuem, noch verhängnißvollerem Ereigniß, als das, welches am Morgen zu Oporto stattgefunden hatte. Der General Loison, der nicht ausreichende Streitkräfte besaß, um sich den Uebergang über den Tamega zu eröffnen, und deshalb befürchtete, durch die große Anzahl von Feinden, die sich vor ihm gezeigt hatten, von Oporto abgeschnitten zu werden, hatte Amaranthe geräumt. Auf diese Weise stand die Straße von Braganza den Engländern offen. Diese letztere Wiederwärtigkeit wurde zu einem Unglück, denn um die directe Straße von Oporto nach Tuy über Braga wieder zu erreichen, die man hundertmal lieber gleich zu Anfang hätte einschlagen sollen, mußte man bis ganz nahe nach Oporto zurückkehren, und es war natürlich vorauszusetzen, daß man daselbst der englischen Armee begegnen würde, die bereit sein dürfte, uns den Weg zu versperren. Wie sollte man sich aber Bahn brechen, um die directe Straße von Braga zu gewinnen? Es gab bei dem Zustande, in welchem sich die Armee befand, viele Gründe, daran zu verzweifeln, und man wußte nicht, welchen Entschluß man fassen sollte. Mit etwas mehr Kaltblütigkeit hätte indessen der Marschall Soult eine Berechnung anstellen können, die sich dem Geiste natürlich genug darbot. Trotz der Ueberrumpelung am Morgen war es nicht zu glauben, daß der englische General bereits seine ganze Armee von einem Ufer des Duero zum andern hinübergeschafft haben sollte. Derartige Operationen werden, wenn man die Mittel dazu nicht lange im Voraus vorbereitet hat, nur langsam ausgeführt. Hatte er es übrigens gethan, so war es nicht wahrscheinlich, daß er bereits alle seine Truppen im Rücken der Franzosen so concentrirt hatte, um den letzteren den Uebergang von der Straße von Amaranthe nach der von Braga zu wehren. Am Durchschneidungspunkte beider Straßen konnte sich höchstens eine Avantgarde befinden, und dann war die Möglichkeit vorhanden, dieselbe vor sich niederzuwerfen. Es ist wahr, daß man in solchen Lagen nicht immer geneigt ist, die besten Chancen vorauszusetzen und man vertraut, nachdem man erst zu viel dem Glücke zugestanden, demselben zu wenig. Im gegenwärtigen Falle namentlich wäre es dem Marschall Soult, wenn er mehr Selbstvertrauen besessen, geglückt, denn Sir Arthur Wellesley ließ Balongo, den ersten Punkt jenseits Oporto, erst am nächsten Morgen, den 13., mit einer schwachen Avantgarde besetzen und zeigte sich daselbst in Person an der Spitze seiner Armee erst am 14. Da der Marschall Soult diesen Umstand jedoch nicht errathen konnte und ihn nicht vorauszusehen verstand, so faßte er einen verzweifelten Entschluß.

Vor sich hatte er eine steile Bergkette, jenseits welcher die Straße von Braga und was noch günstiger war, die Straße von Braga nach Chaves hinlief, auf die er sich direct werfen konnte, ohne bis Braga hinabzugehen, was ihm auch gestattete, Chaves vor den Truppen des Generals Beresford zu erreichen. Da er nicht im Voraus zu Tuy Vorbereitungen für den Uebergang über den Minho angeordnet hatte, mußte er, wie das erste Mal, bis Chaves zurückgehen, um diesen Fluß in den Gebirgen von Orense zu überschreiten.

Um aber diese Kette, die man die Sierra de Santa-Catalina nennt, zu übersteigen, mußte man Fußsteigen folgen, wo die Reiter nicht vorwärts konnten, außer wenn sie abstiegen, und die Artilleristen, wenn sie ihre Kanonen im Stich ließen. Man mußte sich also entschließen, die ganze Artillerie zu opfern. Nun giebt es aber, außer dem Strecken des Gewehrs, nichts Demüthigenderes, als dies, weil eben nichts verhängnißvoller für eine Armee ist. Da der Entschluß aber einmal gefaßt war, so gebührt dem Marschall Soult das Verdienst, ihn ohne Zeitverlust ausgeführt zu haben. Auf der Stelle ließ er seine Geschütze und seine Munitionswagen zusammenbringen und in die Luft sprengen. Man trug jedoch vorher Sorge, den Soldaten Alles, was sie an Patronen zu tragen vermochten, aufzuladen; man wollte ihrer Habgier sogar einen Theil der Armeekasse preisgeben, allein dies war vergeblich, denn die Meisten hatten bereits ihre Taschen gefüllt. Der größte Theil der Kasse wurde daher mit der Explosion, welche die Artillerie vernichtete, geopfert.

Nachdem dieses grausame Opfer vollbracht war, wendete man sich nach den steilen Abhängen der Sierra de Santa-Catalina, gegen welche man bereits eine Colonnenspitze abgeschickt hatte, und verwendete am 13. den ganzen Tag dazu, dieselben zu überschreiten. Die Soldaten hatten während dieses Marsches viel zu leiden, weil sie schwer beladen waren und sehr steile Berge zu ersteigen hatten. Am Abend kam man endlich zu Guimaraens an, wo man das Corps des Generals Loison, das sich nach der Räumung Amaranthes auf diese Stadt zurückgezogen, und außerdem verschiedene Detaschements fand, welche unter dem General Lorge das Küstenland geräumt hatten. Die Armee war demnach vollständig vereinigt und Dank dem Opfer, das sie ihrer Artillerie beraubt hatte, im Stande, sich überall hinzuwenden.

Das war ein zu theuer erkaufter Vortheil um ihn nicht zu benutzen, hauptsächlich, um sich vor der Verfolgung des Generals Beresford sicher zu stellen, der sich nach Besetzung Amaranthes direct auf die Straße von Chaves begeben und unsere Communicationslinie von Neuem unterbrechen konnte. Ohne Aufenthalt marschirte man auf Salamonde und Ruivaens. Der größern Sicherheit wegen verzichtete man sogar darauf, über Chaves zu gehen, wo man sicher war, die Portugiesen, welche die in dieser Stadt zurückgelassene französische Garnison aufgehoben hatten, zu finden und wendete sich dann auf Monte-Alegre von wo aus eine kürzere Straße nach Orense führte.

Bald erfuhr man jedoch, daß die Insurgenten, um dem General Beresford Zeit zur Einholung der französischen Armee zu geben, die Brücken abbrächen, und die Engpässe verrammelten. Namentlich wußte man, daß die Brücke von Puente Novo durch Bauern abgebrochen worden war und daß die letztern in der Umgegend im Hinterhalt lagen, um den Uebergang zu verhindern. Dieses Hinderniß mußte um jeden Preis bewältigt werden, wenn man nicht durch den

General Beresford binnen vierundzwanzig Stunden in der Flanke und durch Sir Arthur Wellesley binnen achtundvierzig Stunden im Rücken gefaßt werden wollte. Der Major Dulong, vom 31. leichten Infanterieregiment, nahm es auf sich, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Mit 100 Mann Eliten marschirte er in der Dunkelheit nach der Brücke, fand sie abgebrochen und durch die Bauern besetzt. Glücklicherweise hatten diese für ihren eigenen Gebrauch zwei Balken liegen lassen, und sich außerdem, um vor dem abscheulichen Wetter Schutz zu suchen, in eine Barake zusammengedrängt, wo sie nur darauf bedacht waren, sich zu erwärmen. Diese portugiesische Nachlässigkeit benutzte Major Dulong, ging mit den Tapfern, die ihm folgten, über die Balken, warf sich dann auf die Barake, in welcher die Portugiesen Schutz gesucht, machte alle darin befindlichen Bauern nieder und beeilte sich, so wie er von ihnen befreit war, die Brücke mit dem Holze, das ihm in die Hände gefallen, wiederherzustellen. Bei Tagesanbruch am 16. fand die Armee die Brücke wiederhergestellt und konnte hinüberziehen, durch die Bravour eines Offiziers und durch eine Wohlthat des Zufalls von den durch ihre Führer begangenen Fehlern gerettet. Bald stieß sie auf ein neues Hinderniß an der Brücke von Misarella in der Nähe von Villa da Ponte. In der Tiefe einer engen Schlucht, wo kaum zwei Mann nebeneinander marschiren konnten und von deren Höhen zahlreiche Bauernhaufen auf unsere Soldaten schossen, lag eine durch Verhaue gedeckte Brücke, deren Zerstörung die Portugiesen begonnen hatten. Gleichzeitig vernahm man vom Nachzuge unserer Armee her das Feuer, welches zwischen unserer Arrieregarde und der Avantgarde des Generals Beresford eröffnet wurde. Es bedurfte nicht so vieler Anlässe, um die Verwegenheit unserer Soldaten zu reizen. Sie stürzten sich muthig, trotz des Feuers von den Höhen, in die Schlucht, nahmen die Verhaue, tödteten die Portugiesen, welche dieselben vertheidigten und überschritten die Brücke. Aber bei der Arrieregarde stellte sich einige Unordnung ein und sie verlor einen Theil der Bagage, der auf dem Rücken einiger Maulthiere transportirt wurde. Indessen zog man, über diesen Verlust nicht sehr betrübt, weiter und erreichte endlich die Straße von Orense, wo man am 19. Mai, von Anstrengung ermattet, ohne Schuhwerk, fast ohne Kleidung eintraf, nachdem man oft ohne Lebensmittel und unter den Frühlingsregengüssen, die in diesem Lande schrecklich sind, marschirt war. Der Hauptgegenstand des Kummers war außer dem Verlust des Kriegsmaterials, daß man in Oporto zahlreiche Kranke zurückgelassen hatte, welche die englische Ehre ohne allen Zweifel in Schutz nahm, vornämlich aber, daß man unterwegs viele Verwundete und Lahme im Stich gelassen, welche die portugiesische Ehre durchaus nicht schützte, denn die Insurgenten, die uns auf dem Fuße folgten, ermordeten sie. Was man auch seitdem sagen mochte, so hatte doch die Capitulation von Cintra nach der tapfer bestandenen, wenn auch verlornen Schlacht von Vimeiro dem Ruhme der französischen Armee und ihrem Effectivbestande weniger gekostet, als der Ueberfall in Oporto, die Vernichtung unserer Artillerie zu Penafiel und dieser übereilte Marsch durch die Schluchten der Provinz Tras-os-Montes. Der moralische Zustand unserer Truppen entsprach ihrem materiellen Zustande. Die Soldaten waren, obschon sie ihre Taschen gefüllt hatten, doch unzufrieden mit ihren Führern und mit sich selbst und obschon sie in ihrer Indisciplin beharrten, dennoch, wie sie stets sind, streng gegen Diejenigen, die sie in diesen Zustand hatten gerathen lassen. Die Spöttereien über das entschwundene Königthum von Oporto erhöhten noch das Traurige dieses Schauspiels.

Kaum in Orense angelangt, war Marschall Soult genöthigt, sich nach Lugo zu begeben, um diese Stadt zu befreien, welche die Abwesenheit des Marschalls Ney den Unternehmungen der Insurgenten von Galicien blosgestellt gelassen hatte. Wie bereits erwähnt, hatte Marschall Ney die Nothwendigkeit gefühlt, Asturien von dem Marquis de La Romana zu reinigen, weshalb er sich entschlossen, dorthin mit dem General Kellermann eine gemeinschaftliche Expedition zu unternehmen, an welcher sich Beide so betheiligen sollten, daß sich der eine über Lugo nach Oviedo und der andere über Leon ebendahin begeben sollte. Der Erstere mußte demnach der Küste folgen, der Zweite aber über die Gebirge gehen, welche Alt-Castilien von Asturien scheiden. Sie hatten als brave Männer Wort gehalten. Marschall Ney, der am 13. Mai, dem Tage nach der Ueberrumpelung Oportos, mit 10,000 Streitern von Lugo abgegangen war, hatte die Quellen der Navia erreicht und, indem er die Spanier längs der Küste postirt ließ, dieselben dadurch überflügelt, daß er sich einen Weg durch die wildesten Gebirge bahnte; auf diese Weise hatte er sie von Oviedo abgeschnitten, war mitten unter ihren zerstreuten Banden in diese Stadt eingezogen, hatte sie aber nicht von einer Art von Plünderung zu retten vermocht, die eine Folge des Straßengefechts zwischen Spaniern und Franzosen war. Der Marquis de La Romana hatte sich, nachdem er alles erdenkliche Unglück auf dieses bejammernswerthe Land herangezogen, mit einigen Offizieren an Bord englischer Fahrzeuge geflüchtet, um anderwärts sein trauriges Kriegssystem von Neuem zu beginnen. Zu Gijon fand man ansehnliche Reichthümer. General Kellermann war hierhierauf seinerseits aus Leon aufgebrochen, hatte die Gebirge von Asturien durchzogen und auf Oviedo hinabgehend hier den Truppen des Marschalls Ney die Hand gereicht.

Während dieser combinirten Operationen hatten die Insurgenten Galiciens die Abwesenheit des Marschalls Ney benutzt und Lugo, so wie Santjago de Compostella angegriffen. Marschall Soult begab sich dorthin, zerstreute sie und zog den Marschall Ney an sich, der nach der Befreiung Asturiens in größter Eile zurückgekommen war, um die bedrohten Städte zu entsetzen. Als sich die beiden Corps vereinigt hatten, wurden die einzelnen Umstände über die Expedition von Oporto durch das eine dem andern mitgetheilt, worauf von Seiten des Ney'schen Corps ein

strenges Urtheil erfolgte. Die alten Soldaten des Marschalls Ney, arm, mäßig, disciplinirt, verspotteten die jüngeren, sehr reichen und ebenso ungelehrigen Soldaten des Marschalls Soult, welche in ihren Siegen keine Entschuldigung ihres Benehmens fanden. Diese Letzteren rechtfertigten sich, indem sie ihre Fehler auf ihre Führer warfen, denen sie alle Unglücksfälle der Armee auf den Hals bürdeten. — So lauteten wenigstens die Berichte der Adjutanten des Kriegsministers, die, an Ort und Stelle geschickt, sich von dem Zustande der Dinge unterrichten sollten. — Es war augenscheinlich, daß der Friede gestört werden würde, falls beide Corps länger beisammen blieben. Der heftige, aber redliche Marschall Ney benahm sich übrigens gegen seinen Collegen mit der Zuvorkommenheit eines edelherzigen Waffengefährten. Er öffnete seine Magazine, um den Truppen des Marschalls Soult einen Theil von Dem zu liefern, was sie verloren, und beschäftigte sich hauptsächlich damit, die Artillerie zu ersetzen, die man genöthigt gewesen war im Stich zu lassen.

Beide Marschälle, gegenseitig zufriedengestellt, berathschlagten über das Verfahren, welches sie im größten Interesse der kaiserlichen Waffen zu befolgen hätten, denn so drückte man sich damals, übrigens der Wahrheit gemäß, aus, weil es sich mehr um die Größe Napoleon's, als um die von Frankreich handelte, welche in diesen weitausgedehnten Kriegen sehr gefährdet war. Nachdem der Marschall Ney mehrere Monate hindurch in Galicien und Asturien Krieg geführt, hatte er noch immer gegen 12,000 streitbare Mannschaft unter den Waffen, der Marschall Soult aber 17,000, obwohl der Effectivbestand Beider doppelt so groß war. Mit diesen Streitkräften, die bald durch Entlassungen aus den Hospitälern vergrößert werden sollten, mit dieser ohne Rückhalt und ohne ein Gefühl von Eifersucht verwendeten Truppenmacht konnten sie die Unterwerfung Galiciens und Asturiens vollenden, die Insurgenten vertilgen und, falls die Engländer darauf beständen, an den Ufern des Minho zu bleiben, oder ihn selbst zu überschreiten wagten, auch sie zu übermannen und nach dem Meere zu drängen. Wenn dagegen, wie es wahrscheinlich war, Sir Arthur Wellesley sich aus dem Norden nach dem Süden Portugals zurückbegab, um sich den Unternehmungen der Franzosen am Tajo entgegenzustellen, so konnte der eine der beiden Marschälle, oder auch beide, Galicien verlassen, längs Portugal durch Alt-Castilien ziehen, sich von Lugo nach Zamora und Ciudad-Rodrigo begeben (S. Karte No. 43.), gemeinsam mit dem Marschall Victor auf die britische Armee stürzen und ihr für immer die Lust benehmen, wieder auf dem Continent der Halbinsel zu erscheinen.

Das war sicherlich das Verfahren, welches Napoleon angeordnet hätte, falls er an Ort und Stelle gewesen (seine Instructionen bestätigten es), und das Nämliche würde der Generalstab von Madrid vorgeschrieben haben, wenn er sich hätte Gehorsam verschaffen können. Für den Augenblick konnten die beiden Marschälle den ersten Theil dieses Plans von freien Stücken ausführen, indem sie innerhalb weniger Tage das Küstenland Galiciens von den Empörern säuberten, die sich daselbst festgesetzt hatten, und indem sie die Communicationen mit der englischen Marine abschnitten, Communicationen, welche den Hauptnahrungsstoff des Krieges bildeten. Mit ungefähr 12,000 Mann und einigen ausgeschifften englischen Schiffsmannschaften hatte der General Noruña zu Vigo eine furchtbare Befestigung geschaffen. Der Marquis de La Romana, mit seinen Offizieren und einigen ausgewählten Truppen von Asturien nach Galicien übergesetzt, hatte sich, seit der Bewegung des Marschalls Soult auf Lugo, zu Orense festgesetzt und nahm daselbst eine drohende Haltung an. Es war daher, wenn die beiden Marschälle nicht vereinigt bleiben sollten, unerläßlich, die Insurgentenchefs aus ihren zweifachen Befestigungen zu vertreiben, worauf sich die Marschälle immerhin nach den Punkten begeben konnten, wo sie ihre Gegenwart für nützlicher und ihren Instructionen entsprechender erachten mochten. Uebrigens ließen die Instructionen des Marschalls Soult demselben einen großen Spielraum, denn sie lauteten nur dahin, Portugal zu erobern und dann dem Marschall Victor in Andalusien die Hand zu reichen; nun befand er sich aber, anstatt in Lissabon oder Badajoz, in Lugo, indem er gegen seinen Ausgangspunkt zurückgekommen war. Ein solches Resultat hatte Napoleon nicht vorausgesetzt und ihm deshalb für den ganz unvorhergesehenen Fall seiner Rückkehr nach Galicien keine weiteren Instructionen ertheilt. Es stand ihm also ganz frei, nach bester Einsicht zu handeln. Er war jedoch unverkennbar geneigt, sich nach Alt-Castilien, gegen Zamora und Ciudad-Rodrigo, nach der östlichen Grenze Portugals zu begeben, sei es nun, weil er auf diese Weise dem zu erobernden Lande zur Seite ging und sich etwas weniger von seinem Ziele entfernt glaubte, sei es, daß auf Galicien beschränkt zu bleiben, um daselbst eine Aufgabe zu lösen, welche besonders dem Marschall Ney gestellt war, für seinen Ehrgeiz nicht sehr schmeichelhaft schien, oder sei es endlich, daß die sehr gereizten, sehr übelwollenden, zuweilen sogar scandalösen Reden, welche die Berührung beider Corps veranlaßte, ihm unangenehm waren. Er eröffnete daher dem Marschall Ney seinen Plan, sich nach Zamora zu begeben, um, wie er sagte, in Castilien eine Bewegung vorzunehmen, die derjenigen entspräche, welche die Engländer gegen den Süden von Portugal im Sinne zu haben schienen, d. h. vom Minho nach dem Duero und vom Duero nach dem Tajo zu gehen. Dieser Entschluß hatte einigen Grund für sich, obschon man über die vorausgesetzte Bewegung der Engländer nach dem Süden von Portugal noch nichts Gewisses behaupten konnte und das Dringendste war, den Feind zu schlagen, den man vor sich hatte, denn außerdem mußte er sich an der Küste von Galicien eine der stärksten Stellungen schaffen. Ihrer Marschweise zufolge konnten die Engländer nicht vor einem oder zwei Monaten am Tajo sein, wie auch nachmals der Erfolg bewies; in einem solchen Zeitraume

fand man wohl das Mittel, ihre Niederlassung in Galicien zu zerstören und alsdann gemeinsam am Tajo über Zamora und Alcantara einzutreffen. Man mußte sogar die Muße haben, sich zu erholen und einige Tage auszuruhen.

Um indessen den Wünschen und dem guten Verhalten seines Waffengefährten zu entsprechen, kam Marschall Soult mit ihm durch eine schriftliche Stipulation überein, eine Expedition in Galicen zu unternehmen, um die beiden Insurgentenansammlungen daselbst zu vernichten, worauf sich der Marschall Soult vom Marschall Ney trennen sollte, um sich über Puebla de Sanabria und Zamora nach Alt-Castilien zu begeben. Sie einigten sich dahin, daß Marschall Soult, der sich in Lugo befand, durch das Thal des Minho durch Montforte de Lemos, Orense, und Ribadavia hinabziehen sollte, bis er den Marquis de La Romana erreicht und vernichtet hätte; daß der durch diese Bewegung auf seiner linken Flanke gedeckte Marschall Ney dagegen Santjago de Compostella räumen lassen und sich alsdann nach der Küstengegend begeben sollte, um hier die von den Engländern und Spaniern zu Vigo aufgeführten furchtbaren Werke anzugreifen. Sobald der Marschall Soult durch die Vernichtung des Marquis' de La Romana die sehr schwer zu bewerkstelligende Operation, welche der Marschall Ney auf Vigo unternehmen sollte, ausführbar gemacht hatte, so konnte er dann durch das Oresthal auf Puebla de Sanabria und Zamora zurückgehen. Nachdem die beiden Marschälle am 29. Mai dieses Uebereinkommen zu Lugo unterzeichnet hatten, trennten sie sich, um so bald als nur möglich die beschlossenen Operationen zu beginnen.

Marschall Soult verließ Lugo am 2. Juni, nachdem er alle seine Vorbereitungen zu einem Marsche auf Zamora getroffen und rückte gegen Montforte vor, von wo sich der Marquis de La Romana, auf Orense hinabgehend, flüchtete. Am 5. in Montforte eingetroffen, machte Soult Halt und statt ferner das Minhothal bis Orense hinabzuziehen, wie er mit Marschall Ney übereingekommen, richtete er seine Recognoscirungen nach dem obern Laufe des Sil, eines der Nebenflüsse des Minho, gegen Puebla de Sanabria und Zamora. Das war durchaus nicht der Weg nach Orense. Inzwischen hielt er sich in einer gewissen Unbeweglichkeit zu Montforte auf.

Marschall Ney, der seinerseits mit achtzehn Bataillonen aus der Gegend von Coruña abgegangen war, begab sich nach Santjago de Compostella, welches die Insurgenten bei seiner Annäherung räumten. Am 7. Juni gelangte er nach Pontevedra am Meeresstrande. (S. Karte No. 43.) Um nach Vigo zu kommen, mußte er längs einer Menge kleiner, mit englischen Kanonenböten bedeckten Meerbusen hingehen und unter dem Feuer derselben defiliren. Das konnte aber den furchtlosen Marschall nicht abhalten. Als er jedoch nahe bei Vigo anlangte, traf er auf eine Position, welche Natur und Kunst furchtbar gemacht hatten. Man mußte einen kleinen Fluß, ohne Brücke und nach dem Meere zu blosgestellt, überschreiten, hierauf Verschanzungen ersteigen, die mit 60 Stücken von schwerem Kaliber armirt waren und hinter denen sich mehrere Tausend englischer Seeleute und 12,000 Spanier befanden. Eine solche Position konnte durch den Ungestüm des Marschalls und seiner Soldaten genommen werden. Allein man mußte dabei viel Leute verlieren, lief überdies Gefahr, nicht zum Ziele zu gelangen und mußte endlich sicher sein, daß man während dieses kühnen Unternehmens nicht etwa einem unvorhergesehenen Angriff de La Romana's in den Flanken oder im Rücken ausgesetzt war, welcher in einer gewöhnlichen Lage wenig zu fürchten, doch sehr zu beachten war, während man sich damit beschäftigte, die englischen Redouten zu nehmen. Deshalb wartete auch der Marschall Ney, welcher den Marschall Soult zu Montforte und den General La Romana zu Orense wußte, auf eine Bewegung des Ersteren gegen den Zweiten, bevor er sein gefahrvolles Unternehmen begann. Auf diese Weise wartete er bis zum 10. auf die Erfüllung des gegebenen Wortes, da er mit Recht wünschte, daß de La Romana's Haufen noch vor dem Angriff auf Vigo zerstreut würden.

Inzwischen aber erhielt er vom General Fournier, den er gewisser Nebenumstände wegen zu Lugo zurückgelassen hatte, einen Bericht, der ihn mit Mißtrauen rücksichtlich seines Collegen und mit Vorsicht hinsichtlich des Feindes erfüllte, zwei Gefühle, die für gewöhnlich seinem vertrauensvollen und verwegenen Charakter nicht eigen waren. Dem General Fournier war es gelungen, beim General Rouyer, der in Lugo zurückgeblieben war, um für die Verwundeten und Kranken der Armee von Portugal Sorge zu tragen, sehr geheime Instructionen zu lesen, in welchen ihm der Marschall Soult einschärfte, sobald die seiner Obhut übergebenen Verwundeten und Kranken im Stande sein würden zu marschiren, sie direct auf Zamora zu schicken, wobei er ihm zugleich anempfahl, diese Ordres vor Jedermann, namentlich aber vor dem Marschall Ney geheim zu halten. — So lautet wenigstens der Inhalt eines Berichts des Generals Clarke, des damaligen Kriegsministers, an Napoleon. —

Als Marschall Ney von dieser Verfügung Nachricht erhielt, die, wenn sie offen zugestanden wurde, natürlich genug gewesen wäre, da Zamora das Endziel des Marschalls Soult war, glaubte er sich verrathen. Da er außerdem sah, daß Marschall Soult, statt auf Orense hinabzugehen, um La Romana daraus zu vertreiben, in Montforte Halt machte, so zögerte er nicht mehr, zu glauben, daß sein College absichtlich ihm nicht Wort gehalten hätte. Bevor er es jedoch zu einem offenen Bruche kommen ließ, schrieb er ihm am 10. einen Brief, in welchem er ihn von der sehr gefahrvollen Lage in Kenntniß setzte, ihm sagte, daß er noch auf die Ausführung des besprochenen Planes rechne, aber hinzufügte, daß wenn dieser Plan, gegen alle Wahrscheinlichkeit aufgegeben wäre, er ihn darüber um Benachrichtigung bäte, weil ein längerer Aufenthalt, Vigo gegenüber, während der Ausgangspunkt von Orense her gegen seine Flanke offen wäre, äußerst gefährlich sein würde.

Nach Absendung dieses Schreibens wartete der Marschall Ney einige Tage, ohne Antwort zu erhal-

ten. Betroffen über dieses Schweigen, während er die Position der Engländer bei Vigo von Tag zu Tage stärker werden sah, dabei in Furcht, daß ihm, wenn er sich schwächte, um dieselbe zu nehmen, die Insurgenten sämmtlich auf einmal auf den Hals gerathen würden und daß ihm die Rückkehr nach Coruña erschwert werden dürfte, ging er auf Santjago de Compostella zurück, das Herz von einem Zorne erfüllt, den er nur mit Mühe zurückhalten konnte. Hier vernahm er, daß der Marschall Soult, statt am Minho hinabzuziehen, im Gegentheil an dessen Nebenflüssen zurückgegangen war, um über Puebla de Sanabria nach Zamora zu gelangen. In der That, hatte sich dieser Marschall, der es nicht erwarten konnte, aus Galicien nach Alt-Castilien zu kommen, nachdem er bis zum 11. in Montforte verweilt, auf den Marsch begeben, um die Gebirgsketten zu überschreiten, welche diese Provinzen von einander trennen. Den General La Romana, der ihn auf seinem Marsche aufhalten wollte, hatte er zurückgeworfen, und auf diese Weise glaubte er seine Verbindlichkeiten erfüllt zu haben, was aber nicht geschehen war, denn den spanischen General an den obern Nebenflüssen des Minho schlagen, hieß, ihn nach dem untern Lauf dieses Flusses zurückwerfen, d. h. ihn auf Orense zurückführen, wo man der Uebereinkunft zufolge ihn gerade nicht lassen wollte. Da er sich nun seiner Verbindlichkeit überhoben glaubte, so schlug er die Straße nach Zamora ein, ohne irgend eine Antwort auf den empfangenen Brief zu ertheilen. Marschall Ney betrachtete das ihm gegenüber beobachtete Schweigen, den Marsch auf Zamora und das dem General Rouyer anempfohlene Schweigen als Beweise eines unredlichen Verfahrens gegen ihn und überließ sich den heftigsten Zornesausbrüchen. Ueberdies befand er sich in einer der schwierigsten Lagen, denn kaum hatte es Marschall Soult übernommen, nach Castilien zurückzukehren, als der Aufenthalt vor Vigo noch gefährlicher wurde, da der auf Orense zurückgekommene La Romana sich jetzt an Noruña anschließen konnte. Nachdem Marschall Ney, tief in der Küstengegend vorgedrungen, seine Communicationen mit dem Königreich Leon und mit Alt-Castilien mehrmals unterbrochen gesehen hatte, mußte er gewärtig sein, dieselben noch weit ernstlicher gefährdet zu sehen, jetzt, wo die durch das Heranrücken der Engländer und durch den Rückzug des Marschalls Soult aufgeregten Insurgenten im Begriff standen, das ganze Land zu beherrschen und wahrscheinlich von Orense bis auf Lugo zurückzukommen, um diese entscheidende Position, welche die Straße von Coruña nach Benavente vollkommen sperrt, mit aller Gewalt zu besetzen. Wenn er, als nur einzelne zerstreute Insurgentenhaufen vorhanden waren, die ganze Division Maurice Mathieu, die dem General Kellermann die Hand reichte, nöthig gehabt hatte, um die Communicationen mit Leon und Alt-Castilien wieder zu eröffnen, was sollte wohl dann werden, wenn sich die Generale Noruña und La Romana mit vereinigter und zahlreicher Streitmacht in Lugo festsetzten? Eine andere Gefahr konnte eintreten, welche der Art war, um ein neues Baylen fürchten zu lassen. Die Engländer, bis zum Minho gekommen, hatten zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: sie konnten den Feldzug des Generals Moore wieder aufnehmen und sich nach Alt-Castilien begeben oder auch nach dem Süden von Portugal zum Tajo zurückkehren. Faßten sie den ersten Entschluß und begaben sich nach Castilien, so war Marschall Ney mit 10 bis 12,000 Franzosen gegen 20,000 Engländer und 40 bis 50,000 Spanier verloren. Nun war ihm aber der Gedanke zu capituliren, wie General Dupont, oder sich durch Aufopferung seiner Artillerie zu retten, wie Marschall Soult, gleich unerträglich und er beschloß daher, Galicien zu räumen. Obschon dies ein ernster Entschluß war, der bedeutungsvolle Folgen nach sich ziehen konnte, so war er doch motivirt und überdies auf oft erneute Instructionen Napoleon's begründet; denn Joseph und Napoleon hatten ihm, seine Hitze tadelnd, mit welcher er sich nach den Küsten wendete, während sein Rücken nicht hinreichend gedeckt war, geschrieben, daß er, bevor er sich ausschließlich der Unterwerfung des Küstenlandes widme, darauf bedacht sein möge, seine Communicationen mit Alt-Castilien sicher zu stellen. Während sich der Marschall Soult in Portugal befand, war es Pflicht eines treuen Kameraden, Orense und Tuy zu bewahren; jetzt aber, wo dieser Marschall Portugal geräumt hatte, war kein Grund mehr vorhanden, in Galicien zu bleiben, woselbst man allen Gefahren und namentlich Der ausgesetzt war, sich durch die vereinigten Engländer und Spanier eingeschlossen zu sehen.

Während der Marschall Ney den Entschluß faßte, Galicien zu räumen, that es ihm nur leid um Coruña und Ferrol. Allein die Spanier, eifersüchtig auf ihre Niederlassungen am Meere, waren nicht die Leute, diese den Engländern auszuliefern; und überdies ließ Ney zu größerer Sicherheit in den Forts von Ferrol eine wohlverproviantirte französische Garnison zurück; hierauf ließ er sein ganzes Kriegsgeräth vor sich her abgehen, so daß auch nicht ein Verwundeter oder Kranker zurückblieb, und zog langsam auf Lugo zu, während er alle Insurgentenposten, die ihm zu nahen wagten, bis auf den letzten Mann aufhob oder niedermachte. In Lugo nahm er die Kranken des Marschalls Soult auf und führte sie mit den Seinigen nach Astorga, wo er in den ersten Tagen des Juli anlangte, ohne einen Mann oder eine Kanone verloren zu haben. Daselbst beschäftigte er sich mit Reorganisation und Erfrischung seiner Truppen. Im Augenblicke, wo er Astorga erreichte, traf Marschall Soult in Zamora ein.

Der Zorn des Marschalls Ney war auch auf dessen Soldaten übergegangen, und zwar in dem Grade, daß die an Ort und Stelle abgeschickten Adjutanten des Kriegsministers diesem erklärten, daß es gefährlich sein würde, beide Corps nebeneinander zu lassen. Die beschimpfendsten Reden wurden zu Astorga gegen den Marschall Soult und dessen Armee ausgestoßen, denen man alles Unglück des Feldzuges auf den Hals wälzte, denn bei seinem Abgange, sagte man, wäre er nach Orense gezogen, ohne La Romana zu

vernichten, den er auf diese Weise in den Rücken des Marschalls Ney geworfen hätte; und bei seiner Rückkehr hätte er, während man ihm die Hand zur gemeinschaftlichen Vernichtung La Romana's geboten, sich heimlich nach Castilien zurückgezogen und den Marschall Ney abermals in Galicien allen Gefahren ausgesetzt gelassen. Marschall Ney schrieb sowohl an den König Joseph wie an den Marschall Soult die für den letztgenannten verletzendsten Briefe. Hätte ich mich entschließen wollen, so sagte er, ohne Artillerie aus Galicien zu gehen, so hätte ich, auf die Gefahr hin, mich daselbst eingeschlossen zu sehen, noch längere Zeit dort bleiben können; allein ich habe es nicht wagen mögen, in einer solchen Weise abzuziehen und ich habe meinen Rückzug ausgeführt, indem ich meine Verwundeten und meine Kranken, selbst die des Herrn Marschalls Soult, die in meiner Obhut blieben, mit mir wegführte. In Bezug auf diesen Marschall fügte er hinzu, daß er, wie auch die Befehle des Kaisers lauten möchten, entschlossen sei, nicht mehr mit ihm zu dienen.

Diese traurigen Einzelheiten sind unerläßlich, um klar zu machen, wie der Krieg in Spanien geführt ward und wie Napoleon, indem er seine Operationen über die Grenzen hinaus erweiterte, in denen er sie zu überwachen vermochte, dieselben dem Zufall der Ereignisse und der Leidenschaften überließ und einem nutzlosen Untergange heldenmüthige Soldaten aussetzte, welche nur zu bald bei der Vertheidigung unseres unglücklichen Vaterlandes fehlen sollten. Während der Marschall Ney sich zu Astorga befand und mit der Heftigkeit seines Naturells der Erbitterung Luft machte, die ihn erfüllte, ein Beispiel, das seine Soldaten nur zu sehr befolgten, schien Marschall Soult, in einiger Entfernung von ihm, nämlich in Zamora, von Kummer verzehrt, tief niedergeschlagen und stets in Gedanken versunken. So schilderten wenigstens die Offiziere, welche dem Kriegsminister Bericht zu erstatten beauftragt waren, den Gemüthszustand der beiden Marschälle; und aus diesen Berichten ist das obenstehende Gemälde beider Armeen genommen, wobei jedoch die grell aufgetragenen Farben bedeutend gemildert sind.

Der König Joseph, welcher die Nachrichten immer sehr spät erhielt und die Räumung Portugals, die Räumung Galiciens und den Streit der beiden Marschälle erst einen Monat, nachdem sie stattgefunden, erfuhr, empfand darüber den tiefsten Kummer, denn leicht ließen sich die Folgen dieses dreifachen Unglücks vorhersehen. Jetzt dachte er nicht mehr daran, den Marschall Victor zum Vordringen in Andalusien anzuhalten; im Gegentheil hielt er ihn am Tajo, zwischen Almaraz und Alcantara, zurück, um Gregorio de la Cuesta die Stirn zu bieten, falls dieser wieder über den Tajo schreiten wollte, oder den Engländern, wenn letztere versucht wären, von Lissabon aus bis nach Estremadura stromaufwärts zu gehen. Die glänzenden Träume des Monats April, welche die Siege von Medellin und Ciudad-Real hervorgerufen, waren entschwunden; man mußte sich darauf beschränken, einen Angriff siegreich zurückzuweisen, falls einer unternommen würde, und in den Folgen dieses mit Glück zurückgewiesenen Angriffs das Mittel suchen, um die schwer gefährdeten Angelegenheiten wieder gut zu machen. Die Nachricht von der Schlacht bei Eßlingen, die man in diesem Augenblick erhielt, war nicht von der Art, um das überaus düstere Gemälde, das man sich in Madrid von der gegenwärtigen Situation entwarf, zu erhellen. Da indessen die drei vereinigten Corps der Marschälle Ney, Mortier und Soult, sobald sie sich ausgeruht hatten, mehr als 50,000 Mann aufweisen konnten, so waren sie unter tüchtiger Anführung ausreichend, um alle Engländer auf der Halbinsel ins Meer zu werfen. Es war jedoch nothwendig, daß sie gut und namentlich von einer einzigen Hand geführt wurden, worauf man bei dem Zustande der Dinge unmöglich hoffen konnte.

So standen die Angelegenheiten, als von Schönbrunn eine ganz unerwartete Depesche eintraf, welche von Napoleon selbst ausging und einen neuen Beweis lieferte, was die Leitung der Kriegsoperationen aus so weiter Ferne zur Folge haben kann (76). Während man sich in Spanien noch mit der Räumung Portugals und Galiciens beschäftigte, stand Napoleon bei den ersten Akten des Einrückens Soult's und des Zuges des Marschalls Ney nach dem galicischen Küstenland. Ebenso wie Joseph mit Schmerzen die Communicationen der beiden Marschälle vernachlässigt und den Marschall Victor zu Logrono unbeschäftigt gesehen hatte, hatte auch Napoleon, ein besserer Beurtheiler als Joseph und zudem der allgewaltige Beurtheiler des Ganges der Dinge, das, was vorging, gemißbilligt und ihm auf der Stelle abzuhelfen gewünscht. Zu diesem Zwecke hielt er es fürs Beste, die drei Corps der Marschälle Soult, Ney und Mortier in einer und derselben Hand zu vereinigen. Da er noch nicht die Lage kannte, in welche alle drei durch die Ereignisse gerathen waren, so hatte er, der Anciennität nach, das Obercommando dem Marschall Soult zuerkannt. Er schrieb daher folgende Depesche an den Kriegsminister: „Sie werden einen Stabsoffizier mit dem Befehle nach Spanien schicken, daß die Corps des Herzogs von Elchingen, des Herzogs von Treviso und des Herzogs von Dalmatien nur eine Armee unter dem Commando des letztgenannten Herzogs von Dalmatien bilden. Diese drei Corps sollen nur gemeinschaftlich manoeuvriren, gegen die Engländer marschiren, sie ohne Unterlaß verfolgen, sie schlagen und ins Meer werfen. Mit Uebergehung jeder Rücksichtsnahme ertheile ich das Commando dem Herzoge von Dalmatien als dem ältesten. Diese drei Corps müssen eine Masse von 50 bis 60,000 Mann bilden, und wenn diese Vereinigung ungesäumt stattfindet, so werden die Engländer vernichtet und die Angelegenheiten in Spanien zu Ende gebracht werden. Maß muß sich jedoch vereinigen und nicht in kleinen Haufen marschiren; das ist Hauptgrundsatz für jedes Land und insbesondere für ein Land, wo man keine Communicationen haben kann. Ich kann den Ort der Vereinigung nicht bezeichnen, da ich die inzwischen stattgefundenen Ereignisse nicht kenne. Senden Sie diesen Befehl an den

König, an den Herzog von Dalmatien und an die andern beiden Marschälle auf vier verschiedenen Wegen." Als diese Depesche in Spanien anlangte, — was in den letzten Tagen des Juni geschah — verursachte sie daselbst eine außerordentliche Ueberraschung, nicht daß man die Vereinigung der drei Corps in einer einzigen Hand mißbilligte, sondern weil man nicht begriff, wie es möglich sein könne, die Marschälle Ney, Mortier und Soult und namentlich die beiden Erstern unter dem Letztern gemeinsam dienen zu lassen. Wäre Napoleon an Ort und Stelle gewesen, so hätte er die Sachen sicher anders geordnet. Er würde, wie es ihm Joseph mit ganz richtigem Urtheil schrieb, dem Marschall Soult die Bewachung des nördlichen Spaniens gelassen und die Marschälle Ney und Mortier nach dem Tajo gesendet haben, um daselbst den Marschall Victor zu verstärken, welcher große Hülfsmittel gegen die vereinigten Streitkräfte Spaniens und Englands bedurfte. Und wenn der Marschall Ney, den seine hohe Stellung und sein ungestümer Charakter wenig geeignet machten, unter einem andern Chef als dem Kaiser selbst zu dienen, nicht unter dem Marschall Victor verwendet werden konnte, so würde er ihn in der Mancha aufgestellt haben, um hier der spanischen Armee des Centrums die Spitze zu bieten, und unter dem Marschall Victor hätte er den General Sebastiani und den Marschall Mortier vereinigt, um die Engländer zu schlagen. Die Bescheidenheit des Marschalls Mortier gestattete, diesen allerwärts zu verwenden, gleichviel in welcher Stellung, wofern er nur Dienste leisten konnte. Die drei Corps von Mortier, Sebastiani und Victor hätten ohne allen Zweifel genügt, um die Engländer zu überwältigen. Allein Napoleon befand sich fern und Joseph wagte nicht zu befehlen, denn er fürchtete, keinen Gehorsam zu finden. Uebrigens hatte er, Dank einem gewissen guten militairischen Urtheile, womit er begabt war, und den weisen Rathschlägen seines Generalstabschefs Jourdan, die glückliche Idee, den Marschall Ney aus der falschen Stellung, in welcher sich dieser befand, herauszuziehen und ihn nach Madrid zu berufen, wo er ihm das Commando über das Corps des Generals Sebastiani gab, das, wie man weiß, in der Provinz der Mancha operirte. Der immer mehr erbitterte Marschall Ney wollte in Benavente bleiben, da er sich nicht entschließen konnte, seine Soldaten, die er liebte und von denen er wieder geliebt ward, zu verlassen und so verharrte er daselbst in einer solchen Haltung hinsichtlich des Marschalls Soult, daß sehr an seinem Gehorsam gegen diesen Marschall zu zweifeln war, sobald er Befehle von demselben empfangen würde.

Indessen kannte Marschall Ney seine Pflichten zu gut, um dem Marschall Soult den Gehorsam zu versagen, bis Napoleon, besser unterrichtet, Jedem, der Billigkeit nach, seine Stellung angewiesen haben würde und man konnte daher von der Vereinigung der drei Corps noch immer befriedigende Resultate erwarten. Wie aber ihre Trennung die erste Hälfte des Feldzuges von 1809 gefährdet hatte, so sollte ihre Vereinigung, ebenso verhängnißvoll wegen des Augenblicks, in welchem sie angeordnet ward, die zweite Hälfte desselben fruchtlos machen und Ströme Blutes in Spanien von Monat Februar bis zum Monat August dieses Jahres vergeblich fließen lassen. Wir werden im Verlaufe der Erzählung bald die traurigen Beweise dafür liefern.

Die Lage der kriegführenden Truppen hatte sich in Folge der Ereignisse also gestaltet: Die Räumung Galiciens durch die beiden Marschälle Soult und Ney hatte den ganzen Norden Spaniens den Insurgenten überlassen. Asturien ausgenommen, wo der tapfere General Bonnet mit einigen tausend Mann den Bergbewohnern dieser Provinz die Spitze bot, waren ganz Galicien, die portugiesischen Provinzen Tras-os-Montes und zwischen Duero und Minho, das Grenzland von Alt-Castilien bis Ciudad-Rodrigo und ein Theil Estremaduras von Ciudad-Rodrigo bis Alcantara in der Gewalt der vereinigten Spanier, Portugiesen und Engländer, ohne hierzu noch den Süden der Halbinsel zu rechnen, der ihnen ausschließlich angehörte. (S. Karte No. 43.) Die Spanier machten große Anstrengungen, um den Platz Ciudad-Rodrigo zu armiren.

Das durch Sir Arthur Wellesley vor Abrantes abgesendete Detaschement Portugiesen hatte sich nach Alcantara begeben, daselbst den Marschall Victor zurückgedrängt und war dann in die Stadt eingerückt, da dieser Marschall aus Furcht sich zu schwächen keine Besatzung in derselben zurücklassen wollte. Auf die Nachricht von den Schlappen des Marschalls Soult und der bekannt gewordenen Ankunft einer starken englischen Armee in Portugal hatte sich der Marschall Victor nach dem Tajo zurückgezogen, während der spanische General Gregorio de la Cuesta von der Guadiana nach dem Tajo, nach dem Engpaß von Mirabete, Almaraz gegenüber, gerückt war. In der Mancha war der General Venegas, welcher den General Cartojal an der Spitze der Armee des Centrums ersetzt hatte, auf das Corps des Generals Sebastiani losgegangen und machte Miene, dasselbe angreifen zu wollen. König Joseph war hierauf mit seiner Garde und einem Theile der Division Dessoles aus Madrid ausgerückt, um sich auf Venegas zu werfen; allein dieser hatte sich sofort nach der Sierra-Morena zurückgezogen, worauf Joseph wieder in seine Hauptstadt zurückkehrte und das Corps Sebastiani zwischen Consuegra und Madridejos, das Corps Victor am Tajo selbst, von Toledo bis Talavera aufgestellt ließ. (S. Karte Nr. 43.) Diese Truppen, die seit den Schlachten von Medellin und Ciudad-Real nicht ins Gefecht gekommen waren und im April, Mai und Juni nur einige Märsche von der Guadiana nach dem Tajo ausgeführt hatten, waren ausgeruht, wohl genährt und in vortrefflichem Zustande. Was die Provinz Aragonien betrifft, von welcher seit der Belagerung von Saragossa nicht die Rede gewesen, und die Provinz Catalonien, von welcher seit den Schlachten bei Cardedeu und Molins-del-Rey auch nichts weiter erzählt worden ist, so schlug sich in der ersteren der General Suchet gegen die Insurgenten des Ebro, welche die Belagerung von Saragossa nicht entmu-

thigt hatte, während General Saint-Cyr in der letztgenannten die Belagerungen begonnen hatte, die ihm übertragen waren und zu deren Deckung er sich genöthigt sah, täglich neue Gefechte zu liefern.

So war das Schauspiel, das in diesem Augenblicke der Krieg in Spanien darbot. Alles hing davon ab, was die Engländer thun würden. Wollte Sir Arthur Wellesley, wie der General Moore, sich nach Alt-Castilien begeben, um hier die Communicationslinie der Franzosen zu bedrohen und sie zu nöthigen, den Süden der Halbinsel zu räumen, damit sie nur dem Norden zu Hülfe kommen konnten? Oder wollte er vielmehr, nachdem er Portugal freigemacht und den Marschall Soult über den Minho zurückgeworfen, nach dem Tajo abschwenken (S. Karte No. 43.), um den Unternehmungen Halt zu gebieten, die man seit der Schlacht bei Medellin von Seiten des Marschalls Victor zu fürchten hatte? Dies war die Frage, die man zu Madrid schwer zu lösen vermochte, da man die Instructionen des englischen Generals nicht kannte, die aber nach gewissen Indicien durch den Marschall Victor zu Talavera und den Marschall Jourdan zu Madrid ganz richtig gelöst wurde, indem sie als sehr wahrscheinlich die Rückkehr des Sir Arthur Wellesley an den Tajo annahmen. Sie hatten mit Recht geglaubt, daß es nicht der Wille Sir Arthur Wellesley's sein könne, sich tief in Galicien zu verwickeln, auf diese Weise seine Operationslinie über alle Maßen zu verlängern und den Franzosen die Straße von Lissabon über Alcantara zu öffnen; daß er es vorziehen würde, an den Tajo zurückzukommen, um mit allen Streitkräften Spaniens auf Madrid zu marschiren. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte auch Joseph in Alt-Castilien nicht Truppen wollen anhäufen lassen, die in dieser Provinz unnütz waren und während Marschall Soult, mit dem Obercommando über die drei Corps bekleidet, im Stande sein würde, dieselben gemeinschaftlich agiren zu lassen, hatte er aus seiner eigenen königlichen Machtvollkommenheit den Marschall Mortier von Valladolid auf Villacastin, auf den Gipfel des Guadarrama, marschiren lassen. Auf diese Weise konnte der genannte Marschall in zwei bis drei Märschen an dem Tajo, entweder in Toledo, oder in Talavera, sein.

Indem der Generalstab von Madrid dergestalt operirte, hatte er die Absichten des englischen Generals vollkommen durchschaut. Den Instructionen gemäß, die unter dem Eindruck der Unfälle des Generals Moore niedergeschrieben waren, hatte Sir Arthur Wellesley den Befehl, sich keineswegs nach Spanien zu wagen. Er sollte sich ausschließlich der Vertheidigung Portugals widmen und die den Spaniern versprochene Hülfe auf diese Vertheidigung beschränken. Die portugiesische Grenze sollte er so wenig als möglich, nur im Fall der dringendsten Noth und bei der äußersten Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges überschreiten. Seine Instructionen waren selbst in dieser Beziehung so beschränkt, daß er sie hatte müssen modificiren lassen, um nur ein wenig mehr Freiheit in seinen Bewegungen zu erhalten. Aus diesem Grunde hatte er an den Ufern des Minho Halt gemacht und als er vernommen, daß die Franzosen in der Richtung von Alcantara her sehr drohend wurden, war er in Eilmärschen vom Minho nach dem Duero und vom Duero nach dem Tajo zurückgegangen, indem er den lebhaften Aufforderungen de La Romana's, der ihn nach Orense rief, und denen des Gregorio de la Cuesta, der ihn nach Merida haben wolle, widerstand. Mitte Juni befand er sich in Abrantes und bereitete sich vor, den Tajo hinaufzuziehen, sobald er das Nöthige erhalten haben würde, um seine Armee aufs Neue zu verproviantiren und zu recrutiren, was für dieselbe nach dem am Duero ausgeführten Feldzuge Bedürfniß war. Er beklagte sich heftig über Mangel an Geld, Kriegsmaterial und Kleidungsstücken, denn auch selbst die englische Regierung ließ, trotz ihrer Reichthümer und ihrer unermeßlichen Transportmittel, ihre Soldaten zuweilen auf das warten, was sie nöthig bedurften. Insbesondere beklagte sich Sir Arthur Wellesley über seine Armee, die er in sehr starken Ausdrücken ([77]) anschuldigte, den Sieg ebenso wenig wie die Niederlage ertragen zu können, und die, wie er sagte, das Land, zu dessen Unterstützung sie herbeigekommen sei, auf unwürdige Weise plündere. Sie plündere, setzte er hinzu, nicht um zu leben, sondern um Geld zusammen zu scharren, denn das Vieh, welches sie der Bevölkerung abgenommen, verkaufen sie wieder an dieselbe. Er hatte die Armee bei Abrantes vereinigt, während er von Gibraltar zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Cavallerie und die ganze Brigade Crawford erwartete. Auf diese Weise hoffte er, sich 26 bis 28,000 Mann unter den Waffen zu verschaffen, mit denen er den Tajo bis Alcantara hinaufgehen wollte, woselbst er in den ersten Tagen des Juni einzutreffen und dem Gregorio de la Cuesta die Hand zu reichen gedachte, während der mit der Organisation der portugiesischen Armee beauftragte General Beresford mit den neuen Aufgeboten und dem unter seinem Befehle stehenden englischen Detaschement den Norden Portugals überwachen sollte.

Die Concentrirung der französischen Streitkräfte mitten im Thale des Tajo, welche wegen der gemuthmaßten Annäherung der Engländer in dieser Richtung stattgefunden, war demnach ein sehr kluger Entschluß Seitens des Generalstabs von Madrid. Leider sollte die Vereinigung der drei Corps in der Hand des Marschalls Soult ein verhängnißvolles Hinderniß für diesen Entschluß werden und während man zu beklagen gehabt hatte, daß sie nicht drei Monate früher vereinigt wurden, sollte man jetzt bitter beklagen, daß sie es im gegenwärtigen Augenblicke waren. Obwohl das Commando dem Marschall Soult vor der Kenntniß der Ereignisse zu Oporto übertragen worden war, und obwohl dieser Marschall noch die Wirkung zu fürchten hatte, welche die nach Schönbrunn abgeschickten Berichte auf den Geist Napoleon's haben konnten, so war er doch schon damit zufriedengestellt, seine Nebenbuhler unter seinen Befehlen zu sehen; und ganz von Stolz über die ihm zugetheilte Rolle erfüllt, dachte er sich einen weitgehenden, den

Umständen aber wenig angemessenen Plan aus, den er dem Könige Joseph mit der Aufforderung vorlegte, Befehle zur unmittelbaren Ausführung desselben zu ertheilen. Da dieser Plan nicht ins Werk gesetzt wurde, so verdiente er hier nicht erwähnt zu werden, wäre er nicht die Ursache gewesen, welche später die Vereinigung der französischen Streitkräfte auf dem Schlachtfelde verhinderte, wo sich das Schicksal des Feldzuges entschied. Er folgt hier in wenigen Worten:

Marschall Soult setzte voraus, daß die Engländer, durch ihre Expedition nach dem Duero und Minho erschöpft, Halt machen und, um wieder in Thätigkeit zu treten, den Augenblick abwarten würden, wo nach beendigter Ernte die Spanier und Portugiesen zu ihnen stoßen konnten, was die Wiederaufnahme der Kriegsoperationen in den September verlegte. Seiner Meinung nach hatte man also Zeit, sich darauf vorzubereiten und da er, durch die Vereinigung der drei Armeecorps des Nordens in seiner Hand, ganz speciell beauftragt war, die Engländer aus der Halbinsel zu werfen, so beabsichtigte er auf der Linie von Ciudad-Rodrigo und Almeida auf Coimbra zu operiren. Das war, wie er meinte, der wahre Weg, um in Portugal einzudringen. Zu diesem Ende mußte man unverzüglich die Belagerung von Ciudad-Rodrigo, hierauf die von Almeida vornehmen und um sich dieser beiden Plätze zu bemächtigen, die Zwischenzeit der Ruhe benutzen, auf welche man rechnen konnte. Er machte sich anheischig, sie mit 50 bis 60,000 Mann, die sich unter seinen Befehlen befinden sollten, zu nehmen und nach dieser doppelten Eroberung war er Willens in Portugal einzurücken. Um jedoch mit Sicherheit operiren zu können, brauchte er, wie er sagte, drei neue Truppenconcentrationen, eine, aus Truppen Aragoniens und Cataloniens gebildet (wo sich, wie man weiß, die Generale Suchet nnd Saint-Cyr nur schwer behaupteten), um ihm als Observationscorps im Norden zu dienen; eine zweite, gebildet aus einem Theile der im Tajothale vereinigten Truppen (die hier ganz unerläßlich waren), um ihn gegen Alcantara zu flankiren; und eine dritte endlich, gebildet aus der Reserve von Madrid (wo beim Ausrücken Joseph's nur eine ziemlich schwache Garnison zurückblieb), um ihm als Arrieregarde zu dienen, sobald er in Portugal eingerückt sein würde. Außerdem verlangte Marschall Soult die Zusammenstellung eines Belagerungsparks und eine ansehnliche Geldsumme zur Instandsetzung seines Kriegsgeräths. Um einen Platz zu nehmen, der ihn vielleicht einstmals bei den Operationen gegen Portugal nützlich sein konnte und um im September den Engländern in einer Provinz entgegenzutreten, wo man noch gar nicht gewiß war, ihnen zu begegnen, würde es also nothwendig gewesen sein, ihnen sofort den Tajo, gegen welchen sie heranrückten, preiszugeben und Madrid, Aragonien und Catalonien ohne Truppen zu lassen. Da der König Joseph und der Marschall Jourdan einen solchen Plan als unzulässig betrachteten, so antworteten sie ihm, daß man auch nicht Einen Mann weder aus Aragonien noch aus Catalonien herausnehmen könne, ohne diese Provinzen augenblicklich zu verlieren; daß die in Madrid zurückgebliebenen Steitkräfte kaum ausreichten, um von Zeit zu Zeit die Corps des Generals Sebastiani und des Marschalls Victor zu verstärken; daß schon die Anwesenheit dieser beiden Corps am Tajo den Marschall Soult gegen Alcantara zu hinreichend flankire; daß übrigens die Engländer, statt ihre Operationen bis zum Monat September hinauszuschieben, sich ohne Zögern an den Tajo begeben würden; daß man daher bedacht sein müsse, auf diesem Punkte zu agiren, nicht aber auf der Linie von Ciudad-Rodrigo und Almeida; daß man kein Geld habe, der König selbst von dem Silbergeräth lebe, welches man in der Münze eingeschmolzen und daß man endlich, da der Marschall mit der Belagerung von Ciudad-Rodrigo den Anfang machen wolle, Alles aufbieten werde, um ihm einen Park schwerer Artillerie zu verschaffen.

Das Mißlichste bei diesen Plänen war, daß dem Marschall Mortier der Befehl gegeben worden war, Villacastin zu verlassen und nach Salamanca zu marschiren. Joseph protestirte gegen diesen Befehl, denn er urtheilte ganz recht, daß der nach Salamanca versetzte Marschall Mortier (S. Karte No. 43.) in den Kreis der Wirksamkeit einer Armee gezogen werden würde, welche nach den Plänen ihres Chefs ziemlich lange Zeit unthätig bleiben mußte, während Mortier zu Villacastin bis zu der Zeit, wo die Truppen des Marschalls Soult angreifend aufzutreten vermöchten, am Tajo entscheidende Dienste leisten konnte. Allein Marschall Soult blieb bei seiner Ansicht und so mußte man sich des Marschalls Mortier berauben, der auf diese Weise dem Orte entrissen ward, wo, wie wir bald sehen werden, seine Gegenwart unermeßliche Resultate hätte herbeiführen können.

In der That war es auch, ganz gegen die Voraussetzungen des Marschalls Soult, nicht im September, wo die Engländer und Spanier wieder auf dem Kriegsschauplatz erscheinen sollten, sondern es sollte dies sofort, d. h. in den ersten Julitagen stattfinden, sobald die Hülfsmittel aller Art, die sie erwarteten, beisammen wären. Wie sichs erwarten ließ, war Sir Arthur Wellesley mit dem spanischen Generalstab rücksichtlich der Art und Weise, wie am Tajo zu operiren sei, in Streit. Gregorio de la Cuesta, der stets in Furcht war, sich allein den Franzosen gegenüber zu befinden, wollte durchaus, daß die englische Armee an der Guadiana zu ihm stoßen und daß diese demnach einen sehr langen Umweg machen sollte, der sie nöthigte, bis Badajoz hinabzugehen, um dann wieder bis Merida hinaufzuziehen. Sir Arthur Wellesley, der den Marschall Victor noch zwischen dem Tajo und der Guadiana glaubte, gedachte einen viel natürlicheren und an Erfolgen fruchtbareren Plan durchzuführen, nämlich im Tajothale über Abrantes, Castello-Branco und Alcantara (S. Karte Nr. 43.) hinaufzugehen, auf diese Weise den Marschall zu umgehen, indem er dieses Thal in seinem Rücken besetzte, und vielleicht vor ihm in Madrid einzutreffen. Um dies möglich zu machen, genügte es, daß Gregorio de la Cuesta den Marschall Victor durch irgend ein scheinbares Unternehmen an

der Guadiana aufhielt und sich nicht fürchtete, sich einige Tage hindurch allein dem Zusammentreffen mit den Franzosen auszusetzen. Allein die Rückkehr des Marschalls Victor von der Guadiana nach dem Tajo setzte diesen Streitigkeiten schnell ein Ziel. Man kam überein, daß der englische General auf der alten Straße, welche Junot eingeschlagen, von Abrantes nach Alcantara rücken und sich mit dem spanischen General, der von der Guadiana über Truxillo und Almaraz nach dem Tajo zog, am Ufer des Tajo zwischen Alcantara und Talavera vereinigen sollte; nachdem diese Operation ausgeführt, wollten sie sich weiter verständigen, um ihrer Vereinigung entscheidende Folgen zu geben.

Zufolge dieses Beschlusses ging Sir Arthur Wellesley, nachdem er von Gibraltar einige noch erwartete Truppen so wie die ihm dringend nöthigen Hülfsmittel an Geld und Kriegsmaterial erhalten hatte, am 27. Juni von Abrantes ab und rückte über Castello-Branco, Rosmaniñal und Zarza-Major nach Estremadura vor. Am 3. Juli traf er in Zarza-Major, am 6. in Coria, am 8. in Plasencia ein. An dem letztgenannten Orte wollte er sich mit Gregorio de la Cuesta besprechen, und begab sich deshalb nach dessen Hauptquartier am Tajo zu Puerto de Mirabete. Er hatte Befehl, mit den spanischen Generalen wegen der außerordentlichen Großsprecherei derselben, so wenig Verkehr als nur möglich zu unterhalten, mit den Ministern der Junta nur durch den englischen Gesandten, der sich zu Sevilla befand, zu communiciren, mit einem Worte, ohne gebieterische Nothwendigkeit Verbindungen nicht zu vermehren, die immer unangenehm waren und meistens zur Uneinigkeit führten. Als er den stolzen und unzugänglichen Gregorio de la Cuesta sah, konnte er leicht die verständigen Instructionen seiner Regierung würdigen. Don Gregorio de la Cuesta, welcher auf einige Stunden die wandelbare spanische Revolution beherrschte, betrug sich in diesem Augenblicke wie ein Gebieter und behandelte mit ausgesuchtem Uebermuthe die insurrectionelle Junta, welche übrigens Jedermann durch die Cortes ersetzt zu sehen wünschte. Man sagte sogar, er stehe im Begriff, dem öffentlichen Wunsche durch Auflösung der Junta und Ernennung einer Regierung nach seinem Zuschnitt zuvorzukommen. Sein ungemessener Hochmuth gegen seine Bundesgenossen entsprach dieser gemuthmaßten Rolle. Es bedurfte vieler Debatten, um mit einem solchen Manne einen nur ein wenig vernünftigen Operationsplan festzustellen. Derjenige, der sich auf den ersten Augenblicke darbot und hinsichtlich dessen nicht einig zu werden unmöglich war, bestand darin, zwischen Almaraz und Talavera oder zwischen Talavera und Toledo, die drei Generale Wellesley, La Cuesta und Venegas zu vereinigen und gemeinschaftlich auf Madrid zu marschiren. Man schätzte ohne alle Uebertreibung die Streitkräfte Venegas' in der Mancha auf 18,000 Mann, die de la Cuesta's auf 36,000 und die Sir Arthur Wellesley's auf 26,000 Mann. Dies war eine imposante Streitmacht, welche die Franzosen erdrückt haben würde, wenn sie nicht zu mehr als zwei Dritteln aus spanischen Truppen zusammengesetzt gewesen wäre. Einig über die Verbindung der Truppen, handelte es sich jetzt darum, wie man dieselbe ausführen könne. Nach der sehr wohl begründeten Ansicht Sir Arthur Wellesley's kam man überein, daß um den 20. bis 22. Juli Venegas eine starke Demonstration gegen Madrid machen solle, indem er den Tajo in der Umgegend von Aranjuez (S. Karte No. 43.) zu überschreiten versuche; daß man dann, wenn die Franzosen nach dem obern Lauf des Tajo hingelockt wären, dies benutzen wolle, um die englische Armee mit der spanischen Hauptarmee, der des Gregorio de la Cuesta, zu vereinigen; daß man endlich, nach Ausführung dieser ersten Vereinigung am Tajo auf dessen beiden Ufern hinaufziehen und hierauf Venegas in der Gegend von Toledo die Hand reichen wolle. Ein Punkt veranlaßte große Schwierigkeiten. Während man am Tajo agirte, mußte man gegen Alt-Castilien auf der Hut sein, von wo aus Marschall Soult debouchiren konnte. Der tapfere General Franceschi, durch einen berüchtigten Guerillas, der Capuchino genannt, aufgehoben und von diesem Banditen schrecklich mißhandelt, hatte dem englischen General den sichern Beweis von der Ankunft des Marschalls Soult in Zamora geliefert. Allein Sir Arthur Wellesley glaubte, daß Marschall Soult noch längere Zeit mit seiner Erholung beschäftigt sein würde, und wußte nichts von der unter dem Oberbefehl desselben bewerkstelligten Vereinigung der französischen Streitkräfte. Er war daher der Ansicht, daß man durch Bewachung der beiden Engpässe von Perales und Baños, durch welche man aus Alt-Castilien nach Estremadura hineintritt, gegen jede Gefahr nach dieser Richtung hin geschützt sein würde. Er übernahm es wohl, den Engpaß von Perales, der Portugal am Nächsten lag, durch Detaschements vom General Beresford überwachen zu lassen; allein der de la Cuesta näher gelegene Paß von Baños schien ihm durch spanische Truppen vertheidigt werden zu müssen. Für eine solche Art des Verfahrens hatte er einen trefflichen Grund, nämlich den, die englischen Truppen, die einzigen, auf welche man am Tage der Schlacht rechnen konnte, nicht zu versplittern und die Spanier zu den untergeordneten Unternehmungen zu verwenden, auf deren Zahl es bei einem entscheidenden Treffen, wo sie mehr hinderlich als nützlich waren, wenig ankam. Nach lebhaftem Streiten einigte man sich endlich, indem man unter dem General Wilson einige Tausend Spanier, einige Tausend Portugiesen mit ungefähr tausend Engländern längs der Gebirge, welche Estremadura von Castilien scheiden, abschickte, um die combinirten Armeen zu flankiren. Man stritt hierauf über die Lebens- und Transportmittel, welche die Spanier den Engländern gegen Bezahlung zu liefern versprochen und die sie selbst nicht gegen Geld herbeischafften. Es ging so weit, daß Sir Arthur Wellesley, der die Spanier wohl versorgt und seine Soldaten zu Mangel aller Art verurtheilt sah, sich zurückzuziehen drohte, wenn man ihm nicht pünktlicher mit Dem, was ihm fehlte, versorgen würde, worauf

jedoch die Spanier entgegneten, daß die Engländer nie genug hätten, daß sie sich nur stets beklagen müßten, daß sie sich in Noth und Elend zu befinden glaubten, wenn sie, die Spanier, sich wie im Ueberfluß betrachteten; ein Widerspruch, der sich leicht durch die Verschiedenheit ihrer Sitten und ihrer Lebensweise erklärt.

Nachdem diese Arrangements wohl oder übel getroffen waren, kehrte Sir Arthur Wellesley am 13. Juli wieder nach Plasencia zurück. Er widmete der Vereinigung einiger Detaschements, die noch zurück waren, die nöthige Zeit und marschirte hierauf an den Tietar, den er am 18. Juli ohne Schwierigkeit überschritt. Dann begab er sich nach Oropesa, vereinigte sich mittels der Brücken von Almaraz und Arzobispo mit Gregorio de la Cuesta und warf die Arrieregarden von Victor's Corps nach Talavera zurück, in welche Stadt er am 22. Juli einrückte. Sir Arthur Wellesley wünschte eigentlich die Franzosen sogleich anzugreifen, da er wußte, daß sie noch nicht concentrirt waren und sich schmeichelte, mit der mehr als 60,000 Mann starken (26,000 Engländer und 36,000 Spanier) combinirten Armee die 22,000 Franzosen des Marschalls Victor zu bewältigen. Allein Gregorio de la Cuesta erklärte, daß er noch nicht schlagfertig sei, und so ließ man das Corps Victor sich ruhig hinter die Alberche zurückziehen, ein kleines vom Gebirge kommendes Flüßchen, das sich ein wenig jenseit Talavera in den Tajo ergießt.

In diesem Augenblicke erfuhren die Franzosen endlich sicher und bestimmt den Marsch der verbündeten Generale und die mittels der Uebergangspunkte von Almaraz und Arzobispo geschehene Vereinigung der englischen und spanischen Armeen. Seit vierzehn Tagen hatten sie von der Bewegung Sir Arthur Wellesley's gegen Abrantes und Alcantara Nachricht gehabt, allein sie blieben in Zweifel über seine fernere Richtung, über seine spätere Vereinigung mit den Spaniern und über seinen Feldzugsplan. Dieser Plan stellte sich nun klar heraus und seit dem 21. und 22. Juli meldete ihn der Marschall Victor nach Madrid. Da er nicht wußte, ob er unterstützt werden würde, war er über die Alberche zurückgegangen und hatte sich entschlossen, noch weiter, bis zu einem andern Flüßchen zurückzugehen, das sich von den Höhen des Guadarrama, von dem es den Namen führt, in den Tajo ergießt.

Joseph, der am 22. Nachricht und durch den Rath des Marschalls Jourdan Aufklärung erhalten hatte, faßte auf der Stelle seinen Entschluß und entschied sich, alle seine Streitkräfte der combinirten Armee entgegen zu führen. Sicherlich konnte er nichts Besseres thun. Er hatte zu seiner Verfügung das Corps des Generals Sebastiani (4. Corps), welches zwar 3000 Mann zur Bewachung Toledos detaschirt hatte, aber noch immer 17 bis 18,000 treffliche Soldaten behielt. Ferner hatte er das des Marschalls Victor, welches, jeden Abgang mitgerechnet, auch noch 22,000 gleich gute Truppen zählte. Aus Madrid konnte er eine Brigade der Division Dessoles, seine Garde und ein wenig leichte Cavallerie ziehen und daraus eine Reserve von 5000 Mann und 14 Geschützen bilden, was im Ganzen eine Masse von 45,000 Mann der besten Truppen abgab. In der Hand eines geschickten Generals wäre eine solche Streitmacht mehr als hinreichend gewesen, um die combinirte Armee zu überwältigen, welche mit Einschluß des in die Gebirge gestellten Detaschements des Generals Wilson 66 bis 68,000 Mann stark war, von denen jedoch nur 26,000 wahre Soldaten waren. Es würde auch nicht einmal ein Zweifel über den Erfolg vorhanden gewesen sein, was für ein General auch unsere Truppen befehligte, wenn der zu Villacastin zurückgelassene Marschall Mortier in zwei Tagemärschen hätte nach Toledo versetzt werden können. Eine Verstärkung von 18 bis 20,000 alter Soldaten würde der französischen Armee eine solche Ueberlegenheit gegeben haben, daß die englisch-spanische Armee keinen Widerstand zu leisten vermocht hätte. Dieser kostbare Vortheil war zum Unglück der Idee geopfert worden, die drei Corps des Nordens in ein einziges zu verschmelzen, einer Idee, welche Napoleon 300 Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt und drei Monate vor dem Augenblicke aufgefaßt hatte, wo die Ereignisse sich erfüllen sollten. Trotzdem war es noch möglich, das Nachtheilige dieser unzeitigen Vereinigung wieder gut zu machen, wenn man dem Marschall Soult befahl, von Salamanca auf Aquila zu marschiren, um zwischen Madrid und Talavera (S. Karte No. 43.) hinabzugehen, und, wenn es kein Mittel gab, seine drei Corps sofort zu vereinigen, dasjenige von den dreien, welches zuerst marschfertig war, abzuschicken, um später das zweite und dann das dritte dazu stoßen zu lassen. Traf nur das des Marschalls Mortier ein, das seit langer Zeit marschfertig war, so war dieses schon hinreichend, um Joseph eine entschiedene Ueberlegenheit zu sichern. In der That hatten Joseph und Marschall Jourdan diese Idee, da sie jedoch der Ansicht waren, daß es einen beträchtlichen Zeitverlust herbeiführen würde, wenn man die Truppen des Marschalls Soult gegen Madrid heranzöge, während der Letztgenannte, wenn man ihn direct von Salamanca auf Plasencia marschiren ließe, am 30. oder 31 Juli im Rücken der Engländer sein könnte, so zogen sie es vor, ihm diesen letztern Befehl zukommen zu lassen, anstatt ihn über Avila zwischen Talavera und Madrid vorrücken zu lassen. Es war hierbei nur das Nachtheilige, daß man sich dem Feinde in zwei Massen zeigte, von denen die eine am Tajo von Toledo nach Talavera hinabzog, während die andere von Almaraz nach Talavera heraukkam, wie auch daß man Sir Arthur Wellesley, der sich zwischen sie gestellt haben mußte, die Möglichkeit verschaffte, sie beide nacheinander zu schlagen, wie es ja der General Bonaparte so oft in der Umgebung von Verona gethan hatte. Wenn aber auch Sir Arthur Wellesley ein vortrefflicher Feldherr war, so war er doch nicht der General Bonaparte und vor allen marschirten seine Soldaten nicht so gut wie die französischen. Er hatte nur 26,000 Engländer und mit einer solchen Zahl konnte er nicht der Reihe nach die 45,000 Mann Joseph's und die 50,000 Mann

schlagen, welche der Marschall Soult herbeiführen sollte. Wenn dieser Letztere den am 22. abgesendeten Befehl am 24. empfing und sich am 26. in Marsch setzte, was möglich war, so konnte er am 30. Juli in Plasencia sein und die von hinten angegriffene englische Armee, die gleichzeitig von vorn bedrängt wurde, mußte unterliegen. Konnte der Marschall Soult das bei Benavente stehende Corps des Marschalls Ney nicht mit dem seinigen vereinigen, so genügte es, daß er mit seinem Corps marschirte, welches um diese Zeit 20,000 Mann stark sein mußte, sowie mit dem des Marschalls Mortier, welches 18,000 zählte, um Sir Arthur Wellesley zu bewältigen, der nur 26,000 Mann besaß, und aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Augenblicke, wo das Treffen stattfinden sollte, entweder schon besiegt oder wenigstens zum Rückzug gezwungen und von den Spaniern getrennt sein mußte. Der König Joseph sendete den General Foy zum Marschall Soult mit den obenangeführten Instructionen und der dringendsten Bitte, sich augenblicklich auf den Marsch zu begeben. Uebrigens versicherte der aus dem Lager des Marschalls Soult eintreffende General Foy wiederholt, daß der Marschall sich zur angegebenen Zeit an dem gewünschten Orte befinden könnte, wie dies aus den Memoiren des Marschalls Jourdan und der Correspondenz der Marschälle selbst erhellt. — Joseph befahl hierauf dem General Sebastiani, sich zur Unterstützung des Marschalls Victor über Toledo nach Talavera (S. Karte No. 43.) zu begeben und ging in der Nacht vom 22. auf dem 23. mit seiner Reserve von 5000 Mann nach dem nämlichen Sammelplatz ab. In Madrid ließ er den General Belliard mit der zweiten Brigade von Dessoles und einer Menge Kranker und Reconvalescenten zurück, die sich nöthigenfalls alle in den Retiro werfen und mehrere Wochen daselbst vertheidigen konnten. Ein Dragonerregiment sollte die Ufer des Tajo ober- und unterhalb Aranjuez recognosciren, um beim ersten Erscheinen Venegas' Nachricht zu geben. Die von Sebastiani's Corps detaschirten 3000 Mann erhielten den Auftrag, Toledo zu überwachen, so daß von den Quellen des Tajo bis Talavera die Vorsichtsmaßregeln auf der Linken der französischen Armee getroffen waren, um den Marsch Venegas' zu hemmen, während man Don Gregorio de la Cuesta und Sir Arthur Wellesley die Spitze bieten würde. Diese Dispositionen, welche die Rathschläge eines erfahrenen Militairs, (des Marschalls Jourdan) verriethen und dem Urtheile des Königs Joseph, der sie angenommen, Ehre machten, mußten, wenn sie gut ausgeführt wurden, die totale Vernichtung der Engländer zur Folge haben, denn sie sollten im ungünstigsten Falle durch 45,000 Mann in der Front und durch 38,000 Mann im Rücken angegriffen werden: und was konnten wohl 66,000 Mann, unter denen nur ein Drittel eigentliche Soldaten waren, gegen eine solche Masse von Streitkräften?

In der Nacht vom 22. zum 23. Juli ging Joseph von Madrid ab, marschirte auf Illescas und gelangte am 25. nach Vargas, das ein wenig hinter dem Guadarrama liegt und auf welches sich der Marschall Victor zurückgezogen hatte, um seine Vereinigung mit dem General Sebastiani zu bewerkstelligen. An dem nämlichen Tage, den 25., wurden die drei Truppenmassen Victors, Sebastiani's und Joseph's (Victor 22,542; Sebastiani 17,690; Joseph 5077) zu Vargas, ein wenig jenseits Toledo vereinigt. Hätte man nicht so sehr auf das pünktliche Eintreffen des Marschalls Soult zu Plasencia gezählt, so wäre es klüger gewesen, nicht zu weit vorzurücken, sich die Fähigkeit zu bewahren, Madrid gegen einen Handstreich Venegas' zu decken und gleichzeitig eine gute Defensivposition zu wählen, um die Engländer zu derjenigen Art des Kriegs zu veranlassen, welche sie am wenigsten verstanden, auf den Offensivkrieg. Auf diese Weise hätte man dem Marschall Soult Zeit gelassen, sich vorzubereiten und auf dem Schauplatze der Ereignisse zu erscheinen. Während man aber allzuleicht auf das baldige Eintreffen desselben zu Plasencia hoffte und unvermuthete Verzögerungen, die im Kriege oft die wichtigsten Berechnungen zu Schanden machen, zu wenig berücksichtigte, zögerte man nicht, die Verbündeten von Madrid zu entfernen, indem man geradenwegs gegen sie marschirte und sie auf Oropesa und Plasencia drängte, wo sie, wie man glaubte, ihren Untergang finden würden. Man entschloß sich also, am nächsten Morgen vorwärts zu gehen und von Neuem eine energische Offensive zu ergreifen. Die Nachrichten vom Marschall Soult lauteten vortrefflich. Endlich über den Zeitpunkt des ins Feldrücken der Engländer enttäuscht und seinen ersteren Plänen entsagend, hatte er unter dem 24. geschrieben, daß das Corps des Marschalls Mortier und das seinige am 26. von Salamanca würden abgehen können, was, selbst wenn man den Marschall Ney zurückließ, im Rücken der Engländer vom 30. bis 31. eine hinreichende Masse von Streitkräften zusammenbringen mußte. Auf eine solche Nachricht hin zögerte man noch weniger vorzurücken und die Verbündeten nach dem vermeintlichen Abgrund von Plasencia zu drängen.

Don Gregorio de la Cuesta, der am 23. nicht bereit gewesen war, um den damals alleinstehenden Marschall Victor anzugreifen, war jetzt voller Muth, als er die Franzosen den Rückzug antreten sah und hatte die Alberche hinter ihnen überschritten, indem er sie lebhaft verfolgte und an seinen Bundesgenossen Wellesley schrieb, daß man diese erbärmlichen Franzosen nicht einholen könne, so schnell flüchteten sie. Nachdem er am 24. und 25. auf Alcabon und Cebolla marschirt war, fand er sie am 26. zu Torrijos, dieses Mal entschlossen, sich einholen zu lassen, wie er das Verlangen darnach geschildert hatte und wie es Sir Arthur Wellesley keineswegs wünschte, der ihm unablässig wiederholte, daß er, bei solchem Marschiren, sich würde schlagen lassen. Wir werden bald sehen, wie groß das gesunde Urtheil des englischen Generals war.

Die leichte Cavallerie von Merlin, die zum Corps des Generals Sebastiani gehörte, marschirte mit den Dragonern von Latour-Maubourg bei der Avant-

garde. Don Gregorio de la Cuesta, der sich so stark über die übereilte Flucht der Franzosen beklagte, machte schnell Halt, so wie er sie bereit sah, ihm Widerstand zu leisten und beeilte sich, zurückzugehen, um bei den Engländern Schutz zu suchen. Zwischen Torrijos und Alcabon hatte er ein Defilé zu passiren und um sich während des Durchzugs zu decken, stellte er 4000 Mann Infanterie und 2000 Reiter unter General Zayas in Schlachtordnung auf. Der General Latour-Maubourg, welcher den Oberbefehl über die Truppen der Avantgarde führt, deployirte, nachdem er aus einer Olivenpflanzung hervorgerückt war, seine Schwadronen in paralleler Linie dem Feinde gegenüber. Die Spanier behaupteten anfangs das Feld, da sie nur Cavallerie sich gegenübersahen; sobald sie jedoch die Spitze der Infanterie bemerkten, begannen sie sich in aller Hast zurückzuziehen und sich auf Alcabon zu werfen. Der General Beaumont rückte nun mit dem zweiten Husarenregiment und einer Schwadron vom 5. Jägerregiment gegen sie heran. Der General Zayas versuchte es, ihm die Dragoner Villaviciosa entgegenzustellen; allein unsere Husaren und Jäger griffen sie von allen Seiten an, umzingelten sie und hieben sie zusammen. Kaum retteten sich einige von ihnen. Nach dieser kräftigen That stürzte man sich auf die Arrieregarde, welche mit dem Mitteltreffen untermischt die Flucht ergriff. Wenn in diesem Augenblicke das erste Corps (das des Marschalls Victor) im Stande gewesen wäre, ins Treffen zu gehen, so würde man die ganze spanische Armee in die Flucht geschlagen haben. Allein die Truppen waren von der Hitze erschöpft, das Terrain bot zahlreiche Hindernisse dar und der Marschall Victor wollte kein neues Treffen wagen, obwohl der Generalstab Joseph's, wenigstens nach Jourdan's Versicherung, ihn lebhaft dazu drängte.

Man beschränkte sich darauf, in Santa-Olalla zu übernachten. Am nächsten Tage, den 27., brach man um 2 Uhr auf, um die Kühle zu benutzen, und marschirte nach der Alberche, um noch am selbigen Tage nach Talavera zu gelangen, weil man die Absicht hatte, die combinirte Armee auf Plasencia zu drängen. Das erste Corps, dem die Cavallerie Latour-Maubourg's vorausritt, bildete stets die Spitze der Colonne. Als man nahe an die Alberche kam, stieß man zur Linken auf die Spanier, welche in Unordnung diesen Nebenfluß des Tajo überschritten, um sich auf Talavera zurückzuziehen, und zur Rechten auf eine Colonne Engländer, die trotz ihres Widerwillens sich bei den Unvorsichtigkeiten des Don Gregorio de la Cuesta zu betheiligen, ihm doch bei Cazalegas zu Hülfe gekommen waren. (S. Karte No. 50.) Von der Höhe eines Plateaus, welches den Lauf der Alberche beherrscht, bemerkte man am andern Ufer ein sich weit hinziehendes Eichen- und Olivengehölz und noch entfernter eine Reihe von sehr vorspringenden und sehr stark besetzten Hügeln, die sich auf einer Seite an eine hohe Gebirgskette und auf der andern an Talavera selbst und an den Tajo, der diese Stadt durchfließt, anschlossen. Der größte Theil der englischen Armee hatte auf dieser Hügelreihe hinter einer zahlreichen Artillerie, Verhauen und festen Redouten Position genommen. Der Staub, der über dem Eichen- und Olivenwalde aufwirbelte, bewies, daß die feindlichen Truppen, die man Tags vorher geschlagen, sich auf dem Rückzuge durch diesen Wald befanden; man konnte daher hoffen, sie einzuholen, bevor sie die verschanzte Stellung der englischen Armee erreicht haben würden. Marschall Victor, welcher großes Vertrauen auf seine alten Soldaten setzte, welcher überdies die englischen Soldaten noch nicht kannte und, Dank seiner hohen Stellung, viel auf sich nehmen zu können glaubte, beeilte sich die Alberche mit seinen drei Divisionen zu durchwaten. Er rückte vor, die Division Ruffin zur Rechten, die Division Villate im Centrum, die Division Lapisse zur Linken und Latour-Maubourg's Reiter zum Plänkern, und ließ dem König Joseph sagen, er möchte ihn durch das Corps des Generals Sebastiani und durch die Reserve unterstützen lassen. Mit der Oertlichkeit, die er oft durchstreift hatte, wohlvertraut, schmeichelte er sich, wenn ihn anders die Umstände begünstigten und wenn man ihn zur gehörigen Zeit unterstützte, die englische Position mittelst eines einfachen Handstreichs zu nehmen.

Die Truppen gingen in geschlossener Colonne und während ihnen das Wasser bis an die Hüften ging, durch die Alberche und drangen hitzig in den Wald ein. Die Division Lapisse, die sich zur Linken des Marschalls Victor befand, gerieth bei Casa de las Salinas mit der Brigade Mackenzie, welche die englische Arrieregarde bildete, ins Gefecht und wechselte bald Flintenschüsse mit derselben. Das 16. leichte Regiment drängte sich dicht an die Engländer und griff sie allerwärts, wo das Terrain es gestattete, lebhaft an. Bei einer für die Deployirung der Truppen günstigen Lichtung angelangt, befahl General Chaudron-Rousseau einen Bajonnetangriff. Die tapfern Soldaten vom 16. Regiment, die voller Begierde waren, zu beweisen, daß sie eine tüchtige und regulaire Armee nicht mehr als die kriegsungewohnten Truppen der Spanier fürchteten, warfen sich ungestüm auf die beiden englischen Regimenter (das 31. und das 87.), die ihnen entgegenstanden, durchbrachen sie und brachten ihnen einen ansehnlichen Verlust bei. Die Engländer zogen sich schleunigst auf das Hauptcorps ihrer Armee zurück, das, wie wir eben erwähnt haben, bei Talavera zwischen dem Tajo und den Bergen Position genommen. Marschall Victor wollte ihnen folgen; allein er mußte erst die Division Villate erwarten, welche so eben die Alberche passirte; ebenso mußte er auf die Cavallerie und Artillerie warten, welche ihren Uebergang noch nicht ausgeführt hatten; namentlich aber mußte man das Corps des Generals Sebastiani an sich gezogen haben, welches noch zurück war. Wenn man, anstatt eines persönlich muthvollen, aber unerfahrenen und auf den Rath eines alten Marschalls beschränkten Königs zur Leitung der Armee einen wirklichen Obergeneral gehabt hätte, der an der Spitze seiner Avantgarde selbst die Oertlichkeiten untersucht und seine Entschlüsse bei Zeiten gefaßt hätte, so würde man sich

beeilt haben, die Alberche in Masse zu überschreiten, und die Schlappe der Engländer, so wie die Verwirrung, in welcher sich die Spanier zurückzogen, benutzend, hätte man vielleicht die Position des Feindes genommen. Allein es folgte ein Jeder seiner eigenen Führung oder wartete auf ein Commando, welches zu spät und erst nach langen Berathungen erfolgte.

Dennoch muß man zugestehen, daß es etwas spät war, um den Tag mit einem so entscheidenden Akte zu krönen, denn der Marschall Victor traf erst in den Abendstunden der Position der Engländer gegenüber ein. Beim Austritt aus dem jenseits der Alberche befindlichen Eichen- und Olivenwalde rückte man auf eine Art von Plateau vor, von wo aus die Position der Engländer deutlich wahrgenommen werden konnte. (S. Karte No. 50.) Sie bestand, wie gesagt, aus einer Reihe von Hügeln, deren höchster sich zu unserer Rechten mit englischen Truppen und Geschütz bedeckt zeigte, während die anderen, die sich nach Talavera zu absenkten, zu unserer Linken gleichfalls mit Truppen und Geschütz bedeckt erschienen, welche der spanischen Armee angehörten. Im Centrum dieser Position befand sich eine starke Redoute, mit Kanonen reich gespickt und von den Truppen beider Nationen gemeinschaftlich besetzt. Noch weiter zu unserer Linken dehnten sich Eichen- und Olivenwäldchen, Verhaue und Einfriedigungen bis nach Talavera und an das Tajoufer aus und dienten als Stützpunkte für den Muth der spanischen Armee, der nur dann, wie wir bereits oft erwähnten, glänzend erschien, sobald er in der Beschaffenheit der Oertlichkeit eine Unterstützung fand. Es mochten hier etwa 25 bis 26,000 Engländer, 30 und einige Tausend Spanier und überdies die Division Wilson in Position stehen, welche letztere man zu unserer Rechten auf den Bergen unterschied und welche zur Hauptarmee zu stoßen suchte; es waren also 65 bis 66,000 Feinde mit 45,000 Soldaten zu schlagen, die wir herbeiführten, die jedoch vortrefflich waren und durch ihre Tüchtigkeit die schwächere Anzahl ausglichen. Die Hauptsache war, brav zu kämpfen und ihren eben so festen als ungestümen Muth nicht ungeschickt zu verwenden.

Abgesehen davon, daß die Position der Engländer und Spanier stark war, so entsprach sie auch noch ihrer Haupteigenschaft, welche darin bestand, in einem Defensivposten guten Widerstand zu leisten. Um sie anzugreifen, mußte man einen ziemlich tiefen Hohlweg durchschreiten, welcher sie vom Plateau trennte, auf welches wir beim Austritt aus dem Walde vorgerückt waren und hierauf mußte man eine Kette steiler Hügel unter dem feindlichen Feuer ersteigen. Es war indessen in Folge eines Umstandes im Terrain, dessen man sich mit großem Vortheil hätte bedienen können, möglich, diese Hügelkette auf unserer Rechten zu umgehen. Der Hügel, welcher den äußersten Punkt der Position der Engländer bildete, war nämlich durch ein breites Thal von der hohen Gebirgskette geschieden, welche das Thal des Tajo begrenzt; man konnte, wenn man in die Schlucht, von der wir eben gesprochen, hinabstieg, direct gegen den Feind marschiren, dann zur Rechten hinauf in das Thal einrücken und den Hügel umgehen, welcher den äußersten Punkt der englischen Position bildete und auf welchem die Division Hill gelagert war. Dorthin hätte man einen namhaften Theil der französischen Streitkräfte führen müssen, ohne daß die Engländer es gewahr wurden, um hierauf ihre Linie in der Fronte und im Rücken entschlossen anzugreifen. Durch das Zusammenwirken dieser Anordnungen begünstigt, hätte man sie, wie man sich bald überzeugen wird, aller Wahrscheinlichkeit nach genommen.

Der Marschall Victor, welcher im Rückzuge der feindlichen Truppen eine große Verwirrung bemerkt hatte, bildete sich ein, daß er durch einen ungestümen, in den letzten Abendstunden unternommenen Angriff den zu unserer Rechten befindlichen Hügel nehmen, daß nach Wegnahme dieses Punktes diese Position für die Engländer nicht mehr haltbar sein und daß ihm allein die Ehre einer gewonnenen Schlacht zu Theil werden würde. Dieser eigenmächtige Entschluß, die Folge eines außerordentlichen Eifers und einer glänzenden Tapferkeit, würde unter einem Obergeneral, der mit Kraft und Autorität commandirt hätte, sicherlich nicht gefaßt worden sein. Ohne dessen Wissen würde man nicht auf einen Flügel zu einer so vorgerückten Stunde des Tages eine große Schlacht begonnen haben, ohne daß er den Zeitpunkt dieser Schlacht, die Art und Weise, in der sie geliefert werden sollte, angeordnet und zumal ohne daß er entschieden hätte, ob sie nur geliefert werden sollte.

Der Marschall Victor, hingerissen von seinem Muth und ohne Kenntniß, mit was für Soldaten er zu thun hatte, warf zwischen 9 und 10 Uhr Abends die Division Ruffin auf den Hügel. Diese Division, eine der besten der großen Armee, bestand aus drei vollzähligen Regimentern, dem 9. leichten, dem 24. und dem 96. Linienregiment. Sie wurde durch zwei Offiziere von großem Verdienst geführt, dem Divisionsgeneral Ruffin und dem Brigadegeneral Barrois. Der Marschall Victor befahl dem 9. leichten Regiment den Haupthügel, der sich uns gegenüber erhob, anzugreifen, dem 24., zur Rechten des Thales, das uns von den Bergen schied, vorzurücken und ihn zu umgehen, und dem 96., sich nach links zu wenden, um das 9. direct zu unterstützen. Die Divisionen Villate und Lapisse behielt der Marschall in Reserve, um den Feind auf der Linken in Respect zu halten. Das auf dem Plateau aufgefahrene Geschütz hätte über die Schlucht hinwegfeuern und gegen die Engländer agiren können; allein man ließ es in Unthätigkeit, weil man in der Dunkelheit auf die Unsrigen zu schießen befürchtete.

Unsere Truppen rückten in der Dunkelheit entschlossen gegen das ihren Anstrengungen bezeichnete Ziel. Das 9. leichte Regiment, das sich zuerst in Marsch gesetzt hatte, stieg von dem Plateau in den Hohlweg hinab und griff den Hügel, um dessen Einnahme es sich handelte, in der Front an. Sobald

die Engländer diese Bewegung wahrnahmen, so eröffneten sie ein, wenn auch in der Finsterniß gerichtetes, aber mörderisches Feuer auf unsere braven Soldaten, ohne daß es ihnen jedoch gelang, sie aufzuhalten. Vielmehr überschritten die letzteren die Abhänge der Position, und während sie mit dem Bajonnet die erste ihnen entgegengestellte Linie zurücktrieben, gelangten sie unter beständigem Feuer bis zum Gipfel. Schon hatten einige Compagnieen des 9. leichten Regiments die Höhe des Hügels erreicht und daselbst sogar einige Engländer gefangen genommen, als der General Hill, welcher bemerkte, daß diese kühnen Angreifer weder zur Rechten noch zur Linken unterstützt wären, einen Theil seiner Truppen in ihre Flanke führte und ihrem glücklichen Erfolge Halt gebot. Das 9., an der Spitze und in der linken Flanke angegriffene Regiment wurde zum Rückzug genöthigt, wobei es eine gute Anzahl todter und verwundeter Soldaten auf dem Gipfel des Plateaus zurückließ. Dieser Unfall war durch das verspätete Eintreffen des 96. Regiments veranlaßt worden, welches in der Tiefe des Hohlwegs auf unvorhergesehene Hindernisse stieß und zu deren Bewältigung mehr Zeit gebrauchte, als man vorausgesetzt; und in gleicher Weise war daran das verspätete Eintreffen des 24. Regiments schuld, welches sich in dem Thale rechts, in das es einrückte, verirrte. Als diese beiden Regimenter auf dem Terrain des Gefechts anlangten, fanden sie das 9. leichte Regiment im Rückzug, jedoch keineswegs auf der Flucht, vielmehr eine unerschütterliche Festigkeit unter dem Feuer des Feindes behauptend. Es hatte bei diesem verunglückten Versuche 300 Mann verloren. Sein Obrist Meunier hatte drei Kugeln erhalten. Der Marschall Victor glaubte jetzt, dieses nächtliche Treffen nicht weiter führen zu dürfen und war der Meinung, daß er diesen Truppen ein wenig Ruhe gönnen müsse, da sie früh Morgens um 2 Uhr von Santa-Olalla abmarschirt und noch Abends um 10 Uhr bei Talavera im Gefecht waren. Man bivouakirte, wo man sich eben befand, nämlich auf dem Plateau, welches den Engländern gegenüber lag. Zur Linken verband die Cavallerie die Truppen des Marschalls Victor mit denen des Generals Sebastiani und der Reserve, welche endlich die Alberche überschritten und sich dem Centrum des Feindes gegenüber deployirt hatten. Milhaud's Dragoner beobachteten auf der äußersten Linken die Landstraße von Talavera. Auf dieser Seite befanden sich die Spanier, durch unsere Cavallerie lebhaft gedrängt, in einer außerordentlichen Verwirrung und setzten sich, so gut es eben ging, in ihrer Position fest. Aeußerst beunruhigt, glaubten sie sich, sobald sie das Gewehrfeuer der Division Ruffin vernahmen, angegriffen und begannen im Dunkeln zu schießen, ohne zu wissen, auf wen, noch warum. Am nächsten Tage behaupteten sie wirklich, daß sie während der Nacht einen heftigen Angriff zurückzuweisen gehabt hätten. Weniger verzeihlich war es, daß die auf derselben Seite stehenden Engländer diese Lüge wiederholten.

Am nächsten Morgen, den 28., einem in unseren spanischen Kriegen denkwürdigen Tage, wollte Marschall Victor, welcher die sehr unwichtige Schlappe des vergangenen Abends wieder auszugleichen gedachte, gleich mit Tagesanbruch ins Feld rücken, denn er zweifelte durchaus nicht, diesmal den Hügel zu nehmen, wenn der Angriff mit dem gehörigen Zusammenwirken ausgeführt würde. Während er das Terrain zu Pferde recognoscirte und die englische Armee auf der Reihe von Hügeln, deren bedeutendsten man angegriffen, aufgestellt, die spanische Armee aber hinter Einfriedigungen, Verhauen und Gehölzen gedeckt erblickte, überredete er sich von Neuem, daß durch Wegnahme desjenigen Hügels, welcher unserer Rechten gegenüber gelegen war, die combinirte Armee, gewissermaßen aus ihrer Position herausgerissen, auf Talavera zurückgeworfen und wahrscheinlich in den Tajo gestürzt werden würde. Er beschloß daher, auf der Stelle anzugreifen und zwar mit der letzten Kraft, indem er dem König Joseph sagen ließ, er möchte sofort die Truppen des Generals Sebastiani und die Reserve auf das Centrum des Feindes losgehen lassen, damit die Engländer sich nicht in Masse auf ihn werfen könnten, während er gegen den äußersten Punkt ihrer Linie beschäftigt wäre.

Indem er diesen kühnen Entschluß abermals eigenmächtig faßte, wollte er der Division Ruffin Gelegenheit geben, sich für die Erfolglosigkeit des vergangenen Abends zu entschädigen, und befahl ihr, sich mit ihren drei Regimentern auf einmal auf den in Rede stehenden Hügel zu stürzen. Die Division Villate stellte er rückwärts in Reserve auf und beauftragte die Division Lapisse mit den Dragonern Latour-Maubourg's auf der Linken eine Scheinbewegung gegen das Centrum der Feinde zu unternehmen. Allein eine Scheinbewegung genügte nicht, wenn man anders die Absicht hatte, sich in Masse auf die Division Ruffin zu stürzen.

Diese brave Division setzte sich in der That bei Tagesanbruch mit einer einzigen Veränderung in ihrer Marschordre, in Bewegung. Das schon beim ersten Versuche decimirte 9. Regiment sollte auf der Rechten vom Thale aus angreifen; das 24., welches noch nicht ins Gefecht gekommen war, sollte im Centrum und in der Front angreifen; das 96. endlich, wie am Abend zuvor, auf der Linken. Diese drei Regimenter stiegen in den Hohlweg hinab und durchschritten hierauf denselben unter dem Feuer der ganzen Division Hill mit einer Festigkeit, welche die Bewunderung der englischen Armee erregte. Sie erstiegen die ersten Abhänge und gelangten auf ein Terrain, welches gewissermaßen das erste Stockwerk dieses Hügels bildete, während sie dem Flinten- und Kartätschenfeuer eine unvergleichliche Kaltblütigkeit entgegensetzten. Allein Sir Arthur Wellesley, der seinen Platz mitten in seiner Armee genommen und sich als wahrer General bewährte, unterschied vollkommen, daß die zur Linken der Division Ruffin aufgestellte Division Lapisse noch nicht, und der Rest der französischen Armee noch weit weniger im Stande war, zum Angriff zu schreiten. Indem er sich nun möglichst beeilte, dirigirte er einen Theil seines Cen-

trums, das aus den Truppen des Generals Sherbrooke gebildet war, gegen die Division Ruffin. Diese letztere, die jetzt ebenso behandelt wurde, wie während der vorhergehenden Nacht das 9. Regiment, d. h. in die Flanke genommen, während sie in der Front ein fürchterliches Feuer erlitt, war gezwungen, zurückzuweichen. Sie wich langsam, benahm aber dabei den Engländern den Muth, sie zu verfolgen. Allein sie bezahlte ihren kühnen Angriff und ihren schönen Rückzug mit einem enormen Verluste. Ungefähr 500 Mann von jedem Regiment — was für die Division eine Gesammtzahl von 1500 Mann ausmachte — bedeckten die Abstufungen dieses verhängnißvollen Hügels, gegen welchen man zwei Angriffe hintereinander versucht und vergeblich mit seltenem Heldenmuthe ausgeführt hatte.

Der Marschall Victor, welcher seine eigene Person nicht geschont hatte, sah bald ein, daß man gegen solche Truppen eine Position nicht mit Ungestüm nehmen könne. Er ließ sich jedoch nicht entmuthigen und vertraute noch immer auf den Sieg, deshalb verschob er den entscheidenden Angriff auf den Augenblick, in welchem die gesammte französische Armee würde ins Treffen rücken können. Es war 10 Uhr Morgens. Joseph eilte zum ersten Corps, um hier endlich seine Oberbefehlshaberrolle zu spielen, und hielt mit dem Marschall Jourdan, dem Marschall Victor und dem General Sebastiani Rath über den zu ergreifenden Entschluß. Bevor man sich entschied, wie man angreifen würde, mußte man zuvor wissen, ob man überhaupt angreifen, d. h. ob man eine Schlacht liefern sollte. Das war die erste Frage, die gelöst werden mußte. Man war hinsichtlich dieses wesentlichen Punktes getheilter Meinung. Der Marschall Jourdan sprach sich mit seiner großen Erfahrung gegen die Idee, eine Schlacht zu liefern, aus. Er führte dafür vortreffliche Gründe an. Seiner Ansicht nach hatte man die Gelegenheit versäumt, die Position des Feindes, die er eben recognoscirt hatte, und deren starke und schwache Seiten er jetzt kannte, zu nehmen. Man hätte, während die Engländer den wirklichen Angriffspunkt noch nicht kannten, in der Nacht einen beträchtlichen Theil der französischen Armee in das Thal führen und den Rest in Linie erhalten sollen, um diese Bewegung zu maskiren; dann hätte man unvermuthet, mit Nachdruck und Alle auf einmal den Haupthügel angreifen müssen, bevor der Feind hinreichende Vertheidigungsmittel auf diesen Punkt hinzuführen vermochte und wenn der Hügel genommen war, mußte man die combinirte Armee auf Talavera und den Tajo zurückwerfen, wo man ihr eine wahre Niederlage beibringen konnte. Allein es war keine Zeit mehr, in solcher Weise zu operiren, weil Sir Arthur Wellesley durch zwei aufeinander folgende Angriffe auf den wirklichen Angriffspunkt aufmerksam gemacht, und weil es Tag geworden war, weil die geringste Bewegung wahrgenommen wurde und weil der feindliche General nicht verfehlen würde, ebenso viel Truppen auf seine Linke zu führen, als wir nach unserer Rechten bringen würden; wenn man übrigens diese Frontveränderung vornähme, so würde man im Fall einer Schlappe nur die unwegsamen Straßen zum Rückzuge haben, welche nach Avila führen, und wenn dieser Rückzug nothwendig würde, könnte er nur mit Aufopferung der Artillerie und des Kriegsgeräths ausgeführt werden. Bei einem solchen Zustand der Dinge, wo der Frontangriff zweifelhaft, der Flankenangriff zu spät und überdies für den Rückzug gefahrvoll wäre, müßte man temporisiren, sich hinter die Alberche zurückziehen, daselbst eine Defensivstellung wählen und warten, bis der Marschall Soult mit seinen drei vereinigten Corps im Rücken der englisch-spanischen Armee hervorbrechen würde.

Der Marschall Victor, voller Feuer und von dem Wunsche beseelt, sich für die beiden fruchtlosen Versuche des vergangenen Abends und Morgens zu entschädigen, dabei voll Vertrauen auf die Energie seiner Truppen, behauptete, daß seine Angriffe nur aus Mangel einer Unterstützung nach dem Centrum zu erfolglos geblieben wären; wenn das vierte Corps, das des Generals Sebastiani, mit der Reserve gegen das Centrum der englischen Armee vorrückte, so machte er sich anheischig, mit seinem Corps allein den Hügel zu nehmen, welcher der Schlüssel der Position war. Er wiederholte mehrmals, daß man auf das Kriegführen verzichten müsse, wenn man mit Truppen, wie die seinigen, die Position des Feindes nicht nehmen könne. Zwischen die kalte Umsicht des Marschalls Jourdan und den hinreißenden Ungestüm des Marschalls Victor gestellt, schwankte Joseph und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte, als ein Schreiben des Marschalls Soult eintraf und meldete, daß er trotz seines Versprechens nicht vor dem 3. August im Rücken der Engländer würde anlangen können. Gleichwohl war das Corps des Marschalls Mortier am 26. zu Salamanca, das Corps des Marschalls Soult war am nämlichen Tage halb zu Salamanca, halb zu Toro, und es scheint, daß ihn nichts hätte abhalten können, am 29. oder 30. mit 38 bis 40,000 Mann in Plasencia einzutreffen. Dem sei wie ihm wolle, es war der 28. Juli und man hätte sechs Tage auf das Erscheinen des Marschalls Soult warten müssen. Konnte man aber während dieser sechs Tage dem Sir Arthur Wellesley und dem Don Gregorio de la Cuesta auf der einen und dem General Venegas auf der andern Seite die Spitze bieten, während der letztere bereits Toledo und Aranjuez bedrohte? Diese Rücksichten und der Ungestüm des Marschalls Victor, eine Schlacht zu liefern ließen die Wagschale zu Gunsten der Annahme einer Schlacht sinken und so entschloß man sich zum sofortigen Angriff. Die Dispositionen wurden auf der Stelle getroffen. Man kam überein, daß der Angriff dieses Mal gleichzeitig von unserer Rechten und unserer Linken stattfinden und der Feind, allerwärts zur Vertheidigung gezwungen, nach keinem Punkte Verstärkungen abschicken könne. Marschall Victor sollte dabei in anderer Weise als am vorhergegangenen Abende und am Morgen verfahren. Anstatt den Hügel geradezu zu ersteigen, sollte er in das Thal, welches die Position des Feindes von den

Bergen trennte, die Division Ruffin einziehen lassen, sie dann durch den Grund dieses Thales führen, wo sich der Engländer Wilson zu zeigen begann und sie nicht eher den Hügel ersteigen lassen, bis sie ihn vollständig umgangen haben würde. Inzwischen sollte die Division Villate eine ihrer beiden Brigaden am Fuße des Hügels stehen lassen, um ihn zu bedrohen und die Engländer darauf zurückzuhalten, während die andere Brigade im Thale stehen bleiben sollte, um dort Ruffin gegen eine Cavalleriemasse, die man in der Ferne bemerkte, zu unterstützen. Was die Division Lapisse betraf, welche den linken Flügel Victor's bildete, so sollte sie, in Gemeinschaft mit dem Corps des Generals Sebastiani, das Centrum mit Kraft und Nachdruck angreifen, so daß die bedeutendsten Streitkräfte des Feindes dorthin gezogen würden. Sobald dieser Angriff im Centrum seinen Erfolg gehabt und die Division Ruffin im Thale zur Linken der Engländer das nöthige Terrain gewonnen haben würde, sollte der General Villate mit seinen beiden Brigaden den Hügel in der Front angreifen, wie solches schon die Division Ruffin versucht hatte. Man konnte darauf rechnen, daß, wenn man auf diese Weise verführe, der Angriff gelingen würde. Die Dragoner Latour-Maubourg's sollten sich nebst der leichten Cavallerie des Generals Merlin nach der Rechten wenden und der Division Ruffin in dem Thale folgen, wo sich, wie erwähnt, viel englische und spanische Cavallerie zeigte. Die Dragoner Milhaud's waren bestimmt, gegen die äußerste Linke zu agiren und die Spanier in der Richtung nach Talavera zu beschäftigen. Die rückwärts im Centrum aufgestellte Reserve Joseph's war beauftragt, denen Unterstützung zu bringen, welche derselben benöthigt wären. Die Artillerie des Marschalls Victor endlich, die auf dem Plateau den Engländern gegenüber aufgefahren war, sollte diese über den Hohlweg hinüber mit Kugeln überschütten. Wurden diese Dispositionen gut ausgeführt, so ließen sie auf einen glücklichen Ausgang der Schlacht hoffen.

Die Ordres des Generalstabs, die wegen der unbedeutenden Ausdehnung des Schlachtfeldes schnell überbracht und in Empfang genommen wurden, begannen doch erst gegen 2 Uhr Nachmittags ausgeführt zu werden, und zwar wegen der zahlreichen Truppenbewegungen, die bewerkstelligt werden mußten. Die Division Ruffin, die durch eine Waldlücke in das Thal hinabstieg, marschirte in geschlossener Colonne auf der Flanke der Engländer dasselbe wieder aufwärts, während die beiden Brigaden des Generals Villate, in den Hohlweg, der uns vom Feinde trennte, hinabgegangen, die eine gegen das Thal, die andere gegen den Hügel Front machend, bereit waren, zu Ruffin zu stoßen oder umzukehren, um die seit dem vergangenen Abend so hartnäckig streitig gemachte Position in der Front anzugreifen. Inzwischen überschüttete die von dem Obristen Aboville geführte Artillerie, die über den Hohlweg hinwegschoß, die Engländer mit ihrem Feuer. Die Division Lapisse endlich rüstete sich, sich auf das Centrum der Linie zu werfen, und das Corps des Generals Sebastiani setzte sich in Marsch, um die Redoute wegzunehmen, gegen welche sich die beiden combinirten Armeen vereinigten. Während jedoch diese Bewegung in gehöriger Uebereinstimmung ausgeführt wurde, brachte ein Unfall dabei einige Störung zuwege. Die deutsche Division Leval, die seit einigen Tagen vom Corps des Marschalls Victor zu dem des Generals Sebastiani versetzt war, hatte ihre Position zur Linken des Letztgenannten zuertheilt bekommen, um ihn gemeinschaftlich mit Milhaud's Dragonern zu flankiren, falls die Spanier von Talavera debouchiren wollten. Während sie Befehl hatte, sich mit General Sebastiani auf gleicher Höhe zu halten, aber durch die Oliven- und Eichengehölze, welche das Terrain bedeckten, ihren Posten nicht gut zu erkennen vermochte, befand sie sich plötzlich unter dem Feuer der Redoute des Centrums und wurde zur Rechten durch die Engländer, zur Linken durch die spanische Cavallerie angegriffen. Die in Carré formirten Deutschen empfingen diese Cavallerie mit einem aus der Nähe gegebenen Feuer und sprengten sie auseinander. Hierauf marschirten sie vorwärts. In ihrer offensiven Bewegung überflügelten sie ein englisches Regiment, welches sie auf der Rechten angriff, und nachdem sie es umzingelt, waren sie im Begriff, es gefangen zu nehmen, als der General Porbeck, der Commandant der badischen Truppen, durch eine Kugel getödtet wurde. Dieser Unfall raubte den Badenern ihren Führer und ließ den Engländern Zeit, wieder zu sich zu kommen, zurückzuweichen und sich zu retten. Als der Generalstab Joseph's dieses zu frühzeitige Treffen bemerkte, wollte er die Deutschen Halt machen lassen, denn er fürchtete, daß sie, wenn zu früh im Gefecht, später auf der Flanke der Division Sebastiani vermißt werden würden, weshalb er auch dem General Leval befahl, sich zurückzuziehen. Besser wäre es gewesen, diesen Angriff nachdrücklich fortzusetzen, indem man die Reserve für den Fall eines plötzlichen Erscheinens der Spanier in der Flanke des Generals Sebastiani verwendet hätte, als vor dem Feinde zurückzuweichen. Dem sei wie ihm wolle, man führte die Division Leval zurück; inmitten des Olivenwäldchens hatte man jedoch Mühe, das Geschütz zurückzuschaffen, dessen Pferde durch das Feuer der Redoute gefallen waren und so mußte man acht Stücke im Stiche lassen, deren sich der Feind nachmals als einer Trophäe bediente.

Nachdem man also diesen Unfall so viel als möglich ausgeglichen, rückten sowohl General Sebastiani als General Lapisse vorwärts. Letzterer führte zwei deployirte Regimenter, das 16. leichte und das 45. Linienregiment, und das 8. und 54. Linienregiment folgten ihm in geschlossener Colonne; er griff mit denselben die Höhen an, welche den Haupthügel flankirten und mit der Ebene von Talavera verbanden. Trotz des Feuers von Seiten der Engländer gewann er Terrain. General Sebastiani griff mit seiner aus vier Regimentern zusammengesetzten schönen Division zur Linken des Generals Lapisse an. Die Engländer warfen sich mit Wuth auf ihn. Seine vom General Rey befehligte und aus dem 28. und 32. Regimente

zusammengesetzte Brigade auf der Rechten bot den Engländern die Spitze und warf sie zurück, während die Brigade zur Linken, welche General Belair commandirte, gleichzeitig von den Engländern und Spaniern angegriffen wurde, aber sich nicht minder fest als die des Generals Rey bewies und wie diese einer Menge von Feinden Widerstand leistete. Das 75. und 58. Regiment hielt die Chargen der spanischen Cavallerie auf, während die Deutschen unter Leval von Neuem in mehrern Carrés vorrückten. Auf dieser Seite, wie auf Seiten der Division Lapisse gewann man langsam einiges Terrain. Während diese Ereignisse zur Linken und im Centrum stattfanden, brachte zur Rechten, dem berühmten Hügel gegenüber, die Artillerie, welche fortwährend über den Hohlweg hinüberfeuerte, eine mörderische Wirkung auf die Division Hill hervor; General Villate erwartete noch immer mitten im Hohlweg das Signal zum Angriff und die Division Ruffin marschirte im Thale zur Linken der Engländer. In diesem Augenblicke wollte die mit der englischen Cavallerie vereinigte portugiesische Cavallerie von Albuquerque der Division Ruffin den Weg durch das Thal versperren und sprengte im Galopp gegen dieselbe an. Diese Division, welche die Charge kommen sah, rückte zusammen, um letztere vorüber zu lassen und auf diese Weise empfing die mit verhängtem Zügel heransprengende englisch-portugiesische Cavallerie das Feuer der Divisionen Ruffin und Villate. Ein Theil kehrte um; allein das 13. englische Dragonerregiment, dessen Pferde durchgingen, konnte nicht zurückkehren. Die Brigade leichter Cavallerie des Generals Strolz manoeuvrirte geschickt, wartete, bis das Regiment vorüber war, verfolgte es hierauf und griff es in der Flanke und im Rücken an, während die polnischen Lanciers und die westphälischen Chevaurlegers es von vorn angriffen. Dieses unglückliche, von allen Seiten eingeschlossene Regiment, wurde gänzlich niedergesäbelt oder gefangen genommen.

So war der Stand der Dinge gegen unseren rechten Flügel zu, als im Centrum der General Lapisse, welcher seine Division in Person anführte und an der Spitze des 16. leichten Regiments bereits die vom Feinde eingenommenen Höhen erstiegen hatte, durch eine Kugel getödtet wurde. Dieser Todesfall brachte eine gewisse Erschütterung in seiner Division hervor, welche kurz darauf von den Truppen Sherbrooke's angegriffen und zurückgedrängt wurde. Marschall Victor, von diesem Unfall benachrichtigt, sprengte im Galopp herbei, sammelte unter dem feindlichen Feuer seine Truppen wieder und führte sie in Linie zurück. Allein der Feind, der ein besonderes Gewicht darauf legte, diesen ersten glücklichen Erfolg zu wahren, warf sich in Masse auf die Division Lapisse. In dem nämlichen Augenblicke ward das Corps des Generals Sebastiani, das durch die rückgängige Bewegung der Division Lapisse nicht mehr gedeckt war, auf seiner Rechten lebhaft angegriffen. Das 28. und 32. Regiment, die ihre gewohnte Tapferkeit bewährten, hielten standhaft unter dem Befehle des Generals Rey aus und traten nur so viel Terrain ab, als nöthig war, um sich mit den Truppen, die sich eben zurückgezogen, wieder in Linie zu stellen.

Dies war der Augenblick, um die Energie zu verdoppeln, die Reserve der Divisionen Lapisse und Sebastiani zum Beistand herbeizuziehen und endlich die beiden Brigaden des Generals Villate auf den Hügel zu werfen, welchen Ruffin so eben umgangen hatte. In der That berechtigte Alles zur Hoffnung auf den Sieg. Die Engländer, von unsern Batterien auf dem Plateau mit Kartätschen überschüttet, schienen zu wanken; ihre Artillerie war demontirt und ihr Feuer beinahe zum Schweigen gebracht. Ein jetzt unternommener gleichzeitiger und nachdrücklicher Angriff mußte ihre gewohnte Hartnäckigkeit besiegen. Allein Joseph, der, so sehr er sich auch von dem Feuer Victor's mit fortreißen ließ, gleichwohl den Einwendungen des Marschalls Jourdan sehr zugänglich war, wollte, da der Tag schon weit vorgerückt, der Sieg aber noch zweifelhaft blieb, das Treffen einstellen, mit dem Vorbehalt, es am nächsten Morgen wieder aufzunehmen. Dies war sicher nicht der rechte Zeitpunkt, sich entmuthigen zu lassen, denn man stand im Begriff, den Sieg davonzutragen. Da aber Joseph weder an das Schlachtfeld gewöhnt war, noch gehörige Beharrlichkeit besaß, so ließ er den Angriff contremandiren. Es war gegen 5 Uhr und im Monat Juli konnte man noch auf mehrere Tagesstunden rechnen, um die Schlacht zu beendigen. Sogleich eilte der Marschall Victor herbei und machte die Gewißheit eines glücklichen Erfolgs geltend, wenn Ruffin, der bis zur gehörigen Höhe im Thale vorgedrungen war, die Engländer im Rücken angriff, während Villate sie in der Front angreifen würde; er führte als Beleg dafür die sichtbare Erschütterung des Feindes an und hob alle Gründe hervor, die man hatte, um noch an diesem Tage zum Ziele zu gelangen, indem man Sir Arthur Wellesley eine der seinigen gleiche Ausdauer entgegensetzte. Durch diese Gründe bewogen, wollte sich Joseph schon der Meinung des Marschalls anschließen, als mehrere Offiziere herbeieilten und die Nachricht überbrachten, daß spanische Detaschements, welche an den Ufern des Tajo aufwärts zögen, die Alberche erreichen zu wollen schienen, während andere Offiziere, die in eiligster Hast von Toledo anlangten, ihm das beunruhigende Erscheinen Venegas' vor Aranjuez und Madrid meldeten. Der schwankende Charakter Joseph's widerstand der zweifachen Wirkung dieser Berichte nicht; er fürchtete, umgangen zu werden, und als ihn vollends der Marschall Jourdan, welcher gegen die Schlacht war, in seiner Besorgniß bestärkte, so ließ er dem Marschall Victor die Weisung zukommen, sich zurückzuziehen und dem General Sebastiani den Augenblick seines Rückzugs genau anzugeben, damit der letztere den seinigen zu gleicher Zeit bewerkstelligen möchte.

Der Marschall Victor wagte dieses Mal nicht, den Gehorsam zu verweigern, meldete dem General Sebastiani, daß er gegen Mitternacht den Rückzug antreten würde, wiederholte jedoch seine dringenden Bitten gegen Joseph, um zur Fortsetzung der Schlacht

am nächsten Morgen ermächtigt zu werden. Joseph brachte einen Theil der Nacht in qualvoller Unschlüssigkeit, umgeben von seinen Offizieren, zu, von denen die Einen der Ansicht waren, daß man auf der Rechten und auf der Linken überflügelt sei, während die Anderen im Gegentheil sich dahin äußerten, daß die Engländer in ihrer Position unbeweglich und außer Stande zu sein schienen, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun. Während er sich auf diese Weise zwischen der Furcht, bei Verlängerung des Kampfes überflügelt zu werden, und der Besorgniß befand, beim Kaiser der Schwäche angeklagt zu werden, falls er den Rückzug anordnete, vernahm er plötzlich, daß die Armee ihre Position verließ, und wurde auf diese Weise durch die Ereignisse, die er nicht mehr leitete, aus seiner Unentschiedenheit gerissen. In der That hatte General Sebastiani, nachdem er die Kunde erhalten, die ihm Victor aus Gehorsam mitgetheilt, daraus den Schluß gezogen, daß er sich zurückziehen müsse und so hatte er sich auch wirklich zurückgezogen. Als der Marschall Victor, der seinerseits gern die Position behaupten wollte, um den Kampf am nächsten Morgen wieder erneuern zu können, den General Sebastiani zurückweichen sah, so ging er endlich auch zurück und am 29. mit anbrechendem Morgen befand sich die ganze Armee in Bewegung, um sich über die Alberche zurückzuziehen. So übernahm der Zufall, der das Beginnen dieser Schlacht veranlaßt, auch die Beendigung derselben (78). Uebrigens ging unsere gesammte Armee über die Alberche zurück, ohne verfolgt zu werden; auch führte sie alle ihre Verwundeten, ihre ganze Bagage und ihre sämmtliche Artillerie mit sich fort, mit Ausnahme jener acht Geschützstücke von der Division Leval, die man in dem Olivenwäldchen hatte zurücklassen müssen. Die Engländer, ganz glücklich, uns los zu sein, würden sich wohl gehütet haben, uns zu verfolgen. Sie zählten unter den Todten und Verwundeten mehrere Generale und 7 bis 8000 Mann als kampfunfähig, darunter 5000 Engländer, die übrigen Spanier. Unsere Artillerie war es hauptsächlich, welche eine solche Verwüstung in ihren Reihen angerichtet hatte. Unsere Verluste waren nicht weniger gering: wir hatten gegen 6000 Verwundete und ungefähr 1000 Todte. Der General Lapisse, ein Offizier, dessen Verlust sehr zu beklagen war, befand sich unter den Todten. Mehrere Generale und Obersten waren ebenfalls todt oder verwundet. Diese unentschieden gebliebene Schlacht würde sicherlich gewonnen worden sein, wenn Marschall Victor sowohl am Vorabend als am Morgen, nicht zur Unzeit und auf einem einzigen Punkte angegriffen hätte; wenn man, als der partielle Angriff zu einem allgemeinen wurde, dem rechten Flügel Zeit gestattet hätte, dem linken Unterstützung zu bringen; wenn man sich nicht zu früh zurückgezogen und das Treffen nicht eben so beendigt wie begonnen hätte, nämlich durch Zufall; wenn endlich nicht Alles aus Mangel an Einverständniß und Willenskraft der Verwirrung preisgegeben wäre. Die Schlacht bei Talavera ist eine der wichtigsten im spanischen Kriege und nebenbei eine der lehrreichsten, denn sie bietet für sich allein ein vollkommenes Bild von dem dar, was sich in diesem Lande ereignete, wo man heldenmüthige Soldaten die Früchte ihres Heroismus aus Mangel an Oberleitung verlieren sah. Sicher würden der König Joseph und der Marschall Jourdan, wenn der eine nur seinem natürlichen Verstande, der andere nur seiner Erfahrung gefolgt wäre, weit besser verfahren sein, als es in der Wirklichkeit geschah, sobald sie nicht zwischen widerspenstige Generale einerseits und die allzu entfernte Autorität Napoleon's andrerseits, zwischen einen Ungehorsam, der alle ihre Pläne vereitelte, und einen Willen gestellt gewesen wären, der sie bei der Ferne, in welcher er sich von ihnen befand, nur lähmte, statt sie zu leiten. Talavera lieferte ein vollständiges Bild von diesem traurigen Zustande der Dinge.

Joseph, welcher sich gegen Madrid aus Besorgniß vor den Gefahren zurückgezogen, welche diese Hauptstadt bedrohten, ging wieder auf Santa-Olalla zurück, keineswegs, dies muß man zugestehen, mit der hastigen Eile eines Besiegten, was er auch nicht war, sondern im Gegentheil mit der Langsamkeit eines furchtbaren Feindes, welchen Berechnung, aber nicht die Niederlage zum Entfernen bestimmte. Seine Soldaten hatten den Stolz, der ihrer Tapferkeit zukam, und wünschten nur den Engländern von Neuem zu begegnen. Allein die Haltung dieser letztern bewies, daß man nicht verfolgt werden würde, und überdies erwartete man, sie baldigst in Folge des Eintreffens Soult's in ihrem Rücken in einer peinlichen Lage zu sehen. Dessenungeachtet ließ Joseph den Marschall Victor an der Alberche, um sie zu beobachten und an den Ereignissen den Antheil zu nehmen, der ihm beim Erscheinen des Marschalls Soult würde zufallen können. Um ferner den General Venegas aufzuhalten und Madrid zu decken, begab er sich auf Toledo und Aranjuez mit dem Corps Sebastiani und der Reserve, die trotz der erlittenen Verluste mehr als hinreichend waren, um der Armee der Mancha die Spitze zu bieten, welche ja General Sebastiani ganz allein aufs Haupt geschlagen hatte.

Obschon Sir Arthur Wellesley am Morgen nach der Schlacht bei Talavera noch die Brigade Crawford an sich gezogen hatte, was ihm eine Verstärkung von 3 bis 4000 Mann verschaffte, so war er doch so arg mitgenommen worden, daß es ihm rein unmöglich war, eine neue Schlacht zu liefern. Seine Kanonen waren größtentheils demontirt und seine Munition außerordentlich vermindert. Was seine Soldaten betraf, so war es für diese unbedingt nothwendig, sich von den heftigen Anstrengungen, die sie gehabt, zu erholen. Auch stand nicht zu befürchten, daß er ein Manoeuvre, welches Napoleon nachgeahmt war, erneuern würde, dessen Unterlassung ihm später vorgeworfen worden ist, nämlich sich auf den Marschall Soult zu werfen, nachdem er dem König Joseph die Spitze geboten, und sie so einen nach dem andern zu schlagen. In jedem Jahrhundert verwandelt man, wenn gewisse Verfahrensarten einen glück-

lichen Erfolg gehabt haben, dieselben in ein nothwendiges Vorbild, ein Vorbild, dem man alle Dinge nachformen will und nach welchem man alle Handlungen der gleichzeitig lebenden Menschen beurtheilt. Napoleon warf in der That nachmals dem Marschall Jourdan vor, den Marschall Soult, anstatt ihn über Villacastin auf Madrid zu führen, nach Plasencia dirigirt und auf diese Weise Sir Arthur Wellesley zwischen die beiden französischen Armeen gestellt zu haben, was ihm Gelegenheit zu einem schönen Triumphe geboten hätte; und alle Kritiker, die über Sir Arthur Wellesley geurtheilt, haben ihrerseits denselben getadelt, daß er sich diese glückliche Gelegenheit habe entgehen lassen. Allein keiner dieser Vorwürfe ist begründet. Um den Marschall Soult über Villacastin auf Madrid und von Madrid auf Talavera zu führen, hätte man acht bis zehn Tage mehr Zeit gebraucht und überdies war man durch die drei Armeen von Sir Arthur Wellesley, von Don Gregorio de la Cuesta und von Venegas so gedrängt, daß man sich nicht ohne Gefahr einer derartigen Verzögerung aussetzen konnte. Uebrigens war der Marschall Soult, indem er mit 50,000 Mann auf Plasencia vorrückte, stark genug, um, wenn er auch allein war, einen Zusammenstoß mit der englischen Armee nicht fürchten zu müssen. Sicher wäre es viel einfacher gewesen, das Corps des Marschalls Mortier über Avila auf Talavera zu dirigiren, vorausgesetzt, daß man später den Marschall Soult über Plasencia in den Rücken der geschlagenen Engländer führen konnte. Hier traten jedoch die Befehle von Schönbrunn dieser so natürlichen Verfahrungsweise entgegen, indem sie den Marschall Mortier unter die Befehle des Marschalls Soult stellten. Dem Marschall Jourdan war also nichts vorzuwerfen. Was Sir Arthur Wellesley betraf, so marschirten dessen Soldaten nicht wie des Generals Bonaparte in Italien und was hätte er wohl mit den 18,000 Engländern, die ihm nach der Schlacht bei Talavera blieben und welche durch das Eintreffen der Brigade Crawford vielleicht bis auf 22,000 Mann gebracht wurden, gegen die 50,000 des Marschalls Soult anfangen können? — Offenbar gar nichts, wenn man sich nicht einer Niederlage aussetzen wollte. Es ist ihm demnach nicht vorzuwerfen, daß er hier die Gelegenheit eines großen Sieges versäumt gehabt hätte.

Ueberdies hatte Sir Arthur Wellesley kaum vierundzwanzig Stunden Zeit, um sich von dieser wilden Schlacht zu erholen, als er durch die Landbewohner erfuhr, daß man diesseits und jenseits des Engpasses von Baños, auf der Straße, die von Castilien nach Estremadura führt, Lebensmittel sammele. Die eingezogenen Berichte meldeten nur von etwa 12,000 Mann, was nicht eben groß beunruhigen konnte. Er wollte ihnen daher sofort entgegenrücken, während er Don Gregorio de la Cuesta in seinem Rücken ließ, um den Marschall Victor zu beobachten. In Folge dessen dirigirte er sich auf Oropesa, die Straße von Plasencia, um die Franzosen zu empfangen, welche von dieser Seite heranrücken würden und die, nach seinen Muthmaßungen, nur das bereits in Portugal geschlagene Corps des Marschalls Soult sein konnten.

Endlich traf dieser Marschall ein, aber drei oder vier Tage nach dem Augenblicke, wo seine Anwesenheit ein unermeßliches Resultat zur Folge haben konnte. Am 26. hatte er das Corps des Marschalls Mortier in Salamanca zur Verfügung und das seinige selbst einen Marsch rückwärts. Wenn er am 26. oder 27. aufbrach, so hätte er innerhalb drei bis vier Tagen bis Plasencia vorrücken und sich am 30. oder 31. Juli im Rücken Sir Arthur Wellesley's befinden können. Wenn er diesen, durch eine Hauptschlacht erschöpften General überrumpelte, so mußte er ihn mit den 38,000 Mann, die er bei sich hatte, in Unordnung nach dem Tajo werfen und den halben Sieg bei Talavera theuer bezahlen lassen. Allein der Marschall Soult, welcher, bevor er alle seine Truppen vereinigt hatte, sich Nichts zu wagen getraute, beschloß den Marschall Ney zu erwarten, der sich zu gehorchen beeilte, jedoch allzuweit herkam, um sich zu dem angegebenen Zeitpunkte anschließen zu können. Auch wollte er sich mit einem Theile von Artillerie, der ihm noch mangelte, versehen, weshalb er mit seiner Avantgarde erst am 3. August in Plasencia zu sein vermochte, was auch unsere Behauptung bestätigt, daß die Vereinigung der drei Corps der Marschälle Ney, Mortier und Soult am Ende des Feldzugs ebenso großes Unheil verursachte, als ihre Trennung am Anfang desselben herbeigeführt hatte. Ohne diese Vereinigung würde Marschall Mortier, wie wir bereits mehrmals bemerkt haben, frei in seinen Bewegungen und in Villacastin zur Verfügung Joseph's zurückgelassen, diesem nach Talavera gefolgt sein und den Sieg entschieden haben. Ward die englische Armee an diesem Tage geschlagen so ist nicht abzusehen, wie sie den Tajo passiren oder Alcantara wieder hätte erreichen können, während sie von französischen Soldaten verfolgt wurde, die zwei Mal schneller als die Engländer marschirten.

Wie dem auch sei, Sir Arthur Wellesley, der zu Oropesa erfuhr, daß die vom Engpasse zu Baños abgeschickten Berichte unvollständig wären, denn es langten über diesen Engpaß 40 bis 50,000 statt der anfangs angemeldeten 12,000 an, Sir Arthur Wellesley glaubte keinen bessern Entschluß fassen zu können, als sich hinter der Linie des Tajo sicher zu stellen, was ihn, von dem Standpunkte des Siegers, der er sich zu sein rühmte, auf den des Besiegten versetzte, mit allen Consequenzen der vollständigsten Niederlage. Er durfte auch nicht einen Augenblick zwischen Victor, der wieder auf ihn zurückkommen konnte, und dem Corps Mortier, das, dem Marschall vorausmarschirend, in größter Eile vorwärts rückte, verlieren. Deshalb beschloß er, den Tajo auf der Brücke von Arzobispo zu überschreiten, die ihm am gelegensten war, obschon er, wenn er über diese Brücke ging, um wieder auf die Hauptstraße von Estremadura zu gelangen, auf fast unwegsamen Pfaden am linken Ufer des Flusses bei Almaraz hinabgehen mußte. Zum Glück für ihn hatte der Marschall

Victor, welchen Joseph zur Beobachtung der Engländer an der Alberche zurückgelassen, wegen der Streifschaaren Wilson's in dem Gebirge Argwohn geschöpft und sich, als er dieselben auf seiner Rechten gegen Madrid vorrücken sah, in der Richtung nach dieser Hauptstadt zurückgezogen. Wäre er an der Alberche gewesen, so würde die englisch-spanische Armee, beim Uebergang über den Fluß angegriffen, ungeheuern Schaden haben erleiden können. Sir Arthur Wellesley ging also über die Brücke von Arzobispo zurück und ließ in Talavera 4 bis 5000 Verwundete, die er der Humanität der französischen Generale empfahl, und vieles Kriegsgeräth, das er nicht mit fortbringen konnte. Es waren dies ebenso viel Gefangene, die er uns überlieferte und die uns alle Trophäen des Sieges verschafften, als wenn wir die Schlacht von Talavera gewonnen hätten. Sir Arthur Wellesley nahm jetzt Almaraz gegenüber, auf den Höhen, welche den Tajo beherrschten, Position und wartete, bis seine Artillerie die schauderhaften Straßen auf dem linken Flußufer von der Brücke bei Arzobispo bis zu der von Almaraz zurückgelegt hatte. Die Spanier de la Cuesta's wurden beauftragt, die Brücke von Arzobispo zu vertheidigen und sich dem Marsche der Franzosen zu widersetzen.

Der Marschall Mortier, der an der Spitze marschirte, befand sich, nachdem er aus dem Gebirge herausgerückt, am 6. und 7. August Arzobispo gegenüber, während ihm Marschall Soult, welcher das Centrum bildete, bald nachfolgte. Die Armee, die so spät eintraf, wollte natürlich ihre Anwesenheit glänzend bemerklich machen und konnte den Feind nicht entwischen lassen, ohne zu suchen, ihm einen großen Schaden zu verursachen. Man beschloß daher die Brücke von Arzobispo zu nehmen. Es war dies mehr eine kraftvolle Demonstration, als eine Operation von ernstlichen Folgen. Marschall Mortier wurde mit diesem kühnen Unternehmen beauftragt. Er führte es am 8. August aus. Die Spanier hatten die Brücke von Arzobispo mit Barrikaden verrammelt, Infanterie auf zwei inmitten der Brücke gelegene Thürme gelegt, am entgegengesetzten Ufer, rechts wie links starke Batterien aufgeführt und das Hauptcorps ihrer Armee auf den Höhen im Rücken aufgestellt. Durch derartige Hindernisse gedeckt, hielten sie sich für unbezwinglich. Marschall Mortier ließ ein wenig oberwärts eine Furth aufsuchen und entdeckte in der Entfernung von einigen hundert Klaftern eine solche, durch welche Cavallerie und Infanterie passiren konnten. Während die französische Artillerie die Brücke, so wie die links und rechts aufgeführten Batterien mit Kugeln überschüttete, gingen die Dragoner Caulaincourt, durch einen Schwarm Voltigeurs gedeckt und vom 34. und 40. Linienregiment begleitet, durch die Furth. Don Gregorio de la Cuesta wollte sie aufhalten, indem er ihnen seine in mehrere Carrés formirte Infanterie entgegenstellte. Die Dragoner warfen sich auf dieselbe und hieben auf sie ein. Allein bald hatten sie die gesammte, drei bis vier Mal zahlreichere spanische Cavallerie auf dem Halse und würden sich in einer wirklichen Gefahr befunden haben, wenn sie nicht mit viel Geschicklichkeit und großer Kaltblütigkeit manoeuvrirt hätten, wobei sie von der nachrückenden Infanterie unterstützt wurden. Glücklicherweise wurden während dieses so lebhaften Gefechts durch das erste Bataillon des 40. Regiments, welches trotz des feindlichen Feuers gegen die Brücke marschirte, die Barrikaden erstürmt und so ward der Uebergang für die Infanterie des Marschalls Mortier eröffnet. Diese Infanterie faßte jetzt die Batterien der Spanier im Rücken und nahm sie. Von diesem Augenblicke an konnten die Spanier sich nicht mehr halten und ergriffen die Flucht, wobei sie 30 Kanonen, eine große Anzahl Pferde und 800 Verwundete und Gefangene zurückließen. Diese kraftvolle Waffenthat zeigte, was die Corps der alten Armee und die Offiziere, welche sie anführten, zu leisten vermochten.

Im Besitz der Tajobrücke handelte es sich darum, zu wissen, ob die Franzosen die englisch-spanische Armee verfolgen sollten, die jetzt auf der Flucht begriffen war, während sie sich einige Tage früher siegreich genannt hatte. Sie hatten die Brücken von Arzobispo und Talavera zu ihrer Verfügung. Um jedoch die für das schwere Geschütz allein passirbare große Straße von Estremadura zu erreichen, mußte man bis zur Brücke von Almaraz hinabziehen, deren Hauptbogen abgebrochen war und die man für einen Augenblick durch nunmehr vernichtete Boote ersetzt hatte. Die Engländer hatten, um ihr Geschütz auf dem linken Ufer bis zur großen Straße von Estremadura, dem Uebergangspunkte von Almaraz gegenüber, hinüberzuschaffen, fünf Tage verloren, während sie gleichwohl die Hände aller Bauern, deren sie habhaft werden konnten, dazu verwendeten. Man mußte ihnen demnach fast ohne Artillerie folgen, um sie in unbezwinglichen Positionen zu bekämpfen, oder zu Almaraz eine Brücke schlagen, wozu jedoch das nothwendigste Material mangelte. Jetzt war kaum noch die gelegene Zeit, sie zu verfolgen, wofern man nicht etwa das Land vom Tajo bis zur Guadiana, von Almaraz bis Merida besetzen, oder auch sofort den Marsch nach Andalusien beginnen wollte. Allein die erste der genannten Operationen war von geringem Nutzen, da das Land zwischen dem Tajo bis zur Guadiana durch die Anwesenheit der kriegführenden Armeen während mehrerer Monate ruinirt worden war. Was die zweite anlangt, so war, um sie gegenwärtig vorzunehmen, die Witterung offenbar zu warm und die Lebensmittel waren augenblicklich zu selten. Es war besser, die Ernte, das Aufhören der großen Hitze, insbesondere aber die Instructionen Napoleon's abzuwarten, welche nach Vereitelung des diesjährigen Feldzugsplans unerläßlich wurden. Man blieb also nach der glänzenden Waffenthat, die wir so eben vollbracht hatten, an der Brücke von Arzobispo stehen. In Erwartung späterer Operationen vertheilte der Generalstab des Königs die Truppen des Marschalls Soult am Tajo und führte einen Theil derselben nach Alt-Castilien zurück. Das 5. Corps (das des Marschalls Mortier) wurde zu

Orospesa aufgestellt, um den Tajo von Almaraz bis Toledo zu überwachen. Das 2. (das des Marschalls Soult) wurde nach Plasencia verlegt, um die Ausgangspunkte von Portugal zu beobachten. Der Marschall Ney endlich, welchen man fortwährend vom Marschall Soult entfernt zu halten für sehr räthlich trachtete, wurde nach Salamanca zurückbeordert, um die Banden des Herzogs del Parque zu zerstreuen, welche Alt-Castilien überschwemmten. Der unerschrockene Marschall brach am 12. auf, durchschritt den Engpaß von Baños, indem er die Schaaren Wilson's bekämpfte und auseinandertrieb, und bewies durch die Ausführung dieses mühseligen Marsches in weniger als vier Tagen, daß man im Rücken der englischen Armee schneller hätte eintreffen können.

Unterdessen hatte sich Sir Arthur Wellesley nach Truxillo zurückgezogen, von wo aus er auf Badajoz zu marschiren beschloß. Auf etwa 20,000 Mann reducirt, genöthigt, seine Kranken und Verwundeten den Franzosen preiszugeben, mit den spanischen Generalen wegen der zu liefernden Lebensmittel, wegen der auszuführenden Operationen, kurz wegen aller Dinge in Zwist, hatte er keinen bessern Erfolg, als der General Moore bei seiner Expedition im Innern von Spanien. Er kehrte daher auch mehr als je überzeugt zurück, daß man sich auf die Vertheidigung Portugals beschränken und nur in Spanien bei dringenden Fällen und bei fast gänzlicher Gewißheit eines glücklichen Erfolges eindringen müsse. Uebrigens klang nichts trauriger, als die Briefe, die er an seine Regierung absendete, die wir am Ende des Bandes nebst den auf die Schlacht bei Talavera bezüglichen Aktenstücken mittheilen werden.

Bei seiner Trennung von den spanischen Generalen hatte er ihnen dringend gerathen, sich nicht darauf einzulassen, eine Schlacht zu liefern, sich vielmehr darauf zu beschränken, das Gebirgsland von Estremadura zwischen dem Tajo und dem Guadiana zu vertheidigen, eine Schranke, hinter welcher sie sich von Neuem organisiren und selbst die Mitwirkung der britischen Armee erlangen konnten, wenn sie verdienten, daß diese Mitwirkung ihnen fernerhin zu Theil würde. Allein sie waren nur wenig fähig, solche weisen Rathschläge zu würdigen und zu befolgen.

Der erste von ihnen, welcher davon Gebrauch hätte machen sollen, war Venegas, der sich nach Madrid gewendet hatte, während Sir Arthur Wellesley und de la Cuesta sich in Talavera vereinigten und gegen welchen Joseph und General Sebastiani, die nach Toledo hinaufrückten, in diesem Augenblicke marschirten. Nachdem er einige Abtheilungen über den Tajo vorgeschoben, zog er sich schleunigst diesseits desselben wieder zurück, sobald er Kunde von der Rückkehr der französischen Armee erhalten, und blieb zu Almonacid, Toledo gegenüber, in einer starken Position stehen, wo er im Stande zu sein glaubte, mit 30,000 Mann den Streitkräften die Stirn zu bieten, welche Joseph gegen ihn abschicken konnte. Sicher hätte er besser gethan, den Rathschlägen Sir Arthur Wellesley's zu folgen; er berücksichtigte dieselben jedoch nicht und beschloß, die Franzosen auf den Höhen von Almonacid zu erwarten.

Seinen linken Flügel hatte er auf einem hohen Hügel, sein Centrum auf einem Plateau und seinen rechten Flügel auf den schroffen Höhen von Almonacid aufgestellt, welche letzteren selbst von einer anderen noch steileren Position beherrscht wurden, über welcher man ein altes maurisches Schloß gewahrte. Der General Sebastiani, welcher dem König Joseph vorausging, war über die Brücke von Toledo Venegas entgegengerückt und vor ihm am 10. August Abends eingetroffen, Nach den Verlusten bei Talavera zählte er höchstens noch 15,000 Mann. Der König führte ihm 5000 zu. Am Morgen des 11. ließ er durch die Division Leval den linken Flügel Venegas' angreifen. Die Polen erstiegen zuerst den von den Spaniern besetzten Hügel. Venegas warf ihnen einen Theil seiner Reserve entgegen. Aber die zur Unterstützung der Polen heranrückenden Deutschen widerstanden dem Anlauf und nahmen die Position des linken Flügels der Spanier, während die vier französischen Regimenter von der Division Sebastiani, das 28., 32., 58. und 75., von der zur Division Dessoles gehörigen Brigade Godinot begleitet, das Centrum und die Rechte der Spanier überflügelten. Alles wurde genommen und die Spanier sahen sich gezwungen, sich gegen das Schloß von Almonacid zurückzuziehen. Man hätte diese Position umgehen können. Allein die alten Regimenter Sebastiani und Dessoles wollten nicht, daß man ihnen die Schwierigkeiten ersparte. Sie erstiegen unter dem feindlichen Feuer fast unzugängliche Positionen und schlugen, was noch von Feinden übrig war, vollends in die Flucht. Man tödtete oder verwundete den Spaniern 3 bis 4000 Mann. Eine fast gleiche Anzahl ward gefangen genommen und außerdem 16 Stück Geschütze erobert. In Folge dieses gegen die Positionen gerichteten Angriffs verloren die Franzosen mehr Leute als gewöhnlich. Sie hatten über 300 Todte und gegen 2000 Verwundete.

Da sich die englische Armee auf dem Rückzuge nach Badajoz befand, die Armee de la Cuesta's genöthigt wurde, ihr zu folgen und die von Venegas völlig auseinander gesprengt war, so blieb Joseph nichts weiter zu thun übrig, als nach Madrid zurückzukehren. Er zog daselbst ein, nachdem er den Marschall Victor nach der Mancha entsendet und den General Sebastiani zu Aranjuez zurückgelassen hatte. In den Augen der Spanier erschien er als Sieger, denn Gregorio de la Cuesta, Venegas und Sir Arthur Wellesley (Letzterer mit mehr Zurückhaltung, wie es seinen großen Verdiensten angemessen war) hatten ihren baldigen Siegeseinzug in Madrid und die Befreiung Spaniens angekündigt. Weit entfernt, diese prunkhaften Verheißungen erfüllen zu können, zogen sich jetzt die Einen wie die Anderen nach der Guadiana zurück, die Engländer entmuthigt, die Spanier nicht entmuthigt, aber auseinander gesprengt. Joseph konnte sich demnach seiner Hauptstadt mit

allem Anschein des Sieges zeigen. Nur die guten Beurtheiler, diejenigen, welche die in Spanien aufgehäuften Mittel und die auf diesen Feldzug gesetzten Hoffnungen kannten, vermochten, durch Vergleichung der gehofften mit den erreichten Resultaten die Operationen dieses Jahres zu würdigen. Mit 300,000 alten Soldaten, den besten, die Frankreich jemals besessen, und welche 200,000 im Feuer anwesende Streiter stellten, hatte man sich versprochen, im Juli zu Lissabon, Sevilla, Cadiz und Valencia zu sein; und gleichwohl war man nicht zu Lissabon, nicht einmal zu Oporto, sondern nur zu Astorga; nicht zu Cadiz, nicht zu Sevilla, sondern zu Madrid; nicht zu Valencia, sondern zu Saragossa! Die Hartnäckigkeit der Spanier, ihre wilde und patriotische Wuth, ihr Dünkel, der sie vor Entmuthigung bewahrte, die wirksame Theilnahme der Engländer, die Entzweiung unter unseren Generalen, die Entfernung Napoleon's, seine Leitung, welche von zu großer Ferne aus stattfand und den einfachen, richtigen Verstand Jourdan's und Joseph's abhielt, die vom Glücke dargebotenen Gelegenheiten zu erfassen — das waren die allgemeinen Ursachen des gewaltigen Unterschiedes zwischen dem, was man gehofft, und dem, was man erreicht hatte. Blickt man von den allgemeinen Ursachen auf die besonderen, so muß man hinzusetzen: wenn man den Marschall Soult, statt ihn mit seinem Corps ganz allein nach Portugal gehen zu lassen, mit dem Marschall Mortier abgesendet hätte; wenn der Marschall Soult, dennoch entschlossen, diese Expedition mit unzureichenden Mitteln zu wagen, La Romana nicht in seinem Rücken gelassen hätte, ohne ihn zu vernichten; wenn er nach seiner Ankunft zu Oporto seine Zeit nicht verloren, wenn er sich nicht hätte überrumpeln lassen oder einen besseren Rückzug angetreten hätte; wenn er nach seiner Rückkehr nach Galicien den Marschall Ney kräftiger unterstützt hätte; wenn er, nachdem er eine im März wünschenswerthe, im Juni zu beklagende Vereinigung der Truppen erlangt, diese Truppen nicht unnützer Weise in Salamanca zurückgehalten hätte; wenn sich Joseph, welcher damals das Corps Mortier an sich ziehen konnte, zu Talavera mit Streitkräften gezeigt hätte, gegen welche kein Widerstand möglich war; wenn er, da er diese Streitkräfte nicht besaß, temporisirt und den Marschall Soult erwartet, oder, da er ihn nicht erwartete, zu Talavera mit mehr Einklang und Standhaftigkeit angegriffen hätte, und wenn der Marschall Soult, wenn sich keiner dieser Umstände verwirklichte, schneller auf Plasencia losgerückt wäre, so wären die Engländer siegreich aus Spanien herausgetrieben und für ihre Intervention in der Halbinsel grausam gestraft worden. Einer oder zwei dieser Fehler weniger — und das Schicksal des Krieges hätte sich anders gestaltet!

Als Napoleon, der sich zu Schönbrunn mit Unterhandlungen und mit Ausrüstungen seiner deutschen Armeen für den Fall einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten beschäftigte, von den Ereignissen auf der Halbinsel Kunde erhielt, wurde er davon tief erschüttert; denn um vortheilhaft zu unterhandeln und nicht zur Aufnahme eines neuen Kampfes gezwungen zu sein, war es nothwendig, daß Alles allerorten gut von Statten ging und daß Oesterreich in den anderwärts stattfindenden Ereignissen keinen Anlaß zu neuer Hoffnung finden konnte. Während er sich in den begangenen Fehlern durchaus keinen Antheil zuerkannte, und während er bei all seiner Größe doch immer Mensch blieb, nur die Fehler Anderer, nicht aber seine eigenen sehen wollte, urtheilte er über alle Welt mit Strenge. Er bedauerte lebhaft, die Frage zwischen den Marschällen Ney, Mortier und Soult durch die Vereinigung der drei Corps in der Hand des letztern so schnell entschieden zu haben; er tadelte den Marschall Soult, nach Portugal marschirt zu sein, ohne La Romana vernichtet zu haben, in Oporto keinen Entschluß gefaßt, seine Communicationen mit Zamora nicht wieder eröffnet und einen traurigen Rückzug ausgeführt zu haben. Einen seltsamen Argwohn faßte er über die Ereignisse zu Oporto, ja einen Augenblick empfand er einen solchen Unwillen, daß er daran dachte, den Marschall vor Gericht zu stellen. Er hatte jedoch bereits den Prozeß des Generals Dupont, welcher zu ernstlichen Schwierigkeiten Veranlassung gegeben; er hatte mit halber Strenge gegen den Fürsten von Ponte-Corvo verfahren müssen und allzugroße Strenge auf einmal rief den doppelten Nachtheil hervor, daß man sich gegen Waffengefährten streng zeigte, die jeden Tag ihr Leben für ihn einsetzen mußten und daß man überhaupt die Nothwendigkeit der Strenge offenbarte. Wie viele Uebelstände mußten in der That nicht ans Tageslicht kommen, sobald er einen Eclat daraus entstehen ließ. Unter seinen Unterfeldherren begannen einige, sich vor der Unermeßlichkeit der Gefahren schwach zu fühlen; andere gaben sich der Insubordination hin; noch andere wurden ihrerseits ehrgeizig und träumten schon von dem Schicksale seiner Brüder! Gleichwohl faßte Napoleon keinen Entschluß; er ließ die vornehmsten Offiziere, die zu Oporto aufgetreten waren, zu sich rufen und befahl mit äußerster Strenge gegen den Hauptmann Argenton und die Mitschuldigen, die er vielleicht haben konnte, zu verfahren. Er ermächtigte den Marschall Ney, nach Frankreich zurückzukehren, um ihn aus der falschen Stellung zu ziehen, in der man ihn gelassen; gegen den Marschall Soult beobachtete man ein Stillschweigen, indem er ihn mehrere Monate hindurch in der peinlichsten Verlegenheit ließ. Endlich schonte er auch Joseph nicht, und noch weniger dessen Generalstabschef Jourdan, gegen welchen er, wie gewöhnlich, ungerecht war. Er tadelte sie Beide bitter, daß sie den Marschall Soult über Plasencia und nicht über Avila hatten vorrücken lassen, ein Vorwurf, den sie, wie wir oben gezeigt haben, nicht verdienten. Mit größerem Grunde tadelte er sie, zur Lieferung der Schlacht nicht die Ankunft des Marschalls Soult abgewartet, dann die Schlacht selbst nicht mit dem nöthigen Zusammenwirken geliefert und nicht energischer in dem Angriff auf die feindlichen Positionen verharrt zu haben; mit einem Worte: während man mit Victor, Sebastiani, Soult,

Mortier und Ney nahe an 100,000 Mann beisammen hatte, sich mit 45,000 Mann 66,000 gegenüber befunden zu haben! Diese Vorwürfe waren ganz richtig, nur waren die aus Schönbrunn ohne Kenntniß der Umstände anbefohlenen Dispositionen zum Theil an diesen Fehlern schuld. Sein Tadel, wenn auch voll von jenem treffenden und überlegenen Scharfblick, den nur er besaß, machte inzwischen nichts wieder gut und hatte nur den traurigen Vortheil, seiner Mißstimmung Luft zu machen, während er seinen Bruder aufs Aeußerste betrübte. Hauptsächlich äußerte er darüber seinen heftigen Unwillen, daß man ihn in Unkenntniß über den Artillerieverlust der Division Leval gelassen hatte und fügte in dieser Beziehung mit Recht hinzu, daß er, sobald er im Stande sein würde, sich auch nur eine kurze Zeit in Spanien aufhalten zu können, bald damit zum Ziele kommen würde. Er befahl, das Ende der heißen Jahreszeit abzuwarten, um die Operationen wieder aufzunehmen; namentlich aber sollte man den Schluß der Unterhandlungen zu Altenburg abwarten, weil er sich vorgenommen hatte, nach Unterzeichnung des Friedens die Streitkräfte nach der Halbinsel zurückzusenden, die er in diesem Augenblicke gegen Oesterreich heranzog. Während er überdies an Joseph schrieb, daß Talavera eine verlorene Schlacht wäre, sagte er zu Altenburg, sie wäre eine gewonnene Schlacht (zwei gleich falsche Behauptungen), und ließ bis in kleine Einzelheiten den erbärmlichen Zustand schildern, in welchem sich die englische Armee nach Portugal zurückzog; denn die Ereignisse interessirten ihn nur nach dem jedesmaligen Einflusse, den sie auf die mit Oesterreich angeknüpften Unterhandlungen äußern konnten.

Er befand sich aber noch nicht am Ende der Schwierigkeiten, die ihm die Engländer bereiteten, sowohl um dadurch Oesterreich zu Hülfe zu kommen, welches sie von Neuem in Verlegenheit gebracht, als auch um ihren Ehrgeiz zur See dadurch zu befriedigen. Sie hatten seit Eröffnung des Feldzugs nicht aufgehört, dem wiener Hofe eine große Expedition nach den Küsten des Continents zu verheißen, und unter den Küsten des Continents verstanden sie die nördlichen Küsten; denn jede Expedition nach Spanien war, wie nutzenbringend auch immer für die maritime Politik von Großbritannien, in diesem Augenblicke doch für Oesterreich beinahe ganz gleichgültig. Eine englische Armee mehr oder weniger in Spanien vermochte auch nicht ein einziges französisches Regiment dorthin zu ziehen oder von dort abzuberufen. Anders verhielt es sich jedoch mit einem Unternehmen gegen die Küsten Frankreichs, Hollands oder Deutschlands: gegen die Küsten Frankreichs oder Hollands ausgeführt, mußte dasselbe dorthin die nach Oesterreich bestimmten Verstärkungen hinziehen; an den deutschen Küsten konnte es dagegen eine Explosion veranlassen. Deshalb hatte man auch seit Eröffnung der Unterhandlungen nicht aufgehört, die Engländer an die Erfüllung ihres Versprechens zu mahnen. Wenn es sich übrigens um Zerstörung von Häfen, um Verbrennung von Werften, kurz um Verwüstung von Seeplätzen handelte, so konnte man auf ihren Eifer zählen, und fand ja eine Verzögerung statt, so mußte man diese nur der Natur der Dinge oder der Ungeschicklichkeit ihrer Regierung zur Last legen, welche, so haßerfüllt und mächtig sie auch sein mochte, doch nicht mit dem Genie geleitet wurde, welches damals die Operationen der französischen Regierung ordnete. Sie hatten Nelson und Pitt verloren; es blieb ihnen in der That nur noch der, dem Einen wie dem Andern überlegene Sir Arthur Wellesley. Allein dieser befand sich auf einen engen Schauplatz beschränkt und die dermalige Verwaltung war nichts weniger als geschickt.

Abgesehen von ihren Anstrengungen, die Spanier von den Franzosen zu befreien, bestand der Plan der Engländer darin, die unermeßlichen Seerüstungen Napoleon's auf dem ganzen Gestade des Kaiserreichs zu zerstören. Wir haben früher gesehen, daß Napoleon, der mit seinen Flotten das Meer nicht gegen die britische Marine behaupten konnte, dennoch nicht darauf verzichtet hatte, die Engländer auf ihrem Elemente zu bekämpfen, sondern vielmehr umfassende Plane zur Ausführung dieses Zweckes entworfen hatte. Ueberall, wo er herrschte, überall, wo er einigen Einfluß übte, hatte er unzählige Schiffsbauten vorbereitet und, so weit ers vermocht, mit diesen Bauten im Verhältnisse stehende Seemannschaften anwerben lassen, wobei er sich vorbehielt, sobald seine Armeen disponibel sein würden, in der Nähe seiner Schiffe Lager zu errichten, um unvermuthet bald von dem, bald von jenem Punkte große Expeditionen nach Indien, nach den Antillen, nach Aegypten und vielleicht nach Irland abgehen zu lassen. In Venedig, Spezzia, Toulon, Rochefort, Lorient, Brest, Cherbourg und Boulogne, wo die müßige Flotille zu verfaulen begann, namentlich aber in Antwerpen, einer Schöpfung, mit welcher sich Napoleon mit Vorliebe beschäftigte, nahmen Rüstungen aller Art die Aufmerksamkeit der Engländer in Anspruch, beunruhigten letztere über die Maaßen (wodurch die Pläne Napoleon's gerechtfertigt wurden) und flößten ihnen das heiße Verlangen ein, Gefahren von sich zu entfernen, die um so beunruhigender waren, je weniger man von ihnen Kenntniß hatte.

Zwei Punkte hatte während des Jahres, dessen Geschichte wir hier erzählen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nämlich Rochefort und Antwerpen. Zu Rochefort war, wie es Napoleon anbefohlen, eine Vereinigung von Geschwadern bewerkstelligt worden, welche auf der Rhede der Insel Air vor Anker lagen. Zu Antwerpen war eine ganz bedeutende Anstalt im Entstehen, welche, durch ihre Lage, der Themse gegenüber, in London ernstliche Besorgnisse erweckte. Die Hülfe, welche die Engländer den Oesterreichern bringen wollten, diese sehr eigennützige Hülfe bestand darin, Rochefort und Antwerpen zu zerstören, was es ihnen auch immer für Anstrengungen kosten mochte. Wegen der überaus großen Leichtigkeit, mit welcher man gegen Rochefort verfahren konnte, wo man nur eine Flotte in Brand zu stecken brauchte, waren sie hier frühzeitig bei der

Hand gewesen. Die längeren, umfangreicheren und kostspieligeren Rüstungen gegen Antwerpen waren noch weiter nichts, als eine unausgeführte Drohung, während man zu Wagram und Talavera bereits kämpfte.

Die gegen Rochefort gerichtete Expedition war seit dem Monat April zum Absegeln bereit. Zu Rochefort befanden sich in diesem Augenblicke zwei schöne Seedivisionen unter dem Befehle des Vice-Admirals Allemand vereinigt. Sie befanden sich daselbst in Folge einer Combination Napoleon's, welche sehr genial, aber auch mit großen Gefahren verknüpft war, wie alle Pläne, zu denen er auf der See seine Zuflucht nehmen mußte. Nach seinen Befehlen sollte der Contre-Admiral Willaumez mit einer Division von sechs Linienschiffen und mehrern Fregatten von Brest auslaufen, unterwegs die Division von Lorient, ferner die von Rochefort an sich ziehen, sich dann nach den Antillen begeben, dorthin Unterstützung an Lebensmitteln, Munition und Mannschaft bringen, hierauf nach Europa zurückkehren, durch die Meerenge von Gibraltar segeln und vor Toulon Anker werfen, wo sich nach und nach eine große Seemacht bildete, entweder um Sicilien mit Neapel zu vereinigen oder um Barcellona zu verproviantiren, oder endlich um Aegypten zu bedrohen, auf dessen einstige Wiedereroberung Napoleon noch nicht verzichtet hatte. Willaumez war in der That im Monat Februar abgegangen, hatte die Division von Lorient, aus Furcht, sich damit zu lange aufzuhalten, nicht an sich gezogen und auch die von Rochefort nicht bereit gefunden, bei seinem Erscheinen unter Segel zu gehen, was ihn gezwungen hatte, bei Rochefort selbst Halt zu machen. Diese Vereinigung hatte die in diesem Hafen vor Anker liegende Seemacht auf elf Linienschiffe und vier Fregatten gebracht. Der tapfere Vice-Admiral Allemand, der im Jahre 1808 die Meerenge von Gibraltar so glücklich durchsegelt hatte, um Ganteaume an sich zu ziehen, und der nachmals mit ihm die Expedition von Korfu ausgeführt hatte, Allemand war zum Commandanten des Geschwaders von Rochefort ernannt worden. Seine Instructionen schrieben ihm vor, bei der ersten Gelegenheit in See zu stechen. Es war eine schöne Flotte, über welche er verfügte, obwohl dieselbe hinsichtlich des Personals viel zu wünschen übrig ließ, wie es stets geschieht, wenn eine Marine gezwungen ist, sich auf den Rheden zu formiren. Die Engländer hatten den Plan gefaßt, die Flotte von Rochefort mit den furchtbarsten Mitteln, die sich denken ließen, zu zerstören, mochten sie auch darüber hinausgehen, was der Krieg an Grausamkeiten und Barbareien gestattet.

Sie wagten es nicht, die Charente hinaufzufahren und sich vor Rochefort selbst zu zeigen. Ein Unternehmen der Art wollten sie anderwärts versuchen, denn dasselbe erforderte eine Armee und sie hatten nicht zwei Armeen zu ihrer Verfügung. Zu Rochefort wollten sie jedoch die vor Anker liegende französische Flotte vernichten. Der Admiral Gambier wurde zu diesem Zwecke mit dreizehn Linienschiffen, einer großen Anzahl Fregatten, Corvetten, Briggs und Bombenschiffen vor die Insel Air gesendet; er ging kühn auf der „Rhede der Basken" vor Anker und benutzte dabei den Umstand, daß diese so wichtige Umgegend damals noch nicht hinlänglich vertheidigt war. Das Fort Bayard existirte damals nur im Entwurfe. Die Engländer beschlossen, eine ansehnliche Menge von Fahrzeugen zu Brandern umzugestalten und dieselben, was es ihnen auch kosten möge, der Möglichkeit, das französische Geschwader in Brand zu stecken, zu opfern. Wenn man dieses Mittel anwenden will, dessen Rechtmäßigkeit im Kriege bestritten wird, weil es grausam ist (ebenso wie das Bombardement von Plätzen, wenn es nicht unbedingt unerläßlich ist), wenn man, sagen wir, dieses Mittel anwenden will, so bedient man sich gewöhnlich alter Fahrzeuge, die man mit künstlichen Zündstoffen, zuweilen selbst mit Explosionsmaschinen beladet. Nachdem man sie auf diese Weise zu Vulkanen umgestaltet hat, die zum Ausbruch bereit sind, führt man sie vor eine Flotte, wählt dann den Augenblick, wo Wind und Strömung sie gegen das Ziel treiben und überläßt sie dann sich selbst, nachdem man sie in Brand gesteckt und die Mannschaft erst dann davon zurückgezogen hat, wenn man durch die drohende Gefahr genöthigt wird, dieselbe in Schaluppen zu retten. Ein einziger Brander genügt oft, um unermeßliche Verheerungen anzurichten. Dieses Mittel ist vorzüglich dann gefährlich, wenn das Geschwader, welches man angreift, zahlreich ist und nahe bei einander liegt; denn die Brander richten, wohin sie auch gerathen, Unheil an. Die Gefahr wächst natürlich mit der Menge der Brander. Die Engländer hatten die Idee, die Zahl derselben auf 30 zu bringen, was noch niemals dagewesen und überhaupt nur einer außerordentlich mächtigen Marine möglich war, deren altes Material ansehnliche Hülfsmittel darbot, die geopfert werden konnten. Dreißig Schiffe dem Untergange zu weihen, um vielleicht drei oder vier feindliche zu zerstören, das hieß mit einer Wuth verfahren, welche das Uebel nicht berechnet, das sie selbst erleidet, wenn sie nur dem Feinde welches zubereitet. Man hatte die Zerstörungswuth so weit getrieben, daß man unter jene Branderschiffe auch Fregatten und selbst Linienschiffe stellte, damit die Kraft des Anpralls gegen die Hindernisse, welche die Franzosen ihnen entgegen setzen konnten, um so stärker würde. Die Engländer blieben ungefähr drei Wochen vor Anker, um diese in den Annalen der Marine beispiellose Expedition vorzubereiten, indem sie auf die zum Untergang bestimmten Fahrzeuge die nach und nach eintreffenden Materialien vertheilten, durch welche erstere so furchtbar werden sollten.

Als sie der Vice-Admiral Allemand so lange Zeit auf der Rhede der Basken vor Anker liegen sah, konnte er nicht zweifeln, daß ein Brandstiftungsplan gegen den Hafen von Rochefort und gegen die Flotte beabsichtigt wurde. Er stellte daher seine elf Linienschiffe und vier Fregatten in zwei Querlinien auf, die einander sehr genähert und rechts durch das Feuer der Insel Air, links durch das Feuer vom untern

Ufer des Flusses gestützt waren. Ihre Richtung war dem Flusse nicht entgegengesetzt, sondern demselben parallel, so daß die schwimmenden Körper, die sie erreichen sollten, statt gegen sie anzuprallen, vor ihnen vorbeigingen. Der Vice-Admiral fügte dazu noch die Vorsichtsmaßregel einer doppelten Verpfählung, von denen die eine 400, die andere 800 Klaftern lang, und die aus schwimmenden stark miteinander verbundenen Holzwerk gebildet und durch schwere Anker festgehalten wurde, die man in gewissen Entfernungen von einander ausgeworfen hatte. So wie sich der kritische Augenblick näherte, organisirte er die Schaluppen und Boote der Linienschiffe zu mehreren Divisionen, bewaffnete sie mit Kanonen und ließ sie mit unerschrockenen Leuten bemannen, die mit Haken versehen und beauftragt waren, die Brander zu harpuniren und von ihrem Ziele abzulenken. Jede Nacht ließ er sie längs der Verpfählung Wache halten. Alle unnützen Segel ließ er von den Stangen hinwegnehmen, um dem Feuer so wenig als möglich Nahrung zu geben; ferner ließ er alle brennbaren Stoffe in den untersten Schiffsraum bringen und endlich alle Gegenstände entfernen, welche als Mittel zum Anhängen dienen konnten; denn die Gefahr liegt bei den Brandern darin, daß sie, wenn sie auf Schiffe stoßen, mittels der Gegenstände daran hängen bleiben, die vom Mastwerk oder vom Schiffsrumpf hervorspringen. Außerdem verlangte er vom Hafen von Rochefort viele Materialien, die man ihm nicht liefern konnte, weil sie fast immer nach einem Kriege, der zumal nicht glücklich gewesen ist, mangeln. Wie dem auch sei, jedenfalls that er mit den Hülfsmitteln, über welche er verfügte, Alles, was er vermochte, um sich gegen die Katastrophe sicher zu stellen, die er für furchtbar hielt, die er sich jedoch bei weitem nicht so schrecklich vorstellte, als sie in Wirklichkeit werden sollte.

In der Nacht vom 11. zum 12. April bei einem starken, gegen unsere Querlinie gerichteten Nord-Nord-Westwinde und zu einer Stunde, wo die Fluth nach derselben Richtung trieb, erschienen die Engländer in mehreren Divisionen großer und kleiner Fahrzeuge in der offenbaren Absicht, unser Geschwader zu umzingeln. Eine Division Fregatten und Corvetten trennte sich hierauf und nahm ihre Richtung gegen das Pfahlwerk. Dies waren die Fregatten und Corvetten, welche die Brander escortirten. Der Vice-Admiral Allemand, der sich nach den bekannten Beispielen auf etwa fünf bis sechs Brander gefaßt machte, ertheilte seinen Booten Ordre, unabläßig längs der beiden Verpfählungen auf der Station zu bleiben, als man auf einmal eine in Flammen stehende Linie von 30 Brandern erblickte, die, plötzlich von ihren Mannschaften verlassen, von Wind und Strömung fortgerissen, ihre Richtung nach dem französischen Geschwader verfolgte. Nie hatte man ein gleiches Schauspiel erblickt. Drei dieser schrecklichen Maschinen sprangen bei dem Pfahlwerk und durchbrachen dasselbe. Die andern, welche gleich ausspeienden Vulkanen Zündstoffe aller Art umher warfen, rissen unter der Kraft der Fluth und des Windes die Reste des Pfahlwerks weg und trieben auf unsere Linienschiffe zu. Vergebens strengten sich die Bootdivisionen an, diese Branderschiffe aufzuhalten. Sie waren von zu großer Stärke, um durch die Schaluppen zurückgehalten werden zu können, und rissen diejenigen mit sich fort, welche so tollkühn waren, sich an ihrer Flanke festzuhängen. Beim Anblick dieser 30 brennenden Maschinen gab es nur wenig Herzen, die nicht erschüttert waren, weniger durch die Gefahr, an welche die Seeleute gewöhnt sind, als vielmehr durch die Besorgniß, alle Linienschiffe ohne Gefecht dem Untergange preisgegeben zu sehen. in dieser grauenvollen Verwirrung, untermischt mit entsetzlichem Krachen und furchtbarem Flammenschein, welcher die Gefahr gewähren ließ, ohne für die Vertheidigung zu leuchten, war es unmöglich, Befehle zu empfangen oder zu ertheilen. Sich selbst überlassen, hatte jeder Kapitain nur an sein Schiff zu denken und Alles, was in seinen Kräften stand, anzuwenden, um es zu retten. Die erste Bewegung war bei allen, sich von den Brandern los zu machen, die sich an ihre Flanken hingen. Das Admiralschiff, der „Ocean", hatte deren allein drei. Das sicherste Mittel, sich diesen verhängnißvollen Annäherungen zu entziehen bestand in dem Kappen der Ankertaue und in unbestimmter Flucht, worauf man, um nicht am Ufer zerschmettert zu werden, mittelst neuer Anker Halt machte. Man wendete noch ein anderes Mittel an, nämlich das, auf die Brander zu schießen, um sie in Grund zu bohren; da aber jedes Schiff seine Position in der Querlinie verloren hatte und alle im wilden Gewirr durcheinander lagen, so schoß man zu gleicher Zeit ebenso gut auf Freunde, wie auf Feinde. Indessen retteten sich doch durch ein besonderes Glück unsere Linienschiffe ohne allzu großen Schaden nach verschiedenen Punkten der Küste, indem sie sich Ankern überließen, die einer nach dem andern ausgeworfen wurden. Denen, die Feuer am Bord gehabt, war es gelungen, dasselbe zu löschen. Die Brander scheiterten hier und da an den benachbarten Inseln, einige flogen mit fürchterlichem Krachen auf, andere spieen Zünder, Granaten und Bomben aus und gingen, weithin die Rhede erleuchtend, in Flammen auf. Bei Tagesanbruch hatten wir die Genugthuung, die 30 Branderschiffe gleich uns gestrandet zu sehen, während sie vollends vom eigenen Feuer verzehrt wurden, ohne ein einziges der unsrigen in Brand gesteckt zu haben. Bis hierher hatte die Wuth der Engländer nur englische Reichthümer zerstört.

Die Schreckensscene war jedoch noch nicht zu Ende. Unsere Schiffe hatten, wie wir eben gesehen, ihre Ankertaue gekappt und waren an der Mündung der Charente, vom Fort Fouras bis zur Inett-Insel auf den Strand gelaufen. Unglücklicherweise waren vier von ihnen, durch den Eintritt der Ebbe überrascht, an den Spitzen einer Felsenkette hängen geblieben, welche man „die Palles" nennt und welche die eine der beiden Seiten der Charentemündung bildet. Es waren dies die Schiffe Calcutta, Tonnerre, Aquilon und Varsovie. Fast alle Kapitaine waren

einem unwillkürlichen Antriebe gefolgt und hatten aus Furcht vor einer Explosion im Fall eines Brandes ihr Pulver ins Meer geworfen. Andere waren in dieser allgemeinen Verwirrung ihrer Boote und der dieselben bemannenden Matrosen beraubt worden. Sie waren also kaum im Stande sich zu vertheidigen. Die über den geringen Erfolg ihrer Brander erbitterten Engländer wollten jetzt die vier an den Palles gescheiterten Schiffe angreifen, sie nehmen oder vernichten und sich auf diese Weise für die Erfolglosigkeit ihres grausamen Planes entschädigen. Der „Calcutta", von mehreren Linienschiffen und Fregatten angegriffen, von allen Seiten mit Kanonen beschossen, während er von seinem Geschütz kaum Gebrauch machen konnte, wurde einige Stunden hindurch vertheidigt, dann aber vom Kapitain Lafon verlassen, der nur noch 230 Mann hatte und bei der Unmöglichkeit, sein Schiff zu erhalten, wenigstens seine Mannschaft retten zu müssen glaubte. Der Unglückliche wußte nicht, welchem strengen Verfahren er sich aussetzte! Der auf diese Weise verlassene Calcutta flog wenige Augenblicke nachher in die Luft. Der „Aquilon" und der „Varsovie", die sich nicht vertheidigen konnten, wurden genöthigt, die Flagge zu streichen, worauf sie von den Engländern verbrannt wurden, welche selbst Feuer daran legten. Zwei neue Explosionen verkündigten dem Geschwader das Schicksal dieser Schiffe. Der „Tonnerre" endlich, der ein Leck hatte, schleppte sich mühselig in die Nähe der Insel Madame. Nachdem der Kapitain Clement Laroncière sein Geschütz, seinen Ballast und Alles ins Meer geworfen, was er aufopfern konnte, um sich leichter zu machen, gelang es ihm doch nicht, wieder flott zu werden. Nach unerhörten, unter dem Feuer der Engländer fortgesetzten Anstrengungen setzte er, da er sein Schicksal, bei eintretender Fluth untergehen zu müssen, vor Augen sah, seine Mannschaft auf eine Felsenspitze aus, von wo aus sie während der Ebbe die Insel Madame erreichen konnten; darauf verließ er, als der Letzte, sein Schiff, an welches er mit eigener Hand Feuer anlegte und das demnach unter französischer Flagge zu Grunde ging.

Auf diese Weise wurden von elf Linienschiffen vier zerstört, nicht durch den Zusammenstoß mit den Brandern, sondern in Folge des Verlangens, diesen zu entgehen. Der brave Admiral Allemand war in Verzweiflung, obschon er sieben Schiffe gerettet hatte, ohne die Fregatten, die bis auf eine sämmtlich erhalten waren. Er ließ auf dem Fluß hinaufgehen und entwaffnen. Bald verwandelte sich jedoch seine Verzweiflung in eine so große Reizbarkeit, daß es unmöglich war, ihm länger das Commando von Rochefort zu überlassen. Der Minister Decrès schickte ihn mit seinen Mannschaften, die man zu Lande reisen ließ, nach Toulon, um die Schiffe des mittelländischen Meeres mit denselben auszurüsten. Zu Rochefort waren neue Bauarbeiten nöthig, bevor man daselbst eine neue Division bilden konnte. Der Admiral Gambier gelangte wieder an die Küsten von England, wo er den zweifelhaften Ruhm einer grausamen Expedition genoß, welche England weit mehr als Frankreich gekostet hatte. Der thatsächlichste Erfolg dieser Expedition war eine tiefeindringende Einschüchterung aller unserer auf Rheden ankernden Flotten und eine gewisse Beunruhigung der Gemüther unter unsern meisten Geschwaderkommandanten, welche allerwärts Brander erblickten und die seltsamsten Vorkehrungsmaßregeln ausdachten, um sich dagegen zu schützen. Selbst der Minister Decrès war, trotz seiner klaren Einsicht, doch nicht ganz von dieser starken Aufregung ausgenommen und machte dem Kaiser den Vorschlag die schöne auf den Werften von Amsterdam gebaute und in diesem Augenblicke an den Mündungen der Schelde ankernde Flotte nach Vlissingen zurückkehren zu lassen. Allein der Admiral Missiessy, ein kalter, einsichtsvoller und fester Geist, war diesem Vorschlage entgegen und führte an, daß die Flotte zu Vlissingen in der Gefahr sein würde, in entehrender Unbeweglichkeit durch die Bomben oder das Fieber von Walcheren zu Grunde zu gehen. Er machte sich verantwortlich, in der Schelde so zu manoeuvriren, daß man seine Ehre so wenig wie seine Flotte verlöre und man gestattete ihm daher freies Handeln, wovon er bald einen ruhmwürdigen Gebrauch machte. Der Kaiser schrieb ihm keine andere Maßregel vor, als das gerichtliche Verfahren gegen die unglücklichen Kapitaine, welche ihre Schiffe auf der Rhede von Rochefort verloren hatten.

Die Expedition von Rochefort lag den Engländern nicht zunächst am Herzen. Sie wären ohne Zweifel sehr damit zufrieden gewesen, eine unserer ersten Flotten auf der Rhede zu vernichten; hauptsächlich aber wünschten sie sich von der überdies übertriebenen Besorgniß zu befreien, welche ihnen Antwerpen einflößte. Sie bildeten sich immer ein, daß mit der Zeit aus diesem Hafen nicht nur die zehn damals zu Vlissingen, sondern deren zwanzig bis dreißig, welche Napoleon daselbst bauen konnte, und insbesondere eine Flotille hervorgehen könnte, die weit gefährlicher als die von Boulogne sein mußte, denn sie vermochte während der Fluthzeit eine Landungsarmee aus den Mündungen der Schelde nach der Themsemündung zu werfen. Die große Rüstung, welche sie den Oesterreichern vor Beendigung der Feindseligkeiten abzusenden versprochen hatten und welche sie seit dem Waffenstillstand von Znaim vor dem Ende der Unterhandlungen abzusenden versprachen, ward in diesem Augenblicke vollendet, nicht um Deutschland zu insurgiren, sondern um die Marineanstalten der Niederlande zu zerstören.

Zwei Gründe bestimmten sie, sich gegen Antwerpen zu wenden: die Wichtigkeit dieses Hafens und die Hoffnung, daselbst keine Vertheidigungsmittel zu finden. An Ort und Stelle abgeschickte Spione meldeden ihnen, daß sich auf den beiden Scheldeufern von Gent bis Bergen-op-Zoom 7 bis 8000 Mann befänden. Bei einiger Kühnheit konnten sie selbst noch weiter gehen, unermeßliche Verwüstungen anrichten und ein ziemlich trauriges Licht über die Politik verbreiten, die, indem sie alle unsere Streitkräfte nach Lissabon, Madrid und Wien führte, deren keine auf-

bewahrte, um unsere Küsten zu schützen. Ihr Eifer für eine Expedition nach den Scheldemündungen war daher außerordentlich groß, und sie waren entschlossen, darauf mindestens 40,000 Mann und 12 bis 1500 Segel zu verwenden. Etwas so Bedeutendes würde man noch zu keiner Zeit gesehen haben, wenn sie anders den projectirten Umfang ihrer Rüstungen erreichten. Allein der Zeitaufwand zur Vorbereitung dieser Expedition mußte der Größe derselben entsprechen.

Seit dem Monat März zur Erörterung gekommen, im April, in dem Augenblicke, wo Napoleon nach Oesterreich abging, beschlossen, war diese Expedition am Tage der Schlacht bei Wagram noch nicht einmal unter Segel gegangen und am Tage der Schlacht bei Talavera noch nicht eingetroffen. Das britische Cabinet wollte ihr die Armee des Generals Moore, welche sich als tüchtig bewährt hatte, und eine ansehnliche Menge von Fahrzeugen aller Art überlassen. Allein diese Armee mußte erst completirt und sehr verstärkt werden, um eine Stärke von 40,000 Mann zu erreichen, und da man überdies einen großen Belagerungsapparat einschiffen mußte, so hatte man Transportmittel zu dem ungeheuern Betrage von 100,000 Tonnen zu beschaffen. Die königliche Marine konnte deren für 25,000 liefern; es blieben also noch 75,000 übrig, die man theils aus den Arsenalen des Staates ziehen, theils von der Handelsschifffahrt entnehmen mußte. Es waren aber bereits viele Schiffe für den Dienst des Sir Arthur Wellesley nach den spanischen Küsten abgegangen, und man wollte ihm dieses unerläßliche Rückzugsmittel nicht entziehen, da man sich in der Halbinsel immer auf einen Unfall gefaßt halten mußte. Deshalb mußte man diese ganze ungeheure Menge von Transportschiffen zu 75,000 Tonnen erst herbeischaffen, und die Leidenschaftlichkeit des britischen Cabinets war so groß, daß dasselbe einen Augenblick daran gedacht hatte, eigenmächtig und unter Vorbehalt späterer Bezahlungen die Schiffe aller Neutralen wegzunehmen, die sich an den Ufern der Themse befanden. Man verzichtete jedoch auf diese Hülfsquelle, um dem Handelsverkehre nicht diese neue Beunruhigung zu verursachen, und begnügte sich damit, die Fracht auf einen unmäßig hohen Preis zu steigern. Hierauf setzte man das Kriegsmaterial in Stand, recrutirte die Armee mit Freiwilligen, die unter den früheren Milizen ausgewählt wurden und gelangte so unter steten Verzögerungen vom Mai zum Juni und vom Juni zum Juli. Man war kaum zu Ende des genannten Monats in Bereitschaft. Man mußte sich beeilen, denn wenn man nicht handelte, bevor Oesterreich der Friede entrissen war, so hatte man die von den Ufern der Donau zurückgekommenen französischen Armeen auf dem Halse und jede Expedition dieser Art mußte ein wahnsinniges Unternehmen werden, abgesehen davon, daß man seine sichersten Bundesgenossen noch einmal hätte überwältigen lassen.

Gegen den 24. oder 25. Juli war man im Stande, mit 38,000 Mann Infanterie, 3000 Mann Artillerie, 2500 Mann Cavallerie (im Ganzen ungefähr 44,000 Mann), 9000 Pferden, 150 Vierundzwanzig-Pfündern oder großen Mörsern aufzubrechen, und das Ganze auf 40 Linienschiffen, 30 Fregatten, 84 Corvetten, Briggs, Bombenschiffen, 4 bis 500 Transportschiffen und einer unzähligen Menge Kanonenschaluppen einzuschiffen. Noch nie hatte man etwas Aehnliches gesehen. Man mußte von Portsmouth, Harwich, Chatham, Dover und den Dünen aus abgehen. Da man im Besitz des Meeres war, so war man in der Wahl der Abgangspunkte nur durch die eigenen Bequemlichkeitsrücksichten beherrscht. Sir John Strachan befehligte die Flotte, Lord Chatham die Armee. Die Aufgabe war, wo möglich Vlissingen zu nehmen, gleichzeitig die Flotte auf der Schelde zu zerstören, dann die Werften von Antwerpen in Brand zu stecken und endlich die Fahrwasser der Schelde zu versperren, indem man Körper von großem Umfange hineinstürzte, welche diese Fahrwasser für die Schifffahrt untauglich machten. Der Zweck war eben so großartig, als die Mittel.

Lange Zeit hatte man über den besten Plan, den man befolgen solle, berathschlagt, wobei man emigrirte Holländer wie alte englische Offiziere zu Rathe zog, welche die Feldzüge in Flandern 1792 und 1793 mitgemacht hatten. Man hatte zwei Hauptpläne vorgeschlagen: sich in Ostende auszuschiffen und zu Lande nach Antwerpen zu gehen, indem man über Brügge und Sas van Gent marschirte, oder auch zu Wasser die Schelde hinaufzuziehen (S. Karte No. 51.). Zu Lande 25 bis 30 Stunden auf französischem Gebiete und Angesichts einer so kriegerischen Nation, wie der unsrigen, zurückzulegen, schien allzugefährlich. Und gleichwohl war dies der einzige Plan, welcher Aussicht auf Erfolg hatte, denn man würde unterwegs kaum 3 bis 4000 Mann angetroffen haben, die durch ganz Flandern zerstreut waren. Setzte man sich in Marsch, bevor Unterstützung abgeschickt sein konnte (und die Absendung von Unterstützung erforderte mindestens zwei bis drei Wochen), so würde man ohne Schwertstreich in Antwerpen angelangt sein. Man hätte die Werften so gut wie die Flotte verbrannt, und würde sich auf den unter die Mauern Antwerpens geführten Transportschiffen wieder eingeschifft haben, wann die französischen Truppen sich erst zu zeigen begonnen hätten. Aber der bloße Gedanke, eine solche Gebietsstrecke des Kaiserreichs zu durchziehen, war ein Schreckbild, welches auf diesen Plan verzichten machte. Es blieb also der andere Plan übrig, die Schelde hinaufzugehen, indem man bis Batz und Santvliet (S. Karte No. 51.) schiffte, wo sich der Meerbusen zum Flusse gestaltet. Auch dieser Plan gab Veranlassung zu vielfachem Streite.

Die Schelde theilt sich vier Meilen unterhalb Antwerpen in zwei Arme; der eine, welcher immer noch nach Westen fließt, mündet zwischen den Batterien von Vlissingen und Berkens ins Meer und seiner Richtung wegen nennt man ihn die westliche Schelde; der andere, der sich zu Santvliet nordwärts wendet, geht zwischen dem Fort Batz und der Festung Bergen-op-Zoom hindurch, mündet gegen Nordwest und heißt die östliche Schelde, einzig deshalb weil er weniger direct nach Westen fließt, als der vorhergenannte.

Beide, breiter, aber weniger tief als die obere Schelde, die noch beide Arme in sich vereinigt hat, strömen durch eine Reihe von Niederungen ins Meer, bieten folglich für die Schifffahrt viel Hindernisse dar und bespülen ein Landgebiet, welches Seeland heißt. Diese Gegend, die niedrigst gelegene von Holland, welche aus Terrains besteht, von denen der größte Theil unter dem Niveau des Meeres liegt, verdankt ihr Bestehen nur dem fortwährenden Schutze hoher Dämme, bietet während des Sommers nur grünende Wiesen, schöne Weideplätze und schlanke Pappeln dar, verbirgt aber unter diesem lachenden Anblick einen häßlichen Tod; denn da sie täglich zweimal von der Fluth überdeckt wird, so haucht sie pestilenzialische Miasmen aus, welche aus dem Schlamme aufsteigen, den ihr die unablässig steigende und fallende Fluth zuträgt. Unter allen Fiebern giebt es daher kein verderblicheres, als das sogenannte Fieber von Walcheren.

Die westliche Schelde, diejenige, welche direct von Ost nach West ins Meer fließt, ist unter beiden am offensten für die große Schifffahrt. Sie allein vermag Linienschiffe zu tragen. Deshalb hatte auch Napoleon sie dazu bestimmt, seine Flotten von Antwerpen nach dem Meere zu führen, und sie ist es, welche durch die Batterien von Vlissingen auf der Insel Walcheren und durch das Feuer von Breskens auf der Insel Cadzand gedeckt wird. (S. Karte No. 31.)

Wenn man sich für Einschlagung des Meerweges entschieden hatte, um nach Antwerpen zu gelangen, mußte man dann die westliche oder die östliche Schelde wählen? Auch hier war der kühnste von beiden Plänen der beste; denn wenn man einen Ueberfall ausführen will, ist der Weg, der am schnellsten zum Ziele führt, nicht nur derjenige, welcher den meisten Erfolg, sondern auch der, welcher die größte Sicherheit verspricht. Man mußte dem Feuer von Vlissingen und Breskens Trotz bieten und kühn in die westliche Schelde einfahren, selbst auf die Gefahr hin, mehr als ein Mal zu scheitern, denn die Baken (Seezeichen), welche die Fahrwasser signalisirten, mußten natürlich verschwunden sein; dann mußte man, während kleine Fahrzeuge mit dem Senkblei vorausseglten, vorwärts rücken, die französische Flotte, wenn man auf sie stieß, überwältigen, die Armee zu Santvliet ausschiffen und direct auf Antwerpen marschiren. Man hätte hierauf mehr Zeit verwendet und mehr Hindernisse angetroffen, als bei dem Marsche zu Lande, von welchem die Rede war, allein man wäre sicherlich in mindestens zehn Tagen angelangt und binnen zehn Tagen hätte Antwerpen nicht die Unterstützung erhalten, deren es zu seiner Vertheidigung bedurfte, wie wir bald sehen werden. Abermals entschied man sich jedoch für die schüchternste Ausführung einer kühnen Expedition und wie gewöhnlich setzte man einen Plan fest, welcher zwar etwas von den Ideen eines jeden enthielt, allein die Aussicht für sich hatte, das Schlechteste, was die vorgeschlagenen Entwürfe darboten, in sich zu vereinigen.

Man kam überein, daß eine Schiffsdivision unter der Führung des Contreadmirals Ottway ungefähr 12,000 Mann auf der Insel Walcheren ans Land setzen und daß mit diesen Truppen der zweite Commandant, Eyre-Coote, Vlissingen nehmen sollte; ferner sollte eine zweite Division unter dem Commodore Owen auf der Insel Cadzand einige Tausend Mann ausschiffen, mit denen der Marquis von Huntley das Fort von Breskens und die Batterien dieser Insel nehmen sollte; waren auf diese Weise die Batterien zur Rechten und zur Linken durch die Eroberung der beiden Inseln, welche den Eingang zur westlichen Schelde bilden, zum Schweigen gebracht, so wollte man hier mit der Hauptarmee der Expedition unter den Befehlen des Contre-Admirals Keates, der Generallieutenants John Hope, Roßlin und Grosvenor und der beiden Oberfeldherren John Strachan und Lord Chatham vordringen. Sie sollten bei Santvliet mit ungefähr 25,000 Mann landen und sich dann auf den Weg nach Antwerpen in Marsch setzen.

Dies war der im Augenblicke des Absegelns definitiv angenommene Plan. Gegen den 25. Juli befand sich der größte Theil der Expedition zu Portsmouth, Harwich, Dover und den Dünen unter Segel. Der Rest sollte sich nach und nach einschiffen und der Expedition anschließen. Gegen den 29. befand man sich im Angesicht der Scheldeniederungen. Allein ein gefährlicher Wind, welcher die Boote umschlagen und an der Küste zerschmettern konnte, sobald man die Truppen ausschiffen wollte, verhinderte die augenblickliche Landung derselben. Die beiden Divisionen, die sich einerseits nach Walcheren, nördlich von der Mündung der westlichen Schelde, und andererseits nach der Insel Cadzand, südlich von derselben Mündung hinwenden sollten, stationirten vor diesen beiden Inseln und hielten sich, trotz eines beschwerlichen Wetters, so gut als möglich in offener See. Die Hauptcolonne, welche unter dem Contre-Admiral Keates und Sir John Hope kühn in die Schelde eindringen und in derselben aufwärts segeln sollte, wartete in gleicher Weise unter Segel auf günstigere Zustände des Meeres.

Da jedoch der Wind nicht umschlug und eine unerwartete Nachricht eingetroffen war, daß die französische Flotte, anstatt nach Antwerpen hinaufgegangen zu sein, sich noch vor Vlissingen befände, so änderte man den bei der Abfahrt festgesetzten Plan. Um der ungünstigen Witterung auszuweichen, beschloß man zunächst, um die Insel Walcheren herumzufahren, indem man sich nördlich wendete und dadurch zum Eingang in die westliche Schelde gelangte, dann durch das Fahrwasser des Roompot in den innern Arm des Weere-Gat (S. Karte No. 51.) zu segeln und dort gesichert vor dem Wellenstoße, welcher die Boote zu verschlingen drohte, falls man draußen die Ausschiffung versuchte, die Trupen ans Land zu setzen. Indem man überdies die in Bezug auf die Flotte erhaltene Nachricht berücksichtigte, betrachtete man es als gefährlich, dieselbe mitten unter den Batterien, die sie beschützten, und in dem ihr wohlbekannten Fahrwasser anzugreifen, und man gedachte daher, sie, anstatt in der Front zu fassen, zu umgehen, indem man die Bewegung, die man um die Insel Walcheren

machen wollte, zum Eindringen in die östliche Schelde benutzte. Man entschied sich also, in der östlichen Schelde mit einer starken Abtheilung der Expedition so weit als möglich vorzurücken, während die andere Abtheilung die Inseln Walcheren und Cadzand angreifen sollte, ferner die Truppen auf den Inseln Nord- und Süd-Beveland auszuschiffen und sie zu Lande nach dem Vereinigungspunkte der beiden Schelden gegen das Fort Batz und Santvliet zu führen, wodurch es möglich wurde, die französische Flotte abzuschneiden und sie zu verhindern, nach Antwerpen hinaufzugehen. Alsdann war sie bald gefangengenommen, und konnte man nicht bis Antwerpen hinaufgehen, so war es doch schon ein schönes Resultat, die Insel Walcheren und Cadzand, die Feste Vlissingen und die französische Flotte genommen zu haben. Diesem Plane gemäß, welcher bereits der dritte war, wurden alsbald die nöthigen Befehle ertheilt. Man erwartete die Ankunft der letzten Division unter den Generallieutenants Roßlyn und Grosvenor, um je nach den Ereignissen darüber zu verfügen und postirte den Admiral Gardner an den Eingang der westlichen Schelde, um hier der französischen Flotte die Spitze zu bieten, falls diese eine Seeschlacht wagen wollte, Vlissingen zu Hülfe zu kommen oder gegen die nach der Insel Cadzand detaschirte Division zu agiren.

Während die Sachen auf diese Weise angeordnet waren und der Contre-Admiral Gardner mit seinen Linienschiffen die offene See hielt, der Commodore Owen aber mit seinen Fregatten und seinen leichten Fahrzeugen sich anschickte, die Truppen des Marquis von Huntley auf der Insel Cadzand auszuschiffen, fuhr die starke Division des Contre-Admirals Ottway, welche den Auftrag hatte, 12,000 Mann auf Walcheren ans Land zu setzten, am 29. und 30. die Insel nordwärts hinauf, drang in die östliche Schelde ein und warf am Eingange des Weeregat Anker. Das Wetter bot kein Hinderniß mehr, so wie man in die innern Kanäle Seelands eindrang und dem Wellenschlage des offenen Meeres nicht mehr ausgesetzt war. Auf der Stelle traf man Anstalten zum Landen. Die Engländer besaßen eine solche Menge von Booten, daß die Landung einer großen Anzahl Truppen auf einmal für sie eine der leichtesten Operationen war.

Man konnte das französische Gebiet in keinem günstigeren Augenblicke überfallen, um es ungestraft zu verletzen. Weder auf der Insel Walcheren noch in der benachbarten Gegend waren Vertheidigungsmaßregeln getroffen, nicht weil es an Nachrichten gemangelt hätte, sondern weil man diesen Nachrichten nicht die ihnen gebührende Wichtigkeit beilegte. Es war sicherlich unmöglich, daß an den Küsten von England eine so große Vereinigung von Streitkräften stattfinden konnte, ohne daß man, trotz der Unterbrechung der Communicationen, an den Küsten von Frankreich etwas davon gewußt hätte. In der That hatten auch entkommene französische Gefangene, so gut wie bezahlte Spione den Behörden des Küstenlandes Meldung gemacht und diese hatten ihrerseits die Minister der Marine und des Kriegs davon unterrichtet. Allein der Marineminister hatte, noch ganz erfüllt von Rochefort, nur an eine Sendung von Brandern zur Anzündung der Scheldeflotte geglaubt und diese Flotte daher, wie erwähnt, in Vlissingen einschließen wollen, was jedoch der Admiral Missiessy aus Gründen zurückgewiesen hatte, welche die nachmaligen Ereignisse rechtfertigten. Was den Kriegsminister betraf, welcher gegen eine Armee von 40,000 Mann nichts nach Antwerpen zu schicken hatte, es auch nicht auf sich zu nehmen wagte, den Strom von Mannschaften und Kriegsgeräth, den man selbst seit dem Waffenstillstande nach Oesterreich abschickte, von der Donau gegen die Schelde zu lenken, so ergriff dieser keine Maßregeln und zog es vor, mit dem Marineminister zu glauben, daß die angekündigte Expedition sich auf Brander beschränken würde, gegen welche man sich schützen müßte, indem man die verschiedenen Fahrwasser der Schelde unzugänglich machte. In der Nähe von Antwerpen befand sich also weiter nichts, als das Lager von Boulogne, einige unter dem Senator Rampon zur Küstenbewachung bestimmte Compagnien Nationalgarden und einige provisorische Halbbrigaden, das Ganze jedoch zerstreut, ohne Organisation, ohne Artillerie, ohne Cavallerie u. s. w. Auf der Insel Walcheren namentlich war Nichts vorbereitet, um eine Belagerung auszuhalten. Seit mehrern Jahren war die Insel zwischen Frankreich und Holland getheilt gewesen. Die Franzosen hielten die Festung Vlissingen besetzt, die für sie wegen ihres Hafens und ihrer Batterien, welche die westliche Schelde beherrschten, von Werth war, während die Holländer das Landgebiet der Insel mit der Hauptstadt Middelburg und den kleinen Forts, welche die östliche Schelde beherrschten, in Verwahrung hielten. Der General Monnet, ein braver Krieger, welcher sich in den Revolutionskriegen ausgezeichnet hatte, ruhte als Commandant von Vlissingen von seinen früheren Feldzügen aus. Zur Vertheidigung der Insel besaß er weder bespanntes Geschütz, nach Cavallerie, noch irgend etwas von dem, was zu einem Corps gehört, welches das Feld zu behaupten bestimmt ist; zur Vertheidigung des Platzes hatte er auch weiter nichts, als einen zusammengerafften Haufen Truppen, der aus einem irländischen Bataillon, einem Colonialbataillon, zwei Bataillonen preußischer Deserteurs und einigen Hundert Franzosen, im Ganzen aus ungefähr 3000 Mann zusammengesetzt war. Der holländische Commandant hatte zu Middelburg und in den Küstenhäfen einige Hundert Veteranen. Die Festung Vlissingen bot statt aller weiteren Befestigung nur einen einfachen bastionirten Wall dar, der mit einem Graben umgeben war, welcher allenthalben durchwadet werden konnte. Nur nach der Seeseite zu besaß sie starke Batterien. Nichts war demnach leichter, als die Insel Walcheren und die Festung Vlissingen zu nehmen, wenn man mit 45,000 Mann und 5 bis 600 Segeln daselbst landete.

Sobald man die Engländer zu Gesicht bekommen, war daraus, daß sie hartnäckig an der Scheldemündung stationirten, leicht auf das Ziel ihrer Expedition zu schließen. Der General Monnet, der sich nicht

von Vlissingen entfernen wollte, beeilte sich, den General Osten mit 12 bis 15,000 Mann, d. h. mit der Hälfte seiner Besatzung, nach dem nördlichen Ufer der Insel zu entsenden, um sich nach Kräften der Landung zu widersetzen, und mit dem Rest der Truppen rüstete er sich zur Vertheidigung Vlissingens. Man setzte dem General Osten eine Feldartillerie zusammen, indem man aus der Festung zwei Drei-Pfünder und zwei Sechs-Pfünder nahm, welche man mit nicht dressirten und von Bauern geführten Landpferden bespannte. Der sehr tapfere General Osten rückte mit seiner kleinen Truppe vorwärts und stellte sie von der Rechten zur Linken, vom Fort Den-Haak bis Domburg, längs der Dämme auf, um auf die Engländer in dem Augenblicke Feuer zu geben, wo dieselben das Ufer berühren würden.

Diese waren in imposanter Stärke vorgerückt und, durch die Artillerie von mehr als 60 Fahrzeugen gedeckt, einige Tausend Mann stark ans Land gestiegen. Die Soldaten des Generals Osten, ohne Disciplin und Nationalgeist, hielten nicht mehr Stand, sobald sie das Feuer aus den Schiffen erhielten, obschon sie durch die Dämme geschützt waren. Trotz der Anstrengungen ihrer Führer, sie wieder ins Feuer zu bringen, zogen sie sich in Unordnung zurück. Die vier Geschütze des Generals Osten würden, wenn sie zur gehörigen Zeit gegen die nach den Dämmen vorrückenden Engländer abgefeuert worden wären, dieselben aufgehalten oder wenigstens ihren Marsch verzögert haben. Allein die nicht dressirten Pferde wurden scheu, die Bauern schnitten die Strenge durch und flüchteten sich mit ihrem Gespann. Zwei von den vier Geschützen wurden so auf dem Platz im Stich gelassen. Nachdem der General Osten sich vergebliche Mühe gegeben, seine Truppen dem Feinde gegenüber zusammenzuhalten, führte er sie auf Serooskerke, nach dem Innern der Insel, zurück und meldete dem General Monnet, was vorgefallen war.

Während sich der General Osten durch den schlechten Geist seiner Soldaten der Ehre beraubt sah, die Dämme den Engländern streitig zu machen, übergab ihnen ein holländischer General, Bruce, das Fort Den-Haak, das Fort Terweere und sogar die Festung Middelburg, da er nicht die mindeste Lust verspürte, sich für die Franzosen tödten zu lassen, eine Gesinnung, welche damals alle seine Landsleute theilten. Zu seiner Rechtfertigung konnte er übrigens sagen, daß er nicht hinreichende Mittel besessen, um den feindlichen Streitkräften zu widerstehen.

Am 31. Juli vertheilten die Engländer ungefähr 15,000 Mann auf der Insel Walcheren und umzingelten sie mit mehrern Hundert Segeln; denn sie stellten sich mit dem größten Theile ihrer Streitkräfte in dem Arm des Weere-Gat und des Sloë auf, welche die Insel Walcheren von Nord- und Süd-Beveland scheiden. (S. Karte No. 51.) Sie rückten auf Middelburg und von Middelburg auf Vlissingen vor. General Osten zog sich so gut er konnte zurück und vertheidigte Fuß für Fuß das Terrain, sobald der Muth seiner Truppe dem seinigen entsprach; obwohl er von seinen Soldaten nicht Alles, was er gewünscht, erlangte, so deckte er seinen Rückzug doch ehrenvoll durch den Verlust von 2 bis 300 Mann und durch die Vernichtung einer größern Anzahl auf Seiten des Feindes.

General Monnet empfing ihn auf dem Glacis von Vlissingen und sie führten ihre Vereinigung unter den Batterien dieses Platzes aus, entschlossen, die Umgebung desselben zu vertheidigen, bevor sie sich innerhalb seiner Wälle einschlössen. General Monnet besetzte mehrere äußere Posten und namentlich einen zur Rechten gegen Rameskens, um die Dämme durchstechen und die ganze Insel unter Wasser setzen zu können, sobald ihm nur noch dieses Widerstandsmittel übrig bleiben würde. Er beeilte sich, seine Garnison etwas besser zu organisiren, aus Infanteristen Artilleristen, die ihm mangelten, zu machen, die Bevölkerung in Pompierslegionen zu theilen, um den Folgen eines Bombardements vorzubeugen und nach der Insel Cadzand zu schreiben, daß man ihm französische Truppen zuschicken möchte, so lange noch die westliche Schelde offen wäre. Es war dies eine leichte Ueberfahrt, etwa drei bis vier Kanonenschußweite lang, und zur Zeit noch ausführbar, wofern man auf der Insel Cadzand die nöthigen Streitkräfte zur Hand hatte.

Diese Insel, die zu dem in der 24. Militairdivision eingeschlossenen Scheldedepartement gehörte, wurde von dem General Rousseau, einem thätigen und muthigen Offizier, befehligt. Kaum hatte Rousseau von der Anwesenheit der Engländer Nachricht empfangen, als er den General Chambarlhac, den Commandanten der 24. Militairdivision, in Kenntniß setzte und zugleich alle in der Nähe stehende Truppen an sich zog. Den Anfang hatte er damit gemacht, in den Batterien der Küste die wenigen Hundert Mann, die ihm zu Gebote standen, zu vertheilen und einige Feldgeschütze zu organisiren; hierauf hatte er, als ihm zwei vierte Bataillone, das eine vom 65., das andere vom 48. Regimente, zugeschickt worden waren, sich dem Gestade entlang an ihre Spitze gestellt und bereit gehalten, sich auf die ersten feindlichen Truppen, welche landen würden, zu werfen.

Diese mit Schnelligkeit und Entschlossenheit getroffenen Dispositionen konnten vom hohen Meere aus ganz genau wahrgenommen werden, denn das Land bestand nur in einer niedrigen und ebenen Fläche, wie das Meer selbst, und dieselben ließen leicht vermuthen, daß sich noch ein bedeutendes Truppencorps weiter rückwärts befände. Der Commodore Owen und der Marquis Huntley, welche die für die Insel Cadzand bestimmten Streitkräfte befehligten, wagten nicht zu landen, als sie von dem Fahrwasser von Vlissingen, wo sie gegen das schlechte Wetter kämpften, die Truppen des Generals Rousseau wahrnahmen. Sie sahen 12 bis 1500 Mann, welche sie für 3 bis 4000 hielten, und da sie nur so viel Schaluppen hatten, um 700 Mann auf einmal ans Land zu setzen, so befürchteten sie, ins Meer gestürzt zu werden, sobald sie nur wagten, einen Fuß ans Land zu setzen. Wenn in diesem Augenblicke der Admiral Strachan und Lord Chatham sämmtliche nutzlos auf

der östlichen Schelde verwendeten Truppen und Ausschiffungsmittel gegen die Insel Cadzand geführt hätten, so würden sie unfehlbar in dieselbe eingedrungen sein, sich aller Batterien des linken Scheldeufers bemächtigt haben und vor dem Eintreffen jeder Unterstützung nach der Tête de Flandre, einer Vorstadt Antwerpens, gelangt sein. Glücklicherweise geschah dem nicht so. Der Commodore Owen und der Marquis Huntley verlangten, durch die Haltung des Generals Rousseau eingeschüchtert, vom Contreadmiral Gardner, welcher die Division der Linienschiffe in dem großen Fahrwasser des Deurloo befehligte, die Zusendung aller Boote, über welche er verfügen könnte, um eine größere Anzahl Mannschaften auf einmal auszuschiffen; dieser brauchte die Boote jedoch zu den ihm übertragenen anderweitigen Operationen; übrigens hinderte ihn auch das stürmische Wetter an der Uebersendung der Fahrzeuge und dieser Angriff auf die Insel Cadzand, welcher wohl gelingen konnte, wurde weder den 29., noch den 30., noch auch den 31. ausgeführt. Die Führer der Expedition waren schon zufrieden, auf der Insel Walcheren gelandet zu sein, und da sie sich im Innern der östlichen Schelde sehr bequem gegen das schlechte Wetter geschützt sahen, auch fortwährend von dem Gedanken erfüllt waren, sich der Insel Nord- und Süd-Beveland, welche die beiden Schelden trennen und deren Besitz die Flotte zu umgehen erlaubte, zu bemächtigen, so riefen sie den Commodore Owen und Sir Huntley zu sich zurück, um dieselben in die östliche Schelde zu führen. In gleicher Weise zogen sie den Rest der Expedition, welcher unter den Generallieutenants Grosvenor und Roßlyn eingetroffen war, dorthin und besetzten so die Arme des Weeregat und Sloë. Hierauf begannen sie auf den Inseln Nord- und Süd-Beveland Alles ans Land zu setzen, was sie von Truppen nicht bereits auf der Insel Walcheren ausgeschifft hatten, um nach dem Vereinigungspunkte der beiden Schelden, nämlich nach dem Fort Batz, zu marschiren und auf diese Weise die französische Flotte zu umgehen, während der Rest der Armee die Belagerung von Vlissingen ausführen sollte.

Glücklicherweise befanden sich in diesem ersten Augenblicke zwei energische Männer auf dem Platze, der General Rousseau und der Admiral Missiessy. Als der General Rousseau, die Schiffsdivision, welche die Insel Cadzand bedrohte, sich entfernen sah, hatte er keine so großen Besorgnisse mehr für das linke Scheldeufer und gab daher ohne Zögern die beiden Bataillone vom 65. und 48. Regimente zurück, um sie zu Wasser von Breskens nach Vlissingen zu senden. Man mußte die an dieser Stelle einige Hundert Klaftern breite westliche Schelde überschreiten; und er ließ nach und nach alle Detaschements, die bei ihm eintrafen, hinübersetzen, da er mehr an seinen Nachbar, dessen Gefahren er erkannte, als an sich selbst dachte.

Der Admiral Missiessy, welcher verlangt hatte, sich nicht in Vlissingen einschließen zu müssen, wo er durch die Bomben und durch das Fieber seinen Untergang gefunden hätte, setzte seinerseits der Umsicht seiner Rathschläge durch die Festigkeit und Geschicklichkeit seines Verfahrens die Krone auf. Seine Standhaftigkeit, vor Vlissingen zu bleiben, ohne sich daselbst einzuschließen, hatte schon genügt, um der englischen Expedition eine andere Richtung zu geben, und zwar die gefährlichste für sie, die vortheilhafteste für uns, wie wir bald sehen werden, nämlich die nach der östlichen Schelde. Jetzt durfte man sich nun ebensowenig am Vereinigungspunkte der beiden Schelden, gegen Batz und Santvliet zu, fangen lassen, als zu Vlissingen selbst. Nachdem er daher den 29. und 30. zu Vlissingen eine gute Haltung behauptet, faßte er entschieden als verständiger und fester Mann, der wußte, was er zu thun hatte, seinen Entschluß, und setzte sich am 31. in Marsch, einen günstigen Wind benutzend, um die Schelde hinaufzugehen. Am Abend des 31. kam er bei dem Fort Batz vorüber und lief in die aus beiden vereinigten Schelden bestehende obere Schelde ein. An dieser Stelle strandeten zwei seiner Schiffe auf einem weichen morastigen Schlammboden, jedoch ohne Gefahr, daselbst lange Zeit festsitzen zu müssen. Am nächsten Tage ging er in der That wieder unter Segel und bei eintretender Fluth gingen alle seine Schiffe zwischen den Forts Lillo und Liefkenshoek hinauf, welche die Passage des Flusses durch Kreuzfeuer, die schwer zu umgehen sind, sperren. Alle diese Punkte, die Forts Batz und Santvliet, wie die Forts Lillo und Liefkenshoek waren vernachlässigt, wie sie es in tiefem Frieden bei einer wenig sorgsamen Nation sein konnten. Der Admiral Missiessy, welcher in diesen Forts seine eigene Sicherheit gewahrte, beschäftigte sich mit ihrer Vertheidigung. Er stellte eine Fregatte quer vor den Kanal, welcher die westliche mit der östlichen Schelde verbindet, den man den Kanal von Bergen-op-Zoom nennt und den die Forts von Batz und Santvliet beherrschen. Er setzte ungefähr hundert Kanoniere bei dem Fort Batz ans Land und legte in die Forts Lillo und Liefkenshoek eine französische Garnison, die er gleichzeitig mit der nöthigen Munition zu versorgen sich bemühte. Hierauf ließ er mehrere Verpfählungen herstellen, um sich gegen Brander sicher zu stellen, hatte auch durchaus nicht die Absicht, sich in Antwerpen einzuschließen, sondern behielt sich vielmehr vor, sich frei auf dem Flusse zu bewegen und auf diese Weise die umliegende Gegend mit dem Feuer von tausend Kanonenschlünden, welche sein Geschwader führte, bedecken zu können. Es folgte ihm eine Flotille, die früher von der von Boulogne detaschirt und in der Schelde aufgestellt war. In Folge dieser geschickten Dispositionen war es nicht mehr die Rolle eines Flüchtlings, sondern die eines Vertheidigers, welche er in Antwerpen zu spielen sich anschickte.

Zur guten Stunde hatte er seinen Rückzug nach der obern Schelde bewerkstelligt, denn zwei Tage später würden ihn die Engländer umgangen haben, indem sie sich zwischen Batz und Santvliet gestellt und auf diese Weise der Scheldeexpedition ein erstes, sehr wichtiges Resultat veranlaßt hätten, nämlich eine vollständige neue Flotte zu nehmen und sie hinwegzuführen oder zu vernichten. In der That hatten die

Truppen der Division Hope, nachdem sie durch das Fahrwasser des Weeregat und des Sloë auf den Inseln Nord- und Süd-Beveland gelandet waren (S. Karte No. 51.), sich so schnell als möglich in Marsch gesetzt und waren am 2. August vor dem Fort Batz angelangt, welches von einer holländischen Garnison und von dem General Bruce besetzt war, welcher die verschanzten Posten der Insel Walcheren bereits übergeben hatte. Dies Fort, mit 30 Geschützen gespickt, welche in gleicher Linie mit dem Wasser aufgestellt und für die Fahrzeuge, die es angreifen wollten, sehr gefährlich waren, hatte gegen einen Angriff von der Landseite keine großen Vertheidigungsmittel. Jedenfalls hätte es sich mit einer Garnison und einem tapfern Commandanten doch einige Tage halten können. Es hatte zwar die erstere, nicht aber den letztern. Der General Bruce wollte ebensowenig zu Batz wie zu Middelburg in einer kleinen Feste ohne Kasematten und Blendungen, wo man durch das feindliche Feuer niedergeschmettert werden mußte, einen Widerstand bis aufs Aeußerste, noch dazu zum Besten der Franzosen leisten, und räumte daher das Fort, in welches die Engländer ohne Schwertstreich einzogen. Von diesem Augenblicke an wurden sie Meister des Ueberganges aus der einen nach der andern Schelde und hätten sie sich beeilt, ihre ganze Armee über die Inseln Nord- und Süd-Beveland herbeizuführen, wie sie es hinsichtlich der Division Hope gethan, so würden sie in wenigen Tagen in Antwerpen anzulangen vermocht haben, welches zwar ein befestigter Platz war, jedoch nur alte, zur Hälfte zerstörte Werke besaß, in denen sich höchstens 2000 Mann ohne eine Kanone auf den Wällen befanden und wo unter den durch das Erscheinen des Feindes überraschten Behörden eben so große Unruhe herrschte, als sich unter der flamändischen Bevölkerung auf Grund ihrer Abstammung und Gesinnung Uebelwollen kundgab. Zum Glück waren die beiden Commandanten der englischen Expedition, Sir John Strachan und Lord Chatham, der Ansicht, daß man zuvor die Belagerung von Vlissingen beendigen müsse, wodurch man erst in den Stand gesetzt werden würde, die gesammte Flotte in die westliche Schelde einzuführen und zur See nach Batz und Santvliet, den Ausgangspunkt für die Expedition zu Lande bis Antwerpen, zu gelangen. Diese Disposition gewährte der französischen Regierung einige Tage, in welchen sie die ersten Vertheidigungsmittel organisiren konnte.

Der Telegraph hatte am 31. Juli die Landung der Engländer auf der Insel Walcheren gemeldet und am 1. August war die ganze Regierung von der Wichtigkeit der drohenden Gefahr unterrichtet gewesen. In Abwesenheit Napoleon's bestand die Regierung aus den Ministern unter dem Vorsitze des Erzkanzlers Cambacérès. Bei dieser Gelegenheit konnten unter den Ministern nur drei eine Rolle spielen, die Minister des Kriegs und der Marine, die Herren Clarke und Decrès, weil sie speciell bei einer Angelegenheit betheiligt waren, welche die Sicherheit des Territoriums und der Flotte berührte, und der Polizeiminister Fouché, weil er der Einzige war, welcher seit dem Rücktritte des Herrn von Talleyrand eine gewisse politische Wichtigkeit bewahrt hatte. Seit der Ungnade dieses Letztern hatte er seine Existenz bedroht gesehen und war deshalb thätiger als gewöhnlich geworden, theils um sich wieder in Gunst zu setzen, wenn es ihm gelang, seinen Eifer in einem schwierigen Momente bemerkbar zu machen, theils um die Hauptperson zu spielen, wenn die Angelegenheiten des Kaiserthums in Gefahr gerathen sollten, was viele Leute zu fürchten, andere dagegen zu hoffen begannen. In der That sahen viele Geister Zeichen der Abnahme für Napoleon's Macht in dem spanischen Kriege, der sich ins Unendliche auszuspinnen schien, ebenso in dem deutschen Kriege, der für den Augenblick ein zweifelhaftes Ansehen gewonnen hatte, ferner in der Unruhe, die allmälig unter den Bevölkerungen sich geltend machte, wie in der Unzufriedenheit, welche die Angelegenheiten der Kirche erregten, deren Verlauf wir bald berichten werden. Für eine unruhige, nicht eben zuverlässige Persönlichkeit, welche bei jedem Glückswechsel an der Spitze bleiben wollte, bot sich demnach jetzt eine Gelegenheit, sich rührig zu zeigen.

Obwohl Herr Fouché dem Kaiser bedeutend schmeichelte, so war er doch der geheime Bundesgenosse aller Unzufriedenen und seufzte ganz leise mit ihnen über Das, was ihnen mißfiel, oder über die Uebel des Kaiserthums, dessen Ruhm er öffentlich in den Himmel erhob. So war der Minister Decrès, dieser mit so viel Geist begabte Minister, der aber nur Unglück in seiner Verwaltung hatte, darüber mißvergnügt, daß der Kaiser, der ungerechterweise ihm das Unglück der Marine schuldgab und hauptsächlich durch seine beißende und kühne Sprache verletzt war, sich nicht beeilt hatte, ihn zum Herzog zu erheben. Alsbald wurde Fouché der Vertraute und Freund des Herrn Decrès. Der Marschall Bernadotte, wegen eines Tagesbefehls an die Sachsen von der Armee zurückgeschickt, hatte seinen Stolz und seinen Groll mit nach Paris gebracht. Fouché hatte ihm sogleich die Hand gedrückt, sich über die Undankbarkeit, die ihm widerfahren, gerührt bezeigt und öffentlich die Rolle eines Mentors angenommen, indem er die Erbitterung des Fürst-Marschalls mäßigte und ihn verhindern wollte, neue Fehler zu begehen. Die Expedition nach Walcheren gab Gelegenheit, diese verschiedenen Stimmungen zum Ausbruch kommen zu lassen, und wenn irgend Etwas die Schwäche der Regierung bereits enthüllen konnte, so war es in der That der Umstand, daß man es wagte, unter einem solchen Gebieter wie Napleon überhaupt irgend eine politische Rolle zu erstreben.

Kaum traf die Nachricht von der Landung ein, als Herr Decrès zu den Ministern und zum Erzkanzler eilte, um außerordentliche Maßregeln zu veranlassen. Er benahm sich mit einer übertriebenen Wärme, weil er seit dem Ereignisse von Rochefort keine Ruhe mehr finden konnte. Sein Antrag ging dahin, man solle alle disponibeln Arbeiter von Paris abgehen lassen, die Nationalgarden in Masse aufbieten, an ihre Spitze einen Marschall von Frankreich stellen, den Marschall Bernadotte zum Beispiel, und den Feinden durch eine

wenn auch nicht wirkliche, doch scheinbare große Entfaltung von Streitkräften imponiren. Decrès sprach hierüber mit der Aufrichtigkeit eines für die Interessen seines Departements besorgten Ministers. Fouché, der durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen provisorisch den Minister des Innern, den tödtlich erkrankten Cretet vertrat, fand in den ihm für den Augenblick übertragenen Functionen einen ganz natürlichen Grund, sich vielfach in die auf die Expedition von Walcheren bezüglichen Angelegenheiten zu mischen. Die Nationalgarden fast in seinem Namen und auf seine eigene Hand einzuberufen, Proclamationen zu erlassen, eine große Anzahl Menschen in Bewegung zu setzen, nach eigener Wahl einen Militairhof zu ernennen, alles dies entsprach seinem doppelten Zwecke, in Schönbrunn sehr eifrig und in Paris sehr einflußreich zu erscheinen. Die Ansichten Decrès' billigte er ganz, und als der Ministerrath am 1. August Morgens unter dem Vorsitz des Erzkanzlers Cambacérès' versammelt war, unterstützte er die Vorschläge des Marineministers. Dieser, welcher sich sehr heftig und als einen von den Antwerpen bedrohenden Gefahren sehr eingenommenen Mann bezeigte, forderte die außerordentliche Einberufung von 100,000 Mann Nationalgarden und die Ernennung des Marschalls Bernadotte zu ihrem Befehlshaber. Allein diese Anträge, welche selbst im schlimmsten Falle übertrieben erscheinen konnten, erregten das Erstaunen und Mißtrauen des Kriegsministers Clarke, der seinem Charakter nach nicht zuverlässiger war, als Fouché, aber mehr Verstand und Scharfblick besaß und Napoleon's Geschmack an den Nationalgarden wie an dem Fürsten von Ponte-Corvo aufs Höchste bezweifelte. Er legte dem Conseil diese Zweifel vor und zählte hierauf die Mittel auf, welche zu seiner Verfügung standen, ohne zu den Nationalgarden greifen zu müssen, Mittel, welche in den durch Napoleon eingeführten provisorischen Halbbrigaden, in der Gensdarmerie, in den bereits unter dem Senator Rampon errichteten Elite-Nationalgarden und in den Truppen des Lagers von Boulogne bestanden. Das ganze konnte ungefähr 30,000 Mann ausmachen und sollte unter dem Senator Sainte-Suzanne, einem ehemaligen Offizier der Rheinarmee, stehen, welchen Napoleon in der Voraussicht einer englischen Expedition, mit dem Befehl über die Küsten von der Picardie bis nach Holland beauftragt hatte. Der genannte Senator hatte, obschon krank, seine Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Commandos erklärt. Endlich war noch der König von Holland selbst übrig, welcher mit einigen Truppen nach Antwerpen eilte und in seiner Eigenschaft als Connetable bereits im Jahr 1806 von Napoleon mit dem Befehle über die Küsten bekleidet worden war. Man war also im Stande, die Massenaufgebote und einen in Ungnade stehenden Feldherrn, wie den Fürsten von Ponte-Corvo entbehren zu können.

Der Erzkanzler, welcher auf der einen Seite dem Eifer Fouché's mißtraute, auf der andern aber fürchtete, daß man unter den vorliegenden Umständen nicht genug thäte, sprach sich nicht sehr offen aus, sondern besänftigte nur den Ungestüm des Herrn Decrès und schien sich der Ansicht des Kriegsministers hinzuneigen. Fouché, der nunmehr seinen neuen Freund Decrès nicht mehr mit derselben Lebhaftigkeit unterstützte, begnügte sich, ihm ins Ohr zu sagen, daß er seiner Meinung sei und überdies auf eigene Hand Alles thun werde, was man im Conseil nicht beschließen würde. Man trennte sich, ohne die Vorschläge Decrès' und Fouché's angenommen zu haben und betrachtete die von Clarke angegebenen Maßregeln für den ersten Augenblick für ausreichend, mit Vorbehalt der baldigen Anordnungen des Kaisers, welchen außerordentliche Couriere zu Schönbrunn von den letzten Ereignissen unterrichten sollten.

Der Kriegsminister ertheilte auf der Stelle Befehle, die mit den von ihm im Ministerrathe ausgesprochenen Ansichten übereinstimmten. Es befanden sich in Paris zwei aus vierten Bataillonen zusammengesetzte Halbbrigaden, die 3. und die 4.; diese ließ er durch die Post weiter befördern. Im Norden befand sich ein Bataillon von der Weichsel, einige Schwadronen polnische Lanciers und mehrere Batterien, die nach der Donau zu marschiren Befehl hatten; zwischen Boulogne und Brüssel waren die 6., 7. und 8. Halbbrigade aufgestellt und vier Bataillone von verschiedenen Regimentern cantonnirten zu Löwen; er dirigirte das Ganze nach der Insel Cadzand und nach Antwerpen. Wie bei andern Gelegenheiten hatte General Rampon den Auftrag erhalten, gegen 6000 Mann Elite-Nationalgarde zu commandiren, deren Organisation schon begonnen hatte. Der Minister Clarke befahl ihnen nach Antwerpen zu gehen. Dem Marschall Moncey empfahl er, die gesammte reitende Gensdarmerie der Norddepartements, welche sich auf ungefähr 2000 Reiter belief, zusammenzuziehen und endlich befahl er noch, sogleich, wenn man wegen Boulogne's sicher gestellt sein würde, alle Truppen, deren man würde entrathen können, nach Antwerpen zu detaschiren. Die drei Brigaden des Norddepartements, die zwei von Paris, die vier Bataillone von Löwen und das von der Weichsel machten zusammen fast 10,000 Mann Infanterie aus, während die Elite-Nationalgarde 5000 Mann umfaßte. Mit der Artillerie, der Gensdarmerie, den aus der Umgegend gezogenen Depots konnte man auf eine Streitmacht von 20,000 Mann rechnen, der sich das Lager von Boulogne und eine Division Holländer anschließen sollte, welche mit dem König Ludwig heranrückte. Dies war eine Gesammtmacht von 30,000 Mann, die, indem sie sich auf Antwerpen stützte, zur Vereitlung eines Handstreichs genügte. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, sie zur rechten Zeit eintreffen zu lassen, denn die größte Gefahr, der man für den Augenblick ausgesetzt war, lag in der Schnelligkeit, mit welcher die Engländer bei ihrer Operation verfahren würden. Man bedurfte mindestens vierzehn Tage, bevor diese Truppen nebst den Pferden, den Offizieren, dem nothwendigen Material zu Antwerpen zusammengezogen waren, und innerhalb vierzehn Tagen konnten die Engländer leicht Vlissingen genommen und Antwerpen belagert haben. Es lag daher

weniger an der Menge der Truppen, als an der Schnelligkeit, denn hinter den Mauern und den Ueberschwemmungen Antwerpens mußte die Anzahl und der Werth der Truppen von untergeordneter Wichtigkeit sein. Der General Clarke erließ die nöthigen Befehle, daß diese sämmtlichen Bewegungen mit möglichster Schnelligkeit ausgeführt würden. Nach Antwerpen schickte er einen höchst verdienstvollen Genieoffizier, Decaux, den nachmaligen Minister, und dem Könige von Holland schrieb er und meldete ihm, daß es nur auf ihn ankäme, in seiner Eigenschaft als Connetable das Commando zu übernehmen, wenn er es anders wolle.

Inzwischen begann Fouché seinerseits die große Bewegung, zu welcher der Ministerrath nicht geneigt zu sein schien, und schrieb deshalb an alle Departements der Nordgrenze, um sie im Namen des Kaisers zum Aufgebot der Nationalgarden aufzufordern. Das an die Präfekten adressirte und für die Veröffentlichung bestimmte Schreiben appellirte an die Ehre und an den Patriotismus der Bevölkerungen, sagte ihnen, daß Napoleon bei seiner Entfernung von den Grenzen, um in Oesterreich einzufallen, auf sie gezählt hätte und daß sie ohne Zweifel nicht dulden würden, daß eine Hand voll Engländer das geheiligte Gebiet des Kaiserreichs verletzen dürfte. Dieses Schreiben, welches eine Art von Proclamation war, erinnerte an den declamatorischen Styl vom Jahre 1792 und hatte offenbar den Zweck, die Geister aufzuregen. Administrativ-Circulaire, welche dem Schreiben des Ministers beigelegt waren, gaben die Mittel an, die Mannschaften einzuberufen, sie auszuheben, zu kleiden und zusammenzuziehen. Der Eifer der Präfekten wurde angerufen, um mit der größten Schnelligkeit zu verfahren.

Während diese auffälligen Maßregeln angekündigt wurden, kamen die bescheideneren und wirksameren des Kriegsministers zur Ausführung, aber leider minder schnell, als es erforderlich war. Eine außerordentliche Verwirrung herrschte in Antwerpen, wo man mit Mühe und Noth einige Hundert Mann Soldaten und Arbeiter auf die Wälle zu stellen hatte. Mit lobenswerthem Eifer begab sich der König von Holland in aller Eile dorthin und führte ungefähr 5000 Holländer mit sich, die alleinigen Truppen, über die er verfügen konnte und die er zwischen Bergen-op-Zoom und Antwerpen aufgestellt hatte. Dieser Fürst, der um den Holländern zu gefallen ökonomisch geworden war, unterhielt nur diese 5000 Mann, ferner vier Regimenter in Deutschland und ein oder zwei Bataillone in Spanien. Er hatte seine Armee und seine Flotte in Verfall gerathen lassen, um sich den Ansichten seiner neuen Unterthanen anzubequemen, und während er das, worüber er verfügen konnte, der Schelde zu Hülfe brachte, setzte er Holland den Angriffen der Engländer aus. Dieses Land, vormals freundlich gegen Frankreich und feindlich gegen England gesinnt, hatte sich ganz und gar umgewandelt, seitdem die Allianz mit Frankreich für dasselbe das Verbot der Meere herbeigeführt hatte. Jetzt sah es die Engländer fast wie Befreier herannahen. Ganz Belgien dachte so aus den nämlichen Gründen und überdies aus religiöser Gesinnung. Ein glücklicher Erfolg der Engländer konnte sehr leicht einen Aufstand der Bevölkerung zum Ausbruch bringen. Die in diesem Lande so einflußreiche Geistlichkeit zeigte sich seit dem Bruche mit dem Papste voll feurigen Eifers gegen die französische Herrschaft, und alle Glieder derselben, den einzigen von Napoleon ernannten Erzbischof von Mecheln ausgenommen, wendeten ihre Bestrebungen den Engländern zu.

In Bergen-op-Zoom angelangt, führte König Ludwig seine Truppen zwischen Santvliet und Antwerpen, um diesem letztern Orte Hülfe bringen zu können. Auf die einfache Erinnerung, welche das Schreiben des Ministers Clarke enthielt, übernahm er das Obercommando; er gab sich ganz den Eindrücken seiner lebhaften Einbildungskraft hin und schlug Maßregeln vor, welche den Umsturz des Landes vor der Zeit herbeigeführt und Antwerpen großen Nachtheil verursacht haben würden. Seiner Ansicht nach sollte das ganze Land von Antwerpen bis zur untern Schelde unter Wasser gesetzt und in alle Fahrwasser Schiffsrumpfe versenkt werden, mit einem Worte, um die Engländer zu vertreiben, sollte man fast eben so viel Schaden anrichten, als sie uns nur selbst zuzufügen vermochten. Der Commandant Decaux, ein Mann von großer Einsicht und ein sehr geschickter Ingenieur, kühlte glücklicherweise die eifrige Hitze des Königs von Holland, beschäftigte sich damit, die Forts Lillo und Liefkenshoek in einen bessern Stand zu setzen, ließ diese Forts unter Wasser setzen, um sie dadurch unzugänglich zu machen, während er die Ueberschwemmung Antwerpens noch aufschob, verständigte sich mit dem Admiral Missiessy wegen Herstellung mehrerer Verpfählungen in der Schelde, ließ die Mauern von Antwerpen ausbessern und brachte endlich einige Ordnung in die Vertheidigungsmaßregeln. Schon waren einige Tausend Mann von der 3., 4. und 6. Halbbrigade eingetroffen und die Douaniers, die Gensdarmerie, die Nationalgarden nacheinander angelangt, so daß man gegen den 10. bis 12. August über 8 bis 10,000 Mann verfügen konnte, die zwar schlecht organisirt waren, jedoch genügten, um die Garnison des Platzes zu bilden. Uebrigens waren die Engländer zum Glück eifrig auf die Belagerung von Vlissingen versessen. Der General Monnet hatte vor dem Schlusse der westlichen Schelde ungefähr 2000 Mann erhalten, und wenn man sich auch nicht schmeicheln durfte, daß er bis ans Ende Widerstand leisten würde, so verschaffte er doch wenigstens die nöthige Zeit, um die Vertheidigung Antwerpens organisiren zu können. Der General Rousseau, welcher die 8. Halbbrigade und einige Elite-Nationalgarden empfangen hatte, fuhr seinerseits fort, das linke Scheldeufer auf der Insel Cadzand besetzt zu halten. Auf diese Weise hielt man die Fortschritte des Feindes auf und dies war schon genug, um das Scheitern der britischen Expedition zu bewirken. Die Flotte war den Engländern entwischt; Antwerpen wurde für sie von Stunde zu Stunde schwerer zugänglich; Vlissingen allein war der Gefahr ausgesetzt,

ihre Beute zu werden, und in jedem Falle konnte man sich der Hoffnung hingeben, daß es ihre einzige Trophäe sein würde.

Als Napoleon durch einen außerordentlichen Courier die Nachricht von der Expedition von Walcheren empfing, ward er dadurch nicht weiter überrascht, denn er erwartete irgend ein Unternehmen gegen die Küsten und in dieser Voraussicht hatte er die beiden provisorischen Halbbrigaden, die drei der Norddepartements, so wie eine gewisse Anzahl Artilleriecompagnien, die er nicht unumgänglich nöthig brauchte, in Frankreich zurückgelassen. War er nicht überrascht, so war er noch weniger beunruhigt darüber, denn vom ersten Augenblick an beurtheilte er die Tragweite dieser Expedition und war überzeugt, daß — einige Unkosten, die es ihm machen würde, abgerechnet — der ganze Schaden auf Seiten der Engländer sein würde, die ohne allen Erfolg durch das Fieber zu Grunde gehen mußten, ohne weder Antwerpen noch die Flotte zu nehmen, letztere müßte denn schlecht geleitet werden. Hätte er seine Stellung mit unbefangeneren Blicken beurtheilt, so würde er gleichwohl gesehen haben, daß diese Expedition seiner Regierung einen sehr bedenklichen Schaden zufügte, nämlich den, auf schlagende Weise die Gefahren einer Politik zu enthüllen, welche, indem sie 300,000 Mann in Spanien, 100,000 in Italien und 300,000 in Deutschland hatte, keinen Mann behielt, um Antwerpen, Lille und Paris zu bewachen.

Im ersten Augenblicke war er, seltsam genug, nicht der Meinung Derjenigen, welche die seinige zu theilen geglaubt hatten, d. h. der Meinung des Generals Clarke und des Erzkanzlers Cambacérès (79). Beide hatten angenommen, daß er weder die Versammlung der Nationalgarden, noch die Ernennung des Marschalls Bernadotte billigen würde. Sie hatten schlecht vorhergesehen. Obwohl Napoleon es keineswegs liebte, seine Zuflucht zu raisonnirenden Bevölkerungen zu nehmen, welche ihre Beihülfe an Bedingungen knüpfen, und obwohl er Alles ahnte, was das Herz des Fürsten von Ponte-Corvo mit Haß gegen ihn erfüllte, so wußte er doch seinen Argwohn zurückzudrängen, wenn er einen großen Vortheil dabei erblickte. Zunächst war er nicht genau von der Wichtigkeit der Expedition von Walcheren unterrichtet und obschon er mit seinem überlegenen Scharfblick das Endresultat voraussah, so fühlte er sich doch nicht von jeder Besorgniß frei, als er von 40 bis 50,000 englischen Soldaten sprechen hörte, Soldaten, deren Werth er in Spanien kennen gelernt hatte. Er war weit entfernt, eine solche Streitmacht zu verachten und am wenigsten wünschte er, daß man bei ihrem Erscheinen gleichgültig bleiben könne. Sein Wunsch war vielmehr gewesen, daß beim ersten Signal die Nation sich erbittert und voll Eifers gezeigt hätte, auf den frechen Feind zu stürzen, welcher den Boden des Kaiserreichs zu verletzen wagte. Das wäre so viel gewesen, als den Enthusiasmus von 1792 mit der strengen Ordnung von 1809 vereinigen; allein man kann nicht nach Willkür Dinge so entgegengesetzter Art vereinigen. Indessen wird die Macht, je nachdem sie an Jahren zunimmt, auffällig nachsichtig gegen sich selbst, wie bedeutend auch ihre geistige Größe sein mag. Es ist dies eine Schwäche der Dauer. Napoleon, wie sehr er auch die Nation zu ermüden begann, wie sehr die Sichtbarkeit seines Ehrgeizes auch den unternommenen Kriegen eine Deutung gab, die ihm nicht günstig war, Napoleon glaubte dennoch, daß man ihm alles schuldig sei; daß bei der ersten durch seinen Fehler erregten Gefahr alle Franzosen aufstehen müßten; und außerdem hatte er sich das Vorurtheil eines Mannes von Genie angeeignet, daß nämlich eine Regierung, wenn sie will, einer Nation Alles das thun lassen kann, was ihr beliebt. Er war daher unzufrieden, daß seine Minister nicht beim ersten Erscheinen der Engländer auf dem Gebiete des Kaiserreichs an Frankreich appellirt, seinen Enthusiasmus aufgerufen, seine Aufopferung beansprucht hatten. Er glaubte, sie hätten es thun müssen und thun können, weshalb er auch ihre außerordentliche Kälte tadelte. Hauptsächlich aber hielt er es für nützlich, und hier war es keine Schwäche mehr, sondern überlegene Einsicht, den Engländern den Geschmack an dergleichen Expeditionen zu verleiden, indem man Massen des Volkes auf sie würfe. Er betrachtete es als einen großen Vortheil des Augenblicks, den Oesterreichern, mit denen er unterhandelte, zu beweisen, daß Frankreich bereit wäre, sich mit ihm zu vereinigen; und will man seinen letzten, in seinen Briefen offen ausgesprochenen Beweggrund kennen lernen, so wünschte er endlich, da ihm die Quellen der Recrutirung zu versiegen begannen, sich eine neue zu verschaffen, indem er bei einer starken Bewegung 60 bis 80,000 junge Nationalgarden zu gewinnen hoffte, die er, einmal ausgehoben, unter den Fahnen behalten, an das Waffenhandwerk fesseln und in Conscribirte der schönsten Art umschaffen wollte, denn sie standen Alle in einem Alter von 20 bis 30 Jahren. Daher tadelte er bitter den General Clarke und den Erzkanzler Cambacérès wegen ihrer übertriebenen Behutsamkeit; auch tadelte er die Herren Fouché und Decrès dafür, daß sie bei ihrer ausgesprochenen Ansicht nicht festgehalten, noch weit mehr, als die beiden Erstgenannten, weil sie sich nicht jener Ansicht angeschlossen hätten. Er schrieb an die Einen wie an die Andern, daß er ihr Zögern nicht begreifen könne; daß sie beim ersten Signal 60,000 Nationalgarden hätten ausheben, den Senat versammeln und sich desselben bedienen sollen, um zu Frankreich zu sprechen und zu beweisen, daß hinter den in der Ferne verwendeten Armeen noch die Nation selbst übrig wäre, bereit, jene allerwärts zu unterstützen und zu ersetzen. Vergleicht man diese Ansichten mit denen, die man ihm in allen Berichten seiner Zeitgenossen untergelegt hat, so wird man sehen, wie selten die Geschichte gut unterrichtet ist.

Weit entfernt, ungehalten auf Herrn Fouché zu sein, weil er die Nation aufgeregt habe, warf ihm Napoleon vielmehr vor, dieselbe nicht heftig genug aufgeregt zu haben. Was die Wahl eines Obercommandanten betraf, so zeigte er hierbei, wie sehr überlegen sein Urtheil über seine Leidenschaften war,

sobald ein großes Interesse es erforderte. Er empfand gegen die Eitelkeit, den Ehrgeiz, den ganzen Charakter des Marschalls Bernadotte eine tiefe Abneigung und ahnete vollkommen, was dessen Herz von gegenwärtigem und zukünftigem Verrathe barg; da er ihn jedoch unter allen denen, die sich in der Nähe des Schauplatzes der britischen Expedition befanden, für den einzig fähigen Mann hielt, das Commando zu übernehmen, so bedauerte er lebhaft, daß man ihn nicht zum Obercommandanten der im Norden vereinigten Truppen ernannt habe. Er warf deshalb seinen Ministern vor, ihn nicht gewählt zu haben, und befahl ihnen, ihm das Commando zu übertragen, wenn es noch Zeit dazu sei. Ebenso lebhaft wies er den Gedanken zurück, auf den man gekommen war, dem Könige Ludwig das Commando anzubieten. Er begann eine außerordentliche Unlust darüber zu empfinden, seinen Bruder Holland in einem beschränkten Interesse regieren zu sehen, ihn die Contrebande dulden, die Sache der Continentalsperre nur mittelmäßig unterstützen und oft im Stiche lassen zu sehen, ihn endlich allzusehr einem Systeme der Sparsamkeit hingegeben zu erblicken, welches zwar den Holländern angenehm, aber für ihre Armee und für ihre Marine verderblich war. Während er die Fehler seines Bruders gegen die kaiserliche Politik noch übertrieb, ging er soweit, Mißtrauen gegen ihn zu fassen, und er warf seinen Ministern vor, wie sie nicht bemerkt hätten, daß der König Ludwig bei dieser Gelegenheit mehr an Holland als an Frankreich denken und, um Amsterdam zu bewahren, Vlissingen nehmen und Antwerpen verbrennen lassen würde. Nichts war ungerechter, als ein solcher Argwohn, denn der König Ludwig eilte in diesem Augenblicke dem französischen Staatsgebiete zu Hülfe und stellte Amsterdam blos, um Antwerpen zu decken. Allein durch eine Correspondenz mit seinem Bruder gereizt, welche von Tag zu Tag bittrer wurde, tadelte Napoleon das Vertrauen, welches man in denselben gesetzt, und indem er zum Tadel noch Spott hinzufügte, schrieb er an seine Minister: Haben Sie etwa Ludwig gewählt, weil er den Titel eines Connetable führt? Aber Murat führt den eines Großadmirals: was würden Sie dazu sagen, wenn ich ihm eine Flotte zu commandiren gäbe? —

Nachdem diese Punkte geregelt, die Einberufung der Nationalgarden angenommen, der Marschall Bernadotte zum Obercommandanten ernannt worden war, erließ er über das zu befolgende Verfahren Instructionen, welche eine bewundernswerthe Klugheit, Gewandtheit und Voraussicht bekundeten. — Lassen Sie, schrieb er an seine Minister, keinen Versuch wagen, mit den Engländern handgemein zu werden. Ein Mann ist noch kein Soldat. ([80]) Ihre Nationalgarden, ihre Conscribirten der provisorischen Halbbrigaden, in buntem Gemisch, fast ohne Offiziere, mit einer kaum formirten Artillerie nach Antwerpen geführt und den Schaaren Moore's entgegengestellt, welche schon gegen die Truppen der alten Armee zu thun gehabt, würden sich schlagen lassen und der englischen Expedition ein Ziel liefern, welches ihr auf alle Fälle mangeln wird, sobald sie, wie ich hoffe, die Flotte nicht genommen hat, und sobald sie, wie ich sicher bin, Antwerpen nicht nimmt. Man braucht den Engländern nur das Fieber entgegenzusetzen, welches sie bald Alle verschlungen haben wird, und Soldaten, die hinter Verschanzungen und Ueberschwemmungen gedeckt sind, um sich daselbst zu organisiren und zu exerciren. In einem Monate werden die Engländer schaamerfüllt, durch das Fieber decimirt, abziehen und ich habe bei dieser Expedition eine Armee von 80,000 Mann gewonnen, die mir, falls der Krieg mit Oesterreich fortdauern sollte, gute Dienste leisten wird. —

Diesen Ansichten zufolge befahl Napoleon dem General Monnet, Vlissingen aufs Aeußerste zu vertheidigen, um die Engländer so lange als möglich in der Fieberregion zurückzuhalten und der Vertheidigung Antwerpens Zeit zu ihrer Vervollständigung zu verschaffen. Er schärfte ihm ausdrücklich ein, auch nicht eine Minute zu verlieren, um die Dämme zu durchstechen und die ganze Insel Walcheren unter Wasser zu setzen. Hierauf befahl er, die Flotte nach Antwerpen und selbst bis oberhalb desselben hinaufgehen zu lassen, wenn dies nicht bereits geschehen wäre, die Ueberschwemmungen nur da anzuordnen, wo sie nothwendig sein würden, und sich wohl zu hüten, Schiffrumpfe in die Fahrwasserstraße zu versenken, denn er wollte nicht, daß man die Schelde in der Absicht, sie zu vertheidigen, zu Grunde richtete; ferner die provisorischen Halbbrigaden, die Elite-Nationalgarden des Generals Rampon, die disponibeln Depotbataillons, die Gensdarmerie des Marschalls Moncey und die Holländer des Königs Ludwig, unter dem Marschall Bernadotte zu Antwerpen zusammenzuziehen und das Ganze, was eine Armee von 25,000 Mann bilden konnte, um Antwerpen herum hinter Dämmen und Ueberschwemmungen so aufzustellen, daß die Feste unzugänglich gemacht würde, ohne jedoch sich auf eine Schlacht einzulassen. da das Fieber allein, wie er wiederholte, statt seiner die Engländer schlagen sollte; weiter befahl er, nach dieser ersten Armee eine zweite zu bilden, die ausschließlich aus Nationalgarden bestehen, in fünf Legionen getheilt, durch eben so viele Senatoren, welche früher im Heere gedient hätten, commandirt werden und von der Tête de Flandre (einer Vorstadt in Antwerpen) bis zur Insel Cadzand ausgebreitet werden sollte, um das linke Ufer der Schelde zu bewachen, falls die Engländer daselbst zu landen versuchen würden; diese neue Armee möglichst gut zu organisiren, in dieselbe nicht abgedankte, ehemals im Dienste der Republik gewesene Offiziere, sondern aus den Infanteriedepots entnommene Offiziere, namentlich die Majors, die fast alle vorzüglich waren, zu berufen; das Material und Personal zu 80 Geschützen zusammenzubringen, was er dadurch ermöglichte, daß er von den Artilleriecompagnien, die er verlangt hatte, zehn in Frankreich zurückließ; diese Armee endlich unter die Befehle des Marschalls Bessières zu stellen, der von der bei Wagram erhaltenen Wunde genesen war, auf dessen Hingebung er zählte

und den er nicht ungern an die Seite des Fürsten Bernadotte stellte, um diesen Letztern zu unterstützen und zu überwachen. Napoleon, welcher recht gut wußte, daß man allezeit nur die Hälfte von Dem erhält, was man befiehlt und was man bezahlt, wollte für alle Wechselfälle zu jenen beiden Armeen noch eine dritte an der Maas gesellen, welche vom Rheine kommen und aus einigen anfangs nach der Donau bestimmten Halbbrigaden bestehen sollte. Er hatte bereits aus den Hospitälern und aus den Depots Italiens, so wie mittels über Straßburg eingetroffener und auf der Donau eingeschiffter Halbbrigaden eine beträchtliche Anzahl Soldaten erhalten, welche in die Armee von Deutschland einrangirt worden waren und diese letztere auf den schönsten Effectivbestand gebracht hatten. Er konnte also einen Theil der verlangten Streitkräfte entbehren und befahl daher, zu Straßburg Alles, was organisirtes Corps war, z. B. die Halbbrigaden, Halt machen, sie auf dem Rheine nach der Maas hinabgehen zu lassen, nach Wien aber nur Das zu dirigiren, was einfaches Detaschement wäre, geeignet, die Bataillone damit zu recrutiren, und dagegen zu Mastricht, unter dem Marschall Kellermann, eine in allen Waffengattungen vollständige, 10,000 Mann starke Truppe zusammenzuziehen, um den Marschall Bernadotte unter Antwerpen zu flankiren. Da Napoleon das Corps Bernadotte's auf 30,000 Mann, das von Bessières auf 40,000 und das Kellermann's auf 10,000 anschlug, so hoffte er in Flandern eine Armee von 80,000 Mann zu haben, von denen mindestens 50,000 leidlich organisirt wären, die sich übrigens binnen Kurzem völlig einüben mußten und die er vielleicht später unvermuthet selbst commandiren würde, wenn sich den Engländern eine gute Falle stellen ließ. Während er diese letztere in einem Labyrinth von Inseln, Morästen und Meeresarmen zurückhielt, gab er die Hoffnung nicht auf, dem Fieber noch eine plötzliche Combination hinzuzugesellen, welche sie für ihre ungeheure Expedition theuer zahlen lassen sollte; weit entfernt daher, über ein Unternehmen beunruhigt zu sein, welches im Grunde, wie schon gesagt, eine der unangenehmsten Seiten seiner Politik enthüllte, war er vielmehr darüber erfreut, weil er die Wahrscheinlichkeit einer glänzenden Revanche und die Entstehung einer neuen Armee zu den bereits in seinem Besitze befindlichen voraussah.

Als diese Instructionen in Paris eintrafen, erfüllten sie Fouché mit Stolz, Clarke und Cambacérès mit Verlegenheit. Jeder aber legte Hand ans Werk, um der Willensmeinung Napoleon's bestens nachzukommen. Fouché hatte bereits zur Einberufung der Nationalgarden so zu sagen förmlichen Sturm geläutet. Er hatte zuerst seinen Aufruf an zehn Departements gerichtet: nach Empfang der Briefe aus Schönbrunn wendete er sich an zwanzig und schickte sich sogar an, eine noch größere Zahl in Anspruch zu nehmen. Die Departements Schelde, Lys, Nieder-Maas, Jemappes, Ardennen, Marne, Aisne, Nord, Pas-de-Calais, Somme, Untere Seine, Oise, Seine-Oise, Seine, Seine-Marne, Aube, Yonne, Loiret, Eure-Loire und Eure wurden in Contribution gesetzt, um Nationalgarden-Contingente zu stellen. Die Präfecten riefen die Maires zusammen und organisirten eine Art von Conscription, welche anscheinend freiwillig, in Wirklichkeit aber gezwungen war und welcher man sich entzog, indem man für den Tag eine gewisse Summe an unbeschäftigte Arbeiter und Taugenichtse bezahlte, mit denen man nichts anzufangen wußte. In der That gab es sehr wenig eifrige Bürger, die sich zum persönlichen Dienste anboten, denn man erblickte in dieser Vereinigung von Nationalgarden nur eine neue Art von Conscription. Man glaubte nicht sehr an die Gefahr der britischen Expedition und in jedem Falle legte man sie der Politik zur Last, welche die französischen Grenzen unbewacht ließ, um die fremden Grenzen zu überfallen. In den belgischen Departements verstand man sich nur wenig zu diesen neuen Aufgeboten, weil hier ein schlechter Geist herrschte; und in den Departements des Centrums und des Südens geschah dasselbe, weil man in der Ferne die Gefahr mit kälterem Blute beurtheilte. In den alten Departements dagegen, welche dem Norddepartement und der Küste näher lagen und in denen der Haß gegen die Engländer immer rege gewesen war, stellte man sich mit einem gewissen Eifer ein. Diese letzteren hatten bereits dem General Rampon Elite-Compagnien, welche aus alten Soldaten zusammengesetzt waren, geliefert. Sie stellten nunmehr auch Mannschaften für die neuen Corps, deren Errichtung Napoleon anbefohlen hatte. Fouché, welcher revolutionair verfuhr, zögerte nicht, auf das Budget des Ministeriums des Innern beträchtliche Ausgaben für die Kleidung der Nationalgarden anzuweisen. Er entwickelte — halb aus Eifer, halb aus Ostentation — eine Thätigkeit, welche alsbald verdächtig werden mußte, denn sie überschritt die Grenze des Einfachen und Nützlichen. Namentlich zeigte er in Paris einen hitzigen Eifer, der auffällig schien. In dieser großen Hauptstadt, die daran gewöhnt ist, so rasch vom Enthusiasmus zur Spöttelei überzugehen, hatte sich seit dem spanischen Kriege die Stimmung gegen Napoleon geändert. Die Engländer so nah auf dem Halse zu haben, während man sich zu Madrid und Wien befand, den Papst in Rom gefangen zu halten, während man ihn in Notre-Dame so sehr geschmeichelt hatte — dies Alles erschien als Inconsequenz, die zu schonen man sich nicht mehr die Mühe nahm. Nach dem, was die Bülletins der Polizei besagten ([81]), war Paris seit einem Jahre nicht wieder zu erkennen und Napoleon hatte — ein beklagenswerther Umstand, der aus dem Mißbrauch des Krieges entsprang — den Patriotismus dergestalt ermüdet, daß man heimlicherweise lügenhafte Bülletins des Erzherzogs Karl circuliren ließ, welche die Erfolge der französischen Armee in Abrede stellten; nicht daß man bereits so strafbar gewesen wäre, diese Erfolge nicht mehr zu wünschen, sondern vielmehr weil man begann, ohne an Napoleon's Genie, doch an seinem Glücke zu zweifeln und weil er nun einmal die gefährliche Vorliebe zur tadelnden Kritik hatte wieder aufkommen lassen. Aus diesen Gründen hatte es

Fouché Mühe gekostet, die Jugend, welche Pferde und Uniformen liebt, in Bewegung zu bringen und einige Bataillone Nationalgarden in Paris zu organisiren. Er hatte sich gezwungen gesehen, zu ihr von einer Ehrengarde zu sprechen, welche die Person des Kaisers geleiten sollte, ohne weit ins Ausland hinein verwendet zu werden, und gleichwohl war er, um die leeren Räume vollzählig zu machen, genöthigt, arbeitslose Leute zu besolden. Hierauf überließ er sich dem Vergnügen, eine Revue mit ihnen vorzunehmen, ein gefährliches Vergnügen, das ihm später theuer zu stehen kommen sollte. Was den Kriegsminister Clarke betrifft, so beschäftigte sich dieser viel ernsthafter. Beim Empfang der Schreiben Napoleon's hatte er den Fürsten von Ponte-Corvo rufen und denselben nach Antwerpen abgehen lassen. Schon näherten sich die disponibeln Halbbrigaden der Schelde; die durch die Sorgfalt des Marschalls Moncey vereinigte Gensdarmerie hatte zweitausend Reiter gestellt; die Artillerie war von den Straßen des Elsaß nach denen von Flandern abgelenkt worden; und es begannen sich, wenn auch mit vieler Verwirrung, die Vertheidigungsmittel auf den anfangs entblößten Punkten Antwerpen, der Tête de Flandre, dem Sas van Gent, Breskens und auf der Insel Cadzand zu häufen.

Glücklicherweise hatten die Engländer aus der verstrichenen Zeit wenig Vortheil gezogen. Sie hatten endlich alle ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Lande in der östlichen Schelde vereinigt. Ihre Flotte war über die verschiedenen Kanäle verbreitet, welche die Insel Walcheren von den Inseln Nord- und Süd-Beveland scheiden; ihre Truppen stationirten auf der Insel Walcheren und Vlissingen und auf Südbeveland um das Fort Batz herum. Sie glaubten nicht mit Sicherheit marschiren zu können, bevor sie nicht für ihre Flotte die Passage der westlichen Schelde durch die Einnahme von Vlissingen eröffnet hätten, die ihnen gestatten sollte, ihre ganze Armee zu Wasser vor Batz und Santvliet zu führen. In Folge dieses Entschlusses hatten sie die ersten Tage des Augusts zu Belagerungsarbeiten vor Vlissingen verwendet und zu diesen Arbeiten ihre besten Truppen genommen. Der General Monnet, welcher, wie wir gesehen, 2000 Mann aus verschiedenen Regimentern, namentlich zwei französische Bataillone, das eine vom 48., das andere vom 65. Regimente, erhalten hatte, benutzte dieselben zur besseren Vertheidigung des Terrains, als es in den ersten Tagen geschehen war. Die neuen Truppen, die man ihm zugeschickt hatte, waren, obschon jung, doch voll Ehrgefühl und erfüllten ihre Pflicht besser, als der Haufen Ausländer, aus denen anfangs die Besatzung von Vlissingen bestand.

Nach erlittenem Verluste von 12 bis 1500 Mann sah er sich gegen den 10. August vollständig in dem Platze eingeschlossen und communicirte einzig und allein durch seine Rechte mit den Posten Rameskens, einem Punkte, von welchem aus er, den dringenden Befehlen Napoleon's gemäß, versucht hatte, die Dämme zu durchstechen. Es war jedoch, entweder weil die Fluth nicht hoch genug ging, oder weil der Boden nicht ganz geeignet war, die Ueberschwemmung aufzunehmen, nur wenig Wasser auf die Insel getreten und die auf die Höhe der Chausseen postirten Engländer hatten vor Vlissingen bleiben können, wo sie an der Aufführung von Batterien arbeiteten, um die Stadt durch ein überwältigendes Feuer zu unterwerfen. Dies war ein kritischer Moment für die Vertheidigung, denn der General Monnet besaß keine Kasematten, unter welchen er seine Truppen schützen konnte. In der Stadt selbst befand sich eine nicht sehr zu Frankreichs Gunsten gestimmte Einwohnerschaft, wie alle dem Seewesen obliegenden Bevölkerungen; unter der Besatzung gab es ein Drittel wenig krieggewohnte, aber treue Franzosen und zwei Drittel Ausländer, wahre Banditen, welche die Verwirrung einer Belagerung benutzten, um die Einwohner zu plündern und zu erbittern. Es war demnach eine äußerst schwierige Lage, den furchtbaren Angriffsmaßregeln, welche sich vorbereiteten, Widerstand leisten zu sollen.

Die Engländer richteten sich nach guten Grundsätzen hinsichtlich des Angriffs der festen Plätze und beschlossen daher, ihre Hülfsmittel von Artillerie auf einmal in Anwendung zu bringen. Einerseits arbeiteten sie an der Aufführung ihrer Brandbatterien, andrerseits daran, einen Theil der Division Gardner, die aus Linienschiffen und Fregatten bestand, in das Fahrwasser von Deurloo einzuführen, um so den Platz von der Land- und Seeseite zu beschießen. Schon war es ihnen gelungen, ihn auf der Landseite zu umgehen, indem sie dem Weere-Gat folgten und in den Sloë hinabzogen. (S. Karte No. 51.)

Nachdem die Fregatten Mühe gehabt, einzudringen, da es an Lootsen fehlte und alle Baken weggenommen waren, begannen sie am 11. August in das Fahrwasser des Deurloo einzulaufen und vor Vlissingen zu defiliren, indem sie auf seine Mauern eine Kanonade richteten, die man ihnen kräftig zurückgab. Sie führten ihre Vereinigung mit den Fahrzeugen von kleinerer Construction aus, welche durch den Sloë bis vor Rameskens hinabgegangen waren. Nach den Fregatten liefen am 12. die Linienschiffe in das Fahrwasser ein und alsbald ließ der englische General, nachdem er Vlissingen zur Uebergabe aufgefordert, die Land- und Seebatterien auf einmal spielen. Niemals hatten auf einem kleineren Raume mehr Geschütze auf einmal ihre Donner entsendet. Die Landbatterien zählten, theils an Vierundzwanzigpfündern, theils an großen Mörsern, mehr als 60 Stücke von schwerem Kaliber. Die Division von Linienschiffen, Fregatten und Bombenschiffen, die durch das Fahrwasser des Deurloo eingelaufen war, hatte deren 1000 bis 1100, welche ohne Aufhören Kugeln, Haubitzen und Bomben auswarfen. Nachdem diese schreckliche Kanonade vierundzwanzig Stunden angehalten, stand die Stadt in Flammen; alle Häuser waren von Kugeln durchschossen, alle Dächer niedergeschmettert. Die Bevölkerung stieß Verzweiflungsgeschrei aus. Die das Meer bestreichenden Batterien antworteten mit Nachdruck und

verursachten dem britischen Geschwader ernstlichen Schaden. Letzteres war jedoch zahlreich genug, um die beschädigten Fahrzeuge in der Linie zu ersetzen und überdies hatte es sich in Folge der Freiheit seiner Bewegungen so aufgestellt, daß es unsere Batterien von der Seite erreichen konnte. Der Kampf konnte nicht lange unterhalten werden, ohne daß unsere Kanoniere insgesammt außer Stand gesetzt wurden, sich weiter zu schlagen. Seit dem 14. war die Mehrzahl derselben getödtet oder verwundet. Man hatte sie durch Linienſoldaten zu ersetzen gesucht, allein diese konnten bei dem Mangel an Erfahrung nicht an die Stelle der Artilleristen treten und überdies waren die Geschütze selbst fast sämmtlich demontirt. Als am 14. das Feuer des Platzes beinahe ganz zum Schweigen gebracht war, gewährte der englische General der Festung eine Frist, um sie von Neuem zur Uebergabe aufzufordern. Da er nicht sofort Antwort erhielt, begann er sie wieder zu beschießen. Diese neue Kanonade versetzte Vlissingen in einen solchen Zustand, daß ein längerer Widerstand unmöglich ward. Man erwiderte das Feuer nicht, denn unsere Batterien waren bis auf die letzte zerstört. Mit Ausnahme der Franzosen, welche die Minderzahl bildeten, verweigerten die Truppen den Dienst und überließen sich nur dem Plündern. Die trostlose Bevölkerung forderte die Uebergabe, denn da mehrere Stücken Mauer eingeschlossen waren, so sah man sich einer Erstürmung ausgesetzt. Unter solchen Umständen willigte endlich General Monnet ein, zu capituliren und unterzeichnete am 16. August die Uebergabe des Platzes. Obschon man Capitulationen nie entschuldigen darf, so muß man doch zugestehen, daß hier eine längere Vertheidigung unmöglich war und daß sie die Uebergabe nur um einen Tag verzögert, die Garnison und die Einwohnerschaft aber allen Folgen einer Erstürmung ausgesetzt haben würde. Uebrigens war durch den General Monnet, welcher den Feind siebzehn Tage vor Vlissingen aufgehalten, und durch den General Rousseau, welcher die Landung auf der Insel Cadzand verhindert hatte, die britische Expedition zu Grunde gerichtet worden.

Nach der Einnahme von Vlissingen mußte man sofort gegen Antwerpen vorrücken; allein hier wurde die Operation doch bedenklicher und gefahrvoller, da es sich jetzt darum handelte, mitten durch französisches Gebiet und zwischen weiten Ueberschwemmungen hindurch zu marschiren, um die Belagerung eines bedeutenden Platzes zu unternehmen, der bereits mit Verstärkungen angefüllt war, die ihm von allen Seiten zugeschickt worden waren. Wäre man in diesem Augenblicke noch eben so entschlossen wie bei der Abfahrt gewesen, so würde das Einfachste gewesen sein, alle Truppen mit ihrem Kriegsmaterial auf den Inseln Nord- und Süd-Beveland auszuschiffen, diese Inseln zu Lande zu durchziehen, wie es die Division Hope gethan, um das Fort Batz zu nehmen, dann auf diese Weise direct auf Santvliet zu marschiren, ohne damit die Zeit zu vergeuden, daß man die zahllose Menge von Linienschiffen, Fregatten und Transportschiffen, die man mit sich führte, in das Innere der Schelde eindringen lasse. Ueber diesen Punkt erhob sich ein lebhafter Streit zwischen den beiden Commandanten der Land- und der Seetruppen, wie es stets bei derartigen Expeditionen vorkommt, wo Truppen von so verschiedener Beschaffenheit concurriren. Der Admiral, welcher wünschte, daß man sogleich landen sollte, um sich zu Lande nach Batz zu begeben, machte die Schwierigkeit geltend, unter dem Feuer der noch in den Händen der Holländer und Franzosen befindlichen Batterien durch die beiden Schelden und durch ganz unbekannte Fahrwasser eine Menge von Kriegs- und Transportschiffen zu führen, die sich der Zahl nach mit den Kanonierschaluppen auf 12 bis 1500 beliefen, und sich bugsiren zu lassen, um die Strombahn hinaufzukommen, was eine unbestimmte Anzahl von Tagen erfordern mußte, während man, wenn man landete, wo man sich eben befand, in achtundvierzig Stunden nach Batz gelangt sein konnte. Der Commandant der Landtruppen wollte dagegen sein gesammtes Kriegsmaterial zu Batz und Santvliet ans Land gesetzt haben und berief sich dabei auf die Unmöglichkeit, mit diesem so schwerfälligen Geschütz ein von Meeresarmen, Kanälen und Dämmen durchschnittenes Terrain zu durchziehen, um in das Innere der beiden Schelden zu gelangen. Hauptsächlich machte er die Nothwendigkeit geltend, Uebergangsmittel zu besitzen, um den Kanal von Bergen-op-Zoom zu überschreiten und von der Insel Südbeveland nach dem Festlande überzusetzen, auf welchem Antwerpen gelegen ist. Es ist wahrscheinlich, daß der General, auf welchem die Verantwortlichkeit für das Unternehmen zu Lande lastete, die Expedition nicht ungern in die Länge gezogen sah, die ihn jetzt, wo man auf dem Grund und Boden des Kaiserreichs marschiren mußte, in Schrecken setzte.

Als nach einem heftigen Streite der General Graf Chatham, dem die Entscheidung zukam, wie er seine Armee verwenden wollte, verlangte, daß man seine Truppen und sein Kriegsgeräth zu Wasser bis Batz und Santvliet fortschaffen sollte, konnte der Admiral nicht mehr umhin, sich zu unterwerfen und die Einführung dieser gewaltigen Rüstung in die beiden Schelden zu unternehmen. In der That versuchte er dies sowohl in der östlichen wie in der westlichen Schelde, indem er in die erstere die kleineren Fahrzeuge und in die andere die großen Schiffe — wie Fregatten und Linienschiffe — einführte. Man mußte jedoch tagtäglich die Fluth abwarten und, wenn der Wind ungünstig war, sich bugsiren oder längs des Ufers hinaufschleppen lassen. Seit dem 16. August waren sämmtliche Seeleute des Geschwaders zu dieser mühsamen Arbeit verwendet.

Inzwischen hatte sich der Fürst von Ponte-Corvo nach Antwerpen begeben, wo er am 15. eintraf, und daselbst zur guten Stunde mit der Autorität seines Ranges auftrat. Der König Ludwig, der inmitten dieser Verwirrung bestürzter Leute und kaum organisirter Truppen nicht mehr wußte, auf wen er hören sollte, hatte sich beeilt, das Commando dem Fürst-Marschall zu übergeben, und sich hierauf nach Bergen-op-Zoom und von da nach Amsterdam zurückgezogen,

um für die Sicherheit seiner eigenen Staaten Sorge zu tragen. Uebrigens hatte er seine 5000 Holländer zwischen Santvliet und Bergen-op-Zoom zur Disposition des Marschalls Bernadotte zurückgelassen, welcher sie mit seinen Truppen vereinigen durfte.

Bei seiner Ankunft hatte der Marschall drei bereits vereinigte Halbbrigaden, mehrere der 24. Militairdivision entnommene vierte Bataillone, ein polnisches Bataillon, 3 bis 4000 Elite-Nationalgarden, ungefähr 2000 berittene Gensdarmen, etwa 1000 aus den Depots eingetroffene Cavalleristen und mehrere Artilleriecompagnien vorgefunden, welche im Ganzen eine Masse von zwanzig und etlichen Tausend unter den Waffen befindlichen Soldaten bildeten, von denen 12 bis 15,000 fähig waren, sich in Linie zu zeigen, wozu noch vierundzwanzig ziemlich schlecht bespannte Kanonen hinzukamen. Dieses Gemisch von Truppen würde der englischen Armee gegenüber sich ziemlich schlecht ausgenommen haben, zumal wenn dasselbe wie in Spanien commandirt gewesen wäre; allein hinter den Ueberschwemmungen der Schelde und den Mauern von Antwerpen, unter dem Commando eines krieggewohnten, Vertrauen einflößenden Marschalls, waren diese Truppen hinreichend, um den sich vorbereitenden Angriff zu vereiteln. Allerdings war die Verwirrung in Antwerpen noch groß und der Augenblick wäre für einen kühnen Feind noch günstig gewesen, der sich nach der Einnahme von Vlissingen nach Antwerpen begeben hätte, wo er am 17. anlangen konnte, während der kaum angekommene Marschall, der weder den Platz noch seine Armee kannte, noch nicht einmal das Commando zu ergreifen vermocht hatte. Der Erfolg, der am 1. August leicht war, hätte man sich nicht mit der Einnahme Vlissingens aufgehalten, wurde am 16. nach der Einnahme dieser Festung schwer, da sich jetzt in Antwerpen bereits eine ansehnliche, wenn auch schlecht organisirte Truppenmasse, Munition und ein Oberanführer befand; und die Schwierigkeit gestaltete sich mit jedem Tage mehr zur Unmöglichkeit, denn, abgesehen davon, daß die Truppen sich unablässig vermehrten, so begannen sie sich auch zu organisiren, was noch mehr werth war, als jene Vermehrung.

Der Marschall Bernadotte, welcher sich mit zwei tüchtigen Männern, dem Admiral Missiessy und dem Commandanten des Geniewesens Decaux, in Vernehmen setzte, vervollständigte in der That die für den Fall eines Marsches der Engländer auf Antwerpen getroffenen Dispositionen. Die Forts Lillo und Liefkenshoek wurden in völligen Vertheidigungsstand gesetzt und mit bedeutenden Ueberschwemmungen umgeben; im Rücken von diesen Forts schützten zwei Verpfählungen die Flotte. Diesseits dieser beiden Verpfählungen sollte eine zahlreiche an den Ufern der Schelde schiffende Flotille dieselben durch Streichfeuer decken und die zehn Linienschiffe der Flotte, welche frei in ihren Bewegungen waren und keine Brander mehr zu befürchten hatten, konnten die Vertheidigung Antwerpens mit 8 bis 900 Geschützen von schwerem Caliber unterstützen. Der Platz selbst endlich, den man unter Wasser zu setzen sich anschickte, deckte sich mit Verschanzungen, Palisaden, Kanonen und füllte sich mit Truppen an. Der Marschall Bernadotte ließ diese Truppen die Revue passiren, organisirte sie, suchte sie auf den Anblick des Feindes in der Nähe vorzubereiten, begann ihnen Selbstvertrauen einzuflößen und vollendete die Bespannung ihrer Artillerie, während sich im Rücken, vom Tête de Flandre bis Brügge zahlreiche Abtheilungen von Nationalgarden sammelten, welche die Armee des Marschalls Bessières bilden sollten. Der tapfere General Rousseau bewachte mit einer der ihm zugesendeten Halbbrigaden alle Zugänge der Insel Cadzand und das linke Scheldeufer.

Nachdem die Engländer auf die Einnahme Vlissingens siebzehn Tage verwendet, brauchten sie abermals zehn Tage, um mittels des Segels oder des Schlepptaues ihre 12 bis 1500 Fahrzeuge ins Innere der beiden Schelden einzuführen. Am 25. hatten sie zwischen Batz und Santvliet zwei- bis dreihundert Fregatten, Corvetten, Briggs, Kanonenschaluppen beisammen und waren im Stande, mit ihrer Armee den Kanal von Bergen-op-Zoom zu überschreiten, der, wie gesagt, die westliche mit der östlichen Schelde verbindet. Sie konnten entweder in ihren zahlreichen Booten übersetzen oder zur Zeit der Ebbe, wo ihnen das Wasser bis an die Schultern ging, durchwaten. Jenseits des Kanals aber mußte man das Gebiet des Kaiserreichs, einen erfahrenen General und eine Armee angreifen, deren Stärke sich durch die Uebertreibungen der Franzosen und durch die Furcht der Engländer vergrößert, dem Gerücht nach auf 40,000 Mann belaufen sollte. Das war jedoch noch nicht Alles: die Landplage, welche das mit dem Angriffe von Vlissingen beauftragte Corps verschont hatte, weil Thätigkeit im Allgemeinen die Armeen vor dem Fieber schützt, hatte nicht nur die nach Südbeveland hinabgegangenen Truppen überfallen, sondern auch die Division, die nach beendigter Belagerung von Vlissingen auf der Insel Walcheren sich erholte. Der Müssiggang, das schlechte Wasser, welches man trank und welches Sumpfwasser war, hatten einen um so größeren Einfluß geübt, je zahlreicher die versammelte Menschenmenge war. Seit dem 16. August, dem Tage der Uebergabe von Vlissingen, bis zum 26., wo die Streitkräfte vor Batz eintrafen, waren 12 bis 15,000 Mann vom Fieber befallen worden und bei vielen von ihnen hatte es einen bösartigen Charakter angenommen. Sie starben zu Tausenden und man wußte nicht, wo man sie einquartiren sollte, denn die fortwährend halb überschwemmten Inseln Seelands boten wenig Hülfsquellen dar und Vlissingen hatte kein Dach mehr, unter welches man die Kranken mit Sicherheit unterbringen konnte. Nachdem man einige tausend Mann in Vlissingen zurückgelassen, blieben, nach Abzug der Verwundeten und Kranken, von 44,000 nur noch 24 bis 25,000 Mann übrig, die man nach Antwerpen führen konnte.

Angesichts dieses Zustandes der Dinge versammelte Lord Chatham, der überdies durch die Erzählung der angeblich in Marschall Bernadotte's Hand vereinigten Hülfsmittel eingeschüchtert war, am 26.

August zu Batz, einen Kriegsrath, um einen Entschluß über den ferneren Gang der Expedition zu fassen. Alle Generallieutenants wohnten diesem Kriegsrathe bei. So wie jetzt die Sachen standen, war es sehr augenscheinlich, daß es unmöglich sein würde, den Kanal von Bergen-op-Zoom, sei es unmittelbar oder in Booten, zu überschreiten und dann auf Antwerpen zu marschiren, ohne sich einer Niederlage auszusetzen. Man mußte in der That unterwegs auf unbezwingliche Schwierigkeiten stoßen, wenn anders die Franzosen so klug waren, keine Schlacht zu liefern und nur das Hinderniß des Wassers entgegenzustellen. Nothwendigerweise mußte man diesem Hindernisse gegenüber aufgehalten werden, während das Fieber seine Verheerungen fortsetzen und die agirende Armee von 24 auf 20,000, ja vielleicht auf 15,000 reduciren konnte. Und wenn man, wie Alles voraussehen ließ, vor Antwerpen nichts ausgerichtet hatte, wie sollte man es dann anfangen, um sich vor den Franzosen zurückzuziehen, die sich beeilen würden, aus ihren Verschanzungen hervorzubrechen und eine durch Fieber und mißlungene Versuche demoralisirte Armee zu verfolgen? Zum Allerhöchsten konnte man sich vielleicht die Möglichkeit bewahren, mit heiler Haut wieder über den Kanal von Bergen-op-Zoom zurückzugehen.

Diese Gründe waren vortrefflich, und wenn man am 1. August alle Aussicht auf günstigen Erfolg, ja selbst am 16. noch einige darauf hatte, so blieb am 26. durchaus keine mehr übrig und es wäre Wahnsinn gewesen, das Ziel der Expedition noch weiter zu verfolgen. Man mußte sich demnach mit der Eroberung von Vlissingen begnügen, einer Eroberung, die man freilich nicht zu bewahren verstanden und die man mit ungeheuern Kosten und mit 15 bis 20,000 Kranken bezahlen sollte, während man dabei noch die Schmach hatte, die größte Seeexpedition des Jahrhunderts aufs Lächerliche zurückgeführt zu sehen. Jetzt bedurfte es keiner langen Berathung mehr. Man sendete sofort die Ansicht des Kriegsraths nach London. Innerhalb 48 Stunden konnte ein Schiff dieselbe hinbefördern und die Antwort zurückbringen. Unterdessen beschäftigte man sich damit, zurückzugehen und Kranke zur Rückreise nach England einzuschiffen.

Am 2. September genehmigte das britische Cabinet die Ansicht des Kriegsraths und bestätigte das Aufgeben dieser Expedition, welche so große Anstrengungen gekostet und so weitgehende Resultate in Aussicht gestellt hatte. Aufs Neue begannen die Engländer die schwierige Operation, 12 bis 1500 Schiffe jeder Form und Größe die Schelde entlang zu schleppen und ihre Mannschaften, Pferde und Kanonen einzuschiffen. Eine große Anzahl Schiffe ging nach den Dünen unter Segel. Man konnte jedoch die Armee nicht dort lassen, wo sie sich eben befand. Bereits waren 15 bis 18,000 erkrankte Soldaten außer Stande, zu dienen. Man schiffte sie ein, so gut man konnte, indem man unablässig Schiffe zwischen der Insel Walcheren und den Dünen hin- und herpassiren ließ. Da man den total mißglückten Erfolg dieser Expedition durch eine sofortige Räumung Vlissingens nicht eingestehen wollte, so beschloß man eine Garnison von ungefähr 12,000 Mann daselbst zurückzulassen, und da das Trinkwasser eine Hauptursache des Fiebers war, so sollten täglich 800 Tonnen Wasser von den Dünen nach Vlissingen geschickt werden. Die Transportschiffe setzten unaufhörlich diese Ueberfahrt fort, führten Wasser herbei und brachten Kranke zurück. Schon waren 4000 auf Walcheren umgekommen. Zwölftausend waren nach England zurückgeschafft worden, wo kurz nach der Ankunft Viele starben und da sich die Besatzung von Vlissingen mit jedem Tage verminderte, so faßte man den Beschluß, daß nur die zur Vertheidigung des Platzes unumgänglich nöthige Zahl von Truppen daselbst zurückbleiben sollte. Man behielt sich sogar vor, die Festung definitiv zu räumen und die Werke zu sprengen, wenn der Friede, welcher bald unterzeichnet werden mußte, die französischen Armeen von der Donau nach der Schelde zurückführte.

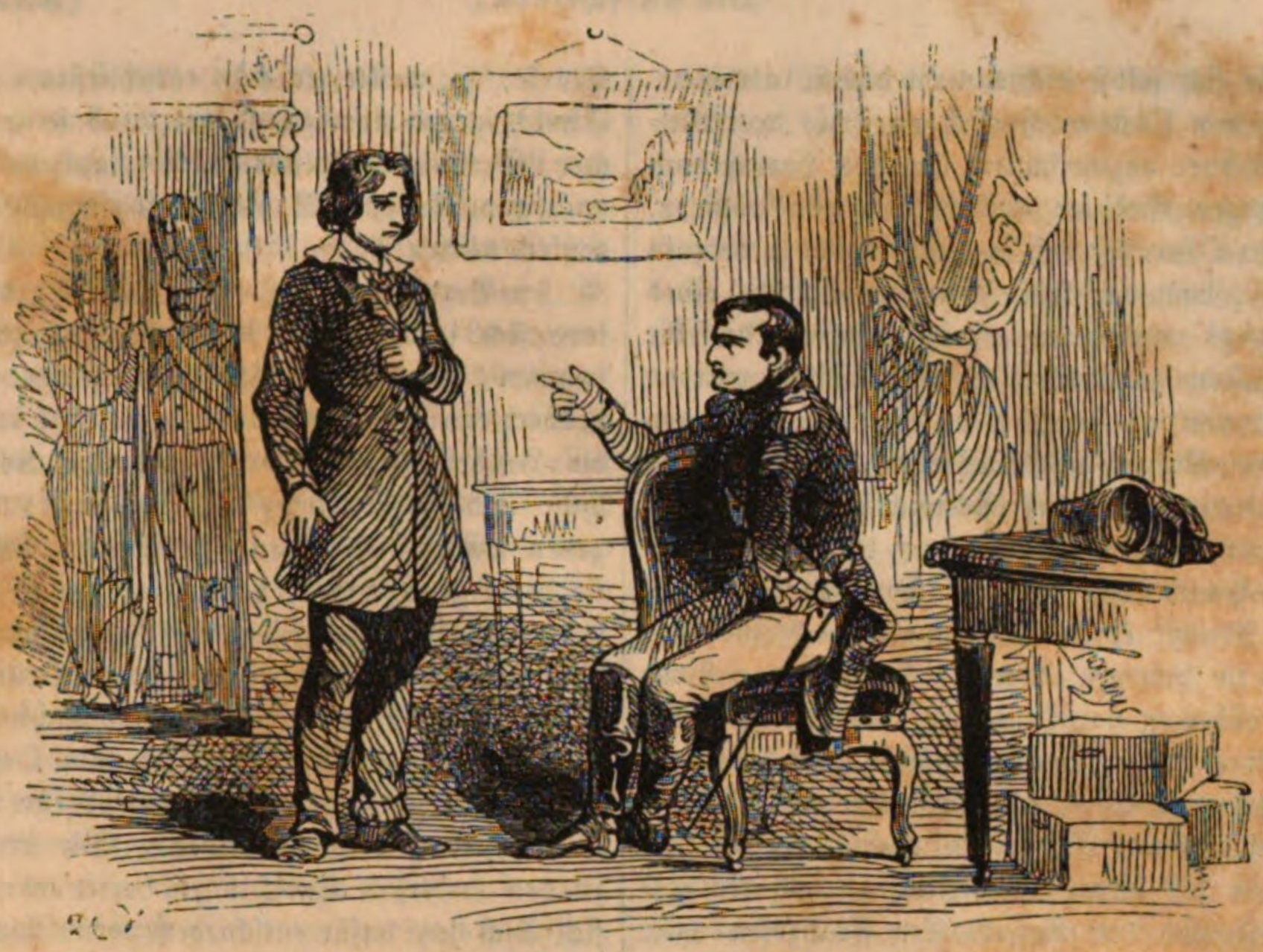
Als die Franzosen die rückgängige Bewegung der Engländer gewahrten (und sie wurden dieselbe bald gewahr), brach große Freude in ihren Reihen aus; auf die Freude folgte der Spott und Antwerpen bot das tumultuarische Schauspiel von Siegern dar, die von einem Siege berauscht waren, der ihnen nur wenig gekostet hatte. Den erlangten Erfolg verdankte man ausschließlich der festen Haltung des Generals Rousseau, welcher die Insel Cadzand bewahrt hatte, dem Widerstande des Generals Monnet, welcher die Engländer eine große Zeit verlieren ließ, und endlich der Kaltblütigkeit des Admirals Missiessy, welcher durch geschickte Manoeuvres die Flotte gerettet hatte. Nichtsdestoweniger richtete der Marschall Bernadotte, allezeit bereit, sich selbst zu loben, einen neuen Tagsbefehl an seine Truppen, um sich zu dem Triumphe Glück zu wünschen, den sie über die Engländer errungen, einen Tagsbefehl, der kein besseres Glück in Schönbrunn haben sollte, als jener, welchen er nach der Schlacht bei Wagram an die Sachsen gerichtet hatte.

Jetzt war der Fall eingetreten, mit der Aufhebung der Nationalgarden einzuhalten, welche das Land von Lille bis Gent und von Gent bis Antwerpen mit fieberhafter Unruhe erfüllten, beim Abmarsch ein bedenkliches Mißvergnügen verbreiteten, unterwegs größtentheils desertirten und beim Eintreffen sich ebenso lärmend als undisciplinirt zeigten. Es war dies auch die Ansicht des Generals Clarke, allein der Minister Fouché, welcher die Billigung des Kaisers für die erste Aushebung erlangt hatte und in den Revuen von Paris, in der unter der Bevölkerung erregten allgemeinen Bewegung eine Gelegenheit fand, sich geltend zu machen, fuhr mit diesen Aushebungen fort und dehnte sie über das ganze Küstengebiet des Kaiserreichs, selbst bis Toulon und Genua, aus, indem er vorschützte, daß die Engländer, genöthigt, Seeland zu verlassen, wohl fähig wären, sich in Guyenne, in der Provence oder in Piemont für ihre Niederlage in Flandern zu rächen.

Dies Alles ward Napoleon bereits in den ersten Tagen des Septembers gemeldet. Er empfand darüber eine große mit Stolz untermischte Freude, denn

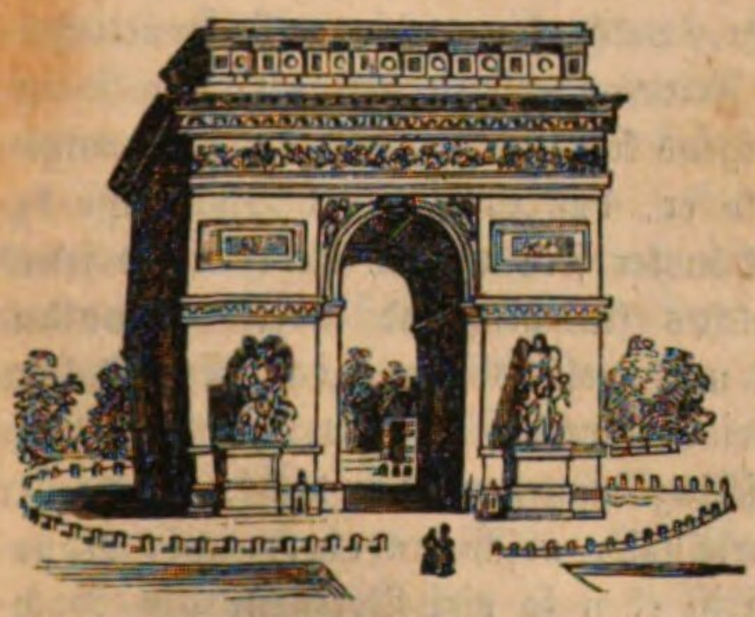
er schrieb diesen Erfolg seinem glücklichen Sterne zu. Nachdem er seit den spanischen Angelegenheiten diesen Stern zwei- bis dreimal fast erbleichen sah, glaubte er ihn in diesem Augenblicke in neuem Glanze strahlend zu erblicken. Er schrieb: „Eine Folge des an die gegenwärtigen Zustände geknüpften Glückes ist diese Expedition, welche die größte Anstrengung Englands auf Nichts zurückführt und uns eine Armee von 80,000 Mann verschafft, die wir uns sonst nicht zu verschaffen vermocht hätten." — Er wünschte, man möge fortfahren, die Nordarmee zu organisiren, die fünf Legionen Nationalgarde unter fünf Senatoren zusammen zu ziehen, wobei ihr Effectivbestand auf Alles das reducirt werden sollte, was jung, kräftig und zum Dienst geeignet wäre; ferner wollte er, daß die Bespannung der Artillerie vollendet würde, um die Engländer aus Vlissingen zu verjagen, falls sie den Versuch machten, dort zu bleiben, oder sich nach Deutschland zurückzuwenden, falls die Feindseligkeiten mit Oesterreich wieder begännen. Da Napoleon endlich von Neuem mit dem Marschall Bernadotte; so wie mit der Neigung desselben, sich nach den einfachsten Operationen großzuthun, unzufrieden war, da er ihn überdies mit Mißtrauen an der Spitze einer aus alten republikanischen Offizieren und Nationalgarden zusammengesetzten Armee erblickte, so ließ er ihn für seine Dienste durch den Minister Clarke danken und befahl dem Marschall Bessières, das Obercommando der Nordarmee zu übernehmen.

Von solcher Art waren in diesem Jahre die Anstrengungen der Engländer gewesen, um Napoleon die Halbinsel streitig zu machen und seine kolossalen Seerüstungen an den Küsten zu vernichten. Mit wenig Soldaten und einem tüchtigen General hatten sie in Spanien bewunderungswürdigen, aber schwach commandirten Truppen die Spitze geboten: und in Flandern hatten sie mit vortrefflichen, aber des Heerführers beraubten Truppen den Recruten gegenüber, welche Antwerpen besetzt hielten, nur eine Niederlage erlitten. Aber auf dem einen, wie auf dem andern Kriegsschauplatz behielt das Glück Napoleon's noch die Oberhand: Sir Arthur Wellesley zog sich, von der Masse der französischen Truppen verfolgt, nach Andalusien zurück, unzufrieden mit seinen spanischen Bundesgenossen und fast ohne Hoffnung auf ferneres Kriegsglück; Lord Chatham kehrte voller Schaam nach England zurück. Napoleon konnte also dem verlassenen Oesterreich einen glänzenden Frieden abzwingen und seine eigene wie unsere Größe retten, wenn er anders aus den Lehren des Glückes Nutzen zog, das ihn diesmal noch einen Augenblick übel behandelt zu haben schien, mehr um ihn zu warnen, als ihn zu vernichten.



Sieben und dreißigstes Buch.

Die Ehescheidung.



Was Napoleon bei der Angelegenheit von Walcheren am meisten berührte, war der Einfluß dieser Expedition auf die Unterhandlungen in Altenburg. Die seit dem Waffenstillstand von Znaim verflossene Zeit hatte er dazu verwendet, seine Armee von Deutschland wieder in den blühendsten Zustand zu versetzen, sodaß sie die Oesterreicher zu überwältigen vermochte, falls ihm die Bedingungen des vorgeschlagenen Friedens nicht zusagten. Seine Armee, welche zu Krems, Znaim, Brünn, Wien, Presburg, Oedenburg und Gratz lagerte, gut genährt, wohl ausgeruht, durch die Ankunft und Auflösung der Halbbrigaden reichlich recrutirt, durch Cavalleriepferde remontirt und mit einer zahlreichen und trefflichen Artillerie versehen war, befand sich in einem vorzüglicheren Zustande, als zu jeder andern Zeit des Feldzugs. Mit den in Preußen zurückgelassenen Besatzungen, mit einigen dem General Rivaud anvertrauten Halbbrigaden, mit den bei Augsburg zusammengezogenen Reserven, mit den provisorischen Dragonerregimentern und mit einigen Württembergern und Baiern hatte Napoleon unter dem Commando des Generals Junot eine Armee von 30,000 Infanteristen und 5000 Reitern gebildet, um Schwaben, Franken und Sachsen zu überwachen und sowohl die Streifzüge des Herzogs von Braunschweig-Oels wie die des Generals Kienmayer zu verhindern. Der Marschall Lefebvre kämpfte mit den Baiern in Tyrol. Endlich blieb ihm noch die neue Armee vor Antwerpen, deren Anzahl und Tüchtigkeit er zwar zweifelsohne weit übertrieb, die sich aber dennoch als Streitmacht an alle die anschloß, welche er schon besaß. Er war also im Stande, vortheilhaft zu unterhandeln und zwar mit einer Macht, welche, so große Anstrengungen sie ihrerseits auch machte, ihre Truppen wieder zu organisiren, dennoch sich nicht wieder zu erheben vermochte. Indessen wollte Napoleon, trotz der unermeßlichen Hülfsmittel, über welche er verfügte, den Frieden und er wünschte ihn aufrichtig aus vortrefflichen Gründen.

Beim Anfang des Krieges, als er sich schmeichelte, Oesterreich mit dem ersten Schlage zu Boden zu werfen, und zu wenig an die Größe der Mittel dachte, welche dasselbe in Bereitschaft gesetzt hatte, fühlte sich Napoleon durch den Widerstand, auf welchen er stieß, überrascht, und obwohl er in seinem Selbstvertrauen niemals erschüttert worden war, so hatte er doch etwas weniger an die Leichtigkeit, das Haus Habsburg zu stürzen, geglaubt. Da er jetzt nicht mehr oder doch beinahe nicht mehr daran dachte, es zu vernichten, so war der Krieg für ihn ohne Zweck, denn nachdem er dieser Macht im Jahre 1809 die venetianischen Staaten und Tyrol genommen, so

konnte er für sich selbst nichts mehr davon losreißen. Dem Kaiser von Oesterreich noch zwei bis drei Millionen Einwohner abzunehmen, um das Herzogthum Warschau gegen Galizien, Sachsen gegen Böhmen, Baiern gegen Oberösterreich und Italien gegen Krain zu verstärken, das war kein Interesse, welches eines neuen Feldzugs werth war, wie glänzend derselbe auch auszufallen vermochte. Seine Wünsche würden ganz erfüllt worden sein, wenn es ihm gelungen wäre, die drei Kronen von Oesterreich, Böhmen und Ungarn zu trennen, sie auf österreichischen und deutschen Häuptern zu vereinzeln, auf diese Weise für immer das Haus Oesterreich zu schwächen oder auch den Kaiser Franz, einen unversöhnlichen Feind, zur Abdankung zu bewegen, um ihn durch seinen Bruder, den Großherzog von Würzburg, ersetzen zu lassen, welcher nach einander Souverain von Toscana, von Salzburg und von Würzburg geworden und ein sanfter und aufgeklärter Fürst, ein ehemaliger Freund des Generals der Armee von Italien und noch gegenwärtig Freund des Kaisers der Franzosen war. In diesem Falle würde Napoleon kein anderes Opfer an Landgebiet verlangt haben, so sehr würde sein Stolz befriedigt worden sein, einen Kaiser entthront zu haben, der ihm gegenüber sein Wort gebrochen, und so beruhigt würde seine Politik gewesen sein, wenn er den Thron von Oesterreich von einem Prinzen eingenommen gesehen hätte, auf dessen Zuneigung er rechnen konnte. Allein die drei Kronen trennen, hieß das Haus Oesterreich vernichten und dazu hätte es noch zweier oder dreier überwältigender Schlachten bedurft, auf deren Gewinn Napoleon zwar die größte Aussicht hatte, die aber auch vielleicht das verzweifelte Europa, so wie das beunruhigte und unseres Bündnisses überdrüssige Rußland zu einer allgemeinen Erhebung herausfordern konnten. Was den Wechsel des Fürsten betraf, so war es nicht leicht, den Kaiser Franz dazu zu bewegen, seinen Platz dem Großherzoge von Würzburg zu überlassen, obwohl es hieß, daß er der Regierung überdrüssig sei. Ueberdies wäre es nicht recht passend gewesen, einen solchen Vorschlag zu machen. Die Oesterreicher hätten von selbst auf diesen Gedanken kommen müssen, da sie dadurch Gebietsopfer zu ersparen hoffen konnten. Demnach bot der zweite Plan nicht viel mehr Aussichten auf ein Gelingen dar, als der erste. Oesterreich in Galizien zum Vortheil des Herzogthums Warschau schwächen, in Böhmen zum Vortheil Sachsens, in Oberösterreich zum Vortheil Baierns, in Kärnthen und in Krain, um sich dadurch ein ausgedehntes und zusammenhängendes Ländergebiet von Italien bis Dalmatien zu verschaffen und sich eine Straße nach dem türkischen Reiche zu eröffnen: das war in diesem Augenblicke der einzige praktische Plan. Napoleon beschloß daher, in diesen verschiedenen Bezügen so viel als möglich zu fordern, ja sogar mehr, als er zu erlangen gedachte, um sich den Theil seiner Forderungen in Geld auszahlen zu lassen, von welchem er am Ende der Unterhandlungen abstehen wollte. Fände er den wiener Hof zu hartnäckig, zu stolz, noch allzu sehr erfüllt vom Gefühle seiner Stärke, so wollte er sich entschließen, einen letzten Streich gegen ihn zu führen und seine ursprünglichen Vernichtungspläne wieder aufzunehmen, was auch ganz Europa, Rußland mit eingeschlossen, davon denken mochte!

In Bezug auf diese letzte Macht gedachte Napoleon sich ferner freundschaftlich zu zeigen, das Benehmen eines Bundesgenossen gegen dieselbe zu beobachten, ihr jedoch dabei wissen zu lassen, daß er die Lauheit ihres Eifers im letzten Kriege bemerkt habe und in schwierigen Fällen nichts mehr auf sie geben würde. Uebrigens darüber in Sicherheit, daß sie nicht geneigt war, den Krieg mit Frankreich wieder aufzunehmen, und voller Zuversicht, daß sie sich keiner Gefahr aussetzen würde, um Oesterreichs Loos besser zu gestalten, wollte er ihr nicht Trotz bieten, außer wenn es geschehen müßte, um Oesterreich hinreichend zu schwächen und England für immer dieses Bundesgenossen zu berauben. Wie er jedoch stets zu den äußersten Entschlüssen bereit war, so hatte er sich auch jetzt dafür entschieden, wenn ihm die Schwierigkeiten einen letzten Kampf mit Oesterreich herbeiführen würden, Alles gegen alle Welt zu wagen, um desto eher diese lange Reihe von Feindseligkeiten zu beschließen, welche ihm die gigantische Ausbreitung seines Ehrgeizes zugezogen hatte. Nachdem er daher ein langes und selbst geringschätziges Schweigen gegen Alexander beobachtet hatte, schrieb er ihm endlich um ihm seine Siege zu melden, ihm die Eröffnung der Unterhandlungen mit Oesterreich anzuzeigen und ihn einzuladen, einen Bevollmächtigten nach Altenburg abzuschicken, welcher mit seinen Instructionen hinsichtlich der Friedensbedingungen versehen wäre. Während er übrigens keine dieser Friedensbedingungen angab, verlangte er, daß es ein dem Bündnisse befreundeter Unterhändler sein möchte, ein Freund jenes Bündnisses, welches für Rußland bereits Finnland erworben habe und welches ihm noch die Moldau und die Walachei verspreche. Mochte nun Alexander auf diesen Vorschlag eingehen oder nicht, mochte er nun einen Unterhändler abschicken oder nicht, Napoleon erblickte darin eben so viel Vortheile als Nachtheile. Ein russischer Unterhändler konnte die Verhandlungen verwickeln; er konnte aber auch, gezwungen mit den Franzosen zu gehen, seinen Hof noch einmal gegen Oesterreich aufzutreten verpflichten, falls die Feindseligkeiten wieder anfangen sollten.

So waren die Dispositionen Napoleon's, als die Conferenzen wegen des Friedens eröffnet wurden: er hatte, wie erwähnt, neben dem Verlangen zu Ende zu kommen, die Absicht, viel mehr zu fordern, als er wirklich wünschte, um sich die Differenz in Kriegscontributionen bezahlen zu lassen, was billig genug erschien, da die Kosten dieses Feldzugs ungeheuer gewesen waren.

In Folge davon reiste Herr von Champagny nach Altenburg, einer kleinen Stadt zwischen Raab und Komorn, einige Meilen vom Schlosse Dotis gelegen, wohin sich Kaiser Franz nach der Schlacht bei Wagram zurückgezogen hatte. Champagny hatte den Auftrag, als Basis der Verhandlungen das Uti-

possidetis aufzustellen, d. h. die Ueberlassung des Gebiets an Frankreich, welches unsere Armeen besetzt hielten, indem man Oesterreich die Wahl ließ von Dem, was wir besetzt hatten, Das zurückzunehmen, was ihm beliebte, um es durch gleich werthvolle Abtretungen zu ersetzen. Demnach behielten wir z. B. Wien und Brünn besetzt: es lag auf der Hand, daß wir diese Punkte nicht behalten konnten; aber nach dem Systeme des Uti-possidetis sollte Oesterreich in Böhmen, Galizien und Illyrien so viel Ländergebiet und Bevölkerung abtreten, als man ihm im Centrum der Monarchie zurückerstatten würde. Während man ihm diese Leichtigkeit in der Eintheilung der Opfer zugestand, verlangte man gleichwohl von ihm nahe an 9 Millionen Einwohner, d. h. mehr als ein Drittel seiner Staaten, was so viel als ihn vernichten hieß. Dies war jedoch nur ein erstes Wort, um die Verhandlungen einzuleiten.

Die Unterhandlungen wurden in dem Augenblicke eröffnet, wo man in Oesterreich zu erfahren begann, daß die Expedition nach Walcheren nur wenig Erfolg haben würde; und natürlicherweise zogen sie sich bis zu dem Tage hin, wo man mit Bestimmtheit wußte, daß diese Expedition kein anderes Resultat haben würde, als England einige Tausend Mann und viele Millionen verlieren, Napoleon aber eine Armee mehr gewinnen zu lassen. Der Kaiser Franz, durch den Verlust der Schlacht bei Wagram, durch die seine Armee bedrohende Gefahr bei Znaim, und durch die Entmuthigung aller seiner militairischen Anführer, gegen seine eigene Neigung zum Unterhandeln veranlaßt, hatte Herrn von Metternich, seinen Gesandten zu Paris, beauftragt, mit Herrn von Champagny unter Benutzung der bereits bestehenden Beziehungen zu unterhandeln. Metternich sollte in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Stadion ersetzen, welcher sich zum Repräsentanten der Kriegspolitik aufgeworfen hatte, weniger aus eigenem Antrieb, als unter dem Einflusse seines Bruders, eines leidenschaftlichen und wutherfüllten Priesters, während er selbst nach der Schlacht bei Wagram die Nothwendigkeit gefühlt hatte, seine Entlassung einzureichen, um seine Stelle den Vertretern der Friedenspolitik zu überlassen. Indessen hatte Metternich nur eingewilligt, der Nachfolger Stadion's zu werden, sofern die beiden Mächte durch den Abschluß eines definitiven Vertrags förmlich zwischen Krieg und Frieden gewählt haben würden. Bis dahin hatte Stadion mit der Armee in der Umgegend von Olmütz bleiben und interimistisch die Geschäfte fortführen müssen. Der Kaiser war nach Ungarn, nach dem Schlosse Dotis gekommen und Metternich, dessen Triumph der Friede sein sollte, der ihm den Eintritt ins Cabinet sicherte, hatte den Auftrag angenommen, zu Altenburg zu unterhandeln. Man hatte ihm Herrn von Nugent, den Generalstabschef der österreichischen Armee, für alle militairischen Einzelnheiten und für die Erörterung der auf die Grenzregulirung bezüglichen Punkte beigegeben. Während man unterhandelte, versuchte man übrigens ebenso, wie es Napoleon selbst that, den Eifer der Provinzen anzuregen, die noch der Monarchie verblieben waren, die Armee zu recrutiren und das Kriegsmaterial wieder in Stand zu setzen.

Die ersten Besprechungen fanden gegen Ende des August, länger als einen Monat nach dem Gefecht bei Znaim und der Unterzeichnung des Waffenstillstandes statt; so viel Zeit hatte es gekostet, um die Bevollmächtigten zusammenkommen zu lassen und ihre Instructionen zu entwerfen. Man hatte leicht in diese Verlängerung des Waffenstillstandes gewilligt, welcher nur die Dauer eines Monats haben sollte, denn Niemand war es darum zu thun, die Sache schnell zu Ende zu bringen, Napoleon nicht, weil er auf Kosten Oesterreichs lebte und seine Verstärkungen zu erwarten hatte, und Oesterreich ebenfalls nicht, weil es, obschon es die Kosten unseres Aufenthalts zahlte, doch zunächst neue Kräfte sammeln und das Resultat der Expedition von Walcheren kennen lernen wollte. Inzwischen wünschte es hauptsächlich, daß die französischen Unterhändler sich über den wahren Umfang ihrer Forderungen aussprechen möchten.

Vom Anfang an zeigte sich Champagny sanft und ruhig, wie er es zu sein gewohnt war, aber stolz auf den Herrscher, den er repräsentirte; Nugent dagegen düster, spröde, verletzt, wie er es in seinem Stolze als Militair sein mußte; Metternich endlich zeigte sich kalt, fein unter dogmatischen Formen, als weitschweifigen Klügler, während er, seiner Rolle gemäß, die Seitensprünge des Collegen, den man ihm gegeben, auszugleichen suchte. So schildern wenigstens die geheimen Correspondenzen Napoleon's und der Herren de Champagny, Maret und de Caulaincourt diese denkwürdigen Unterhandlungen.

Nach einiger Zeit folgte auf den Zwang der ersten Tage ein Anfang von Vertrauen. Nugent ward weniger bitter, Metternich weniger förmlich und Champagny, der sich wenig veränderte, blieb, wie er war, nämlich absolut, nicht in Folge seines Charakters, sondern in Folge seiner Instructionen. Metternich sagte, daß man den Frieden auf doppelte Weise auffassen könne; die eine Weise wäre großartig, hochherzig, fruchtbar an Resultaten und bestände darin, Oesterreich alle Provinzen, die man ihm genommen, zurückzugeben, es so zu lassen, wie es vor den Feindseligkeiten gewesen; dann würde es, gerührt durch eine solche Handlungsweise, demjenigen die Arme öffnen, der sie ihm geöffnet und für Frankreich ein weit sicherer Bundengenosse werden als Rußland, weil es nicht so wankelmüthig wäre und überdies ein mindestens ebenso mächtiger Verbündeter, wovon man sich in den letzten Schlachten hätte überzeugen können: ein derartiges Resultat habe jedenfalls mehr Werth, als eine neue Zerstückelung seines Gebiets, welche nur für undankbare, unmächtige, unersättliche Bundesgenossen, wie Baiern, Würtemberg und Sachsen vortheilhaft sein würde, die zum Kriege drängten, um sich zu bereichern und nicht so viel werth wären, als sie kosteten. Metternich sagte, daß es sowohl diese Weise gäbe, den Frieden aufzufassen, als auch eine andere, engherzige, schwierige, wenig sichere, für denjenigen grausame

Weise, dem man neue Opfer entreißen wollte, die jedoch dem, welcher sie empfangen würde, wenig Vortheil brächten; nach dieser letztern Weise würde man etwas unzufriedener mit einander sein und sich dem Frieden fügen, so lange man den Krieg nicht wieder beginnen könnte; die Art der Unterhandlung, welche in Gebietsabschätzungen bestände, wäre ein wahres „Feilschen"; wollte man, wie er stark fürchtete, diese Weise vorziehen, so müsse man sagen, was man haben wolle und zuerst das Wort nehmen, denn es könnte doch nicht Oesterreichs Sache sein, sich selbst zu berauben.

Champagny erwiderte auf diese Art und Weise zur Unterhandlung zu schreiten, daß das erstgenannte Friedenssystem versucht worden wäre, und zwar zu Austerlitz, wiewohl vergebens und ohne Vortheil, daß um diese Zeit Napoleon als Sieger über die österreichischen und russischen Armeen den Kaiser von Oesterreich in seinem Bivouak empfangen habe und auf das Wort, das man ihn nicht mehr bekriegen werde, die ganze österreichische Monarchie bis auf einige unwesentliche Abtretungen wieder herausgegeben habe; nachdem er ein Reich erhalten, dessen Vernichtung in seiner Gewalt gestanden, hätte er wohl auf einen dauerhaften Frieden zählen dürfen, und gleichwohl wäre er kaum in einen Kampf mit den Engländern in Spanien verwickelt gewesen, so habe er gesehen, wie man alle Versprechungen vergessen und den Krieg uneingedenk des gegebenen Wortes, wieder aufgenommen habe; nach einer solchen Erfahrung dürfe man nicht mehr großmüthig sein und der Krieg müsse Denen zur Last fallen, welche ihn so leichtfertig und mit so wenig strenger Beobachtung von Gewissenhaftigkeit wieder angefangen hätten.

Metternich stützte seine Entgegnung auf die tausend Beschwerden, die sich so leicht aus Napoleon's Ehrgeize herleiten ließen. Er führte, und zwar mit Recht, die Vernichtung des Hauses Spanien an, den durch dieses kühne Unternehmen bei allen Höfen verursachten Schrecken und, während man dieselben hätte beruhigen sollen, die Anknüpfung eines innigen Verhältnisses mit Rußland, eines Verhältnisses, welches die furchtbarsten Pläne gegen die Sicherheit aller Staaten fürchten ließ; endlich die Weigerung, Oesterreich, wenn auch nicht in dieses intime Verhältniß, zum wenigsten in die Mitwissenschaft dessen zuzulassen, was Rußland und Frankreich für die Welt vorbereiteten. Nach einer langen Aufzählung aller dieser Beschwerden, welche mehr als eine officielle Conferenz und mehr als eine Privatbesprechung in Anspruch nahm, mußte man endlich zum Aussprechen einer Forderung gelangen, da die Oesterreicher bei der Behauptung stehen blieben, daß die Franzosen, welche Opfer verlangen, das erste Wort sprechen müßten. Während Champagny das Uebertriebene der Forderung, die er auszusprechen im Begriff stand, fühlte, aber doch seinem Gebieter gehorchte, stellte er die Basis des Uti-possidetis auf, nach welcher ein Jeder behält, was er hat, vorbehaltlich des Austausches gewisser Gebietstheile gegen andere. Metternich antwortete, daß, wenn man diesen Vorschlag im Ernst mache, so müsse man sich zum Kampfe und zwar zum wüthenden Kampfe rüsten, denn man verlange 9 Millionen Einwohner, d. h. mindestens das Drittel der Monarchie, also die Vernichtung derselben, weshalb eine Unterhandlung dann füglich nicht mehr stattfinden könne.

Nach diesem ersten Worte schwieg man für einige Tage. Eine Vorsichtsmaßregel Napoleon's rief aufs Neue eine gewisse Kälte in den Verhandlungen hervor. Aus Furcht, daß man ihm hinsichtlich Galiziens und der Vergrößerung des Herzogthums Warschau etwas aufbürden möchte, was er nicht ausgesprochen, und daß man ihm den Plan zur Wiederherstellung Polens zuschreiben könnte, um ihn mit Rußland zu entzweien, verlangte er, daß man ein Protocoll über die Conferenzen führe. Diese Vorsichtsmaßregel war nicht ohne Nutzen, allein sie schob die Unterhandlung ins Endlose hinaus. — Wir sind nicht mehr Unterhändler, wir sind reine Maschinen, bemerkte Metternich. Der Friede ist unmöglich, wiederholte er unablässig, und während er sich traurig und entmuthigt zeigte, gestand er zugleich Herrn von Champagny, daß er diese Unterhandlung für Spiegelfechterei halte, denn sie gliche allen denjenigen, welche Frankreich mit England angefangen hätte, und er glaube im Grunde, daß der Kaiser Napoleon zur Fortsetzung des Krieges entschlossen sei. — Herr von Champagny, welcher das Gegentheil wußte, entgegnete, daß dem nicht so wäre, daß Napoleon den Frieden wünsche, jedoch mit den Vortheilen, die er von den Erfolgen des Krieges mit Recht erwarten könne. — Warum dann aber, erwiderte Metternich, eine unannehmbare Grundlage der Unterhandlung? warum diese endlosen, alles Vertrauen tödtenden Formalitäten? —

Man mußte dieses Hinderniß umgehen und Napoleon, der mit dem für ihn bereits sichtbaren Resultate der Expedition von Walcheren zufrieden war und daraus kein Mittel zur Fortsetzung des Krieges, sondern im Gegentheil ein Mittel zum Abschluß eines vortheilhaften Friedens herleiten wollte, ermächtigte Champagny, einen ersten Schritt zur Verständigung zu thun. Wenn Oesterreich z. B. merken ließ, daß es in Opfer willigen würde, etwa in solche Opfer, als die, in welche es zu Preßburg eingewilligt — die in der Abtretung von ungefähr drei Millionen Unterthanen bestanden — so sollte man dieses Zugeständniß durch ein anderes erwidern, man sollte ein mittleres Maß zwischen neun und drei Millionen, z. B. vier oder fünf, annehmen und sich alsdann über das Einzelne zu verständigen suchen.

Diese Herrn von Metternich auf vertraulichem Wege gemachte Eröffnung enthüllte ihm, was er bereits vermuthete, daß man nämlich von den ersten Forderungen abgehen wollte; allein man beanspruchte noch immer zu viel, als daß er darüber im Namen seines Hofes eine Erklärung abzugeben vermocht hätte. Das wesentliche Wort, daß Letzterer bereit wäre, neue Gebietsopfer zu bringen, dieses Wort auszusprechen, fiel ihm schwer, denn bisher war der wiener Hof immer von der Basis ausgegangen, daß er Geld, aber kein Ländergebiet hergeben würde.

Indessen referirte Metternich darüber an seinen Hof, welcher sich, wie gesagt, zu Dotis, einige Meilen von Altenburg befand. Inzwischen verlangten die beiden österreichischen Diplomaten, daß man sich förmlich über das, was man behalten, und was man wieder zurückgeben wolle, erklären möchte. Sie verlangten, daß man jene allgemeinen Unterhandlungsgrundsätze bei Seite lasse, wie z. B. das Uti-possidetis und das, was man „die Opfer von Preßburg" nannte, welche entweder Nichts oder unannehmbare Dinge bezeichneten.

Napoleon wünschte den Frieden, entschloß sich daher, einen neuen Schritt zu thun und arbeitete selbst eine kurze Note aus, in welcher er deutlich zu sprechen begann und an der Donau Oberösterreich bis zur Linie der Enns verlangte, um es an Baiern anzuschließen, wobei er sich jedoch vorbehielt, später das Opfer anzugeben, was er in Bezug auf Italien fordern zu müssen glauben würde. Dies war ein erstes Opfer von 800,000 Einwohnern, welches Oesterreich der wichtigen Stadt Linz (S. Karte No. 31.), der Linien der Traun und der Enns beraubte und die baierische Grenze bis auf einige Meilen vor Wien hinausschob. Die österreichischen Diplomaten empfingen diese Note ohne irgend eine Bemerkung, indem sie dieselbe ad referendum nahmen, d. h. vorbehaltlich ihrer Mittheilung an ihren Hof. Metternich begnügte sich, im Gespräch zu Champagny zu sagen: Es scheint, als ob Ihr Herr nicht wünscht, daß der Kaiser Franz wieder nach Wien zurückkehrt, weil er die Baiern an die Thore dieser Hauptstadt stellt. — Gewiß ist, daß durch Gewährung dessen, was Napoleon verlangte, nur noch die Vertheidigung der Position von St. Pölten übrig blieb, um Wien zu decken und daß der Kaiser Franz dann nichts weiter zu thun hatte, als seine Hauptstadt nach Preßburg oder Komorn zu verlegen.

Nach zwei Tagen, am 27. August, antworteten die österreichischen Diplomaten durch eine Erklärung zum Protocolle der Conferenzen, daß, so lange sie nicht wüßten, was man in Bezug auf Italien fordere, es ihnen unmöglich sei, sich zu erklären, und daß sie den französischen Unterhändler ersuchten, die Wünsche seiner Regierung vollständig darlegen zu wollen. Napoleon, der sich genöthigt sah, seine Ansprüche der Reihe nach zu ermäßigen, entwarf noch eine Note, die er zu Altenburg durch Champagny vorlegen ließ. Er gedächte, sagte er, rücksichtlich Italiens sich mit Kärnthen und Krain und von Krain aus mit dem rechten Ufer der Save bis zu den Grenzen von Bosnien zu begnügen. (S. Karte No. 31.) Sonach reservirte sich Napoleon erstens den Abhang der carnischen Alpen, das obere Thal der Drave, Villach und Klagenfurt; zweitens den Abhang der julischen Alpen, das obere Thal der Save, Laybach, Triest und Fiume, was Italien durch eine breite und reiche Provinz mit Dalmatien verband und ihn durch ein ununterbrochenes Territorium bis an die Grenzen des türkischen Reiches führte. Dieses neue Opfer stellte Wien nach der italienischen Seite blos, wie man es gegen Oberösterreich blosgestellt hatte, da die Positionen Tarvis, Villach, Klagenfurt dadurch in unsere Hände gelangten und zur Vertheidigung der Hauptstadt nur noch die Positionen von Leoben bis Neustadt, d. h. die Fortsetzung der norischen Alpen blieben. Rücksichtlich der Bevölkerung war dies ein Verlust von 14 bis 15,000 Seelen.

Diese zweite der österreichischen Diplomatie vorgelegte Note fand dieselbe eben so schweigend und niedergeschlagen, wie die erste. Die Bevollmächtigten nahmen sie ebenfalls ad referendum. Metternich, welcher allabendlich mit Champagny zusammenkam, beschränkte sich darauf, gegen diesen zu äußern, daß man auf diese Weise die Monarchie Stück für Stück auseinander reiße, daß man die Hauptstadt nach allen Seiten blosstelle, daß man auf den beiden Straßen von Deutschland und Italien die Bollwerke, welche sie deckten, zusammenbrechen ließe und augenscheinlich keinen Frieden wolle; daß man sich überdies täusche, wenn man die österreichische Macht für vernichtet halte, denn die der Monarchie verbliebenen Provinzen zeigten einen außerordentlichen Eifer und der Krieg würde bei längerer Fortdauer ein Verzweiflungskampf werden. Champagny erwiderte hierauf, mit den gegenwärtig geforderten Opfern und unter Hinzufügung dessen, was man in Böhmen und Galizien zu erlangen im Sinne habe, würde sich die Gesammtsumme der Ansprüche Frankreichs noch nicht auf die Hälfte des Uti-possidetis belaufen. Champagny äußerte noch: was den Krieg anlange, so fürchte man denselben nicht; Napoleon hätte den zweimonatlichen Waffenstillstand dazu verwendet, seine Streitkräfte zu verdoppeln; ohne einen einzigen Mann aus den spanischen Armeen zu entnehmen, besäße er 300,000 Streiter an der Donau, außerdem 100,000 an der Schelde und zwar diese letzteren in Folge der glücklichen Expedition von Walcheren; noch einen Monat länger Krieg und das Haus Oesterreich würde vernichtet sein. Auf diese Erklärungen antwortete Metternich durch Ausdrücke des Schmerzes, aus welchen man lesen konnte, daß seine Meinung nur wenig von der des französischen Unterhändlers abwich.

Am 1. September empfing man eine neue Zufertigung der österreichischen Bevollmächtigten, in welcher sie das Verlangen kundgaben, daß die französischen Ansprüche in ihrer Gesammtheit vorgelegt werden möchten. Jene Abtretung Oberösterreichs, Kärnthens, Krains und eines Theils von Kroatien, äußerten sie, wäre wohl sicher nicht Alles. Ob Frankreich nichts weiter begehre? Man müsse dies wissen, bevor man sich erklären könne. —

Napoleon, der von Schönbrunn aus die ganze Unterhandlung leitete, während er abwechselnd mit dieser diplomatischen Arbeit Ausflüge zu Pferde durch die Cantonnements seiner Truppen unternahm, Napoleon ließ unter dem 4. September durch eine Note antworten, die er abermals selbst entworfen hatte. In dieser Note sagte er, da sich die Stadt Dresden, die Hauptstadt seines Bundesgenossen, des Königs von Sachsen, nur einen Tagemarsch von der böhmischen Grenze entfernt befände, eine Lage, deren

Gefährlichkeit der letzte Feldzug kund gethan, so beanspruche er drei Kreise Böhmens, um die österreichische Grenze in gleichem Maße zu entfernen. Dies war ein neues Opfer von 400,000 Einwohnern, durch welches natürlich Prag blosgestellt wurde, während Dresden gedeckt werden sollte. Um endlich die Gesammtheit seiner Forderungen zu erkennen zu geben, deutete Napoleon im Allgemeinen an, daß man in Polen eine besondere Art des Uti-possidetis würde stipuliren müssen, was, ohne daß es gerade ausgedrückt wurde, die Abtretung von halb Galizien, d. h. 2,400,000 von 4,800,000 Einwohnern, welche die Bevölkerung von beiden Galizien bildeten, vermuthen ließ. Napoleon wollte sich über diesen Punkt in keine weitere Erörterung einlassen, denn er fürchtete, daß man von der Wiederherstellung Polens sprechen und ihn dadurch Rußland gegenüber compromittiren würde. Die Summe der von den verschiedenen Provinzen der Monarchie geforderten Opfer belief sich demnach auf fünf Millionen statt der neun Millionen, welche das Uti-possidetis voraussetzen ließ. Namentlich in Deutschland gab Napoleon um den Preis von Oberösterreich, einiger Kreise in Böhmen, von Kärnthen und Krain die herrlichen Provinzen Steiermark, Niederösterreich und Mähren zurück, welche die Städte Wien, Znaim, Gratz enthielten und das Centrum der Monarchie bildeten. Wie scheinbar wohlbegründet und gefällig geschrieben übrigens auch diese Note vom 4. September war, wie sorgfältig sie auch den Unterschied zwischen den jetzigen Forderungen und den anfangs ausgesprochenen hervorhob, so war sie deshalb doch nicht weniger schmerzlich für die Empfänger. Die österreichische Gesandtschaft schwieg auch jetzt noch; Metternich aber fuhr in seinen Privatgesprächen fort, das von Napoleon angenommene Friedenssystem zu beklagen und sich über das auszusprechen, was er den engherzigen, den grausamen, den gefeilschten Frieden nannte, den man statt des hochherzigen Friedens wähle, welcher eine lange Ruhe und eine definitive Pacification herbeigeführt haben würde.

Nachdem sich indessen die Franzosen vollständig ausgesprochen, mußten nun auch die Oesterreicher sich ihrerseits erklären oder brechen. Es war nicht möglich, sich über ihre Lage Täuschungen hinzugeben. Die Streitkräfte Napoleon's mehrten sich von Tag zu Tage; die Expedition von Walcheren hatte keine andere Folge gehabt, als ihn zur Aushebung neuer Truppen zu ermächtigen (so schrieben die deutschen Diplomaten an ihre Höfe); Rußland endlich hatte sich ausgesprochen und Herrn von Czernischeff abgeschickt, welcher einen Brief für den Kaiser Napoleon und einen zweiten für den Kaiser Franz überbrachte. Der Czar erklärte, daß er keinen Bevollmächtigten zu Altenburg haben und die Leitung der Unterhandlung Frankreich allein überlassen wolle, wodurch sich Rußland die Freiheit wahrte, das Resultat zu genehmigen oder zu verwerfen, zugleich aber auch Oesterreich ohne Stütze ließ. Dem Kaiser Franz rieth er, sich möglichst schleunig zu Opfern zu verstehen, dem Kaiser Napoleon dagegen, eine Ermäßigung eintreten zu lassen; Letzteren bat er noch förmlich, ihm nur kein Polen unter dem Namen eines Großherzogthums von Warschau wieder ins Leben zu rufen. Vorausgesetzt, daß er diesen Bruch des Bündnisses nicht beginge, konnte Napoleon offenbar Alles thun, was er wollte. Ja es ging sogar aus den Ausdrücken des russischen Czaren hervor, daß Napoleon's Forderungen in Deutschland und Italien mit günstigerem Auge betrachtet würden, als seine Ansprüche auf Galizien. Unter einem solchen Zustand der Dinge mußten die Oesterreicher auf die Unterhandlung verzichten. In diesem Augenblicke ward Herr von Stadion zum Kaiser berufen, um demselben einen letzten Rath zu ertheilen, und mit ihm hatte man die hervorragendsten Männer der österreichischen Armee, z. B. den Fürsten Johann von Liechtenstein, Herrn von Bubna u. A. kommen lassen, um ihre Ansicht über die Hülfsmittel auszusprechen, die noch der Monarchie verblieben und um nöthigenfalls an Napoleon gesendet zu werden. Alle diese Männer kamen darin überein, daß man Frieden schließen müsse, daß die Fortsetzung des Krieges, wenn auch mit den in Bereitschaft gesetzten Hülfsmitteln möglich, doch zu gefahrvoll werden würde, daß man nichts erwarten dürfe, weder von der Expedition nach Walcheren, noch von einer Intervention Rußlands, daß man sich deshalb zu Opfern verstehen müsse, obschon zu geringeren, als den von Napoleon geforderten. Unter diesen nämlichen Männern, die zum Theil Nebenbuhler Metternich's, wie Stadion, zum Theil in ihrer Eigenschaft als Militairs geneigt waren, die Diplomaten zu verspotten und dieselben für langsam, pedantisch und langweilig zu erklären, unter diesen Männern gab man sich dem Glauben hin, daß es die österreichische Gesandtschaft wäre, welche die Unterhandlung schlecht führte, daß sie eine kostbare Zeit verlöre und endlich Napoleon verstimmen und erbittern müsse; daß wenn sich dagegen ein Militair frei und offen gegen ihn ausspräche, ihm ein Schreiben des Kaisers Franz überbrächte und ihn ersuchte, sich mit ermäßigten Opfern zu begnügen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Zweck besser erreichen, als alle Diplomaten mit ihrem schwerfälligen und winkelzügigen Verfahren. Diese Ansicht ging durch und man beschloß, Herrn von Bubna, den Adjutanten des Kaisers Franz, einen Militair und Mann von Geist, nach Schönbrunn zu senden, um sich an gewisse Charaktereigenschaften Napoleon's, sein Wohlwollen, seine Willfährigkeit zu wenden, Eigenschaften, die man bei gehörigem Benehmen leicht erwecken konnte. So sollte auf der einen Seite die österreichische Gesandtschaft in Altenburg ein Protocoll durch ein Protocoll beantworten und Salzburg, so wie einige unbestimmt angedeutete Opfer in Galizien anbieten; auf der andern Seite sollte Bubna sich Napoleon gegenüber aussprechen, denselben wegen der Mäßigkeit des gemachten Anerbietens beruhigen und ihn dahin bringen, Ländereien in Galizien den Gebieten in Deutschland und Italien vorzuziehen, was Oesterreich lebhaft wünschte, denn es hatte Galizien nicht eben treu gefunden und würde es gern gesehen haben, auf diese Weise einen Zankapfel zwi-

schen Frankreich und Rußland werfen zu können. Endlich sollte Bubna ihm zu verstehen geben, daß er sich über den Charakter Stadion's getäuscht habe und daß mit diesem Minister der Friede trotz seiner harten Bedingungen schneller, sicherer und leichter vom Kaiser Franz angenommen werden würde.

Am 7. September reiste Bubna nach dem Hauptquartier Napoleon's ab. Letzterer befand sich auf einem Ausfluge, um sein Lager zu besuchen. Bei seiner Rückkehr empfing er Herrn von Bubna, nahm ihn freundlich, huldreich auf, wie er es gewöhnlich that, wenn man an seine wohlwollende Gesinnung appellirte, und redete zu ihm mit einer außerordentlichen Offenheit, welche man selbst für Unvorsichtigkeit hätte auslegen können, wenn er sich nicht in einer Lage befunden hätte, welche diplomatische Verstellung fast nutzlos machte. Bubna beklagte sich über die Langsamkeit der Unterhandlung, über die Forderungen Frankreichs, schob übrigens Alles auf Metternich, der, wie er sagte, die Conferenzen schlecht führe, rief dann die Großmuth des Siegers an und wiederholte das gewöhnliche Thema der Oesterreicher, daß Napoleon nichts dabei gewönne, wenn er Sachsen und Baiern vergrößerte und sich einen oder zwei Häfen am adriatischen Meere aneignete, daß es vortheilhafter für ihn wäre, wenn er das neue Polen vergrößerte, sich mit Oesterreich verständigte, letzteres an sich anzöge und Herrn von Stadion günstig aufnähme, welcher von seinen Kriegsgedanken sehr zurückgekommen sei. Durch Bubna aufgeregt, ließ sich Napoleon gehen und enthüllte ihm seine ganze Meinung mit einer Aufrichtigkeit, die im Grunde um so passender war, je mehr sie den Anschein eines unwillkürlichen Ergusses hatte. — Nach den in den kaiserlichen Archiven befindlichen Berichten über diese Unterredung äußerte Napoleon: „Sie haben Recht, man muß sich nicht an das, was unsere Diplomaten machen, binden. Sie richten sich nach ihrem Handwerk, in dem sie die Zeit verlieren und mehr verlangen, als wir wollen, Sie und wir. Wenn man sich entschließt, offen mit mir zu verfahren, so können wir in achtundvierzig Stunden die Sache zu Ende bringen. Es ist sehr wahr, daß ich kein großes Interesse habe, Sachsen oder Baiern eine Million Einwohner mehr zu verschaffen. Wollen Sie mein wahres Interesse wissen? Es besteht darin, entweder die österreichische Monarchie durch Trennung der drei Kronen Oesterreich, Böhmen und Ungarn zu vernichten oder Oesterreich durch ein inniges Bündniß an mich zu fesseln. Um die drei Kronen zu trennen, würden wir uns noch mit einander schlagen müssen, und obwohl wir vielleicht nur dadurch zum Ziele gelangen, so gebe ich Ihnen doch mein Wort, daß ich nicht darnach verlange. Der zweite Plan würde mir besser gefallen. Allein wie ist wohl ein intimes Bündniß von Ihrem Kaiser zu hoffen? Er hat ohne Zweifel gute Eigenschaften; allein er ist schwach, durch seine Umgebung beherrscht und wird von Herrn von Stadion geleitet werden, der sich selbst durch seinen Bruder leiten läßt, dessen Feindseligkeit und Heftigkeit allgemein bekannt sind. Es gäbe wohl ein sicheres Mittel, ein aufrichtiges, vollkommenes Bündniß herbeizuführen, das ich auch, wie Sie sehen sollen, mit einem schönen Preise vergelten würde; dies Mittel würde darin bestehen, den Kaiser Franz zur Abdankung zu veranlassen und die Krone auf das Haupt seines Bruders, des Großherzogs von Würzburg, zu übertragen. Dieser Letztgenannte ist ein kluger, aufgeklärter Fürst, der mich liebt und den ich wieder liebe, der keine vorgefaßte Meinung gegen Frankreich hegt und sich weder durch die Stadion noch durch die Engländer leiten lassen wird. Wissen Sie, was ich für diesen thun würde? Ich würde mich auf der Stelle zurückziehen, ohne auch nur eine Provinz, auch nur einen Thaler zu verlangen, wie viel mich auch dieser Krieg gekostet hat, ja ich würde vielleicht noch mehr thun, vielleicht würde ich Tyrol wieder herausgeben, welches für Baiern so schwer zu behaupten ist. Wie schön aber auch diese Bedingungen sein möchten, kann ich mich wohl in eine derartige Unterhandlung einlassen und die Entthronung eines Fürsten, wie die Erhebung eines andern fordern? Ich kann's nicht." — Während Napoleon diese Worte mit seinem fragenden und durchdringenden Blicke begleitete, beeilte sich Bubna, ihm, obschon mit der Verlegenheit eines treuen Unterthans, zu antworten: der Kaiser Franz wäre seinem Hause so ergeben, daß er, sobald er etwas dergleichen vermuthete, auf der Stelle abdanken würde, da er lieber die Integrität des Reichs seinem Nachfolger ungeschmälert überlassen, als die Krone auf seinem eigenen Haupte sehen würde. — Wohlan denn! erwiderte Napoleon mit sichtbarer Ungläubigkeit, wenn dem so ist, so ermächtige ich Sie, zu sagen, daß ich das ganze Kaiserthum auf der Stelle und noch dazu mit einiger Vergrößerung zurückgebe, wenn Ihr Gebieter, welcher oft behauptet, des Thrones überdrüssig zu sein, denselben seinem Bruder überlassen will. Die Rücksichten, welche Souveraine gegen einander beobachten müssen, hindern mich, etwas derartiges zu beanspruchen, aber betrachten Sie mich als einverstanden, wenn die von mir ausgesprochene Idee sich realisiren sollte. Gleichwohl, fügte Napoleon hinzu, glaube ich nicht an dieses Opfer. Da ich nun aber die drei Königreiche nicht um den Preis einer Verlängerung der Feindseligkeiten trennen will, das Bündniß mit Oesterreich mir auch nicht durch Uebertragung der Krone auf den Großherzog von Würzburg sichern kann, so bin ich gezwungen, zu untersuchen, welches Interesse Frankreich bei dieser Unterhandlung für sich bewahren kann, und dieses Interesse siegen zu lassen. Ländergebiete in Galizien interessiren mich wenig, in Böhmen ebensowenig, in Oesterreich ein wenig mehr, denn es handelt sich darum, Ihre Grenze von der unsrigen zu entfernen. In Italien hat jedoch Frankreich ein großes und wahrhaftes Interesse, nämlich das, sich eine große Straße nach der Türkei zu durch das Littorale des adriatischen Meeres zu eröffnen. Der Einfluß auf dem mittelländischen Meere hängt von dem Einflusse auf die Pforte ab; diesen Einfluß werde ich aber nur besitzen, wenn ich der Nachbar des türkischen Reiches

werde. Indem mich Ihr Gebieter abhielt, die Engländer, so oft es mir gelingen wollte, zu überwältigen, indem er mich nöthigte, meine Hülfsmittel vom Ocean nach dem Continent zurückzuwenden, zwang er mich zugleich, den Landweg statt des Seewegs aufzusuchen, um meinen Einfluß bis Konstantinopel auszudehnen. Ich denke also nicht an meinen Bundesgenossen, nicht an mich, nicht an mein Kaiserreich, wenn ich von Ihnen Ländergebiete in Illyrien verlange. Inzwischen fuhr Napoleon fort, nähern wir uns einander, um zum Ziele zu kommen. Ich will zu Gunsten Ihres Herrn in neue Opfer willigen. Ich hatte dem Uti-possidetis noch nicht entsagt, ich entsage ihm, um nicht mehr davon zu sprechen. Ich hatte drei Kreise in Böhmen verlangt; es soll nicht mehr die Rede davon sein. Ich hatte Oberösterreich bis zur Enns gefordert, ich gebe die Enns, ja sogar die Traun auf: ich gebe Linz zurück. Wir werden eine Linie suchen, welche Ihnen Linz zurückgiebt und Sie nicht unter die Mauern von Passau stellt, wo Sie sich augenblicklich befinden. In Italien werde ich einem Theil Kärnthens entsagen, ich werde Villach behalten und Ihnen Klagenfurt zurückerstatten. Aber ich werde Krain und das rechte Ufer der Save bis Bosnien behalten. Ich verlangte von Ihnen 2,600,000 Unterthanen in Deutschland: ich will nicht mehr als 1,600,000 verlangen. Noch bleibt Galizien übrig: dort muß ich das Großherzogthum abrunden, auch etwas für meinen Bundesgenossen, den Kaiser von Rußland, thun, und es scheint mir, daß wir, Sie und wir, es uns nach dieser Seite hin leicht machen können, da uns an jenen Ländereien nicht viel gelegen ist. Wenn Sie nach zwei Tagen wiederkommen wollen, schloß endlich Napoleon, so werden wir in einigen Stunden zum Ziele gelangen und ich werde Ihnen sofort Wien zurückgeben, während unsere Diplomaten, wenn wir sie in Altenburg gewähren lassen, niemals zu Ende kommen und uns noch dahin bringen, einander die Hälse zu brechen. —

Nach dieser langen und freundschaftlichen Unterredung, in welcher Napoleon die Vertraulichkeit so weit trieb, daß er den Schnurrbart Bubna's anfaßte und ihn daran zog, machte er Letzterem ein kostbares Geschenk und entließ ihn verführt, dankerfüllt und geneigt, in Dotis für die Sache des Friedens, des sofortigen Friedens das Wort zu nehmen und zwar um den Preis größerer Opfer, als derjenigen, zu denen man anfangs entschlossen war.

Der Rückweg nach Dotis ging über Altenburg. Bubna, der, seinem Stande nach, zur Partei der Militairs und nicht zu der der Diplomaten gehörte, erzählte zu Altenburg den Theil seines Gesprächs, welcher die beiden Gesandtschaften betraf, und die Spöttereien, welche sich Napoleon über die einen wie über die andern erlaubt hatte; dies kränkte die österreichische Gesandtschaft und bestärkte zu Dotis noch mehr in dem Glauben, daß man von den Diplomaten absehen und sich fortwährend militairischer Vermittlung bedienen müsse.

Bubna strengte sich sehr an, den Kaiser Franz über die Absichten Napoleon's und über dessen Verlangen, gleich nach Abschluß des Friedens Oesterreich und hauptsächlich Wien zu räumen, zu beruhigen. Ueber das den Regierungswechsel Betreffende sprach er gegen ihn nur mit der Schonung, welche ein solcher Vorschlag erforderte, und nur als von einem wenig ernst gemeinten Anerbieten, dem keine große Wichtigkeit beizulegen sei. Was die von Napoleon erlangten neuen Bedingungen betraf, so fiel es ihm nicht leicht, ihre Annahme durchzusetzen, denn die Gesandtschaft in Altenburg gab sich alle Mühe, dieselben als unheilvoll darzustellen, und überdies konnte der Kaiser Franz, durch seine Umgebungen in fortwährenden Täuschungen erhalten, sich nicht vorstellen, daß man zur Erhaltung des Friedens noch mehr schöne Provinzen, namentlich die Häfen des adriatischen Meeres, den einzigen Punkt, auf welchem das österreichische Gebiet an das Meer grenzt, aufgeben müßte. Dieser Fürst hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er mit Salzburg und mit dem jüngst von Polen abgesonderten Theile Galiziens die Kosten des Kriegs würde bezahlen können, und daß man höchstens noch etwas Geld würde hinzufügen müssen; er hatte sich, sagen wir, so sehr an den Gedanken gewöhnt, daß dies das schlimmste darzubringende Opfer sein würde, daß er die durch Bubna überbrachten Vorschläge nicht zu würdigen wußte. Gleichwohl ward es unerläßlich, einen Entschluß zu fassen, entweder nachzugeben oder zu kämpfen, und es wurde festgestellt, daß Bubna mit einem neuen Schreiben des Kaisers von Oesterreich zu Napoleon zurückkehren sollte, um ihm für seine friedfertigen Gesinnungen zu danken, gleichzeitig aber auch zu erklären, daß die von ihm gemachten Concessionen fast so viel wie Nichts wären, und ihn um andere zu ersuchen, um den Frieden möglich zu machen.

Am 15. September war Bubna nach Dotis zurückgekehrt; am 21. kam er mit dem neuen Schreiben des Kaisers Franz wieder nach Schönbrunn. Als Napoleon dasselbe empfangen, konnte er sich nicht einer lebhaften Regung des Unwillens erwehren; er äußerte sich heftig gegen die, welche dem Kaiser Franz die Lage der Dinge in einer so ganz ungenauen Weise schilderten und sagte, daß sie sämmtlich nicht einmal etwas von der Geographie von Oesterreich verständen. — Ich hatte, sprach er, der Basis des Uti-possidetis noch nicht entsagt und ich habe derselben auf den Wunsch Ihres Kaisers entsagt! Ich hatte 400,000 Seelen der Bevölkerung in Böhmen verlangt, und ich habe aufgehört, darauf zu bestehen! Ich verlangte 800,000 Seelen in Oberösterreich und ich begnüge mich mit 400,000! ich wollte 1,400,000 in Kärnthen und Krain, und ich gebe Klagenfurt wieder heraus, was abermals ein Opfer von 200,000 Seelen ist! Ich stelle demnach Ihrem Gebieter eine Bevölkerung von einer Million Unterthanen zurück und er sagt: ich hätte ihm nichts zugestanden! Ich habe nur Das behalten, was mir nothwendig ist, um den Feind von Passau und vom Inn zu entfernen, nur Das, was mir nothwendig ist, um ein zusammenhängendes Ländergebiet zwischen Italien und Dal-

matien herzustellen, und gleichwohl sagt man ihm, daß ich von keiner meiner Forderungen abgegangen sei! So stellt man also dem Kaiser Franz alle Dinge vor, so klärt man ihn über meine Absichten auf! Indem man ihn auf diese Weise täuschte, hat man ihn zum Krieg geführt, und so wird man ihn endlich noch zu seinem Untergange führen! — Napoleon hielt Herrn von Bubna sehr lange bei sich zurück und unter dem Einflusse der Gefühle, die ihn bewegten, dictirte er ein sehr heftiges, sehr bitteres Schreiben an den Kaiser von Oesterreich! Als er sich jedoch wieder beruhigt hatte, stand er davon ab, dasselbe an Bubna ([82]) zu übergeben, indem er nur die Bemerkung machte, Souveraine dürften einander nicht schreiben, um sich beleidigende Worte zu sagen und einander vorzuwerfen, „daß man nicht wüßte, was man spräche.“ Er ließ Bubna rufen, wiederholte gegen ihn Alles, was er Tags zuvor geäußert und erklärte von Neuem, daß seine letzten Vorschläge sein Ultimatum wären; außerdem gäbe es nur Krieg; daß die Jahreszeit schon vorgerückt sei, er jedoch einen Herbstfeldzug machen würde; daß man deshalb sich beeilen möge, ihm zu antworten, sonst würde er den Waffenstillstand kündigen; daß er in der ersten Aufwallung einen Brief geschrieben habe, welcher dem Kaiser nicht angenehm gewesen sein würde; daß er sich daher entschlossen, ihm denselben nicht zuzusenden, um diesen Monarchen nicht zu verletzen, daß er jedoch Herrn von Bubna beauftrage, zu Dotis Alles zu berichten, was er vernommen, und sobald als möglich mit einer definitiven Antwort zurückzukehren.

Was er jedoch dem Kaiser nicht direct schreiben wollte, das ließ er den Unterhändlern in Altenburg sagen, an welche er durch Champagny eine der heftigsten Noten richtete, worin er allen den Empfindungen Luft machte, deren Ausdruck er dem Kaiser selbst ersparen zu müssen geglaubt hatte ([83]).

Dieser Streit hatte ihn völlig umgewandelt und obwohl er die wenigen Meilen Ländergebiet und die wenigen Tausend Unterthanen, um welche man sich stritt, nicht eines neuen Krieges werth erachtete, so trat ihm doch der Gedanke von all den übelwollenden Gesinnungen, die er am österreichischen Hofe bemerkte, lebhaft vor seinen Geist und allmälig erwachte wieder der Entschluß in ihm, diese Macht zu vernichten. In der That erließ er förmliche Befehle rücksichtlich einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Seit Eröffnung der Unterhandlungen hatte sich seine Armee von Tag zu Tage verstärkt. Seine Infanterie war completirt, ausgeruht und so schön, wie zu irgend einer Zeit. Seine gesammte Cavallerie war remontirt. Er hatte 500 Stück bespannte Kanonen und 300 andere gut bediente auf den Wällen der von ihm besetzten österreichischen Festen. Das Corps Junot's in Sachsen war verstärkt worden und er wollte es mit denen von Masséna und Lefebvre in Böhmen verbinden, so daß sich in dieser Provinz eine Masse von 80,000 Mann bilden sollte. Mit den reichlich recrutirten Corps von Davout und Oudinot, mit der gegenwärtig 20,000 Mann starken Garde und mit der Armee von Italien, was zusammengenommen eine Masse von ungefähr 80,000 Mann ergab, gedachte er über Preßburg vorzurücken, wo er bedeutende Werke aufgeführt hatte, in Ungarn einzumarschiren und dort dem Hause Oesterreich die letzten Streiche zu versetzen. Er hatte die Materialien von der Insel Lobau dazu verwendet, vier Brückenequipagen herzustellen, um alle die Flüsse zu überschreiten, welche sich zwischen ihm und den Oesterreichern befinden würden. Die Städte Passau, Linz, Mölk, Krems, Wien, Brünn, Gratz und Klagenfurt hatte er vollständig in Vertheidigungsstand gesetzt und sich auf die Weise im Centrum der Monarchie selbst eine furchtbare Operationsbasis geschaffen. Ferner hatte er, obwohl die Engländer nur noch eine Garnison in Walcheren hatten, befohlen, die Organisation der Armee von Flandern zu vollenden, indem man die dort zusammengezogenen Halbbrigaden in Divisionen vereinigen, die Bespannung der Artillerie completiren und die Nationalgarden auf die zum Dienste geeigneten Mannschaften beschränken sollte. Endlich hatte er ein Decret entworfen, um von den alten Conscriptionen (eine neue Hülfsquelle, die er sich eröffnet hatte) einen letzten Beitrag von 36,000 Mann auszuheben, welche in die nach Frankreich geschickten vierten Bataillone eingestellt werden sollten. Diese 36,000 Conscribirten, die in einem Alter von 21 bis 25 Jahren standen, sollten ihm eine gute Reserve verschaffen, falls der Krieg fortgesetzt würde, oder im Fall eines Friedensschlusses zur Recrutirung der Armee in Spanien beitragen. Deshalb befahl er auch dem Erzkanzler Cambacérès, dieses Decret dem Senate sofort vorzulegen, damit es noch vor dem Ende der Unterhandlungen votirt werden möchte.

An der Spitze dieser imposanten Streitmacht erwartete er die Antworten aus Dotis, ebenso zum Krieg wie zum Frieden geneigt, nachdem er am österreichischen Hofe üble Gesinnungen bemerkt zu haben glaubte. In der Voraussetzung einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten besuchte er sogar sowohl in der Richtung von Ungarn, wie in der von Steiermark mehrere Positionen, die er noch nicht gesehen hatte und mit eigenen Augen kennen lernen wollte, falls er in diesen Gegenden weitere Operationen zu leiten haben würde.

Bei dem neuen Erscheinen Bubna's in Dotis mußte man einen Entschluß fassen und sich für den Krieg oder für Opfer entscheiden, die mit den Forderungen Napoleon's übereinstimmten. Die Gereiztheit, die man an ihm bemerkt und die er unbillig genug auf die Gesandtschaft in Altenburg abgelenkt hatte, welche im Grunde doch den Frieden wollte, obschon sie die durch Bubna erlangten Concessionen bedeutend herabgesetzt hatte, diese Gereiztheit erlaubte kaum, die Fortsetzung der Unterhandlungen fernerhin noch in den Händen der Herren Metternich und Nugent zu lassen. Man kam daher auf den Gedanken, dem Herrn von Bubna den Fürsten Johann von Liechtenstein beizugeben, einen tapfern Militair, der wenig Kopf, aber viel Herz besaß und Napoleon durch seine soldatische und offene Gemüthsart zu gefallen gewußt hatte. Diese Beiden sendete man demnach über Alten-

burg nach Schönbrunn mit der Vollmacht, in die von Napoleon aufgestellten Hauptgrundlagen zu willigen, während man ihnen jedoch zugleich empfahl, sich den in Oberoesterreich geforderten Opfern, der voraussichtlichen Kriegscontribution und endlich allen einzelnen Punkten des Vertrags sehr zu widersetzen, so daß letzterer so wenig nachtheilig als möglich ausfiele.

Da diese ganz militairische Gesandtschaft die in Altenburg zurückgelassene Gesandtschaft auf eine vollständige Bedeutungslosigkeit herabsetzte, so wollte Metternich seinen Aufenthalt an einem Orte nicht verlängern, wo die Bevollmächtigten nur dazu dienen sollten, die eigentliche Unterhandlung, die zu Wien stattfand, zu bemänteln; er kehrte daher nach Dotis zurück, nicht eben sehr mit der Rolle zufrieden, welche Stadion oder der Kaiser ihn bei dieser Gelegenheit hatten spielen lassen. Er sollte bald dafür entschädigt werden, indem er die Leitung der Angelegenheiten Oesterreichs übernahm und dieselbe vierzig Jahre lang fortführte. Uebrigens sah er voraus, daß die Militairs, vortrefflich, um auf einem Schlachtfelde Widerstand zu leisten, aber sehr unbeholfen auf dem Gebiete einer Unterhandlung, bald von Napoleon besiegt werden würden; in Folge davon warnte er sie, sich wohl in Acht zu nehmen, aber dadurch brachte er es dahin, ihnen vor der Rolle, die ihrer harrte, Schrecken einzuflößen, anstatt sie gegen die Ueberlegenheit Napoleon's sicher zu stellen. Uebrigens war es ihm auch weit lieber, daß die Militairs, welche den Ruhm gehabt, bei Eßlingen und Wagram eine Rolle zu spielen (und es war dies ein Ruhm, mochte man nun an jenen Tagen Sieger oder Besiegter gewesen sein), allein die Verantwortlichkeit für die schmerzlichen Opfer trügen, zu welchen man, selbst nachdem man sich tapfer geschlagen, gezwungen werden sollte. Als Metternich daher den durch Andeutungen erschreckten Liechtenstein fast zweifelhaft sah, ob er wirklich abreisen sollte, munterte er ihn auf, beharrlich zu widerstehen und sich nach Schönbrunn zu begeben.

Liechtenstein und Bubna trafen am 27. September zu Schönbrunn ein, wo sie von Napoleon aufs Zuvorkommenste empfangen und mit Artigkeit überhäuft wurden. Liechtenstein hatte bereits, ohne irgend etwas beansprucht zu haben, die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten von Seiten Napoleon's erfahren. Es war Befehl ertheilt worden, seine Besitzungen in der Nähe von Wien zu schonen und keinen Soldaten in seine Schlösser einzuquartieren. Die beiden Bevollmächtigten ließen Napoleon bemerken, daß sie Vollmacht hätten, seine Hauptbedingungen anzunehmen, vorbehaltlich gewisser Einzelnheiten, hinsichtlich deren sie Auftrag hätten zu widerstehen. Als er demnach sah, daß er sie in seiner Gewalt hatte und daß er um den Preis einiger Quadratmeilen, einiger tausend Einwohner und einiger Millionen zum Ziele gelangen würde, wollte er unnützen Aufwand ersparen, und befahl daher dem Kriegsminister, alle Truppenbewegungen gegen Oesterreich einzustellen, welche wieder begonnen hatten, seitdem die Expedition von Walcheren keine Besorgniß mehr erregte.(84).

Nachdem er die Unterhändler am 30. ins Schauspiel geführt und mit Zuvorkommenheiten überhäuft hatte, nöthigte er sie, sich mit ihm in sein Cabinet einzuschließen und stellte mit ihnen die Hauptgrundzüge des Vertrages fest. In Betreff Italiens war man einig: man bewilligte den Kreis von Villach, ohne den von Klagenfurt, was uns immer noch die norischen Alpen öffnete; sodann Laybach und das rechte Ufer der Save bis Bosnien. (S. Karte No. 51.) In Bezug auf Baiern hatte Napoleon anfangs die Enns, dann die Traun als Grenze haben wollen; er entsagte auch nach dieser Seite hin noch einigen Gebietstheilen und einigen Tausend Unterthanen, um die Unterhandlung zu erleichtern. Er willigte in eine zwischen Passau und Linz gezogene Linie, die in der Gegend von Efferding von der Donau ausging, folglich ein Gebiet um Linz ließ, sich dann nach Schwanstadt wendete, bei diesem Punkte das Gebiet von Gmünd verließ und sich endlich durch den Kammersee an das Salzburgische anschloß, das man an Baiern abtrat. In Bezug auf Böhmen begnügte er sich mit einigen Enclaven, welche Oesterreich in Sachsen vor den Thoren von Dresden besaß und die noch keine Bevölkerung von 50,000 Seelen umfaßten. Kurz, Napoleon forderte anstatt der in Italien und Oesterreich zuletzt verlangten 1,600,000 Unterthanen, jetzt nur noch 1,400,000 bis 1,500,000.

In Galizien war die Frage schwieriger, weil sie neuer war, indem Napoleon aus Rücksicht gegen Rußland es verschoben hatte, sich hinsichtlich dieses Landes zu erklären. Galizien bestand aus dem alten Galizien, welches Oesterreich bei der ersten Theilung der polnischen Provinzen erhalten hatte und das den ganzen Norden Ungarns begrenzte, und aus dem neuen Galizien, welches es bei der letzten Theilung erhalten und das sich an den beiden Ufern der Weichsel bis vor die Thore Warschaus erstreckte. Letzteres umfaßte auf der einen Seite die Gegenden zwischen dem Bug und der Weichsel, auf der andern das Land zwischen der Weichsel und der Pilica. (Siehe Karte No. 27.) Napoleon verlangte, daß man ihm einestheils das ganze Neugalizien abträte, um das Großherzogthum Warschau zu arrondiren, ferner zwei Kreise um Krakau herum, um ein Gebiet für diese alte Metropole zu bilden, und anderntheils drei Kreise, nämlich die von Solkiew, Lemberg und Zloczow, gegen den östlichen Theil zu, um damit Rußland ein Geschenk zu machen, welches dadurch für die Vergrößerung des Herzogthums Warschau getröstet werden sollte. Dies war ein Opfer von 2,400,000 Unterthanen auf die 4,800,000, aus welchen die beiden Galizien zusammengenommen bestanden. Auch in diesem Punkte entsagte Napoleon noch einer Bevölkerung von 4 bis 500,000 Seelen, um die Unterhandlung zu erleichtern. Er verlangte nur Neugalizien von der Weichsel bis zur Pilica zur Linken, von der Weichsel bis zum Bug zur Rechten, ferner den Kreis Zamosc, nebst einem geringeren Bezirk um Krakau, jedoch mit einem Gebiete, das den Polen die Salzbergwerke von Wieliczka sicherte. Endlich

verzichtete er noch auf den Kreis von Lemberg und begnügte sich für Rußland mit den Kreisen Solkiew und Zloczow, was demnach die Gesammtsumme seiner Forderungen in Galizien auf 1,900,000 Seelen reducirte.

Ueber diese Grundlagen war man ziemlich einig. Allein zwei Punkte blieben noch zu erledigen, zwei Punkte von einer großen Wichtigkeit, erstens die Reduction der österreichischen Armee, und zweitens die Kriegscontribution, durch welche sich Napoleon für seine Kosten entschädigen wollte. Preußen hatte sich durch geheimen Vertrag verpflichtet, nicht mehr als 40,000 Mann unter den Waffen zu halten und eine ungeheuere Contribution zu zahlen. In gleicher Weise wollte Napoleon Oesterreich zwingen, nicht seinen Effectivbestand auf 40,000 Mann herabzusetzen, aber seine Armee bedeutend zu vermindern und einen Theil der Kriegskosten zu zahlen. Ueber diese Gegenstände hatte man mündlich verhandelt, aber nichts niedergeschrieben, da sich die Ehre und das finanzielle Interesse Oesterreichs bei einer solchen Debatte berührt fühlten. Napoleon war der Meinung, daß Oesterreich sich in Zukunft auf 150,000 Mann beschränken und 100 Millionen zur Tilgung der 200 Millionen Kriegscontribution zahlen sollte, von denen man erst gegen 50 empfangen hatte. Die beiden Unterhändler willigten zwar ein, die österreichische Armee auf 150,000 Mann zu reduciren, zumal da die Finanzen Oesterreichs kaum mehr zu unterhalten erlaubten, aber sie mußten dazu eine Zeitfrist haben, weil sonst eine derartige Zwangsmaßregel zu einem unerträglichen Vasallenverhältniß geworden wäre. Um dieser Bedingung eine minder demüthigende Deutung zu geben, kam man überein, daß Oesterreich nur während der Dauer des Seekrieges gehalten sein sollte, sich auf diesen Effectivbestand zu beschränken, um England jeden Bundesgenossen auf dem Continent zu entziehen. Indem Napoleon einwilligte, das eroberte Land auf der Stelle zu räumen und einen Theil der Contribution unbezahlt zu lassen, forderte er endlich 100 Millionen innerhalb einer kurzen Frist. Hinsichtlich dieses Punktes hatten die beiden österreichischen Unterhändler keine unbeschränkte Vollmacht und nachdem man einen langen Abend mit Erörterungen hingebracht, trennte man sich, ohne daß man sich zu einigen vermocht hatte. Man kam überein, daß in den nächsten Tagen Bubna wieder nach Dotis gehen und diese letzten Schwierigkeiten daselbst auszugleichen suchen sollte.

Obschon man anfangs gehofft hatte, binnen drei bis vier Tagen zum Ziele zu kommen, so brachte man doch bis zum 6. Oktober damit zu, mit der Landkarte in der Hand über gewisse Gebietsgrenzen, über einige hier oder dort zu nehmende oder zu lassende Tausend Unterthanen und insbesondere über die von Napoleon geforderten Millionen zu streiten. Namentlich war die Contribution der Gegenstand einer unlösbar scheinenden Schwierigkeit. Als Napoleon aufs Neue die Geduld zu verlieren begann, übergab er am 6. Oktober an Champagny ein förmliches Ultimatum, welches keine Ausflüchte mehr zuließ. Die Jahreszeit war noch schön, und es gab gewisse Positionen in Steiermark, die er von jenem Ahnungsvermögen getrieben wieder zu sehen wünschte, welches ihn veranlaßte, die Oertlichkeiten mit eigenen Augen zu studiren, in welche ihn der Krieg dereinst rufen könnte. Er beschloß sie zu besuchen, denn er erwartete, bei seiner Rückkehr nach Wien den Frieden oder den Krieg entschieden zu finden, und zwar den einen wie den andern in einer positiven Weise, welche keinen Zweifel mehr zuließ. Diesmal wollte er jedoch mehr einschüchtern als brechen, denn wegen der Differenzen, die ihn von den Oesterreichen trennten, würde er sicher den Krieg nicht wieder angefangen haben, obschon die Contribution ihm sehr am Herzen lag, da seine Finanzen eine fremde und sofortige Unterstützung nöthig hatten.

Die beiden österreichischen Unterhändler hatten sich nach Dotis gewendet, und in diesem letzten Augenblicke trug man in der Umgebung des Kaisers Franz noch große Bedenken, bevor man sich in solche Opfer fügen wollte. In Italien die Grenze der Alpen, in Oesterreich die des Inn verlieren, durch die Abtretung Galiziens das Großherzogthum Warschau, diesen Keim eines neuen Polens, vergrößern, also 3,500,000 Unterthanen verlieren, außer den bereits gezahlten 50 Millionen noch 100 Millionen zahlen und endlich sich der Demüthigung einer dem Effectivbestand der österreichischen Armee auferlegten Beschränkung unterwerfen müssen: Das war eine schmerzliche Strafe für den letzten Krieg. Man berieth sich, ob sich nicht eine neue Schlacht bei Eßlingen hoffen ließe und insbesondere, ob nicht Hülfe von einer der europäischen Mächte in Aussicht stehe. Rücksichtlich des ersten Punktes waren jedoch alle Militairs darin einig, daß Widerstand unmöglich sei; hinsichtlich des andern trafen aus allen Theilen Europas die unglücklichsten Nachrichten ein. Spanien war, trotz der Prahlereien seiner Generale, wenigstens für den Augenblick besiegt. Man brauchte in dieser Beziehung nur die Briefe Sir Arthur Wellesley's ins Auge zu fassen, um sich davon zu überzeugen. England hatte in Walcheren die Hälfte seiner besten Armee verloren und diese Expedition war dort zu einem wahren Zankapfel geworden, der zwischen die Parteien geworfen worden war. Preußen zitterte in Folge der durch den Major Schill begangenen Unbesonnenheit. Rußland allein stand aufrecht und war augenscheinlich wenig zufrieden mit der ganz glänzenden Rolle, welche die Polen in diesem Kriege gespielt hatten, sowie mit der Vergrößerung, welche ihr Verhalten ihnen einbringen sollte. Allein umschlungen von den Banden des französischen Bündnisses konnte es nicht noch einmal, wie zu Tilsit, das Beispiel eines in vierundzwanzig Stunden bewirkten Wechsels der politischen Gesinnung geben; es hatte durch dieses Bündniß Finnland gewonnen, es hoffte, die Moldau und Walachei zu erhalten und wollte sich deshalb nicht von Napoleon trennen, um zum Kaiser Franz überzugehen; da übrigens eine Fortsetzung des Krieges Rußland nur in die äußerste Verlegenheit bringen konnte, weil es bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten entweder

mit den Franzosen brechen oder mit ihnen marschiren mußte, so hatte es sich auf eine kategorische Weise in Dotis ausgesprochen und erklärt, daß es im Fall der Fortdauer des Kriegs entschieden mit Napoleon handeln würde. Es hatte sich in dieser Weise ausgedrückt, um mit mehr Sicherheit den Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich zu Ende zu bringen. Wirklich erreichte es auch diese Absicht, denn der Kaiser Franz gab, durch das Zusammenwirken dieser Umstände bezwungen, endlich nach und ermächtigte die Herren von Bubna, in die verlangten Opfer zu willigen, jedoch mit Vorbehalt des Betrags der geforderten Entschädigungssumme, hinsichtlich welcher die beiden Unterhändler Befehl hatten, nochmals auf einer neuen Ermäßigung zu bestehen. Im schlimmsten Falle waren sie ermächtigt, 50 Millionen anstatt der von Napoleon beanspruchten 100 Millionen zu bewilligen.

Am 10. Oktober besprachen sie sich mit Champagny und zeigten sich sehr betreten über die Forderungen Napoleon's hinsichtlich der Kriegscontribution, der einzigen, mit welcher sie sich wegen des kläglichen Zustandes der österreichischen Finanzen nicht einverstanden erklären durften. Von keiner Seite sagte man einander etwas, was die Bedeutung eines Bruches haben konnte, und man benutzte die drei folgenden Tage dazu, die Artikel des Vertrags wiederholt durchzusehen und zu prüfen. Am 13. Abends machte Napoleon von seinem ganzen überlegenen Einfluß auf Bubna und Liechtenstein Gebrauch und vermochte sie zu einer Kriegscontribution von 85 Millionen, das nicht mit gerechnet, was man bereits von der nach der Schlacht bei Wagram auferlegten Contribution von 200 Millionen erhoben hatte. Der Erzherzog Johann, die vornehmste Persönlichkeit am österreichischen Hofe, nahm es auf sich, seine Instructionen zu überschreiten und sein Land von dem Schrecken eines neuen Feldzuges zu retten. Seine heldenmüthige Tapferkeit gestattete ihm überdies hinlänglich, sich offen für den Frieden zu erklären. Um ihn ganz zu bestimmen, wiederholte ihm Napoleon, daß dieser Vertrag nur ein Entwurf wäre, welcher der Ratification seines Souveräns unterworfen bliebe, weshalb Letzterer den Ausweg behielt, nicht zu ratificiren, falls ihm die Bedingungen nicht genehm wären. Am 14. Oktober Morgens unterzeichnete endlich Liechtenstein mit Champagny den Friedensvertrag, welcher der Vertrag von Wien genannt wurde, der vierte seit 1792 war und zu unserem Unglück keine längere Dauer als die übrigen haben sollte. Der Friede war für alle Bundesgenossen Frankreichs gemeinschaftlich. Oesterreich trat Alles ab, was oben angeführt worden ist: auf italienischer Seite den Kreis Villach, Krain und das rechte Ufer der Save bis zur türkischen Grenze; nach Baiern zu, das Innviertel mit einer Linie von Efferding bis zum Salzburgischen; in Polen Neugalizien mit dem Kreise Zamosc für das Großherzogthum, und die beiden Kreise Solkiew und Zloczow für Rußland. Die geheimen Artikel enthielten die Verpflichtung, die österreichische Armee, bis zum Seefrieden, nicht über 150,000 Mann zu verstärken, und die Verbindlichkeit, 85 Millionen zur Tilgung dessen, was die österreichischen Provinzen schuldeten, zu zahlen und zwar 30 Millionen baar am Tage der Räumung Wiens. Nur sechs Tage wurden für die Ratification zugestanden.

Nachdem dieser doppelte Vertag unterzeichnet war, empfand Napoleon eine wahre Freude darüber, entließ Bubna und Liechtenstein mit Achtungsbeweisen überhäuft und befahl die Unterzeichnung des Friedens sofort durch Kanonenschüsse zu verkündigen. Dies war eine geschickte List, denn da das wiener Volk, welches das Ende des Krieges wünschte, auf diese Weise in den Besitz des heißersehnten Friedens kam, so war es nicht mehr möglich, sich desselben durch Verweigerung der Ratification zu begeben. Napoleon entschloß sich, hierzu noch eine vollendetere und schwerer zu vereitelnde List hinzuzufügen, nämlich seinerseits selbst nach Paris abzureisen und die Sorge für die Einzelnheiten, welche die Räumung des eroberten Landes herbeiführen mußten, Berthier zu überlassen. Mit seiner gewohnten Thätigkeit fertigte er auf der Stelle die Befehle aus, welche der unterzeichnete Friede nöthig machte. Er befahl dem Marschall Marmont, sich zu Laybach in Krain festzusetzen, dem Prinzen Eugen, mit der Armee von Italien nach Friaul zurückzukehren, dem Marschall Masséna, sich von Znaim nach Krems zu begeben, dem Marschall Oudinot, Wien zu verlassen und nach St. Pölten zu gehen und endlich dem Marschall Davout, von Brünn nach Wien zu rücken. Letzterer sollte mit seinem prächtigen Corps, den Kürassieren und der Artillerie die Arrieregarde der Armee bilden, während die Kaisergarde die Avantgarde derselben darstellte. Ein Theil der Artilleriepferde sollte in Krain unterhalten werden, ein anderer dem Marschall Davout in die Provinzen von Norddeutschland begleiten, ein dritter endlich nach Spanien abgehen. Man war übereingekommen, daß die Räumung am Tage der Ratificationen beginnen und nach Maßgabe der Abzahlung der Kriegscontribution fortgesetzt werden sollte.

Napoleon war ganz von der Idee durchdrungen, durch Absendung einer ansehnlichen Masse von Streitkräften die spanischen Angelegenheiten sofort zu Ende zu bringen und ließ daher, ohne gleichwohl den organisirten Corps, die den österreichischen Feldzug mitgemacht hatte, etwas zu entziehen, Alles gegen die Pyrenäen zurückgehen, was im Marsche gegen die Donau begriffen war. Das Corps des Generals Junot konnte, wenn man das, was sich in Schwaben befand und die preußischen Garnisonen hinzunahm, ungefähr 30,000 Mann Infanterie aufstellen und es zählte, wenn man noch die provisorischen Dragoner, die Marschregimenter der Husaren und der Jäger, sowie die Artillerie damit vereinigte, nahe an 40,000 Mann aller Waffengattungen. Die Nordarmee mußte, sobald der Marschall Bessières Walcheren wieder genommen haben würde, ohne die Nationalgarden, 15,000 Mann Linientruppen zählen. Die Depots des Centrums, der Bretagne und der Pyrenäen enthielten an völlig formirten Conscribirten ungefähr 30,000 Mann. Acht neue Garderegimenter (vier

Conscribirten- und vier Tirailleurregimenter) stellten fast 10,000 vom Verlangen nach Auszeichnung beseelte junge Soldaten auf. Endlich sollte die aus den Contingenten der kleinen deutschen Fürsten zusammengesetzte Division Rouyer, welche Napoleon nach Spanien zu schicken sich vorgenommen hatte, 5000 Mann abgeben. Alle diese Corps zusammengenommen machten nicht weniger als 100,000 Mann aus, an deren Spitze Napoleon, nachdem er zu Paris die dringendsten Geschäfte erledigt, in Spanien einrücken wollte, sobald die große Strenge des Winters ihr Ende erreicht haben würde. Der Gedanke, mit Europa völlig abzuschließen und seinen beständigen Kriegen ein Ziel zu setzen, nahm seinen Geist dergestalt in Anspruch, daß er befahl, die ebengenannten Streitkräfte sofort nach Spanien zu dirigiren, damit bei seiner Ankunft in Paris die stets langwierige Ausführung solcher Befehle bereits begonnen hätte. Er trieb den Marschall Bessières lebhaft an, mit den 15 bis 20,000 Mann Linientruppen und den 30,000 Mann Nationalgarden, die ihm zur Verfügung standen, die Wiedereinnahme von Walcheren zu beschleunigen. Man hatte 65,000 Mann dieser Nationalgarden aufgeboten, was eine tiefe Bestürzung in den nördlichen Provinzen verursacht und beträchtliche Kosten veranlaßt hatte. Unter dem Vorwande, die Küsten des mittelländischen Meeres zu bewachen, ging Fouché so weit, alle Departements des Südens in Bewegung zu setzen. Gleichzeitig hatte man viele Offiziere der Revolutionsjahre aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgezogen, die theils wegen Unfähigkeit, theils wegen schlechter Gesinnung verabschiedet waren. Fouché hatte es gar nicht ungern gesehen, auf diese Weise einer gewissen Anzahl zu schmeicheln, und Clarke hatte, in Ermangelung besserer Dienste, nicht umhingekonnt, die ihrigen anzunehmen. Napoleon, der schnell zum Mißtrauen geneigt war, tadelte seinen Minister Fouché heftig, Frankreich also wegen einer Gefahr in Aufregung zu bringen, welche gegenwärtig und namentlich in den Provinzen, die man durch solch' unzeitige Aufrufe in Unruhe versetzte, bereits weit entfernt war. Er fände es begreiflich, sagte er, daß man 30 bis 40,000 Mann im Norden, nahe am Landungsplatze der Engländer und unmittelbar nach dieser Landung aufböte; daß man jedoch so weit ginge, 200,000 Mann in der Provence und in Piemont und zwar drei Monate nach der Expedition auszuheben, das sei eine Narrheit. Er gab selbst zu verstehen, daß er darin etwas Anderes, als einen Fehler der Unbesonnenheit und des gesunden Verstandes erblicke. Aus diesen Gründen befahl er die Entlassung der Nationalgarde von Paris, die aus jungen Leuten bestand, welche Anspruch machten, nicht zu dienen, sondern nur die Person des Kaisers zu bewachen; er ließ diesen Leuten sagen, daß man, um dieser Ehre theilhaftig zu werden, vier Ahnen aufzuweisen haben müsse, nämlich vier in verschiedenen großen Schlachten erhaltene Wunden, daß er aber keine Leute brauche, welche keine Gefahren, sondern nur schöne Uniformen wollten. Er befahl die Mehrzahl der aus dem Ruhestand gezogenen Offiziere an ihren Heerd zurückzuschicken, empfahl aber zugleich, die erforderlichen Männer unter den Regimentsmajors herauszusuchen, welche sämmtlich Offiziere von Verdienst wären. Nachdem er endlich in strengen Worten den Argwohn ausgesprochen, welchen ihm die so unbedachtsam hervorgerufene Aufregung einflößte, erließ er Instructionen, damit vor seiner Rückkehr Alles in den gewöhnlichen Zustand zurückkehren und ein Abzug aller disponibeln Streitkräfte von allen Punkten aus gegen Spanien vor sich gehen möchte.

Nachdem er auf diese Weise seine Verfügungen binnen vierundzwanzig Stunden getroffen hatte, schickte er sich zur Abreise an, ohne die Antwort von Dotis abzuwarten, um die Verweigerung der Ratification unmöglich zu machen, denn es war nicht recht wahrscheinlich, daß man ihm nachzueilen wagen würde, um ihm zu melden, daß man den Frieden verweigere. Ein Umstand, welcher kurz vor seiner Abreise eintrat, gab sowohl ihm als seiner Umgebung viel zu bedenken. Am Morgen des 12. Oktobers hielt er eine jener großen Revuen ab, bei welchen die schönsten Truppen Europas auftraten und zu denen man mit gleich großer Neugier zu Wien, wie zu Berlin, zu Warschau wie zu Madrid und zu Paris zusammenströmte. Eine zahllose Menge Neugieriger eilte aus der Hauptstadt heraus und wohnte diesem imposanten Schauspiele bei, voll Begierde, ihren Besieger zu sehen, welchen man verabscheute, aber doch bewunderte. Uebrigens war der Friede als gewiß verkündigt, und auf den gerechten Schmerz des österreichischen Volkes begann eine Art von Freude zu folgen. Napoleon wohnte ruhig und lächelnd dem Defiliren seiner Truppen bei, als ein junger, mit einem Ueberrock bekleideter Mann, der wie ein ehemaliger Militair aussah, sich mit der Erklärung vorstellte, daß er dem Kaiser der Franzosen eine Bittschrift überreichen wolle. Man wies ihn zurück. Er kam mit einer Hartnäckigkeit wieder, welche dem Fürsten Berthier und dem Adjutanten Rapp auffällig erschien und ihre Aufmerksamkeit in dem Grade auf sich zog, daß man ihn den Elitegensdarmen übergab, welchen die Polizei in den Hauptquartieren anvertraut war. Ein Offizier dieser Gensdarmen, welcher bei der Ergreifung des jungen Mannes einen harten Körper unter dessen Ueberrocke gefühlt hatte, durchsuchte ihn und fand ein sehr langes, sehr scharfes und augenscheinlich zu einem Verbrechen bestimmtes Messer bei ihm. Mit der entschlossenen Ruhe eines Fanatikers erklärte der junge Mann, daß er sich mit jener Waffe dem Kaiser Napoleon in der Absicht habe nähern wollen, um ihn zu tödten. Man setzte Napoleon hiervon in Kenntniß, welcher nach beendigter Revue seinen Mörder zu sehen und auszufragen beschloß. Er ließ ihn vor sich führen und befragte ihn in Gegenwart Corvisart's, den er nach Schönbrunn gerufen hatte, weil er die Unterhaltung dieses berühmten Arztes liebte und ihn über seine Gesundheit zu Rathe zu ziehen wünschte, obschon dieselbe im allgemeinen gut war.

Der verhaftete junge Mann, dessen Aussehen sanft und sogar sehr einnehmend war, dessen brennen-

des Auge einen exaltirten Geist verrieth, war der Sohn eines protestantischen Geistlichen zu Naumburg und nannte sich Staps. Er war mit etwas Geld aus dem Hause seiner Eltern entwichen, denen er nur die Andeutung zurückgelassen hatte, daß er mit einem großen Plane umginge, während er sie gleichzeitig über seine Flucht und seine Absichten tröstete, die sie fürchteten, ohne sie eigentlich zu kennen. Er sei im Begriff, — so hatte er sich geäußert — Europa von dem Eroberer, welcher dasselbe umstürze, zu erlösen und namentlich sein Vaterland zu befreien. Es sei, behauptete er, eine göttliche Sendung, die er empfangen habe und dieser sei er sein Leben zu opfern entschlossen. Er hatte keinen Mitschuldigen und seine von dieser verbrecherischen Thorheit berauschte Seele hatte sich in sich zurückgezogen, anstatt sich Anderen mitzutheilen. Als ihn Napoleon mit Milde befragte, was er zu Schönbrunn habe thun wollen, gestand er, daß es seine Absicht gewesen sei, ihm einen Todesstoß zu versetzen. Auf die Frage, warum er dies gewollt, erwiderte er, es wäre geschehen, um die Welt, und besonders Deutschland, welches er unter seine Füße trete, von seinem unheilvollen Genie zu befreien. — Allein diesmal zum wenigsten, nahm Napoleon das Wort, hätten Sie Ihre Stöße gegen den Kaiser von Oesterreich und nicht gegen mich richten sollen, denn er ist es, der mir den Krieg erklärt hat. — Staps bewies durch seine Antworten, daß er nicht so weit unterrichtet war und daß er, der allgemeinen Stimmung nachgebend, dem Kaiser der Franzosen allein die Veranlassung des über Europa hereingebrochenen Unglücks zuschrieb. Napoleon betrachtete diesen jungen Mann mit wohlwollendem Mitleiden und ließ ihn durch den Arzt Corvisart untersuchen, der ihn für nicht krank erklärte, denn sein Puls ging ruhig und alle Zeichen der Gesundheit waren vorhanden. Der Kaiser befragte hierauf den jungen Staps, ob er seinem verbrecherischen Plane entsagen wollte, falls er ihn begnadigte. — Ja, antwortete Staps, wenn Sie meinem Vaterlande den Frieden geben, nicht aber, wenn Sie ihm denselben nicht geben. — Der Mörder wurde hierauf ins Gefängniß geführt, war aber nichtsdestoweniger über die Milde und wohwollende Hoheit Desjenigen erstaunt, den er hatte tödten wollen, und er mußte in seinem Herzen seinen wilden Patriotismus wieder rege machen, um keine Reue zu empfinden. Er betete zu Gott, schrieb dann an seine Eltern und bereitete sich zum Tode vor.

Napoleon zeigte sich über diesen Vorfall wenig bewegt und äußerte mit Affectation, daß es schwer wäre, einen Mann, wie ihn, zu ermorden. Abgesehen von der Schwierigkeit, sich ihm zu nähern, rechnete er auf den Glanz seines Ruhms und auf sein Glück, dem er sein Leben so oftmals mit heldenmüthiger Sorglosigkeit anvertraut hatte. Gleichwohl beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke, daß es nicht mehr die französische Revolution sei, sondern er, er ganz allein, welcher als einziger Urheber der Uebel dieser Zeit, als Ursache der endlosen und schrecklichen Aufregung der Welt, der Gegenstand des allgemeinen Hasses würde. Schon nannte Europa nur ihn in seinen Schmerzen. Warum zog er nicht aus dem Munde jenes Fanatikers eine gründliche und dauerhafte Lehre, anstatt eines vorübergehenden Eindrucks, der aus einem gewissen Mitleid mit seinem Mörder und einiger Mißstimmung über sich selbst gemischt war! Alles zeigte in der That an, daß ein heftiges Gefühl in den Gemüthern rege ward, denn die Polizei fing mehr als ein Wort auf, welches Mordgedanken verrieth; sie erhielt sogar eine Entdeckung von Seiten eines Soldaten, an den man auf der Lobau-Insel den Antrag gestellt hatte, den Kaiser zu ermorden.

Napoleon fing an, seine moralische Isolirung zu fühlen und nahm sich vor, darüber nachzudenken; er befahl jedoch über jenes Ereigniß keinen Lärm zu machen (85); einen Augenblick dachte er selbst daran, den Schuldigen zu begnadigen, dann aber überlegte er, daß man die jungen Fanatiker in Deutschland einschüchtern müsse, und übergab daher Staps einem Kriegsgerichte. Hierauf reiste er in der Nacht vom 15. Oktober ab und ließ den Befehl zurück, daß man ihn zu Passau durch Signale von den Beschlüssen zu Dotis unterrichten sollte. Diese Signale waren von Wien bis Straßburg die Donau entlang mittelst Flaggen eingerichtet. Eine weiße Flagge sollte ihn unterrichten, daß der Friede organisirt, eine rothe, daß er es nicht sei; im letzten Falle nahm er sich vor, auf der Stelle umzukehren und die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Würde jedoch der Friede ratificirt, so sollte dagegen die Räumung ohne Verzug beginnen. Beim Abzuge sollte man die Befestigungswerke von Wien, Brünn, Raab, Gratz und Klagenfurt in die Luft sprengen, ein trauriger Abschied für die Oesterreicher, welcher übrigens dem Kriegsrechte entsprach.

Während Napoleon mitten unter den Colonnen seiner Garde, die schon auf dem Marsche nach Straßburg begriffen war und ihn mit ihren Freudenrufen begrüßte, eiligst das Donauthal hinaufging, hatte der Hof zu Dotis mit einer Art von Verzweiflung den zu Wien abgeschlossenen Vertrag in Empfang genommen. Vergebens machten die Herren von Liechtenstein und von Bubna die Unmöglichkeit geltend, in der sie sich befunden, etwas Besseres zu erhalten, so wie die Gewißheit, die sie erlangt, daß, wenn sie nicht nachgegeben hätten, eine sofortige Wiederaufnahme der Feinseligkeiten stattgefunden haben würde; man überhäufte sie mit harten und heftigen Vorwürfen. Die so oft wegen ihrer Langsamkeit von den Militairs verspotteten Diplomaten rächten sich an jenen und warfen ihnen vor, sie hätten sich prellen lassen. Trotz des Ruhmes, womit sich Liechtenstein im letzten Feldzuge bedeckt hatte und trotz der Gunst, in welcher Bubna stand, fielen Beide gewissermaßen in Ungnade und wurden zur Armee zurückgeschickt. Gleichwohl nahm man den Vertrag, dem man so viel Uebles nachsagte, an, um in keinen Krieg mit Napoleon verwickelt zu werden und hauptsächlich um dem guten österreichischen Volke einen Frieden nicht zu entreißen, in dessen Besitz Napoleon

dasselbe durch eine vorgreifende Bekanntmachung gesetzt hatte. Man wählte einen neuen Unterhändler, Herrn von Wrbna, den Oberkammerherrn des Kaisers, um die Ratificationen zu überbringen, und gab ihm den Auftrag mit, in der Summe und den Zahlungsfristen der Kriegscontribution einige Abänderungen zu verlangen. Auf diese mit Artigkeit vernommenen, aber an den Kaiser verwiesenen Reclamationen folgte die unmittelbare Auswechselung der Ratificationen, welche am 20. Oktober Morgens stattfand. Auf der Stelle befahl Fürst Berthier, der nur auf das Signal wartete, um die Räumung zu beginnen, dem Marschall Oudinot, der zu Wien lagerte, sich in Bewegung zu setzen, um der Kaisergarde auf der Straße von Straßburg zu folgen, dem Marschall Davout, sich von Brünn nach Wien zu begeben, dem Marschall Masséna, von Znaim nach Krems zu rücken, dem Marschall Marmont, der sein Lager zu Krems aufgeschlagen, über St. Pölten und Lilienfeld die Straße von Laybach zu verfolgen, dem Prinzen Eugen endlich über Oedenburg und Leoben den Marsch nach Italien anzutreten. Gleichzeitig ließ er die unter den Wällen der Hauptstadt angelegten Minen anzünden, und während die Wiener unsere Truppen mit Blicken abziehen sahen, aus denen kein Zorn mehr hervorleuchtete, vernahmen sie den wiederholten Donner, der ihnen die Zerstörung ihrer Mauern verkündigte. Sie wurden dadurch heftig ergriffen und vielleicht hätte man ihnen diese letzte Kränkung ersparen können, indem man einer Vorsichtsmaßregel von einem sehr zweifelhaften Nutzen entsagt hätte.

Zunächst hatte sich Napoleon nach Passau begeben, um daselbst die Arbeiten anzuordnen, mittelst deren diese Stadt zu einer Hauptfestung des Rheinbundes werden sollte. Die Signale hatten ihn benachrichtigt, daß es nichts Neues gebe und so hatte er sich nach München begeben, wo er in der Familie des Prinzen Eugen die Depeschen erwartete, die ihn entweder nach Paris oder wieder zurück nach Wien führen sollten. Endlich überbrachte ihm ein Courier die Nachricht von den erfolgten Ratificationen; er nahm hierauf von seinem, durch seine Gönnerschaft abermals vergrößerten Bundesgenossen Abschied und reiste nach Frankreich ab, wo sich wichtige Geschäfte angehäuft hatten, die zu lange vernachlässigt oder zu hastig behandelt worden waren, während er sie mitten auf den Schlachtfeldern leitete.

Unter der Zahl der Geschäfte, die auf ihn einstürmten, war das ernsteste und betrübendste die Angelegenheit mit Rom, deren traurige Wechselfälle jetzt erzählt werden müssen. Man erinnert sich ohne Zweifel, daß Napoleon, als er, zur Vernichtung der alten Ordnung der europäischen Zustände geneigt, mit dem Hause Spanien und mit dem Papste brechen wollte, sich der Legationen bemächtigte, die er unter dem Titel von Departements zum Königreich Italien fügte, und daß er ferner Rom durch den General Miollis besetzen ließ. Um diese Besetzung zu rechtfertigen, hatte er die Nothwendigkeit vorgeschützt, mittelst des Centrums der Halbinsel seine Armeen in Norden und Süden Italiens zu verbinden, so wie außerdem das Bedürfniß, sich gegen die feindseligen Umtriebe vorzusehen, deren Schauplatz Rom fortwährend war. Seit diesem Tage war die Situation unerträglich geworden. Der Papst, welcher den Vatican mit dem Quirinal vertauscht, hatte sich in diesem letztern Palast, wie in eine Festung eingeschlossen und dort Scenen stattfinden lassen, die ebenso beklagenswerth für die unterdrückende, wie für die unterdrückte Macht gewesen waren. Der General Miollis, zu einer der undankbarsten Rollen verurtheilt, für welche er nicht geschaffen war — denn dieser unerschrockene Krieger besaß einen ebenso gebildeten Geist, wie ein festes Herz — bemühte sich vergebens, seinen Auftrag zu mildern. Pius VII., als Pontifex im höchsten Grad über die gegen die Kirche ausgeübte Gewaltthat empört und als Fürst über die Undankbarkeit Napoleon's, den er in Paris gesalbt hatte, erbittert, konnte die Gefühle nicht länger zurückhalten, die ihn erfaßten und die ihn, ohne das wohlverdiente zärtliche und religiöse Interesse für ihn zu schmälern, einen Theil seiner Würde einbüßen ließen. Als ihn der General Miollis am Neujahrstage an der Spitze seines Generalstabes die Aufwartung machen wollte, weigerte er sich, ihn zu empfangen. Die Cardinäle lehnten ihrerseits unter dem Vorwand des Unwohlseins die an sie gerichteten Einladungen ab und der General ließ sich zum Schein nach ihrem Befinden erkundigen. Endlich hatte der Papst, da ihm die römischen Kassen nicht mehr zur Verfügung standen und er entschlossen war, um nichts anzuhalten, die schöne Tiara verpfändet, welche ihm Napoleon bei seiner Krönung zum Geschenk gemacht; dies war ein trauriger Austausch beißender Ausfälle, welcher den zwischen Mächten von so verschiedener Größe ohnehin schon sehr schwierigen Verkehr nicht noch mehr hätte beeinträchtigen sollen. Nothwendigerweise mußte man von diesen beleidigenden Schritten bald zu Gewaltthätigkeiten gelangen. Da man erfahren hatte, daß der Papst Proteste an die auswärtigen Höfe richtete, so hatte man seine Couriere angehalten, was hinreichend die ehemals vom Ersten Consul so wohl verstandene Wahrheit bewies, daß der Papst, um unabhängig zu sein, weltlicher Souverän des Gebiets sein mußte, in welchem er residirte. Pius VII., der sich jetzt für gefangen erklärte, wollte mit Niemand mehr correspondiren, mit der französischen Regierung ebensowenig, als mit andern.

Die römischen Truppen, denen der General Miollis auf geschickte Weise geschmeichelt und vorgeredet hatte, daß sie durch Einverleibung in die französischen Truppen den alten Spottnamen „Soldaten des Papstes" verlieren würden, hatten in diese Einverleibung gewilligt. Der Papst wollte sie dadurch strafen, daß er sie der Nationalrechte verlustig erklärte, während er die Uniform und die Kokarde der römischen Truppen veränderte und die neue Kokarde nur den ihm treugebliebenen Truppen, nämlich der Nobelgarde und der Schweizergarde ertheilte, welche die Besatzung seines Palastes bildeten. Bald hatten die jungen Leute von Stande, aus welchen die Nobelgarde zusammengesetzt war, durch die Behandlung

ihres Souveräns verletzt, den Franzosen mit einer Arroganz Trotz geboten, welche in ihrer Lage ein verdienstlicher Muth war. Der französische General, welcher seinerseits sich einem Gefühle verletzten Stolzes überließ, hatte das Quirinal überfallen, die Thore erbrochen und die Nobelgarde im eigenen Palaste des hohen Pontifex entwaffnet. Nach einer solchen Beschimpfung gab es keine Gewaltthat mehr, die man sich nicht erlauben durfte. Pius VII. hatte, nachdem er den Cardinal Consalvi eingebüßt, nacheinander den Cardinal Gabrielli und den Cardinal Pacca zu Staatssecretären ernannt. Letzteren wollte man mitten im Quirinal verhaften, aber der Papst, welcher bei dieser Gelegenheit die ganze Majestät seines Alters und seiner hohen Würde entfaltete, war im päpstlichen Ornate zum Schutze seines Staatssecretärs erschienen, den man in seiner Gegenwart nicht anzugreifen wagte. Seitdem hatte er ihn in einem Zimmer dicht an dem seinigen schlafen lassen und er lebte in der Mitte einiger treuen Diener, welche abwechselnd Tag und Nacht alle Ausgänge des Quirinals bewachten, dessen Pforten und Fenster beständig verschlossen waren.

Auf diese Weise war Napoleon in einen erbitterten Kampf gegen die alte europäische Ordnung hingerissen worden, einen Kampf, wovon die beklagenswerthe Katastrophe von Vincennes den ersten Akt, die Beraubung in Bayonne den zweiten, die Gefangenschaft Pius' VII. den dritten und nicht am wenigsten traurigen Act bildete. Napoleon vergaß in Bezug auf den Pontifex alle Achtung, die er seinem Range, seinem Alter, seinen Tugenden, alle Dankbarkeit, die er dessen Benehmen und hauptsächlich alle Schonung, die er einer Macht schuldig war, welche er wiederhergestellt hatte und die er ohne die bedauernswertheste Inconsequenz nicht wieder stürzen konnte. Wie vielen Anlaß zum Spott gab er nicht, wie groß er auch sonst war, den wenigen zu Paris um die Herren Sieyès, Cabanis, de Tracy gebliebenen Philosophen, welche das Concordat so bitter getadelt hatten! Sie hatten vielmehr sicherlich Recht, wenn sie meinten, ehe man es zu den Scenen des Quirinals kommen ließ, wäre es besser gewesen, daß die beiden Mächte, anstatt in Verkehr zu treten und Verträge zu unterzeichnen, einander gänzlich vergessen und wie einander durchaus fremd gelebt hätten!

Aber von der Leidenschaft verblendet und nicht daran denkend, daß er sich zu Vincennes den Königsmördern gleichgestellt, daß er sich zu Bayonne auf eine Stufe mit Denen gesetzt, welche Europa den Krieg erklärten, um die allgemeine Republik zu errichten, stellte sich Napoleon im Quirinal zum mindesten mit Denjenigen gleich, welche Pius VII. entthront hatten, um die römische Republik zu gründen; während Napoleon vergaß, daß er die Einen wie die Andern mit Verachtung überhäuft und daß er die Krone erhalten, indem er sich den Anschein gab, ihnen nicht zu gleichen, hatte er bald den Scheitelpunkt seines unerhörten Verfahrens erreicht, als er den Entschluß faßte, Pius VII. zu entthronen und ihm nach Beraubung des Scepters nur noch die Tiara zu lassen. Wenn Die, welche die Civilverfassung der Geistlichkeit aufgestellt und die römische Republik gegründet hatten, auf diese Weise verfuhren, so war dies ganz einfach und konnte ehrenhaft gerechtfertigt werden, weil sie nach ihrer Ueberzeugung handelten! Wie konnte aber der Urheber des Concordats sich auf diese Art benehmen! Das war seinerseits ein Vergessen seiner selbst, niederschlagend für die Bewunderer seines Genies, beunruhigend für Die, welche an Frankreichs Zukunft dachten, und selbst unmöglich zu erklären, wenn man nicht daraus die von der Geschichte so oft wiederholte Lehre zog, daß auch der größte Mann nur ein Kind ist, sobald sich die Leidenschaften seiner bemächtigen.

Diese Comödie muß ein Ende haben, hatte Napoleon in einem seiner Briefe gesagt und allerdings konnte sie nicht länger dauern. Den Papst zu ermorden, wozu das edle Herz Napoleon's sicherlich unfähig war, wäre dennoch besser gewesen, als ihn im Quirinal sich aufregen und durch den Zorn, der ihn erfaßte, beinahe erniedrigen zu lassen. Napoleon faßte also den Entschluß, die weltliche Macht des Papstes zu vernichten und um seinen Urtheilsspruch zu verkündigen, hatte er nur gewartet, bis er keine Schonung mehr gegen Oesterreich zu beobachten hatte. Er hatte in der That am 17. Mai, nach den Schlachten bei Regensburg und Ebersberg, nach dem Einzuge in Wien und zu Schönbrunn die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes decretirt und die Staaten des heiligen Stuhles als mit dem Kaiserreiche vereinigt erklärt. Zur Verwaltung dieser Staaten hatte er eine aus Fürsten und römischen Bürgern zusammengesetzte Consulta ernannt, die Abschaffung der Substitutionen, der Inquisition, der Klöster, der geistlichen Gerichtsbarkeit proclamirt und überhaupt alle Grundsätze von 1789 auf den römischen Staat angewendet. Dem Papste Pius VII. hatte er die Paläste in Rom, eine Civilliste von zwei Millionen und die ganze pontificalische Repräsentation gelassen, wofür er anführte, daß die Päpste keine weltliche Macht brauchten, um ihre geistliche Mission zu erfüllen, daß diese Mission sogar unter der doppelten Rolle als geistliche und weltliche Fürsten gelitten, daß er an der Kirche, an ihren Dogmen und ihrem Ritus nichts zu ändern hätte, daß er sie unabhängig, reich und geachtet lassen würde, daß er jedoch, als Nachfolger Karl's des Großen nur die Dotation eines weltlichen Reiches, welche dieser Kaiser dem heiligen Stuhle verliehen hätte, zurückziehen wolle. Dies Alles war in einer gebieterischen, großartigen und verführerischen Sprache gesagt, die sich aber in dem Munde des ehemaligen Ersten Consuls sehr seltsam ausnahm!

Dieses Decret wurde am 11. Juni zu Rom bei Trompetenschall inmitten einer getheilten Bevölkerung bekannt gemacht, denn das niedere Volk und die Geistlichkeit waren empört über die dem Papste angethane Gewaltthat und die Mittelclassen, wenn auch sehr geneigt, ohne die päpstliche Regierung leben zu können, zeigten sich gleichwohl äußerst mißtrauisch gegen das, was von dem Manne kam, der

die französische Revolution unterdrückt hatte. Der Papst erwartete nur diesen letzten Act, um zu den einzigen Waffen zu greifen, die noch in seinen Händen geblieben waren, nämlich zu denen der Excommunication. Mehr als einmal hatte er daran gedacht, sich dieser Waffe zu bedienen: allein die Furcht, die vormals so gewaltigen Waffen stumpf zu zeigen, die Furcht, wenn sie noch einige Wirksamkeit gegen einen Fürsten von neuem Ursprung fänden, diesen zu den furchtbarsten äußersten Schritten zu treiben, hatte die Räthe des heiligen Stuhles zum Einhalten veranlaßt. Trotzdem war man darüber einig geworden, daß, wenn die Aufhebung der weltlichen Macht decretirt würde, der Bannstrahl geschleudert werden müsse. In der Voraussicht dieses Ereignisses waren die Bullen schon im Voraus entworfen und eigenhändig vom Papste copirt und unterzeichnet. Sie sprachen den Bannstrahl mit seinen Folgen, nicht gegen Napoleon namentlich, sondern gegen alle Urheber und Mitschuldigen der gewaltthätigen und verbrecherischen Acte aus, die gegen den heiligen Stuhl und das Patrimonium Petri ausgeübt worden waren. Kaum hatte die Bekanntmachung des erwähnten Decrets vom 17. Mai stattgefunden, als in Folge von Einverständnissen, welche außerhalb des Quirinals unterhalten wurden, muthige und getreue Hände in Sanct-Peter und in den meisten Kirchen Roms die Bannbulle anschlugen, welche Napoleon auf seinem Throne zu treffen wagte und welche, wenn sie auch nicht mehr die Kraft des seit langer Zeit geschwächten religiösen Gefühls für sich hatte, gleichwohl eine andere Kraft in der menschlichen Gerechtigkeit finden sollte, welche empört war über Gewaltthaten, über Undankbarkeit, die der Krieger gegen den Pontifex übte, von dem er gesalbt worden war.

Die Polizei nahm diese kühnen Maueranschläge weg, aber die Bulle ging von Hand zu Hand und mußte sich bald bis an das äußerste Ende Europas verbreiten. Diese beiden Acte, von denen der eine die Antwort auf den andern war, mußten bald die beiden in dem französischen General und in dem römischen Pontifex personificirten Gewalten auf den äußersten Grad der Erbitterung treiben, und es war nicht mehr möglich, daß sie sich fortan noch einander gegenüber ständen, ohne zu materieller Gewaltthat zu kommen. In Bezug auf die römischen Angelegenheiten correspondirte Napoleon mit dem General Miollis und besonders mit seinem Schwager Murat, der in seiner Eigenschaft als König von Neapel das Obercommando der Executionstruppen hatte. In der Voraussicht dessen, was eintreten konnte, schrieb er ihm, daß man, so wie man auf Widerstand gegen das Decret vom 17. Mai träfe, den Papst nicht anders behandeln müsse, wie den Erzbischof von Paris selbst und daß man nöthigenfalls den Cardinal Pacca und Pius VII. verhaften solle. Diese Instruction, deren Erlassung er später bereute und die in verschiedenen Briefen vom 17. und 19. Juni ([86]) enthalten ist, gelangte durch Murat in dem Augenblicke nach Rom, wo die größte Unruhe über die Lage der Dinge daselbst herrschte. Eine englische Rüstung, deren Bedeutsamkeit man übertrieb und die nichts weiter als eine Demonstration der in Sicilien befindlichen britischen Streitkräfte war, befand sich Civitavecchia gegenüber. Das römische Volk war sehr aufgeregt. Die Aufhebung der geistlichen Regierung in allen Gemeinden und deren Ersetzung durch provisorische Civilbehörden verursachten eine allgemeine Unruhe. Jeden Augenblick hieß es, daß man in Rom die Sturmglocke läuten würde und daß bei diesem Rufe die Transteveriner über die Franzosen herstürzen würden, die nur 3 bis 4000 Mann stark waren, da der König Murat alle seine Truppen nach der Küste geführt hatte, um die britische Marine zu beobachten. Man erwartete dieses Ereigniß auf den 29. Juni, auf welchen das Fest St. Peter fiel. Es wurde behauptet, daß Pius VII. an diesem Tage im päpstlichen Ornate aus dem Quirinal gehen, persönlich den Bannfluch aussprechen, alle Unterthanen des Kaiserreichs von dem Napoleon geschworenen Eide entbinden und das Zeichen zu einer allgemeinen Schilderhebung in Italien geben solle.

Um diese Zeit befand sich in Rom ein zur Leitung der Polizei dahin abgesendeter Gensdarmerieoffizier, der Oberst Radet, sehr schlau, sehr kühn, ganz zu einem Handstreiche geeignet; er hatte den Auftrag erhalten die Gensdarmerie in Italien zu organisiren. Nahe beim Quirinal, im Palaste Rospigliosi wohnend, hatte er den derzeitigen Aufenthaltsort des Papstes mit Spionen angefüllt und sichere Leute in die Nähe des Glockenthurms im Quirinal placirt, um sich der Glocke zu bemächtigen, von welcher das Signal zum Sturmläuten ausgehen sollte. Obwohl sich diese Gerüchte nicht erfüllt hatten, so war doch durch sie die Einbildungskraft der französischen Behörden aufgeregt worden, die sich endlich überredet hatten, daß es zu Rom keine Sicherheit geben würde, so lange man den Papst und namentlich seinen Minister, den Cardinal Pacca, daselbst duldete, welcher für den Hauptagenten der exaltirtesten kirchlichen Partei galt. Den Cardinal Pacca ohne den Papst, dessen Person er nie verließ, zu verhaften, schien unmöglich und ungenügend, und in der Verhaftung Beider glaubte man endlich das letzte Rettungsmittel zu finden. Man scheute sich indeß noch vor diesem Attentat, welches sich würdig an das von Bayonne anschloß, als die so unbedachtsam geschriebenen Briefe Napoleon's an Murat, welche dieser Letztere dem General Miollis mitgetheilt hatte, alle Skrupel beseitigten. Gleichwohl zauderte General Miollis noch; da jedoch der Oberst Radet aus dem Grunde darauf drang, daß ohne diesen kräftigen Schritt Rom nicht mehr zu regieren wäre, so beschloß man, den Papst unter den geeigneten Vorkehrungen zu verhaften und ihn nach Toscana zu schaffen, wo man beschließen wollte, was mit dieser geweihten Person zu thun sein würde, die in Rom sehr lästig war, aber die traurige Bestimmung hatte, allerwärts lästig zu sein, weil sie allenthalben das lebendige Zeugniß einer gehässigen und nutzlosen Gewaltthat ablegen mußte.

Nachdem die nöthigen Anstalten getroffen und die Gensdarmerie auf der Straße von Rom nach Florenz

echellonirt war, griff der Oberst Radet am 6. Juli um 3 Uhr Morgens das Quirinal an und zwar in dem nämlichen Augenblicke, in welchem sich unsere Armee deployirte, um die Schlacht bei Wagram zu liefern. Da die Pforten verschlossen waren, überstieg man auf Leitern die Mauern des Gartens, drang durch die Fenster in das Innere des Palastes und gelangte zu den Gemächern des Papstes, der sich auf die Nachricht von dieser Bestürmung eiligst in sein pontificalisches Ornat geworfen hatte. Bei ihm befand sich der Cardinal Pacca, nebst einigen Geistlichen und Civilpersonen seines Hauses. Der Pontifex war indignirt. Seine Augen, gewöhnlich lebhaft, aber sanft, sprühten Flammen. Beim Anblick des Obersten Radet, der sich an der Spitze seiner Soldaten befand, welche so gehässig in Besieger eines wehrlosen Greises umgewandelt worden waren, fragte der Papst, was man auf einem solchen Wege bei ihm zu schaffen habe. Der Oberst Radet entschuldigte sich verlegen, berief sich auf Befehle, denen er gehorchen müsse und sagte, daß er beauftragt sei, ihn aus Rom zu führen. Als Pius VII. merkte, daß jeder Widerstand unnütz sein würde, verlangte er vom Cardinal Pacca und einigen Personen seines Hauses begleitet zu werden; man willigte unter der Bedingung ein, daß er auf der Stelle abreise und daß die Personen, deren Begleitung er wünsche, sich erst einige Stunden später zu ihm gesellen sollten. Der Pontifex fügte sich; hierauf setzte man ihn in einen Wagen, der Oberst Radet nahm auf dem Vordersitz Platz und so kam man unerkannt durch Rom und über die ersten Relais hinaus. In größter Eile fuhr man bis Radicofani. Hier weigerte sich der Papst weiter zu reisen, da er müde war und die erbetenen Personen seines Geleits nicht eintreffen sah. Ueberdies befiel ihn ein ziemlich starkes Fieber und man mußte ihm nothwendig etwas Ruhe vergönnen. Nach Verlauf eines Tages trat man die Reise wieder an; man gelangte inmitten einer auf den Knieen liegenden, aber unterwürfigen Bevölkerung nach Siena und traf am 8. Abends in dem Karthäuserkloster zu Florenz ein.

Die Großherzogin Elisa, eine ältere Schwester Napoleon's, welche ihr schönes Herzogthum Toscana mit ebensoviel Sorgfalt als Einsicht gut regierte und einige Mühe hatte, um in demselben die Geister im Zaume zu halten, die sich hier wie anderwärts dem Einflusse Napoleon's entziehen wollten, Elisa war darüber erschrocken, einen solchen Schatz bewachen zu sollen, und fürchtete, daß ein einfacher Verdacht der Mitschuld bei einer solchen Gewaltthat ihre Unterthanen gänzlich entfremden könnte. Sie wollte daher den Papst nicht zu Florenz haben. Da die Schnelligkeit der Entführung alle Befehle hinter sich zurückgelassen hatte, die unter solchen Umständen von Schönbrunn hätten ausgehen müssen, so konnte ein Jeder der Bürde sich entledigen, indem er sie auf seinen Nachbar wälzte. Die Großherzogin befahl demnach, den Papst nach Alessandria abreisen zu lassen, wo er sich in einer Festung befinden und dem Fürsten Borghese aufgebürdet sein würde. Am 9. begab man sich unter dem Geleit eines Offiziers der italienischen Gensdarmerie, eines sanften Mannes, der ganz dazu geschaffen war, Pius VII. zu gefallen, auf die Reise nach Genua. Die Großherzogin hatte ihren besten Reisewagen für den erhabenen Reisenden hergegeben, ihren eigenen Arzt geschickt und alle Erleichterungen angeordnet, um die Reise minder anstrengend zu machen. Der edle Greis, der sich mit schmerzlichem Bedauern von Italien entfernt sah, durch die Anstrengung gereizt war und zu seiner Bekümmerniß lauter neuen Gesichtern begegnete, gerieth einen Augenblick gegen Das in Zorn, was man ihm zumuthete und reiste gleichwohl nach Genua ab. Nach und nach beruhigte er sich, als er die Rücksicht sah, die man ihm zu Theil werden ließ und zumal als er die um seinen Wagen auf den Knieen liegende Bevölkerung gewahrte, die man in seine Nähe ließ und die man auch ohne besonderen Nachtheil in seine Nähe lassen konnte, denn obschon im ganzen Kaiserthume der Haß an die Stelle der Liebe zu treten begann, so blieb doch die Furcht noch vollständig zurück und während man den Papst bedauerte, wagte doch Niemand der kaiserlichen Autorität zu trotzen, um ihn zu befreien. Indessen erfuhr man vor den Thoren von Genua, daß die gesammte Bevölkerung auf den Beinen sei, den Pontifex zu begrüßen. Man schiffte ihn daher in einiger Entfernung von der Stadt in einem Boote der Douane ein und führte ihn zur See nach San Pietra-d'Arena, von wo er nach Alessandria gebracht wurde.

Der Fürst Borghese, Generalstatthalter von Piemont, welcher seinerseits ebenfalls erschrak, einen solchen Gefangenen zu bewachen, und keinen Befehl hatte, wollte sich desselben entledigen und sandte den Papst nach Grenoble, wo derselbe am 21. Juli mit dem General Pacca eintraf, den man einen Augenblick von ihm getrennt hatte und den man ihm in Alessandria wiedergab.

Zu Grenoble ward der Papst in den bischöflichen Palast einquartirt, wo man ihn mit Rücksicht und Achtung behandelte, aber doch immer gefangen hielt.

Als der Kaiser in Schönbrunn erfuhr, welchen unbesonnenen Gebrauch man von seinen Briefen gemacht hatte, tadelte er die Verhaftnahme des Papstes und beklagte sehr, daß man sich eine solche Gewaltthat erlaubt hatte ([87]). Da er ihn jedoch ebensowenig in Frankreich als der Fürst Borghese zu Alessandria und die Großherzogin Elisa zu Florenz haben wollte, und während er überdies noch nicht wußte, daß der Papst bereits in Grenoble war, bezeichnete er ihm Savona an der genuesischen Küste zum Aufenthaltsort, wo sich eine gute Citadelle und eine zur Wohnung des Papstes passende Localität vorfand. Auf dieses Schreiben hin ließ der Polizeiminister Pius VII. von Grenoble nach Savona schaffen, eine Bewegung, welche Napoleon ebenfalls tadelte, als er sie erfuhr, denn er fürchtete, diese wiederholten Versetzungen könnten als eine Reihe ungebührlicher Vexationen gegen einen erlauchten Greis erscheinen, den er noch liebte, obschon er ihn unterdrückte, und von welchem er trotz dieser Unterdrückung wieder geliebt ward. Er verordnete

daher, daß man von Paris einen seiner Kammerherren, Herrn von Salmatoris, mit einer Anzahl Dienerschaft und einem ansehnlichen Mobiliar absende, um für den Papst ein desselben würdiges Haus herzustellen. Er befahl, daß man Alles, was er wünsche, thun lassen solle, daß man ihm alle Ceremonien des Cultus verrichten und die Huldigungen der zahlreichen Bevölkerungen entgegennehmen lassen möge, die sich herzu drängten, ihn zu sehen. Gleichzeitig erließ er den Befehl, daß die Cardinäle, die Generale der verschiedenen religiösen Orden, die Beamten der römischen Kanzlei, die Mitglieder der Dataria und des Dispensengerichts (der Ablaßkanzlei), endlich die päpstlichen Archive nach Paris geschafft würden, denn er trug sich mit dem Plane, dem Oberhaupte des neuen abendländischen Kaiserthums den höchsten Pontifex zur Seite zu setzen und glaubte auf diese Weise zu Paris das Centrum aller weltlichen und geistlichen Autorität herstellen zu können: ein auffälliges Zeichen des Schwindels, der in diesem gewaltigen Kopfe bereits so befremdende Fortschritte gemacht hatte (88).

So hatten sich die Ereignisse aller Art gestaltet, welche während dieses raschen österreichischen Feldzuges eingetreten waren, und Jedermann erräth leicht die Wirkung, die sie auf die Gemüther hervorbringen mußten. Diese Wirkung war groß und zeigte sich schnell. Seit einem Jahre, d. h. seit den Angelegenheiten in Spanien war die öffentliche Meinung fortwährend durch die allgemein verbreitete Ueberzeugung getrübt worden, daß nach dem Frieden von Tilsit Alles hätte endigen und daß wenigstens auf dem Continente der Friede hätte herrrschen können, wenn nicht die unbesonnene That dazwischen getreten wäre, welche die Bourbonen Spaniens gestürzt hatte, um die Bonaparte an ihre Stelle zu setzen. Den Krieg in Oesterreich hatte Jedermann, obwohl der wiener Hof die Offensive ergriffen, an den von Spanien, wie an seine bestimmte und klar vor Augen liegende Ursache angeknüpft. Man war erschreckt über diese unaufhörlichen Kriege, welche Frankreich, seine Größe, seine Ruhe, ja den Kaiser selbst in Gefahr setzten, denn so sehr man auch seinen unersättlichen Ehrgeiz mißbilligte, so hielt man doch noch an ihn, als an einen Retter und man zürnte ihm ebenso sehr deshalb, daß er seine Person wagte, als daß er Frankreich in Gefahr brachte, wie es ja täglich der Fall war. Die allgemein gewordene Erschöpfung hatte den Patriotismus beinahe vernichtet und Uebelgesinnte hatten, wie schon gesagt, insgeheim die Uebersetzung der lügnerischen Bulletins des Erzherzogs Karl verbreitet. Die zweifelhafte Schlacht bei Eßlingen hatte diesen Gefühlen eine noch größere Lebhaftigkeit verliehen und als die Schilderhebung des Majors Schill, das Erscheinen deutscher Insurgentenschaaren in Sachsen und in Franken noch hinzugekommen war, hatte sich die Unruhe der Gemüther fast in Haß umgewandelt. Wagram hatte zwar diese fatalen Empfindungen zerstreut, Walcheren jedoch sie wieder ins Leben gerufen und wenn auch das von den Engländern erlittene Unglück die durch ihre Landung erregten Besorgnisse wieder verwischt hatte, so war doch der Widerwille der Nationalgarden gegen den Abmarsch und ihre Indisciplin nach demselben deutlich hervorgetreten, eine Indisciplin, die so weit ging, daß der General Lamarque, der zu Antwerpen eine Division dieser Nationalgarden commandirte, gezwungen gewesen war, einige Mann erschießen zu lassen. In Paris hatte man die alten, aus dem Ruhestande gezogenen Offiziere, trotzdem daß man ihre Dienste in Anspruch genommen, die Rolle von Mißvergnügten fortspielen sehen und eine höchst bedauerliche Sprache führen hören. Um Fouché, Bernadotte und Talleyrand hatte man viele, kühner als gewöhnlich gewordene Feinde des Kaiserthums sich sammeln sehen. Die alten Royalisten hatten sich im Faubourg Saint-Germain geregt und ein wenig Erinnerung an die Bourbonen wiederzufinden geschienen. In großer Menge strömten sie nach Saint-Sulpice zu den Versammlungen eines bereits berühmten Predigers, des Herrn von Frayssinous, und zwar mit einem Eifer, welchen ihre religiösen Gefühle nicht genugsam erklären ließen. In diesen Zusammenkünften entwickelte man zu ihrer großen Befriedigung Ansichten, die mit denen des Decrets vom 17. Mai, welches die weltliche Gewalt des Papstes unterdrückte, in starkem Widerspruche standen. Eine Entscheidung der Polizei, die denselben ein Ende machte, gab Veranlassung zu noch ärgerlicheren Reden als die Zusammenkünfte selbst. Namentlich war die Geistlichkeit über die bereits von Mund zu Mund gehende Nachricht bestürzt, daß nach sehr ärgerlichen Scenen die Dinge in Rom bis zur Entführung des Papstes getrieben worden waren. Man betete für ihn in den Kirchen, man lachte über das Concordat in den Salons, wo noch einige Spuren des alten philosophischen Geistes übrig waren, und allenthalben fand man Anlaß, sich zu beklagen, zu tadeln und in Napoleon den Politiker herabzuwürdigen, obschon man in ihm immer noch den großen Feldherrn bewunderte. Das Gerücht von einem gegen seine Person unternommenen Mordanfall hatte sich sogar mehrmals verbreitet, wie wenn das Gefühl, welches die Einen antreibt, auf ein Verbrechen zu sinnen, die Anderen antriebe, dasselbe im Voraus zu ahnen. Es lag endlich außer allem Zweifel, daß in der öffentlichen Meinung bereits eine Revolution vor sich ging und daß die Bewegung der Geister, welche Europa gegen Napoleon aufregte, Frankreich von ihm abwendig zu machen begann. Indessen wurde durch den letzten wunderbarerweise binnen vier Monaten beendigten Krieg, durch den darauf ruhmvollen Frieden und durch die nochmalige Pacificirung des Festlandes die Hoffnung und mit der Hoffnung die Befriedigung, die Bewunderung und das Verlangen wieder erweckt, diese Herrschaft sich beruhigen, sich consolidiren, sich besänftigen und in einem Erben fortsetzen zu sehen; und so sehr man auch Josephinen, obschon man sie als frivol kannte, als eine liebenswürdige Fürstin liebte, welche die Güte und Huld zur Seite der Kraft repräsentirte, so wünschte man doch, während man sie beklagte, eine andere Ehe, welche dem Kaiserreiche Erben geben

möchte. Man beschränkte sich nicht darauf, sie zu wünschen, man verkündigte sie indiscreterweise als bereits geschlossen, beklagte die, von der man das Ofer verlangte, war vielleicht nicht abgeneigt, den Kaiser, sobald er sie geopfert haben würde, zu tadeln und in einer neuen Verbindung, je nach der Wahl, die er zu ihrem Ersatze treffen mochte, eine neue Handlung des Ehrgeizes zu erblicken.

So beschaffen war die Stimmung der Gemüther, die Napoleon vollkommen erkannt hatte, während er es jedoch nicht gern sah, daß man sie ihm so, wie sie war, vorstellte, da es ihm genügte, die Dinge, die ihm mißfielen, zu errathen, ohne sie zuvor in Anderer Munde zu finden. Zur Zeit des österreichischen Krieges hatte der Fürst Cambacérès geschwiegen, um nicht davon sprechen zu müssen, allein Napoleon hatte seinen discreten Erzkanzler selbst dazu aufgefordert und dieser, angehalten sich zu erklären, hatte Alles mit unendlicher Mäßigung, aber mit ehrenhafter Aufrichtigkeit gesagt. Napoleon, den es drängte, sich mit ihm über diese wichtigen Gegenstände auszusprechen, und zwar gerade mit ihm eher als mit jedem Anderen und mit der größten Ausführlichkeit auszusprechen, hatte ihn auf den 26. Oktober nach Fontainebleau beschieden, an welchem Tage er dort einzutreffen hoffte.

In der That hatte sich Napoleon am 26. vor Jedermann, vor seinem Hause, vor der Kaiserin und vor seinen Ministern in Fontainebleau eingefunden. Der Erzkanzler, ebenso discret als pünktlich, befand sich daselbst schon seit dem frühesten Morgen. Napoleon empfing ihn mit Vertrauen, mit Freundschaft, aber mit einem Stolze, der ihm sonst nicht eigen war. Je mehr er die öffentliche Meinung sich ihm entfremden sah, um so stolzer zeigte er sich ihr gegenüber und zwar selbst in Bezug auf Diejenigen, welche sie auf so vertraute Weise bei ihm vertraten. Er beklagte sich gegen den Erzkanzler über die Schwäche, mit welcher man zu Paris die Beängstigung dieses kurzen Feldzuges ertragen hatte; über die Besorgnisse, denen man sich so leicht wegen einiger Streifzüge des Majors Schill und einiger anderen deutschen Insurgenten hingegeben; über die Aufregung, die man bei Gelegenheit jener Scheldeexpedition empfunden, welche, wie er sagte, eine Wirkung seines glücklichen Sterns gewesen; er zeigte einige Verachtung gegen den geringen Grad von Charakter, den man unter diesen verschiedenen Umständen bewiesen, und beklagte sich besonders darüber, daß man so viel Bedenken getragen habe, die Nationalgarden aufzubieten, so lange sie hätten Nutzen bringen können, und daß man so viel Indiscretion bewiesen habe, sie lärmend einzuberufen, als sie zu nichts weiter dienen konnten, als das Land in Unruhe zu versetzen. Er ließ mehr Argwohn als gewöhnlich gegen die alten Republikaner und Royalisten durchblicken, schien diesen Argwohn sogar auf seine Verwandten auszudehnen, gab sich den Anschein, den Angelegenheiten der Geistlichkeit eine untergeordnete Bedeutung beizulegen und behielt sich vor, dieselben jetzt, wo er zurückgekehrt war, in Gemeinschaft mit dem Fürsten Cambacérès zu ordnen, sprach endlich mit einer auffallenden Verachtung vom Tode, von den überstandenen Gefahren, indem er zu affectiren glaubte oder wirklich glaubte, daß für ein Werkzeug der Vorsehung, gleich ihm, weder Kugeln noch Dolche zu fürchten wären. Hierauf kam er auf den wesentlichen Gegenstand, der ihn am meisten beschäftigte, auf die Trennung seiner Ehe mit der Kaiserin Josephine. Er liebte diese langjährige Gefährtin seines Lebens, obschon er ihr keineswegs eine gewissenhafte Treue bewahrte, und es kostete seinem Herzen peinliche Ueberwindung, sich von ihr zu trennen; aber in demselben Maße, als sich die öffentliche Meinung ihm entfremdete, gefiel er sich in dem Gedanken, daß es nicht seine Fehler wären, sondern der Mangel einer festbegründeten Zukunft, was seinen glorreichen Thron mit einem frühzeitigen Verfalle bedrohte. Der Gedanke, Dem eine sichere Grundlage zu geben, was er unter seinen Füßen zittern fühlte, beschäftigte ausschließlich seinen Geist, wie wenn eine neue Gemahlin, gewählt, erhalten, in die Tuilerien eingeführt, Mutter eines männlichen Erben geworden, genügt hätte, um die Fehler, welche die ganze Welt ihm auf den Hals gezogen, zu leeren Ursachen ohne Wirkungen zu machen. Ohne Zweifel war es nützlich, einen unbestrittenen Erben zu haben, aber besser, hundertmal besser wäre es gewesen, vorsichtig und weise zu sein! Während indessen dieses Bedürfniß, einen Sohn zu besitzen, nach dem Frieden von Tilsit, auf dem Höhepunkte des Ruhms und der Macht, nicht vermocht hatte, Napoleon das Opfer Josephinens zu entreißen, hatte er sich nun endlich für dieses Opfer entschieden, weil er sein Kaiserthum erschüttert fühlte; er stand daher im Begriff, in einer neuen Ehe die Festigkeit zu suchen, die er von einem geschickten und gemäßigten Verhalten hätte erheischen sollen ([89]).

Er sprach deshalb über diesen ernsten Gegenstand mit dem Fürsten Cambacérès, erklärte ihm, daß es keinen Prinzen dieser Familie gäbe, welcher im Stande sei, ihm nachzufolgen, warf auf die Schwachheiten dieser Familie einen traurigen und tiefgehenden Blick, äußerte, daß seine Brüder unfähig wären zu regieren, überaus eifersüchtig auf einander und durchaus nicht geneigt, seinem Nachfolger zu gehorchen, wenn die directe Erbfolge ihnen nicht ein Gesetz gäbe, in diesem Nachfolger den ferneren Herrscher des Kaiserreichs anzuerkennen. Hinsichtlich des Prinzen Eugen zeigte er jedoch eine bemerkenswerthe Bevorzugung, er wußte ihn nicht genug zu loben, rühmte seine Dienste, seine Bescheidenheit, seine unbegrenzte Ergebenheit, erklärte aber, daß die Adoption nicht hinreichen würde, um ihm nach seinem Tode die Anerkennung als Erben des Kaiserreichs zu verschaffen, und setzte hinzu, daß er, überzeugt, mit einer andern Gemahlin als Josephine Kinder zu erhalten, sich zur Scheidung entschlossen, daß er indessen gegen die, welche geopfert werden solle, noch nichts geäußert hätte, daß ihm dieses Geständniß sehr peinlich sein würde, daß er den Prinzen Eugen erwarte, welcher seine Mutter vorbereiten solle und daß er bis dahin das unverbrüchlichste Schweigen beobachtet wissen wolle. Der Fürst Cambacérès vernahm diesen wichtigen Entschluß

mit einem lebhaften Mißvergnügen, denn er liebte, wie Jedermann, Josephinen, und er fühlte wohl, daß Napoleon, indem er sie verstieß, sich noch mehr von seiner Vergangenheit entfernen würde, einer Vergangenheit, welche die der vernünftigen Gedanken, der gemäßigten Plane war, welche alle Männer der Revolution umfaßte und von welcher Napoleon sich nicht trennen konnte, ohne zugleich mit jenen Männern zu brechen. Dieselbe Umsicht, welche den Erzkanzler veranlaßt hatte, die Umwandlung des Consulats in das Kaiserthum zu mißbilligen, machte ihn geneigt, jedes Bündniß mit einer alten Dynastie für verwerflich zu erklären, denn er fühlte wohl, daß die sicherste Consolidirung die Dauer wäre und daß die Dauer einzig und allein von der Vorsichtigkeit des Verhaltens abhinge. Er machte einige schüchterne Vorstellungen, die sich auf die Gunst gründeten, welche Josephine in Frankreich genoß, auf die Zuneigung, die ihr das Volk und namentlich die alten Militairs zu Theil werden zu ließen, welche in ihr die huldvolle Gemahlin ihres Generals zu sehen gewohnt waren, ferner auf die revolutionären Erinnerungen, die sich an sie anknüpften, und auf den neuen Schritt, den er dem Anschein nach zum alten Regime zurückthun würde, wenn er die Witwe Beauharnois' entfernte, um eine Tochter aus dem Hause Habsburg oder Romanoff zu heirathen. Auf alle diese Bemerkungen, die übrigens mit außerordentlicher Zurückhaltung vorgebracht wurden, antwortete Napoleon als unumschränkter Gewaltherrscher, dessen über die Welt waltender Wille gleichsam das Schicksal selbst geworden war. Er bedurfte eines Erben; und mit der Erlangung dieses Erben war seiner Ansicht nach das Kaiserthum definitiv begründet. Betroffen über den Stolz seines Gebieters fügte sich der alte Rathgeber des Ersten Consuls in Schweigen, während er übrigens für die Unbeugsamkeit des Willens, den er zu bekämpfen versucht, durch eine überaus wohlwollende Behandlung entschädigt wurde (90). Man verabredete, bis zur Ankunft des Prinzen Eugen Schweigen zu beobachten.

Die unglückliche Josephine traf erst am Nachmittag zu Fontainebleau ein und ward bereits dadurch beunruhigt, daß sie nicht zuerst empfangen worden war. Napoleon nahm sie mit Zuneigung, jedoch unter dem Gewicht des drückenden Geheimnisses auf, das er nicht auszusprechen wagte. Diese Fürstin, die, ohne gerade Geist zu haben, einen sehr feinen Tact und den Scharfblick des persönlichen Interesses besaß, fühlte sich, so zu sagen, zum Tode getroffen. Während sie die Schaar der Schmeichler, die um so eifriger schmeichelten, je mehr die öffentliche Meinung zu tadeln begann, von allen Seiten wiederholen hörte, daß man das Kaiserthum consolidiren müsse, während sie Alles auf Das, was man Stabilität nannte, hinstreben sah, begann sie aufs Neue die Thränen zu vergießen, die schon so oft geflossen waren, sobald sie ihrer traurigen Zukunft gedachte. Ihre Tochter, die Königin von Holland, unglücklich über den düstern Argwohn ihres Gemahls und von ihm getrennt, war zu ihrer Mutter geeilt, um sie zu trösten, und als sie dieselbe so niedergebeugt fand, begann sie fast für sie die Aufklärung dieses unseligen Geheimnisses zu wünschen, welcher Art es auch sein mochte. In Fontainebleau war zahlreiche Versammlung und je mehr diese letztere durch die Ereignisse in Spanien, und durch die Schlacht bei Eßlingen beunruhigt gewesen war, um so emsiger gab sie sich jetzt den Anschein, denjenigen für unbezwinglich zu erklären, den sie dem Unterliegen so nahe geglaubt hatte. Hörte man sie jetzt, so hatte Niemand Furcht, Niemand Zweifel oder Besorgniß gehegt. Die Engländer waren albern, die Oesterreicher von thörichtem Dünkel erfüllt. Vom Papste und von der unnützen, gehässigen Gewaltthat, die man gegen ihn verübt, verlautete kein Wort. Da Napoleon nicht wünschte, daß davon die Rede sei, so sprach man nicht davon, denn es war nach seinem Machtgebot eine Sache von geringer Bedeutung, eine Priesterangelegenheit, die nicht würdig war, die Tiefe und den Ernst des neunzehnten Jahrhunderts zu beschäftigen. Und hierauf endigte jede Unterhaltung über die öffentlichen Angelegenheiten mit einer vertraulichen Mittheilung über das Unglück, den Thron durch eine zwar sehr liebenswürdige, aber unfruchtbare Fürstin eingenommen zu sehen. Man mußte sich zwar hüten, die Gedanken des allgewaltigen Kaisers zu sondiren; aber er mußte doch nothwendigerweise daran denken, das Gebäude, welches er aufgeführt, dadurch zu vollenden, daß er dem Kaiserthum einen Erben gäbe. Alle Throne Europas, sagte man, würden sich dazu drängen, die Mutter des künftigen Beherrschers des Abendlandes herzugeben, und nach der Geburt dieses Kindes würde das Kaiserthum ewig dauern! Kurz, während Paris, noch immer von Bewunderung erfüllt, zu sprechen und zu widersprechen begann, schwieg man zu Fontainebleau noch, vielleicht um nicht in einer gemeinen, niedrigen und faden Sprache Das auszusprechen, was man aus dem Herrscherblicke Napoleon's herausgelesen.

Seine ganze Familie hatte gebeten, ihren Besuch machen zu dürfen, die Einen, um einige Schwachheiten oder Widersetzlichkeiten, die Andern, um einige Redensarten wieder gut zu machen, zu denen sie den unwillkürlichen Anlaß gegeben. Hieronymus, König von Westphalen, hatte die wenigen militärischen Bewegungen, deren Ausführung ihm übertragen war, schlecht geleitet; er hatte für seine Vergnügungen zu viel, für seine Armee zu wenig ausgegeben. Ludwig, König von Holland, hatte, nicht etwa um seinen Hang zur Verschwendung zu befriedigen, sondern vielmehr um der dem holländischen Volke eigenen Sparsamkeit zu gefallen, nicht genug Truppen unterhalten und namentlich hatte er den Schleichhandel mit England begünstigt oder wenigstens nicht unterdrückt. Murat, von der Armee entfernt, um Neapel zu regieren, wo er allen Klassen seiner Unterthanen zu schmeicheln suchte, Murat hatte, wahrscheinlich ohne darum zu wissen, zu Aeußerungen Anlaß gegeben, welche durch die Polizei bis nach Schönbrunn gelangt waren. Man sagte, daß in der Voraussetzung einer Katastrophe an der Donau, welche der

Person oder dem Glücke Napoleon's den Untergang bereitet haben würde, Fouché und Talleyrand ihr Auge auf Murat geworfen und sich darin geeinigt hätten, auf der Straße von Neapel Relais unterzulegen, welche denselben von Neapel nach Paris führen sollten. Uebrigens hatte zu diesen Aeußerungen weniger sein eigener Ehrgeiz als der seiner Frau Veranlassung gegeben. Napoleon hatte Hieronymus mit Nachsicht aufgenommen, obschon in seinen Augen die Aufopferung der Staatsangelegenheiten zu Gunsten der Vergnügungen das allerschwerste Unrecht war. Allein er verzieh der Ergebenheit seines Bruders viel und ließ demselben ein vortheilhaftes Arrangement in Bezug auf Hannover in Aussicht. Strenger war er gegen Ludwig gewesen, den er achtete, dessen mürrische Unabhängigkeit aber, so wie seine außerordentliche Fügsamkeit in den Willen der Holländer für die Politik Frankreichs zu einem wahren Abfall wurde. Er ließ den König von Holland die schlimmsten Entschließungen hinsichtlich seines Gebietes ahnen. Was endlich Murat anlangt, den er seit langer Zeit nicht gesehen und dessen Name, der in dem Kopfe aller Intriguanten wiederklang, ihn bisweilen unangenehm berührte, so hatte er demselben sein Mißfallen bezeigt, obschon weniger ihm selbst, als vielmehr seiner Frau, deren unruhiger Geist mehr als ein Hauptvergehen vorhersagen ließ. Freundlich übrigens, wie er es immer gegen seine Anverwandten war, affectirte er doch in Bezug auf sie die Haltung eines Gebieters. Während er im Leben vorrückte, hatte er bei ihnen, wie bei seiner ganzen Umgebung, ihren menschlichen Neigungen näher auf den Grund gesehen; und während er sich, ohne es klar zu sehen, aber zuweilen es ahnend, dem Ende seiner Größe näherte, schien er gegen alle Welt eine gewisse verborgene Bitterkeit zu empfinden, welche das glückliche und schnelle Ende des österreichischen Krieges zu zerstreuen nicht genügte und welche sich durch den Ausdruck einer mehr unbeschränkten Autorität kundgab. Von dieser Zeit an wurde wenigstens der Ton seiner Correspondenz strenger, mißtrauischer und unbedingter, wie er überhaupt mit Jedermann unzufrieden zu sein schien.

Die Familie Napoleon's war nicht allein gekommen. Die Könige, welche seine Bundesgenossen waren und sämmtlich irgend ein Interesse zu erörtern und irgend eine Danksagung darzubringen hatten, hatten um die Erlaubniß ihres Besuchs gebeten. Es waren dies der König von Sachsen, der König und die Königin von Baiern und der König von Württemberg. Der Kaiser hatte auf ihr Ansuchen auf die verbindlichste Weise geantwortet und Alles ließ zum Ausgang des Herbstes in Paris eine der glänzendsten Versammlungen gekrönter Häupter erwarten. Inzwischen war zu Fontainebleau eine Reihe der prachtvollsten Feste veranstaltet worden. Schauspiele, Bälle und Jagden folgten einander ohne Unterbrechung. Besonders schien die Hirschjagd um diese Zeit eins der angenehmsten Vergnügen Napoleon's zu sein. Er brachte ganze Stunden zu Pferde zu und ließ dies in den Journalen erzählen, weil man während des letzten Feldzugs ebenso stark an seiner Gesundheit wie an seinem Glücke gezweifelt hatte. Sein Wunsch, den Arzt Corvisart um sich zu haben, um in den Mußestunden von Schönbrunn seine Unterhaltung zu genießen oder um ihn wegen gewisser dumpfer Schmerzen zu Rathe zu ziehen, den Vorboten einer Krankheit, an welcher er zwölf Jahre später verschied, dieser Wunsch hatte zu vielem leeren Gerede über seinen Gesundheitszustand Veranlassung gegeben. Um diese Gerüchte Lügen zu strafen, machte er sich von früh bis Abends Bewegung und rühmte sich seiner allerdings noch großen Kraft, an welche das Volk glauben sollte. Das Aeußere seines Körpers hatte sich um diese Zeit eigenthümlich verändert. Ehemals düster und hager, war er jetzt offen, sicher in seinem Auftreten und wohlbeleibt geworden, ohne daß sein Gesicht minder schön geworden war. Früher schweigsam, war er jetzt sprachlustig geworden und ließ sich fortwährend vor dem bezauberten Geiste der Einen wie vor der geschmeidigen Niedrigkeit der Andern hören. Vormals kurzangebunden und trocken, war er nunmehr ungestüm, auffahrend, zuweilen hart geworden, obschon er sich in der Gefahr stets ruhig und, sobald er leiden sah, gutmüthig zeigte. Mit einem Worte, seine allgewaltige Natur hatte sich vollständig entfaltet, mußte aber jetzt wie sein Glück abnehmen, denn nichts bleibt stehen. Endlich hatte er auch noch unter den an seinem Hofe zusammenströmenden Schaaren einige Frauen ausgezeichnet und sich ein wenig Zwang angethan, seine Neigungen durchblicken zu lassen, trotz der Anfälle von Eifersucht Seitens der Kaiserin Josephine, die er nicht mehr schonte, die er durch sein Benehmen zur Verzweiflung brachte, wie wenn er sie hätte darauf vorbereiten wollen, ihm zu entsagen, oder als ob er selbst aus Unannehmlichkeiten im innern Familienleben den Muth zum Bruche schöpfen wollen, den er selbst nicht besaß. In dieser Weise lebte er nach seiner Rückkehr aus dem Kriege mit Oesterreich und zwar nicht minder glänzend, als nach dem Frieden von Tilsit, denn es schien, als ob man durch grenzenlose Ergebenheit bei ihm die Zweifel in Vergessenheit bringen wollte, die man einen Augenblick in Bezug auf sein Glück gehegt hatte.

Wie er überdies mitten unter seinen Vergnügungen arbeitete, so hatte er auch von Fontainebleau aus seine Befehle rücksichtlich einer Masse von Gegenständen erlassen. Er hatte die Organisation, die Vereinigung und die Versetzung der für Spanien bestimmten Corps beschleunigt, die, wie wir gesehen, aus dem von Augsburg bis Dresden zerstreuten Corps des Generals Junot, aus dem zur Wiedereinnahme Walcherens bestimmten Corps des Marschalls Bessières, aus den im Centrum und im Westen des Kaiserreichs in Bereitschaft gesetzten Reserven, den provisorischen Dragonern und den jungen Regimentern der Garde bestanden. Da die Engländer, nachdem sie die Docks und Werke von Vlissingen gesprengt, sich endlich gänzlich aus den Scheldemündungen zurückgezogen hatten, so hatte Napoleon die Linientruppen jener Corps definitiv nach den Süden

in Marsch gesetzt und die Nationalgarden mit Ausnahme einiger Bataillone aufgelöst, welche letzteren aus der geringen Anzahl von Männern bestanden, welche Geschmack am Dienste gewonnen hatten. Er hatte die Räumung Oesterreichs nach Maßgabe der effectuirten Zahlungen fortsetzen lassen und das Corps des Marschalls Oudinot auf Mainz, das Corps des Marschalls Masséna nach Flandern, das Corps des Marschalls Davout endlich nach denjenigen Theilen von Deutschland dirigirt, welche noch bei Frankreich verblieben, wie z. B. Salzburg, Baireuth und Hannover. Das Corps des Marschalls Oudinot, welches (die ehemalige Division Saint-Hilaire ausgenommen) aus vierten Bataillonen zusammengesetzt war, wollte er auflösen, um die vierten Bataillone wieder zu ihren Regimentern stoßen zu lassen. Die schönen Divisionen des Marschalls Masséna hatte er verstärkt und geordnet, weil er ihnen die Bewachung der Küste des Continents von Brest bis Hamburg zu übergeben gedachte. Was das Corps des Marschalls Davout anlangt, so hatte er dieses mit der Cavallerie vereinigt und sich vorgenommen, es in Hannover auf Kosten dieses Landes oder auf Kosten des Königs Hieronymus, falls er diesem Hannover abträte, zu unterhalten. Er hatte das Corps des Marschalls Marmont nach dem Lager von Laibach dirigirt, um es in Krain Quartier beziehen zu lassen. Auf diese Weise suchte er die besten Combinationen herauszufinden, um seine Truppen in Wirklichkeit nicht zu vermindern, und sie doch gleichzeitig mit geringeren Kosten zu unterhalten, denn der Krieg gegen Oesterreich hatte ihm nicht so viel eingetragen, wie er gehofft hatte, (— er verschaffte ihm beinahe 150 Millionen —) während ihm die Expedition von Walcheren wegen Ausrüstung und Uniformirung der Nationalgarden viel Geld gekostet hatte. Die Finanzen waren in diesem Augenblicke die lebhafteste Sorge Napoleon's und veranlaßten die meisten seiner Entschließungen. Um mit den Angelegenheiten des Continents ins Reine zu kommen, unterhandelte er mit Baiern über die Pacificirung Tyrols, über die Vertheilung der Gebiete von Salzburg, Baireuth u. A. m., mit Westphalen über die Abtretung Hannovers und mit Sachsen wegen der Ueberlassung Galiziens. Von den Einen verlangte er Dotationen für seine Generale, von den Andern Mittel zur Unterhaltung seiner Armeen, von Allen ein definitives Arrangement, welches den außerordentlichen Truppenoccupationen ein Ende machen und dem Continent schließlich ein Ansehen des Friedens und der Stabilität geben sollte. Bei allen diesen Arrangements waren keine großen Schwierigkeiten zu überwinden, denn Napoleon verschenkte Territorien und hatte demnach die Macht, Bedingungen nach seinem Belieben zu stellen. In allen Fällen konnte man nur zufrieden sein.

Nur mit seinem Bruder Ludwig traf Napoleon auf eine ernstliche Schwierigkeit. Er war im höchsten Grade gereizt über die Nachsicht, welche dieser der Contrebande zu Theil werden ließ; zur Strafe verlangte er die Abtretung des zwischen Schelde und Rhein, von Antwerpen bis Breda gelegenen Gebiets, denn er hoffte sich besser gegen die Contrebande schützen zu können, wenn er diese Linie besäße, ja er drohte sogar, ganz Holland zu nehmen, falls die Mißbräuche, über welche er Klage führte, fortwähren sollten. Er organisirte das außerordentliche Staatsgut, welches durch Defermon dirigirt und aus dem Armeeschatze, so wie aus dem Eigenthume aller Art gebildet war, das er sich in verschiedenen Ländern reservirt hatte, um auf diese Weise die Glücksumstände seiner Diener auf dauerhaften Grundlagen ruhen zu lassen. Endlich beschäftigte sich Napoleon auch mit der Kirche und war auf eine neue Einrichtung bedacht, welche das kirchliche Oberhaupt in das Verhältniß der Patriarchen von Konstantinopel zu den Kaisern des Morgenlandes stellen sollte. Er hatte dem Papste viel Rücksichten erweisen lassen und ihm, wie erwähnt, seinen Kammerherrn Salmatoris nebst einer zahlreichen Dienerschaft zugeschickt, damit er mit allem Glanze eines souveränen Fürsten umgeben sein möchte. Der Papst, welcher nach einigen Tagen der Erbitterung seine gewohnte Sanftheit wiedergefunden hatte, während er jedoch in seinem Widerstande beharrte, hatte geantwortet, daß ihm das Nothwendigste genüge; daß der Glanz in seiner jetzigen Lage unpassend sein würde; daß, da er nicht mehr Souverän sei, es Spott heißen würde, den Gefangenen mit Pracht zu umgeben; daß ein bescheidener Unterhalt, wie man ihn Gefangenen, die man achte, gewähre, für ihn selbst wie für seine Diener ausreichen würde. Man hatte in dieser Hinsicht nicht auf Pius VII. gehört und sein Haus war fürstlich geblieben. Hinsichtlich der Angelegenheiten der Kirche hatte sich der Papst geweigert, sich in irgend eine derselben zu mischen, so lange man ihm nicht einen Rath von Cardinälen und einen Staatssecretär seiner eigenen Wahl zurückgegeben haben würde. Was die Einsetzung der Bischöfe, eine fortwährend dringende Angelegenheit, betraf, so hatte er ebenfalls sein Ohr verschlossen. Früher und selbst noch nach dem Einzuge des Generals Miollis in Rom hatte der Papst eingewilligt, die durch die kaiserliche Regierung eingesetzten Bischöfe einzusetzen, vorausgesetzt daß man eine durchaus unterwürfige Formalität, die auf den Kaiser Bezug hatte, beseitigen würde. So hatte er die Bulle bewilligt, welche den von der Kirche angenommenen Bischof einsetzt, ferner die, welche an die Geistlichkeit und die, welche an die Gläubigen der Diöcese gerichtet ist; aber er hatte seine Zustimmung derjenigen verweigert, welche an den weltlichen Fürsten gerichtet war, in dessen Staaten der neue Prälat seine Functionen ausüben sollte. Napoleon machte den Vorschlag, er möchte jetzt ebenso verfahren, allein seit seiner Gefangenschaft in Savona wies der Papst sogar diesen Mittelweg zurück. Die Dispensationen und alle gewöhnlichen Acte wurden in Rom durch den Cardinal di Pietro erledigt, der in der Hauptstadt der Kirche zurückgelassen worden war, um die Besorgung der geistlichen Regierungsgeschäfte nach dem für die Abwesenheit der Päpste festgesetzten Gebrauche zu übernehmen. Napoleon hatte sich durch diese Schwierigkeiten nicht

irre machen lassen und sich geschmeichelt, dieselben zu bewältigen, sobald er Pius VII. bei sich haben würde. Sein Plan war, ihn nach Fontainebleau zu schaffen, hier den Einfluß der Milde, die verführerische Gewalt seines Geistes auf ihn wirken zu lassen, und ihn dann zur Annahme einer prachtvollen Wohnung zu Saint-Denis zu vermögen, wo der päpstliche Souverän mit eben so viel Glanz wie zu Rom selbst umkleidet sein sollte. In der Ueberzeugung, daß man mit Gewalt Alles erreichen könne, hatte sich Napoleon eingebildet, daß der Papst nach einigem Widerstande und sobald er sähe, daß damit Nichts zu erzwingen war, sich endlich fügen würde; die Cardinäle, die hohen Würdenträger der Kirche würden, wenn sie im Gefolge des Papstes nach Paris kämen und reichliche Gehalte bezögen, ebenfalls eine mit Ueberfluß und Achtung umgebene Lage der Verfolgung vorziehen, und die Römer, denen er einen Hof, und zwar den glänzendsten nach dem seinigen (wir werden später sagen, welchen) zudachte, würden gern auf ein Pontificat verzichten, das sie unter die Herrschaft der Priester stellte; die Katholiken Frankreichs würden sich geschmeichelt fühlen, den Papst in ihrer Mitte zu haben, die Katholiken Europas aber, die sich zu ganz andern Opfern gezwungen sahen, würden sich leicht darein ergeben, ihn in Frankreich zu wissen; mit diesen langjährigen katholischen Gewohnheiten, den ältesten, eingewurzeltsten und hartnäckigsten bei den europäischen Bevölkerungen würde es endlich nicht anders sein, als mit jenen Grenzen, die er nach Gutdünken veränderte, indem er am Morgen nach einem Siege mit seiner Degenspitze einen neuen Vertragsartikel aufzeichnete. Und da er, seiner Gewohnheit gemäß, seinen Entschließungen die unmittelbare Vollziehung folgen ließ, so wiederholte er den Befehl, die zu Rom seßhaften Cardinäle, welcher Nation sie auch angehören mochten, die Ordensgenerale, Dominicaner, Barnabiten, Serviten, Carmeliter, Kapuziner, Theatiner u. A. m., so wie die Mitglieder der Tribunale der Dataria und des Dispensengerichts nach Paris zu versetzen. Außerdem verordnete er, daß die so kostbaren Archive des römischen Hofes auf hundert Wagen von Rom nach Paris geschafft werden sollten. Der Cultusminister war nach Saint-Denis geschickt worden, um die dortigen Gebäude zu besichtigen und die materiellen Mittel einer großartigen Einrichtung zu überschlagen. Indessen fügten sich die Gewissen diesen Neuerungen nicht so leicht, als Napoleon gedacht hatte, und die Geistlichkeit, welche keinen offenen Widerstand zu leisten wagte, schlug einen Seitenweg ein, um ihr Mißvergnügen kundzugeben; sie bediente sich nämlich der außerordentlichen Missionen, zu denen man die Royalisten des Südens und der Bretagne in Menge hatte herzulaufen sehen. Napoleon hatte daher die Missionen, sowohl im Innern als außerhalb des Kaiserreichs kurz und einfach untersagt. — „Für den Dienst des Cultus im Innern", äußerte er, „reicht die gewöhnliche Geistlichkeit aus. Ich setze bei ihr Kenntnisse und Eifer genug voraus, um zu glauben, daß es keiner wandernden Prediger bedarf, um sie zu ersetzen. Was das Ausland betrifft, so habe ich nicht den Eifer der Proselytenmacherei. Ich begnüge mich, den Cultus in meinem Reiche zu beschützen. Ich habe nicht den Ehrgeiz, ihn bei Andern auszubreiten." — Als der Cardinal Fesch einwenden wollte, daß ein solches Verbot die Gläubigen weit mehr betrüben würde, als Alles, was sie bis dahin schmerzlich betroffen hatte, so ward ihm von Napoleon eingeschärft, sich jeder Betrachtung zu enthalten und zuerst das Beispiel des Gehorsams zu geben, denn ein einfacher Anschein des Widerstandes würde bei ihm strenger als bei jedem Andern gerügt werden.

Während Napoleon, die ernsten Geschäfte mit den Vergnügungen, die durchdachten Beschlüsse einer großen Verwaltung mit den Täuschungen einer blinden Politik vermengend, in der schönen Residenz von Fontainebleau von den Mühen und Gefahren des Krieges sich erholte, bestimmte ihn die Ankunft der verbündeten Souveräne zu Paris, sich dorthin zu begeben, um sie zu empfangen. Es waren der König und die Königin von Baiern, der König von Sachsen und der König von Württemberg, welche sich zu den verwandten Fürsten, den Königen und Königinnen von Holland, von Westphalen und von Neapel gesellten. Napoleon hielt am 14. November zu Pferde seinen Einzug in Paris. Seit seinem Abgang zur Armee, am 12. April, war er daselbst nicht wieder erschienen. Die Festlichkeiten zur Feier des Friedens mischten sich zu all dem Glanze einer fürstlichen Versammlung sonder Gleichen und so genoß Paris eines glänzenden Herbstes, der um so rechtzeitiger eintrat, als der vergangene Sommer und Frühling nur Einsamkeit und Trauer dargeboten hatten.

Aber mitten unter diesen Festlichkeiten bereitete Napoleon endlich den großen Entschluß vor, welcher seinem Herzen ein so schweres Opfer kosten, seinem Stolze so sehr zusagen und seiner Macht so wenig dienen sollte: wir meinen die Ehescheidung und die Vermählung, welche aufeinander folgen sollten. Die durch Eifersucht herbeigeführten Scenen, die in dem Verhältnisse lebhafter wurden, als die unglückliche Josephine zu bemerken glaubte, daß man ihr etwas Ernsteres als eine Untreue verbärge, erregten Napoleon's Unwillen, ohne ihn jedoch die Kraft zum Brechen zu verleihen. Er suchte sich dazu entschlossen zu machen, indem er kälter, zurückhaltender und härter wurde. Allein dieser Zustand war ihm unerträglich und er beeilte sich, aus ihm herauszukommen. Er ließ einen Courier nach Mailand abgehen, welcher dem Prinzen Eugen den Befehl überbrachte, auf der Stelle nach Paris zu kommen. Daselbst hielt er auch die Königin Hortensia zurück, um Josephinen in dem schwierigen Augenblicke mit ihren Kindern zu umgeben und ihr auf diese Weise die Tröstungen zu verschaffen, die nach seiner Meinung am wohlthätigsten auf sie einwirken mußten. Er ließ den Erzkanzler Cambacérès und den Herrn von Champagny rufen und sprach sich vor denselben einzeln, jedoch auch nur vor ihnen, über den Entschluß aus, den er unwiderruflich gefaßt hatte und an dessen Ausführung jeder nach seinem Theil mitzuwirken be-

rufen war. Mit dem Erzkanzler Cambacérès beschäftigte er sich mit der Form der Scheidung. Er sagte ihm, daß Josephine ahne, was im Anzug sei, daß er aber den Prinzen Eugen erwarte, um ihm Alles zu gestehen; bis zu diesem Augenblicke, nach welchem er sofort Alles zu Ende führen wollte, wünsche er jedoch das unbedingteste Geheimhalten. Er wiederholte ihm seine Gründe für die Scheidung, die aus der Nothwendigkeit hergeleitet waren, dem Kaiserthum einen Erben, und zwar einen unbestrittenen Erben zu geben, vor welchem alle Familieneifersucht schweigen müßte. In gleicher Weise ließ er alle die Illusionen durchblicken, welche er in sich trug, indem er die Dauer seines Reiches nicht auf der Umsicht, sondern auf einer Ehe beruhen ließ, welche, mochte sie auch ihren Nutzen haben, doch nur von geringer Bedeutung gegen das verschworene Europa sein konnte. Uebrigens sprach er, um zu befehlen, nicht um sich Raths zu erholen und gab den Entschluß zu erkennen, diese Handlung mit den liebreichsten und für Josephine ehrenvollsten Formen zu umgeben. Er wollte nichts, was einer Verstoßung ähnlich sehen könnte, und ließ nichts weiter gelten, als eine einfache Auflösung eines ehelichen Bandes, die sich auf gegenseitige Einwilligung gründe, eine Einwilligung, die bei ihm selbst auf das Interesse des Kaiserthums gegründet war. Man kam überein, daß nach einem Familienrathe, in welchem der Erzkanzler die Willenserklärung der beiden Gatten entgegennehmen sollte, ein vom Senat ausgegangener Senatsschluß in feierlicher Form die Auflösung des bürgerlichen Ehebandes aussprechen und daß durch die nämliche Urkunde zugleich das Loos Josephinens in glänzender Weise gesichert werden sollte. Napoleon hatte beschlossen, daß sie einen Palast in Paris, ein fürstliches Residenzschloß auf dem Lande, drei Millionen Einkünfte und den ersten Rang unter den Prinzessinnen nächst der künftigen regierenden Kaiserin haben sollte. Er hatte im Sinn, sie als seine beste und zärtlichste Freundin um sich zu behalten.

Bei allen diesen Anordnungen hatte Napoleon das kirchliche Band vergessen, welches man, wenn die Scheidung vollständig sein sollte, ebenfalls lösen mußte. Er schien kein großes Gewicht darauf zu legen, denn er rechnete darauf, daß der Cardinal Fesch und Josephine die kirchliche Einsegnung geheim halten würden, welche ihre Ehe am Tage vor der Krönung erhalten hatte. Allein der Cardinal Fesch hatte davon gegen den Erzkanzler Cambacérès gesprochen und dieser machte Napoleon bemerklich, daß die fremden Höfe, mit denen er sich zu verbinden Willens sei, der religiösen Frage eine Wichtigkeit beilegen könnten, die er selbst derselben nicht beimaß; weshalb man sich ebenso gut mit der Auflösung des kirchlichen wie mit der des bürgerlichen Bandes beschäftigen müsse. Napoleon war gegen den Cardinal Fesch sehr aufgebracht, äußerte, daß die in der Tuilerienkapelle ohne Zeugen vorgenommene Ceremonie keinen Werth hätte, daß ihr einziger Zweck gewesen wäre, das Gewissen des Papstes zu beruhigen und daß es eine Perfidie des Cardinals, seines Oheims wäre, ihm in diesem Augenblicke ein derartiges Hinderniß in den Weg legen zu wollen. Indeß vereinigte man sich doch dahin, daß der Erzkanzler Cambacérès, so wie man nicht mehr genöthigt sein würde, das Geheimniß zu bewahren, einige Bischöfe versammeln sollte, um ein Mittel zur Lösung des kirchlichen Bandes zu suchen, ohne den Papst darum anzugehen, von welchem man bei dem damaligen Zustande der Beziehungen des Kaiserthums zur römischen Kirche nichts erwarten durfte.

Napoleon beschäftigte sich hierauf mit der Prinzessin, welche Josephinen auf dem Throne von Frankreich ersetzen sollte, und in dieser Beziehung nahm er Herrn von Champagny zum alleinigen Vertrauten, so wie er den Fürsten Cambacérès zum alleinigen Vertrauten hinsichtlich der Formfragen erwählt hatte. Wenn ihm die neue Ehe einen Erben verlieh und also seiner Politik als Stifter eines Kaiserreichs die Dauer sicherte, so mußte dieselbe auch seiner äußern Politik dienen, indem sie sein Allianzsystem befestigte. Er konnte eine Gemahlin entweder an den kleinen oder an den großen Höfen wählen, wie es die Monarchen von überwiegender Macht zu halten pflegen. Wählen sie ihre Gemahlinnen an den großen Höfen, so verstärken sie sich durch die Wohlgewogenheit der großen Staaten, aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht auf lange Zeit, da die großen Staaten nothwendigerweise eifersüchtig auf einander sind und die Familienbündnisse nichts weiter als Waffenstillstände für ihre Eifersucht darstellen. Durch Verbindung mit den kleinen erwerben sie sich auf solidere Weise den Anschluß der einzigen Höfe, die ihnen treu sein können, weil sie keinen Grund zur Eifersucht haben und also auch treu sein können, während ihr Interesse gleichwohl vollkommen befriedigt wird. Wollte er seine Gattin von einem Hofe zweiten Ranges wählen, so konnte Napoleon nur Eine einfache und zugleich ehrenvolle Wahl treffen, nämlich die der Tochter des Königs von Sachsen, desjenigen deutschen Fürsten, der ihm am meisten zugethan war, der ihm das Meiste zu verdanken hatte und der die meiste Achtung verdiente. Die Prinzessin war von gereiftem Alter, wohlgebaut und von achtungswerthem Charakter. Alles war bei dieser Verbindung leicht und sicher zu ordnen, obwohl sie mit keinem großen Glanze umgeben war.

Richtete Napoleon seinen Blick auf die großen Höfe, so hatte er nur die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland. Nichts war edler, nichts verband enger mit dem, was man Legitimität nennt, als eine Verbindung mit Oesterreich, und diese Verbindung war möglich, denn die Repräsentanten des wiener Hofes hatten hundertmal angedeutet, daß dieser Hof nichts lieber sehen würde, als ein Bündniß mit Napoleon. Allein der Haß war noch in zu frischem Gedächtniß! Man hatte sich gegeneinander geschlagen; war es nicht für den gesunden Verstand der Völker eine anstößige Inconsequenz, wenn man sobald nach den Schlachten bei Eßlingen und Wagram einander umarmen und heirathen wollte? Ueberdies (und dies war der Hauptgrund) hieß dies auf das russische

Bündniß Verzicht leisten, welches seit dem Frieden von Tilsit die Grundlage der Politik des Kaiserthums ausmachte. In dem letzten Halbjahre hatte Napoleon mehr als einen Anlaß zur Kälte gegen Alexander gehabt, namentlich im letzten Kriege, wo er so schlecht unterstützt worden war; allein er betrachtete das russische Bündniß noch immer als das wesentlichste, als dasjenige, welches ihm genügte, um den Continent in Fesseln und England isolirt zu erhalten, mochte es auch in seiner Kälte nur Neutralitat zur Folge haben. Er wollte es demnach sich erhalten, während er gleichwohl dem Kaiser Alexander sagte (wie er es in den letzten Mittheilungen auch nicht zu thun unterlassen hatte), in welchen Punkten er Anlaß fände, zufrieden oder unzufrieden mit ihm zu sein. Ein Ehebündniß mit dem russischen Hofe war durch alles Frühere auf eine natürliche Weise angebahnt. Zu Erfurt hatte Napoleon den Kaiser Alexander veranlaßt, mit ihm über seine mögliche Verbindung mit einer russischen Prinzessin, nämlich mit der noch unvermählten Großfürstin Anna, zu sprechen. Der Czar hatte sich seinerseits ganz geneigt bewiesen, seine Einwilligung zu ertheilen und nur Schwierigkeiten von Seiten seiner Mutter dem Anschein nach vorausgesehen. Diese, eine achtungswerthe, aber stolze Fürstin, von den Vorurtheilen der europäischen Aristokratie erfüllt, hatte sich beeilt, die Großfürstin Katharina, eine durch Schönheit, Geist, Charakter ausgezeichnete und in einem zur Vermählung passenden Alter stehende Prinzessin, mit einem einfachen Herzoge von Oldenburg zu verehelichen um einem Gesuch auszuweichen, welches sie voraus-aussah und fürchtete. Es war demnach zu besorgen, daß sie nicht eben geneigt sein würde, ihre zweite Tochter Napoleon zu geben, nachdem sie nicht gesäumt, die Vermählung der ersten zu beschleunigen, um einer ihren persönlichen Gefühlen nicht zusagenden Verbindung zu entgehen. Trotzdem hatte Alexander seine guten Dienste und beinahe einen glücklichen Erfolg zugesagt, ohne sich jedoch verbindlich zu machen, denn er war entschlossen, seine Mutter nicht zu zwingen. Hierauf war man, wie wir an einem früheren Orte bereits erwähnt haben, beiderseitig ganz entzückt von einander geschieden. Nach solchen Unterhandlungen war es unmöglich, an eine andere Verbindung zu denken, ohne das Bündniß zu brechen, was nicht in Napoleon's Absicht lag. Er hoffte übrigens, daß eine solche Verheirathung dem russischen Bündnisse alle Wärme, die es verloren, und allen Einfluß zurückbringen würde, den man davon auf Europa erwartete.

In Folge jener Vorgänge beauftragte er Herrn Champagny, eine Depesche nach St. Petersburg zu schreiben, die er eigenhändig chiffrirte und die Herr von Caulaincourt seinerseits auch selbst dechiffriren, die übrigens für Jedermann, selbst für Herrn von Romanzoff, ein Geheimniß bleiben und nur dem Kaiser Alexander persönlich bekannt werden sollte. In dieser vom 22. November datirten Depesche — die nachfolgende Schilderung ist nach der geheimen Correspondenz und nach den unveröffentlichten Memoiren des Fürsten Cambacérès und der Königin Hortensie niedergeschrieben — in dieser Depesche sagte Champagny:

„Es waren zu Erfurt Aeußerungen über die Scheidung zu den Ohren des Kaisers Alexander gelangt, welcher darüber mit dem Kaiser sprach und ihm sagte, daß seine Schwester, die Großfürstin Anna, zu seiner Verfügung stände. Seine Majestät will, daß Sie die Frage klar und einfach beim Kaiser Alexander anregen und folgendermaßen zu ihm sprechen sollen:

„Sire, ich habe Grund zu glauben, daß der Kaiser, durch ganz Frankreich dazu gedrängt, sich zur Scheidung geneigt fühlt. Darf ich wohl melden, daß man auf Ihre Schwester zählen kann? Möge Ew. Majestät dies zwei Tage in Erwägung ziehen und mir dann offen Ihre Antwort mittheilen, nicht als dem Abgesandten Frankreichs, sondern als einem beiden Familien treu ergebenen Manne. Es ist dies kein förmliches Gesuch, welches ich an Sie richte, ich bitte nur um eine Kundgebung Ihres Willens. Ich wage, Sire, diesen Schritt, weil ich allzu sehr gewohnt bin, Ew. Majestät zu sagen, was ich denke, als daß ich fürchten könnte, Derselben gegenüber jemals compromittirt zu werden."

„Sie werden hierüber nichts gegen Herrn von Romanzoff äußern, unter welchem Vorwand es auch sein möchte, und wenn Sie mit dem Kaiser Alexander diese Besprechung, so wie die, welche zwei Tage später darauf erfolgen soll, gethan haben, so werden Sie die Mittheilung, die ich Ihnen mache, vollständig wieder vergessen haben. Es wird Ihnen noch übrig bleiben, mir die Eigenschaften der jungen Prinzessin und hauptsächlich den Zeitpunkt anzuzeigen, wo sie im Stande sein kann, Mutter zu werden, denn bei den gegenwärtigen Berechnungen wird ein Unterschied von sechs Monaten von Gewicht. Ich habe wohl nicht nöthig, Ew. Excellenz das unverbrüchlichste Geheimniß zu empfehlen, denn Sie wissen, was Sie in dieser Beziehung dem Kaiser schuldig sind."

Nachdem diese Depeschen abgegangen und Alles vorbereitet war, um die Auflösung der Ehe mit der Kaiserin Josephine und die Schließung einer neuen Verbindung mit einer russischen Prinzessin herbeizuführen, wartete Napoleon mit Ungeduld auf die Ankunft des Prinzen Eugen, um Josephinen Alles zu sagen, als das furchtbare Geheimniß ihm unwillkürlich entschlüpfte. Mit jedem Tage wurde die Unglückliche trauriger, aufgeregter, lästiger mit ihren Klagen, bis endlich Napoleon, der dieser Sache überdrüssig wurde, ihren Vorwürfen schnell ein Ende machte und ihr gestand, daß er auf andere Bande sinnen müsse, als die, durch welche sie vereinigt wären, daß das Wohl des Kaiserreichs endlich einen großen Entschluß von ihrer Seite verlange, daß er auf ihren Muth und ihre Hingebung rechne, um in eine Ehescheidung zu willigen, zu welcher sich zu entschließen ihm selbst die größte Mühe gekostet habe. Kaum waren diese schrecklichen Worte ausgesprochen, als Josephine einen Strom von Thränen vergoß und fast ohnmächtig zusammenbrach. Der Kaiser

rief sogleich den dienstthuenden Kammerherrn, Herrn von Bausset, forderte den Beistand desselben, um die Kaiserin aufzurichten, welche in heftige Krämpfe gefallen war, und so wurde sie, von den Armen Beider unterstützt, nach ihren Gemächern geschafft. Man meldete es der Königin Hortensie, welche sofort zum Kaiser ging, den sie gerührt und zugleich über die Hindernisse aufgebracht fand, die man seinen Plänen entgegenstellte. In kurzer, fast barscher Rede äußerte er gegen die junge Königin, sein Entschluß wäre gefaßt, Thränen und Klagen würden nichts an demselben ändern, denn er wäre unvermeidlich und zum Wohle des Kaiserreichs nothwendig geworden. Er zeigte sich hart, als wollte er dadurch den Thränen Einhalt gebieten, vor welchen er seinen Muth schwach werden fühlte. Die Königin Hortensie, deren Stolz in diesem Augenblicke in ihrem eigenen wie in ihrer Mutter Namen litt, beeilte sich, dem Kaiser zu sagen, daß er von Thränen und Wehklagen nichts vernehmen würde; die Kaiserin würde nicht ermangeln, sich seinem Verlangen zu fügen und vom Throne herabzusteigen, wie sie denselben bestiegen, nämlich nach seinem Willen; ihre Kinder, einer Größe freudig entsagend, die sie nicht glücklich gemacht hätte, würden gern ihr Leben nur dem Troste der besten und zärtlichsten Mutter weihen. Die unglückliche Gemahlin des Königs Ludwig hatte Gründe genug, in dieser Weise zu sprechen. Während Napoleon sie hörte, fühlte er sogleich seine nur erheuchelte Härte von der wahren Rührung überwältigt, die er im Grund des Herzens empfand, und er begann nun selbst Thränen zu vergießen und gegen seine Adoptivtochter all den Schmerz, den er empfand, auszusprechen, alle die Gewalt, die er sich hatte anthun müssen, um den erwählten Entschluß fassen zu können, all die Wichtigkeit der Beweggründe, die ihn zu dieser Handlungsweise bestimmt hätten, und er bat sie dringend, ihn nicht zu verlassen, in seiner Nähe zu bleiben, mit dem Prinzen Eugen bei ihm zu bleiben, um ihm beizustehen, ihre Mutter zu trösten, sie ruhig, gefaßt, selbst glücklich zu machen, indem sie aus einer Gemahlin, die sie nicht mehr sein könne, eine Freundin würde. Napoleon zählte hierauf Alles her, was er für sie zu thun Willens sei, um ihr die Veränderung ihrer Stellung, welche dieser peinlichen Scheidung folgen mußte, so viel als möglich zu verbergen. Paläste, Schlösser, glänzende Einkünfte, der erste Rang am Hofe nach dem der regierenden Kaiserin: dies Alles, obschon nur wenig, wenn man von einem Throne stieg, war gleichwohl immerhin etwas für den leicht beweglichen und frivolen Geist Josephinens. Die Königin Hortensie, welche ihre Mutter zärtlich liebte, eilte zu ihr, um sie zu trösten oder wenigstens ihren Schmerz zu lindern zu suchen. Sie sah reichliche Thränen fließen und mußte selbst deren viel vergießen. Gleichwohl zeigte sich Josephine in den folgenden Tagen ruhiger. Sie erwartete ihren Sohn. So lange er noch nicht angelangt, so lange noch nicht ein feierlicher Act zwischen sie und ihren Gemahl getreten war, so lange hoffte sie noch. Uebrigens überhäufte sie Napoleon jetzt, da das schreckliche Geheimniß enthüllt war, mit Aufmerksamkeiten und zwar in einer Weise, daß sie fast in Täuschung befangen blieb.

Inzwischen hatten die Schmerzensausbrüche Josephinens, von der Dienerschaft des Palastes vernommen, bald ihren Wiederhall in den Tuilerien und von den Tuilerien aus in Paris gefunden. Ueberdies würde die Freude der Familie Bonaparte, welche stets eifersüchtig auf die Familie Beauharnais war, schon genügt haben, um Alles zu offenbaren, da sich diese Freude durch unwillkürliche Indiscretionen kundgab. Ein undankbarer und neugieriger Hof vergaß sogar, den Gesprächen des Publikums noch zuvorkommend, bereits die entthronte Kaiserin, um sich nur mit der zukünftigen Kaiserin zu beschäftigen und sie auf allen Thronen Europas zu suchen. Napoleon wünschte einer so peinlichen und so falschen Stellung ein Ende zu machen und erwartete dazu nur die Ankunft des Prinzen Eugen.

Dieser treffliche Prinz traf am 9. December in Paris ein. Seine Schwester, die ihm entgegeneilte, warf sich in seine Arme und verkündete ihm das traurige Loos ihrer Mutter. Er war bis dahin in Ungewißheit gewesen und anstatt ein Unglück vorauszusehen, hatte er sich einen Augenblick verführen lassen, das höchste Maß von Größe zu hoffen; denn die Prinzessin Auguste, seine Gemahlin, hatte ihm gesagt, man rufe ihn vielleicht nach Paris, um ihn zum Erben des Kaiserreichs zu erklären. Seine siegreichen Erfolge im letzten Kriege hatten dazu beigetragen, ihm diese kurze Täuschung zu bereiten. Als er den Anlaß vernahm, der ihn nach Paris berief, war übrigens dieser in seinen Wünschen bescheidene Prinz hauptsächlich nur wegen seiner Gemahlin betrübt, denn es war natürlich, daß Napoleon, wenn er einen Sohn zum Nachfolger hatte, die Erbschaft dieses Sohnes nicht kürzen und das Königreich Italien nicht davon trennen würde. Er mußte also nicht allein auf den Thron von Frankreich, den er im Grunde nicht erstrebt noch an dessen Erlangung er geglaubt hatte, sondern auf den Thron von Italien verzichten, welchen ein mehrjähriger Besitz ihm zum Erbtheil bestimmt zu haben schien. Dessenungeachtet begab er sich zum Kaiser, auf Alles gefaßt und für die Seinigen weit mehr als für sich selbst leidend. Napoleon, der ihn liebte, schloß ihn in seine Arme, setzte ihm seine Beweggründe auseinander, zeigte ihm die Unmöglichkeit, ihn, einen Beauharnais, über die so schwer zu unterwerfenden Bonapartes regieren zu lassen, und legte ihm seine Pläne vor, um den Beauharnais eine Existenz zu sichern, welche den wenigen Jahren der Größe, deren sie sich erfreut hatten, angemessen war. Er führte hierauf die beiden Kinder Josephinens zu ihrer Mutter. Die Zusammenkunft dauerte lange und war schmerzlich. — Unsere Mutter muß sich entfernen, wiederholte Eugen, wie sich auch schon die Königin von Holland geäußert hatte; wir müssen uns mit ihr entfernen und insgesammt in der Zurückgezogenheit für eine ephemere Größe büßen, welche unser Dasein mehr getrübt als verschönert hat. — Gerührt, über-

wältigt, gleich ihnen Thränen vergießend, behauptete Napoleon, sie müßten im Gegentheil bei ihm mit ihrer Mutter, in all dem Glanze der Stellung bleiben, die er ihnen bewahren wolle, um damit das Zeugniß abzulegen, daß Josephine weder verstoßen, noch in Ungnade sei, sondern einer Staatsnothwendigkeit geopfert und für ihr edles Opfer durch die Größe ihrer Kinder und durch die zärtliche Freundschaft desjenigen, der ihr Gemahl gewesen, belohnt würde. — Nach vielen Uebertreibungen, denn die Uebertreibungen lindern den Schmerz ebenso wie die Thränen, empfanden Josephinens Kinder, durch Napoleon mit Beweisen liebevoller Zuneigung überhäuft, eine Erleichterung, die sich auch dem Herzen ihrer Mutter mittheilte. Auf diese gewaltsamen Aufregungen folgte ein wenig Ruhe, aber sie ließen auf dem edlen Antlitz Napoleon's tiefe Spuren zurück, welche denen auffielen, die ihn nur fähig glaubten, in seiner herrschsüchtigen Seele starke Entschließungen zu fassen, nicht aber eine zärtliche Neigung zu empfinden. Als das Opfer geschehen war, mußte man es unwiderruflich machen. Der 15. December war der dazu erkorene Tag, die Auflösung der Civilehe nach den mit dem Erzkanzler Cambacérès beschlossenen Formalitäten zu vollziehen.

Am 15. December Abends versammelte sich die ganze kaiserliche Familie im Cabinet des Kaisers in den Tuilerien. Zugegen waren die Kaiserin Mutter, der König und die Königin von Holland, der König und die Königin von Neapel, der König und die Königin von Westphalen, die Fürstin Borghese, der Erzkanzler Cambacérès und der Graf Regnaud de Saint-Jean-d'Angely, welche letztere beide die Functionen von Hausbeamten bei der kaiserlichen Familie versahen. Stehend, die weinende Josephine in der Hand haltend, verlas Napoleon, dem selbst Thränen in den Augen standen, folgende Rede:

„Mein Cousin, Fürst Erzkanzler! ich habe Ihnen unter dem heutigen Datum ein Schreiben übersendet, um Sie in meinem Cabinet erscheinen zu lassen, wo ich Ihnen den Entschluß mittheilte, welchen ich und die Kaiserin, meine vielgeliebte Gemahlin, gefaßt haben. Ich bin sehr erfreut darüber, daß die Könige, Königinnen und Prinzessinnen, meine Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen, meine Stieftochter und mein Stiefsohn, der mein Adoptivsohn geworden, so wie auch meine Mutter Dem beiwohnen können, was ich Ihnen mitzutheilen habe.

„Die Politik meiner Monarchie, das Interesse und das Bedürfniß meiner Völker, welche beständig meine Handlungen geleitet haben, erheischen, daß ich diesen Thron, auf welchen die Vorsehung mich gesetzt hat, Kindern, den Erben meiner Liebe zu meinen Völkern, hinterlasse. Indessen habe ich bereits seit mehrern Jahren die Hoffnung verloren, Kinder aus meiner Ehe mit meiner vielgeliebten Gemahlin der Kaiserin Josephine zu erhalten: dies bestimmt mich, die süßesten Neigungen meines Herzens zu opfern, nur das Wohl des Staates ins Auge zu fassen und die Auflösung unserer Ehe zu beschließen.

„In meinem vierzigsten Jahre darf ich die Hoffnung hegen, noch lange genug zu leben, um die Kinder, welche mir zu schenken die Vorsehung belieben wird, in meinem Geiste und in meinem Sinne zu erziehen. Gott weiß, wie schwer ein solcher Entschluß meinem Herzen geworden ist; allein es giebt kein Opfer, welches meinem Muthe zu groß wäre, wenn ich die Ueberzeugung erhalte, daß es dem Heile Frankreichs förderlich ist.

„Es ist mir Bedürfniß, hinzuzufügen, daß ich, weit entfernt, jemals Grund zur Klage gehabt zu haben, im Gegentheil mich nur lobend über die Treue und Zärtlichkeit meiner vielgeliebten Gattin aussprechen kann. Sie hat funfzehn Jahre meines Lebens verschönert; das Andenken daran wird stets meinem Herzen eingeprägt bleiben. Sie ward von meiner Hand gekrönt; ich will, daß sie den Rang und Titel einer Kaiserin behalte, insbesondere aber, daß sie nie an meiner Gesinnung zweifle und mich allezeit für ihren besten und theuersten Freund halte."

Nachdem Napoleon geendigt, versuchte Josephine von einem Papier, das sie in ihren Händen hielt, etwas abzulesen; allein das Schluchzen erstickte ihre Stimme, sie übergab daher das Papier an Herrn Regnaud, welcher folgende Worte verlas:

„Mit der Erlaubniß meines erlauchten und theuern Gemahls muß ich erklären, daß ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu bekommen, welche den Bedürfnissen seiner Politik und dem Interesse Frankreichs genügen könnten, ihm gern den größten Beweis von Zuneigung und Hingebung liefere, welcher je auf Erden gegeben worden ist. Ich habe Alles von seiner Güte; seine Hand ist es, die mich gekrönt hat, und von der Höhe dieses Throns habe ich nur Zeugnisse von der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes empfangen.

„Ich glaube für alle diese Gesinnungen erkenntlich zu sein, indem ich in die Auflösung einer Ehe willige, die fortan ein Hinderniß für das Heil Frankreichs ist, die das letztere des Glückes beraubt, dereinst durch die Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, welchen die Vorsehung so sichtlich erweckt hat, um die Uebel einer furchtbaren Revolution zu vertilgen und den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wiederherzustellen. Aber die Scheidung meiner Ehe wird nichts in den Gefühlen meines Herzens ändern; der Kaiser wird in mir stets seine beste Freundin haben. Ich weiß, wie sehr dieser Act, durch die Politik und durch so große Interessen geboten, sein Herz schmerzlich berührt hat, aber wir rechnen uns beide das Opfer zum Ruhme an, das wir dem Heil des Vaterlandes darbringen!"

Nach diesen Worten, den schönsten, welche je unter solchen Umständen gesprochen wurden, weil in der That niemals bei einem Acte dieser Art gemeine Leidenschaften weniger vorwalteten, nach diesen Worten nahm der Erzkanzler diese doppelte Erklärung zu Protocoll; hierauf umarmte Napoleon Josephinen und führte sie nach ihren Gemächern, wo er sie fast ohnmächtig in den Armen ihrer Kinder ließ. Er begab sich unmittelbar nachher in den Geheimrathssaal, wo der Verfassung des Kaiserreichs gemäß ein

geheimer Rath versammelt war, um den Senatsschluß zu entwerfen, welcher die Trennung der Ehe Napoleon's und Josephinens aussprechen sollte. Der redigirte Senatsschluß sollte am nächsten Tage dem Senat zugefertigt werden.

So geschah es auch; dieser große Staatskörper versammelte sich, auf Befehl des Kaisers einberufen, um die Erklärung der beiden erlauchten Gatten in Empfang zu nehmen und über die beabsichtigte Trennung Beschluß zu fassen. Die Sitzung begann mit der Aufnahme des Prinzen Eugen als Senator. Zur Zeit seines Abgangs nach Italien zu dieser Würde erkoren, hatte er seinen Sitz noch nicht eingenommen. Man hatte ihm einige einfache und würdige Worte aufgesetzt, die er bei Gelegenheit des neuen Senatsschlusses sprach: „Meine Mutter, meine Schwester und ich", sagte er, „verdanken Alles dem Kaiser. Er ist für uns ein wahrer Vater gewesen; er wird in uns zu allen Zeiten ergebene Kinder und gehorsame Unterthanen finden.

„Es ist von Wichtigkeit für Frankreichs Glück, daß der Gründer dieser vierten Dynastie ein hohes Alter erreiche, umgeben von einer directen Nachkommenschaft, die uns allein eine Bürgschaft darbietet, gleichsam als Unterpfand des vaterländischen Ruhms.

„Als meine Mutter durch die Hand ihres erlauchten Gemahls vor der ganzen Nation gekrönt wurde, übernahm sie die Verpflichtung, alle ihre Neigungen den Interessen Frankreichs aufzuopfern. Sie hat mit Muth, Adel und Würde diese höchste ihrer Pflichten erfüllt. Ihre Seele ist oft erweicht worden, wenn sie das Herz eines Mannes peinlichen Kämpfen preisgegeben sah, welcher gewohnt war, das Glück zu beherrschen und allezeit festen Schrittes zur Vollendung seiner großen Pläne zu schreiten. Die Thränen, welche dieser Entschluß dem Kaiser gekostet, genügen dem Ruhme meiner Mutter. In der Stellung, in welcher sie sich befinden soll, wird sie durch ihre Wünsche und ihre Gefühle den neuen Segnungen, die unserer harren, nicht fremd sein und mit einer Befriedigung, die sich mit Stolze mischt, wird sie Alles gewahren, was aus ihren Opfern für ihr Vaterland und für ihren Kaiser Glückverkündendes hervorgehen wird."

Das Senatusconsult wurde im Laufe der Sitzung angenommen. Es sprach die Auflösung des zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josephine bestehenden Ehebundes aus, erhielt für Letztere den Rang einer gekrönten Kaiserin in Kraft, sprach ihr ein Einkommen von zwei Millionen zu und machte für die Nachkommen Napoleon's die Bestimmungen verbindlich, die er zu ihren Gunsten rücksichtlich der Civilliste treffen würde. Diese Bestimmungen enthielten die Gewährung einer jährlichen Pension von einer Million, welche von der Civilliste gezahlt würde, ungerechnet der zwei vom Staatsschatze gezahlten Millionen, ferner die Ueberlassung der Schlösser von Navarra, Malmaison und einer Menge werthvoller Gegenstände.

Am nächsten Tage, den 17. December, wurden alle Actenstücke im Moniteur abgedruckt und die Trennung der Ehe dem Publikum bekannt gemacht. Das Schicksal Josephinens, die wegen ihrer Herzensgüte, ja selbst wegen ihrer dem Nationalcharakter entsprechenden Fehler geliebt ward, ging Allen nah. Nachdem man jedoch ihrer Ungnade eine augenblickliche Theilnahme geschenkt, sann man nur darüber nach, diejenige zu errathen, welche ihre Stelle einnehmen sollte. Die Ansichten waren getheilt zwischen einer russischen und einer österreichischen Prinzessin. Im Allgemeinen glaubte man mehr an eine Verbindung mit einer russischen Prinzessin und stützte sich dabei, wie Napoleon selbst, auf das Motiv einer Allianz mit Rußland. Was die unglückliche Josephine anlangt, so hatte sie sich nach Malmaison zurückgezogen, wo sie im Kreise ihrer Kinder lebte, die sie zu trösten suchten, ohne daß es ihnen jedoch recht gelang. Napoleon hatte sie gleich am nächsten Morgen besucht und fuhr mit diesen Visiten in den noch folgenden Tagen fort. Er glaubte sich in eine Art von Trauer hüllen zu müssen, verließ die erlauchten Gäste, die an seinen Hof gekommen waren und zog sich nach Trianon zurück, um dort zu jagen, zu arbeiten und den Fortgang der angeknüpften Unterhandlungen abzuwarten. Am 17. (als das Senatusconsult im „Moniteur" erschien) waren neue Depeschen nach St. Petersburg abgesendet worden, um den russischen Hof anzutreiben, sofort mit Ja oder Nein zu antworten. Sie enthielten die Zusage, daß alle Bedingungen, selbst die auf die Religion bezüglichen angenommen werden sollten, und daß nur ein einziger Punkt ein Hinderniß abgeben könnte, nämlich das Alter und die Gesundheit der Prinzessin, denn vor allem Anderen wollte man einen Erben; dürfte man jedoch von ihrem Alter und Gesundheitszustande hoffen, daß sie Kinder bekommen würde, und sollte ihre Familie in die vorgeschlagene Verbindung willigen, so müßte die Antwort ohne allen Verzug eintreffen und die gewünschte Vermählung sofort gefeiert werden, da Frankreich nicht länger in Ungewißheit gehalten werden sollte.

Der Erzkanzler Cambacérès hatte den Auftrag erhalten, die Auflösung des kirchlichen Bandes zu betreiben, um die Bedenken der Höfe katholischer Religion zu heben, falls man die Wahl wieder auf eine Prinzessin dieser Religion lenken würde. Hinsichtlich des kirchlichen wie des bürgerlichen Bandes war eine Annullirung der Ehe, mochte sie nun auf eine Rücksicht der Form oder auf eine Rücksicht des Staatsinteresses gegründet sein, der gewöhnlichen Scheidung vorgezogen worden, weil dies ehrenvoller für Josephinen und den herrschenden religiösen Ideen angemessener war. Der Entschluß, auf die Vermittlung des Papstes zu verzichten, hatte ebenfalls das Uebergewicht bekommen. Der Erzkanzler Cambacérès, der in solchen Angelegenheiten wie überhaupt in allen Dingen, welche Kenntniß, Umsicht und einen Reichthum von Auskunftsmitteln erheischen, sehr erfahren war, berief eine Commission von sieben Bischöfen, denen er den in Rede stehenden Fall vortrug. Es waren dies der Bischof von Montefiascone (Cardinal Maury), der Bischof von Parma, der Erzbischof von Tours, der Bischof von Vercelli, der Bischof von Evreux,

der Bischof von Trier und der Bischof von Nantes. Diese gelehrten Männer erkannten nach einer gründlichen Prüfung: wenn, um in einem großen Staatsinteresse eine regelmäßige Ehe zu trennen, die einzige competente Behörde der Papst sei, so genüge das geistliche Gericht der Diöcese in Bezug auf eine unrechtmäßige Ehe, wie die, um welche es sich handele. Nun könne aber die geheime Ceremonie, welche in einer Kapelle der Tuilerien, ohne Zeugen (91), ohne genügende Zustimmung der contrahirenden Parteien gefeiert worden wäre, durchaus nicht, was auch der Cardinal Fesch sagen möchte, eine regelmäßige Ehe constituiren. Es müsse demnach die Annullirung wegen eines Formfehlers vor dem geistlichen Diöcesangerichte in erster Instanz und vor der Metropolitanbehörde in zweiter Instanz nachgesucht werden.

In Folge dieser Ansicht wurde auf Ansuchen des Erzkanzlers als Vertreters der kaiserlichen Familie ohne alles Aufsehen ein kanonischer Proceß eingeleitet, um die Annullirung der kirchlichen Ehe zu erlangen, welche zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josephine eingegangen war. Es wurden Zeugen abgehört. Diese Zeugen waren der Cardinal Fesch, die Herren von Talleyrand, Berthier und Duroc, der erste in Betreff der beobachteten Formen, die drei anderen über die durch beide Parteien ertheilte Art der Einwilligung. Der Cardinal Fesch erklärte, daß er sich durch den Papst Dispensation wegen Nichtbeobachtung gewisser Formen in der Vollziehung seiner Functionen als Großalmosenier habe ertheilen lassen, was seiner Ansicht nach, die Abwesenheit von Zeugen und Pfarrer rechtfertige. In Bezug auf die darüber ausgestellte Urkunde, versicherte er die Existenz derselben und machte dadurch die ergriffene Vorsichtsmaßregel nutzlos, den Trauschein aus Josephinens Händen zu spielen, der ihr durch den Cardinal Fesch zugestellt worden war und welchen ihre Kinder nur mit großer Mühe von ihr erhalten hatten. Talleyrand, Berthier und Duroc bestätigten, daß Napoleon ihnen zu wiederholten Malen gesagt habe: er habe nur in eine reine Ceremonie einwilligen wollen, um das Gewissen Josephinens und das des Papstes zu beschwichtigen, es wäre jedoch damals seine bestimmte Absicht gewesen, seine Verbindung mit der Kaiserin nicht vollständig zu machen, da er die unglückliche Gewißheit gehabt habe, bald genöthigt zu werden, ihr im Interesse des Kaiserreichs zu entsagen. Diese Zeugenaussagen führten einzelne Umstände an, welche keinen Zweifel über diesen Gegenstand mehr übrig ließen.

Nach beendigter Prüfung erkannte die kirchliche Behörde, daß keine genügende Einwilligung vorhanden sei, daß sie sich aber aus Achtung vor den Parteien keineswegs allein auf diesen Nichtigkeitsgrund stützen wolle. Sie hielt sich an andere ebenfalls wichtige Nichtigkeitsgründe, welche davon herrührten, daß keine Zeugen und kein „geeigneter Priester", d. h. kein Pfarrer des Kirchspiels anwesend gewesen, (denn dieser Pfarrer des Kirchspiels ist der einzige durch den katholischen Cultus bevollmächtigte Geistliche, welcher einer kirchlichen Ehe Rechtsgültigkeit verleihen kann). Die Behörde erklärte ferner, daß die dem Cardinal Fesch als Großalmosenier im Allgemeinen bewilligte Dispensation demselben nicht hätte die pfarramtlichen Functionen übertragen können und daß demnach die Ehe wegen Mangels der wesentlichsten Formen null und nichtig sei. In Folge dieses Ausspruches wurde die Ehe vor dem Diöcesan- und vor dem Metropolitangericht, d. h. in erster und zweiter Instanz unter der gebührenden schriftlichen Form und unter vollständiger Beobachtung des kanonischen Rechts cassirt.

Napoleon war also frei, ohne seine Zuflucht zu irgend einem Schritte genommen zu haben, die in der Geschichte die Scheidung von Fürstinnen entehrten, und ebenso ohne die gewöhnliche und unseren Sitten wenig angemessene Form die Scheidung benutzt zu haben; vielmehr waren alle Rücksichten beobachtet worden, welche er einer unglücklichen Gemahlin schuldig war, die so lange Zeit hindurch sein Leben begleitet und verschönert hatte, wie er ja selbst es ausgesprochen. Uebrigens verlangte man gar nicht diese Skrupel von ihm. Man verlangte von ihm nichts als eine Neuwahl, um zu wissen, was man von der Zukunft zu denken haben würde. Um diese zu kennen, wartete er selbst auf die Antwortschreiben aus St. Petersburg und zeigte große Ungeduld, daß er sie nicht früher erhielt.

Die Mittheilung, mit welcher man Caulaincourt beauftragt hatte, war delikat und schwierig, und obwohl die große Gunst, deren er sich beim Kaiser Alexander erfreute, ihm Alles erleicherte, so waren doch die Umstände nicht recht gut gewählt, um ein glückliches Gelingen herbeizuführen. Der letzte Krieg hatte das Bündniß der beiden Höfe bedeutend erschüttert. Zwar hatten sich erstens dieses Jahr die Dinge in Finnland besser gestaltet; eine Revolution, von welcher später die Rede sein wird, hatte den König von Schweden vom Throne gestürzt und den Frieden so wie die Abtretung Finnlands an Rußland herbeigeführt; die Ereignisse im Orient waren dagegen minder günstig, und seitdem man dem Kaiser Alexander volle Freiheit hinsichtlich der Türkei gelassen, war an der Donau fast kein Schritt vorwärts gethan worden, so daß die Moldau und Walachei zwar wohl von Napoleon zugestanden, aber noch keineswegs den Türken entrissen waren. Man war daher zu St. Petersburg etwas weniger mit dem französischen Bündnisse zufrieden, obwohl man sich nur über sich selbst und nicht über dieses Bündniß, welches Alles zugestand, beklagen durfte. Zweitens hatte Napoleon, ungehalten über die geringe Unterstützung, die ihm von seinem Bundesgenossen zu Theil geworden, denselben während des Feldzugs mit einiger Nachlässigkeit behandelt, ihm erst dann geschrieben, als er beendigt war, und mit einem eigenthümlichen Stolze, ohne sich jedoch darüber zu beklagen, die Wirkungslosigkeit der russischen Unterstützungen hervorgehoben. Alexander sah sich genöthigt, entweder die Unzulänglichkeit seiner Regierung oder seinen Mangel an gutem Willen einzugestehen, und hatte in seiner Eigenliebe, da er lieber das erste als das zweite Zugeständniß machte, dabei unendlich gelitten.—

Was soll ich denn thun? wiederholte er fortwährend. Meine Angelegenheiten in Finnland, in der Türkei sind nicht besser besorgt worden als die des Kaisers Napoleon in Polen. Konnte ich für ihn mehr thun, als ich für mich selbst gethan habe?... — Und um sich wegen der geringen Dienste, die er Napoleon geleistet, zu entschuldigen, berief er sich auf die Entfernungen, die Jahreszeiten und auf die niedere Stufe, welche noch die russische Verwaltung einnahm, die weder im Personal, noch im Material die Hülfsmittel der französischen Verwaltung darböte. Was aber den Kaiser Alexander mehr als alles Uebrige verletzt hatte, das waren die Bedingungen des mit Oesterreich abgeschlossenen Friedens und die fast zwei Millionen betragende Vergrößerung, die man dem Großherzogthum Warschau bewilligt hatte. Darin hatte er, und mehr noch, als er selbst, hatte man in Petersburg ein sicheres Vorzeichen der baldigen Wiederherstellung Polens erblickt, und vierzehn Tage lang hatte der russische Hof von heftigem Geschrei so wiedergehallt, daß sich Caulaincourt kaum zu zeigen wagte. Das Geschenk eines Antheils von 400,000 Unterthanen war nur als ein Blendwerk erschienen, mit welchem die Wiederherstellung Polens verdeckt werden sollte, welche die Gegner sogar durch die Vereinigung Galiziens mit dem Großherzogthum Warschau für vollständig realisirt erklärten. Alexander, weniger durch seinen eigenen Argwohn, als durch den seiner Umgebung angeregt, hatte sich seit dem letzten Wiener Vertrag unablässig beklagt und Garantien gegen die traurige Zukunft verlangt, die man ihm in Aussicht stellte.

Man hatte ihm ein sehr beruhigendes Schreiben von Napoleon zugestellt, welches er den hervorragendsten Persönlichkeiten am russischen Hofe vertraulich mitgetheilt hatte; da jedoch die in diesem Schreiben enthaltenen Erklärungen — so sagte man ihm wenigstens — nur Worte waren, so war er genöthigt gewesen, „Offizielles“ (wörtlicher Ausdruck) zu verlangen. Man hatte sich dazu verstanden, ihm dergleichen zu geben, und Caulaincourt war, nach dringenden Vorstellungen von seiner Seite, im Allgemeinen ermächtigt worden, einen Vertrag hinsichtlich Polens zu unterzeichnen. Er hatte sich hinreißen lassen, einen solchen Vertrag einzugehen, der in der Folgezeit zu einer der lästigsten Fesseln für Napoleon wurde. In diesem Vortrage war gesagt, daß das Königreich Polen niemals wieder hergestellt werden sollte; daß die Namen Polen und Pole in allen Urkunden verschwinden und fortan nie wieder angewendet werden sollten; daß das Großherzogthum später nicht mehr durch den Anschluß eines Theils der ehemaligen polnischen Provinzen vergrößert werden könne; daß die polnischen Ritterorden abgeschafft werden sollten; daß endlich alle diese Verpflichtungen für den König von Sachsen als Großherzog von Warschau, ebenso bindend wie für Napoleon selbst sein sollten. Diese wichtigen Umstände erhellen aus der noch nicht bekannt gewordenen, authentischen Correspondenz Caulaincourt's mit Napoleon. Uebrigens hatte man diesen sonderbaren Vertrag, welcher Napoleon einer in den Augen der Polen so sonderbaren Rolle aussetzte, den inständigen Bitten des Kaisers Alexander nicht abschlagen können, welcher Letztere, falls er nicht ratificirt würde, entschlossen geschienen hatte, das Bündniß zu brechen.

In dieser Lage, kurz vor der definitiven Redaction des obengenannten Vertrags und mitten unter den Erörterungen über diese Redaction, traf das Gesuch ein, welches Caulaincourt an den russischen Hof richten sollte. Als er die erste Depesche von Paris in der Nacht vom 8. zum 9. December empfangen hatte, konnte er den Kaiser Alexander nicht sofort sprechen, da derselbe nicht in St. Petersburg anwesend war. Gleich nach seiner Rückkehr erhielt er eine Audienz, in welcher er ihm ohne weitere Umschweife die Eröffnung machte, die ihm aufgetragen war (92). Obschon ein wenig erstaunt, leugnete der Kaiser Alexander doch keineswegs die Art der Verpflichtung, die er zu Erfurt eingegangen, eine Verpflichtung, welche ihn, ohne den Erfolg zu verbürgen, nöthigte, bei seiner Mutter einen Versuch zur Erlangung der Hand der Großfürstin Anna zu erhalten. Er gab den Wunsch und selbst die starke Hoffnung auf ein glückliches Gelingen zu erkennen; allein er wünschte Zeit und Freiheit zu haben, dabei nach seinem Ermessen handeln zu können, um zum Ziele zu gelangen. Mochte er nun aufrichtig in der rücksichtsvollen Schonung sein, die er gegen seine Mutter zur Schau trug, oder mochte er sich auf diese Art nur für alle Fälle auf Weigerungsmittel vorbereiten wollen, genug, er erklärte, daß er nicht im Namen des Kaisers Napoleon, sondern in seinem eigenen sprechen würde; er wollte sich nicht als Unterhändler eines bereits geschehenen Verlangens, sondern eines möglichen und sogar wahrscheinlichen Verlangens darstellen; dann wollte er die Einwilligung seiner Mutter zu erhalten suchen und mehr das Interesse seiner Politik, als die Absicht geltend machen, einen vom Kaiser der Franzosen ausgedrückten Wunsch zu befriedigen. Nachdem er Caulaincourt mit Beweisen seiner Achtung überhäuft, von welchen Napoleon benachrichtigt werden sollte, verschob er seine Antwort, versprach jedoch, sie so schnell als möglich zu ertheilen.

Daß der Kaiser Alexander, welcher seine Mutter liebte und von ihr wieder geliebt ward, obschon eine gewisse Autoritätseifersucht zwischen ihnen bestand, ihr aus einem für die kaiserliche Familie so wichtigen Ereigniß ein Geheimniß machen sollte, war nicht eben wahrscheinlich. Vermuthlich wünschte er, daß für den Fall, wo man ein Familienbündniß mit Napoleon nicht gern sehen würde, die Eigenliebe beider Höfe weniger betheiligt sein möchte, indem es dann den Anschein haben sollte, als habe seine Mutter dem Kaiser Alexander und nicht dem Kaiser Napoleon, der in der Unterhandlung gar nicht zum Vorschein kommen sollte, eine abschlägige Antwort ertheilt. Vor allen muß man vermuthen, daß er sich eine größere Freiheit vorbehalten wollte, um seine Einwilligung mit einem höheren Preise erkaufen zu lassen und dieser Preis ist der oben angedeutete, der Vertrag hinsichtlich Polens.

Caulaincourt schrieb also am 28. December nach Paris, daß seine Eröffnungen außerordentlich wohl aufgenommen worden wären, daß Alles auf einen guten Erfolg hoffen ließ, daß man jedoch unendliche Rücksichten nehmen und ein wenig Geduld haben müsse. Durch die Couriere Champagny's gedrängt, welche einander ohne Unterbrechung folgten, bediente er sich der ihm ertheilten Vollmachten und ließ dem russischen Hof wissen, daß man alle Bedingungen, selbst die auf den Religionsunterschied bezüglichen, annehmen würde. Er sprach den Kaiser abermals und dieser schien ihm mit dem Resultat seiner ersten Schritte zufrieden zu sein, denn er stellte die Einwilligung seiner Mutter ziemlich gewiß, die seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, als durchaus gesichert und die allgemeine und officielle Einwilligung der ganzen kaiserlichen Familie als nahe bevorstehend dar. Dessenungeachtet forderte der Kaiser Alexander noch einige Tage Frist, worauf er sich dann definitiv aussprechen wollte. Es war klar, daß Alexander am Ende einwilligen würde, weil er die Zustimmung seiner Mutter und Schwester, die Einzigen, welche Schwierigkeiten machten, als erlangt bezeichnete; es war klar, daß er nicht wagen würde, auf seine eigene Faust eine Weigerung auszusprechen, welche den so empfindlichen Stolz Napoleon's verletzte, einen Bruch des Bündnisses, eine gänzliche Umgestaltung der Politik, den Verlust seiner theuersten Hoffnungen in Bezug auf den Orient und endlich eine beunruhigende Verbindung Frankreichs mit Oesterreich herbeiführen mußte. Der rein aristokratische Widerwille, den man gegen ein Bündniß mit einer neuen Dynastie empfinden konnte und der überdies durch den unvergleichlichen Ruhm Napoleon's sehr geschwächt war, überwog sicher nicht die Aufopferung der größten Interessen des Kaiserreichs. Hinsichtlich der schließlichen Zustimmung waltete also kein Zweifel, allein der auf Polen bezügliche Vertrag war der offenbare Grund, weshalb Alexander noch zögerte. Nach Redactionsschwierigkeiten aller Art, war man endlich zu einer Einigung über diesen Vertrag gelangt, allein der Kaiser Alexander wollte sich in Bezug auf die Vermählung nicht binden lassen, bevor er den wesentlichen Preis der Verbindung, nämlich die Ratification des Vertrags, in Händen hätte, der ihn von der Gefahr befreien sollte, an seinen Grenzen ein Königreich Polen sich erheben zu sehen. Anfänglich hatte er sechs, dann noch zehn Tage verlangt und endlich versprochen, daß seine Erklärung in der zweiten Hälfte des Januars erfolgen würde. Die erste Eröffnung hatte in der Mitte des Decembers stattgefunden.

Napoleon, der am 22. November geschrieben und gegen Ende des Decembers oder zu Anfang des Januars eine Antwort erwartet hatte (die Couriere brauchten zwölf bis vierzehn Tage, um von Paris nach St. Petersburg zu gelangen) war sehr ungeduldig zu erfahren, was er zu erwarten habe, und zeigte sich bereits etwas verletzt über die Langsamkeit, die man hinsichtlich der Erklärung gegen ihn an den Tag legte. Er betrachtete sich erhaben über alle Fürsten seiner Zeit, nicht nur durch sein Genie (worüber kein Zweifel obwaltete), sondern auch durch die Stellung, welche dieses Genie ihm geschaffen hatte. Seine Hand müsse man, so glaubte er, annehmen, sobald er sie nur auszustrecken beliebte, und jenes Affectiren von Schonung gegen eine alte Fürstin, die in Wahrheit von Alexander abhing, versetzte ihn in keine sehr günstige Stimmung. Namentlich trug Ein Umstand dazu bei, ihn das nothwendige und berechnete Zögern Rußlands übel vermerken zu lassen, nämlich die Bereitwilligkeit, welche die übrigen Höfe an den Tag legten, mit denen er sich vermählen konnte.

Das Haus Sachsen verlangte im Grunde nichts Besseres. Der alte König von Sachsen, — dessen Tochter, eine Prinzessin in bereits ein wenig vorgerückten Jahren, aber vollkommen gebildet und sich eines Gesundheitszustandes erfreuend, welcher eine baldige und gesunde Nachkommenschaft hoffen ließ, — der König von Sachsen schien, wenn er die Hand seiner Tochter bewilligte, der Politik nicht gerade ein Opfer zu bringen, sondern dem Zuge seines Herzens zu folgen. Er hatte in der That zu Napoleon eine wahre Zuneigung gefaßt.

Von Seiten Oesterreichs waren die Kundgebungen nicht minder günstig. Indirecte Communicationen waren mit diesem Hofe eingeleitet worden und hatten gelehrt, daß das Verlangen desselben, sich mit Napoleon zu verbinden, sehr lebhaft sei. Der Fürst von Schwarzenberg, von der St. Petersburger Gesandtschaft zu der pariser versetzt, war in Frankreich angelangt und hatte bei seinem Eintreffen den Kummer empfinden müssen, einen besiegten Hof zu repräsentiren, der es eben noch mehr werden sollte, wenn das Bündniß Frankreichs mit Rußland sich noch enger schließen würde. Dieses Bündniß war es, welches die letzte Schilderhebung Oesterreichs zum Scheitern gebracht hatte; die Fortsetzung dieses Bündnisses war es, die Oesterreich in einem Zustande völliger Nullität erhalten und vielleicht einer unbekannten Zukunft zum Opfer bringen mußte. Wenn ein Ehebündniß mit Frankreich Oesterreich auch keine sehr starke Stellung zurückgeben konnte, so mußte es wenigstens doch dem Bündniß Frankreichs mit Rußland ein Ende machen, überdies den Frieden sichern, dessen man so nöthig bedurfte, und die mehr oder minder begründete Besorgniß zerstreuen, welche das Ereigniß von Bayonne den sämmtlichen alten Dynastien eingeflößt hatte. Daher hatten auch alle österreichischen Unterhändler, sowohl die militärischen, wie die vom Civil, in dieser Beziehung Andeutungen gemacht, denen Napoleon keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, weil er damals voll von den Gedanken eines Ehebündnisses mit Rußland war, ohne jene Andeutungen jedoch aus dem Gedächtnisse verloren zu haben. Metternich, der an Stadion's Stelle erster Minister und früher zu Paris mit den Prinzen und Prinzessinnen neuen Ursprungs vertraut geworden war, gegen welche er keines der Vorurtheile der alten Höfe hegte, würde natürlich gewünscht haben, den Antritt seines Ministeriums durch eine Vermählung von so großer politischer Bedeutsamkeit

einzuweihen, und der Fürst von Schwarzenberg, welcher die Gesinnungen des ersten Ministers kannte, wünschte ebenso eifrig wie jener, in der neuen Verbindung, die, so glaubte man, Europa beherrschen sollte, Oesterreich an Rußlands Stelle treten zu sehen. Nach seiner Ankunft in Paris sah er jedoch mit Schmerz, wie man den Fürsten von Kurakin mit Freundlichkeiten und Schmeicheleien als Vertreter des Hofes überhäufte, mit welchem man eine Ehe eingehen wollte, während er seine eigene Stellung, schon mißlich in Folge des letzten Krieges nunmehr in Folge der im Werke stehenden Vermählung noch mißlicher werden sah. Durch den österreichischen Gesandtschaftssecretär, Herrn von Floret, war man von dieser Hinneigung unterrichtet worden, denn dieser hatte darüber mit Herrn von Sémonville gesprochen und Letzterer, der sich so viel wie möglich in alle Dinge mischte, hatte Herrn Maret wiedergesagt, was er von Herrn von Floret erfahren. Außerdem hatte man einen mit dem Fürsten Schwarzenberg genau befreundeten Franzosen zur Vermittlung, den Herrn de Laborde, Sohn des berühmten Banquiers des achtzehnten Jahrhunderts, der sich während der Revolution in Oesterreich niedergelassen hatte und neuerdings nach Frankreich zurückgekehrt war. Herr de Laborde war wieder mit Champagny genau bekannt, der ihn bei dieser Gelegenheit benutzte, um die Stimmung Oesterreichs genau zu erforschen. Der Fürst von Schwarzenberg theilte Laborde seine Besorgnisse, sein Mißvergnügen und seinen Kummer mit, daß er zu Paris eine Mission erfüllen sollte, welche äußerst unangenehm wurde, zumal da die Vermählung mit einer russischen Prinzessin, allem Anscheine nach, gewiß zu sein schien. De Laborde beeilte sich, diese Umstände Herrn von Champagny mitzutheilen, der ihn zu der Andeutung ermächtigte, daß die Wahl des Kaisers Napoleon noch nicht definitiv bestimmt sei, daß Alles, was man im Publikum hierüber spräche, auf gewagten Vermuthungen beruhe und daß es nicht unmöglich sei, daß die Politik des Kaisers sich in Bälde einem österreichischen Bündnisse zuneigen könne. Diese ohne officiellen Charakter, aber mit vieler Geschicklichkeit als Gerüchte aus einer guten Quelle angebrachten Worte wurden vom Fürsten Schwarzenberg überaus beifällig aufgenommen; er beeilte sich auch sogleich nach Wien zu schreiben, um zu hören, ob er das Gesuch um die Hand einer österreichischen Prinzessin annehmen solle, falls ein solches an ihn gestellt würde.

Während dieser Verhandlungen mit dem petersburger Hofe und dieser geheimen Communicationen mit dem österreichischen Hofe hatte sich allgemein in Paris der Glaube an eine russische Heirath befestigt, allein die Wünsche waren sehr zwischen einer russischen und einer österreichischen Prinzessin getheilt. Die Mehrzahl derer, welche Napoleon's Umgebung ausmachten, bildeten sich eine Ansicht je nach ihrer Stellung, ihrer Vergangenheit, ihren Interessen; Einige auch, und zwar in geringer Anzahl, nach ihrem nicht interessirten Scharfblick. Alle die, welche zum alten Regime in irgend einem Bezuge standen, wie z. B. Talleyrand, und welche in einer österreichischen Ehe einen Schritt rückwärts erblickten, stimmten für eine Tochter des Kaisers Franz. Talleyrand hatte indeß eine unwandelbare Zuneigung für Oesterreich gegen die nordischen Mächte, so wie auch Verbindungen mit diesem Hofe, welche Napoleon oft verdächtig erschienen. Maret, den Talleyrand mit außerordentlicher Geringschätzung behandelte, war diesmal gleicher Ansicht mit ihm und Beide schienen sich verständigt zu haben, dieselbe Sprache zu führen. Maret hatte keinen andern Grund, als weil er durch Semonville und Floret der Vermittler der ersten vertraulichen Mittheilungen gewesen war. In der kaiserlichen Familie war die Familie Beauharnois in allen ihren Gliedern für Oesterreich gestimmt und hinsichtlich einer Frage, welche von ihrer Seite keine Ansicht hätte geltend machen sollen, beeilte sie sich, eine solche zu erfassen und mit auffälliger Lebhaftigkeit kundzugeben. Ihr wahrer Beweggrund war der Wunsch eines dauerhaften Friedens in Italien und Baiern, was für den Prinzen Eugen und seinen Schwiegervater von großem Interesse war. Obschon der Prinz Eugen nicht auserkoren war, in Italien als König zu herrschen, falls Napolen einen directen Erben bekam, so war er doch berufen, dieses Königreich in der Eigenschaft als Vicekönig während der Lebenszeit Napoleon's, d. h. zwanzig bis dreißig Jahre hindurch, zu regieren (denn damals setzte man diese Dauer für seine Herrschaft und sein Leben voraus), und er wünschte, daß dieses Königreich nicht, wie im letzten Kriege, das Schicksal haben möchte, die Oesterreicher in Verona zu sehen. Josephine, welche sich für ihren Fall durch das eifrige Bestreben entschädigte, mit welchem sie ihren Kindern zu dienen suchte, hatte in Bezug hierauf der Frau von Metternich, die fortwährend in Paris geblieben war, die indiscretesten Eröffnungen gemacht.

Alles dagegen, was zur Revolution hielt, Alles, was dem alten Regime feindlich gesinnt war, Alles, was eine zu vollständige Rückkehr zur Vergangenheit fürchtete, Alles endlich, was einen militärischen und politischen Scharfblick besaß, wünschte eine Heirath mit Rußland. Die Familie Murat, die namentlich von der Königin von Neapel beherrscht wurde, fürchtete, daß eine österreichische Prinzessin am kaiserlichen Hofe bald einen hochmüthigen Stolz einführen würde, unter welchem alle Prinzen und Prinzessinnen der Familie Bonaparte zu leiden haben würden, die nicht, wie Napoleon, ihren persönlichen Ruhm in die Wagschale legen könnten, um letzterer Gewicht zu verleihen. Der Erzkanzler Cambacérès, der aus Neigung und Umsicht an den Grundlagen der Revolution von 1789 festhielt und stets die ehrgeizigen Ideen Napoleon's, sowie dessen unter seiner Größe verborgenen Schwächen fürchtete, theilte die Abneigung der Bonaparte in Bezug auf eine österreichische Heirath, die eine Art von Bündniß mit dem alten Regime war. Ueberdies ließ ihn seine besonders feine Beurtheilungsgabe über die Stimmung des Landes keinen Vortheil für Napoleon ahnen, wenn sich derselbe in irgend einer Weise Ludwig XVI. ähnlich machte, und

sein politischer Scharfsinn ließ ihn voraussehen, daß diejenige der beiden Mächte, deren Bündniß bei Seite geschoben würde, bald zu einer Feindin werden müßte; käme Oesterreich in den Fall, so war dies weder etwas Neues, noch hatte man Viel davon zu fürchten; ward jedoch Rußland feindselig gemacht, so mußte die Sache bedenklichet werden, denn wenn man auch den Weg nach Wien zweimal gefunden, so hatte man doch den nach Petersburg noch nicht zurückgelegt. Allein es gehörte, sonderbar genug, bereits Muth dazu, um Napoleon zu der russischen Vermählung zu rathen, so sehr lehrte ein geheimer Instinkt Allen, daß die Vermählung mit einer Erzherzogin Diejenige war, die der Eigenliebe eines (nach der Sprachweise Derer, denen er gleich zu werden wünschte) nicht legitimen Kaisers, welcher es aber noch auf andere Weise als durch den Ruhm zu werden wünschte, am meisten schmeicheln müßte.

Inzwischen schwankte Napoleon zwischen diesen entgegengesetzten Ansichten. Man errieth ganz treffend seine geheimen Schwachheiten, wenn man glaubte, daß die Tochter der Cäsaren diejenige wäre, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeicheln würde, weil sie ihn der Stellung eines Bourbon am nächsten brachte. Seine Voraussicht aber, welche durch all' seine Schwächen nicht verdunkelt werden konnte, ließ ihn fühlen, daß, wie tapfer sich auch die österreichischen Armeen im letzten Kriege bewährt hätten, eine Entzweiung mit Rußland weit bedenklichere Folgen haben könnte, als mit Oesterreich entzweit zu bleiben, und daß der Krieg mit dem einen eine gefährlichere Sache als der Krieg mit dem andern wäre. Er wünschte also ein Bündniß mit dem Romanoff, wenn es auch mit seinen aristokratischen Ideen weniger übereinstimmte; aber die Verzögerungen, die man sich in Bezug auf die Beantwortung seiner Anfrage erlaubte, flößten ihm einen kaum zu zügelnden Unmuth ein, der in jedem Augenblicke einen raschen und unvorhergesehenen Entschluß herbeiführen konnte.

In diesem Zustande geistigen Schwankens rief er einen geheimen Rath in die Tuilerien zusammen, um die Ansichten Aller zu vernehmen, denn er wünschte fast, so entschlossen wie er auch sonst gewöhnlich war, in der Meinung der Andern Gründe für seine Entscheidung zu finden.

Der Rath wurde plötzlich an einem Sonntage, dem 21. Januar, nach beendigter Messe zusammenberufen. Man beschied in denselben die Großwürdenträger des Kaiserreichs, unter den Ministern den der auswärtigen Angelegenheiten, während der Staatssecretär Maret, die Functionen eines Conseilssecretärs vertrat, endlich auch die Präsidenten des Senats und des gesetzgebenden Körpers, die Herren Garnier und de Fontanes. Napoleon, der ernst und kalt auf dem kaiserlichen Stuhle saß, hatte zu seiner Rechten den Erzkanzler Cambacérès, den König Murat und den Fürsten Berthier, zu seiner Linken die Herren Talleyrand, Garnier und Fontanes; Maret, welcher den Kreis schloß, nahm seinen Platz am Ende der Tafel, dem Kaiser gegenüber.

— Ich habe Sie versammelt, redete Napoleon sie an, um Ihre Ansicht über das wichtigste Staatsinteresse zu vernehmen, über die Wahl der Gemahlin, die dem Kaiserreiche Erben geben soll. Vernehmen Sie den Bericht des Herrn Champagny; alsdann möge Jeder von Ihnen mir gefälligst seine Meinung mittheilen. — Champagny trug einen beredten und ausführlichen Bericht über die drei Verbindungen vor, um welche es sich handelte, nämlich die Verbindungen mit Rußland, mit Sachsen und mit Oesterreich. Er versicherte, daß alle drei in gleicher Weise möglich wären, da sich die drei Höfe in gleicher Weise wohl geneigt gezeigt hätten (eine etwas übertriebene Behauptung hinsichtlich Rußlands, aber hinreichend wahr, um sie in dieser Versammlung so darstellen zu können). Er verglich hierauf die drei Prinzessinnen hinsichtlich ihrer persönlichen Vorzüge. Die sächsische Prinzessin war ein Muster von Tugenden, etwas vorgerückt an Jahren, aber vollkommen wohlgebaut. Die österreichische Prinzessin war achtzehn Jahre alt, besaß eine treffliche Körperconstitution, eine ihres Ranges würdige Erziehung und war sanft und anziehend in ihrem ganzen Wesen. Die russische Prinzessin war etwas jung, ungefähr funfzehn Jahre alt, auch, — so sagte man — mit den für eine Herrscherin wünschenswerthen Eigenschaften begabt, aber in einem Religionsbekenntnisse erzogen, welches nicht dasjenige Frankreichs war, was mehr als einen Uebelstand herbeiführen mußte, namentlich den einer griechischen Kapelle in den Tuilerien. Rücksichtlich der politischen Vortheile schwankte Champagny nicht. Er erblickte und zeigte deren nur in einer Verbindung mit dem österreichischen Hofe. Ueber diesen Punkt ließ er sich als ehemaliger Gesandter Frankreichs in Wien vernehmen.

Nach Abstattung dieses Berichts trat ein tiefes Schweigen ein, denn Niemand wagte zuerst das Wort zu ergreifen und Jeder wartete, bevor er den Mund öffnete, auf eine Aufforderung des Kaisers. Napoleon schickte sich jetzt an, die Stimmen zu sammeln und begann damit auf der linken Seite, nämlich auf der Seite, auf welcher sich die am wenigsten bedeutsamen Ansichten erwarten ließen, obschon Talleyrand auf dieser Seite saß. Die gewichtigsten Ansichten behielt er sich bis zuletzt vor. Der Erzschatzmeister Lebrun, ein alter Royalist, der auch trotz seiner Ergebenheit für das Kaiserthum am kaiserlichen Hofe seine Grundsätze festgehalten, erwachte aus einer ihm eigenthümlichen Art von Halbschlaf und sprach eine Ansicht aus, die nicht ohne Verstand war. Ich bin für die sächsische Prinzessin, sagte er; diese Prinzessin verwickelt uns nie in der Politik und ist überdies aus gutem Hause. Mehr sagte der Erzschatzmeister nicht. Der Prinz Eugen, der nach dem Fürsten Lebrun sprach, wiederholte in einfachen und bescheidenen Ausdrücken die Gründe, welche die Anhänger der österreichischen Politik geltend machten, und welche mit größerem Nachdruck, obwohl mit einer sentenziösen Kürze, auch durch Talleyrand aufgeführt wurden. Letzterer war, nach dem Erzkanzler, der competenteste Richter in solchen Angelegenheiten. Er äußerte, die Zeit sei gekommen, um die Stabilität des Kaiser-

thums sicher zu stellen; die Bündnisse mit den nordischen Höfen hätten einen Charakter ehrgeiziger und wandelbarer Politik; was man jedoch erreichen wolle, sei ein Bündniß, welches gestatte, mit England zu kämpfen; aus den Bündnissen von 1756 könne man lernen, daß sich nur in der Freundschaft mit Oesterreich die Sicherheit auf dem Continent finden lasse, welche zu einer großen Entfaltung von Seestreitkräften nothwendig sei; übrigens würde der Gemahl einer Erzherzogin von Oesterreich, als Oberhaupt des neuen Kaiserthums, den Bourbonen nichts mehr zu beneiden haben. Der vornehme Diplomat, der mit einer geringfügigen Kürze und Feinheit sprach, drückte sich aus, wie es nur der altfranzösische Adel hätte thun können, wenn er eine Ansicht über die Vermählung Napoleon's hätte kundgeben sollen. Der Senator Garnier erklärte sich für jenen Mittelweg, welcher kein Interesse gefährdete, nämlich für die sächsische Verbindung. Fontanes erhob sich mit einer ganz schöngeistigen Wärme, ja selbst mit einer Art royalistischer Bitterkeit, gegen die nordischen Bündnisse. Er sprach so wie man zu Versailles sprach, als Friedrich der Große und Katharina die Große auf den nordischen Thronen saßen.

Gegen den üblichen Gebrauch durfte Maret, der einfache Secretär, welcher die Meinung der Andern anhören und aufzeichnen sollte, seine eigene Ansicht aussprechen, welche jedoch, so wie er sie kundgab, in den Augen des geheimen Raths keine große Bedeutung hatte. Er war der Vermittler einiger vertrauten Mittheilungen der österreichischen Gesandtschaft gewesen und in Folge dieses zufälligen Umstandes stimmte er für die österreichische Prinzessin. Napoleon ging jetzt auf die rechte Seite über und traf hier auf verschiedene Meinungen. Zwar hörte er hier Champagny wiederholen, was dieser bereits in seinem Berichte gesagt, desgleichen den Fürsten Berthier, der Oesterreich liebte, sich für dasselbe aussprechen und auf diese Weise eine starke Majorität sich für die Erzherzogin erklären. Allein noch waren Murat und der Erzkanzler Cambacérès zu befragen. Murat benahm sich außerordentlich lebhaft und drückte in diesem Rathe der Großen des Kaiserreichs alles Das aus, was in der Armee noch von alten republikanischen Gesinnungen übrig war. Er behauptete, diese Heirath mit einer österreichischen Prinzessin könne nur die unseligen Erinnerungen an Marie Antoinette und Ludwig XVI. wieder aufwecken; diese Erinnerungen wären keineswegs verwischt, keineswegs der Nation angenehm; die kaiserliche Familie hätte Alles dem Ruhme und der Macht ihres Oberhauptes zu verdanken; sie brauche nichts von fremden Bündnissen zu entlehnen; eine Versöhnung mit dem alten Regime würde eine unzählige Menge Herzen, die dem Kaiserthum anhingen, entfremden, ohne deshalb die Herzen des französischen Adels zu gewinnen. Mit dem Ausdrucke der größten Ergebenheit ereiferte er sich sogar gegen die Anhänger der Familienverbindung mit Oesterreich, wobei er die Behauptung aufstellte, daß eine solche Verbindung nicht durch die ergebenen Freunde des Kaisers eingegeben sein könne. Man glaubte hinter ihm die Bonaparte zu hören, die ihn gegen die Beauharnois aufhetzten und Herrn Fouché, der ihn gegen Talleyrand aufreizte. Auf den warmen Eifer des Königs von Neapel folgte die kalte Bedachtsamkeit des Erzkanzlers Cambacérès, der sich in einer einfachen, klaren, gemäßigten, aber entschiedenen Sprache äußerte. Er sagte, das erste Interesse, welches zu Rathe zu ziehen sei, wäre das, dem Kaiserthum Erben zu verschaffen, und man müsse wissen, ob die russische Prinzessin fähig wäre, solche zu geben; wäre dies der Fall, so sei nicht weiter zu zögern; was die Religion anlange, so würde man, wenn man sich darum bemühte, sicherlich die Verzichtung des russischen Hofes auf Forderungen erlangen, welche die Gemüther in Frankreich verletzen könnten; in Betreff der Politik könne kein Bedenken obwalten; Oesterreich, in diesem Jahrhunderte plötzlich der Niederlande, Schwabens, Italiens, Illyriens und endlich auch der deutschen Kaiserkrone beraubt, würde ein ewig unversöhnlicher Feind sein; überdies machten es seine natürlichen Neigungen unvereinbar mit einer Monarchie neuen Ursprungs; Rußland dagegen hätte in dieser Beziehung weniger Vorurtheile, als irgend ein anderer Hof (dies hatte damals seine Richtigkeit); in seinem Ländergebiete, in seiner Abgelegenheit besäße es Gründe aller Art um Frankreichs Bundesgenosse, dagegen aber keinen Grund, sein Feind zu sein; zurückgestoßen könne es nicht ermangeln, feindselig zu werden: der Krieg mit ihm würde unendlich mehr Bedenken aufweisen, als mit Oesterreich und durch die Vernachlässigung Rußlands würde man ein mögliches und leichtes Bündniß für ein unmögliches und trügerisches aufgeben. Er schloß also mit ausdrücklichen Worten zu Gunsten einer Verbindung mit der russischen Prinzessin.

Diese beiden Ansichten, namentlich die letztere, die von dem ernstesten Mann seiner Zeit ausging, hatten gegen die zu Gunsten des österreichischen Bündnisses ausgesprochenen Meinungen ein starkes Gegengewicht abgegeben; da es jedoch mehr eine Befragung, als eine Berathschlagung war, welche Napoleon hervorgerufen hatte, so war dabei kein definitiver Beschluß zu fassen. Nachdem die Meinungen eines Jeden kundgegeben worden, war Alles beendigt. Napoleon, der ruhig und unerforschlich geblieben, ohne daß man in seinem Gesicht lesen konnte, nach welcher Seite er sich hinneigte, dankte den Mitgliedern seines Rathes für ihre vortrefflichen Ansichten. — Ich werde — sagte er — Ihre Gründe in meinem Geiste erwägen. Ich bleibe überzeugt, daß, wie verschieden auch Ihre Anschauungsweise sein mag, die Meinung eines Jeden unter Ihnen doch durch einen erleuchteten Eifer für die Interessen des Staates und durch eine treue Zuneigung für meine Person bestimmt worden ist. —

Der Rath wurde unmittelbar darauf entlassen, und trotz der Discretion, welche Napoleon um sich her zur Pflicht machte, ohne dieselbe jederzeit selbst zu beobachten, fand im Palaste doch ein großes Lautwerden aller geäußerten Meinungen statt. Die Familie Murat glaubte sogar einen Augenblick, daß die

Sache des russischen Bündnisses gewonnen wäre, und äußerte es gegen den Erzkanzler Cambacérès unter großen Freudenbezeigungen. Allein die Ereignisse sollten die Frage weit mehr als die persönliche Ansicht Napoleon's entscheiden (93).

Man erwartete mit Ungeduld einen Courier aus Rußland, als er endlich am 6. Februar mit Depeschen Caulaincourt's eintraf, welche die Ungewißheit, in welcher man seit länger als anderthalb Monaten schwebte, nur verlängern konnten. Am 16. Januar war die letzte Frist von zehn Tagen abgelaufen, welche Kaiser Alexander von Caulaincourt verlangt hatte. Am 21. hatte er noch keine Antwort gegeben. Augenscheinlich wollte er Zeit gewinnen und die Ratification des auf Polen bezüglichen Vertrags erhalten, bevor er sich unwiderruflich verpflichtete, in die Vermählung seiner Schwester einzuwilligen. Er hatte gegen Caulaincourt wiederholt geäußert, daß die Kaiserin Mutter ihre Zustimmung nicht mehr verweigere, daß desgleichen die Großfürstin Katharina die ihrige ertheile, und daß die Sachen endlich nach Napoleon's Wunsche gehen würden, er aber noch etwas Zeit nöthig hätte, bevor er seine definitive Antwort geben könne. Ein noch bedenklicherer Umstand war die Gesundheit der jungen Prinzessin, welche nicht gänzlich der Ungeduld entsprach, mit welcher man dem Kaiserreiche einen Erben verschaffen wollte; desgleichen die Forderung der Kaiserin Mutter, welche unbedingt eine Kapelle mit griechischen Priestern in den Tuilerien haben wollte. Uebrigens fügte Caulaincourt hinzu, daß er nächstens eine formelle Erklärung erwarte und nicht zweifle, daß sie günstig lauten würde. Der stürmische Charakter Napoleon's konnte sich nicht in einen solchen Zustand der Ungewißheit fügen. Mochte man nun zögern, weil man abgeneigt war, eine Verbindung mit ihm einzugehen, oder mochte man Zeit zu gewinnen suchen, um ihm einen Vertrag zu entreißen, der in der Gegenwart unangenehm und hinsichtlich der Zukunft unklug war, in jedem Falle war er empört über diese Zögerungen und diese Berechnungen. Außerdem war es ihm im höchsten Grade unangenehm, noch länger der Gegenstand aller Gespräche zu bleiben, den reichen Erben gleich, denen jeder nach seinem Belieben eine Gemahlin geben will. Er überließ sich daher einer jener Aufregungen, die er nicht zu beherrschen vermochte und welche zuletzt sein Schicksal entschieden haben; er beschloß mit Rußland zu brechen und das Zögern dieses Hofes für eine Weigerung anzunehmen, die ihn demselben gegenüber jeder Verpflichtung entbände. Uebrigens war er nicht unempfindlich gegen die Gründe geblieben, die man zu Gunsten Oesterreichs und gegen Rußland geltend machte; ebensowenig gegen den Nachtheil, eine Gemahlin zu besitzen, die ihn vielleicht zwei oder drei Jahre auf Kinder warten lassen würde, und die überdies den Ceremonien des Nationalcultus nicht beiwohnte und ihre eigenen Priester hätte; dies war zwar ein Nebenumstand, aber doch verdrießlich bei einer Nation, wie die französische, welche, ohne gerade bigott zu sein, gleichwohl all die Empfindlichkeit einer äußersten Frömmigkeit besitzt. Endlich hegte er noch vor der österreichischen Armee seit dem letzten Feldzuge aufs Neue Achtung und betrachtete es als eine ebenso ernste Angelegenheit, mit ihr zu thun zu haben, als mit der russischen Armee. Während diese Gründe zusammengenommen und von dem stärksten unter allen, dem verletzten Stolze, unterstützt auf ihn einwirkten, entschloß er sich auf der Stelle und mit einer unglaublichen Raschheit, die der unterscheidende Zug seines Charakters war. Nachdem er die Depeschen Caulaincourt's gelesen, ließ er Champagny rufen und befahl ihm, nach Petersburg zu schreiben und am Tage des Empfanges Herrn von Kurakin zu erklären, daß die Langsamkeit, mit welcher man sich zu einer Antwort entschlösse, ihn zwar nicht von einer Verpflichtung (denn eine solche hatte zu Erfurt nicht stattgefunden), wohl aber von der Bevorzugung entbände, die er der Schwester eines ihm befreundeten und verbündeten Monarchen gegenüber schuldig zu sein geglaubt hätte; ein längeres Harren wäre bei dem Zustande der Spannung, in welcher sich die Gemüther in Frankreich befänden, unmöglich; außerdem entsprächen die Nachrichten, die man ihm über den Gesundheitszustand der jungen Prinzessin mitgetheilt habe, keineswegs dem Beweggrunde, der ihn zur Auflösung seiner früheren Ehe und zur Schließung einer neuen bestimmt hätte; aus diesen Gründen entschiede er sich für die österreichische Prinzessin, deren Familie, ohne irgend ein Bedenken zu tragen, sich vielmehr selbst mit einer Bereitwilligkeit darböte, welche ihn gerührt habe.

Was den auf Polen bezüglichen Vertrag betraf, so sprach er sich in einer noch lebhafteren Weise aus, welche zugleich noch deutlicher verrieth, bis zu welchem Grade das Verlangen, sich den Anforderungen zu entziehen, denen man ihn unterwerfen wollte, auf die getroffene Wahl eingewirkt hatte. — Die unbedingte und allgemeine Verpflichtung zu übernehmen, sagte er, daß das Königreich Polen niemals wieder hergestellt werden solle, würde von meiner Seite ein unkluger und unwürdiger Schritt sein. Falls die Polen eine günstige Gelegenheit benutzten, sich aus eigenem Antriebe erhöben und Rußland in Schach hielten, sollte ich alsdann meine Streitkräfte verwenden, um sie zu unterwerfen? Fänden sie Bundesgenossen, sollte ich alsdann meine Streitkräfte verwenden, um diese Bundesgenossen zu bekämpfen? Das hieße von mir eine unmögliche, entehrende und überdies nicht von meinem Willen abhängige Sache verlangen. Ich kann sagen, daß keine weder directe noch indirecte Unterstützung durch mich geleistet werden soll, um Polen wiederherzustellen; darüber hinaus kann ich jedoch nicht gehen. Was die Unterdrückung der Wörter „Polen" und „Pole" betrifft, so ist dies eine Barbarei, die ich nicht zu begehen verstehe. Ich kann wohl in diplomatischen Urkunden die Anwendung dieser Worte vermeiden, aber es hängt nicht von mir ab, sie aus der Sprache der Völker auszutilgen. Was die Aufhebung der alten polnischen Ritterorden betrifft, so kann man darein nur nach dem Tode der gegenwärtigen Mitglieder willigen und indem man aufhört, neue Decorationen zu verleihen. Was end-

lich die künftigen Vergrößerungen des Großherzogthums Warschau anlangt, so kann man diese nur nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit und unter der Bedingung untersagen, daß sich Rußland verpflichtet, mit seinen Staaten niemals einen Theil der alten polnischen Provinzen zu vereinigen. Auf diesen Grundlagen, setzte Napoleon hinzu, kann ich in einen Vertrag willigen, andere kann ich aber nicht zugestehen. — Er ließ daher einen neuen Entwurf, welcher den eben mitgetheilten Bemerkungen entsprach, abfassen und befahl Herrn von Champagny, denselben auf der Stelle abzusenden. — Alles dies mußte augenscheinlich früher oder später das Ende des Bündnisses und der Ursprung eines verhängnißvollen Zerwürfnisses sein.

Napoleon blieb nicht dabei stehen, mit einer der beiden Mächte, zwischen denen er geschwankt hatte, zu brechen, er wollte vielmehr am selbigen Tage mit der andern abschließen. Man hatte nicht aufgehört, durch de Laborde geheime Communicationen mit Schwarzenberg zu unterhalten. Auch hatte man in Erfahrung gebracht, daß sein Hof, in Erwiederung seiner Fragen, ihn nicht nur ermächtigt hatte, jeden Eheantrag zu genehmigen, sondern auch Alles zu thun, was er, ohne die Würde des Kaisers Franz zu compromittiren, vermöchte, um die Wahl Napoleon's zu Gunsten einer Erzherzogin zu bestimmen. Man ließ ihn noch an dem selbigen Abend des 6. Februar befragen, ob er bereit wäre, einen Ehevertrag zu unterzeichnen. Auf seine bejahende Antwort wurden die Artikel entworfen und eine Besprechung in den Tuilerien für den nächsten Morgen, den 7., festgestellt. Napoleon, der fortwährend Alles mit großer Hast betrieb, berief aufs Neue einen Rath der Großwürdenträger nach den Tuilerien, unterwarf ihnen definitiv die Frage, jedoch nur der Form wegen, da sein Entschluß bereits gefaßt war, und traf alle Anstalten, um am nächsten Tage sein Loos entschieden mit dem der Erzherzogin von Oesterreich zu verknüpfen.

Am nächsten Tage wurde in der That sein Wille ohne Verzug ins Werk gesetzt. Aus den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten hatte er den Ehecontract Marie Antoinette's hervorsuchen lassen, den er in der Redaction des seinigen genau wiedergeben ließ, einige Unterschiede des Ausdrucks abgerechnet, die ihm die Zeit und seine Würde zu erheischen schienen. So wollte er z. B. keine Erwähnung einer Ausstattung, keine Vorkehrung, um deren Uebergabe zu sichern; er wollte vielmehr, daß Alles mit dem Gepräge seiner Größe bezeichnet wäre. Sein Freund Berthier, der Ausleger seines Willens im Kriege, — so bestimmte er — sollte um die Prinzessin für ihn in Wien anhalten und ihn dort auf die glänzendste Weise repräsentiren. Da man nach monarchischem Gebrauche, wenn der sich vermählende Fürst nicht in Person der Trauung beiwohnt, einen Bevollmächtigten annimmt und dieser Bevollmächtigte selbst von fürstlichem Geblüte sein muß, so erwählte Napoleon seinen ruhmwürdigen Gegner, den Erzherzog Karl, um ihn bei der Vermählung zu vertreten und sich an seiner Stelle mit der Erzherzogin Marie Louise trauen zu lassen. Man ließ nachforschen, welches Verfahren bei den Vermählungen Ludwig's XIV., Ludwig XV., des großen Dauphin, Vaters Ludwig's XVI. und endlich Ludwig's XVI. selbst beobachtet worden wäre. Diese letzte Vermählung wählte man namentlich zum Muster, nach dem man sich richten wollte, obschon das schreckliche Ende Ludwig's XVI. und seiner unglücklichen Gemahlin von düsterer Vorbedeutung war. Man sah jedoch darin, je trüber dieselbe war, um so mehr einen Gegensatz zu Gunsten der Gegenwart. Napoleon sollte den Ruhm haben, nicht allein das Königthum aus dem Märtyrerthum zur glänzendsten Größe zurückgeführt, sondern dasselbe auch bis zum Systeme seiner Bündnisse wiederhergestellt zu haben. Man sollte seinen Ruhm, seine Dienste nach dem Unterschiede ermessen, der zwischen dem Schaffot, welches Marie Antoinette bestiegen, und dem strahlendsten Throne waltete, den Marie Louise besteigen sollte! Man befragte die ältesten Herren des ehemaligen Hofes, namentlich Herrn de Dreux-Brézé, den früheren Ceremonienmeister unter dem bourbonischen Königthume, um zu erfahren, wie man es bei der Vermählung Marie Antoinette's in allen Dingen gehalten hätte, und um Alles genau nachzuahmen, abgesehen nur von einem Unterschiede, nämlich von der Pracht. Man ließ der Form wegen die kleinliche Erwähnung eines Witthums von einigen Hundert tausend Franken zu Gunsten der künftigen Kaiserin, für den Fall ihres Wittwenstandes, stehen und Napoleon setzte ihr ein Witthum von vier Millionen aus. Man ließ Schmucksachen der allerreichsten Art besorgen. Napoleon war so ungeduldig, daß er den Gang der Couriere berechnen ließ, damit Berthier, sobald die Einwilligung durch den Telegraphen nach Paris gelangt wäre, am nämlichen Tage abreisen, bei seiner Ankunft in Wien um die Prinzessin anhalten, am nächsten Tage die Vermählung feiern und die neue Gemahlin auf der Stelle nach Paris führen könnte, wo alsdann die Vermählung gegen Mitte März stattfinden sollte. Der Fürst von Schwarzenberg willigte in Alles, was man begehrte und sendete, sowie er aus den Tuilerien kam, einen Courier ab, nachdem er es über sich genommen, für die Erzherzogin Marie Louise eine buchstäbliche Copie des Ehevertrags Marie Antoinette's zu unterzeichnen.

Der von Paris am 7. Februar abgesendete Courier kam am 14. zu Wien an und gab hier Veranlassung zur lebhaftesten Freude. Die in der Person der Stadion besiegte und durch das Resultat des letzten Feldzugs beschämte Kriegspartei war der Friedenspartei gewichen, an deren Spitze sich Herr von Metternich befand. Die Idee, für die Zukunft die Ruhe, die Sicherheit und eine Wiederherstellung des Einflusses in dem Bündnisse mit Frankreich zu suchen, was die Auflösung des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland herbeiführen mußte, diese Idee beherrschte Wien, beherrschte den Hof und die Stadt. Man konnte also ein Resultat, welches man sehnlichst gewünscht hatte, nur günstig aufnehmen. Metternich fand den Kaiser Franz als Souverän wie als Vater dem Vermählungsplane vollkommen

geneigt. Als Souverän erblickte er darin eine glückliche Combination für seine Politik, denn die Krone des Hauses Habsburg war garantirt und das Bündniß zwischen Rußland und Frankreich vernichtet. Als Vater sah er für seine Tochter das schönste Loos, welches sich nur denken ließ, voraus, und er durfte selbst hoffen das größte Glück zu finden, denn Napoleon galt für gefällig und gutmüthig in seinem Privatumgange, abgesehen von Allem, was ihn in den Augen einer jungen Prinzessin als liebenswürdig erscheinen ließ. Ueberdies konnte Metternich, der in Paris im Schooße der kaiserlichen Familie gelebt hatte, in diesen letzten Beziehungen dem Kaiser Franz die größte Beruhigung ertheilen. Da dieser Monarch indessen seine Tochter sehr liebte und sie in keiner Weise zwingen wollte, so gab er Metternich den Auftrag, selbst mit ihr über diesen Gegenstand zu sprechen. Dieser Minister begab sich also zur Erzherzogin Marie Louise, um ihr das Loos mitzutheilen, das ihrer harrte, wenn sie es anders annehmen wolle. Die junge Prinzessin war, wie erwähnt, achtzehn Jahre alt, von schöner Figur, ausgezeichneter Gesundheit, deutscher Frische, sorgfältiger Erziehung, besaß einigen Geist und einen sanften Charakter und die bei einer Mutter wünschenswerthen Eigenschaften. Sie war überrascht und erfreut und durchaus nicht darüber in Furcht, in dieses Frankreich zu kommen, wo kaum noch das Revolutionsungeheuer die Könige verschlang und wo ein Eroberer, der jetzt das Ungeheuer der Revolution beherrschte, seinerseits die Könige zittern machte. Mit schicklicher Würde, aber mit merklicher Freude vernahm sie die Kunde von dem glänzenden Loose, das ihr geboten wurde. Sie willigte ein, die Gemahlin Napoleon's, die Mutter des Erben des größten Kaiserreichs auf der Welt zu werden.

Nach ertheilter Einwilligung beeilte man sich, zu Wien alle Anstalten zu treffen, um Napoleon's Ungeduld zu befriedigen. Man genehmigte den zu Paris am 7. Februar durch den Fürsten von Schwarzenberg unterzeichneten Ehevertrag, unter der Bedingung größerer Ausführlichkeit und der Beifügung verschiedener, im Hause Habsburg üblicher Stipulationen. Man ging auf Napoleon's Idee ein, durchgehends die bei der Vermählung Marie Antoinette's beobachteten Formen, nur, wie gesagt, unter Entfaltung weit größerer Pracht, nachzuahmen. Der wiener Hof überließ sich ebenso wie der pariser Hof der Freude über diese Neuigkeit, so wie der stets etwas kindischen und stets unwillkürlichen Freude über die festlichen Anstalten. Bei solchen Gelegenheiten läßt man sich gehen, man zeigt sich zutraulich, man freut sich, ohne recht gewiß zu sein, ob Grund dazu vorhanden, den Kindern gleich, einzig und allein angeregt durch das physische Bedürfniß der Bewegung und des Vergnügens. Während man ganz in Napoleon's Ansichten einging und, um sich ihm gefällig zu beweisen, Alles zu beschleunigen beschloß, vermochte man doch nicht Alles so schnell zu betreiben, wie er es wünschte, weil man sonst eine Menge sehr imposanter Ceremonien hätte unterlassen müssen und die Vernachlässigung derselben keineswegs in seiner Absicht lag. Der Erzherzog Karl ward als bevollmächtigter Procurator Napoleon's angenommen, um der Prinzessin angetraut zu werden, und Berthier als sein außerordentlicher Gesandter, der um sie anhalten sollte. Die Vermählung wurde auf die ersten Tage des März festgestellt.

Die Nachricht auf die willkommene Aufnahme seiner Anträge erfüllte Napoleon und seinen Hof mit Freude. Er überließ sich mit seiner ganzen Umgebung dem Vergnügen der Festlichkeiten, der Vorbereitungen, der Einzelheiten der Etiquette. Bald nahm auch das Publikum Antheil und überließ sich denselben Gefühlen. Die durch den letzten Krieg aufgestiegenen Wolken schienen sich wie durch Zauber zu zertheilen. Man kehrte zur Hoffnung, zum Enthusiasmus zurück. Selbst der im Faubourg Saint-Germain mit Schmähen beschäftigte alte Adel setzte sich in Bewegung und ein neuer Theil desselben schien bereit, sich loszutrennen und sich dem Gemahl einer Erzherzogin von Oesterreich zu ergeben. Es gab neue Motive zum Anschluß, denn man konnte wohl dem dienen, den die größte Herrscherfamilie der Welt zum Schwiegersohn anzunehmen bereit war. Dieser Eifer war so groß, daß er eine Gefahr hervorrief, die nämlich, die neuen Größen zu verdunkeln, welche durch die Revolution und das Kaiserthum ins Leben getreten waren. Napoleon bewies seinen vollkommenen Tact in der Zusammensetzung des Hauses der jungen Kaiserin, indem er zu ihrer ersten Ehrendame die Herzogin von Montebello, Wittwe des bei Eßlingen durch eine österreichische Kugel gefallenen Marschalls Lannes, wählte! Jedermann mußte diesen Act der Dankbarkeit billigen und die erwählte Person verdiente die ihr bestimmte Rolle durch ihr Verhalten und durch ihr nicht ererbtes, sondern persönliches Verdienst. Glänzende Anstalten wurden getroffen und Berthier richtete seine Abreise so ein, daß er in den ersten Tagen des März in Wien anlangen konnte. Die Königin von Neapel verließ ihrerseits Paris mit einem glänzenden Hofe, um in Braunau die junge Kaiserin an den Grenzen des Rheinbundes zu empfangen.

Am 4. März 1810 angelangt, hielt Berthier am nächsten, den 5., seinen feierlichen Einzug in Wien unter einem unerhörten Zudrang von Vornehmen und Geringen. Der ganze Hof war ihm mit den Equipagen der Krone, die ihn nach den Palast führen sollten, entgegengezogen. In einem Uebermaß von Freude wollte das wiener Volk seine Pferde abspannen und ihn selbst ziehen, und es kostete viele Mühe, um diese tumultuarische Kundgebung zu verhindern.

Der 6. und 7. verstrichen unter Festlichkeiten. Am 8. hielt Berthier, den Gebräuchen des österreichischen Hofes gemäß und in Uebereinstimmung mit dem, was bei der Vermählung Marie Antoinette's beobachtet worden, in feierlicher Weise um die Hand der Erzherzogin Marie Louise an, worauf die in den pomphaftesten Formen ertheilte Genehmigung erfolgte. Die folgenden Tage waren neuen Formalitäten und

neuen Festlichkeiten gewidmet. Am 11. fand unter dem größten Zudrang der Bevölkerung die Vermählung mit einem Schaugepränge statt, welches Alles übertraf, was bis dahin gesehen worden war, zugleich aber auch mit einer Freude begleitet wurde, welcher keine Art von volksthümlicher Freude nachstand. Die Erzherzogin, dem Erzherzog Karl angetraut, wurde von diesem Augenblick an als Kaiserin der Franzosen behandelt und erhielt durch ein Uebermaß von Zuvorkommenheit Seitens des Kaisers Franz und der Kaiserin, seiner zweiten Gemahlin, sogar den Vortritt vor ihrer ganzen Familie.

Der 13. war der für die Abreise der Kaiserin der Franzosen bestimmte Tag. Das Volk von Wien begleitete sie mit seinem Zujauchzen, mit einem Gefühle der Rührung, ja im letzten Augenblicke selbst mit einem Gefühle der Besorgniß; denn beim Scheiden erwachte unwillkürlich die Erinnerung an die Vergangenheit, die Erinnerung an die unglückliche Marie Antoinette. Der ganze Hof gab der neuen Kaiserin Marie Louise das Geleit.

Der Kaiser Franz, welcher seine Tochter liebte, wollte sie noch einmal in seine Arme schließen und war heimlich nach Linz gereist, um sie hier zu überraschen und ihr ein letztes Lebewohl zu sagen.

Am 16. März war sie in Braunau. Hier waren alle Anstalten getroffen worden, wie bei der Vermählung von 1770, die der Gegenstand fortwährender Nachahmung war. Drei miteinander verbundene Pavillons, wovon der erstere als österreichisch, der zweite als neutral, der dritte als französisch galt, waren zum Empfang der jungen Kaiserin aufgebaut worden. Sie wurde durch das Haus ihres Vaters aus dem österreichischen in den neutralen Pavillon geführt und dem Fürsten Berthier, dem Vertreter des Kaisers, nebst der Ausstattung, dem Schmuck und dem Ehevertrag anvertraut, und hierauf in den französischen Pavillon geführt, wo die Königin von Neapel, Napoleon's Schwester, sie empfing und in die Arme schloß. Von Braunau geleitete man sie nach München, von München nach Straßburg, und allenthalben umrauschte sie der Zuruf der deutschen wie der französischen Bevölkerungen, vor denen dieses sonderbare Schauspiel stattfand, daß die Tochter der Cäsaren hinzog, sich dem glücklichen Soldaten, dem Besieger der Revolution und Europas zu vermählen. Auf das Fieber des Kriegs war ein Fieber der Freude und der Hoffnung gefolgt.

Am 23. März zog die Kaiserin Marie Louise in Straßburg ein, von dem nämlichen Enthusiasmus des Volkes empfangen. Sie reiste über Luneville, Nancy und Vitry. Zu Compiegne war es, wo sie Napoleon zum ersten Male, von seinem ganzen Hofe umgeben, erblicken sollte. Um ihr jedoch das Lästige einer offiziellen Zusammenkunft zu ersparen, reiste Napoleon mit Murat von Compiègne ab, um sie unterwegs zu überraschen. Er warf sich in ihre Arme und schien zufrieden über den Grad von Schönheit und Geist, den er auf den ersten Blick bei ihr wahrzunehmen glaubte. Eine wohlgebaute, gesunde, einfache, erforderlich gebildete Frau war Alles, was er wünschte. Er schien vollkommen glücklich, als er mit ihr am Abend des 27. März in das Schloß von Compiègne einzog.

Sie blieben hier bis zum 30. An diesem Tage reiste er mit der neuen Kaiserin nach Saint-Cloud ab, wo die Civilvermählung gefeiert werden sollte. Die Ceremonien, welche zu Wien stattgefunden hatten, genügten nach dem Gebrauche der alten Höfe, um die Heirath vollständig und unwiderruflich zu machen. Ihre Wiederholung zu Paris war nur noch eine Form, eine Feierlichkeit, die man der Nation schuldig war, unter welcher die neue Herrscherin regieren sollte.

Am 1. April fand im Beisein des ganzen kaiserlichen Hofes und in der großen Galerie von Saint-Cloud die Wiederholung der Civilvermählung zwischen Napoleon und Marie Louise durch den Erzkanzler Cambacérès statt. Am 2. April sollte für die pariser Bevölkerung die Wiederholung der kirchlichen Vermählung in den Tuilerien stattfinden.

Am 2. hielt Napoleon in der That, unter Vorgang seiner Garde, umgeben von seinen Marschällen zu Pferde, gefolgt von seiner Familie und seinem Hofe in hundert prachtvollen Wagen seinen Einzug in Paris durch den Triumphbogen de l'Etoile. Dieses Monument, von welchem man damals kaum den Grund gelegt hatte, war fast ganz so modellirt worden, wie es jetzt dasteht. Napoleon zog unter seiner Wölbung ein im Wagen der Krönung, einem Scheibenwagen, in welchem man ihn an der Seite der neuen Kaiserin sitzen sehen konnte. Er fuhr durch die elysäischen Felder zwischen einer doppelten Reihe prachtvoller Decorationen und mitten durch eine zahllose Volksmenge.

Durch den Garten hielt er seinen Einzug in den Palast der Tuilerien. Zur Errichtung des Vermählungsaltars hatte man den großen Saal gewählt, wo sich gegenwärtig die schönsten Werke der Kunst vereinigt finden, und zu dem man durch jene Gemäldegalerie gelangt, welche die längste, die reichste der Welt ist und die Tuilerien mit dem Louvre verbindet. Die gesammte reiche Bevölkerung von Paris hatte in der glänzendsten Toilette auf zwei Reihen von Sitzen in der Ausdehnung dieser Galerie Platz gefunden. Napoleon, an seiner Hand die Kaiserin und hinter sich seine ganze Familie, durchschritt diese Galerie zu Fuße und empfing in dem großen Saale, wo eine von Gold und in einem Lichtmeer strahlende Kapelle errichtet war, die kirchliche Einsegnung. Enthusiastischer Zuruf bildete den Schluß der Ceremonie. Am Abend fand ein Hochzeitsbankett im großen Theater der Tuilerien statt. Die folgenden Tage wurden zu geschmackvollen und prächtigen Festlichkeiten verwendet. Alle Klassen der Bevölkerung nahmen Theil an dieser Freude, welche auf die düstern Eindrücke folgte, die der letzte Krieg hervorgerufen hatte. Als man Napoleon von Neuem allgewaltig und glücklich sah, vergaß man, daß er es einen Augenblick beinahe nicht gewesen wäre. Jetzt glaubte man, daß das Loos des so glücklich Vermählten auf die Dauer begründet sei. Vorübergehende

Ahnungen verbannte man weit aus seinen Gedanken, gleich einem unheimlichen Traume, der nicht ins Reich der Wirklichkeit gehört. Man begann wieder an die unbegrenzte und ewige Größe des Kaiserthums zu glauben, wie wenn man nie daran gezweifelt hätte. In der That der Sieg bei Wagram — kam er auch denen bei Austerlitz, Jena und Friedland hinsichtlich der Größe der Trophäen nicht gleich, obschon er sie hinsichtlich des Genies erreichte — der Sieg bei Wagram, vervollständigt durch die Vermählung mit Marie Louise, hob Napoleon wieder auf die höchste Stufe der Macht, und wenn sich die Vorsicht dazu gesellte, nach und nach den großen Fehler des spanischen Krieges wieder gutzumachen, so konnten sich die durch jene Vermählung erweckten neuen Illusionen verwirklichen. Um aber solches eintreten zu sehen, hätte man etwas verändern müssen, was schwerer zu verändern ist als das Schicksal, man hätte nämlich den Charakter eines Mannes verändern müssen — und dieser Mann war Napoleon!

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Atlas zu Thiers' Consulat u. Kaiserreich.

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig.

Lith. Anst. v. H. Delius.

Ahnungen verbannte man weit aus seinen Gedanken, gleich einem unheimlichen Traume, der nicht ins Reich der Wirklichkeit gehört. Man begann wieder an die unbegrenzte und ewige Größe des Kaiserthums zu glauben, wie wenn man nie daran gezweifelt hätte. In der That der Sieg bei Wagram — kam er auch denen bei Austerlitz, Jena und Friedland hinsichtlich der Größe der Trophäen nicht gleich, obschon er sie hinsichtlich des Genies erreichte — der Sieg bei Wagram, vervollständigt durch die Vermählung mit Marie Louise, hob Napoleon wieder auf die höchste Stufe der Macht, und wenn sich die Vorsicht dazu gesellte, nach und nach den großen Fehler des spanischen Krieges wieder gutzumachen, so konnten sich die durch jene Vermählung erweckten neuen Illusionen verwirklichen. Um aber solches eintreten zu sehen, hätte man etwas verändern müssen, was schwerer zu verändern ist als das Schicksal, man hätte nämlich den Charakter eines Mannes verändern müssen — und dieser Mann war Napoleon!

Staatl. Bibliothek Regensburg

Atlas zu Thiers' Consulat u. Kaiserreich.

Lith. Anst. v. H. Delius.

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Westlich v. Paris

CUBA

I. Tortue

Pt de Jean Rabel

Port de Paix

S. Nicolas

Cap Foux

Pt Gayas

Nord Département

Gros Morne

Plaisance

Marmelade

Gonaïves

B. des Gonaïves

St Michel

R. de la Port od. Bourkha

St Marc

Artibonite

Verrettes

Canal St. Marc

I. Gonave

Canal de la Gonave

Cap Dame Marie

Pt de la Seringue

Jeremie

I. Cayemite

Spitze du Marsouin

Cap Tiburon

Tiburon

les Cayes

Pt Gravois

I. la Vache

Pt Abacou

Baie de la Hotte

Baie de la Selle

Sud Département

C. Rosen

C. Jacmel

Jacmel

B. von Manceville

Cap (Haiti)

Port Dauphin

Marmelade

Plaisance

Gonaïves

St Raphael

Bernardon

Hinche

Mirebalais

Lascahas

West Département

Croix des Bouquets

Pt d'Jacmel

Port au Prince

Etang saumâtre

Etang salé

Neyba

Thalebene von Neyba

Bahoruco Gebirge

Agujero Chico

Cap Falso

C. Mongou

C. u. Beate

I.

Cap Isabelle

Monte Christ

Yaqui

Santiago

Vega Real

Yuna

Bernardon

Cotuy

Pt de Macaris

Vieux Cap Français

C. de la Roca

Schottische Bai

C. Cabron

Samana

C. Samana

B. v. Samana

C. Raphael

Savanna de la Mar

Macao

Cap Engaño

Higuey

Pt Espada

L. St Catherine

L. Saona

St Domingo

Llanos

Pt Caucedo

Azua

Bani

Pt de Nizao

Pt Catalina

Pt de Salines

B. v. Neyba

Pt Avarena

Ostgrenze

Ostgrenze

INSEL
St. DOMINGO.

Deutsche Meilen. (15 f. Aequatorgrad.)

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig.

Lith. Anst. v. H. Delius.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

PLAN des SCHLACHTFELDES von EYLAU

Althof
Schmoditten
Sollsen
Kutschitten
Lampasch
Eller Mühle
Zgl.
Beidlen Fl.
Str. v. Donnau u. Preedtland
Dyklappen
Schloditten
Str. v. Königsberg
Walk M.
Tasmar Fl.
Strobehnen
Str. v. Heiligenbeil
Storchnest
Forst Amt Vorstadt
Amt
Mhl.
EYLAU
Kirchhof
Kl. Sausgarten
Melchthalsberg
Rohr M.
Rohrkrug
Beckarten
Serpallen
Tenknitten
Landsberg
Str.
Zgl.
Rothenen
Str. v. Bartenstein
Adelich Modwitten
Schewecken
Grünhofchen
Granzberg
Str. v. Mehlsack
Zehsen

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig

Lith. Anst. v. H. Delius

1/2 deutsch Meile (15 = 1 Aequatorgrad).
2000 Schritte

Staatl. Bibliothek
Regensburg

PLAN des SCHLACHTFELDES von FRIEDLAND

Dietrichswalde

Plackheim

Bamblen

Allo

Str. v. Wehlau

Schwönau

Karschau

Plaustendorf

Fahnenkrug

Str. v. Königsberg

Lisettenfeld

Str. v. Königsberg

Heinrichsdorf

Dommauer Wald

Zipl

Kuckehnen

Kloschenen

FRIEDLAND

Str. n. Allenburg

Mühlen Fliefs

Str. v. Eylau

Schippenbeil

Allo

Str. v. Eylau

Georgenau

Posthenen

Sortlack

Allenau

Mühle

Bothkeim

Abbarthen

Brunhof

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig.

1/2 1 2 3 4 dtsch. Meile | 15 = 1 Aequatgrd.

1000 2000 3000 4000 5000 Schritt

Lith. Anst. v. H. Delius.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

Bd.: 3, Lfg. 73 (1849) - 77

Leipzig 1849

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/4Hist.pol.3,79(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11062096-9